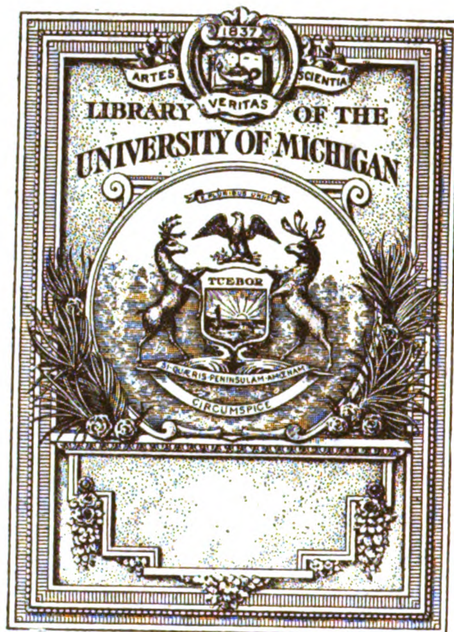

B 3 9015 00236 901 8
University of Michigan – BUHR


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE

GRENZFRAGEN

DES

NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

BEGRÜNDET VON

DR. L. LOEWENFELD UND **DR. H. KURELLA.**

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN
DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

HOFRAT DR. L. LOEWENFELD
IN MÜNCHEN.

DREIZEHNTER BAND (HEFT 83—88).

Inhalt:

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1912.

Druck der Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Psychiatrisch-genealogische Untersuchung

der

Abstammung König Ludwigs II.

und

Ottos I. von Bayern.

Von

Professor Dr. W. Strohmayer
in Jena.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1912.

Inhalts-Übersicht.

I.
Einleitung.

In seinem trefflichen Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie[1]) sagt Lorenz bei der Besprechung der Vererbung pathologischer Eigenschaften, dass der bekannte tragische Fall im bayrischen Königshause eine psychiatrisch-genealogische Untersuchung leicht ermöglichen würde. Dennoch war er überzeugt, dass sie nichts zu Tage fördern könnte, als eines der grössten Rätsel, das der psychiatrischen Wissenschaft gestellt sei und bei dem die ganze Erblichkeitslehre ins Schwanken geraten dürfte[2]). Wenn ich mich trotzdem an die Lösung dieses Rätsels heranwage, so ist es nicht, weil ich die Schwierigkeiten verkenne, die dem genealogischen Nestor vorschwebten. Im Gegenteil! Wie gross diese sind, weiss niemand besser zu schätzen als ich, da ich bei allen meinen psychiatrisch-genealogischen Versuchen als Arzt die Sachkunde und den umfassenden Blick des Historikers natürlich schwer vermisste und oft nur zögernd tasten konnte, wo der Fachmann leicht und sicher zugreift. Auch der vorliegende Deutungsversuch wird auf ein grosses Maß von Nachsicht bei den berufsmäßigen Geschichtskennern Anspruch erheben dürfen. „On ne s' improvise pas historien" (Galippe). Aber selbst auf die Gefahr hin, manchmal in die historische Irre zu gehen, habe ich den Schritt gewagt[3]). Denn ein Psychiater muss ihn wagen, die Historiker tun es nicht. Und wenn sie es täten, so müssten sie nicht weniger bei der Psychiatrie um Indemnität nachsuchen, als ich es heute bei der Geschichtswissenschaft muss[4]). Soweit die formellen

[1]) O. Lorenz, Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie. Berlin W. Hertz. 1898.

[2]) l. c. S. 463, Anm. 1.

[3]) Vergl. die vorläufige Mitteilung im Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-Biologie. 1910, Heft 1.

[4]) Lorenz ist selbst ein Beispiel dafür. Da ihm die Kenntnisse des Psychiaters fehlten, kam er bei der Besprechung der Vererbung pathologischer Eigenschaften (l. c. S. 434 f.), wo er König Georg III. von Hannover und den Prinzen Johann Friedrich VI. aus dem Hause der älteren Ernestiner anführt, zu der betrüblichen Schlussfolgerung, dass die Vererbungsfrage vor dem Problem des Atavismus still steht. Dass dies falsch ist und dass gerade diese beiden Fälle von Geisteskrankheit nebst den von Lorenz herangezogenen scheinbaren Unerklärlichkeiten nicht das beweisen, was er dartun wollte, davon kann sich jeder überzeugen, der die Ahnen-

Bedenken! Inwieweit der Lorenzsche Pessimismus sachlich zutrifft, sollen meine Darlegungen erweisen. Jede Verbesserung von fachmännischer Seite ist mir willkommen. Wenn mir bloss die Genugtuung bleibt, dass meinem Unterfangen der heuristische Wert einer Arbeitshypothese nicht abzusprechen ist! Vielleicht sieht sich daraufhin der eine oder andere veranlasst, ähnliches Material zu sammeln, das sonst als Nebenprodukt bei historisch-genealogischen Arbeiten unbeachtet und ungenützt unter den Tisch fällt. Neben dem sachlichen Endzweck meiner Untersuchung, den ich selbst nicht überschätze, leitet mich aber auch noch eine methodologische Absicht, wenn ich eine Erblichkeitsfrage aus der psychiatrischen Domäne der breiteren Öffentlichkeit vorlege. Ich möchte einer Betrachtungsweise der Erblichkeitswirkungen, für die ich seit Jahren eintrete, zu der Anerkennung verhelfen, die ihr nach den eindeutigen Erfahrungen der Hippologie gebührt.

Wert und Ziel der Ahnentafelbetrachtung.

Eine Ahnentafel zu deuten ist ein reizvolles Problem. Aber es erhebt sich dabei die prinzipielle Frage, ob von einem derartigen Versuche eine Förderung der Erblichkeitsforschung zu erwarten ist. Wir müssen uns darüber klar sein, dass das tiefste Verständnis des Wesens der Vererbung eigentlich nur die Biologie in ihren zahlreichen Züchtungsexperimenten vermitteln kann und dass der Mensch deshalb kein dankbares Objekt für Erblichkeitsuntersuchungen im biologischen Sinne ist, weil es sich bei ihm nur darum handeln kann, die Experimente nachträglich zu betrachten, die das Leben vielfach, um nicht zu sagen meistens, wahllos angestellt hat (W. Weinberg[1]). In einer Zeit, wo die Biologie Tatsachen von der Tragweite der Mendelschen Vererbungsregeln gefunden hat, erscheint das Sammeln von historisch-genealogischem Material und das Studium der Erblichkeitsverhältnisse auf Grund von Ahnentafeln recht veraltet. Die ganz exakten Erblichkeitsforscher machen sich deshalb über die „Ausgrabung“ von Stammbäumen lustig, deren Aufstellung jeglicher Genauigkeit heutigen biologischen Denkens spotte. Auch ich bin mir nicht im Unklaren über die Schwächen genealogischer Untersuchungen, die aus dem ungenügend grossen Materiale, der ungleichmäßigen Zuverlässigkeit der überlieferten Angaben und aus der häufigen Ignorierung äusserer Momente und sozialer Faktoren (Keimesschädigungen, Milieu.

tafeln dieser beiden sog. psychopathischen „Einzelerscheinungen“ mit psychiatrischem Auge liest. Auch die Bemerkung von Lorenz über die Folgen der Trunksucht (l. c. S. 388, Anm.) ist unhaltbar. Denn wenn es für ein Individuum auch ein genealogisches Verdienst darstellen mag, die Stammutter von Dynastien zu sein, so beweist dies für seinen biologischen Wert rein gar nichts.

[1]) W. Weinberg, Über den Nachweis der Vererbung beim Menschen. Jahreshefte des Vereins für vaterl. Naturkunde in Württ. 1908.

einseitige Auslese) sich ableiten. Aber ich halte trotzdem die Untersuchung genau durchgeführter Ahnentafeln unter dem Gesichtswinkel der Vererbung aus zwei Gründen für keine Luxusarbeit oder spielerische Liebhaberei, sondern für eine wirksame Unterstützung der Bestrebungen, Licht in das geheimnisvolle Dunkel des Erbganges zu bringen.

Einmal gibt uns die Ahnentafel eines Individuums eine Übersicht derjenigen seiner Ahnen, die bestimmte Eigenschaften des Probanden durch ihr Keimplasma beeinflusst oder mitbestimmt haben können. Wenn wir also überhaupt der Frage nähertreten wollen, wie die Ahnen auf die Nachkommenschaft nicht nur allgemein erblich „belastend", sondern im Detail vererbend wirken, so kann nur die Familienforschung eine Antwort geben und zwar an der Hand der Ahnentafel, die von Generation zu Generation die Zeugungen bucht, denen ein Individuum letzten Endes sein Dasein verdankt.

Zum anderen: Woher soll uns das Heil schliesslich kommen? Die statistischen Methoden, deren Resultate ich keineswegs gering schätze, scheinen mir mit der hervorragenden Arbeit Diems[1]) an der äussersten Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt zu sein. Ich begrüsse ferner die modernsten Bestrebungen, auch beim Menschen die Erblichkeitstatsachen dem Schema der Mendelschen Regeln einzufügen und die Theorie der Vererbung auf mathematische Grundlagen zu stellen (Bateson[2]), Weinberg[3]), Fischer[4]) Haecker[5]), Plate[6]) u. a.). Man kann sich der Einsicht nicht verschliessen, dass wir damit an einem Wendepunkte radikalster Art angelangt sind, wo es sich darum handeln kann, die gesichertsten Vorstellungen der klinischen Vererbung aufzugeben. Der Kernpunkt der Mendelschen Lehre, die Theorie von der „Reinheit der Gameten" ist unverträglich mit althergebrachten Begriffen von der genealogischen Wertigkeit der einzelnen Merkmale. die doch bisher für die menschliche Vererbung — physiologisch und pathologisch — maßgebend war. Die gesetzmäßige Wertigkeit der Merkmale, die unabhängig ist von der Ausprägung an Eltern und Voreltern, wie sie uns die experimentellen Vererbungsergebnisse dartun,

[1]) Diem, Die psychoneurotische erbliche Belastung der Geistesgesunden und Geisteskranken. Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-Biologie 1905.

[2]) Bateson. Mendelian heredity and its application to man. Brit. med. Journ. 1906, II.

Derselbe. Mendels principles of heredity, Cambridge 1909.

[3]) W. Weinberg, l. c.

[4]) Fischer, Ein Fall von erblicher Haararmut und die Art ihrer Vererbung. Arch. f. Rassen- und Gesellschafts-Biologie 1910.

[5]) Haecker. Die Habsburger Lippe. Verh. d. deutschen Zoolog. Ges. 1911 und Zeitschr. f. indukt. Abstammungslehre 1911.

[6]) Plate, Ein Versuch zur Erklärung der gynephoren Vererbung menschlicher Erkrankungen. Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-Biologie 1911.

scheint Grundideen der alten Hereditätslehre erschüttern zu wollen.[1]) Die Gesamterscheinung, der sogenannte Habitus der gepaarten Eltern, ihre Paarungsweise und ihre „Individualpotenz“ sollen sich auflösen in die gesetzmäßige Übertragung einzelner paarweise in Konkurrenz tretender Unterscheidungsmerkmale. Meine Überzeugung ist, dass wir um Mendel und seine Entdeckungstat nicht mehr herumkommen, sondern von ihr vieles zu erwarten haben werden, was uns bisher die Erblichkeitslehre schuldig blieb. Aber dem Übereifer gegenüber, der bereits nach den ersten Anläufen alles für „unwissenschaftlich“ halten möchte, was nicht unter dem Gesichtswinkel des Mendelismus betrachtet wird, möge der Hinweis darauf erlaubt sein, dass aus selbstverständlichen Gründen die generelle Anwendbarkeit der Mendelschen Regeln auf den Menschen immer undurchführbar sein wird. Ich sehe ganz davon ab, dass menschliche Paarungen und die Bastardierungsexperimente Mendels nicht identisch sind. Auch aus anderen Gründen wird die Untersuchung normaler und krankhafter Merkmale im Sinne Mendels schweren Störungen unterliegen, weil bei der menschlichen Fortpflanzung eine Reihe von Faktoren mit der reinen Erblichkeit in Konkurrenz tritt (Keimesschädigungen und intrauterine Schädlichkeiten), die klare Vererbungsbilder trüben müssen. Was schliesslich die Proportionen bei den Mendelschen Spaltungsregeln betrifft, so erscheint mir ihre Feststellung beim Menschen, wo die Generationsprozesse und die natürliche Vollendung der Kinderproduktion den mannigfachsten Beschränkungen unterliegen, geradezu Willkür. Nun ist mir wohlbekannt, dass bereits eine Anzahl von normalen und pathologischen Vererbungstatsachen gefunden geworden sind, die sich in dem Mendelschen Schema unterbringen lassen. Aber ich glaube, dass das Werkzeug, des sich bislang z. B. bei der Untersuchung der Vererbung der Augenfarbe, gewisser Fingeranomalien, des angeborenen Stars, der Mehrlingsgeburten, der Haararmut und der sogenannten „gynephoren“ Krankheiten (Hämophilie etc.) nur mit Ausnahmen bewährte, sich erst recht als stumpf herausstellen wird, wenn man an die Erblichkeit normaler oder gar krankhafter psychischer Eigenschaften herangeht. Hier handelt es sich ja nicht um eindeutige, fertige Merkmale. In unserem psychischen Geschehen gibt es, wie kaum sonstwo, fliessende Übergänge, nicht nur von einer Krankheitsform zur anderen, sondern auch von der Norm zum Krankhaften. Vererbt wird bekanntlich nur die Disposition zur psychischen Erkrankung, und es hängt von den mannigfachsten Umständen des Individuallebens ab, ob die latente Disposition zur manifesten Krankheit wird oder nicht. Wie soll man

[1]) Vgl. Jendrassik, Über die Frage des Knabengeburten-Überschusses und über andere Hereditätsprobleme, Deutsche med. Wochenschr. 1911. Nr. 38.

vollends für die Mendelschen Proportionen die Individuen taxieren, die im zarten Kindesalter oder in der Jugend starben, wo doch die meisten psychischen Erkrankungen erst später auftreten? Schwierigkeit über Schwierigkeit! Hier werden wir uns vorderhand wohl vergeblich mit Mendelismus plagen. In Anbetracht des immer weiter sich vollziehenden Ausbaus der Faktorenhypothese und der schon recht komplizierten „Erbformeln" bei der Kreuzung simpler Farbenmerkmale, z. B. bei Mäusen und Kaninchen wird man mir Recht geben. Die Skepsis, ob es jemals gelingen könnte, die bewunderungswürdigen Ergebnisse der experimentellen Vererbungslehre für verwickelte pathologische Zustände des Menschen zu verwerten, muss bis an die Grenze der Hoffnungslosigkeit wachsen durch die Erkenntnis, dass äusserlich sichtbare Eigenschaften (Aussenmerkmale) und die durch die Bastardierungsanalyse erkennbar gewordenen „Erbeinheiten" durchaus verschiedene Dinge sind [1]).

Wollen wir daher in der Psychiatrie Vererbungs- und Variationserscheinungen untersuchen, so gibt es einstweilen nur einen, freilich bescheidenen Weg, den der psychologischen Vergleichung der einzelnen Glieder einer den Kausalnexus der Verwandtschaft ausdrückenden Ahnentafel. Ich halte auch heute noch die genealogische Betrachtung einer solchen für berechtigt, indem man sich der Fragestellung bedient: wie und auf welchem Wege von höheren Ahnenreihen her sich eine bestimmte Kombination von Eigenschaften auf ein Individuum vereinigt hat.

Die Biologen [2]) nehmen mit Rücksicht auf die Vorgänge bei der Befruchtung (Reduktionsteilung) und speziell auf die Wahrscheinlichkeitsverhältnisse der Chromosomenmischung bei der Vereinigung der väterlichen und mütterlichen Keimsubstanzen (vergl. später) an, dass von weiter zurückliegenden Ahnen aus kaum ein Einfluss oder nur ein verschwindend geringer auf einen im Mittelpunkte der Betrachtung stehenden Probanden geltend gemacht werden könne. Darum möchte das Studium einer Ahnentafel bis zur Reihe der 32-Ahnen überflüssig erscheinen. Wie denn auch z. B. Weinberg [3]) empfiehlt, man solle sich bei der Betrachtung der Vererbung ruhig auf die Generation der Eltern und Grosseltern beschränken. Freilich, für den Nachweis der familiären

1) Vgl. Haecker, Allgemeine Vererbungslehre, Braunschweig, Vieweg & Sohn 1911. — E. Baur, Einige Ergebnisse der experimentellen Vererbungslehre. Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien 1908. — Derselbe, Einführung in die experimentelle Vererbungslehre. Berlin 1911, Gebrüder Bornträger.

2) Vgl. H. E. Ziegler, Die Vererbungslehre in der Biologie, Jena, Gustav Fischer, 1905.

3) Weinberg, Pathologische Vererbung und genealogische Statistik, Deutsches Arch. f. klin. Medizin, Bd. 78, 1903.

Belastung eines Individuums überhaupt sind ausgedehnte Ahnentafeln nicht nötig, da nur die nächsten Verwandtschaftsgrade „belasten". Es wäre ein Unding, für die Geisteskrankheit eines Probanden des 19. Jahrhunderts einen geisteskranken Ahnherrn des 16. schlechtweg verantwortlich zu machen. Ich suche bei der Vertiefung in eine Ahnentafel zum Zwecke der Erkennung psychopathologischer Erblichkeitsverhältnisse doch mehr und anderes: Den Nachweis darüber, was im Erbgange einer Familie ein Individuum aufs andere überträgt, unter welchen Bedingungen in einer Ahnenreihe sich Erbmasse zum Guten und Bösen häuft, warum sie sich in gewissen Generationen vermindert und welche Produkte durch das Zusammentreffen fremdartiger oder gleichsinniger Erbtendenzen entstehen.

Glücklicherweise fehlt es uns nicht an dem erfolgreichen, ich möchte beinahe sagen, klassischen Beispiel. Die Hippologen sind uns als Wegweiser vorangegangen. Sie haben das Prinzip der Ahnentafelbetrachtung lange vor den Genealogen erkannt und vorteilhaft genützt. Die Hippologie kann für uns — trotz der über den „anthropokratischen Rassestall" witzelnden Richtung des Erblichkeitsnihilismus — in mehr als einer Hinsicht vorbildlich werden und es wird gut sein, wenn die von den Vererbungstheoretikern gezogenen allzu skeptischen Schlüsse über Vererbungsmöglichkeiten aus höheren Ahnenreihen her auf ihre Stichhaltigkeit an den Beispielen gerade der hippologischen Vererbungspraxis geprüft werden.

Manche Autoren verwerfen zwar die genealogische Erblichkeitsforschung nicht, sehen aber ihren Hauptzweck nicht im Retrospektiven, sondern im Sammeln lückenlosen Tatsachenmaterials nach biologisch-medizinischen Grundsätzen zur Ordnung durch kundige Hand in der Zukunft. Gegen diesen „Wechsel auf Sicht" ist nichts zu sagen. Aber ich glaube, dass man eine Arbeit, die man heute leisten kann, nicht seinen Urenkeln zu überlassen braucht. Da, wo die Geschichte schon Material gehäuft hat, kann man ruhig zugreifen. Man muss sich nur der Grenzen bewusst bleiben, innerhalb deren die psychiatrisch-genealogische Forschung Erfolge verspricht. Auch von ihr soll man nicht Unmögliches verlangen, und Lücken in unserer Erkenntnis wird es immer geben.

Es wäre ein enttäuschungsreicher Irrtum, wenn jemand glaubte, er könne die Zusammensetzung und die künftige Wirksamkeit der Eigenschaften jedes Durchschnitts-Individuums aus seiner lückenlosen Ahnentafel ablesen. Warum? Schon eine oberflächliche Überlegung zeigt, dass in der Vorfahrenschaft jedes einzelnen Menschen die verschiedensten hochkomplizierten Vererbungstendenzen, so verschieden, wieviel Einzelahnen vorhanden sind, durcheinanderschwingen, hier sich

summierend, dort sich ergänzend, anderswo sich aufhebend oder abstossend. Deshalb fällt es schwer, gewisse Qualitäten eines Menschen, in dem sich die Anteile so vieler Ahnenplasmen vereinigen, auf bestimmte Personen der Vorfahrenreihe zurückzuführen. Diese Aufgabe ist eher möglich in den Fällen, wo es sich um die Analyse besonders hervorragender Eigentümlichkeiten eines Menschen handelt, die das Leitmotiv bei der Untersuchung seiner Ahnen darstellen. Manche hervorstechende Familiencharaktere erhalten sich ungemein zäh in der Erbfolge eines Geschlechts, um zuweilen an einem Punkte des Erbganges eine bewundernswerte oder abschreckende Höhe der Ausbildung zu erreichen. Ein Beispiel einer derartig ergebnisvollen Untersuchung ist der Nachweis Sommers[1]), dass Goethes geniale Anlage in den geistigen Eigenschaften seiner Mutter vorgebildet sei und dass speziell seine mütterliche Grossmutter, Anna Margarethe Lindheimer, mit ihrer eingebrachten biologischen Erbmasse determinierend auf den Enkel gewirkt habe. Dabei erscheint mir der Schluss besonders bemerkenswert, dass bei Goethe die Sublimierung einer Familienanlage zur Höhe des Genies durch die dreifache Verknotung gleicher in der Familienfolge sich begegnender Valenzen (Lindheimer, Lukas Kranach und Soldan) begründet ist. Plötzlich taucht bei einem Mitglied einer Familie klar und deutlich eine Eigenschaft auf, neu für den Beschauer, sodass man an eine Neu- und Eigenerwerbung denken möchte. Und doch handelt es sich um ein Erbstück, das lange im Pedigree des einen Elters latent mitgeführt, sofort in Erscheinung tritt, wenn es seine Ergänzung oder Potenzierung in dem des andern findet. Dem Pferdekundigen sind dies geläufige Tatsachen. Aber auch für die menschliche Biologie kann man sich die potenzierende (nicht nur summierende) Kraft der Begegnung gleichsinniger Erbtendenzen nicht eindringlich genug vorstellen.

Ein Beispiel! Die prägnante Physiognomie des spanischen Königs Alfons XIII. ist männiglich bekannt und selbst der wenig Bewanderte weiss, dass das Charakteristikum in der Auffälligkeit ein altes Erbstück ist, die sog. habsburgische Lippe, besser gesagt: die dicke Unterlippe und der kräftig entwickelte, vor die obere Zahnreihe tretende Unterkiefer (Prognathismus inferior).[2]) Sein Vater war ein total anderer Typ, was seine Erklärung in dem offenen Geheimnis findet, dass dessen Grossvater Franz de Paula, Infant von Spanien, höchstwahrscheinlich kein

[1]) Sommer, Goethe im Lichte der Vererbungslehre, Leipzig, A. Barth, 1908. – Vgl. auch die Arbeit Crzellitzers über die Untersuchung der musikalischen Begabung in seiner Familie und die des musikalischen Wunderkindes Pilar Osorio (Zeitschr. f. angewandte Psychol. u. psychol. Sammelforschung III, pg. 216).

[2]) Vgl. Galippe, L'hérédité des stigmates de dégénérescence et les familles souveraines, Paris, 1905.

Sohn Karls IV., sondern einem Verhältnis der Maria Luise mit dem „Friedensfürsten“ Godoy entsprossen war, und dass auch die Vaterschaft des Franz von Assisi für Alfons XII. bei dem bekannten Lebenswandel von Isabella II. mehr als fraglich erscheint[1]). Durch drei aufeinanderfolgende männliche Vorfahren schien für die spanischen Könige das habsburgische Erbgut herausgezüchtet. Da heiratet Alfons XII. die österreichische Erzherzogin Maria Christine, und beider Sohn Alfons XIII. tritt mit der habsburger Lippe in ungeahnter Stärke hervor. Ein Blick auf seine Ahnentafel klärt die Situation mit einem Schlage. Die Königin-Mutter Maria Christine ist die Enkelin des Erzherzogs Karl von Österreich, der ein Enkel Karls III. von Spanien, ein markanter Träger der habsburger Lippe war. Das, wie die Ahnentafel zeigt, durch ganz aussergewöhnliche Inzucht im spanischen Mannesstamme gefestigte Merkmal war durch zwei outside-Zeugungen nur „verhüllt“ worden und bricht mit elementarer Gewalt hervor, sowie es durch die Heirat von Alfons XII. mit Maria Christine, die es ingezüchtet mitbringt, wieder „angeschnitten“ wird und seine Potenzierung findet.

Damit komme ich zu einem Angelpunkte unserer Betrachtungsweise: Nur in ingezüchteten Pedigrees lässt sich die Wirksamkeit bestimmter Erbkomplexe eindeutig erkennen und abschätzen. Bei der gewöhnlichen Paarung regiert allenthalben der Zufall; gleiche Anlagen treffen sich mit Sicherheit nur auf dem Wege der Inzucht. Gefestigte Eigenschaften, die auf Generationen hinaus richtung- und ausschlaggebend für das biologische und soziale Schicksal eines Geschlechts sein können, stammen aus ingezüchteten Erbmassen. Es wäre an der Zeit, dass das unsinnige Gerede von der Schädlichkeit der Inzucht aufhörte und dass man sich ernstlich darauf besänne, was sie wirklich leistet. Angesichts des überwältigenden Tatsachenmaterials, das z. B. de Chapeaurouge[2]) vom englischen Vollblutpferde und vom Shorthornrinde zusammengestellt hat, sollte sich jeder schämen, der Nachbeter von Irrtümern zu sein, die auf der Verwechslung elementarer Begriffe beruhen. Dass die in der Tierzucht gewonnenen Erfahrungen nicht schlankweg auf menschliche Verhältnisse übertragen werden dürfen, weiss ich wohl. Immerhin glaube ich fest daran, dass eine systematische Prüfung menschlicher Ahnentafeln auf die Wirksamkeit der Blutsverwandtschaft ganz ähnliche Tatsachen zu Tage förderte, wie das planmäßige Studium der Vollblutpedigrees. So möchte ich für den Menschen ohne weiteres die Sätze unterschreiben, für die die Pferdezucht schlagende Beispiele kennt, dass die „Individualpotenz“ in erster

1) Vgl. Woods, Mental and Moral Heredity in Royalty, New-York 1906.

2) A. de Chapeaurouge, Einiges über Inzucht und ihre Leistungen auf verschiedenen Zuchtgebieten. Hamburg, F. W. Rademacher, 1909.

Linie von einem konsolidierten Pedigree abhängt, dass man zwar noch immer nach einem problematischen „besten Grade“ der Inzucht sucht, aber zweifellos in tadellosen Pedigrees selbst bei weitgetriebener Inzestzucht noch hervorragende Produkte erzielt, dass Fehler sich durch Inzucht ungeahnt cumulieren — was eben die Inzucht in Misskredit gebracht hat —, während Eltern, die mit dem gleichen Fehler behaftet sind, durch Inzucht auf korrekte Teile ihres Pedigrees gute Produkte liefern. Worauf ingezüchtet wird, kommt es ja allein an. Man hatte gut die Inzucht schlecht machen, wenn man diese Binsenwahrheit ausser acht liess. Leider ist der Kreis, der uns für die Betrachtung der Wirksamkeit durch Blutsverwandtschaft konsolidierter Erbmassen gezogen ist, betrüblich eng. Die wenigen guten Studienobjekte liefern uns die fürstlichen Dynastien [1]). Dass hier die Inzucht oft recht traurige Folgen haben musste, da jede Zuchtwahl mangelte, ist klar.

Aber damit sind die Momente, die man beim Ahnentafelstudium zu berücksichtigen hat, noch nicht erschöpft. Wie im Tierreiche die Frage der Scholle, des Klimas, der Ernährung und der Haltung eine hervorragende Rolle neben der Vererbung spielt, so darf man auch bei der Analyse einer Persönlichkeit nicht nur die Verhältnisse betrachten, die durch den Aufbau ihrer Ahnentafel bedingt sind. Man kommt sonst bei der Deutung normaler und pathologischer Eigenschaften zu ganz falschen Feststellungen. Allein schon mit Rücksicht darauf versteht es sich von selbst, dass man beim Menschen nicht alles in die Mendelschen Proportionen — wie in ein Prokrustesbett — hineinzwängen darf, nur um der lieben Uniformität willen. Welche Begriffsverwirrung könnte dadurch geschaffen werden, dass man Keimesschädigungen der Erzeuger im Individualleben durch Intoxikationen und Infektionen (Alkohol, Syphilis, Tuberkulose, Morphium etc.), die beim Nachkommen als angeborene Schäden zu Tage treten, ganz ausser acht liesse! „Angeboren“ ist nicht gleichbedeutend mit „ererbt“. Mit Recht hat ferner Sommer [2]) darauf aufmerksam gemacht, dass bei der Betrachtung von Familienschicksalen die Beziehungen zwischen Anlage und Zeitverhältnissen von grundlegender Bedeutung sind und dass ein inniger Zusammenhang zwischen dem Gehirnleben und der Geschlechtsdrüsenfunktion eines Individuums besteht, der sich in der Qualität der Nachkommenschaft zweifellos auf Grund zeitweiliger Abänderung der Beschaffenheit der Keimzellen ausdrückt. Man kann an den Kindern manchmal die jeweiligen inneren und äusseren Schicksale der Eltern in der Zeugungszeit ablesen. Da es sich dann streng

[1]) Die beste Arbeit, die historische Umsicht und medizinischen Blick in gleich hohem Maße bekundet, ist das umfängliche Werk von A. Brachet, Pathologie mentale des rois de France, Louis XI et ses ascendants, Paris 1903.

[2]) Sommer, Familienforschung und Vererbungslehre, Leipzig, A. Barth, 1907.

genommen um etwas handelt, was nicht in dem Kausalnexus der Ahnentafel liegt, so hiesse es mit der Stange im Nebel herumfahren, wollte man sie in solchen Fällen analysieren. In dem unserigen werden wir diese Gefahr nicht laufen. Wo, wie im bayrischen Königshaus die Repräsentanten einer Generation so deutlich und so gleichmäßig vom Verhängnis gezeichnet worden sind, kann man äussere oder gar zufällige generative Momente ausschliessen. Da hat sich ein Knoten geschürzt, der auf die Betrachtung der endogenen Qualitäten der Ahnen zwingend hinweist.

Was dabei Stamm- und Ahnentafel, jede für sich leistet und nicht, habe ich schon früher[1]) eingehend erörtert. Man sollte meinen, ihr verschiedener Zweck, der in ihrem total verschiedenen Aufbau begründet ist, müsste jedem einleuchten. Für die Beurteilung des einzelnen Individuums bezüglich seiner ererbten Qualitäten ist die die von Generation zu Generation sich verdoppelnden Elternpaare aufweisende Ahnentafel maßgebend, und nur sie, die sämtliche Collateralen (Onkel, Tanten, Vettern, Basen etc.) ausschliesst. Und das mit Recht, weil der Mensch physiologische und pathologische Güter von diesen nicht erben kann. Will man sich Erblichkeitsüberblicke über Familien verschaffen, so kann uns nur die Stammtafel helfen, da nur sie mit der Darstellung der vollzähligen Deszendenz eines Stammpaares ein erschöpfendes Bild der Stärke und Verteilung der Vererbungstendenz in einer Familie gibt.[2]) Aber selbst mit der sachgemäßen Erkennung dieses Unterschiedes ist es noch nicht getan. Das Verständnis der Ahnentafel knüpft sich an die Fähigkeit, sie richtig zu lesen. Eine Ahnentafel will nicht nur zerpflückt sein. Ihr voller Sinn wird auch durch die genaueste Kenntnis ihrer Einzelheiten nicht erfasst. Sie ist wie ein Akkord, dessen Wohllaut oder Missklang sich am besten beim gleichzeitigen Anschlag aller Töne kundgibt. So gewinnen auch Details einer Ahnentafel erst dann das rechte Gesicht, wenn sie zusammengefasst bewertet werden, indem man geschlossene Erbschaftsmassen miteinander vergleicht und gegeneinander abschätzt. Es ist eine helle Freude zu sehen, wie die Hippologen mit dem Pedigree umgehen und mit dem Pedigree in der Hand zielbewusst züchten. Züchten im Sinne der Hippologen können wir leider nicht, aber lernen können wir von ihnen, dass wir mit den simplen und plumpen Belastungsvorstellungen einseitigster Art in Erblichkeitsfragen nicht mehr auskommen, sondern dass sich nur in pedigreemäßiger

[1]) Strohmayer, Zur Kritik der Feststellung und Bewertung psychoneurotischer erblicher Belastung. Arch. f. Rassen- und Gesellschafts-Biologie, 1908.

[2]) Die von Crzellitzer vorgeschlagene Sippschaftstafel ist eine sehr praktische Vereinigung von Ahnen- und Stammtafel.

Beleuchtung starre Belastungswerte zu Grössen wandeln, von denen der Züchtungserfolg ebenso abhängig wird, wie eine Schachspielregel von der Kombination des Gegners. Pedigreeteile, die bei dem einen Anschluss verhängnis- oder mindestens bedeutungsvoll sind, werden bei einer anderen Konstellation vollkommen wirkungslos und andere vorher kaum beachtete Momente erlangen wiederum ausschlaggebende Valenz.

Ich glaubte, diese einleitenden Bemerkungen zum Verständnis meiner nachfolgenden Ausführungen schuldig zu sein. Sonst hätte es jemand merkwürdig finden können, dass ich mit einer gewissen Hartnäckigkeit an der Ahnentafelbetrachtung zum Studium der Erblichkeit festhalte und dabei mit ebensoviel Selbstverständlichkeit menschliche Probleme in hippologische Beleuchtung rücke.

II.

Die Geisteskrankheit Ludwigs II. und Ottos I.

Beide waren Söhne des Kronprinzen Maximilian (nachmaligen Königs Max II.) von Bayern und seiner Gemahlin Marie, Tochter des Prinzen Wilhelm von Preussen und der Amalie Marie Anna, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg. Ludwig wurde am 25. August 1845, Otto am 27. April 1848 — angeblich infolge der Aufregungen jener hochpolitischen und für das bayrische Königshaus durch die Abdankung Ludwigs I. bedeutsamen Tage zu früh — geboren. Otto, der unglückliche König, lebt bekanntlich noch heute in tiefer geistiger Umnachtung in seinem Schlösschen Fürstenried. Früh senkte sich die Geisteskrankheit auf den Jüngling. Schon 1876 wurde er entmündigt und trat vom Schauplatze des Lebens ab. Man braucht kein grosser Psychiater zu sein, um hier die Diagnose zu stellen. Die Form des Jugendirreseins, die wir mit Kraepelin als Dementia praecox bezeichnen und die in den schwersten Fällen zur Verblödung führt, hat Otto betroffen. Kurz und ziemlich klanglos war bei ihm die Dämmerung, der die lange geistige Nacht folgte. Um so packender für jedes fühlende Menschenherz, im wahrsten Sinne des Wortes tragisch vollzog sich das Geschick seines Bruders Ludwig. Auch über seine Krankheit herrscht volle Klarheit. Das kaum eine Seite fassende Gutachten, das v. Gudden, Hagen, Grashey und Hubrich unter dem 8. Juni 1886 abgaben, lässt in seiner Prägnanz keine Missdeutung zu: Ludwig II. litt an chronischer Paranoia (Verrücktheit).

Wenn wir seine Krankheitsgeschichte [1]) überblicken, deren einzelne Symptome die Grundpfeiler seiner Denk- und Handlungsweise geworden sind, so begegnen wir keinem Zuge, der dem Irrenarzte bei dem Paranoiker

[1]) Vgl. Karl v. Heigel, König Ludwig II. von Bayern, Stuttgart 1893. Adolf Bong & Co. — Seine warmherzigen Ausführungen treffen, da sie „nicht nur aus tiefstem Mitgefühl für den unglücklichen Fürsten, sondern in berechtigter Notwehr“ geschrieben sind, nicht immer das Richtige. Es verschlägt aber ihrem Werte nichts, dass der Psychiater in vielen Punkten anders urteilen muss, als der Dichter und Historiograph. — Vgl. auch Kowalewskij, Wahnsinnige als Herrscher und Führer der Völker. München, Verlag der ärztl. Rundschau, 1910.

nicht vertraut wäre. Selbstverständlich kleidet sich die Paranoia des Königs in ein anderes Gewand als die des gewöhnlichen Sterblichen. Überdies sehen wir bei Ludwig in interessanter Weise, wie äussere Momente die Psychose wandeln. Was soll ich von den Einzelheiten der Krankheit sagen! Ihre Höhepunkte sind uns Zeitgenossen noch in frischer Erinnerung. Sicher reichen die Anfänge der Erkrankung bis in die 60er Jahre zurück. Schon 1867 berichtet die Umgebung von dem grossen Misstrauen, den Wutausbrüchen und den häufigen Kopfschmerzen des Monarchen. Seine Ansichten, Überzeugungen und Handlungen hatten von jeher etwas Springendes. Er kannte keine Konzentration. In der grössten Zeit unseres Vaterlandes, als alles begeistert war in den Hoffnungen des jungen deutschen Reiches, da krallte sich bei ihm der Dämon des Zweifels und krankhaften Misstrauens gegen die preussischen Verwandten fest; er hielt sogar Thron und Besitz für gefährdet und suchte allen Ernstes ein anderes Land, wo er ohne Kammer regieren könne, — auf den jonischen und ägäischen Inseln[1]). Sein Hang zur Einsamkeit ist bekannt: die bizarre Pracht seiner Schlösser genoss er allein: auf seinen nächtlichen, tollkühnen Wagen- und Schlittenfahrten, in den vielgenannten Separatvorstellungen im Theater duldete er keinen Begleiter. Vom Volke schloss er sich ab. Die offiziellen Festlichkeiten mied er, oft in letzter Stunde impulsiv absagend. Er schlief bei Tage und durchwachte die Nächte. Er war ein Schwärmer und Phantast, schwärmerisch in seinen Männerfreundschaften — man denke an die Episode mit Kainz —, phantastisch in seinen künstlerischen Neigungen und in der Auffassung seiner königlichen Stellung. Hier ist auch an den Wagnerkultus Ludwigs zu erinnern. Es ist erlaubt zu bezweifeln, dass er die hohe Mission Wagners in philosophischer und musikalischer Hinsicht ganz und richtig erfasste. Es scheint, dass die äussere Form der Wagnerischen Musikdramen in Ludwig präformierte romantische Seiten erklingen liess, dass er sich so enthusiastisch Wagnern in die Arme warf. Er kleidete sich als Pilger in Anlehnung an Tannhäuser und kopierte die Gestalt des Ritters Tristan. Der goldene Nachen auf dem Miniaturteiche in seinem phantastisch komponierten Wintergarten in der Münchener Residenz, wo er sich in der Rolle und Maske Lohengrins gefiel, und die Ausstattung seines dortigen Schreibzimmers, wo es von kleinen und grossen Schwänen aus Metall und Elfenbein, geschnitzten und gemalten, wimmelte[2]), zeigen die Auswüchse der auf das Äusserliche gerichteten Beeinflussung Ludwigs durch die Wagnersche Muse.

[1]) Vgl. Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. II. Bd., pag. 385.

[2]) Vgl. Luise von Kobell, Unter den vier ersten Königen Bayerns. 2 Bde. München 1894.

Die übertriebene Imitation Ludwigs XIV. in dem Baustile und der Innendekoration seiner Schlösser hat zweifelsohne einen Stich ins Krankhafte schon frühzeitig gehabt, wenn man auch bei einem Könige nicht jede Kleinigkeit als „Grössenwahn" anzusehen braucht. Dass aber Ludwig II. sicher ein krankhaft gehobenes Selbstgefühl und schliesslich eine grössenwahnhafte Auffassung seiner Majestät hatte, beweist die von ihm zwischen sich und der eigenen Mutter aufgerichtete Schranke königlicher Unnahbarkeit und sein deplaziertes Ideal von der absolutistischen Herrlichkeit des Monarchen im Stile Ludwigs XIV., dem er zusteuerte.

In den 80er Jahren ging es unaufhaltsam und in schnellem Tempo dem Ende entgegen, mehrten sich die Züge, die neben der Formung der Verrücktheit auf dem Boden einer psychopathischen paranoiden Konstitution auf intellektuellen Verfall deuten. Jede Rücksichtnahme auf die Staatsraison schwand. Wochenlang empfing der König keinen Minister zum Vortrag oder unterbrach die Besprechung der ernstesten Angelegenheiten wegen irgendwelcher Lappalien, die die augenblickliche Laune gebar. Wichtige Befehle übermittelte er nicht den verantwortlichen Beamten, sondern Domestiken, die im Günstlingsverhältnis zu ihm standen. Ein Spiel der Motive gab es für den König nicht mehr. Jeder impulsive Wunsch heischte schnellste Erfüllung zur Vermeidung schlimmster Wutausbrüche. Sinnestäuschungen des Gehörs und Gesichts suchten den Kranken heim, die misstrauischen Beeinträchtigungsideen steigerten sich. Es kamen schwere Erregungszustände vor, in denen der König tanzte, sprang und hüpfte. Auch katatonische Erscheinungen (z. B. stundenlanges Stehen auf einem Fleck) sollen beobachtet worden sein. Gegen seine zunehmende Schlaflosigkeit nahm der König missbräuchlich grosse Dosen von Chloralhydrat. Seine Psychose trug ihn fort aus Raum und Zeit. Er identifizierte sich mit Ludwig XIV., tafelte mit Marschällen, Künstlern und Architekten aus dem Zeitalter des Sonnenkönigs und hielt mit den unsichtbaren Gästen, denen serviert werden musste, stundenlange Tafelgespräche. Die Verschwendung Ludwigs zeigte schliesslich auch bei mildester Beurteilung nicht mehr das bescheidenste Maß von Berechnung. Es spricht für Urteilsschwäche, wenn er seiner Finanznot, als alle Quellen versiegten, durch Einbruch in die Banken des Landes abzuhelfen befahl. Die Wutausbrüche mit Tätlichkeiten gegen die Umgebung, die Manie des Königs, Leute zur „Bastille" zu verurteilen, die Vernachlässigung jeglicher Geschäfte und Pflichten, ja selbst der eigenen Sauberkeit zwangen zu dem schweren Entschluss der Einsetzung der Regentschaft für ihn und der öffentlichen Anerkennung seiner Geisteskrankheit. Die Katastrophe des 13. Juni 1886, bei der Ludwig und v. Gudden den Tod in den Wellen des Starnbergersees fanden, beschliesst

die Königstragödie. Der Selbstmord war wohl die Tat des von Verfolgungsideen geängstigten Paranoikers. Oder hat Ludwig den Tod gefunden bei einem missglückten Versuch, in die Freiheit zu gelangen? Eine Antwort darauf gibt es nicht. Der einzige Zeuge ist mit dem König verstummt.

Es wäre noch manches an der Persönlichkeit Ludwigs zu betrachten, was psychiatrisch von Belang ist. So darf der Pathograph an seiner Sexualkonstitution nicht wortlos vorübergehen. Seine auffallende Passivität, um nicht zu sagen, Abneigung gegen das Weib, sein merkwürdiger Verkehr mit ungebildeten Domestiken — man erinnert sich an den begünstigten Marstallfourier Hesselschwerdt — ein Hang zur Grausamkeit, von dem man verbürgte und unverbürgte Züge berichtet, gestatten, an homosexuellen Sadismus zu denken. Der König soll auch mit Sacher-Masoch Briefe gewechselt und sogar eine Zusammenkunft in den Tiroler Bergen gehabt haben.

Ludwig II. war eine männliche Schönheit. Sein Grossvater verglich ihn mit einem Adonis auf einem Wandgemälde in Pompeji. Seine Figur war imposant. In den letzten Lebensjahren neigte er zur Wohlbeleibtheit. Den Gang hatte der Enkel vom Grossvater Ludwig I. Berühmt sind seine grossen dunklen Augen, die so schwärmerisch und verträumt in die Welt blickten und von denen der bekannte Irrenarzt Morel gesagt haben soll, es seien unheimlich schöne Augen, worin der künftige Wahnsinn glänze.

III.

Basis und Aufbau der Ahnentafel Ludwigs II. und Ottos I.

Betrachtet man die markierte, die Verwandtschaftsverhältnisse deutlich hervorhebende Ahnentafel[1]) der beiden Bayernkönige rein pedigreemäßig, so sieht man auf den ersten Blick, dass das züchterische Übergewicht zweifellos auf der Mutterseite liegt, wo die stärkere Inzucht herrscht (vgl. Ahnentafel I). Die Eltern der Königin Marie sind Geschwisterkinder, ihre Grossmütter Schwestern aus dem landgräflichen Hause Hessen-Darmstadt. Damit ist aber die inzüchterische Konsolidierung Maries noch nicht erschöpft. Ihre mütterlichen Urgrosseltern (27 und 28) sind ebenfalls Geschwisterkinder aus dem gräflichen Hause Solms-Braunfels. Die wichtigste Verknüpfung zeigen aber ihre Urgrosseltern väterlicherseits (23 und 24), die braunschweigisches Blut in ihre Ahnenreihe einführen. Die Eltern der Luise Amalie von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel (49 und 50) sind Onkel und Nichte 2. Grades, während das Pedigree des Prinzen August Wilhelm von Preussen (23) folgenden ingezüchteten Aufbau zeigt (vgl. Ahnentafel II, S. 18).

Auf ihn vereinigt sich in einer Weise, wie sie kaum enger gedacht werden kann, Braunschweiger Blut: Seine Mutter stammt von Geschwisterkindern und heiratet ihren rechten Vetter. Zwei seiner Urgrosseltern (der grosse Kurfürst und die in der 8-Ahnenreihe doppelt vertretene Sophie von der Pfalz) sind überdies Geschwisterkinder aus pfälzisch-nassauischem Geschlecht.

Dem gegenüber erscheint die Anordnung in der Ahnentafel Max II. ziemlich matt. Wohl fehlt es auch hier nicht an inzüchterischer Konsolidierung. Seine mütterlichen Grosseltern (I, 9 und 10) sind Geschwisterkinderkinder, und seine Eltern sind ebenfalls verwandt, da sein Vater (I, 3) die Tochter seiner Kusine (I, 10) heiratet. Es ist aber klar, dass diese lockeren Verbindungen nicht

[1]) Vgl. Kekulé von Stradonitz, Ahnentafel-Atlas. J. A. Stargardt, Berlin 1898—1904.

Ludwig II. = Otto I. (IIX = Verwandtenehe).	1. Maximilian II., König von Bayern, 1811—1864.	3. Ludwig I., König von Bayern, 1786—1848. IIX	7. Maximilian I., König v. Bayern, 1756—1825.	* 15. Fried. Michael, Pfalzgraf v. Zweib.-Birkenfeld, 1724—1767.	● 31. Christian III., Pfalzgraf v. Birkenfeld, 1674—1735.
					O 32. Karoline v. Nassau-Saarbrücken, 1704—1774.
				16. Maria Franz. Doroth. Christ. Ernestine v. Pfalz-Sulzbach, 1724—1794.	33. Jos. Karl Em., Pfalzgraf v. Sulzbach. 1694—1729.
					34. Elisabeth Soph. Aug. von Pfalz-Neuburg, 1693—1728.
			8. Marie Wilhelm. Aug. v. Hessen-D. 1765—1796. ◩	▶+ 17. Georg Wilhelm, Prinz von Hessen-Darmst., 1722—1782.	▶ 35. Ludwig VIII., Landgraf v. Hessen-Darmst., 1691—1768.
					▷ 36. Charlotte v. Hanau-Lichtenberg, 1700—1726.
				18. Marie v. Leiningen, Dagsburg - Heidesheim, 1729—1818.	37. Christian, Graf von Leiningen-Dagsburg, 1695—1766.
					38. Katharina Polyxena von Solms-Rödelheim, 1702—1765.
		4. Therese v. Sachs.-Hildburgh., 1792—1854.	9. Friedrich, Herz. v. Sachsen-Hildb.-Altenburg, 1763—1834. IIX	19. Ernst Friedrich III., Herz. v. S. Hildburgh., 1727—1780.	+ 39. Ernst Friedrich II., Herzog von Sachs.-Hildb., 1707—1745.
					40. Karoline v. Erbach zu Fürstenau, 1700—1758
				20. Ernest. Aug. Sophie von Sachs.-W.-Eisenach, 1740—1786.	41. Ernst Aug. I., Herzog v. Sachs.-Weimar, 1688—1748.
					42. Soph. Charlotte v. Brandenburg-Bayreuth, 1713—1747.
			10. Charlotte Georgine Luise Fried. v. Meckl.-Str. 1769—1818	21. Karl II., Herzog von Mecklenbg.-Strelitz, 1741—1816.	43. Karl I. von Mecklenburg-Strelitz, 1708—1752.
					+ 44. Elisabeth Albertine von Sachsen-Hildb., 1713—1761.
				◩ 22. Frieder. Karol. Luise von Hessen-Darmstadt, 1752—1782.	▶+ 45. Georg Wilhelm, Prinz von Hessen-Darmstadt.
					46. Marie von Leiningen.
	2. Marie, Prinzessin von Preussen, 1825—1889.	5. Friedrich Wilh. Karl, Prinz v. Preussen, 1783—1851. IIX	11. Friedrich Wilhelm II., König v. Preussen. 1744—1797.	23. August Wilhelm, Prinz von Preussen, 1722—1758.	47. Friedrich Wilhelm I., König v. Preussen, 1688—1740. IIX
					48. Sophie Dorothee von Hannover-Grossbrit., 1687—1757.
				24. Luise Amalie von Braunschw.-Bevern-Wolfenbüttel, 1722—1780.	49. Ferdinand Albrecht II., Herzog v. Braunschw.-Bevern, 1680—1735. IIX
					50. Antoinette Amalie v. Braunschw.-Blankenburg, 1696—1762.
			12. Fried. Luise von Hessen-D. 1751—1805. ■	▶+ 25. Ludwig IX., Landgraf von Hessen-D. 1719—1790.	▶ 51. Ludwig VIII., Landgraf von Hessen-Darmstadt.
					▷ 52. Charlotte v. Hanau
				* 26. Karol. Luise Henr. Christ. v. Pfalz-Zw.-Birk., 1721—1774.	● 53. Christian III., Pfalzgraf v. Birkenfeld.
					O 54. Karoline v. Nassau-Saarbrücken.
		6. Amalie Marie Anna v. Hess.-Homburg, 1785—1846.	13. Friedrich V., Landgr. v. Hessen-Homburg, 1748—1820.	27. Friedrich IV., Landgraf v. Hessen-Homburg, 1724—1751. IIX	55. Kasimir Wilhelm, Landgraf von Hessen-Homburg, 1690—1726.
					56. Christine Charlotte von Solms-Braunfels, 1690—1751.
				28. Ulrike Luise von Solms - Braunfels, 1731—1792.	57. Friedr. Wilhelm, Graf v. Solms-Braunfels, 1696—1761.
					58. Soph. Magdal. von Solms-Utphe, 1707—1744.
			14. Karoline v. Hessen-D. 1746—1821. ■	▶+ 29. Ludwig IX., Landgraf v. Hessen-D.	▶ 59. Ludw. VIII., Landgr. v. Hessen-D.
					▷ 60. Charlotte v. Hanau-Lichtenberg.
				* 30. Karol. Luise Henr. Christ. v. Pfalz-Zw. B.	● 61. Christian III., Pfalzgraf v. Birkenfeld.
					O 62. Karoline v. Nassau-Saarbrücken.

Ahnentafel I.

Johann Sigismund	Georg Wilhelm 4597—1640.	Friedrich Wilhelm, d. grosse Kurfürst, 1620—1688.	Friedrich I. v. Preussen.	◐ Friedrich Wilhelm I. v. Preussen, 1678—1740.	August Wilhelm, Prinz v. Preussen, 1722—1758.
Anna v. Preussen					
Friedrich IV. v. d. Pfalz	x x Elisabeth Charlotte von der Pfalz.				
+ Luise Juliana v. Oranien					
Wilhelm v. Oranien	+ Friedr. Heinrich v. Oranien, 1584—1647.	Luise, Prinzessin v. Oranien, 1627—1667.			
Luise v. Coligny					
Joh. Albr. v. S.-Br.	Amalie v. Solms-Braunfels, † 1657.				
Elisabeth v. Sayn					
◀ **Wilhelm d. Jüngere**	Georg, Herzog v. Braunschw.-Lüneburg, 1582-1641.	▼ Ernst August von Hannover, 1629—1698.	■ Sophie Charlotte von Hannover, 1668—1705.		
Dorothee v. Dänemark					
Ludwig V., der Getreue	Anna Eleonore v. Hessen-Darmstadt.				
Magdalene v. Brandenb.					
Friedrich IV. v. d. Pfalz	x x Friedrich V. von der Pfalz.	✱ Sophie von der Pfalz, 1620—1714.			
+ Luise Juliane v. Oranien					
Jakob VI. v. England	Elisabeth Stuart von England.				
Anna v. Dänemark					
◀ **Wilhelm d. Jüngere**	Georg, Herzog v. Braunschw.-Lüneb.	▼ Ernst August v. Hannover.	■ Georg I. v. Hannover, 1660—1727.	● Sophie Dorothee v. Hannover, 1687—1757.	
Dorothee v. Dänemark					
Ludwig V., der Getreue	Anna Eleonore v. Hessen-Darmstadt.				
Magdalene v. Brandenb.					
Friedrich IV. v. d. Pfalz	x x Friedrich V. von der Pfalz.	✱ Sophie von der Pfalz.			
+ Luise Juliane v. Oranien					
Jakob VI. v. England	Elisabeth Stuart v. England.				
Anna v. Dänemark					
◀ **Wilhelm d. Jüngere**	Georg, Herzog v. Braunschw.-Lüneb.	▼ Georg Wilhelm, Herzog v. Braunschweig-Lüneb., 1624—1705.	◩ Sophie Dorothee v. Ahlden, 1666—1726.		
Dorothee v. Dänemark					
Ludwig V., der Getreue	Anna Eleonore v. Hessen-Darmstadt.				
Magdalene v. Brandenb.					
Alexander Desmiers d'Olbr.	Alexander Desmiers d'Olbreuse	Eleonore d'Olbreuse, 1639—1722.			
Maria Boudouin Fr. v. Peux u. Belleyeville					
Joachim Poussard v. Vaudré	Jaquette Poussard Fr. v. Vaudré.				
Susanne Guillart v. St. Disant					

Ahnentafel II.

aufkommen können gegen die doppelt und dreifach gefestigten Erbmassen auf der Mutterseite.

Schliesslich zeigt uns die Ahnentafel I, dass sich auch in den Eltern der beiden Bayernkönige gleichsinnige Vererbungsmassen treffen, die eine aus dem Hause Hessen-Darmstadt, die auf Ludwig VIII. zurückgeht, und die andere, die sich auf Christian III. von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld vereinigt.

In den höheren Ahnenreihen stossen wir auf einen Vorfahr, der mit überraschender Häufigkeit vertreten ist, auf Wilhelm den Jüngeren, Herzog von Braunschweig-Lüneburg. Wie er in den Aufbau des mütterlichen Teils der Ahnentafel unserer beiden Könige eingreift, zeigt ein Blick auf das Pedigree des Prinzen August Wilhelm von Preussen (vgl. Ahnentafel II). Sein Anteil ist aber noch grösser. Christian III. von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld (I, 31, 53, 61) ist der Urenkel von Karl von Zweibrücken, dessen Gemahlin Dorothea eine Tochter Wilhelms des Jüngeren war. Christians III. Gattin, Karoline von Nassau-Saarbrücken (I, 32, 54, 62) führt den Braunschweiger in der Reihe ihrer 32-Ahnen. Ebenda weist ihn Charlotte von Hanau-Lichtenberg (I, 36, 52, 60) auf[1]. So knüpft sich für die Bayernkönige ein Pedigree, in dessen höheren Ahnenreihen Wilhelm d. J. eine breite Basis bildet, die infolge der aus den Ahnentafeln I und II klar ersichtlichen Verwandtenehen eine für Ludwig II. und Otto I. bedeutsame hereditäre Konvergenz erfährt.

Auf die Rolle Wilhelms d. J. (geb. 4. VII. 1535) als pathologischen Erblassers hat schon Lorenz aufmerksam gemacht[2]. Die ganze Tragweite dieser Rolle, die namentlich im Hause Braunschweig-Hannover mit erschreckender Deutlichkeit hervortritt, hat er keineswegs erkannt. Von Wilhelm d. J. wird berichtet, dass er im Jahre 1581 in ein schweres „Gemütsleiden“ verfiel, das ihn zur selbständigen Führung der Regierungsgeschäfte unfähig machte, sodass er 2 Vormünder bekam. Dieser im übrigen sehr fruchtbare Herr, der 7 Söhne und 8 Töchter hinterliess, starb am 20. VIII. 1592, ohne dass man von einer Genesung hört. Die Art seiner geistigen Erkrankung lässt sich aus den mir bekannten historischen Angaben[3] nicht exakt diagnostizieren. Aus dem Zeitpunkt des Ausbruchs der Psychose (im

[1] Vgl. O. Forst, Ahnentafel Sr. kaiserl. und königl. Hoheit des Durchl. Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand von Österreich-Este. Wien und Leipzig, 1910, Halm & Goldmann (Tafel 11 und 15).

[2] l. c. pag. 433.

[3] Ich stütze mich in den ganzen folgenden Ausführungen zumeist auf die „Allgemeine deutsche Biographie“, Leipzig, Duncker & Humblot. Wo keine weitere Angabe gemacht ist, ist sie als die Quelle zu betrachten, aus der ich schöpfte.

46. Lebensjahre) und aus der Tatsache, dass der Kranke darnach noch 11 Jahre lebte, glaube ich schliessen zu dürfen, dass es sich um keine organische Gehirnkrankheit (etwa progressive Paralyse), sondern vielleicht um eine Psychose des Rückbildungsalters melancholischer oder wahnhafter (depressiver Wahnsinn, Kraepelin) Färbung handelte, also um eine sog. endogene, nicht auf äussere Schädlichkeiten (Syphilis) zurückzuführende und deshalb vererbungsfähige psychische Störung. Ob dabei Arteriosklerose mitspielte oder nicht, ist für unsere Fragestellung von sekundärer Wichtigkeit. Gleich seinem Ahnherrn, dem Herzog Welf, kam auch über ihn das Erbübel des Welfenhauses, die Blindheit.

Von einem anderen psychotischen Ferment aus dem Hause Jülich-Cleve, das unter den Wittelsbachern, Ernestinern und Hessen-Darmstädtern wirksam wurde, wird später des öfteren die Rede sein.

IV.

Die mütterlichen Ahnen Ludwigs II. und Ottos I.

Friedrich Wilhelm I., König von Preussen (I, 47).

Körperlich sehr kräftig, aber starr- und eigensinnig, blieb er trotz sorgfältiger Erziehung ungebildet und roh. Sein Temperament entbehrte jeglicher Zügelung und Beherrschung. Unter seinem Jähzorn hatten Frau und Kinder viel zu leiden. Seine ganze tyrannische Erziehungsbrutalität zeigt sich in der Behandlung seines Sohnes Friedrich. Seine maßlosen Wutausbrüche, sein zeitweiliges Schwanken zwischen mißmutiger Verstimmung, feindseliger Verbitterung, schroffster Selbstsucht, schwächlicher Verzagtheit und Zerknirschung mit frömmelndem Anstrich, namentlich in den Tagen seiner sehr häufigen Krankheitsheimsuchungen, stempeln ihn zum pathologischen Affektmenschen. Wollte man auch noch seinen Jähzorn passieren lassen, der Mangel jeglichen gemütlichen Ebenmaßes mit periodisch auftretenden hypochondrisch-melancholischen Umdüsterungen fällt bereits unter das ausgesprochen Psychopathische.

Am ausführlichsten berichtet seine Tochter, die Markgräfin Sophie Wilhelmine von Bayreuth, über ihn[1]). Ihre Schilderung ist stark subjektiv gefärbt; das lässt sich begreifen. Ich weiss wohl, dass die Schwester Friedrichs des Grossen von einzelnen Historikern nicht allzu glaubhaft genommen wird. Was sie über ihren Vater sagt, kann aber unmöglich alles erfunden sein. Die Charakterisierung der krankhaften Gemütsstimmungen trägt etwas ausserordentlich Prägnantes an sich, was ein Laie nur aus der unmittelbaren, erlebten Beobachtung schöpfen kann. Die Markgräfin erzählt, dass der König meist im Zusammenhang mit Nierenkoliken und Gichtanfällen hypochondrisch-melancholisch verstimmt war. Schon 1717 schreibt sie, dass

[1]) Vergl. Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, Margrave de Bareith, soeur de Frédéric le Grand, dépuis l'année 1706 jusqu'à 1742, Brunswick 1810. Die Denkwürdigkeiten sind unter dem Titel „Eine preussische Königstochter“ von Armbruster bei W. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München 1910 in etwas „gereinigter“ Ausgabe veröffentlicht.

er sich sehr selten in der Öffentlichkeit zeigte, weil „er eine Art von Hypochondrie hatte, die ihn melancholisch machte“. 1727 plagte ihn wieder die Hypochondrie, und in einer Anwandlung von Bigotterie liess er sich von dem Pietisten Francke aus Halle die Hölle heiss machen, hielt er Predigten im Familienkreise und trug sich mit dem Gedanken, die Krone niederzulegen und sich mit bescheidener Revenue nach Wusterhausen zurückzuziehen. Zwei Jahre später brachte ihn ein schwerer Gichtanfall soweit aus dem Gleichgewicht, dass er nicht nur von einem Wutexzess in den anderen geriet, wo er mit seinen Krückstöcken nach der Umgebung warf, sondern sich sogar in seinem Rollstuhl mit einem Stricke zu erdrosseln suchte. Von der in den Memoiren Wilhelminens breitest geschilderten Erziehungsbarbarei will ich ganz absehen, zumal der am meisten Betroffene, Friedrich der Grosse, grosszügig davon schweigt. „Nous avons de même passé sous silence les chagrins domestiques de ce grand prince. On doit avoir quelque indulgence pour la faute des enfants en faveur des vertus d'un tel père“ (Oeuvres historiques de Frédéric le Grand, Leipzig et Paris 1830, Tome I, pag. 266). So schreibt er von der hohen Warte seines Lebens über seinen Vater, bei dem Licht und Schatten nahe beieinander lagen. Denn Friedrich Wilhelms gerader Charakter und klarer und nüchterner Verstand, der sich in einer an Schwierigkeiten überreichen Regierungszeit glänzend bewährte, ist nicht zu übersehen. Er war rastlos tätig, das Muster eines Regenten in Pflichterfüllung und gönnte sich nur 2 Vergnügen: sein Tabakskollegium, wo neben der Pfeife leider auch der Krug eine erhebliche Rolle spielte, und die Jagd. Er wurde im Mannesalter übermäßig dick, litt neben dem Podagra an Herzbeschwerden und starb 52jährig an Wassersucht. Die gichtisch-arteriosklerotische Konstitution führte eine Herzinsuffizienz herbei, die in den letzten Lebensjahren dem König viel Leids brachte.

Die Herkunft der Mischung so differenter psychischer Qualitäten und der körperlichen Konstitution bei Friedrich Wilhelm I. ist an der Hand der Ahnentafel leicht zu analysieren (vergl. Ahnentafel II). Von seinem körperlich schwächlichen Vater Friedrich I., der mit Leidenschaft nach Glanz und Prunk strebte und eifrig französischer Sitte huldigte, hat er nichts geerbt. In ihm steckte etwas von dem Kerne des grossen Kurfürsten, der durch die Heirat mit seiner Base Luise von Oranien den Hohenzollern eine ingezüchtete Erbmasse zuführte, die ihnen trotz aller Fährlichkeiten in der Erbfolge auf Generationen hinaus Halt und Stärke verlieh und wahrscheinlich die Ursache ihrer Grösse geworden ist. Luise war die Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, eines der fähigsten Männer seiner Zeit, eines ausgezeichneten Feldherrn und gewiegten Diplomaten, und die Enkelin Wilhelms I. von Oranien, „eines Mannes, wie ihn Deutschland im 16. Jahrhundert, den einzigen Martin Luther

ausgenommen, nicht hervorgebracht hat, eines der grössten Politiker aller Zeiten und einer Persönlichkeit, die nicht allein auf den Ruhmestafeln der Geschichte, sondern auch in den Herzen der Menschen fortleben". Luise von Oranien übertrug die trefflichen Eigenschaften, die Frauenerbgut im Hause Oranien waren. Obwohl sie selbst nie eine politische Rolle spielte, war sie eine kluge Beraterin ihres Gatten, eine treue Mutter und eine milde tiefreligiöse Natur. Sie war eine würdige Tochter der schönen und geistvollen aber auch ebenso praktischen und ökonomischen Amalie Gräfin von Solms-Braunfels, eine Enkelin der Luise von Coligny und trägt noch deutlich den Stempel, den die hervorragende Mutter des grössten Oraniers, Juliane v. Stolberg (1506—1580), einer durch 17 Kinder weitverzweigten Familie aufdrückt.

Zu diesem Guten aus väterlichem Erbe gesellte sich bei Friedrich Wilhelm I. von der Mutterseite her das Schlechte. Sophie Charlotte von Hannover selbst ist zwar manifest einwandfrei. Sie heisst ja die „philosophische Königin" wegen ihrer hingebenden Verehrung für Leibniz und ihrer verständnisvollen Neigung für Philosophie und Religion, in manchen Stücken ihrer Mutter ähnlich, der „grossen Kurfürstin" von Hannover, Sophie von der Pfalz. Diese war eine eminente Frau von glänzenden Geistesgaben und bis ins hohe Alter von einer bewunderungswürdigen geistigen und körperlichen Rüstigkeit. Aber das Unglück kommt von den Männern. Sophie von der Pfalz ist die Enkelin Friedrichs IV., eines Potator strenuus, der alle Stigmata des Trinkers aufweist: regen Geistes und empfänglichen Gemüts, leichtsinnig und schwach, oft zerknirscht ob seines Lasters und doch stets rückfällig. Er starb, mit 29 Jahren schon schwer gichtleidend, steif und hilflos in den Beinen, schon mit 34 Jahren. Seine Frau Luise Juliane von Oranien war die Tochter der Anna v. Sachsen, einer „Säuferin hervorragender Art, die im Säuferwahnsinn gestorben ist" (Lorenz[1]). Beider Sohn Friedrich V., der Winterkönig, war in der Jugend schwächlich und verkümmert, ward aber ein stattlicher junger Mann, der mit 16 Jahren in die Ehe ging. Er war wohl klug, aber es fehlte ihm die Beharrlichkeit in der Arbeit, der starke Wille und die Selbständigkeit im Urteil. Hochfahrenden Geistes, liess er den Mannesmut vermissen und war unfähig, verwickelte Verhältnisse zu beherrschen. Glanz und Pracht liebte er wie der Vater und die Unmäßigkeit des Heidelberger Hofes blühte unter ihm weiter. Auch er starb jung, erst 36 Jahre alt. Trotz ihrer persönlichen Qualitäten ist es bei Sophie von der Pfalz nicht zu übersehen, dass sie aus einer mit Gicht gesegneten Säuferfamilie stammt. Die für die Psychopathie präparatorische Wirksamkeit des Alkoholismus und der

---

1) l. c. pag. 388. Anmerkung 1.

gichtischen Diathese ist bekannt. Zudem trifft sich bei den Eltern der Sophie Charlotte Gleiches mit Gleichem. Ihr Vater, Ernst August von Hannover, der Enkel Wilhelms d. J., der „Gentleman Deutschlands", soll zwar einer der schönsten Männer seiner Zeit gewesen sein. aber von einem Naturell, das zu Exzessen neigte. Er war ein Weiberheld und liebte den Trunk und die Freuden der Tafel. Mit zunehmendem Alter wurde er unmäßig dick und verlor ein Auge. Sein Vater. Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, der, ein Jahr nach der geistigen Erkrankung seines Vaters geboren, unter seinen vielen Brüdern das Heiratslos zog und den Stamm seines geisteskranken Vaters legitim fortpflanzte, heisst der „Odysseus des 30-jährigen Krieges". Er war ein Mann des Schwertes, aber unstet und flüchtig [1]).

So wird für Friedrich Wilhelm I. das oranische Erbe verschlechtert durch die leichtlebige, alkoholistische und gichtische Ascendenz aus der Pfalz und durch die minderwertige Descendenz eines geisteskranken Vorfahren im Hause Braunschweig.

Sophie Dorothee von Hannover (I, 48).

Sie war eine junonische Erscheinung und gebar ihrem Gemahl 7 Söhne und 7 Töchter. Sie liebte die Malerei und die Musik, und während ihr burschikoser Gatte im Tabakskollegium sass und pokulierte. unterhielt sie geistreiche Zirkel, in denen französisch gesprochen. politisiert und intrigiert wurde. Die Gräfin Voss [2]), der wir manche treffende Charakteristik des damaligen preussischen Hofes verdanken. meint, dass sie gut unterrichtet war und mit allen Menschen zu reden wusste. Sie sei aber mehr esprit acquis, als esprit inné gewesen (l. c. pg. 16). Fester [3]) nennt das auf gut deutsch „beschränkt".

[1]) Eine Fundgrube für intimere Charakteristik von Mitgliedern deutscher Fürstenhäuser ist die „Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation" von Dr. Eduard Vehse. Hamburg, Hoffmann & Campe, 1853. Es ist mir wohlbekannt, dass seine Angaben mit einer gewissen Vorsicht aufgenommen werden. Ich kann aber nicht annehmen, dass er da, wo er zeitgenössische Gewährsmänner anführte, schlechtweg unglaubwürdig ist. Zudem müssen wir darüber klar sein, dass wir von den uns am meisten interessierenden Qualitäten und Schwächen leider selbst in grossen Geschichtswerken so gut wie nichts verzeichnet finden. zumal wenn sie einem gekrönten Haupte gewidmet sind. Die Schattenseiten der Höfe sind oft nur durch Klatsch, „Indiskretion" und durch die Hintertreppe zur öffentlichen Kenntnis gelangt und es ist ein gewisses Verdienst von Vehse. dass er auch diese Quellen sammelte.

[2]) Neunundsechzig Jahre am preussischen Hofe. Aus den Erinnerungen der Oberhofmeisterin Sophie Marie Gräfin von Voss, 7. Aufl., Duncker & Humblot. Leipzig 1900.

[3]) Fester, Die Bayreuther Schwester Friedrichs des Grossen, Deutsche Rundschau 1901.

Aus den Memoiren ihrer Tochter, der Bayreuther Markgräfin, gewinnt man kein günstiges Bild von ihr und man begreift, dass z. B. von Noorden[1]) ihre Eitelkeit, welfische Gespreiztheit und kleinliche Ränkesucht zur gerechteren Würdigung der Schattenseiten ihres Mannes heranzieht. In religiöser Hinsicht fühlte sich Sophie Dorothee zu den „Stillen im Lande" hingezogen. Ihre Bilder zeigen eine Frau von grosser Körperfülle, auf den Gesichtszügen liegt ein Hauch von Traurigkeit und Resignation. Sie sagte einmal selbst von sich: „Wem der Geist frei und zufrieden lebt, wem die Welt lacht, der kann die Dinge anders ansehen, als wer beständig unter dem Drucke lebt." Das rohe und jähzornige Wesen des Gemahls legte ihr ein schweres Ehejoch auf. Aber ihr Naturell scheint auch einen ererbten Tropfen melancholischen Einschlags aufzuweisen, der bei gewissen Gelegenheiten stark hervortrat. So schreibt ihre Tochter aus dem Jahre 1719, als Sophie Dorothee wieder schwanger war: „elle était toujours dans une mélancolie mortelle" (l. c. pag. 47).

Die Königin war eine echte Braunschweigerin ingezüchteten Schlages, wie ein Blick auf Ahnentafel II zeigt. Ihr Vater, Georg I., war ein ausgesprochener Psychopath, charakterschwach, verschlossen und misstrauisch bis an die Grenze des Paranoischen. Seine Kusine, die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans spricht einmal von seinem „wunderlichen Hirnkasten". Ein andermal schreibt sie von ihm: „er ist ein trockener und störriger Herr. Misstrauen, Hochmut und Kargheit machen diesen Kurfürsten, wie er ist. Er ist so froid, dass er alles in Eis verwandelt." Auch die Markgräfin Wilhelmine charakterisiert ihn als kalt, pedantisch und steif. Gegen seinen Sohn, den späteren König Georg II., war er abstossend bis zur Feindseligkeit und er soll sich öfter mit dem Gedanken getragen haben, ihn zu verleugnen und von der Thronfolge auszuschliessen. Im Jahre 1723 erlitt er bei einem Besuche in Berlin einen Schlaganfall, der bei einer Wiederholung im Jahre 1727 sein Ende herbeiführte. Seit der Nachricht von dem Tode seiner von ihm geschiedenen und verbannten Gattin, seiner Kusine Sophie Dorothee (1726) verfiel er in Schwermut, die bis zu seinem Tode auf ihm lastete. Seine Gattin hatte an seiner Seite einen schweren Stand. Zuerst mit Eifersucht bewacht und dann von dem Ehemann, der sich an Maitressen hielt, gröblich vernachlässigt, wurde sie die Geliebte des Grafen Königsmark. Dieser zahlte den Ehebruch mit dem Tode, sie mit der Scheidung und Verbannung. Als „Prinzessin v. Ahlden" musste die Stammutter der Könige von Hannover und Preussen das durch die Verhältnisse irregeleitete französische Blut ihrer Mutter, der Eleonore d'Olbreuse

[1]) C. v. Noorden. Historische Vorträge. Leipzig 1884. Duncker & Humblot.

und das Temperament ihres Vaters büssen. Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg war bis zu seiner Heirat mit dem französischen Edelfräulein ein recht leichtlebiger Fürst und grosser Liebhaber der Frauen, der am Hofe von Celle das „galante“ Wesen einführte.

Man muss sich wundern, dass bei der starken Inzucht auf Wilhelm d. J. die psychische Konstitution Sophie Dorothees nicht noch schlechter ausfiel, als sie wirklich war. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, dass daran Eleonore d'Olbreuse schuld ist. Sie stammte aus einem alten französischen Adelsgeschlecht aus der Grafschaft Poitou, mit einer Ahnentafel[1]), die bis zu den 16-Ahnen lauter tüchtige und zum Teil bedeutende Männer aufweist, und muss von grosser Tugend und durchdringendem Verstande gewesen sein, dass sie so nachhaltigen Einfluss auf ihren Gatten gewann. Nicht ebenbürtige Frauen müssen immer etwas Besonderes an sich haben, was sie begehrenswert erscheinen lässt und die Ebenbürtigkeit aufwiegt. Geld kann bei dem armen Edelfräulein keine Rolle gespielt haben. Es muss ihre Persönlichkeit gewesen sein, die ihr den Fürstenrang eintrug, trotz aller Nachrede, die die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans mit ihrer bösen Zunge auf sie häufen will. Ihre Enkelin Sophie Dorothee von Preussen und damit die Hohenzollern haben ihrem Chromosomenanteil viel zu danken und man könnte die Frage aufwerfen, ob nicht auch bei Friedrich dem Grossen ein Teil seiner Individualität, und zwar nicht der schlechteste, gerade von ihr stammt.

Ihr Enkel, Georg II. (1683—1760), in dem das Manneserbe der Braunschweiger überwog, ist das potenzierte Ebenbild seines Vaters. Er war von recht mäßiger Begabung, eigensinnig, maßlos eingebildet, und selbst im gewöhnlichsten Alltagsleben ein Pedant, der die gleichgültigsten Verrichtungen bis auf die Minute regulierte und in seinem pedantischen Wesen wie eine Karikatur der Ordnung wirkt. Alles, was er tat, tat er mit steifer Wichtigkeit. Friedrich Wilhelm I., der auf ihn recht schlecht zu sprechen war, nannte ihn nur den „Komödianten und Tanzmeister“. Jeden Abend Schlag 9 Uhr ging er zu seiner Maitresse, der Lady Suffolk, hielt mit ihr auf dem Korridor eine steife Promenade, die Uhr in der Hand, wartend bis die letzte Minute der Stunde, die zu dieser Motion bestimmt war, abgelaufen war. Von Hannover aus schrieb er an seine Frau nach England allwöchentlich 60, aber nicht unter 40 Seiten, angefüllt mit lauter Nichtig- und Kleinigkeiten, die zu schreiben und zu lesen eine nutzlose

[1]) Neigebauer, Eleonore d'Olbreuse, die Stammutter der Königshäuser von England, Hannover und Preussen, Braunschweig 1859. — Vgl. auch ihre Ahnentafel in Köhlers historischer Münzbelustigung, XXI. Teil, Nürnberg 1749, pag. 73, auf der nur eine Frau in der Reihe der 16-Ahnen fehlt.

und unwürdige Zeitvergeudung war. Sein Geiz war burlesk. Sein preussischer Schwager, der sich in dem Erbe seiner Frau durch ihn geschädigt fühlte, konnte ein böses Lied davon singen. Es drohte ihm bereits das Erbübel der Braunschweiger, der Verlust der Sehkraft, als Georg II., 77 Jahre alt, an einem Schlaganfall starb.

Seine psychopathische Konstitution hat seine Nachkommenschaft auffallend stark belastet. Nicht nur, dass seine Töchter Luise und Marie das psychotische Element nach Dänemark und Hessen-Kassel trugen[1] (— der geisteskranke Christian VII. ist der Sohn Luises), auch seine braunschweigische Descendenz zeigt den Fluch seines Erbes. Sein Sohn Friedrich, Prinz von Wales (1707—1751), ist ein Dégénéré comme il faut, voller Hang zu lustigen Exzessen und minderwertiger Gesellschaft. Er suchte seine Liebschaften im Bürgerstande, bei dem er auch Schulden machte, und war ein Spieler, der sich nicht entblödete, das Glück zu seinen Gunsten zu korrigieren.

Dessen Sohn Georg III. (1738—1820) war von Jugend auf abnorm. Er hatte merkwürdige Neigungen. Wegen seiner Vorliebe für das Drechseln nannte ihn das Volk den „Knopfmacher". Mit 45 Jahren zeigte er die erste schwere Verstimmung mit Zügen, die lebhaft an den Hang zur Einsiedelei von Ludwig II. erinnern. 1801 begann erst das dauernde geistige Siechtum. Klarere Zeiten wechselten mit solchen geistiger Verwirrtheit. Wiederholte Schlaganfälle mit Sprachstörungen führten zuletzt zu einem Zustand kindischer Verblödung. Er starb an senilem Marasmus. Er war kurz- und schwachsichtig von Kindesbeinen an und seit 1801 ganz blind. Ich spreche seine Psychose als eine arteriosklerotische Hirndegeneration an.

Georg IV. (1762—1830), ein Sohn des vorigen, war hochgradiger Gichtiker, was verständlich ist, wenn man weiss, dass er einer der stärksten Zecher und Esser seiner Zeit war, der den Branntwein wie Wasser trank. Nach einem Leben reich an Debauchen erlag er, körperlich schliesslich fast unbeweglich, mit 68 Jahren einem Schlaganfall.

Schliesslich erinnere ich noch an Georg V. (1819—1878), einen Enkel Georgs III. Auch er war blind. Eine maßlose Selbstüberhebung, versetzt mit Frömmelei, verleiht ihm das psychopathische Kolorit. Wahrlich, das psychotische Ferment, das Wilhelm d. J. nebst dem Erbübel der Augenschwäche und Blindheit ins braunschweigische Blut gelegt hat[2]), ist nachhaltig wirksam gewesen, und es lohnt sich seiner Spur auch bei den

[1]) Vgl. auch Woods, l. c.

[2]) Woods (l. c.) sieht im Gegensatz dazu die Erbquelle für das Braunschweigische Haus in Ruprecht von der Pfalz (dem „Admiral von England") und seinem Bruder Eduard. Ich finde keinen Anhalt für diese Ansicht.

Hohenzollern zu folgen, wo durch August Wilhelm so starke Inzucht auf ihn stattfand.

August Wilhelm, Prinz von Preussen (I, 23).

Er gleicht in seiner schwächlichen Körperkonstitution und auch in seinen geistigen Qualitäten und Neigungen seinem Grossvater Friedrich I. Er war der Held eines Herzensromans, der sein kurzes Leben (1722—1758) verklärte und verbitterte. Schon als Kind auf Befehl seines Vaters mit Luise Amalie von Braunschweig-Wolfenbüttel verlobt und trotz seiner Abneigung, kaum 20 Jahre alt, mit ihr vermählt, verzehrte er sich in hoffnungsloser Liebe zu dem schönen Fräulein Sophie Marie von Pannwitz, der nachmaligen Gräfin Voss. Diese schildert ihn in ihren Memoiren als einen sehr liebenswerten Menschen, von wohlgebildeter Gestalt, mit feinem, geistvollem Gesicht, sanftmütig und zuvorkommend. Dass ihn nicht nur das Auge der Verliebten so sah, beweisen die Angaben von Thiébault, der ihm in seinen Erinnerungen ein sehr schmeichelhaftes Zeugnis ausstellt[1]). Seine Hofhaltung war eine Stätte geistvoll-fröhlicher Geselligkeit, wobei die übermütig-heitere Laune und dichterische Erfindungsgabe des Prinzen glänzend zur Geltung kam. Aber ein Feldherr war er nicht. Er hatte Unglück im Kriegshandwerk und nahm sich die Ungnade seines königlichen Bruders, Friedrichs des Grossen, nach dem misslichen Rückzug der von ihm befehligten Armee aus Böhmen sehr zu Herzen. Seine schwächliche Gesundheit litt durch die Strapazen des Krieges und durch Gram. Er starb 36 Jahre alt in Oranienburg. In einem Briefe einer Frau von Kleist an die Gräfin Voss heisst es, dass die Ärzte seinen Zustand für eine Art „Gehirnentzündung" erklärt hätten[2]).

Die Autopsie hat die Natur seiner Erkrankung aufgeklärt.[3]) Im Sektionsprotokolle fällt eine rechtsseitige hämorrhagische exsudative Brustfellentzündung auf. Der Prinz hatte bei Lebzeiten viel an linksseitigen Kopfschmerzen gelitten. Man führte dies auf einen Sturz vom Pferde auf die linke Kopfseite im Jahre 1744 bei der Belagerung von Prag zurück. Bei der Sektion fand sich eine umschriebene Verwachsung der harten Hirnhaut mit dem Stirnteile der knöchernen Schädelkapsel links, ferner ein beträchtlicher innerer Hydrocephalus (Wasseransammlung in den Hirnhöhlen) und „in der innersten Substanz des vorderen Teiles der linken Hälfte

---

1) Vgl. Voss, l. c. pg. 13.

2) Voss, l. c. pg. 30.

3) Mamlock, Krankheit und Tod des Prinzen August Wilhelm, des Bruders Friedrichs des Grossen, Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte, Duncker und Humblot, Leipzig.

des grossen Gehirns eine quantité geronnenen schwarzen Geblütes von etwa 6 Lot". In der Umgebung dieser Blutung war die Hirnsubstanz erweicht. Die direkte Todesursache scheint eine Lungenentzündung mit finalem Lungenödem gewesen zu sein. Dieser Obduktionsbefund lässt sich mit der Krankengeschichte des Prinzen gut in Einklang bringen. Kurz nach der Niederlegung des Oberbefehls erkrankte er an heftigem Seitenstechen und Rheumatismus; dazu trat infolge der Gemütsbewegungen über die Differenzen mit dem Bruder eine starke psychische Alteration mit Depressionszuständen. Im Sommer 1758 kommt es zu der ausgedehnten tödlichen Blutung in das Marklager des Stirnteils der linken Grosshirnhemisphäre, die von prägnanten psychischen Störungen begleitet gewesen sein muss. Der Prinz delirierte damals zweifelsohne. Die Ursache der Hirnblutung ist nicht einwandfrei anzugeben. Immerhin sind Spätblutungen des Gehirns nach Schädelverletzungen in der Unfallpraxis bekannt. Ausserdem wissen wir, dass hochgradige seelische Erregungen (wie sie August Wilhelm durchgemacht hat) als prädisponierendes Moment für Hirnblutungen wirken.

Man mag den Fall drehen, wie man will, immer bleibt für August Wilhelm die Tatsache bestehen, dass er eine schwache organische Gehirnanlage aufweist, die dem doppelten äusseren ursächlichen Faktor des Traumas und der psychischen Shockwirkung nicht stand hielt. Was aus dem Prinzen noch geworden wäre, hätte der Tod nicht seinem Leben so früh ein Ziel gesetzt, kann niemand sagen. Jedenfalls steht er neben den ragenden Gestalten Friedrichs des Grossen und der Schwedenkönigin Luise Ulrike, einer Semiramis des Nordens, und neben einer Reihe lebenszäherer geistiger Durchschnittsmenschen unter seinen Geschwistern als der am härtesten vom Schicksal betroffene, der berufen war, den Stamm der Hohenzollern auf dem Preussenthron fortzupflanzen. Für den psychopathischen Einschlag seiner ganzen Generation erscheint aber bemerkenswert, dass zwei seiner Brüder, der grosse Friedrich und Prinz Heinrich historisch beglaubigte Urninge gewesen und kinderlos gestorben sind.[1])

[1]) v. Römer, Die uranische Familie. Beiträge zur Kenntnis des Uranismus. Leipzig und Amsterdam 1906. — Die Verteilung der Homosexuellen ist interessant. Der erste ist Jakob VI. (I) von England. Unter seinen Nachkommen finden wir die beiden Hohenzollern und den König-Statthalter Wilhelm III. von Oranien. Dieser heiratete seine Cousine Marie, die Urenkelin Jakobs VI., und bleibt kinderlos. Unter den Nachkommen August Wilhelms befindet sich Ludwig II. von Bayern. Wer Ahnentafeln richtig lesen kann, wird ohne Schwierigkeit noch anderen Fäden folgen, die in die Gegenwart führen, die hier aufzudecken, die schuldige Achtung vor den Lebenden verbietet.

Luise Amalie von Braunschweig-Wolfenbüttel (I, 24).

Die Gemahlin August Wilhelms erscheint als Individuum nach keiner Richtung bemerkenswert. Sie trägt weder positive noch negative in die Augen springende Charaktere. Aber als Pedigreefaktor ist sie wegen der Zusammensetzung ihrer eignen Ahnentafel (vergl. Ahnentafel III) nicht ohne Bedeutung.

Luise Amalie v. Braunschweig-Wolfenbüttel	Antoinette Amalie v. Braunschw.-Blankenburg	Christine Luise v. Öttingen, 1671—1747	Christine Friederike v. Württemberg
			Albrecht Ernst I., 1642—1683
		Ludwig Rudolf v. Blankenburg, 1671—1735	Elisabeth Juliane v. Holstein, 1634—1704
			▼ Anton Ulrich, 1633—1714
	Ferdinand Albrecht II. v. Br.-W.-Bevern, 1680—1735	Christine v. Hessen-Eschwege, 1649—1702	Eleonore Katharine v. Pfalz-Zweibrücken, † 1692
			Landgraf Friedrich v. Hessen-Eschwege, 1617—1655
		▼ Ferdinand Albrecht I., 1636—1687	Sophie Elisabeth v. Mecklenburg, 1613—1676
			August v. Wolfenbüttel, 1579—1666

Ahnentafel III.

Sie ist ingezüchteter Herkunft: ihr Vater hat seine Nichte gefreit. Ihr Urahne Herzog August v. Braunschweig-Wolfenbüttel ist ein illustrer Ahnherr. „Von seinen Zeitgenossen ein Wunder unter den Fürsten seiner Zeit genannt, unter den frommen Fürsten der gelehrteste und unter den gelehrtesten der frömmste". Mit 16 Jahren bezog er die Universität Rostock und übernahm das ihm übertragene Rektorat mit einer selbst ausgearbeiteten Rede „über Milde und Strenge". Später lebte er in seiner Residenz Hitzacker 30 Jahre lang in glücklicher Muße und in einem ausgebreiteten gelehrten und

politischen Briefwechsel, der in 30 Foliobänden noch vorhanden ist. Mit 55 Jahren fiel ihm das Fürstentum Wolfenbüttel zu, das er noch 32 Jahre lang mit kraftvoller Hand regierte. Seine grösste Freude blieb aber das Sammeln von Büchern und Handschriften. Alle Arbeiten der Bibliothek besorgte er selbst und verfasste eigenhändig den Katalog. Er starb 87 Jahre alt. 50 Jahre hatte ihn keine Krankheit berührt. Seine Gemahlin Sophie Elisabeth eiferte ihm nach in der Liebe zur Kunst und Wissenschaft, war erfahren in vielen Sprachen und ist als Komponistin von Kirchenmusiken und als Verfasserin verschiedener „Sing- und Freudenspiele" bekannt. Die geistlichen Lieder ihres Sohnes Anton Ulrich versah sie mit tief empfundenen Melodien.

Seinem Vater nicht unähnlich war Anton Ulrich, „einer der gelehrtesten, galantesten und prachtliebendsten Fürsten seiner Zeit". Er nahm sich in der Pracht Ludwig XIV. zum Vorbild. Weit berühmt waren seine Feste und Opernvorstellungen. Bis ins hohe Alter führte er ein lustiges Leben und unterhielt mit weiblichen Schönheiten Verhältnisse. Mit 77 Jahren trat er noch zum katholischen Glauben über. Seine Hauptschöpfung war das Lustschloss von Salzdahlum nach dem Muster des Schlosses Marly. Auch als Romanschriftsteller und Dichter von Kirchenliedern hat er sich betätigt.

Sein Sohn Ludwig Rudolf ist eine Kopie des Vaters, aber nur der schwachen Seiten seines Wesens: gelehrt, ritterlich, gutmütig und willensschwach. Er teilte mit seinem Vater die Vorliebe für einen üppigen Hofhalt und glänzende Feste. Er war den Aufregungen des Spiels und anderen Leidenschaften übermäßig ergeben und hatte später an grosser Schuldenlast und an den Folgen seines ausschweifenden Lebens zu tragen. Die sarkastische Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth schreibt in ihren Memoiren: „Die Freuden der Liebe waren ihm teuer zu stehen gekommen, denn er hatte keine Nase mehr. Mein Bruder Friedrich sagte im Scherz, er hätte sie in einer Schlacht gegen die Franzosen verloren". Eine reizende Umschreibung für die syphilitische Sattelnase! Seine Ehefrau, nicht minder galant wie er, wandelte auf den gleichen Abwegen der Liebe.

Ein zweiter Sohn Augusts von Wolfenbüttel ist das pathologische Zerrbild seines gelehrten, dem Sammeleifer ergebenen Vaters:

Ferdinand Albrecht I. von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel

war ein leidenschaftlicher Sammler von Kunstsachen, Raritäten, Kuriositäten, Büchern und Gemälden. Es scheint ihm aber das Regulativ des Geschmacks und des Urteils gefehlt zu haben. Phantast, der er war, trieb er Musizieren, Dichten und Schriftstellern ohne Ziel und Kritik. Von seinem abenteuerlichen Geschmack gab die Einrichtung seines Schlosses Bevern Zeugnis. Sämtliche Wände, Türen, Saaldecken, selbst

Gerichtssaal und Gefängnis waren mit von ihm verfassten deutschen, lateinischen und französischen Inschriften bedeckt. Er war von Jugend auf misstrauisch, namentlich gegen seinen Stiefbruder Anton Ulrich, und seine letzten Lebensjahre wurden durch „periodische melancholische Zustände“ sehr gedrückt. In diesen schwankte er zwischen Extremen, die sich in kürzester Zeit ablösten: er konnte eben noch in tiefster Zerknirschung sein Heil in inbrünstigem Gebete finden und im nächsten Augenblick im höchsten Jähzorn alles verfolgen, was sich ihm nahte. Er soll dabei alle Schranken des Rechts übertreten haben. Als zwei seiner Söhne im jugendlichen Alter starben und er sich selbst unwohl fühlte, legte er dies den „Listigkeiten“ seines Bruders Anton zur Last, der ihn und seine Familie durch Gift und Verleumdungen aus dem Wege räumen wolle. Charakteristisch für seine Verfolgungsideen ist, dass er Doktor und Apotheker aus Vergiftungsfurcht an einem Tage wegjagte. Das gleiche passierte einmal seiner ganzen Dienerschaft. Wegen seines krankhaften Misstrauens und seiner steten Furcht vor unnatürlichem Tode nannten ihn die Zeitgenossen den „Herzog von Zittern und Bebern“. Er war ein verschrobener, von Verfolgungsideen geplagter und von Verstimmungs- und Erregungszuständen heimgesuchter Paranoiker. Von seinem 4. Sohne mit Christine von Hessen-Eschwege, einer Tochter des „tollen Friedrichs“

Ferdinand Albrecht II. (I, 49)

ist nicht viel bekannt. Er war ein Freund Friedrich Wilhelms I. von Preussen, denn er war einer der längsten Menschen seiner Zeit. Wie sein Vater war er ein gelehrter Kunstsammler und wurde 1707 „wegen bekannter Kriegserfahrung, auch Kaiserlicher Majestät und dem römischen Reich erwiesener Dienste“, Reichs-Generalfeldzeugmeister. Mit seiner Gemahlin

Antoinette Amalie v. Braunschweig-Blankenburg (I, 50)

zeugte er 14 Kinder. Im übrigen war sie eine Durchschnittsfrau, an der es nichts zu loben und nichts zu tadeln gibt. Von ihren Kindern pflanzte Karl das Herzoglich Braunschweigische Haus weiter. Er soll ein beschränkter Herr gewesen sein; auch von seinem Bruder Anton Ulrich heisst es, er sei ein gutmütiger, schwacher und unfähiger Mensch gewesen. Er war der Vater des unglücklichen Kaisers Iwan III. von Russland. Zwei Töchter knüpften Heiratsbande mit zwei Hohenzollernbrüdern. Elisabeth Christine wurde die Gemahlin Friedrichs des Grossen und Luise Amalie die unseres Prinzen August Wilhelm. Ihr Pedigree, von dem unsere Betrachtung ausging, stellt sich also von 2 Seiten her als belastet heraus: Ihr väterlicher Grossvater ist ein Paranoiker, ihr mütterlicher ein willensschwacher, verschwendungssüchtiger, syphilitischer Lebemann.

Friedrich Wilhelm II., König von Preussen (I, 11).

Er ist der einzige Sohn von August Wilhelm und Luise Amalie, ein echter Braunschweiger. In seiner Natur, in seinen Neigungen und Fehlern und schliesslich auch in seiner arteriosklerotischen Erkrankung ähnelt er den Königen von Hannover-England, deren Blut in seinen Adern rollt. Er war ein schöner Mann und Koloss an Grösse (L. v. Kobell[1]), ritterlich und gutherzig, mit hohem Verständnis für Musik begabt, aber es fehlte ihm an Spannkraft der Intelligenz und an konsequenter Stärke des Charakters. Seine ungezügelte Sinnlichkeit und seine laxen moralischen Auffassungen offenbaren sich in der Vernachlässigung seiner legitimen Frau, im Interesse anderer Schönheiten, von denen Wilhelmine Enke, Frl. v. Voss und Gräfin Dönhoff allbekannt geworden sind. Mit den beiden letzteren liess er sich ja zur linken Hand trauen. Er war in der Tat ein unfähiger Kopf und schlechter Herrscher, ein Werkzeug kriecherischer Günstlinge. Die Günstlings- und Maitressenwirtschaft an seinem Hofe erinnert stark an hannoveranische Verhältnisse. Die Staatsgüter wurden verschleudert, die Verwaltung versagte, zum Teil aus Faulheit, zum Teil aus Corruption, die Armee Friedrichs des Grossen verlotterte in rein äusserlichem Gamaschendienst. Er brachte Preussen auf den Weg des Unglücks, das sein Sohn ganz auskosten musste. Friedrich Wilhelm II. ist Arteriosklerotiker gewesen. Die Gräfin v. Voss schreibt von ihm, dass er in seinem letzten Lebensjahr sehr mager wurde, dass seine Stimme schwach und kaum verständlich war, dass er infolge von Atemnot häufig den Mund offen halten musste (Verkalkung der Kranzarterien des Herzens, Myocarditis), dass er gegen das Ende seines Lebens kaum noch seine Umgebung erkannte, teilweise ohne Besinnung war (Erweichungen und Blutungen im Gehirn) und schliesslich unter wassersüchtigen Erscheinungen durch Herzinsuffizienz zu Grunde ging, erst 53 Jahre alt.

Friederike Luise von Hessen-Darmstadt (I, 12).

Für diese Frau mag es eine Qual gewesen sein, an der Seite des Gatten beinahe 30 Jahre eine Ehe zu leben, in der sie das grösste Maß der Missachtung erfahren musste, das einer Gattin zu teil werden kann. Sie hatte ein besseres Loos verdient; ihr Wohlwollen, ihre Leutseligkeit und Menschenfreundlichkeit wurden weit gerühmt[2]). Sie hatte im Elternhause eine vorzügliche Erziehung genossen, auch war sie nicht ohne Geschmack für Kunst, namentlich Baukunst. Ein diplomatischer

[1]) l. c. pag. 40.

[2]) Vergl. Kekulé v. Stradonitz, Die Ahnen des Prinzen Georg von Preussen. Eine genealogische Studie, Erfurt 1903, Verlag von Carl Villaret.

Bericht sagte von ihr: „sie ist nicht hübsch und ihre Herzenseigenschaften kommen anstatt alles anderen zur Geltung. Sie erfreut sich einer robusten Gesundheit. Sie hat eine Lebhaftigkeit, welche man manchmal für Unbesonnenheit auslegen kann. Aber da sie Geist hat, so kann man hoffen, dass solches sich ändern wird. Sie ist der Verstellung unfähig". Ein wenig vom väterlichen Narrenteil scheint aber doch auf sie übergegangen zu sein. Die Gräfin Schwerin schreibt wenigstens von ihr[1]: „Besonders entsinne ich mich dort (Freienwalde) noch der wunderlichen, aber unendlich gutmütigen Gestalt der Königin-Mutter in ihren unzähligen Palais, Villen, Tempeln und Hütten auf allen Bergen und Wegen Freienwaldes". Wunderlich und unendlich gutmütig — das lässt tief blicken, da sie lange nicht alt genug wurde, um das Senium als Freibrief für diese Eigenschaften zu haben. Ihre nächsten Vorfahren aus dem Hause Hessen-Darmstadt sind von universeller genealogischer Bedeutung. Es gibt kaum eine Ahnentafel eines Mitglieds deutscher Dynastien, in der Ludwig VIII. oder seine Söhne Ludwig IX. und Georg Wilhelm nicht ein- oder mehrfach vertreten wären.

Ludwig IX., Landgraf von Hessen-Darmstadt (I, 25 u. 29).

Er war ein absonderlicher Herr. Was nützt es, dass ihm ein „klarer und durchdringender Verstand" nachgerühmt wird, wo doch mehr als ein Zug durch sein ganzes Leben geht, der als schrullenhaft imponiert? Eine Schwäche von ihm war seine unsinnige Soldatenliebhaberei. Wachtparaden, Gamaschendienst und der blödeste Exerzierdrill waren sein Lebenselement. Seinen langen Kerlen widmete er nicht nur seine ganze Zeit und Sorgfalt, sondern leider auch Unsummen von Geld, die er blind der Familie entzog. Seine Gattin soll genötigt gewesen sein, heimlich ihre Juwelen nach Frankreich zu verpfänden, um die nötigen Kleider für ihre 8 Kinder zu beschaffen. Die Soldatenliebhaberei ist als zeitgenössischer Sport in dieser Übertreibung nicht mehr zu entschuldigen und bekommt noch ein besonders närrisches Gepräge durch die Tatsache, dass der Landgraf für sein Trommlerkorps viele Tausende von Märschen „komponierte" und sorgfältig in seinen Tagebüchern verzeichnete (Bailleu[2]). Er bekam deshalb auch den Spitznamen „Der Trommler von Pirmasens" und trägt den Ruhm, der beste Trommelschläger im heiligen römischen Reich gewesen zu sein. Er war eine „Karikatur des kriegerischen Geistes seines Jahrhunderts". Von grossem Verstande sehe ich an ihm nichts, sondern nur verschrobene Originalität, die ihn ein Sonderleben in seinem Pirmasens

---

1) Sophie Schwerin, Ein Lebensbild. Leipzig 1909. Fritz Eckardt.
2) Bailleu, Königin Luise, Ein Lebensbild. Berlin und Leipzig 1908.

führen liess, während er sich den einfachsten Vater-, Gatten- und Regentenpflichten entzog. Dazu passt auch, was die Biographin[1]) seiner Tochter von ihm erzählt. Unruhig und wunderlich, pedantisch und despotisch, maßlos heftig, litt er an einer krankhaften Ängstlichkeit vor Gefahren, an eingebildeten Leiden und einer bis zu Visionen anwachsenden Gespensterfurcht. Er pflegte deshalb die Nacht bei hellem Kerzenlicht mit seinen Hofbeamten zu verbringen; dann erst ging er zu Bett. Dass sein Hof, wie bekannt, der Sammelpunkt der hervorragendsten zeitgenössischen Dichter und Musiker war, ist sicher sein Verdienst nicht gewesen. Ludwig IX. starb, wie sein ebenso bizarr veranlagter Vater, hochbetagt am „Schlagfluss".

Der Stamm, aus dem Ludwig IX. entsprossen ist, ist trotz seiner aussergewöhnlichen physischen, namentlich generativen Leistungsfähigkeit an mehr als einer Stelle wurmstichig. Jeder seiner direkten männlichen Vorfahren ist mit einem kleinen Narrenzeichen versehen, mit Ausnahme Ludwigs V., des Stifters der Universität Giessen (1577—1626). Landgraf Georg I., der Fromme, (1547—1596) war ein ungewöhnlich jähzorniger Mensch mit sonderbaren Gepflogenheiten. Er legte sich um 8 Uhr zu Bette, nachdem er sein Gebet auf den Knieen verrichtet hatte, und schlief bis Mitternacht. Dann stand er auf, zog seinen Pelz an und überlegte umhergehend die am nächsten Morgen vorzunehmenden Geschäfte. Er schrieb alles auf einen Zettel und schlief dann weiter von 3—6 Uhr. Ganz ähnlich Ludwig IX.! Am Morgen hielt er seine Andacht, überlas seinen Zettel und liess dann seine Beamten antreten. Gegen Ende seines Lebens nahmen die Zornausbrüche zu. Er starb am „Schlagfluss".

Sein Enkel Georg II. (1605—1661) war ein grosser Reiseliebhaber. Er soll, wie der Chronist von ihm berichtet, die Bibel seit seinem 19. Jahre 28 mal durchgelesen haben. Vorher hatte er sie schon 7 mal gelesen. (3 mal deutsch, 2 mal lateinisch, 1 mal französisch, 1 mal spanisch!). Auch Frömmigkeit in dieser Form ist Schrulle. Sonst war er ein schlauer Staatsmann, von dem ein Zeitgenosse schreibt: un homme de bon esprit et plus versé dans les affaires du cabinet que dans celles de la guerre, ... habile et d'une grande expérience dans les affaires d'Allemagne. Einmal in seinem Leben soll er eine Hallucination gehabt haben. Man sagt, dass von ihm die „Geisterseherei" im Hessenhause stammt.

Sein Enkel Ernst Ludwig (1667—1739) hatte, wie die Markgräfin von Bayreuth schreibt, den Krebs (?) am Munde. In der Jugend

[1]) E. v. Bojanowski, Luise, Grossherzogin von Sachsen-Weimar und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen. Stuttgart u. Berlin, 1903, Cottasche Buchhandlung.

mit Verstand begabt, scheint er ihn mit zunehmendem Alter verloren zu haben. Seine „Artigkeit" gegen Frauen artete in „greuliche" Ausschweifungen aus. Er soll männliche und weibliche Favoriten gehabt haben! So schreibt die Herzogin von Orléans im Jahre 1714 an ihre Schwester, die Raugräfin Luise: „Der Landgraf von Darmstadt tröstet sich vielleicht über seiner Gräfin von Sinzendorf Tod wie Orpheus über seine Eurydice, weil er den Prinzen Taxis so umhalst". Seine unselige Sucht, den Stein der Weisen zu suchen, hat sein Land ruiniert. Ein anderer Gewährsmann, Baron Pöllnitz, erzählte von seinem späteren Leben: „Obwohl der Landgraf ein schönes Residenzschloss in Darmstadt hatte, hielt er sich doch wenig darin auf. Ein ziemlich kleines Haus am Markte war der Ort, wo er die meiste Zeit in Einsamkeit zubrachte. Man bekam ihn fast nur an Sonn- und Festtagen zu sehen. Seine Beschäftigung bestand insgeheim darin, dass er Elfenbein drehte, chemische Versuche machte und Zeichnungen entwarf." Die Fama ist geschäftig und über einen Fürsten laufen rasch abenteuerliche Gerüchte um, wenn seine Lebensweise dem Durchschnittsgeschmack seiner Untertanen nicht entspricht. Aber ein Körnchen Wahrheit ist immer dran, und so wird auch dieser Hessenfürst ein stark wunderlicher Herr gewesen sein.

Sein Sohn endlich, der Vater Ludwigs IX., Ludwig VIII. (1691 bis 1768) war nach den Briefen der Herzogin von Orléans ein recht ausschweifender Herr. „Er sollte seiner Gemahlin wohl ein wüst Präsent zum Brautschatz gegeben haben, dass sie so kränklich ist". Er hatte, wie viele deutsche Fürsten der damaligen Zeit, das Präsent aus Paris mitgebracht. Im übrigen war er ein mittelalterlich gestimmter, derb besaiteter Mann, der seine Freude an cynischen Scherzen fand. Seine Hauptpassion war die Jagd. Er starb, ohne eine Stunde krank gewesen zu sein, am „Schlagfluss".

Ein wunderlicher Fürst reiht sich in Hessen-Darmstadt an den anderen, bis auf Ludwig IX. herab, der der absonderlichste war.

Es ist von Interesse, zu sehen, dass Ludwig IX. einen Erbkomplex in seiner Ahnentafel hat, der einer Familie entstammt, wo psychische Erkrankungen heimisch waren, ich meine Jülich-Cleve. Eine Urgrossmutter Ludwigs IX., Elisabeth von Sachsen-Gotha, die Gemahlin des Landgrafen Ludwigs VI. von Hessen-Darmstadt, zeigt folgende Inzucht auf Jülich-Cleve (vgl. Ahnentafel IV), während ihr Gatte, ein Urenkel der Maria Eleonore von Jülich (einer Tochter Wilhelms und der Maria von Österreich) und des bekanntlich später geisteskranken Albrecht Friedrichs von Preussen ist. Also Konvergenz von belastenden Ahnen!

	Joh. Friedrich I. v. Sachsen	Johann Wilh. v. Sachsen ▲	Hzg. Johann v. Sachs.-Weim.	Herzog Ernst v. Sachsen-Gotha	Elisabeth von Sachsen-Gotha, 1640—1709
Johann III. v. Cleve	Sibylle v. Cleve +				
Marie v. Jülich					
			Dorothee v Anhalt-Zerbst		
Joh. Friedrich I.	Johann Wilh. v. Sachsen ▲	Friedr. Wilh. I. v. Sachsen	Hzg. Joh. Philipp v. S.-A.	Elisabeth Sophie v. Sachsen-Altenburg	
Sibylle v. Cleve +					
	Philipp Ludw. v. Pfalz-Neuburg	Anna Maria v. Pfalz-Neuburg			
+ Wilhelm v. Cleve u. Jülich	Anna v. Jülich △½				
Maria v. Österreich					
			Elisab. v. Braunschw.-Wolfenb.		

Ahnentafel IV.

Marie von Jülich stammt aus einem Geschlecht, in dem, wie Lorenz[1]) meint, Narrheit und Blödsinn so vertreten waren, dass seine Geschichte eifriger studiert zu werden verdiente. Ich weiss darüber nichts zu sagen. Aber es ist mir bekannt, dass ihr Sohn Wilhelm von Cleve schon früh deutliche Spuren geistiger Erkrankung gezeigt hat, die in seinen späteren Jahren zu vollständiger Unzurechnungsfähigkeit führte. Sein Sohn Johann Wilhelm, ein Bruder der Anna von Jülich, ist in „anerkanntem Wahnsinn" gestorben. Kein Wunder: seine Mutter Maria von Österreich ist die Enkelin von Johanna der Wahnsinnigen. Ein Urenkel der Sibylle von Cleve ist der Bruder des auf der Ahnentafel IV verzeichneten Herzogs Ernst von Sachsen-Gotha, der geisteskranke Johann Friedrich VI. Die Welt ist klein, und wir werden dem Jülich-Cleveschen Erbkomplex später wieder begegnen.

Karoline Luise von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld (I, 26 u. 30).

Sie ist eine der respektabelsten Frauengestalten der Geschichte, die ihr den Ehrennamen der „grossen Landgräfin" verlieh. Sie war bewundert von ihren Zeitgenossen und verehrt von den Besten der Nation. Goethe zollte ihr die höchste Achtung und Wieland urteilt von ihr: „Sie sollte Königin von Europa sein, wenn ich einen Augenblick König der Schicksale wäre". Aus ihren zahlreichen Briefen erkennt man ihre selten hohe Geistes- und Gemütsbildung, ihr Gefühl für alles Schöne und Gute und ihre Weltklugheit in den schwierigsten Verhältnissen. Bekanntlich hat Friedrich der Grosse sie durch ein Denkmal geehrt mit der Inschrift: Femina sexu, ingenio vir.

Auf ihre Vorfahren wird später eingegangen. Sie ist die Tochter Christians III., Pfalzgrafen von Birkenfeld, und der Karoline von Nassau-Saarbrücken (I, 31 und 32, 53 und 54, 61 und 62) und Schwester des Pfalzgrafen Friedrich Michael (I, 15). Bezüglich ihrer „Individualpotenz" darf bemerkt werden, dass ihr Urgrossvater Christian I. von Birkenfeld seine Nichte Magdalena Katharina von Birkenfeld freite und dass sie die Schwester Christians I., Sophie von Birkenfeld, auf der Mutterseite in der Reihe der 16-Ahnen führt. Sie kann also als Zweibrücken-Birkenfeldisch konsolidiert betrachtet werden. Ihre hauptsächliche Erbquelle ist aber ihre nassauische Mutter, die väterlicher- und mütterlicherseits auf die berühmte und züchterisch so hervorragende Gräfin Juliane von Stolberg zurückgeht. Karoline von Nassau-Saarbrücken hat eine Ahnentafel aufzuweisen, die durch ihre inzüchterische Konsolidierung auf die Familie des grossen Oraniers und das treffliche Geschlecht der

[1]) l. c. S. 435.

Hohenlohe als höchst bedeutungsvoll in die Augen springt. Zwei Töchter der grossen Landgräfin (I, 12 und 14) sind in der 8-Ahnenreihe der Ahnentafel der Bayernkönige vertreten. Und so ergibt sich eine auf den ersten Blick nicht ganz durchsichtige, aber bei richtiger Überlegung ins Gewicht fallende Verkettung genealogischer Umstände. Jede der beiden Hessenschwestern hat Anwartschaft auf die hervorragenden Individualqualitäten der Mutter und die pathologischen Erbtendenzen vom närrischen Vater, aber auch auf solche entfernteren braunschweigischen Ursprungs von Wilhelm d. J. (über Christian III., Karoline von Nassau und Charlotte von Hanau vgl. oben), die im Braunschweiger Komplex der Hohenzollern in zwei aufeinanderfolgenden Generationen gleichförmigen Anschluss finden (I, $12 + 11$, $14 \rightarrow 6 + 5$).

Friedrich Wilhelm Carl, Prinz von Preussen (I, 5).

Er ist der Sohn von Friedrich Wilhelm II. von Preussen und der Friederike Luise von Hessen-Darmstadt. Im Verhältnis zu seinen Eltern zeigt er eine unerwartete Ausprägung der Psyche. Sei es, dass sich in ihm das braunschweigische Erbteil besonders rührte, sei es, dass ihm der Umstand anhing, der letzte Spross unter sechs Geschwistern zu sein, sei es endlich, dass er von der Mutter in Zeiten heftiger Gemütsbewegungen empfangen und getragen wurde, — zur Zeit als die Königin mit ihm schwanger ging, begann der zweite Liebesroman des Königs mit Frl. v. Voss (1783) —, kurz er wurde der schweigsame Prinz mit dem schwermütigen Gesichtsausdruck. Er war schon in der Jugend schüchtern und menschenscheu, und blieb immer ein innerlicher Mensch, nicht frei von Sentimentalität. Den Hang zur Zurückgezogenheit und Einsiedelei behielt er bei. Er suchte sich einzureden, dass er dazu genötigt sei durch die verhältnismäßig geringen Mittel, die ihm zu Gebote standen. Uns Psychiatern ist dieser Menschentyp geläufig; das Krankhafte liegt in der vorwaltend negativen Gefühlsbetonung aller Lebenserfahrungen. Es ist ein verhängnisvolles Walten des Schicksals, dass es ihm seine ähnlich geartete Kusine zur Frau gab.

Amalie Marianne von Hessen-Homburg (I, 6).

Sie war mütterlicherseits vom gleichen Stamme wie ihr Gatte und brachte dasselbe schwermütige Temperament mit. Eine „Madonnen- und Niobenschönheit“ soll sie gewesen sein. Das ist bezeichnend für den physiognomischen Ausdruck ihres Seelenlebens. Sie war meist steif und still und auch im reiferen Alter von „einer beinahe kindlichen Blödigkeit“. Wenn ihr Huldigungen dargebracht wurden, war sie verlegen und linkisch. So ist es nur verständlich, dass sie mit dem Gemahl den abnormen Hang zur Einsamkeit teilte. Im späteren Leben

überwog bei ihr die Neigung zur Frömmigkeit und zu kirchlichem Wesen. Man mag darüber ja denken, wie man will und muss sich hüten, das Religiöse eines Menschen zu sehr unter den Gesichtspunkt des Krankhaften zu rücken. Immerhin bleibt es befremdend an einer protestantischen Fürstin, wenn man in ihrem Zimmer eine „Mariastatue mit dem Kinde", das Bild einer heiligen Veronika mit dem Schweisstuche, einen St. Georg mit dem Drachen findet, und wenn sie als Sujet der Glasfenstermalerei eines profanen Raumes die Gestalt des Heilandes und der heiligen Elisabeth benutzt[1]). Dem Psychiater mag es gestattet sein, darauf hinzuweisen, dass Amalie Marianne bei der Taufe der jüngsten Tochter des Königspaares (1808) in Krämpfe fiel. Man sagte, die Ereignisse der napoleonischen Erniedrigungsepoche hätten sie niedergedrückt. Weder sie, noch ihr gleichgearteter Gatte sind offenkundig psychisch krank. Aber sie bewegen sich auf der Grenzscheide zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit, erfreuen sich nicht des Vollbesitzes geistiger Normalität und Leistungsfähigkeit, und stechen durch den Mangel an gesundem Ebenmaß, durch allerlei Seltsamkeiten und Verkehrtheiten auf intellektuellem und affektivem Gebiete als psychopathisch minderwertig von dem Durchschnittsmenschen ab.

Amalie Marianne war das 13. Kind

Friedrichs V., Landgrafen von Hessen-Homburg (I, 13).

Von ihm ist nur Gutes berichtet. Er war ein ausgezeichneter Herr, dem die Einwohner seines Ländchens mit unbegrenzter Liebe und Hochachtung ergeben waren. Sein Vater Friedrich IV. (I, 27) starb schon mit 27 Jahren. Auch sein Grossvater Casimir (I, 55), übrigens auch das zwölfte Kind seiner Eltern, Hauptmann in schwedischen Diensten während des Feldzugs Karls XII., wurde ebenfalls nur 36 Jahre alt.

Die Mutter der Amalie Marianne

Karoline von Hessen-Darmstadt (I, 14)

ist auf unserer Ahnentafel höchst bedeutungsvoll. Von der Mutter, der grossen Landgräfin, erbte sie die Fruchtbarkeit — sie hatte 15 Kinder —, vom Vater Ludwig IX. das psychopathische Stigma, die Gespensterfurcht. Sie heisst darum nur die „Geisterseherin". Sie wollte einmal um die Mitternachtstunde eine weisse Dame in blutigem Gewande im Homburger Schlosse gesehen haben. Seitdem ging sie wie der Vater erst bei Tagesanbruch zu Bett. Ihre Hofdamen und Kammerfrauen mussten mit ihr abwechselnd die Nächte durchwachen; die Gemächer waren mit Kerzen erleuchtet. Auf diese Weise wurde die Nacht zum Tage und umgekehrt. Beim Scheine der Kerzen setzte man sich erst zur Mittags-

[1]) Vergl. Marie Schultze, Marie, Königin von Bayern. Ein Lebensbild. 2. Aufl. München 1894.

tafel und der ganze Homburger Hof stand im Zeichen der Schrulle der gespenstersehenden Landgräfin. Sie war zweifellos die Hauptträgerin des närrischen Vatererbes und dass sie gerade unter ihren Geschwistern dazu ausersehen war, sich als Glied in die Vererbungskette auf der Mutterseite unserer Bayernkönige einzufügen, verdient gebührende Beachtung.

Marie, Prinzessin von Preussen (I, 2).

Sie ist die Mutter Ludwigs II. und Ottos I. von Bayern. Diese Frauengestalt, die in der Ahnenreihe den wichtigsten Posten markiert, steht für die Forschung unseres Zweckes stark im Dämmerhaften. Es scheint fast, als ob eine begreifliche Ehrfurcht vor dem schweren Schicksal der Königin und dem noch lebenden unglücklichen Sohne bisher verhindert hätte, dass der streng kritische Historiker sich mit ihr beschäftigte. So hat bis jetzt Marie in der allgemeinen deutschen Biographie ihren Biographen noch nicht gefunden. Wo sie sonst gelegentlich erwähnt wird, geschieht es mit den üblichen Lobeserhebungen, die man gekrönten Häuptern spendet. Das einzige „Lebensbild“, das ich von ihr kenne [1]), weicht im grossen und ganzen von diesen Bahnen nicht ab. Sie war klein von Gestalt. Ihre Augen, ihre Gesichtsform und ihre Haarfarbe hat sie ihrem älteren Sohne vererbt. In der Schönheitsgalerie der königlichen Residenz in München existiert ein Bild von ihr als Kronprinzessin, das auffallend an die Jugendbilder Ludwigs II. erinnert. Ihr Lebensweg war dornenvoll. Schlag folgte auf Schlag. Im Jahre 1864 — im Alter von 39 Jahren — verlor sie ihren Gatten. Sie musste, ohne helfen zu können, Zeuge sein von der zunehmenden geistigen Umnachtung ihrer zwei Söhne, und auch das Ende ihres Ältesten im Starnberger See ersparte ihr das Schicksal nicht. Im Jahre 1868 erkrankte sie selbst schwer an einer rheumatisch-gichtischen Affektion, die öfter rezidivierte, so auch im Juni 1886, als sie die Nachricht von dem Tode ihres Sohnes erreichte. Sie starb 1889 an Herzwassersucht. Gicht mit finalen Herzkomplikationen ist ein Erbstück ihrer hohenzollernschen Vorfahren: Friedrich Wilhelm I., sein Sohn Friedrich der Grosse, Friedrich Wilhelm II. waren teils Gichtiker, teils Arteriosklerotiker und starben an Wassersucht. — Ihr Übertritt zum Katholizismus im Jahre 1874 hat viel Staub aufgewirbelt. Ob es wahr ist, dass sie katholisch geworden sei, weil „man“ ihr vorredete, sie könne dadurch die Geistesnacht von den geliebten Söhnen nehmen? Vox populi! Wäre es so, so spräche dies für ein beschränktes, geängstigtes Gemüt. So viel ist sicher: hohen Geistes war Marie von Preussen nicht. Sie stand nicht über den Verhältnissen, die auch einen stärkeren Intellekt und

---

[1]) Vergl. Marie Schultze, l. c.

einen festeren Willen niedergedrückt hätten, zumal die katholisierende, von der Mutter ererbte Neigung in der Umgebung geschäftige Förderer fand. Verschlossen und schweigsam, wie Mutter und Vater, behielt sie meist die inneren Zweifel und Kämpfe für sich. In Elbigenalp im Lechtale spielte sich das stille Leben der Königin ab, nachdem sie Witwe geworden war.

Es ist unter allen Umständen interessant, die Geschwister der Marie von Preussen und ihre Deszendenz zu betrachten, um zu ergründen, ob es gerade ihre Individualität war, von der die traurige Erbfolge abhing, oder ob auch die ihr genealogisch gleichgestellten Geschwister mit ihrer Nachkommenschaft Unglück hatten. Dies sind:

1. **Adalbert,** Prinz von Preussen (1811—1873), der Schöpfer der preussischen Flotte. Er war morganatisch vermählt mit Therese Elssler, der Schwester der schönen Tänzerin Fanny Elssler. Ihr einziger Sohn, der den Namen eines Freiherrn v. Barnim erhielt, starb 1860, noch nicht zwanzigjährig, wohl an Schwindsucht in Ägypten.

2. **Elisabeth** (1815—1885) wurde die Gemahlin des Prinzen Carl von Hessen und kann auf eine zahlreiche und gute Deszendenz blicken. Sie soll eine vortreffliche Frau gewesen sein. Ihre Kinder sind:

   a) Ludwig IV., Grossherzog von Hessen, 1837—1892, der mit der Prinzessin Alice von Grossbritannien und Irland (1878 bei der Pflege ihres diphtheriekranken Kindes infiziert und gestorben) folgende Kinder hat:

      α) Viktoria, die Gemahlin des Prinzen Ludwig v. Battenberg;
      β) Elisabeth, Grossfürstin Sergius von Russland;
      γ) Irene, Prinzessin Heinrich von Preussen;
      δ) Ernst Ludwig, derzeit regierender Grossherzog v. Hessen;
      ε) Alix, die jetzige Kaiserin Alexandra Feodorowna von Russland;
      ζ) Marie, mit 4 Jahren an Diphtheritis gestorben (1878).

   b) Heinrich, Prinz von Hessen, 1838—1900; morganatisch erstmalig vermählt mit Caroline Willich, genannt von Pöllnitz; die Nachkommenschaft (1 Sohn) trägt den Titel eines Grafen zu Nidda; zweitmalig vermählt mit Emilie von Topuska.

   c) Wilhelm, Prinz von Hessen, 1845—1900; morganatisch vermählt mit Josephine Bender.

   d) Anna, 1843—1865, vermählt mit Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin, starb am 16. April 1865, nachdem

sie am 7. April eine Tochter Anna geboren hatte, die am 8. Februar 1882 starb.

3. **Waldemar,** Prinz von Preussen, 1817—1849; war 1844 Oberst, als er eine Reise nach Ostindien unternahm. In dem Kriege der Engländer mit den Sikh wohnte er mehreren Schlachten bei. 1846 heimgekehrt, wurde er Kommandeur einer Kavalleriebrigade in Münster, wo er 1849 starb. Von Nachkommenschaft ist mir nichts bekannt.

Die Brüder Maries unterscheiden sich von ihr grundsätzlich. Sie haben einen eigentümlichen Drang in die Ferne, eine Lust zum Seefahren und fremde Länder kennen zu lernen. Bei Waldemar ist ein direkt abenteuerlicher Zug nicht zu verkennen. Die morganatische Ehe Adalberts und seiner beiden Neffen ist eine Extravaganz, an der wohl nichts Pathologisches haftet. Von dem Pedigree der Elisabeth wird später noch die Rede sein.

V.

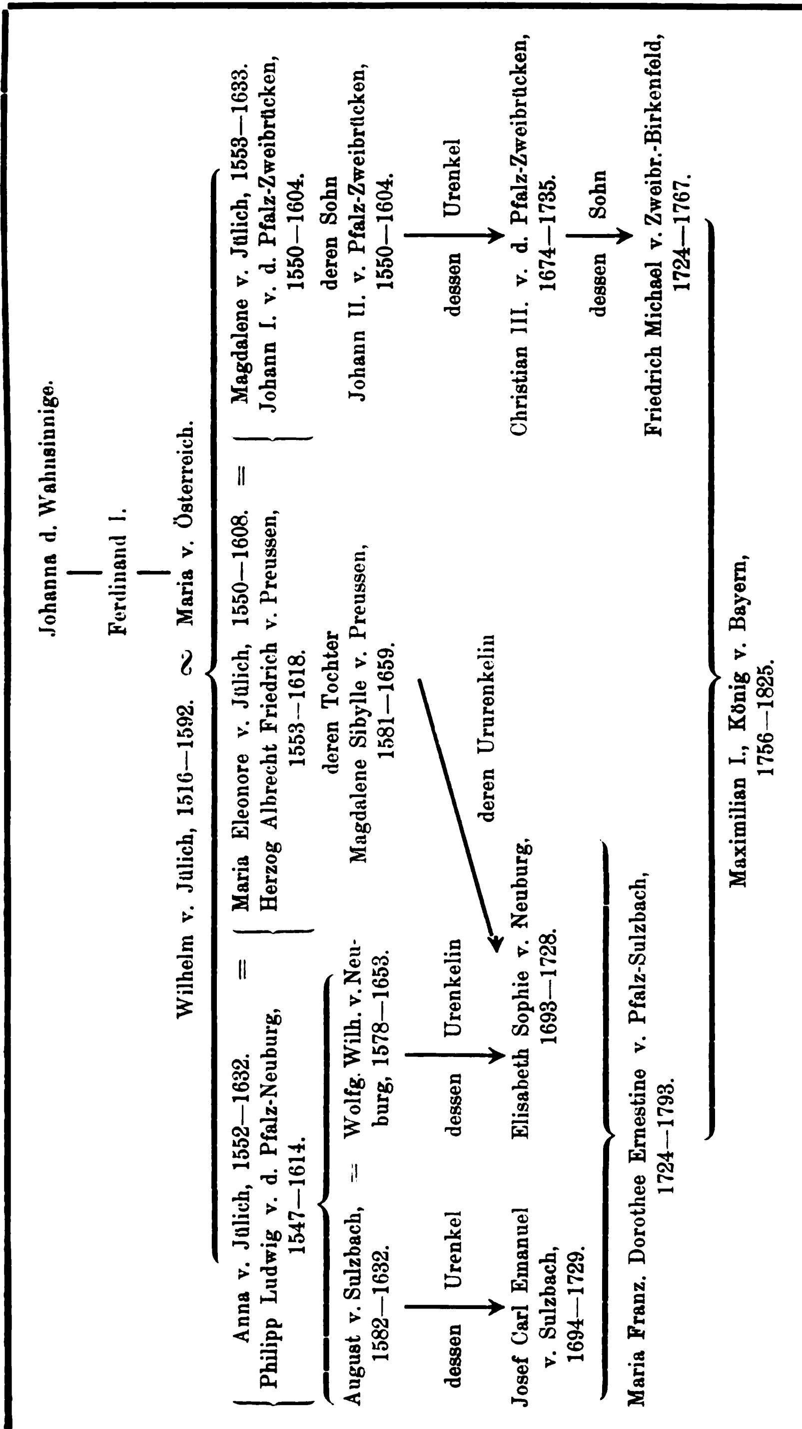
Die väterlichen Ahnen Ludwigs II. und Ottos I.

Über die direkten Vorfahren aus dem Hause Wittelsbach lässt sich in den höheren Ahnenreihen wenig eruieren. Aber es dürfte von genealogisch-psychiatrischem Interesse sein, dass die pfälzischen Wittelsbacher mehrfache verwandtschaftliche Beziehungen zum Hause Jülich-Cleve aufweisen. Ich habe sie in ihrer Konvergenz auf Maximilian I. in nebenstehender Stammtafel zusammengestellt.

Es ist bemerkenswert, dass sich in dem ersten Bayernkönige ein Zirkel schliesst, der von Wilhelm von Jülich und seiner österreichischen Gemahlin durch seine 2 Töchter Anna und Magdalene ausgeht. Von der jülich-cleveschen Erbschaft war schon oben die Rede (vgl. pg. 36), wo ich von dem psychotischen Einschlag im Hause Hessen-Darmstadt und der älteren Ernestiner sprach. Dazu kommt auch hier noch die 3. Tochter Maria Eleonore, die den Herzog Albrecht Friedrich von Preussen heiratet, der geisteskrank gewesen ist. Ich registriere ohne weitgehende Schlussfolgerungen diese genealogischen Tatsachen. Vielleicht gelingt einem anderen, was mir nicht glückte, die fortlaufenden Zusammenhänge zu finden, ohne die man von Erblichkeitsbeziehungen nicht reden soll. Ich wage aber die Behauptung, dass eine solche Basis für ein Geschlecht nicht gleichgültig sein kann, besonders wenn im Ablauf der Geschichte gleiche Tendenzen sich begegnen.

Christian III., Pfalzgraf von Birkenfeld (I, 31, 53, 61).

Er soll sich in seiner fröhlichen Prinzenzeit viel im „Venusberge“ in Paris herumgetrieben haben. Wenigstens erzählt die ehrbare Herzogin von Orléans von seinem Pariser Aufenthalt allerhand pikante Dinge, wie er sich mit Heldinnen der Bühne amüsierte, und wie „die Weiber und Jungfern sich um den Prinzen von Birkenfeld rissen“. Sein Junggesellentum gefiel ihm. Als er es durch die Heirat mit Karoline von Nassau-Saarbrücken (I, 32, 54, 62) beendete, war er bereits 45 Jahre alt. Und er hat nicht schlecht gewählt. Karoline war eine


Johanna d. Wahnsinnige.
Ferdinand I.
Wilhelm v. Jülich, 1516—1592. ∞ Maria v. Österreich.
Anna v. Jülich, 1552—1632. = Philipp Ludwig v. d. Pfalz-Neuburg, 1547—1614.
Maria Eleonore v. Jülich, 1550—1608. = Herzog Albrecht Friedrich v. Preussen, 1553—1618.
Magdalene v. Jülich, 1553—1633. = Johann I. v. d. Pfalz-Zweibrücken, 1550—1604.
August v. Sulzbach, 1582—1632. = Wolfg. Wilh. v. Neuburg, 1578—1653.
deren Tochter
Magdalene Sibylle v. Preussen, 1581—1659.
deren Sohn
Johann II. v. Pfalz-Zweibrücken, 1550—1604.
dessen Urenkel
dessen Urenkelin
deren Ururenkelin
dessen Urenkel
Josef Carl Emanuel v. Sulzbach, 1694—1729.
Elisabeth Sophie v. Neuburg, 1693—1728.
Christian III. v. d. Pfalz-Zweibrücken, 1674—1735.
dessen Sohn
Maria Franz. Dorothee Ernestine v. Pfalz-Sulzbach, 1724—1793.
Friedrich Michael v. Zweibr.-Birkenfeld, 1724—1767.
Maximilian I., König v. Bayern, 1756—1825.

treffliche Frau, vorzüglich gestellt in ihrem Pedigree. An ihrer Nachkommenschaft merkt man es. Ihrer hervorragenden Tochter Karoline Luise sind wir schon oben begegnet. Sein Sohn

Friedrich Michael, Pfalzgraf von Zweibrücken-Birkenfeld (I, 15)

ist im Jahre 1746 zur katholischen Konfession übergetreten. Im Anschluss an den Glaubenswechsel machte er eine Reise nach Italien, von der ein grosses Tagebuch herrührt. Später soll er sich im 7jährigen Krieg ausgezeichnet haben, besonders in der Schlacht bei Prag. Franz I. ernannte ihn 1758 zum Oberbefehlshaber der Reichsarmee. 1767 starb er an Herzwassersucht. Von ihm ist nur Gutes zu berichten[1]. Er war ein passionierter Soldat und Jäger. Da er gut hauszuhalten wusste, hinterliess er wenig oder gar keine Schulden. Er war leutselig, gutmütig und bieder und hatte keinen Feind. Ausserdem war er ein schöner Mann und von stattlicher Figur. Er maß über 6 Pariser Schuh.

Von seiner Gattin (I, 16), weiss ich nichts zu melden. Ihr Grossvater Carl Philipp, der letzte Kurfürst aus der Linie Neuburg, soll, wie die Herzogin von Orléans am 14. VIII. 1718 schrieb, „den Wein nicht gehasst und brav geschepelt haben“. Früher höchst unordentlich, meinte er später, die Lust der Jugend mit der Bigotterie des Alters büssen zu können, was die Herzogin von Orléans zu der treffenden Bemerkung veranlasste: „Das Hirn schwächt mit der Zeit und mit dem Alter.“ Die beiden Eltern (I, 33 und 34) sind schon Mitte der 30er gestorben. Die Sulzbachsche Linie wird von der Herzogin von Orléans nicht sehr glimpflich kritisiert. Sie meint: „Die Sulzbachschen Kinder haben schöne Figuren, sind aber einfältig, dass man darüber lachen muss.“

Neben Max I. hatte Friedrich Michael einen entarteten Sohn, den Herzog Karl von Zweibrücken, den „wilden Karl“. Er war einer der letzten und grössten Untertanenplacker. Von seiner manchmal geradezu bestialischen Wildheit und Grausamkeit gehen die schauerlichsten Gerüchte um. Es liegt etwas Neronisches in seinem Typ. Seine Leidenschaften waren zügellos und für seine Passionen (Weiber, Hunde und Pferde) verschleuderte er unsinnig das Geld.

Maximilian I., König von Bayern (I, 7).

Mit ihm hielt die neue Zeit ihren Einzug in Bayern. Er war es, der die schwere Hand und die Gunst Napoleons I. zu fühlen hatte. Er gab seinem Lande 1818 die Verfassung. Schon in der Jugend hiess er der „gute und menschenfreundliche Kurprinz“ (L. v. Kobell I, 29).

[1] Trost und Leist, Pfalzgraf Friedrich Michael von Zweibrücken. München, Bamberg, Leipzig, C. Buchner Verlag.

Diese Tugenden behielt er auch als König bei: sein gutmütiger Charakter und herzlicher, patriarchalischer Verkehr mit seinen Untertanen haben ihn populär gemacht. Er war aber kein Regent, kümmerte sich um die hohen Regierungsgeschäfte und die eigentlichen vitalen Interessen des Staates herzlich wenig und fasste seine Stellung im kleinbürgerlichsten Stile auf. Der wichtigste Moment des Tages war für ihn, wenn er morgens von seinem Staatskassier sein tägliches Taschengeld von 1000 Gulden in Empfang nahm. Der allmächtige Mann war Graf Montgelas. So spotten denn auch manche Zustände im Maxschen Bayern jeder Beschreibung[1]). Besonders drückend waren die Finanzverhältnisse. Max I. hatte keinen Sinn für Geld und seinen Wert und so kam es, dass, obwohl er für seine Bedürfnisse wenig brauchte, eine unerträgliche Wirtschaft herrschte, ein System von hirnlosem Schlendrian, Betrug, Wucher und Schulden. Trotzdem war Max I. wohlgelitten. Er machte seinen Spass und verstand einen solchen; seine urwüchsige Derbheit und seine offene Hand gewannen ihm das Herz seiner Münchner. In seinem Privatleben herrschte die grösste Einfachheit (v. Heigel, l. c., pg. 14). Seine Wohnräume waren geradezu bürgerlich einfach, die Hausgeräte schlicht, die Wand schmückten Familienbilder und eingerahmte Bleistiftzeichnungen seiner Kinder. Allem Prunke und aller Etikette war er abhold: er trug goldene Ohrringe, einen braunen Napoleonsfrack, eng anschliessende Hosen und hohe ungarische Stiefel. So zeigte er sich gerne unter dem Volke. Er starb plötzlich an der Schwelle der Siebziger ohne Vorboten, nachdem er am Abend zuvor einem zu Ehren seines Namenstages veranstalteten Feste auf der russischen Botschaft beigewohnt hatte. Man fand den König tot im Bette. Seine erste Gemahlin

Marie Wilhelmine Auguste von Hessen-Darmstadt (I, 8)

ist die Tochter des Prinzen

Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt (I, 17 und 45)

und seiner Gemahlin

Maria v. Leiningen-Dagsburg (I, 18 und 46).

Die Ehe der beiden letzteren war eine überaus glückliche. Beide Ehegatten verband deutsches Gemüt, deutsche Frömmigkeit und schöner Familiensinn. Prinz Georg ist besser gestellt als sein Bruder Ludwig IX. Von Narrheit ist bei ihm nichts zu finden. Er machte als preussischer Oberst den schlesischen Krieg mit, trat später wider Willen in österreichische Dienste und wurde schliesslich Generalfeldmarschall des oberrheinischen Kreises. Im übrigen verschwindet er als Mensch neben der

[1]) Vgl. Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang, 2 Bde., Braunschweig 1842.

resoluten Frauengestalt der „Prinzessin Georg“, die im Leben der Königin Luise als fürsorgliche Grossmutter eine wichtige Rolle spielt (Bailleu). Sie war durch und durch Pfälzerin, in ihrer Sprache und in ihrem Wesen, leichtblütig, voll Frohsinn und Gemüt und doch dabei altväterisch-fromm. Sie war bekannt wegen ihrer sprudelnden Unterhaltungslust, und von ihrer naiven Ursprünglichkeit erzählt man drollige Geschichten. Ihre beiden Töchter, die obengenannte Bayernkönigin Auguste (I, 8) und Friederike Karoline Luise von Mecklenburg-Strelitz (I, 22) starben jung, die erstere mit 31, die letztere mit kaum 30 Jahren. Auch ihre Enkelin, die spätere Königin Luise, wurde nur 34 Jahre alt und von einem Lungenleiden weggerafft, das schon 1799 zu einer Hämoptoë geführt hatte. Hier waltet eine familiäre tuberkulöse Disposition.

Zur Wertung der Individualität Max I. in erblicher Beziehung verlohnt es sich, seiner Descendenz nachzugehen. Er hatte 12 Kinder, 5 von der früh verstorbenen hessischen Prinzessin, 7 von der zweiten Gemahlin, Karoline von Baden, die auch aus hessen-darmstädtischem Blute stammt und zwar aus einer Geschwisterkinderehe und Ludwig IX. zum Grossvater hat. 3 dieser Kinder sind im zarten Alter gestorben, 9 haben auf der Bühne des Lebens eine Rolle gespielt.

1. Ludwig I. Von ihm wird später die Rede sein.

2. Auguste (1788—1851), Gemahlin Eugens von Beauharnais, Herzogs von Leuchtenberg. Sie hatte 6 Kinder. Eine ihrer Töchter ist Josephine, die Gemahlin Oskars I. von Schweden und Stammutter des jetzigen Königshauses.

3. Karoline[1]) (1792—1872). Sie war zuerst verheiratet mit König Wilhelm I. von Württemberg. Von ihm geschieden, heiratete sie Franz I., Kaiser von Österreich. In beiden Ehen blieb sie kinderlos. Von der Zärtlichkeit und innigen Treue, mit der sie an ihrem Gatten hing, war die Wiener Bevölkerung viele Jahre Zeuge. Die Armen fanden an ihr eine gesegnete Wohltäterin und in den Tagen der Gefahr eine hilfreiche Retterin. Sie förderte und begründete viele Wohltätigkeitsanstalten, Kinderbewahrungsheime, Stiftungen zur Bildung treuer und geschickter Dienstboten u. a. m.

4. Karl Theodor (1795—1875). Er war ein tüchtiger Soldat, der an Wredes Seite fast an allen Schlachten des Befreiungskrieges teilnahm und ehrenvolle Proben seines persönlichen Mutes ablegte. Nicht höfischer Courtoisie, sondern wirklichem Verdienste verdankte er die Ritterkreuze der Militärorden Bayerns, Österreichs und Russlands, die nur auf dem Schlachtfeld erworben werden können. Auch an dem

[1]) Vgl. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, VI. Bd.

Feldzug gegen Preussen 1866 beteiligte er sich. An dem Misserfolg trägt er keine Schuld. Er nahm eine tiefe Verstimmung in das Privatleben mit. Winter und Sommer lebte er nach dem Kriege in Tegernsee. Jeder Berührung mit der Aussenwelt ging er scheu aus dem Wege, zeichnete sich aber durch Freigebigkeit und menschenfreundliche Grossmut aus, wozu ihm seine Wohlhabenheit die Mittel verlieh. „Er war der reinste Typus jener echten Aristokratie, die immer mehr in unserer Zeit verschwindet, er war die lauterste Verkörperung der historischen Idee: „Noblesse oblige“ (A. D. B. XV, pg. 258). Er war morganatisch vermählt mit der französischen Oberstentochter Sophie Bolley, die bei ihrer Vermählung zur Baronin von Bayersdorf erhoben wurde.

5. Elisabeth Ludovica (1801—1873), die Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preussen. Sie hatte Sinn und Verständnis für den eigentümlichen Geist ihres Gatten und seine Originalität. Sie war eine musterhafte Gattin, die die Aufwallungen des Königs zu mäßigen wusste, zu allen Zeiten ruhig und gelassen, durch und durch wahrhaftig. Sie konnte die innigste Freundin sein, ohne doch die geborene Fürstennatur zu verleugnen. Ihr Wesen zeichnete sich aus durch Anmut, religiösen Sinn und allgemeine Bildung. Während des langen Krankenlagers des Königs war sie seine treue Pflegerin. Nach seinem Tode führte sie auf ihren Witwensitzen Sanssouci, Charlottenburg und Stolzenfels ein stilles, der Wohltätigkeit gewidmetes Leben. Von ihrem Schwager, dem alten Kaiser Wilhelm, wurde sie stets mit besonderer Freundschaft und Aufmerksamkeit behandelt. Sie ist kinderlos geblieben.

6. Ihre Zwillingsschwester Amalie (1801—1877) ist die Gemahlin Königs Johann von Sachsen. Von ihnen sagt die allgemeine deutsche Biographie: „Ein segensreicherer Ehebund als zwischen dem Prinzen und der Prinzessin Amalie kann kaum gedacht werden. Die Gemahlin, ein Muster edler Weiblichkeit und tief-religiöser Frömmigkeit, dabei von Natur gar lieblich gestaltet, mit einer seltenen Bildung des Geistes begabt, stand unter allen Verhältnissen und in vielen Fällen harter Prüfung ihrem Gemahl als mitfühlende und helfende Genossin, als treusorgende Mutter des Landes und der eigenen Kinder zur Seite.“ Sie überlebte ihren Mann, nachdem sie ihn mit ausdauernder Liebe zu Tode gepflegt hatte. Von 9 Kindern wurden ihr 6 in der Blüte des Lebens entrissen — die Tuberkulose, die aus dem Hause Parma stammt, ist wohl der Würgengel gewesen — aber 2 ihrer Söhne, Albert und Georg, trugen die Königskrone bis ins hohe Alter in allen menschlichen und fürstlichen Ehren. Durch ihre ebenfalls hochbetagte Tochter Marie Elisabeth wurde sie die Grossmutter der Königin Margherita von Italien.

7. Sophie (1805—1872), die Gemahlin des Erzherzogs Franz Karl von Österreich, wird als eine Fürstin von Geist und Charakter, als unternehmend und in grossen Dingen als klug und beharrlich geschildert, die namentlich in den ersten Regierungsjahren des Kaisers Franz Josef grossen Einfluss auf die österreichische Politik ausübte. Ihre Konstitution war gut genug, um die Debilität ihres Mannes quitt zu machen. Sie ist die Mutter des jetzt noch regierenden Kaisers Franz Josef I. von Österreich, des Kaisers Maximilian von Mexiko, des Erzherzogs Karl Ludwig, des Vaters des jetzigen österreichischen Thronfolgers, und des Erzherzogs Ludwig Viktor, die alle, mit Ausnahme des erschossenen, unglücklichen Maximilians, in bester Gesundheit grau geworden sind. Ihre Zwillingsschwester ist

8. Maria (1805—1877), die Gemahlin des Königs Friedrich August II. von Sachsen. Die Ehe blieb kinderlos. Jedoch ist dazu zu bemerken, dass auch die Ehe Friedrich Augusts II. mit seiner ersten Gemahlin Karoline, der Tochter des Kaisers Franz I., nicht mit Nachkommen gesegnet war.

9. Ludovica (1808—1888), die Gemahlin Maximilian Josephs, Herzogs in Bayern, der 80-jährig verstorben und sowohl als Orientreisender, als auch als Schriftsteller („Phantasus") bekannt geworden ist. Sie hat 9 Kinder geboren, deren Schicksale sehr verschieden waren:

a) Ludwig, der älteste, lebt noch, 80 Jahre alt. Er hat auf die Primogeniturrechte verzichtet und zweimal Damen vom Theater geheiratet. Er ist eine bekannte Figur in München.

b) Wilhelm, geb. 1832, ist 7 Wochen alt gestorben.

c) Helene, geb. 1834, gest. 1890, heiratete den Erbprinzen Maximilian von Thurn und Taxis. Von ihr weiss ich nichts, als dass sie die Stammutter einer blühenden Nachkommenschaft geworden ist.

d) Elisabeth, geb. 1837, wurde Kaiserin von Österreich und endete am 18. September 1898 durch die Hand des Meuchelmörders Luccheni.

e) Karl Theodor, geb. 1839, gest. 1910, war bekannt als Augenarzt und hochgesinnter Wohltäter der Armen und Kranken.

f) Maria, geb. 1841, ist die Witwe des Königs Franz II. von Sizilien. Sie erhielt wegen ihres bei der Belagerung von Gaëta bewiesenen Mutes den Ehrentitel einer „Heldin von Gaëta". Sie lebt noch 70jährig in körperlicher und geistiger Frische, kinderlos, in Paris.

g) Mathilde, geb. 1843, heiratete den Grafen Ludwig zu Trani. Ihr Lebenslauf ist mir unbekannt. Ihre einzige Tochter Maria

Theresia (geb. 1867, gest. 1909 in Cannes) ist die Gemahlin des Fürsten Wilhelm von Hohenzollern.

h) Sophie, geb. 1847, spätere Prinzessin von Alençon, soll vorübergehend geisteskrank (melancholisch?) gewesen sein. Sie ist bekanntlich im Jahre 1897 bei einem Bazarbrande in Paris ums Leben gekommen.

i) Max Emanuel, geb. 1849, starb 44 Jahre alt. Er hinterlässt von Amalie von Koburg 3 Söhne.

Man kann ruhig behaupten, dass die Descendenz von Max I. gut ist. Alle seine Kinder haben ein hohes Alter erreicht; die Töchter haben überwiegend treffliche Produkte geliefert, und nur vereinzeltes muss der Psychiater notieren. So das Weltfliehende, das sich bei dem Prinzen Karl Theodor im Alter — allerdings nach bitteren Erfahrungen — einstellte, so die problematische Persönlichkeit der Kaiserin Elisabeth, die ihr Leben teils in der Einsamkeit, teils als ruhelose Pilgerin auf Reisen, fern vom Hofe, Gatten- und Mutterpflichten zubrachte und einen deutlich schwermütigen Zug aufweist, und ihre Schwester Sophie von Alençon. Im Stamme der Ludovica geht das Psychotische um. Sie hat, nebenbei bemerkt, ihren Onkel geheiratet: Ihr Vater Max I. und die Grossmutter ihres Mannes Maria Anna waren Geschwister. Ob da die Inzucht mitspielte? Ja man könnte sogar die Frage aufwerfen, inwieweit auch das tragische Schicksal des Kronprinzen Rudolf von Österreich mitbedingt war durch endogene Qualitäten, die auf seiner Abstammung aus einer Geschwisterkinderehe Max'scher Herkunft (Sophie → Franz Joseph I., Ludovica → Elisabeth) beruhen [1]. 3 Ehen von Kindern Max I. sind kinderlos geblieben. Wer deshalb allzurasch mit dem Schlagworte der Degeneration bei der Hand sein möchte, dem rate ich zur Vorsicht. Man weiss ohne genaueste persönliche Kenntnis nie, ob die Sterilität einer Ehe auf einer angeborenen Unproduktivität der Mutter oder auf einer erworbenen Generationsunfähigkeit des Mannes oder der Frau oder beider (z. B. infolge von Impotenz oder gonorrhoischer Nebenhodenentzündung oder Eierstocks- oder Eileitererkrankung gleicher oder anderer Ätiologie) fusst. Bemerkenswert ist ferner, dass, abgesehen von Karoline, nur die Zwillingsschwestern Elisabeth und Marie steril geblieben sind. Dass eineiige Zwillinge eine geringere Fruchtbarkeit aufweisen, ist eine bekannte Tatsache [Weinberg] [2].

[1] Es ist eine merkwürdige Verkettung der Umstände, dass eine Ludovica-Enkelin, die einzige Tochter des Herzogs Ludwig von seiner ersten zur Freifrau von Wallersee erhobenen morganatischen Gemahlin Henriette Mendel, Marie Gräfin Larisch bei der Tragödie des anderen Enkels Rudolf im Jagdschlosse Meyerling eine Rolle spielte.

[2] W. Weinberg. Beiträge zur Physiologie und Pathologie der Mehrlingsgeburten beim Menschen, Arch. f. die ges. Physiologie, Bd. 88, pg. 387.

Der bedeutendste Nachkomme Max I. ist sein Sohn

Ludwig I., König von Bayern (I, 3).

Er ist eine der sympathischsten Herrschergestalten des 19. Jahrhunderts, beinahe jedem Kinde auch ausserhalb Bayerns durch unvergängliche Denkmäler seiner Wirksamkeit bekannt. Mit einem etwas cholerischen Temperament begabt, nicht ohne Neigung zur Extravaganz, huldigte der Jüngling zwei Idealen: das erste, für die damalige Zeit merkwürdig genug, war der Zug zum Deutschnationalen, das zweite die Begeisterung für Kunst und Poesie. Später enthusiasmierte er sich für den „Hellenismus". Über die Produkte seiner poetischen Ader ist viel gespöttelt worden. Er war kein Dichter von Gottes Gnaden, aber es lebte und drängte in ihm ein hoher Sinn für das Edle und Schöne, für das der König das Festgewand der Poesie suchte. Was er für München war, steht jedem Besucher „Isarathens" vor Augen. Er baute die Glyptothek, die Feldherrnhalle, das Odeon, das Siegestor, die neue Pinakothek, die Ruhmeshalle mit der Bavaria, die Befreiungshalle bei Kehlheim. Dabei rühmt man ihm nach, dass er mit Energie die Ordnung im Staatshaushalt und das Gleichgewicht in den Finanzen herstellte. Es soll geradezu ein Sparsystem geherrscht haben. Er war sehr fleissig und ein Frühaufsteher. Nicht nur in seiner Jugend, unter dem sonnigen Himmel Italiens, sondern auch später im reifen Mannesalter verkehrte er gern, wo es lustig herging. Es wirkte in ihm etwas von dem Naturell seiner pfälzischen Grossmutter. Er amüsierte sich z. B. köstlich in dem Tumult der Grosshesseloher Kirchweih. Er war sehr empfänglich für alle Frauenschönheit. Als die berüchtigte Lola Montez in München auftauchte, war er bereits ein Sechziger. Trotzdem war er noch einer Leidenschaft fähig, die jede Staatsraison unter sich beugte. Noch an der Schwelle des Greisenalters verfügte er über denselben stürmenden Feuergeist, der ihm die Jugend verschönt hatte. Als ihn die Märztage des Jahres 1848 zur Abdankung zwangen, zog er sich ins Privatleben zurück und lebte noch bis zum 70. Jahre körperlich und geistig frisch. Dann stellten sich die Beschwerden des Alters ein: Steifheit der Beingelenke, Atemnot, Gedächtnisschwäche. 1867 begannen bedenkliche Zeichen von Marasmus senilis: Starke Atembeschwerden, Ödeme, gangränöse Erscheinungen am rechten Unterschenkel. Er starb als 82-jähriger nach kurzem Krankenlager in Nizza. Er war nicht schön zu nennen und nur mittelgross. Er soll zuweilen an „Migräne" gelitten haben [C. Th. Heigel] [1]).

---

1) C. Th. Heigel, Ludwig I., König von Bayern, Leipzig 1872, Duncker und Humblot

Seine Gemahlin

Therese von Sachsen-Altenburg (I, 4)

war eine durchaus normale Frau, die sehr beliebt war und sich nach dem Zeugnis der Luise von Kobell durch besondere Anmut und Liebenswürdigkeit auszeichnete. Sie war die Tochter von

Friedrich I., Herzog von Sachsen-Altenburg (I, 9)

und seiner Gemahlin

Charlotte Georgine Luise Friederike v. Mecklenburg-Strelitz (I, 10).

Friedrich I. war der Typus des „guten Herrschers" eines kleinen Ländchens und Vater von 12 Kindern. Er war sonst ein unbedeutender Gatte und durch die Schuld des Vaters oft in schweren finanziellen Bedrängnissen. Seine Frau, eine Schwester der Königin Luise von Preussen, schön und anmutig, im Geschwisterkreise „Lolo, die Singeschwester" genannt, war eine begabte Sängerin. Jean Paul schilderte begeisterungsvoll Charlotte als die „himmlische Herzogin mit einem Antlitz voll Liebe und Jugendreiz und den schönen Kinderaugen" (Bailleu).

Ernst Friedrich III., Herzog von Sachsen-Hildburghausen (I, 19)

hatte durch seine Prachtliebe und allzugrosse Freigebigkeit sein Land dermaßen in Schulden gestürzt, dass eine kaiserliche Debitkommission abgeordnet wurde, um den fürstlichen Haushalt zu regulieren. Die Stände mussten 1770 sogar die Erziehung der fürstlichen Kinder übernehmen, dem Herzog wurden jährliche Kompetenzgelder zur Bestreitung seines Hofstaats ausgesetzt. Von seinem mit der Gräfin Karoline von Erbach (I, 40) vermählten Vater Ernst Friedrich II. (I, 39), ist mir nur bekannt, dass er kaiserlicher und pfälzischer Generalfeldzeugmeister vor. — Es liegt auf der Hand, dass wir es hier mit einer Familie zu tun haben, die im weiteren Verfolge auf Jülich-Cleve zurückgeht, denn der Grossvater Ernst Friedrichs II., Ernst, ist der Bruder der Elisabeth von Sachsen-Gotha (vgl. Ahnentafel IV).

Ernestine Auguste Sophie von Sachsen-Weimar-Eisenach (I, 20).

Von ihr weiss ich nichts. Aber von ihren Eltern ist manches zu melden, was Beachtung verdient.

Ernst August I., Herzog von Sachsen-Weimar (I, 41).

Er gefiel sich in einer Kopierung Ludwigs XIV., huldigte dem Glanz und der Pracht und soll die Militärliebhaberei übertrieben haben. Er studierte Chemie und Bergbaukunst und suchte den Ilmenauer Bergbau durch „Rutengänger" zu fördern. Mit diesen Neigungen scheint er wie mancher Fürst seiner Zeit, die alle Geld brauchten und nach übernatürlichen Quellen seines Erwerbs trachteten, auf die Abwege der

Alchimie und Zauberkunst geraten zu sein, die ihm viel Enttäuschungen und Kosten verursachten. Im Zusammenhang damit beschäftigte er sich mit theosophisch-philosophischen Betrachtungen, die er in einer anonymen Schrift (1742) veröffentlichte [1]. Soweit ist noch nicht viel Abnormes. Ernst August scheint aber doch einer der originellsten kleinen Fürsten des 18. Jahrhunderts in der üblen Bedeutung der Originals gewesen zu sein. Vehse nennt ihn ein Gemisch von Reizbarkeit, Wunderlichkeit, Heftigkeit und Empfindlichkeit. Sein Sohn erster Ehe Johann Wilhelm (geb. 1719, gest. 1732), „sprach und hörte nur mit Mühe und war von sehr delikater Gesundheit". Des Fürsten Tageslauf in Belvedere, seinem Residenzschlösschen bei Weimar, war pedantisch und geistlos. Die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, die den Herzog gelegentlich seiner Wiederverheiratung mit Sophie Charlotte von Brandenburg-Bayreuth sah, macht sich derb über ihn und sein närrisches Gebaren lustig. „Er ist klein und mager wie eine Klepper", schreibt sie. Sein Benehmen auf der Brautwerbung spottete jeder Beschreibung. Die Markgräfin war boshaft genug, seine Narrheit zu kitzeln. Sie rief alles zusammen, was sie an toller Musik auftreiben konnte. Das regte den Herzog an: „er stand vom Tische auf, spielte selbst die Pauken, strich die Geige, tanzte, sprang und beging alle möglichen Torheiten", und dies alles in dem gesetzten Alter von 46 Jahren. Seine zweite Frau wurde ihm in Bayreuth im wahrsten Sinne des Wortes aufgeschwatzt, durch Überrumpelung. Er wollte demnach auch die Verlobung als einen schlechten Scherz betrachten und blieb am Hochzeitstage aus. Erst als der Gemahl der Markgräfin ihm mit einem Duell drohte, bequemte sich die weimarsche Durchlaucht ins hochzeitliche Gemach. Die Verordnungen, die Ernst August in seinem Lande als Regierungsakte erliess, wirken durch ihren krausen Stil ebenso aufheiternd, wie durch ihren verschrobenen Inhalt. Er wirkt direkt wie die Serenissimusfigur eines Witzblatts. Nur ein Beispiel seiner Verordnungen! Als untrügliches Mittel zum Löschen von Feuersbrünsten liess er befehlen: „in allen Städten und Dörfern hölzerne Teller mit einem Feuerpfeile, nach beigesetzter Zeichnung versehen, anzuschaffen, und diese Teller Freitags bei abnehmendem Monde zwischen 11—12 Uhr mit frischer Tinte und neuer Feder mit den Worten beschrieben: „An Gottes Allmacht liegts. Consummatum est" bei jeder vorfallenden Feuersbrunst im Namen Gottes ins Feuer zu werfen". Man erzählt auch, dass der Herzog im grossen Saal im zweiten Stock der Wilhelmsburg zu Weimar seine Pferde gemustert habe; für die Pferde habe er eine eigene Treppe von Pflastersteinen bauen

[1]) In genealogischen Antiquariatskatalogen findet man das Werk aufgeführt: „Zu dem höchsten alleinigen Jehovah gerichtete theosophische Herzensandachten oder fürstliche, selbst abgefasste Gedanken, nebst einigen philosophischen Betrachtungen. 4. 0. O. 1742".

lassen. „Das wahre Philosophenlicht der Natur“, das er ernsthaft glaubte, erkannt zu haben, scheint diesem närrischen Kauz nicht aufgegangen zu sein.

Sophie Charlotte von Brandenburg-Bayreuth (I, 42).

Von ihr erzählt die Schwester Friedrichs des Grossen: „Die Prinzessin Charlotte war bis zum Einsperren verrückt. Zuweilen hatte sie so schwarze Launen, dass sie von Zeit zu Zeit wütend ward. Der Markgraf, ihr Vater, musste sie schlagen, sonst kam kein Mensch mit ihr aus. Die Ärzte behaupten, diese Tollheit habe ihren Grund in ihrem verliebten Temperament und das einzige Heilmittel sei die Ehe. Wenn sie einen Mann sah, machte sie Zeichen. Man suchte dem Dinge immer eine schickliche Wendung zu geben und veranstaltete es immer so, dass sich Damen ihr gegenüber befanden, so dass sie sich nicht zu vergaffen in Gefahr kam“. Die nymphomanische Hysterika ergänzte ihren Gatten schlecht.

Soviel von den sächsischen Vorfahren der Gemahlin Ludwigs I.! Nun noch ein paar Worte von ihren Mecklenburger Ahnen.

Karl II., Herzog von Mecklenburg-Strelitz (I, 21).

Er folgte seinem weiberscheuen, kinderlosen Bruder Adolf Friedrich IV. (dem schrullenreichen „Dörchläuchting“ Fritz Reuters) 1794 auf dem Throne. Schon als 20-jähriger machte er als Generalmajor den Feldzug nach Portugal mit. Er soll ein etwas leichtsinniger junger Herr gewesen sein, dessen verschwenderischer Haushalt auch später nicht selten Anlass zum Tadel gab. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin (I, 22) nahm er den Abschied aus dem hannoverschen Militärdienste und zog zu seiner Tochter nach Hildburghausen, wo er als Präsident der schon oben erwähnten Debitkommission den zerrütteten finanziellen Verhältnissen des Ländchens aufhelfen sollte. Er war dort eine populäre Persönlichkeit, huldigte zeitweilig Aufklärungsideen und gab sich, bis er selbst zur Krone gelangte, gerne als „Bürger- und Bauernfreund“.

Seine erste Gemahlin

Friederike Luise von Hessen-Darmstadt (I, 22)

starb, wie schon oben erwähnt, mit 30 Jahren an einem damals grassierenden Fieber (Influenza?), nachdem sie kurz vorher von einem Kinde entbunden war. Sie war der Liebling ihrer Tante, der grossen Landgräfin, die von ihr sagte, sie besitze den besten Charakter und das beste Herz der Welt. Sie trat mit 16 Jahren in die Ehe, von der Bailleu sagt, dass sie eine echte Rokoko-Ehe gewesen sei: gefühlvoll, verliebt, empfindsam. Sie hat in 13 Jahren zehnmal geboren — die Hessenfruchtbarkeit! Allein diese Überproduktion scheint ihre (tuberkulös be-

haftete) Konstitution so erschöpft zu haben, dass die Influenza leichtes Spiel mit ihr hatte.

Was die Wirksamkeit der Strelitzer im Erbgange betrifft, so traue ich ihr nicht viel Gutes zu. Bei den Braunschweigern haben sie wenigstens nicht ausgleichend zu wirken vermocht. Eine Schwester Karls II. war die Gemahlin Georgs III. von Hannover, eine Tochter von ihm, die männerfreudige Friederike (in 1. Ehe mit dem Prinzen Ludwig von Preussen, in 2. mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm zu Solms-Braunfels vermählt) wurde schliesslich die Frau ihres Vetters Ernst August von Hannover und Mutter Georgs V.

Überblicken wir nun die Descendenz Ludwigs I. und seiner Gemahlin Therese! Von Max I. zu Ludwig I. — bedeutet einen Schritt abwärts, nicht vorwärts. Dies ist erklärlich. Therese hatte nichts Hervorragendes in die Wagschale zu werfen, weder psychisch noch körperlich, bei der höchst mittelmäßigen, zum Teil direkt pathologischen psychischen Konstitution der sächsischen und der tuberkulösen Disposition der hessischen Vorfahren, auf die bei Ludwig I. und Therese noch dazu Inzucht stattfindet. Die Folgen sehen wir: die hohe Lebensdauer der Maxschen Kinder nimmt bei 5 Kindern Ludwigs I. ab, die die 50er nicht erreichen. 2 Kinder bleiben kinderlos — ein Erbe aus der vorigen Generation? Neben Max II., der der Typus des konstitutionellen Neuropathen ist, steht eine offenbar psychisch abnorme Schwester, die Prinzessin Alexandra. Aber ein Sohn und eine Tochter überschreiten das biblische Alter weit, und während die Linie des ältesten Sprosses Max II. mit 2 geisteskranken Söhnen ausstirbt, führen zwei andere Söhne Ludwigs I., Luitpold und Adalbert, die Wittelsbacher zu nicht alltäglicher Blüte. Ich stelle die Kinder Ludwigs I. zusammen:

1. Max II. (1811—1864).
2. Mathilde (1813—1862), die Gemahlin Ludwigs III., Grossherzogs von Hessen, bleibt kinderlos.
3. Otto (1815—1867), König von Griechenland, ein echter Sohn seines hellenistischen Vaters, dem die Energie und Kraft zur Stütze seines begeisterungsfähigen Herzens fehlte, stirbt kinderlos.
4. Luitpold, geboren 1821, der ragende Spross des Geschlechts, konnte in beneidenswerter, geradezu exceptioneller körperlicher und geistiger Frische kürzlich den 90. Geburtstag begehen, geschätzt von seinen gekrönten Vettern und umjubelt von der Liebe seines Volkes, dessen Regierung er in schweren, kritischen Zeiten übernommen hatte. Er hatte mit der Erzherzogin Auguste von Österreich-Toskana vier Kinder: die

Prinzen Ludwig, der mit der Erzherzogin Maria Theresia von Österreich-Este neun noch lebende Kinder und 2 Enkel besitzt, Leopold (mit der Erzherzogin Gisela, der Tochter Kaisers Franz Joseph von Österreich, 4 Kinder), Arnulf und die Prinzessin Therese. Sämtlichen 4 Kindern kann man das Prädikat normaler, tüchtiger Menschen nicht vorenthalten. Sie haben in ihren exponierten Stellungen, die nicht nur dekorativ waren, recht und schlecht ihren Mann gestanden, und die Prinzessin überragt mit ihren geistigen Qualitäten den Durchschnitt ihrer Standesgenossen, sonst wäre sie wohl kaum Doktor der Philosophie und Mitglied der Bayrischen Akademie der Wissenschaften. Überdies ist für die Luitpoldinische Nachkommenschaft zu bedenken, dass Auguste von Toskana an einem Lungenleiden im Alter von 39 Jahren starb und mütterlicherseits tuberkulös stark belastet war (ihre Mutter starb mit 33 und ihre Grossmutter mit 34 Jahren!) Ausserdem weist sie einen Grad von Inzucht auf, wie er selbst in Dynastien nur ganz vereinzelt gefunden wird. Sie hat in der 16-Ahnenreihe nur 10 und in der 32-Ahnenreihe nur 14 Ahnen, weil ihre väterlichen Urgrosseltern zwei Geschwisterpaare sind. All dem hat die Luitpoldinische Individualpotenz nicht nur Stand gehalten, sondern sogar ihr Übergewicht bemerkenswert geltend gemacht.

5. Adelgunde, geboren 1823, die Witwe des Herzogs Franz V. von Modena, lebt noch in körperlicher und geistiger Rüstigkeit meist in der Nähe ihres Bruders Luitpold. Ihre Tochter Anna Beatrix ist jung (1849) gestorben.

6. Hildegard (1825—1864) war die Gemahlin des Erzherzogs Albrecht von Österreich. Sie hatte 3 Kinder, von denen 1 Tochter lebt, die 1845 geborene Maria Theresia. Sie heiratete den Herzog Philipp Alexander von Württemberg, dessen Sohn Albrecht der präsumtive Thronfolger in Württemberg ist.

7. Alexandra (1826—1875) blieb unvermählt. Von ihr hört man offiziell sehr wenig. Es geht aber das bestimmte Gerücht, dass sie geistig abnorm war und dass sie auf Grund von Mysophobie (Schmutzfurcht) eine Reihe von Absonderlichkeiten in ihrer Lebensführung darbot. Die Vox populi der Münchener behauptet, sie habe an der Wahnvorstellung gelitten, ein Klavier (oder Sofa?) im Kopfe zu haben. Ich kann für die Angaben nicht bürgen. Es scheint aber festzustehen, dass Prinzessin Alexandra psychisch mindestens so stark vom Durchschnitt abwich, dass man ohne sich auf die spezielle Art der Psychopathie festzulegen, von einer solchen bei ihr ruhig sprechen kann.

8. Adalbert (1828—1875) hatte 5 Kinder (Ludwig Ferdinand, Alphons, Isabella, Elvira und Clara), die teilweise selbst schon wieder Nachkommen haben. Weder an ihm, noch an seinen Kindern springt etwas Psychisch-Abnormes in die Augen.

So bleibt uns nun nur noch der für unsere Ahnentafel wichtigste Wittelsbacher zur Betrachtung übrig, der Vater der beiden geisteskranken Könige, Maximilian II.

Maximilian II., König von Bayern (I, 1).

Man kann sich kaum einen grösseren Gegensatz denken als zwischen Ludwig I. und seinem ältesten Sohn Maximilian II. Zwar fehlte auch ihm nicht ganz die dichterische Begabung; aber es mangelte ihm die urwüchsige Kraft und der hohe Flug des Vaters. Was ihm an Genialität und Grosszügigkeit abging, suchte er durch rastlosen Fleiss und Gewissenhaftigkeit zu ersetzen. Schon als Student in Göttingen war er ein Muster des Fleisses. Riehl sagt von ihm, dass er nur eine Leidenschaft hatte: zu lernen, und Max II. soll einmal selbst zu Bluntschli geäussert haben: „Wäre ich nicht in einer Königswiege geboren, so wäre ich am liebsten Professor geworden.“ Es haftete ihm etwas von der Gründlichkeit und Studierstubenatmosphäre des deutschen Gelehrten an. Er betätigte sich schriftstellerisch; die Themata sind bezeichnend für seinen grüblerischen Sinn und seine schwerblütige Lebensauffassung. Man fand in seinem Nachlass: „Fragen an mein Herz“, „Annehmlichkeit und Pflicht“, „Selbstbetrachtungen“, alles reiflich durchdacht. War er mit einem Gedanken fertig, so setzte er über den Aufsatz den Vermerk „klar geworden“ (v. Heigel). Allabendlich prüfte er sich mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, ob er seine Regentenpflichten erfüllt habe. Bei besonders wichtigen Entschlüssen zog er sich in ein eigenes, der stillen Betrachtung und Sammlung geweihtes Gemach — sanctuarium — zurück, das niemand betreten durfte. Dort vor dem Kruzifix auf dem Betschemel, unter den Augen der Marmorbüsten der ausgezeichnetsten Männer aller Zeiten (von Homer bis Schelling), hielt er Einkehr in sein Innerstes (Söltl) [1]). In seiner Jugend soll er protestantischen Neigungen gehuldigt und ernstlich das „Für und Wider“ eines Übertritts erwogen haben. Wie sich doch die Geschicke erfüllen! Was er nicht vollendete, tat seine Gemahlin. Max II. war ein liebenswürdiger und bescheidener Mensch. Alles Ostentative stiess ihn ab; als König setzte er seinen Stolz darein, sich konstitutionell zu nennen. Auch in physischer Beziehung war es ihm nicht vergönnt, wie sein Vater aus dem Vollen zu schöpfen. Seine Gesundheit war immer zart. Er war mittelgross und hatte feingeschnittene Züge, auf denen „ein Schatten von Schwermut“ lag. Als Kronprinz soll er (1835)

auf einer Reise nach Ungarn einen lebensgefährlichen Typhus durchgemacht haben, der eine Störung seines Nervensystems hinterliess, die die Ursache häufiger qualvoller „Kopfleiden" für ihn geworden ist.[2]) Im Jahre 1863 rieten ihm die Ärzte für seine angegriffene Gesundheit Aufenthalt im Süden. Er reiste im Oktober nach Rom, kehrte aber infolge der Wirren, die die schleswig-holsteinische Frage hervorrief, um (15. Dezember). Am 8. März 1864 legte er sich, zwei Tage darauf verschied er, $52\,^1/_2$ Jahr alt. Seine Gesundheit war durch eine Influenza, die er anfangs Februar durchmachte, sehr geschwächt. Die Todesursache scheint Erysipel der Brust („Rotlaufsröte mit Schwellung und Schmerzhaftigkeit der Brust", Söltl) gewesen zu sein. Die allgemeine Trauer bei seinem Ableben ist ein Zeichen für die grosse Beliebtheit, deren sich dieser edle Monarch bei seinem Volke erfreute.

---

1) Söltl, Max II., König von Bayern, Augsburg 1867.

2) Söltl (l. c.) behauptet, dass er schon in den Knabenjahren an Kopfschmerzen gelitten und besonders im Jahre 1835 einen heftigen Anfall gehabt habe. Seitdem sollen sie in grösseren oder kleineren Zwischenräumen immer wiedergekehrt sein.

VI.

Zusammenfassung der Untersuchung.

Es war notwendig, möglichst alle Ahnen unserer Tafel und nicht nur sie, sondern auch ihre erblichen Anschlüsse zu untersuchen, um den Faden ein- oder mehrfacher Stärke in die Hand zu bekommen, der uns zu Ludwig und Otto hinführt. Die Frage ist, ob schon die kurze Charakteristik der Ahnen uns mit zureichender Wahrscheinlichkeit den Weg verfolgen lässt, der schliesslich bei den beiden Königen zur Katastrophe führte. Dass ich als eine Betrachtungsbasis für das Psychopathische in ihrer Ahnentafel Wilhelm den Jüngeren von Braunschweig annahm, ist nur eine scheinbare Willkürlichkeit. Denn es ist bei näherer Überlegung das einzig Gegebene, bei einer Erörterung der Vererbungsmöglichkeiten und der Herkunft psychischer Krankheitszustände auf einem sichergestellten Fall zu fussen. Irgendwo muss sich das Causalitätsbedürfnis beim Studium der Erblichkeit ein Ziel stecken, und es ist für unsere Fragestellung ohne Bedeutung, auf welche pathologische Erblasser sich Wilhelm der Jüngere stützt. Nicht ohne Grund habe ich einen so weiten Exkurs im Hause Braunschweig gemacht, der streng genommen mit unserer Untersuchung nichts zu tun hat. Das Gewicht Wilhelms des Jüngeren als Erblasser konnte durch nichts besser illustriert werden, als durch den Hinweis auf die Zähigkeit, mit der sich sein Erbe gerade dort trotz aller Blutmischung über Jahrhunderte hinaus bemerkbar gemacht hat. Neben der geraden Erbrichtung im Hause Braunschweig-Hannover fällt es nicht schwer, eine zweite zu verfolgen, die im Hause Braunschweig-Hohenzollern auf zum Teil verschlungenen Wegen zu den Wittelsbachern führt, und es liegt kein Grund vor, hier das Wirken einer Kraft zu leugnen, deren Stärke dort sich geradezu aufdringlich bemerkbar macht. Zwei Knotenpunkte haben sich uns dabei offenbart. Der erste ist Prinz August Wilhelm von Preussen mit seinem aussergewöhnlich stark auf Wilhelm d. J. konsolidierten Pedigree[1]), der zweite sein Sohn Friedrich

[1]) Wer sich für die Erbwirkung des August Wilhelm-Komplexes interessiert, den verweise ich zum eigenen Nachdenken auf Ahnentafel und Familie des verstorbenen Regenten von Braunschweig, Prinzen Albrecht von Preussen.

Wilhelm II., der auch noch die Erbmasse der Wolfenbütteler-Braunschweiger auf sich vereinigt.

Die Erkenntnis, dass nach allen züchterischen Grundsätzen das Schwergewicht der Vererbung auf der Mutterseite unserer Ahnentafel gesucht werden kann, wo wir die stärkere Konsolidation sehen, erleichtert uns die Orientierung in dem durch die „Anamnese“ erhobenen Gewoge von Menschhei qualitäten. Unter der Zahl normaler, hervorragend tüchtiger, absonderlicher, psychopathisch minderwertiger und geisteskranker Ahnen zeigt uns die von hippologischen Prinzipien getragene Forschungsweise auch die *Vererbungsrichtung*. *Zwei beträchtliche Mengen pathologischen Blutes stammen von Ludwig IX.* Ihre Bedeutung liegt auf der Hand: Zwei gleichsinnige Erbmassen vereinigen sich durch die Heirat zweier Geschwisterkinder auf Marie, Prinzessin von Preussen. Ich halte es für wichtig, dass unsere Analyse die Tatsache zu Tage förderte, dass Ludwig IX. in seinem Pedigree gerade den Erbkomplex mitführt, der auf der Vaterseite unserer Ahnentafel in die Mehrzahl der dort stehenden Geschlechter verwebt erscheint. So findet er bei der Vereinigung von Marie von Preussen und Maximilian II. nicht nur im eigenen Hause Hessen-Darmstadt, sondern auch bei den Nachkommen der Ernestiner und vor allem bei Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld homogenen Anschluss: ich meine *Jülich-Cleve*. Es dürfte schwer fallen, die Wirksamkeit dieses latenten Erbteils zwingend zu erweisen, so etwa wie es ohne Schwierigkeit von Wilhelm d. J. in fortlaufender Causalität gelingt. Aber ich glaube, solche imponderable Constellationen im Erbgange verhalten sich zu den offensichtlichen, erweisbaren Hereditätsverknüpfungen wie die Begleitung zur führenden Melodie und bilden den Hintergrund, auf dem sich die letzteren um so deutlicher abheben können.

Das Hessenerbe mündet in den Hauptstrom, der von den Braunschweigern-Hohenzollern direkt kommt. Hier finden wir das *pathologisch-affektive, jähzornige Temperament* von Friedrich Wilhelm I. neben dem *schwermütig-traurigen Naturell* seiner Gemahlin Sophie Dorothee. Ihr Sohn August Wilhelm, eine *weiche, impressionabel-empfindsame* schöngeistige Natur, lässt die Frage offen, was aus ihm geworden wäre, wäre er nicht so jugendlich einer Gehirnblutung erlegen. Auf die Minderwertigkeit der organischen Grundlage seiner Psyche, die unter dem Ansturm körperlicher und geistiger Schädlichkeiten zusammenbrach, habe ich oben aufmerksam gemacht. Seine Frau Luise Amalie hat ausser anderen von der Psychopathie gezeichneten Ahnen einen ausgesprochenen *Paranoiker* zum Grossvater. Friedrich Wilhelm II. von Preussen ist in seiner skrupellosen Sinnlichkeit, seiner gutmütigen Urteilsschwäche und seinem Hang zum verschwenderischen Wohlleben, das den geordneten Staatsorganismus

Friedrichs des Grossen moralisch und finanziell in beschleunigtem Tempo dem Niedergang entgegenführte, richtig und gerecht nur unter dem Gesichtswinkel der erblich-degenerativen Psychopathie zu beurteilen, in der seine Defekte wurzeln. Von seinem Sohne, dem Prinzen Friedrich Karl, an tritt die Erbrichtung auf die geisteskranken Bayernkönige bereits deutlich hervor. An ihm habe ich das melancholisch-menschenscheue Temperament hervorgehoben, das seine verhängnisvolle Ergänzung und Potenzierung in dem Einsamkeitshange, der abnormen Schüchternheit und katholisierenden Frömmigkeitsschwärmerei seiner blutsverwandten Gemahlin Amalie Marianne von Hessen-Homburg fand. Sie war ja die Tochter der „Geisterseherin" Karoline von Hessen-Darmstadt,[1]) die mit der närrischen Originalität, Hypochondrie und Gespensterfurcht ihres Vaters Ludwigs IX. ein stark belastendes Moment für die Eltern der Prinzessin Marie von Preussen bildet. Aber noch einmal macht das Verhängnis scheinbar Halt. Wie so oft im Leben, so ging es auch hier. Marie, zwar selbst nicht ganz frei von den Eigenschaften der Eltern und mäßigbeschränkten Geistes, ist hauptsächlich die Hüterin und Überträgerin pathologischer Vererbungstendenzen und erst ihr Kind Ludwig schlägt eklatant auf die Grosseltern zurück[2]). Nur dass der Enkel seine schwärmerischen Ideale nicht auf kirchlichem Boden, sondern im Sonnenkönigkultus und in der Wagnerromantik sucht und das Weltfliehende der Grosseltern auf die paranoische Krankheitsspitze treibt.

So können wir also lückenlos die Erbrichtung verfolgen, die zu der Mutter der geisteskranken Könige führt. Manche tüchtige Frau hat dabei, wie wir von Anbeginn unserer Betrachtung sahen, ihre Erbmasse ausgleichend in die Wagschale geworfen und den Fluch des Männererbes gemildert. Eine Frau von der Stärke einer Karoline von Pfalz-Zweibrücken, um die beste zu nennen, die als ein glücklicher Wurf des Schicksals anzusehen ist, hat zweifellos dafür gesorgt, dass das Gleichgewichtszünglein keine allzugrossen Ausschläge machte. Wir stossen deshalb nirgends auf offenbare Geisteskrankheit; unter den nächsten, direkten mütterlichen Ahnen Ludwigs und Ottos überwiegen die psychopathische Konstitution, die Minderwertigkeit, die auf der Grenzscheide zwischen Gesundheit und Krankheit pendelt, Menschen verschrobener, originaler, menschenscheuer, einsiedlerischer Art neben

[1]) Bezüglich ihres Erbeinflusses vgl. die Ahnentafel des geisteskranken Heinrichs XXIV., Fürsten von Reuss ä. L.

[2]) Sommer (Familienforschung und Vererbungslehre. S. 69) sucht diese eigentümliche biologische Tatsache dadurch zu erklären, dass die weibliche Eizelle nicht ein Produkt der Frau, sondern schon bei ihrer Geburt vorgebildet, also ein Produkt der Eltern der Frau sei.

typischen Dégénérés supérieurs. *Wichtig ist dabei der Umstand, dass von dem Hause Braunschweig-Hohenzollern-Hessen gerade die schlechtesten Repräsentanten der Generationen in das Pedigree der Marie von Preussen einrücken.* Aber erst bei ihrer Vereinigung mit Max II. kommt die katastrophale Wendung, die die königliche Linie des Bayernhauses mit einem Schlage austilgt. Warum? Hier liegt die Frage, die am schwierigsten zu beantworten ist und uns zwingend auf die genaue Wertung Max II. hinweist.

Seine Individualität hebt sich auffallend gegen die Charaktere seiner nächsten männlichen Vorfahren ab: er hat nichts von seinem biderben Grossvater, nichts von seinem exzentrisch-genialen Vater, wenn nicht den Migränekopfschmerz. So wie Max II. vor uns steht, ein *körperlich zarter, schwerblütiger und grüblerischer Mensch*, ist er eine Mischung von Qualitäten, deren Herkunft nicht so leicht abzuleiten ist, wie die seiner Gemahlin. Max I. war, gesundheitlich betrachtet, somatisch sehr gut, psychisch mäßig gestellt. Das niedrige Intelligenzniveau seiner pfalz-sulzbachischen Vorfahren wird etwas gemildert durch die Linie Zweibrücken-Birkenfeld. Sein Vater Friedrich Michael war ein biederer Kriegsmann und guter, hausväterischer Regent; seine Grossmutter Karoline von Nassau-Saarbrücken eine den Durchschnitt überragende Frau. Max I. heiratet nun die hessen-darmstädtische Prinzessin Auguste, bei deren Eltern ein indifferenter Vater (Prinz Georg) neben einer ausgezeichneten Mutter (Maria von Leiningen) steht. Das Resultat ist eine famose Nachkommenschaft, unter der gerade der Grossvater unserer kranken Könige, Ludwig I., das glückliche Blut der lebenslustigen, heiteren, von Witz übersprudelnden und doch gemütstiefen Leiningerin erbte. Und nun müssen wir sehen, dass von ihm zu seinen Kindern ein Umschlag erfolgt. Ein grüblerisch-stiller löst den exzentrisch-genialen Herrscher ab. Die Mehrzahl der Geschwister Max II. sind zarter Konstitution und erreichen im Gegensatz zu den Mitgliedern der Vatergeneration kein beträchtliches Alter. Neben Max II. steht eine offenbar psychisch kranke Schwester (Alexandra). In dieser Generation setzt also eine Depression des Gesundheitniveaus ein, die von Therese von Sachsen-Hildburghausen stammen muss. Sie führt unter ihren Ahnen den närrischen Ernst August I. von Sachsen-Weimar, der das Pendant zu Ludwig IX. auf der Mutterseite unserer Ahnentafel darstellt und überdies eine recht minderwertige, schwachsinnig-hysterische Ehehälfte sein eigen nannte. Beider Tochter — die nebenbei bemerkt einen schwachbegabten, im Alter von 13 Jahren verstorbenen väterlichen Halbbruder hatte — ist die Grossmutter Thereses. Ferner: Grossmutter und Urgrossmutter Max II. (I, 8 und 22) waren Schwestern, deren tuberkulöse

Disposition einerseits und deren Paarung mit Mecklenburg-Strelitz andererseits nicht ohne depravierende Bedeutung für die Descendenz war.

Dazu kommt für Max II. noch ein individueller Faktor: seine Erkrankung im Jahre 1835, die eine dauernde Schwächung seiner Gesundheit zurückgelassen hat.

Soweit wir uns eine Vorstellung davon machen können, neige ich deshalb dem Schlusse zu, dass es sich bei der Vereinigung von Max II. mit Marie von Preussen um eine Konvergenz pathologischer Erbtendenzen handelte, wobei das generative Übergewicht auf der weiblichen Seite lag. Die Mutter gibt, wenn ich bildlich sprechen darf, den Ton der Psychose an, sie prägt die Richtung und der Vater bringt das bereits volle Maß des Krankhaften zum Überlaufen. Dabei ist nicht zu übersehen, dass die einsiedlerischen, depressiven Neigungen der Grosselterngeneration mütterlicherseits, wie wir oben gesehen haben, auch in der kollateralen Verwandtschaft des Vaters vorkommen. Gleichsinnige Unterströmungen mögen sich gefunden haben.

Man hört nicht selten unter Hinweis auf Ludwig und Otto, sie seien gewissermaßen das logisch zu erwartende Endprodukt eines im Hause Wittelsbach sich vollziehenden Degenerationsprozesses. Man deutet auf die vereinzelten Fälle von Psychopathie in der kollateralen Verwandtschaft, munkelt dann noch etwas von „Inzucht“ und glaubt, damit eine befriedigende Lösung des Problems gefunden zu haben. Wenn auch sonst nichts weiter, so haben hoffentlich meine Ausführungen wenigstens die Torheit solcher Behauptungen dargetan. Lässt doch die simpelste, aber gewissenhafte Betrachtung der Wittelsbacher die Tatsache mit Händen greifen, dass von einer Degeneration bei ihnen überhaupt keine Rede sein kann, dass sie deshalb auch nicht die Ursache sein kann für den Untergang eines kleinen Familiensegments, sondern dass das explosive Hervortreten zweier geisteskranker Brüder lediglich dem Umstande zuzuschreiben ist, dass ein schwächlicher Vertreter der Wittelsbacher Dynastie in dem vereinigten Hohenzollerisch-Braunschweigischen Blute seiner Frau eine höchst unglückliche Ergänzung fand[1]). Die Wirkung dieser Vereinigung war gar nicht zu bestimmen, da sie ein genealogisches Unikum ist. Sie besitzt nur ein Seitenstück, die Ehe Friedrich Wilhelms IV. mit der bayerischen Prinzessin Elisabeth, aus dem aber deshalb nichts zu lernen war, da die Ehe kinderlos blieb.

---

[1]) Nicht als ob ich es vergessen hätte. daran zu denken, nein absichtlich folge ich nicht der Lockung, den Maßstab der Mendelschen Regeln an diese Tatsachen zu legen. Wie ich oben schon andeutete, wir gehen beim Psychischen noch nicht sicher genug dabei. Schwierig ist es nicht, auch auf dieser Basis gerade für den vorliegenden Fall eine hypothetische Erklärung zu geben. Nimmt man an, das „Psychopathologische“ (ganz allgemein gesagt) sei ein dominantes Merkmal.

Will man von einem degenerativ-psychotischen Momente reden, das beim Ausbruche der Geisteskrankheit Ludwigs und Ottos mitgewirkt haben könne, so muss man auf die Mutterseite blicken, wo tatsächlich die Situation von Generation zu Generation sich zuspitzt, und nicht auf die Wittelsbacher. Wenn es eines Beweises bedarf, wie trefflich ihre züchterische Qualität sein kann, wenn sie den richtigen Anschluss im Pedigree finden, so verweise ich nur auf die Luitpoldinische und Adalbertsche Linien, die in ihren Ahnen der von Max II. gleich stehen. Ich halte es für wichtig, dass sich dort Wittelsbach mit Habsburg paarte. Ich habe schon einmal darauf hingewiesen, dass die beiden Dynastien seit Jahrhunderten gewissermaßen inzüchterisch aufeinander eingestellt sind [1].

Wenn ich in meinen Ausführungen die Herkunft der Geisteskrankheit Ludwigs und Ottos an der Hand ihrer Ahnentafel zu deuten versuchte, so möchte ich nicht das lächerliche Odium auf mich laden, als ob ich als Arzt und Psychiater bei menschlichen Paarungen den Propheten spielen wollte. Selbst wenn ich mich nicht von den Hippologen hätte darüber belehren lassen, dass es sogar in der Tierzucht schwerfällt, Pedigrees mit so ausgeglichenem, „ausbalanziertem" Charakter zu finden, dass auf einen gewollten Zuchteffekt unbedingt zu rechnen ist, so würde mich die systematische Durchprüfung zahlreicher Ahnentafeln fürstlicher Individuen vor irrigen und voreiligen Schlüssen bewahrt haben. Ich erlaube mir nur ein retrospektives Urteil. Dass im Erbgange unter bestimmten Voraussetzungen die Würfel in einer be-

so kann man den Prinzen Friedrich Wilhelm Carl von Preussen und seine blutsverwandte Gemahlin Amalie Marianne von Hessen als zwei heterocygote Eltern auffassen. Sie geben nach der Formel

$$DR \times DR = DD + DR + DR + RR$$

$^1/_4$ homocygot-dominierende, $^1/_4$ homocygot-recessive und $^2/_4$ heterocygot-dominierende (= schwach dominierende?) Nachkommen, was ihren Kindern Marie, Elisabeth und Adalbert-Waldemar entsprechen würde. Elisabeth liefert als homocygot-recessives Elter eine vom „Psychopathologischen" freie Nachkommenschaft, während die homocygot-dominierende Marie mit dem heterocygoten (gleichfalls mit dem psychopathologischen D versehenen) Max II. nach der Formel

$$DD \times DR = 2\,DD + 2\,DR$$

nur krankhafte Produkte bringen kann. Dass die Probe auf das Exempel hier stimmt, ist vielleicht Zufall. Beachtenswert bleibt die Tatsache, dass sich die bei manchen hereditären Erkrankungen und Missbildungen beim Erbgang des Menschen konstatierte Beobachtung: „Einmal frei, für immer frei" auch auf psychiatrischem Gebiet zu bewahrheiten scheint. Im übrigen möchte ich einstweilen davor warnen, diese Wege zu gehen. Das Verhältnis des Mendelismus zum Menschlichen ist, wenigstens auf so simple Weise, noch nicht spruchreif.

[1]) Vergl. Strohmayer, Über den Wert genealogischer Betrachtungsweise in der psychiatrischen Erblichkeitslehre. Monatsschr. f. Psych. u. Neurol. Bd. XXII, pg. 115 ff.

stimmten Richtung fallen müssten, wage ich nicht zu behaupten, ich bescheide mich mit der Aufdeutung der Umstände, dass sie so fallen konnten. Das teilt der Erbgang mit dem Glücksspiel, dass es der Chancen ceteris paribus viele gibt. Um dies zu verstehen, bedarf es nur eines kurzen Hinweises auf die biologischen Grundlagen der Vererbung[1]). Die Träger der Vererbungstendenzen sind die sog. Chromosomen (Kernfäden), der färbbare Bestandteil des Kernes der Geschlechtszellen. Die Zahl der Chromosomen ist bei jeder Tier- und Pflanzenart konstant und beträgt beim Menschen 24. Jede Zelle eines neuentstehenden Individuums erhält 12 Chromosomen von väterlicher und ebensoviele von mütterlicher Seite. So erklärt sich die Erfahrungstatsache, dass in jedem Individuum Eigenschaften der väterlichen und mütterlichen Familien gemischt sind. Aber in den Sexualzellen eines Individuums sind die väterlichen und mütterlichen Chromosomen nicht immer in gleicher Zahl, sondern in schwankenden Mischungsverhältnissen vorhanden. Wenn auch die Wahrscheinlichkeitsrechnung ergibt, dass die väterlichen und mütterlichen Chromosomen am häufigsten in gleicher oder fast gleicher Zahl in den Sexualzellen enthalten sind, so kommen doch auch gelegentlich erhebliche Abweichungen von dem mittleren Verhältnis zu Gunsten des Vaters oder der Mutter und damit natürlich auch der dazu gehörigen Grosseltern vor. Es ist also falsch, anzunehmen, von den 24 Chromosomen eines Menschen stammten immer je 6 von den Grosseltern und je 3 von den Urgrosseltern. Infolge der ungleichmäßigen Verteilung ist es wahrscheinlich, dass z. B. von einem Grossvater bald mehr, bald weniger als 6 Chromosomen und von einem Urgrossvater bald mehr, bald weniger als 3, manchmal sogar kein Chromosom auf ein Individuum kommt. Aus der verschiedenen Möglichkeit der Kombination der Chromosomenmischung erklärt sich, dass auch erbliche Krankheitsdispositionen fast nie alle Kinder einer Familie treffen. Es scheint für den züchterischen Endeffekt ausschlaggebend, in welchem Zahlenverhältnis die „belasteten“ Chromosomen zu der Gesamtzahl der Chromosomen des neuen Individuums stehen. Überwiegen die belasteten, so wird die Wahrscheinlichkeit grösser, dass es bei der Bildung des neuen Individuums zu einer Krankheitsdisposition kommt. Überwiegen aber in einem anderen Zeugungsfalle derselben Eltern die gesunden Chromosomen, so kann trotz ihrer erblichen Belastung ein gesundes Kind entstehen. Wird dann in dessen weiterem Erbgang nicht neues pathologisches Erbgut eingebracht, so kann durch diese einmalige, günstige Kombination der Chromosomenmischung ein Zweig einer belasteten Familie dauernd dem Fluche der elterlichen erblichen Belastung

[1]) Vgl. Ziegler, die Chromosomentheorie der Vererbung in ihrer Anwendung auf den Menschen. Arch. f. Rassen- u. Gesellschafts-Biologie, 1906.

entzogen sein. So braucht man sich an den schliesslich ganz verschiedenen Descendenzresultaten derselben Ahnen nicht im geringsten zu stossen.

Darum entkräften auch die Beispiele die Stichhaltigkeit meiner Beweisführung nicht, bei denen die traurige Wirkung, die ich für Ludwig II. und Otto I. aus dem Zusammentreffen gewisser erblicher Faktoren ableitete, trotz deren Anwesenheit im Pedigree ausblieb. Ich erinnere nur an die merkwürdige Ahnentafel des verstorbenen Grossherzogs von Hessen, Ludwigs IV. Seine Mutter Elisabeth ist die Schwester der Mutter der geisteskranken Bayernkönige. Ausserdem ist er ungewöhnlich stark ingezüchtet auf Ludwig IX., den närrischen Landgrafen. Und trotzdem blühte ihm, seinen Brüdern und Kindern ein freundlicheres Los als seinen unglücklichen bayerischen Vettern.

Wie ist es nun mit dem Endgewinn unseres Deutungsversuches? Hat Lorenz mit seiner Skepsis recht behalten? Nein und ja! Nein: weil die genealogisch-psychiatrische Betrachtungsweise tatsächlich Verknüpfungen aufdeckte, die zwischen den psychischen Qualitäten der Ahnen und der Probanden bestehen. Ich glaube an die Richtigkeit dieser Verknüpfungen, weil die biologische Deutung der vorliegenden Pedigreeanschlüsse nicht theoretisierende Buchweisheit und genealogischer Treppenwitz ist, sondern aus Erfahrungstatsachen geschöpft, die sich auf die klarsten und bestfundierten Analoga der Hippologie stützen. Freilich, diese Art von Ahnentafelbetrachtung wird manchem Zunftgenealogen nicht behagen und auch manchem naturwissenschaftlich Denkenden wird die Biologie zu weit getrieben erscheinen, die menschliche Vererbungsprobleme auf hippologische Formeln zu reduzieren versucht. Und doch wird keiner von beiden imstande sein, mir einen Weg zu nennen, auf dem man dem „Vererbungsrätsel“ beim Menschen, wo es sich um seine psychischen Eigenschaften dreht, besser und energischer zu Leibe rücken könnte. Unsere Betrachtungsweise lässt wenigstens ein ahnendes Verständnis aufgehen für das geheimnisvolle Walten der Erbfolge. Mehr werden wir vorderhand nicht verlangen dürfen, auch nicht, wenn wir, wie Lorenz meinte, 512 Ahnen anstatt 64 zur Untersuchung vornehmen wollten. Denn — und hier liegt das Ja für die Lorenzsche Behauptung -- aufwärts und abwärts müssen wir uns bescheiden, weil wir vieles nicht wissen können, jetzt nicht und später nicht und niemals. Wir werden beim Menschen retrospektiv gewisse Richtungen und Wendepunkte des Erbganges verstehen, aber niemals mit Sicherheit seinen zukünftigen Verlauf angeben können. Warum vollends an bestimmten Punkten diese Krankheitsform auftaucht und an anderen jene, liegt jenseits unseres Urteils. Können wir uns noch einigermaßen verständlich machen, worauf die Paranoia Ludwigs II. fusst, so bleibt es uns absolut dunkel, warum bei seinem Bruder Otto

die geistige Umnachtung sich in das Gewand der Dementia praecox kleidete.

Wer von mir eine Lösung von menschlichen Vererbungsrätseln im Sinne der modernen Biologie erwartet hat, wird enttäuscht sein, da ich letzten Endes nichts anderes bieten konnte, als ein Stückchen Menschheitsgeschichte in psychiatrisch-genealogischer Beleuchtung. Dass aber trotz alledem die Analyse des tragischen Falles im Hause Wittelsbach für hörende Ohren eine deutliche Sprache spricht, wird füglich niemand bezweifeln.

84

Das Problem des Schlafs.

Biologisch und psychophysiologisch betrachtet.

Von

Dr. Ernst Trömner
in Hamburg.



Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1912.

Historische Einleitung.

Wie nach Hesiodischer Schöpfungsgeschichte Nyx und Erebos den leuchtenden Tag gebären, wie im ersten Satz der „Neunten“ über inhaltsleeren Quinten die Melodien des Lebens erwachen, so ersteht Licht und Leben aus dem Schosse von Nacht und Nichts. Aber die Nacht entlässt ihre Geschöpfe nicht dauernd, sie hält sie fest, sie zwingt sie periodisch zurück in ihren schweigenden Schoss, wie von dem Dioskurenpaar immer Einer zum Ufer des Styx zurückkehren musste, wenn der andere das Licht der Sonne genoss. Und selbst wir, die reichsten und selbständigsten ihrer Kinder, müssen täglich wieder zurück zum Schosse der allernährenden Nacht: So hat unser Schlaf eine tiefe, symbolische Bedeutung. In seinem Dunkel wohnen die wahren Mütter des Daseins, die treibenden Urkräfte unseres Lebens, die uns heraufschicken zum Licht und uns am Abend mit freundlicher Gewalt, der sich kein Sterblicher zu entwinden vermag, wieder hinabziehen in ihren Schoss, welcher uns schliesslich, wenn unseres Lebens Kreis gerundet ist, für immer birgt. Licht und Dunkel, Nacht und Tag, Wachen und Schlaf sind die Pole, zwischen denen unser Leben hin- und herschwankt, bei jeder Pendelschwingung vom berührten Pol immer neue Schwingungsenergie im Abstoss empfangend, etwa wie das Pendel der zambonischen Säule, welches im physikalischen Kabinett von Innsbruck seit 8 Jahrzehnten schwingt.

Einer solchen, Schwingungsenergie spendenden Batterie gleicht unser Organismus — und darum müssen wir schlafen, um von den Urkräften des Daseins neue Ladung zu empfangen, zurückzuschwingen zum Ruhepol des Lebens. Pendel und Welle sind unseres Lebens Sinnbilder. Denn kein lebendiges Geschehen verläuft gleichmässig wie ein stiller Strom, sondern rhythmisch auf und ab, im Grossen und Kleinen und Kleinsten jenem grossen Rhythmus folgend, welchen die Erweckerin alles Lebens, die Energie — entsendende Sonne, jeden Tag im Sphärengang vollendet. Die mannigfachen Licht-, Wärme-, elektrischen, chemischen Reize, welche der aufgehende Sonnenstrahl der lebendigen Substanz unermüdlich zusendet, rufen die Lebensformen wach, Sonnenuntergang

lässt sie wieder zurücksinken zur Ruhe, zur Nacht; deshalb müssen wir schlafen! Der alte Burdach meinte schneller die Antwort zu finden, wenn er nicht fragte: Weshalb schlafen wir? sondern: Weshalb sind wir wach?; denn der Schlaf ist nach ihm der primäre Zustand des Lebens[1]).

Aber die Aufgabe des Buches soll nicht sein zu fragen: Durch welche Reize entsteht das Leben? sondern: Wie und durch welche funktionellen Mittel passen sich die entwickelten Organismen der täglichen Sonnenperiode an; zu fragen: Weshalb müssen wir schlafen? und wie geschieht es, dass wir jeden Abend dem Schlaf mit so zwingender Gewalt unterliegen? So einfach es dem Tageslicht erscheint, dass alle Lichtalben und Lichtgeschöpfe mit sinkendem Licht zur Ruhe gehen, so kompliziert sind doch die Formen, welche der Lebenswechsel und Schlafzwang im Lauf der organischen Entwickelung angenommen hat; mit anderen Worten, dem geheimnisvollen Bilde des Schlafes wird erst dann der Schleier vom dunklen Angesicht gerissen, wenn wir den Schlaf nicht einseitig physiologisch oder psychologisch, sondern nach allseitigen biologischen Gesichtspunkten, d. h. im Zusammenhange des gesamten Lebens betrachten.

Geschichtliches.

Diese Rätsel des Schlafenden haben schon längst die Völker interessiert, seit Kontemplation und Besonnenheit in erwachende Menschenhirne einzogen. Dichter und Philosophen haben über ihn meditiert, Phantasie und Wissenschaft aller Kulturvölker haben sich mit ihm beschäftigt. Die erste Hypothese über die Ursachen des Schlafes stellte der Pythagoreer Alkmäon auf. Vorübergehendes Zurückströmen des Blutes zum Herzen sei seine Ursache, da man damals das endgültige Zurückströmen des Blutes aus den Blutgefässen zum Herzen als Ursache des Todes ansah. Schon hier erschienen Schlaf und Tod als Brüderpaar, als welches sie in der gleichzeitigen griechischen Plastik oft so schön und sinnig dargestellt wurden. Eine modernere Ansicht entwickelte der an grossen und weisen Ideen so ausserordentlich reiche Eleat Anaxagoras, ein Freund des Perikles, welcher zuerst die Ermüdung als Ursache des Schlafes und den Wiederersatz durch Arbeit verbrauchter Körperbestandteile als seinen Zweck ansah; und das ist bis heute noch die Meinung vieler Gelehrter und Ungelehrter geblieben, nur dass diese Meinung jetzt in reicherem, mit Arabesken chemischer Formeln geschmücktem Gewande auftritt. Empedokles v. Agrigent hingegen führte den Schlaf auf teilweise, den Tod auf gänzliche Abkühlung des Blutes

[1]) Burdach, Physiologie, Bd. III, S. 484.

zurück. Auch darin ist ein Körnchen Wahrheit, denn der Schlafende ist in der Tat um einen halben Grad kühler als der Wachende, wenigstens im Morgenschlaf, und er sucht sich deshalb vor Abkühlung im Schlaf zu schützen. Der Atomistiker Demokrit sieht in der Verminderung der Atmung, Plato im Augenschluss und der Zurückziehung der Seele aus den Sinnen in das Körperinnere das Wesen des Schlafes. Ein durchaus richtiger Gedanke, der nur der kommenden physiologischen Begründung bedarf. Ähnliches soll nach Cicero (De divinatione) Zeno gelehrt haben — „es ziehe sich aber die Seele zusammen und sinke und falle gleichsam zusammen“ — ähnlich der jüngere Plinius: Est autem somnus nihil aliud quam animi in medium sese recessus. Aristoteles, dem wir die erste systematische Psychologie verdanken, nennt Schlaf eine Ruhe des Wahrnehmungsvermögens, welches im Schlaf wieder gekräftigt werden soll; denn die Lebenswärme treibt die aus der Nahrung sich entwickelnden Dämpfe zum Kopf, wo sie Schläfrigkeit bewirken; wir schlafen z. B. im Nachmittagsschlaf, bis das Blut von diesen unreinen Stoffen wieder gereinigt ist, also ebenfalls eine antike Ausgabe der Ermüdungstheorie. Kurz, das ingeniöse Griechentum hat schon die meisten Theorien der modernen Schlaflehre antizipiert. Die moderne apparatgerüstete und exaktheitgepanzerte Physiologie hat es in leitenden Erkenntnissen nicht sehr viel weiter gebracht. Im Detail sind wir weiter, wir kennen die Einzelvorgänge und die allgemeinen physiologischen Grundlagen besser, welche den Alten zur Zerlegung des verwickelten Schlafproblems fehlten; das Hauptverdienst unserer Zeit bleibt, die Kompliziertheit und Zerlegbarkeit des Schlafproblems erkannt zu haben. Dass wir die Augen schliessen, dass die Sinne schwinden, dass Nerven und Muskeln sich erholen im Schlaf, das ist der Schlaf nicht allein. Der Schlaf ist alles zusammen und noch viel mehr. Wenn wir den tagüber tätigen Körper und Geist mit einer Fabrik vergleichen, mit Maschinen, Arbeitern und Leitern, so ist der Schlaf keineswegs nur einfache Pause in diesem Betriebe — früher freilich glaubte man's und viele glauben's noch heute —, sondern wenn die Arbeiter und die Beamten hinausgegangen sind, dann beginnt ein heimliches und unbewusstes Leben im Schlaf, dann kommen viele kleine Nachtgeister, Heinzelmännchen und Sandmännchen, die alles reinigen, ölen, ergänzen, zurechtschieben für den morgenden Tag und diesen kleinen Nachtgeistern lässt sich nur durch umfassende biologische Betrachtungen nachspüren. Diese umfassende Betrachtungsmöglichkeit ist eine Frucht des letzten Jahrzehnts. Aber auch die experimentelle Physiologie, experimentelle Psychologie, die Entdeckung der hypnotischen Phänomene, die klinische Beobachtung von Schlafstörungen an Nervösen und Geisteskranken, alle diese Wissenschaftszweige müssen zusammengefasst werden, wenn eine Untersuchung über den Schlaf fruchten soll.

Denn bis vor wenig Jahren wussten wir wenig Sicheres über den Schlaf. Bekennt doch Bunge[1]) freimütig: „Unsere Kenntnisse über den Schlaf sind sehr dürftig". Recht betrübend lautet Exners Ansicht[2]) über unser Schlafwissen: „Es ist kaum möglich alle die zum Teil sehr abenteuerlichen Theorien über den Schlaf anzuführen, welche s. Zt. von griechischen Philosophen aufgestellt wurden. Es gibt vielleicht kein Kapitel der Physiologie, über welches so viel und mit so wenig Resultat geschrieben worden ist, wie der Schlaf." Auf dieselbe Molltonart ist das Urteil eines englischen Psychologen Myers gestimmt[3]). Auch Wilhelm Wundt[4]) bekennt etwas reserviert: „Die physiologischen Ursachen des Schlafes sind noch im Dunkel gehüllt. Nur dies kann mit einiger Sicherheit über ihn ausgesagt werden, dass er zu den periodischen Lebensvorgängen gehört und dass daher seine nächste Quelle, wie die der bekannteren periodischen Funktionen, z. B. der Atem und Herzbewegungen, in dem Zentralnervensystem zu suchen ist." Und ich könnte noch eine Reihe ähnlicher Stimmen anführen — selbst modernster Physiologen — deren Lehrbücher deshalb auch gewöhnlich das Kapitel Schlaf auf einer oder gar einer halben Seite erledigen, obwohl er zu den wichtigsten und interessantesten Funktionen unseres Organismus gehört. Aber mit der Sokratischen Weisheit: „Ich weiss, dass ich nichts weiss!" müssen wir uns bei recht vielen unserer wissenschaftlichen Lieblingsthemata bescheiden. Was wissen wir über das Wesen der Elektrizität, der Gicht, der Migräne, der Epilepsie? Und doch versuchen wir überall Beobachtungen, Tatsachen und Experimentergebnisse zusammenzutragen und an der Hand leitender Hypothesen Lehrgebäude zu gestalten; drum wollen wir uns die Mühe nicht nehmen lassen das zu sammeln, was unser Verständnis vom Schlaf sichert und erweitert.

Pflanzenschlaf.

Die erste Gewissheit ist zweifellos die, dass er zu den periodischen Lebenserscheinungen gehört, wenigstens derjenigen Geschöpfe, welche einem täglichen Periodenzwang unterliegen. Mit der Gesetzmässigkeit von Sonnenauf- und -untergang tritt Schlaf deshalb bei den Geschöpfen ein, welche völlig Kreaturen der Sonne sind, bei ihr sozusagen in Brot und Lohn stehen — bei den Pflanzen. Freilich wird es vom Begriff

[1]) Bunge, Lehrbuch der Physiologie, 1901, S. 241.

[2]) Exner, Hermanns Handbuch der Physiologie, Bd. II, Kap. „Schlaf".

[3]) Myers, „The Definition of Sleep is an acknowledged Crux in Physiology". Human Personality, 1903, I.

[4]) Grundzüge der physiologischen Psychologie, 5. Aufl., Bd. III, S. 649 und Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele, 1911.

Schlaf abhängen, ob man den Pflanzen einen solchen konzediert. Gilt als Schlaftypus der der höheren Wirbeltiere, so werden Pflanzen nur „nyktotropische" Erscheinungen zeigen; fassen wir den Schlaf aber zunächst weiter, im Sinne jener allgemeinen Wundtschen Fassung, dann werden wir schlafähnliche Erscheinungen bei allen Geschöpfen finden, deren Lebensfunktionen mit Sonnenniedergang Umschaltungen erfahren. Wir brauchen nicht mit Fechner und einigen neueren Naturphilosophen die Pflanzen als beseelt anzuerkennen, um in den Kindern der Sonne mehr als einen Zug unseres Wesens zu finden, eine Reihe von mehr als poetischen Verwandtschaftsbeziehungen; war es doch kein geringerer als Linné, der Vater der „Sciencia amabilis", welcher von wirklichem Pflanzenschlaf sprach, kein geringerer als Darwin, der seine Erscheinungen in umfassendster Weise beschrieb. Schon Linné fand bekanntlich in dem morgendlichen Öffnen der Blüten einen so regelmässigen Konnex mit dem Sonnenstande, dass er nach den Öffnungsstunden verschiedener Blüten eine „Blumenuhr" konstruierte.

Allen Pflanzen gemeinsame Schlaf- oder Nachtänderungen sind nun: Erstens die Verzögerung des Saftstroms, der Aufwärtsbewegung der Pflanzenlymphe durch die tragenden Pflanzenteile hindurch, weil in kühler Nacht die Verdunstung von der Blattoberfläche, welche den Flüssigkeitsauftrieb nach sich zieht, eingeschränkt wird; zweitens verringert sich die Atmung der Pflanzen, also die im aktiven Zellprotoplasma vor sich gehende Aufnahme von Sauerstoff aus der Luft und Abgabe von Kohlensäure, allerdings um einen geringen Betrag; drittens hört im Dunkeln die allen grünen Pflanzenteilen eigentümliche Kohlehydratfabrikation auf, welche Assimilation genannt wird. Bekanntlich nehmen die in den Epidermiszellen der grünen Pflanzenteile, hauptsächlich der Blätter, enthaltenen Chlorophyllkörnchen die, zu 0,03% in der Atmosphäre enthaltene, Kohlensäure (CO_2) auf und bilden daraus Stärke ($C_5H_{10}O_5$); nach Baeyer mit Formaldehyd und Glykolaldehyd als Zwischenstufen, unter Aufnahme von H_2O und Ausscheidung von O: Also Reduktion und Polymerisation, ein Prozess, welcher nur durch die chemische Energie, die den Chlorophyllkörnchen mit dem Sonnenlicht zugeführte strahlende Energie möglich wird. Das Endresultat dieser Synthese wird in Form von Stärkekörnchen in den Zellen abgelagert und später zu Zucker oder Zellulose weiter verwertet. Die auf solche Weise als Stärke und Zucker gewonnenen Mengen latenter Energie liefern dann bekanntlich dem tierischen Stoffwechsel, auf umgekehrtem Wege durch Wiederverbrennung zersetzt, eine Hauptquelle von Körperwärme und Muskelkraft (Rob. Mayer). Versiegt nun bei fehlendem Licht der Assimilationsvorgang, so bleibt in der Nacht nur die Pflanzenatmung bestehen, die bei Tage durch die sehr viel energischere — ungefähr 20—40mal ergiebigere — Assimilation völlig verdeckt wird. Beim

Lorbeer genügt nach Boussingault 1 Stunde Assimilation um Material für 30 Stunden Atmung zu gewinnen. So erklärt sich die scheinbare Umkehrung des Pflanzengasstoffwechsels bei Nacht. Nebenbei ist die Furcht durch Pflanzen im Schlafzimmer die Nachtluft zu verschlechtern danach recht gering.

Schlafbiologisch sehr viel wichtiger sind nun diejenigen Änderungen, welche das Wachstum und die Blattstellungen der Pflanzen bei Nacht



Fig. 1.
Kartoffel im Dunklen und im Licht gezogen (nach Pfeffer).
Die Ziffern bezeichnen die Internodien.

erleiden. Die bekannte Beobachtung, dass Pflanzen im Dunkeln lange blasse Schösslinge treiben (z. B. Spargel und Kartoffeln) — s. Fig. 1 —, eine Erscheinung, welche die Gärtner Vergeilung, die Botaniker Etiolement nennen, wird durch die wissenschaftliche Botanik durchaus bestätigt. Pfeffer[1]) z. B. fasst die Resultate in dem vorsichtigen Satze zusammen, dass „durch Verdunkelung eine gewisse Beschleunigung,

[1]) Pfeffer, Pflanzenphysiologie, Bd. II, S. 97.

durch Erhellung eine Verlangsamung der Zuwachsbewegungen verursacht werden“ kann. Allerdings wachsen im Dunkeln nur die tragenden Pflantenteile mehr, während die eigentlichen Funktionsträger, Blätter, Blüten und Keimpunkte, des Lichts zum Wachstum bedürfen. An jenen aber ist der Einfluss des Dunkels evident; z. B. beobachtete Reinke folgende Tages-Zuwächse bei Sonnenblumen in Eintausendstel mm:

Im Licht	60	54	71
„ Dunkel	125	120	116

also doppeltes Wachstum während der Nacht. Ob das Licht das Wachstum direkt hemmt, oder ob Beanspruchung durch Assimilationsvorgänge bei Tage das Wachstum unterdrückt, ist nach Pfeffer unentschieden. Auch Stielverlängerung der Hutpilze tritt nachts ein; Duchartre, J. Friedrich, G. Krauss beobachteten an Hutpilzen oft zwei bis dreimal stärkeres Wachstum als bei Tage. Auch die Zellteilung grüner Algen (z. B. Spirogyra) tritt in der Regel nachts ein. Etiolierte Pflanzenteile sind freilich weniger kräftig und haben eine geringere Gewebsspannung als im Licht gewachsene. Der genannte Einfluss zeigt sich indirekt auch am Wachstum der Wurzelsprossen, da z. B. Efeuwurzeln auf der Schattenseite länger als auf der Lichtseite wachsen. Das Mass dieser Wachstumsdifferenz ist natürlich sehr verschieden, vor allem scheint der Einfluss des Lichts auf die Keimungsprozesse ein variablerer zu sein als auf das Stengelwachstum. Nach Kienzl[1]) gehören z. B. zu den im Lichte keimenden: Pinguecula, Ficus aurea, Ranunculus scel., Veronica, Drosera u. a.; zu den Dunkelkeimern dagegen: Nigella, Sphacelia, die meisten Allium u. a.

Was nun den Pflanzenschlaf in gewisse Analogie zum tierischen bringt, sind die sog. Schlafbewegungen, auch nyktitropische oder nyktinastische genannt, indem viele Phanerogamen (z. B. Oxalideen, Kompositen, Nymphaea) nachts ihre Blüten schliessen, und viele Pflanzen ihre Blätter senken (s. Fig 2). Diese Schlafbewegungen sollen nach Darwin die Pflanzen vor Abkühlung, nach Stahl[2]) gegen die von unten oder oben erfolgende Betauung schützen, damit die Poren der Blätterhaut, die sog. Stomata, nicht verschlossen werden, durch welche auch nachts Verdunstung vor sich geht; denn diese Verdunstung unterhält den der Pflanze mineralische Lösungen des Nährbodens zuführenden Flüssigkeitsauftrieb. Stahl konnte durch Farbreaktionen zeigen, dass die Geschwindigkeit dieses Flüssigkeitsauftriebes direkt von der Transpirationsgrösse abhängt. Bekannte Beispiele für solche Schlafstellungen bieten die Leguminosen, z. B. Acacia, Robinia, Mimosa. Einzelne Pflanzen gibt es auch, z. B. Chenopodium, Linum stellaria, Mimulus, welche

---

[1]) Berichte der Botanischen Gesellschaft, 1907, S. 269.

[2]) Stahl, „Über Pflanzenschlaf und verwandte Erscheinungen“. Botanische Zeitung 1897.

nachts ihre Blätter nicht senken, sondern vertikal stellen, und zwar richtet sich nach Stahl die Schlafbewegung nach der transpirierenden Blätterseite. Pflanzen, welche mit der Blattunterseite schwitzen (Oxalis, Impatiens, Robinia) senken die Blätter, andere, oberseitig transpirierende (Colutea, Medicago, Trifolium) erheben sie. Über die Ursache dieser Bewegungen herrscht noch Zwist. Am entschiedensten hat Pfeffer[1]) auf Grund langjähriger Versuche die Ansicht entwickelt, dass jene Bewegungen nicht, wie de Candolle zuerst annahm, auf ererbten Instinkten beruhende Aktionen, sondern Reizbewegungen sind, welche sich bei

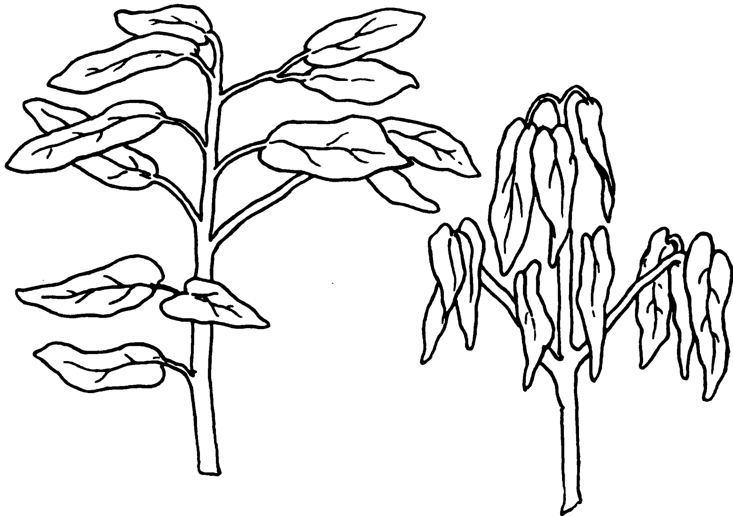


Fig. 2.
Desmodia
wachend schlafend
(nach Darwin).

gleichmässiger künstlicher Beleuchtung allmählich aufheben und dann sogar in künstliche Beleuchtungsperioden überführen lassen. Aber gerade die Tatsache, dass diese Schlafbewegungen sich erst in einigen Tagen — etwa 4—5 Tagen — aufheben lassen und bis dahin immer noch etwas auftreten, haben namentlich R. Semon[2]) veranlasst, darin den Ausdruck von instinktmässig eintretenden Vorgängen zu sehen, während Pfeffer diese Verzögerung nur als Nachschwingung der ursprünglichen Beleuchtungsphasen deutet, was ja schliesslich auch auf eine endogene Periodizität hinausläuft. Die übrigens sehr verschiedene Reaktionsfähigkeit auf Licht- und Wärmeänderungen (photonastische und thermo-

[1]) Pfeffer, „Die Entstehung der Schlafbewegungen bei Pflanzen". Biolog. Zentralbl., 1908, S. 389.

[2]) R. Semon, Biolog. Zentralbl., 1908, S. 225.

nastische Reaktionen) erkennt auch Pfeffer als eine ererbte Fähigkeit der Pflanzen an.

Ich würde dem sog. Pflanzenschlaf nicht diese Aufmerksamkeit zuwenden, wenn nicht namentlich die Änderungen des Wachstums und die Schlafbewegungen interessante Analogien zum Schlaf der Tiere böten.

Seine Erscheinungen resultieren jedenfalls aus einer innigen Abhängigkeit von den Lebensbedingungen, deren Schwankungen schliesslich die Periodizität als notwendige Lebensform selbst hervorbringt; wie es die Beobachtungen Semons und Pfeffers übereinstimmend bekunden. R. Semon[1]) schreibt: „Meine zarten Keimpflanzen vertrugen eine kontinuierliche Beleuchtung in offensichtlicher Weise viel schlechter als wechselnde Beleuchtung und Verdunkelung" und Pfeffer (l. c.): „Übrigens scheinen die genannten Pflanzen bei Tagen periodischen Lichtwechsels sich besser zu halten als bei kontinuierlicher Beleuchtung". Und Ähnliches fand Bonnier bei Versuchen mit Bogenlicht. Auch Temperaturwechsel wirkt nach Pfeffer günstiger auf das Wachstum ein, als Temperaturkonstanz. Ob dieses Bedürfnis nach einem Wechsel zwischen Reiz und Reizruhe einem Grundzuge aller lebendigen Substanz entspricht, oder ob nur eine Anpassung an die Wechselphasen der Lebensreize (Licht und Wärme) zugrunde liegt, weiss man nicht. Jedenfalls aber resultiert als Allgemeinforderung jedes höheren Lebens, dass der bei Tag durch Funktionen in Anspruch genommene Organismus nachts oder in Ruhepausen sich erhole. Wer gedenkt hier nicht Mephistos kluger Worte:

„Glaub' unser Einem, dieses Ganze
Ist nur für einen Gott gemacht;
Er findet sich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finsternis gebracht,
Und euch taugt einzig Tag und Nacht."

Ob aus der Lebenstätigkeit der Pflanzen (Assimilation und Keimung) sich selbst eine Art Ruhebedürfnis entwickelt, ob auch Pflanzen eine Ermüdung zeigen — z. B. die Assimilationstätigkeit des Chlorophylls — steht meines Wissens noch nicht fest. Wir sehen also, dass schon die Pflanzen ein unter periodischem Reizwechsel allmählich fixiertes Bedürfnis nach einem täglichen Wechsel zwischen Reizdasein und Ruhe haben und dass in ihrer Ruhephase nicht nur fast alle Funktionen sich ändern, sondern dass höhere Pflanzen darin sogar Schutzstellungen einnehmen, welche an die Wärmesicherungen der Tiere im Schlaf erinnern.

[1]) R. Semon, Biolog. Zentralbl., 1908, S. 225.

Schlaf der Tiere.

Reicher tritt die Neigung zu periodischen Lebensäusserungen bei der Fülle tierischen Lebens hervor. Über die spezielleren Schlafformen der Tiere liegen manche vulgäre Beobachtungen, vor allem von Förstern, Jägern, Tierfreunden vor, jedoch noch wenig wissenschaftliche Untersuchungen; denn weder vielfache Umfragen bei zoologischen Freunden noch Nachsuchen in zoologischen Lehrbüchern haben mir mehr als eine Reihe von Gelegenheitsnotizen geliefert. Am meisten ist in dieser Hinsicht noch immer beim alten Brehm zu finden. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, allgemeine Gesichtspunkte zu gewinnen, da der Mannigfaltigkeit des tierischen Lebens auch verschiedene Schlafformen entsprechen. Eine vergleichende Physiologie des tierischen Schlafes würde grossen Schwierigkeiten begegnen, vor allem der Schwierigkeit, den Schlaf gegen die einfachen periodisch und nicht periodisch eintretenden Ruhezustände abzugrenzen. Die Abhängigkeit von äusseren Reizen ist ähnlich so gross als bei den Pflanzen, Geotropismus, Photo-, Thermo-, Chemo-, Stereo-, alle diese Tropismen sind, besonders in den letzten Jahren, bei den verschiedensten Tieren nachgewiesen. Alle diese Reize erregen das Tier in irgend einer Weise, und bei ihrer Abwesenheit sinkt das Tier in die ihm eigentümliche Lethargie zurück. Vor allen Dingen wird das Leben niederer Tiere durch die wechselnden Einflüsse von Licht, Wärme, Bewegungen des umgebenen Mediums und chemische Einflüsse beständig beeinflusst. Dazu treten dann noch jene von innen kommenden Lebensreize der Nahrungs- und Geschlechtstriebe, welche dem Organismus periodische Impulse erteilen. Einwirkungen dieser Aussen- und Innenreize bestimmen die jeweiligen Lebensäusserungen. Wenn keine Reize auf das Geschöpf einwirken, dann ruht es, ruht wie eine Wasserfläche, auf welcher weder Wind noch Wärme noch Impulse von unten einwirken. Aber blosse Ruhe aus Reizmangel ist kein Schlaf, weil sonst auch anorganische Körper Schlaf hätten. Solche Reizmangellethargie ist die Ruhe nach Nahrungsaufnahme, wenn die Nahrungstriebe befriedigt sind. In derlei Phasen steigender und sinkender Aktivität infolge von Reizwechsel wird sich das Leben vor allem jener Geschöpfe bewegen, welche in einem relativ gleichmässigen lichtlosen Milieu existieren: Erdeinwohner (Würmer), Höhlenbewohner (Molche) und das Volk der Tiefsee. Erst bei höheren Organismen tritt zu periodischen Reizänderungen noch der spezifisch tierische Faktor der Ermüdung hinzu, welcher vielleicht schon bei den in der erleuchteten Wasseroberschicht lebenden Fischen schlafähnliche Zustände bewirkt. Schon Aristoteles behauptet und Brehm bestätigt es[1]).

[1]) Brehm, „Die Fische", S. 39.

„Gesättigt oder ermüdet, gibt er sich einer Ruhe hin, die offenbar dem Schlafe höherer Wirbeltiere entspricht und Schlafen genannt werden muss, in so verschiedenartiger Weise sie auch geschieht."

„Die einen wie die anderen verharren stundenlang in der zum Schlafen gewählten Lage, lassen sich auch durch gewisse äussere Reize nicht aus ihr vertreiben, bekunden aber jedem achtsamen Beobachter, dass ihr lidloses Auge niemals aufhört, für die Aussenwelt empfänglich zu sein."

Doch schon der letzte Satz schränkt Brehms Überzeugung entschieden ein, wie denn andere Beobachter auch den Schlaf der Fische bestreiten. In der Tat schwimmen unsere Aquariumsfische auch nachts umher, wenn auch langsamer. Der Mangel von Augenlidern braucht nicht gegen den Schlaf der Fische zu sprechen, da der Zweck der Augenlieder nicht nur der ist, das Auge beim Schlafen gegen äussere Sinneseindrücke abzuschliessen, als auch die Hornhaut gegen andringende Schädlichkeiten zu schützen, oder ev. als Wischlappen zu fungieren, was ja bei der beständig wasserumspülten Hornhaut der Fische nicht nötig ist. Auch bei höheren Gliedertieren soll Schlaf beobachtet sein. Perty[1]) erzählt, dass man Spinnen manchmal stundenlang unbeweglich an einer Mauer sitzen sehen kann ohne dass sie sich regen, wenn man vorübergeht; während sie sonst schnell entweichen. Bienen sollen an Stengel und Blüten festgeklammert und festgebissen schlummern. Sehr deutlich schlafen Maikäfer ein zu Beginn der Dunkelheit und sitzen dann regungslos an Stengeln oder Blättern festgeklammert. Lässt man aber plötzlich ein Licht, z. B. ein elektrisches auf sie wirken, so regen sie sich alsbald, um nach einigen Sekunden tagesmunter zu sein. Löscht man das Licht wieder, so sind sie nach einer etwas längeren Zeit wieder in Schlafstellung und vollkommen lethargisch. Ähnlich, nur leiser ist der Schlaf von Mücken und Stubenfliegen.

Nach Pictet[2]) sollen viele Insekten, namentlich Käfer, sogar zu den Langschläfern gehören und fast zwei Drittel des Tages schlafend zubringen, d. h. in einem für Reiz wenig empfänglichen Zustande, denn Reizunempfänglichkeit bildet neben Bewegungsträgheit das einzige Kennzeichen eines Schlafzustandes.

Deutliche Schlafdifferenzierung tritt erst mit der Entwickelung und dem dominierenden Hervortreten von Grosshirnfunktionen ein. Schildkröten, Schlangen, Vögel, Wirbeltiere schlafen, sehr verschieden freilich nach Zeit und Tiefe. Die Schlafzeit, welche beim Menschen durch Gewohnheit und soziale Bedürfnisse bestimmt wird, hängt beim wildlebenden Tier von seinem Nahrungserwerb und seinen

---

[1]) Perty, „Über das Seelenleben der Tiere", 1876, S. 22.

[2]) Pictet, Journal de Psychologie, 1904, Bd. III.

Sinnesorganen ab. Insekten, welche Blüten besuchen und sich dabei nach Farbe und Duft orientieren, ruhen nachts, wo die Blüten geschlossen sind, Vögel, die von Insekten leben, schlafen nachts. Auch Pflanzenfresser schlafen aus den erstgenannten Gründen nachts, Raubtiere hingegen, welche im Schutz der Dunkelheit auf Raub ausgehen, wie Jaguar, Panther, Hyäne, Kreuzotter, schlafen am Tage; und dass der Löwe meist nachts seine Beute beschleicht, beschreibt schon Homer in einem seiner schönen Gleichnisse:

„Wie wenn die gelben Leun vom verschlossenen Rindergehege
Oftmals Hunde abscheuchend und landbewohnende Männer,
Welche ihm nicht gestatten das Fett der Rinder zu rauben,
Ganz durchwachend die Nacht, doch er nach Fleische begierig . . .
Scheidet dann früh des Morgens hinweg mit bekümmertem Herzen.“

Tagjagden des Löwen bilden nach Brehm immer Ausnahmen; gewöhnlich wartet er wenigstens die Dämmerung ab. In der Gefangenschaft freilich fügt auch er sich dem allgemeinen Brauche Tags zu fressen und Nachts zu schlafen. Nagetiere, wie Mäuse, Bieber, Igel, arbeiten Nachts, weil sie dann ungestört sind. Das Auge der Insektivoren, Igel, Hamster u. a. ist durch die lange Gewohnheit von Nachtleben und Nachtarbeit fast blind geworden. Kurz, fast alle Tiere, welche durch ihren Winterschlaf populär geworden sind, sind Nachttiere und schlafen am Tage. Der Zusammenhang der Schlafzeit mit der Sinnesorganisation ist noch wenig gewürdigt, obwohl er auf einfachen und verständlichen Beziehungen beruht. Der grosse Unterschied zwischen Augen- und Nasentieren, auf den Zell, ebenfalls ein guter Tierkenner, so oft hingewiesen hat — d. h. zwischen den Tieren, welche sich optisch und denen, welche sich nach Gehör und Geruch orientieren — zeigt sich auch in ihren Schlafgewohnheiten; die hauptsächlich auf Schärfe ihres Auges angewiesenen Vögel schlafen bei Nacht, während Tiere, in deren Sinnesleben der Geruch eine wesentliche Rolle spielt, welche Nahrung und Feinde weniger sehen als wittern, z. B. Rinder, Pferde, Hunde, bei Tag und bei Nacht in kurzen Perioden schlafen.

Die Tiefe des tierischen Schlafes ist im allgemeinen dem menschlichen gegenüber gering und wird hauptsächlich durch die Sicherheit des Tieres oder, um Burkhards trefflichen Ausdruck zu gebrauchen, durch seine „Sekurität“ bestimmt. Der Schlaf der kleineren schutzlosen Vögel ist deshalb so sprichwörtlich leise — „eine kurze Zeit in der Nacht, einige Minuten dann und wann bei Tage scheinen ihnen zum Schlaf zu genügen“, sagt Brehm. Auch unsere Hühner und Tauben gehen wohl mit Sonnenuntergang zur Ruhe, selten aber findet man die einen oder andern schlafend, wenn man nachts den Stall öffnet und nachsieht.

Fester und länger sollen die Raubvögel schlafen; z. B. kann man nach Brehm[1]) den Edelfalken dadurch gefügig machen, dass man ihn drei Tage nicht schlafen lässt, indem man ihn auf seinem Reifen schaukelt. Zu der grossen Sekurität dieser Tiere kommt noch das Erholungsbedürfnis eines grösseren Organismus hinzu. Selbst wilde und domestizierte Tiere unterscheiden sich durch ihre Schlaftiefe. Als sorglose Haustiere des Menschen bringen es Papageien und Hunde sogar zum Schnarchen. Selbst verschiedene Hunderassen zeigen recht erhebliche Unterschiede, sofern die ihren wilden Ahnen noch näherstehenden Wolfs- und Schäferhunde einen ausserordentlich leisen, oft unterbrochenen Schlaf, degenerierte Züchtungsprodukte hingegen, wie der Mops, einen trägen, tiefen Schlaf mit lautem Schnarchen haben. Im allgemeinen verschlafen Hunde zwei Drittel ihres Daseins, und das rührt wohl daher, dass hundeähnliche Raubtiere infolge ihres lebhaften Nahrungsbedürfnisses bei Tag und Nacht auf Raub oder eventuell auf Sicherheit vor grösseren Tieren bedacht sein mussten und daher die übrigbleibenden Gelegenheitspausen zum Schlaf benutzten. Sie schlafen um nicht müde zu werden — nach Claparède. Alle Hunde schlafen, sagt Brehm, gern und viel, aber in Absätzen und ihr Schlaf ist sehr leise und unruhig, häufig auch von Träumen begleitet, welche sie durch Wedeln mit dem Schwanz, durch Zuckungen, Knurren und leises Bellen kundgeben. Bunge[2]) führt auf die Empfindlichkeit und Wachsamkeit des Hundeschlafes auch die treue Freundschaft zwischen Mensch und Hund zurück, welche so alt als die Menschheit zu sein scheint, und allmählich zu einer Art Symbiose geführt hat, indem das feine Ohr des Hundes den Wachtdienst für das infolge intensiverer Arbeit auch tiefer schlafende Menschengehirn und der Mensch dafür die Sorge für seinen Magen übernahm; denn „der Hund ist das wachsamste Tier und schläft doch den ganzen Tag“, wie Lichtenberg sagt. Für das enorme Schlafbedürfnis namentlich junger Hunde spricht auch der bekannte Versuch von Frau von Manaceïne, welcher die Folgen andauernder Schlaflosigkeit feststellen sollte. Sie hielt 10 junge 3—4 Monate alte Hunde durch Sinnesreize beständig wach. Nach 4—5 Tagen waren 4 von den Hunden tot und die übrigen 6 so ermattet, dass sie nicht mehr zu retten waren. Dabei war ihre Temperatur in den letzten Stunden um 4—5,8° gesunken und die Zahl der Blutkörperchen von 5 auf 2 Millionen gesunken. An Körpergewicht hingegen hatten sie nur 5—13% verloren, während ein hungernder Hund bis zu 50% seines Gewichts verlieren kann, ehe er stirbt.

[1]) Brehm, 1892, Bd. VI, S. 212.
[2]) Bunge, Lehrbuch der Physiologie, 1901, Bd. I.

Auch Versuche an Menschen werden uns noch lehren, dass der Einfluss der Schlaflosigkeit ein sehr viel deletärerer ist, als der des Hungerns, vor allen Dingen auf das Grosshirn; z. B. fand man bei der Sektion jener Hunde die Blutgefässe des Gehirns von Lymphozyten dicht umgeben und im ganzen Rindengrau zahlreiche kapilläre Blutungen. Weniger deutliche Veränderungen fand Weygandt bei Mäusen, welche in einer langsam gedrehten Trommel vier Tage schlaflos gehalten wurden. Jenes enorme Schlafmass hat sich der Hund sicher als Haustier des Menschen angewöhnt, ebenso wie die Katzen, die wohl bei Tage viel schlafen, aber durch ihre noch erhaltene Neigung zu nächtlichem Raub und Liebesabenteuern ihre ursprüngliche Wildheit weniger verbergen.

Träume der Tiere.

Man hat die sog. Träume der Tiere als Zeichen tiefen Schlafes betrachtet. Vögel piepen im Schlaf, Pferde wiehern, Hunde bellen und winseln, Jagdhunde machen mitunter Laufbewegungen im Schlaf, ja sogar bei Schildkröten will J. von Fischer Gangbewegungen im Schlaf gesehen haben. Zweifellos scheint der Hund ganze Szenen zu durchleben; er knurrt erst, dann bellt und winselt er, zuckt zusammen, knurrt wieder, wedelt usf. Ich bezweifle aber, dass wir berechtigt sind, aus diesen Äusserungen auf zugrunde liegende Träume halluzinatorischen Charakters zu schliessen, da auch beim Menschen sog. motorische Träume vorkommen[1]) (Schlafsprechen, Schlafwandeln), ohne dass dabei ein Zusammenhang mit sensorischen Träumen erkennbar ist, vielmehr fehlt Erinnerung an die besprochenen Worte oder die im Schlaf unternommenen Handlungen. Solch rein motorische Träume können nun meiner Ansicht nach sowohl das Piepen der Vögel und das Bellen der Hunde, als auch die Gangbewegungen der Pferde und Schildkröten sein. Dass diese Bewegungen in der Art der tagesüblichen vor sich gehen, entspricht dem menschlichen Schlafsprechen und -Wandeln; der gedämpfte Charakter dieser Äusserungen gleicht sogar durchaus der leisen zögernden Art, mit welcher Sprechen und Handlungen im menschlichen Schlaf erfolgen. Im übrigen nähert sich der Schlaf der höheren Tiere mehr und mehr dem des Menschen, ohne ihn aber an Tiefe zu erreichen. Gerade die höheren Tiere sind mehr Gelegenheits- als Gewohnheitsschläfer; sie schlafen bei Reizmangel, und wenn es ihre Sicherheit erlaubt; selbst dann aber leise und in kurzen Zeiten. Namentlich durch gefahrenankündende Reize wird das Tier ausserordentlich leicht geweckt; es merkt gleichsam auch im Schlaf auf alles, was ihm gefähr-

[1]) Trömner, „Über motorische Träume". Deutsche Zeitschr. f. Nervenheilk. 1910.

lich werden könnte. Ob das Interesse am Schlaf auch imstande ist gewisse Organ-Änderungen hervorzubringen, ist noch unbeantwortet; z. B. ist sprichwörtlich bekannt und durch verschiedene Beobachtungen sichergestellt[1]), dass der Hase zwar nicht mit ganz offenen Augen, wie schon Xenophon meldet, aber mit halboffenen schläft, und zwar, weil ihm der dauernde Augenschluss infolge der Kleinheit seiner Augenlider nicht möglich ist. Dies soll nach Dahl dem vielfach verfolgten Tier auch im Schlaf eine gewisse Beobachtung gestatten; wenn auch nicht Details, so doch plötzliche Änderungen von Hell und Dunkel bei lautloser Annäherung von Feinden, z. B. von Raubvögeln. Die Knappheit der Augenlider würde dann als Anpassung an Schlafgewohnheit gelten können. Zum Teil als Schlaforgane scheinen auch die mächtigen Schwänze gewisser Pelztiere — z. B. Fuchs, Eichhörnchen, Ameisenbär —, mit denen sie sich in Ruhe und Schlaf bedecken, um Wärmeverlust zu verhindern, aufzufassen sein.

Winterschlaf.

Denselben noch ausgesprocheneren Zweck hat natürlich das Haarkleid derjenigen Tiere, welche lebensunzuträgliche Zeiten in jener eigentümlichen Steigerung oder besser Abart des Schlafzustandes hinbringen, den wir als Winterschlaf bezeichnen. Allerdings tritt dieser Zustand, wie schon Horvath bemerkte, weder immer im Winter ein, noch ist er im eigentlichen Sinne ein Schlaf, aber er bietet doch soviel interessante Beziehungen zum Schlaf, dass er mindestens Hypnoid genannt zu werden verdient. Er stellt einen Schutzzustand, eine Dauerform, eine Art Konservenform des Organismus dar, um in diesem eine Zeit zu überdauern, in welcher das wache Tier nicht existieren könnte, entweder weil es keine Nahrung finden oder erfrieren würde (Winterschlaf) oder wenn es bei wachem Stoffwechsel sich durch grosse Licht- und Wärmereize zu schnell konsumieren würde (Sommerschlaf). Sogar der Gefahr, im heissen Sommer auszutrocknen, wissen sich manche Schlammfische durch eine Art Sommerschlaf mit stark herabgesetztem Stoffwechsel zu entziehen. „Letargo Conservatore" hat Mangili alle diese Dauerformen des tierischen Lebens genannt. Schliesslich sind ja auch die Samen der Pflanzen, die Sporen der Bakterien, die Puppen der Insekten solche Dauerformen des tierischen Lebens, welche erstens eine sehr lange Zeit ohne zu altern überdauern können — hat man doch sogar aus ägyptischen Gräbern Gerstensamen wieder zum Keimen gebracht — und welche gegen alle schädigenden Einflüsse wesentlich widerstandsfähiger sind, als der lebendige fertige Organismus. Auch das Märchen

[1]) Vergl. z. B.: Naturwissenschaftl. Wochenschrift, 1906, S. 351, 1907, S. 607.

kennt ja solche Dauerzustände von Versenkung in einen Zauberschlaf und Wiedererwachen nach Jahren oder Jahrhunderten (Dornröschen, Friedrich Barbarossa [Friedrich II.]). Zu den Winterschläfern im Tierreich gehören nun: Regenwürmer, Blutegel, Schnecken, nach Burdach sogar Seepferdchen, ferner Insekten, Fische, Reptilien, Schlangen, Eidechsen, Frösche und als bekannteste Wirbeltierschläfer Fledermäuse, Igel, Hamster, Murmeltiere, Siebenschläfer, Ziesel, Haselmaus, Dachs, kurz alle Tiere, welche der nahrungslosen Zeit nicht wie die Vögel — nach Barkow die einzige Tierklasse, welche keine Winterschläfer stellt — entfliehen oder bei menschlichen Behausungen Schutz oder Nahrung suchen können. Nach einer sommerlichen Vorbereitung, welche in einer ausgiebigen Mastkur und Fettansammlung besteht, begeben sich, wenn am Ende des Sommers Schmalhans Küchenmeister wird, die Winterschläfer, durch Pelz und Fettpolster geschützt, an kältegeschützten Orten, oder in Höhlen versteckt, zur Winterruhe. Die Körpertemperatur geht dann auf wenige Grade, bisweilen sogar bis auf 0 herunter [1]), der Herzschlag steht fast still, der Puls ist unmerklich, die Atmung geht nur kardiopneumatisch vor sich, d. h. die Lunge wird nur durch träge Herzbewegungen etwas ventiliert. Sie werden Kaltblüter oder poikilotherm, und zwar zeigt sich ihre Ähnlichkeit mit Kaltblütern darin, dass Körpertemperatur und Stoffwechselbetrag mit der Aussentemperatur steigt und fällt, dass sie noch bei einer Temperatur reizbar sind, welche für wachsende Warmblüter total unmöglich wäre, etwa 2—4°. Ja, bei zu starker Abkühlung erwachen sie sogar und suchen sich durch Atem- und Muskelbewegung zu erwärmen. Daher steigt nach Marès die CO_2-Ausscheidung während der Abkühlung. Endlich zeigt sich ihre Kaltblüterähnlichkeit noch besonders daran, dass ihre Organe in weitem Umfange „überlebend“ sind; z. B. waren dekapitierte Fledermäuse von 15° noch 5 Minuten erregbar, solche von 3—4° sogar ½ Stunde lang. Die abgeschnittenen Köpfe von wachen Tieren verlieren sofort ihre Erregbarkeit, solche von Wintertieren blieben noch 10—30 Minuten lang erregbar. Das Herz eines Winterschlaf-Murmeltieres sah Dubois noch 3½ Stunden lang fortschlagen, das des warmen Tieres hörte bald auf. Die Nerven des winterschlafenden Tieres degenerieren langsamer als die des normalen; seine Muskeln verhalten sich hinsichtlich ihrer Ermüdbarkeit wie Kaltblütermuskeln. Während nach Weinland und Riehl [2]) das wache Murmeltier pro Kilogramm Körpergewicht in einer Stunde 1 g CO_2 produziert, ist dies im Halbschlaf 0,4 und im tiefen Winter-Schlaf nur 0,05 bis 0,2. Trotzdem findet in diesem Zustand

[1]) Bunge, Physiologie, 1901, Bd. I, S. 277, mass im After eines Ziesels sogar 0,2° Kälte.

[2]) Zeitschrift für Biologie, 1907, S. 97.

noch Anreicherung mit Sauerstoff statt, indem der respiratorische Quotient — das Verhältnis von CO_2 zu 0 — von 0,9 im Wachen bis auf 0,4 — 0,6 im Schlaf sinkt, was dadurch ermöglicht wird, dass im Winterschlaf das angemästete Fett verbrannt wird, welches weniger Sauerstoff als Eiweiss und Kohlehydrate zur Verbrennung gebraucht. Mit Hilfe des angesammelten Sauerstoffs vermag dann das Tier beim Erwachen im Frühling seine Körpertemperatur, meist unter lebhaftem Muskelzittern, von wenigen Graden über 0 bis fast auf die alte Höhe zu bringen und das in wenigen Stunden. Nach Pembrey erwärmt sich z. B. die Haselmaus in 60 Minuten von 13 auf 36°, die Fledermaus in 14 Minuten von 11 auf 33; Horvath sah ein Ziesel in 10 Minuten um 20° an Wärme zunehmen. Diese schnelle selbsttätige Erwärmung des Tieres durch Aktivierung von Reservesauerstoff ist ein erstaunliches Meisterstück der Natur.

Auch in der Beziehung gleicht der Winterschläfer dem Kaltblüter, dass er viel unempfindlicher ist gegen alle Schädigungen als im warmblütigen Zustande. Saissy brachte Murmeltiere in giftige Gase, ohne dass sie erstickten — eben weil sie nicht atmeten. Trotz so tiefer Lethargie ist das Tier auch in diesem Zustande Hüter seines Lebens, denn es erwacht, wenn seine Körpertemperatur unter die zulässige Grenze (Pflügers „Minimaltemperatur“), durchschnittlich unter 3—4°, hinuntergeht. Nach Koch werden sogar schlafende Frösche und Wasserkäfer bei minus 4° Aussen-Temperatur plötzlich lebendig. Ähnliches beobachteten Pembrey und du Bois. Genaueres über alle diese wunderbaren Dinge bei L. Merzbacher, Allgemeine Physiologie des Winterschlafs[1]). Erwacht das Tier aber nicht, so geht der Winterschlaf in Kälte-Starre und eventuell Tod über. Es würden also Wachen — Schlaf — Winterschlaf — Kältestarre — Tod eine Skala absteigender Lebensstufen darstellen.

Über die Ursachen jener merkwürdigen Involution gehen die Meinungen natürlich auseinander; Kälte allein tuts nicht, denn nach J. Müller schlafen Siebenschläfer und Haselmaus auch im warmen Zimmer ein, wenn auch weniger fest, und nach Horvath gehen die Ziesel Südrusslands Ende August schon bei 30° Sommertemperatur zur Winterruhe. Vor dieser Zeit sind sie nicht einmal durch künstliche Kälte einzuschläfern. Eine Hauptursache ist jedenfalls der allgemeine Ernährungszustand und zwar sowohl vollendete Mästung, da zwei Siebenschläfer, welche Forel[2]) überwinterte, im Frühjahr einschliefen, nachdem sie sich im Winter vollgemästet hatten, als auch plötzliche Nahrungsentziehung; denn Albini sah zwei Murmeltiere im Januar einschlafen, als er sie

[1]) Ergebnisse der Physiologie von Asher und Spiro, 1904, Abt. II, S. 214.
[2]) Forel, „Hypnotismus“, Stuttgart, 1907, S. 276.

einige Tage hatte hungern lassen. Vor allen Dingen aber schlafen die Tiere, „wenn ihre Zeit gekommen, d. h. wenn eine gewisse Sommerzeit verstrichen ist“. Pictet[1]) beobachtete, dass Raupen auch im warmen Zimmer zur gewohnten Zeit einschlafen und dass einen Monat zu früh ausgekrochene auch einen Monat früher einschliefen. Auch hierin zeigt sich das Walten grosser periodischer Lebensphasen, welche in kleineren Zwischenräumen Tag- und Nachtschlaf hervorbringen. Die meisten Autoren stimmen darin überein, „dass eine bestimmte innere erworbene und ererbte Organisation in letzter Linie den Winterschlaf bringen muss“. Die chemische Ursache liegt in einer allgemeinen Herabsetzung des Stoffwechsels. Wenigstens konnten Pflüger, Aubert, Claude Bernard durch allmähliche Sauerstoffentziehung auch bei warmen Tieren eine Art Scheintod herstellen, in welchem interessanterweise nur noch träge Rückenmarksreflexe vorhanden waren; während umgekehrt bei Wiederbelebung auch die Wiederkehr der Reflexe vom Rückenmark zum Atmungszentrum und zuletzt zur Hirnrinde fortschreitet. Das Grosshirn zeigt sich somit auch hier als gegen Sauerstoffentziehung empfindlichstes Organ. Genau so verhält es sich beim erwachenden Winterschläfer; denn auch bei Winter-Fledermäusen fand Merzbacher[2]) ein hirnwärts fortschreitendes Erwachen der Reflexe: Ein geköpftes Tier zeigt nur Rückenmarksreflexe, das winterschlafende Rückenmarks- und einige subkortikale Reflexe, z. B. den Anheftreflex, beim Wacherwerden setzen die Grosshirn-Reflexe ein und bei völligem Wachsein erscheinen auch Hemmungen der subkortikalen Reflexe durch das Grosshirn. Die lebenswichtigste Konsequenz der Grosshirn-Lähmung ist der Verlust der Wärmesteuerung. Während Warmblüter bekanntlich gegen Temperatureinflüsse antagonistisch reagieren, auf Abkühlung mit erwärmenden, auf äussere Erwärmung mit abkühlenden Massregeln, verhalten sich Winterschläfer wie Kaltblüter, deren Körperwärme der äusseren Temperatur ohne erhebliche Reaktionen folgt. Marès schliesst aus allen jenen Analogien, besonders aus dem Verlust der Thermästhesie, dass der Winterschlaf ein Rücksinken in primitiveren Organisationszustand darstellt, welcher bei Kälte und Nahrungsmangel weniger Gefahren für den Organismus enthält, in einen „Letargo conservatore“, wie ihn Mangili nennt. Die eigentliche Ursache freilich zur periodischen Entwickelung dieses überaus zweckmässigen Zustandes werden wir nicht anders denn als einen Instinkt bezeichnen können, wenn wir darunter alle jene Vorgänge begreifen, welche der Erhaltung von Leben und Gattung dienen. Als Involution in einen Schutzzustand ist auch ohne weiteres der Sommer-

[1]) Pictet, „Observations sur le someil chez les insects“, Arch. de Psychol., 1904, Bd. III.

[2]) Merzbacher, Zentralbl. f. Physiologie, 1903, Heft 25 und Pflügers Arch., 1903, Bd. 97.

oder Hitzschlaf zu begreifen, in welchen sich z. B. der Tanrec, ein Borstenigel von Madagascar, nach Barkow die Insekten heisser Gegenden und gelegentlich auch Krokodile und Schlangen begeben.

Ich habe alle diese Dinge so genau und so kurz als möglich zusammengestellt, um auf Grund der genannten Tatsachen die mannigfachen Analogien erörtern zu können, welche trotz Horvaths Negation zwischen Schlaf und Winterschlaf bestehen. Denn auch unser Schlaf hat durchaus den Charakter einer periodischen Involution zum Zwecke des Schutzes, und zeigt fast dieselben Symptome, wenn auch sehr viel geringeren Grades. Und wenn die Bauern Südrusslands in nahrungsarmen Wintern sich monatelang zu Bett legen und möglichst viel schlafen, so steigern sie den Schlaf zu einer Art Winterruhe. Oft wurde auch schon auf die Ähnlichkeit zwischen Winterschlaf und jenen scheintodähnlichen Zuständen, welche indische Fakire und Yogis gelegentlich produzieren zum Zweck der Askese oder um die Macht ihres Geistes über den Körper zu demonstrieren, hingewiesen. Die Meinungen Gelehrter über die Häufigkeit dieses Vorkommnisses sind freilich noch verschieden. Während Lehmann[1]) es für unzweifelhaft hält, dass sich die Fakire in einen scheintodähnlichen Zustand versetzen können, sieht Bunge[2]) nur zwei Quellen für einigermassen zuverlässig an, nämlich Braid und Paul. Nach Braid hatte ein englischer Oberst, namens Townsend, die Fähigkeit, sich in einen eine halbe Stunde währenden Scheintod zu versetzen mit fast erloschener Atmung und Herztätigkeit, und nach Pauls Bericht soll ein englischer Kaufmann der Beerdigung eines Fakirs und seiner Wiederausgrabung beigewohnt haben; ob dieser freilich die ganze Zeit im Grabe gelegen hatte, hat er als Zuschauer nicht kontrolliert. Ebenso viel unkontrollierbare Gerüchte laufen über das Vorkommen von Scheintod beim Menschen um und gehen von Zeit zu Zeit durch die Zeitungen. Beglaubigte Beobachtungen liegen auch hier nur wenige vor und solche betrafen fast stets Hysterische, welche tage- oder selbst wochenlang in schlafähnlicher Lethargie mit weitgehenden körperlichen Hemmungen, vor allen Dingen der Atmung und des Pulses, zubrachten. Einen solchen Fall bei einer Hysterischen berichtet Binswanger[3]).

Menschenschlaf.

Mit dichterem Schleier als der Winterschlaf umgibt noch der Menschenschlaf sein Haupt, wenn wir an seine Analyse herangehen. Ihn gesondert vom Schlaf des Tieres zu besprechen, gebieten die viel-

[1]) Lehmann, „Aberglaube und Zauberei", Stuttgart 1908, S. 352.
[2]) Bunge, Lehrbuch der Physiologie, 1901, Bd. I, S. 279.
[3]) Binswanger, „Die Hysterie". Wien 1904.

fachen Abweichungen, welche hinsichtlich seiner Art, seiner Tiefe, seiner energetischen Bedeutung bestehen. Zugänglichkeit zum Experiment und zur Selbstbeobachtung begünstigen ihn wesentlich vor dem Schlaf der Tiere.

Trotz dieser Zugänglichkeit ist die Summe des exakten Wissens über unsern Schlaf noch kleiner, als die über den Winterschlaf. Beobachtungen und klinische Erfahrungen helfen einstweilen die Lücken experimenteller Beweisführung zu ersetzen.

Dementsprechend behandeln die physiologischen Lehrbücher unsern Schlaf meistens sehr kurz, auf einer halben bis einer Seite — nur Bunges Lehrbuch widmet ihm eine ganze Vorlesung — und stellen ihn als eine periodisch einsetzende Herabsetzung fast sämtlicher Lebensfunktionen dar; z. B. besteht nach dem weitverbreiteten Landois-Rosemann[1]) im Schlaf „eine verminderte Erregbarkeit des gesamten Nervensystems, die nur zum Teil durch Ermüdung der zentripetal leitenden Nerven erklärbar ist — es bedarf stärkerer Reize um Reflexe hervorzurufen — im tiefsten Schlaf scheinen die psychischen Tätigkeiten vollkommen zu ruhen, so dass der Schlafende einem Wesen mit exstirpierten Grosshirnkugeln gleichen würde — Sinken der Herztätigkeit — des Blutdruckes — verminderter Blutreichtum im Gehirn — verminderte Tätigkeit der Atmung — der Magendarmbewegungen — der Körpertemperatur — der Sekretionen — die Pupillen sind um so enger, je tiefer er ist" usf. Zschermak[2]) fügt noch hinzu, dass die Nierensekretion herabgesetzt ist, dass die O-Aufnahme und CO_2-Abgabe vermindert sei" usf. und so ähnlich auch in Bernsteins, du Bois-Reymonds und Hermanns Physiologien. Die allgemeinen Darstellungen kennzeichnen also den Schlaf als die Ebbe der Lebensfunktionen; aber das trifft nur im grossen und ganzen zu, wenn wir die sekretortischen, motorischen, sensorischen und psychischen Funktionen Revue passieren lassen.

Sekretorische Funktionen.

Dass die Ausscheidungsfunktionen im Schlaf pausieren, lehren ja eine Reihe von vulgären, schon durch Purkinje[3]) gewürdigten Beobachtungen: Schon bei eintretender Müdigkeit stockt die Tränensekretion, die Lider werden trocken „der Sandmann kommt") und der aus dem Schlaf Geweckte reibt sich die Augenlider, um durch

[1]) Landois-Rosemann, Lehrbuch der Physiologie, 1905, S. 801.

[2]) Zschermak, Nagels Handbuch der Physiologie, 1905, Bd. VI, 1, S. 52.

[3]) Purkinje, „Wachen, Schlaf, Traum und verwandte Zustände". Wagners Handwörterbuch der Physiol. 1846. S. 429.

Wiederanregung der Tränensekretion das Gefühl der Trockenheit zu beseitigen. Aus diesem Grunde und nicht nur wegen Lidschlag-Mangel pflegen konjunktivale und blepharitische Sekrete nachts einzutrocknen. Dass im Schlaf die Speicheldrüsen ruhen, merken besonders Schläfer mit offenem Munde an der Trockenheit ihres Mundes. Dasselbe Trockenheitsgefühl veranlasst die häufigen Schmeckbewegungen, welche man bei schlafenden Kindern beobachten kann; Schluckbewegungen hingegen sind selbst bei Rückenschläfern nicht oder nur selten zu beobachten, weil die Speichelsekretion während des Schlafes nur eine minimale ist. Das Verhalten der übrigen Verdauungsdrüsen wird divergent beurteilt. Busch bejaht, Pawlow verneint eine wesentliche Einschränkung der Verdauungsarbeit im Schlaf. Nach Schüle[1]) ist nur die Motilität des Magens im Schlaf herabgesetzt, nicht die Säurebildung; und das würde allerdings die Beobachtung erklären, dass morgendliches Erbrechen sowohl von Menschen als von Hunde stets reichliche Mengen unverdauter Nahrung enthält. Selbst bei Darmerkrankungen findet sowohl Sekretion als Motilität des Darms eine entschiedene Einschränkung, dafür spricht das Pausieren katarrhalischer Durchfälle im Schlafe, welche sich erst gegen Morgen und nach Erwachen wieder lebhafter zu rühren pflegen. Ebenso auffallend und erfreulich ist die Tatsache, dass selbst foudroyante Schnupfen während des Schlafes stocken und die noch vorhandenen Sekrete eintrocknen lassen (Purkinje), und zwar beginnt, wie ich oft beobachtete, das Versiegen der Mukosatätigkeit schon beim Eintreten der Müdigkeit. Erfahrungen, welche die praktische Medizin sich längst zu nutze gemacht hat, wenn sie jede Form von Schleimhautentzündung nach Möglichkeit mit Bettruhe und noch besser mit ausgedehntem Schlaf behandelt. Auch die Milchdrüsen scheinen ihre Tätigkeit einzustellen; z. B. finde ich in der Krankengeschichte einer ziemlich profusen Galaktorrhöe, welche tagsüber ungefähr ein Taschentuch voll Milch produzierte, die Angabe, dass die Sekretion im Schlaf aufhöre. Die im Schlaf nach Quincke eintretende Minderung der Harnabscheidung erklärt sich zum Teil durch die später zu besprechende Abnahme des Blutdruckes.

In einen Gegensatz zu den inneren Drüsen scheinen sich die Schweissdrüsen zu stellen. Dass man mitunter schweissgebadet erwacht, wenn man an einem heissen Tage einschläft, dass Hitze und schweisstreibende Mittel energischer im Schlaf wirken, sind allgemeine Erfahrungen. Ich kenne Patientinnen, welche nur schwitzen können, wenn sie schlafen, und endlich hat Czerny[2]) bei Kindern vermehrte Schweissabgabe durch die Haut quantitativ festgestellt, welche einem geringen

[1]) Schüle, Klinische Beiträge zur Physiologie des Magens, Berl. klin. Wochenschrift 1895, Bd. XXXII.

[2]) Czerny, Jahrbuch f. Kinderheilkunde, 1892, S. 9.

Anstieg der Hauttemperatur im ersten Schlafstadium, ja sogar der Schlaftiefe überhaupt parallel zu gehen scheint, wie eine von mir nach Czernys Angaben hergestellte Kurve zeigt. Fig. 3.

Diese Beobachtungen berichtigen also ältere, noch von Radestock (l. c. S. 283) angeführte Angaben.

Auch Jastrowitz[1]) sah bei Kindern und Erwachsenen Schwitzen und Kongestion im Schlaf.

Ob diese Vermehrung der Schweisssekretion eine selbständige Leistung ist oder Kompensation für verminderte Nierentätigkeit, ist noch nicht entschieden. Für letztere Annahme könnte eine Analogie von Winterschlaf sprechen, indem nach Klug Winterfrösche dreimal soviel

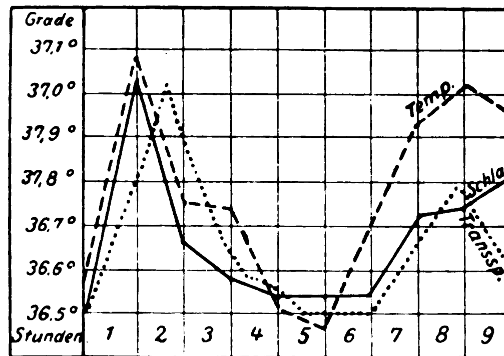


Fig. 3.

Haut-Temperatur — — — — und Transspiration .... im kindlichen Schlafe nach Czerny.

CO_2 durch die Haut als durch die Lunge ausscheiden. Die Einschränkung der Sekretionen ist also nicht allgemein; ob auch die Tätigkeit der Hauttalgdrüsen im Anfang des Schlafes gesteigert ist, ist nicht bekannt.

Motilität.

Die charakteristischen äusseren Merkmale des Schlafes sind ja die Änderungen der Motilität und Gliederhaltung. Der mittlere Muskeltonus, welcher im Wachen bald durch erregende, bald durch hemmende Nerveneinflüsse Steigerung oder Minderung erfährt, lässt bei Eintritt der Müdigkeit erheblich nach, wodurch jene mannigfachen und bezeichnenden Erschlaffungen verschiedener Körperteile entstehen, welche uns gleich einem Uhrzeiger den jeweiligen Stand der Schlaftiefe anzeigen. Im allgemeinen schreitet die Muskelerschlaffung, die Hypotonie, von

[1]) Jastrowitz, „Über die Behandlung von Schlaflosigkeit". Deutsche med. Wochenschr. 1889, Nr. 21.

oben nach unten fort, indem zuerst die Lidheber, dann die Arme und zuletzt Bein- und Rumpfhalter erschlaffen; sonst bestimmt die Ermüdung ihre Reihenfolge. Schlaffe Haltung, schlaffes Gesicht, Niedersinken der Lider sind ja neben der Tränenverminderung, welche müde Augen matt aussehen lässt, im Gegensatz zu den tränenfeuchten des Wachen, die charakteristischen Züge der Müdigkeit. Die Schlafptosis, welche Wilbrandt-Saenger[1]) ausführlich behandeln, beruht auf Erschlaffung des Levator palpebrae sup. und ist das erste Schlafsignal. Die alleinige Ursache des Augenschlusses ist sie nicht, denn in Fällen von paralytischer Ptosis bildet der Augenspalt im Wachen eine nach unten konvexe Linie, weil dann das untere Lid ebenfalls hängt; im Schlaf aber bildet er eine gerade Querlinie, infolge der Kontraktion des Augenschliessmuskels, worauf schon Rosenbach hinwies. Der Versuch, einem Schlafenden die geschlossenen Lider zu öffnen, begegnet deshalb stets einem Widerstande. Während also im Wachen der Lidheber gespannt, der Lidschliesser aber entspannt ist, geht beim Einschlafen eine Innervationsumschaltung der Lidantagonisten vor sich. Die vollkommenere Atonie des Levator ist auch der Grund der zuerst von Vaschide und Vurpas[2]) beschriebenen und weiter von Herzfeld[3]) erörterten Tatsache, dass Kranke mit peripherer Fazialislähmung im Schlaf das Auge vollkommen oder fast vollkommen schliessen, während im Wachen Lagophthalmus besteht. Dasselbe habe ich einige Male auch im hypnotischen Schlaf beobachtet. Erst neulich beobachtete ich einen derartigen Kranken, der im Liegen wachend das Auge bis auf 4 mm, im leichten hypnotischen Schlaf hingegen auf 2,5 mm schliessen konnte. Herzfeld[3]) erklärt die Erscheinung durch Erschlaffung des von Fr. Müller entdeckten und vom Sympathikus innervierten glatten Lidmuskels, der ja auch mit Erschlaffung des Dilatators der Pupille einhergeht. Meiner Meinung nach genügt eine vollkommenere Atonie des Levator zur Erklärung. Eine Innervationsänderung erfahren auch die äusseren Augenmuskeln, sofern ihre im Wachen vorhandene Synergie zum Teil aufgehoben wird; denn dem Augenschluss geht erstens eine Konvergenz-Lähmung voraus oder parallel, wie man an dem Auftreten gekreuzter Doppelbilder beobachten kann, zweitens folgt eine Bulbusrotation nach oben, die mitunter sogar einseitig auftritt, wie ich an dem Auftreten übereinanderstehender Doppelbilder an mir selbst wiederholt beobachtete; also eine Dissoziation der Augenbewegungen, deren man im Wachen und willkürlich nicht fähig ist. Näheres über sie später S. 43. Doppelbilder, welche diese Asynergien demonstrieren, habe ich öfter beim Müdewerden beobachtet. Wenn

[1]) Wilbrandt-Saenger, „Neurologie des Auges", Bd. I, S. 518.
[2]) Vaschide und Vurpas, Rev. Neurolog., 1902, S. 18.
[3]) Herzfeld, Berl. klin. Wochenschr., 1901, Nr. 35.

Em. Rosenbaum[1]) die Bulbusrotation nach oben durch eine Okulomotoriuserschlaffung erklärt, so ist dem entgegenzuhalten, dass in Fällen von totaler externer Ophthalmoplegie die Bulbi geradeaus, aber nicht nach oben gerichtet sind, und dass bei Erschlaffung zweier Antagonisten eine relative Kontraktur des stärkeren Antagonisten eintritt. Der Rectus inferior ist aber weitaus kräftiger als wie der Rectus superior, denn nach Volkmann[2]) beträgt das Gewicht des Rectus inferior 0,67 g, sein Querschnitt 15,8 qmm, das vom Rectus superior aber 0,51 g und 11,6 qmm. Wenn also Lähmung die Ursache wäre, so würde das Auge beim Einschlafen nach unten gehen und nicht nach oben. Entsprechende Innervationsänderungen gehen auch in dem inneren Augenmuskel vor sich, die Akkumulation für die Nähe lässt beim Müdewerden nach, wie man beim Schreiben und Lesen bemerken kann, und dass die Pupille sich um so mehr verengert, je tiefer der Schlaf wird, wurde von Raehlmann[3]), von Sander[4]) und von Plotke[5]) übereinstimmend konstatiert, wobei sowohl Erschlaffung des Dilatator, als auch aktive Kontraktion des Sphincter iridis mitwirkt, wie die Tatsache beweist, dass nach Plotke Atropin die schlafende Pupille erweitert. Also eine Reihe von Veränderungen, zum Teil Lähmungen, zum anderen Teil aber einem aktiven Funktionskomplex angehörend, welcher das Auge möglichst gegen Licht zu verschliessen strebt. Die übrigen Sinne entbehren derartiger Verschlusstore und müssen deshalb durch besondere zerebrale Vorgänge gegen Reiz gesperrt werden; was Schlafende z. T. durch Bedeckung mit Decken, ev. Verhüllen der Ohren u. a. instinktiv anstreben. Immerhin behält das Ohr auch im Schlaf eine Art Vorpostenstellung inne, zur Perzeption von verdächtigem Geräusch.

Statik.

Bei weiterer Schlafvertiefung erschlaffen die Arme früher als Bein- und Rumpfhalter, wie aus der Erhaltung des Körpergleichgewichts im flachen Schlaf zu schliessen ist. Namentlich der flachere Schlaf der Tiere ist durch weitgehende Erhaltung der Statik dem menschlichen gegenüber charakterisiert. Pferde können ihren ganzen, etwa 5—6 Stunden dauernden Schlaf stehend erledigen; Elefanten können angelehnt, Meerschweinchen sitzend schlafen, Fledermäuse und Faultiere schlafen

[1]) Em. Rosenbaum, „Warum müssen wir schlafen?“ Eine neue Theorie des Schlafs. Berlin 1892.

[2]) Volkmann, cit. Handbuch der Physiologie von Nagel, 1905, Bd. III. S. 290.

[3]) Raehlmann und Witowski, Arch. f. Physiolog., 1878, S. 109.

[4]) Sander, Arch. f. Psychiatrie, 1878, S. 129.

[5]) Plotke, Arch. f. Psychiatrie, 1880, S. 205.

hängend. Alle Vögel schlafen sitzend; beim Festhalten eines umklammerten Zweiges werden sie durch eine besondere Anordnung ihrer Zehensehnen mechanisch unterstützt. Die Sehnen der Zehenbeuger laufen nämlich so über die Streckseiten der Beingelenke, dass beim Niederhocken des Tieres die Zehen sich mechanisch schliessen, also um so fester, je tiefer der Vogel niederhockt. Auch die Species „Homo" kennt Schlaf in Wachstellungen. Wir schlafen sitzend in der Eisenbahn, sehen Kutscher auf ihren Böcken, sehen Pikkoli stehend schlafen. Soldaten schlafen mitunter im Gehen, ja, Nansen schlief auf seinem Vordringen zum Pol mitunter sogar im Ausschreiten ein. Er schreibt darüber [1]: „Manchmal waren wir abends so müde, dass uns die Augen zufielen und wir im Weitergehen einschliefen. Der Kopf sank mir herab — ich schlief; doch plötzlich wachte ich auf, wenn ich auf den Schneeschuhen vornüber stolperte." Ferner erwähnt er [2]), dass sie mitunter während des Essens einschliefen: „Allein manchmal waren wir so müde, dass uns die Augen zufielen und wir mit dem Löffel auf dem Wege zum Munde einschliefen." Aber das sind doch beim Menschen Ausnahmen und sie treten entweder nur bei ausgeprägten Gewohnheitsstellungen ein (Kutscher, Kellner) oder bei extremster Ermüdung (Nansen oder Soldaten beim Rückmarsch der „Grossen Armee" aus Russland oder im Stehen schlafende Wachtposten bei der Belagerung von Paris) und vor allen Dingen sind es nur flache Schlafstadien, welche die Erhaltung der Statik noch zulassen. Aus meiner eigenen Schlaferfahrung erinnere ich mich, dass auch ich als Knabe ab und zu stehend einschlief, dann aber bald umsank, und dass ich einmal total verschlafen aus einem Eisenbahnzug ausstieg und im Gehen weiterschlief, bis mich eine Kollision mit einem Laternenpfahl unsanft weckte. Solche Erfahrungen lehren, dass die Funktionen des Kleinhirns, welche nach übereinstimmender Annahme aller Physiologen und Pathologen, die Aufrechterhaltung des Körpergleichgewichts, der statischen Balanz, besorgen, erst im tieferen Schlaf aufhören. Im tiefsten Schlaf herrscht völlige Atonie. Jedes erhobene Glied fällt schlaff herunter und bleibt in jeder Zufallslage liegen, alle Körperteile fallen sozusagen durcheinander und geben dadurch dem Schlafenden jenes unästhetische, ja manchmal widerliche Ansehen, welches nach frommer Sage sogar dem Prinz Siddartha-Buddha den ersten Abscheu an den Freuden dieser Welt geweckt haben soll, als er seine im Wachen so reizenden Frauen einmal im tiefen Schlaf betrachtete.

Ein bekanntes Merkmal tiefen Schlafes ist die Atonie der von motorischen Hirnnerven innervierten Muskulatur. Erschlaffung der

---

[1]) Nansen, „Durch Nacht und Eis", Bd. II, S. 42.

[2]) Ebenda, S. 43.

Kaumuskeln (Masseter, Temporalis, Pterygoidei) bedingt Herab- und Zurücksinken des Unterkiefers, Erschlaffung der Zungen- und Mundbodenmuskulatur — das Schnarchen; denn dieses entsteht — wenn nicht irgendwelche krankhafte Atmungshindernisse vorliegen — dadurch, dass die den weichen Gaumen gespannt haltenden Muskeln (Levator und Tensor palati) erschlaffen und durch die vorbeistreichende Atemluft das weiche Gaumensegel ins Flattern gerät, oder wenn infolge Erschlaffung der Zungenbein und Mundboden gespannt haltenden Muskeln (vor allem des Genioglossus) der Mundboden zurücksinkt, so dass die Zunge beim Atmen etwas aspiriert wird. Die Aspiration des Mundbodens bei jedem Atemzug lässt sich bei Schnarchern direkt sehen und fühlen; ein dementsprechendes Nasenschnarchen entsteht, wenn die die Nasenöffnung erweiternden Muskeln (Levatores alae nasi) atonisch werden.

Reflexe.

Mit dieser Tonusminderung hängen nun gewisse Änderungen der Sehnen- und Hautreflexe zusammen, welche zuerst von O. Rosenbach[1]) und dann von Kutner[2]) studiert wurden, allerdings mit divergierenden Resultaten; während Rosenbach im tiefsten Schlaf Abnahme der Reflexe bis zum Verschwinden des Kremasterreflexes und des Bauchreflexes und sogar des Patellarreflexes fand, waren bei Kutners Objekten die Reflexe im allgemeinen erhalten — nur in 3 von 22 Fällen soll der Achillesreflex gefehlt haben —, dagegen konstatierte Kutner bei der Hälfte der von ihm untersuchten Paralytiker Auftreten von Babinskischem Reflex im Schlaf. Auch bei älteren gesunden Kindern. Meine eigenen Beobachtungen schliessen sich denen Kutners nur insofern nicht an, als ich bis jetzt bei Gesunden alle Reflexe erhalten, wenn auch etwas herabgesetzt fand, dagegen echten Babinski nur bei einer Paralytika während eines tiefen Mittagsschlafes. Da waren der Trizepsreflex, der rechte Achillesreflex und die Patellarreflexe nur schwach auszulösen, während Babinski bestand. Im Moment des Erwachens erschienen unter ansteigendem Muskeltonus die Sehnenreflexe wieder und Babinski verschwand. Bei gesunden Kindern hingegen habe ich weder im Wachen noch im Schlaf echten Babinski feststellen können, öfter dagegen sog. Pseudo-Babinski. Näheres über meine eignen Reflexuntersuchungen in der Zeitschrift für Nervenheilkunde, 1912. Diese Reflexgruppierung, Subreflexie mit Babinski oder Pseudo-Babinski, entspricht, wenn wir nicht gewisse organische Nervenkrankheiten zum Vergleich

---

1) Rosenbach, „Das Verhalten der Sehnenreflexe bei Schlafenden", Zeitschr. f. klin. Med., 1880, S. 358.

2) Kutner, Deutsche med. Wochenschr., 1907, Heft 3.

heranziehen wollen, physiologisch etwa dem Reflexzustand neugeborener Kinder, wo ebenfalls schwache Sehnenreflexe neben Umkehrung des Plantarreflexes den häufigeren Befund bilden. Ursache der Reflexabnahme ist zweifellos, infolge Fortfall tonisierender sensibler Erregungen (Pflüger)[1], abnehmender Muskeltonus, und die Ursache der eventuellen Umkehrung des Fussreflexes in einer Hemmung der Grosshirnfunktionen zu suchen. Bei juvenilen oder erwachsenen Schläfern scheint übrigens auch der Fusssohlenreflex im Schlaf normal zu sein. Dass der reflex- und tonusherabsetzende Einfluss des Schlafes tatsächlich von der Gehirnrinde ausgeht, zeigte Tarchanoff[2]) bei Hunden, denen er das untere Halsmark durchtrennte; bei diesen waren im Schlaf nur die Armreflexe herabgesezt, nicht die der Hinterbeine. Allerdings ist diese Abhängigkeit erst eine indirekte, weil die Reflexherabsetzung direkt vom Sinken des Muskeltonus abhängt, woher es kommt, dass auch die Hautreflexe einen wenn auch nicht spinalen (Babinski), so doch subkortikalen Charakter (Pseudo-Babinski) annehmen.

Kronthals[3]) Definition, dass der Schlaf der vorübergehende Zustand eines Lebewesens ist, indem die meisten Reflexe, d. h. alle ausser den rein vegetativen, herabgesetzt sind oder aufgehoben, trifft also das Wesen des Schlafes nicht, weil die Reflexherabsetzung im Schlaf nur eine geringe und relative ist.

Auch die Schlafänderungen des allgemeinen Stoffwechsels und der Zirkulation sind nicht ausnahmslos Subfunktionen. Eine nur geringe Reduktion erfährt die Atmung. Der Schlafende atmet ungefähr gleich häufig und gleich oft wie ein Wachender in Ruhe, nur Kinder der ersten Lebensjahre atmen im Schlaf etwa $^1/_5$ weniger als in wachender Ruhe, aber er atmet mehr thorakal als abdominal; wahrscheinlich weil für die sinkende Zwerchfellatmung, welche im allgemeinen die labilere Form der Atmung darstellt, und welche auch bei allen Hirnerkrankungen, z. B. bei Blutungen und Tumoren, in erster Linie geschädigt ist, die mehr spinale thorakale Atmung kompensierend eintritt. Der ausserordentlich variablen Atmung des wachen Zustandes gegenüber kennzeichnet sich objektiv der Eintritt des Schlafes durch ein Gleichmässiger- und Ruhigerwerden der Atmung. Im tiefen Schlaf freilich beobachtet man nicht selten ein Unregelmässigerwerden (Arhythmie) in dem Sinne, dass stärkere und schwächere Atmungsperioden miteinander abwechseln, indem etwa wie bei den Meereswellen auf einen tiefen Wellenzug zwei oder drei flachere folgen. Im Schlaf der Kinder kann nach Czerny sogar Atmung vom Cheyne-Stokesschen Typus eintreten. Die

[1]) Pflüger, „Theorien des Schlafs". Pflügers Archiv f. Physiol., Bd. X, S. 468.

[2]) Tarchanoff, Arch. Ital. de Biol., Bd. XXI, S. 318.

[3]) Kronthal, „Über den Schlaf". Neurolog. Zentralbl. 1907, S. 553.

Erregbarkeit des Atemzentrums selbst ist nach Loewy[1]) nicht einmal im künstlichen Schlaf — im narkotischen Schlaf — erheblich verändert. Die Grösse des Stoffwechselumsatzes wird durch Zahl und Tiefe der Atmung kaum beeinflusst.

Stoffwechsel.

Die Erwartung, dass einem so ausgebreiteten Ruhezustand wie dem Schlaf auch eine merkliche Herabsetzung des Stoffwechsels entspreche, bestätigen die vorliegenden, allerdings spärlichen Untersuchungen. Nach den Angaben von St. Martin, Zschermak (l. c.) und Scharling ist der Gasstoffwechsel sowohl hinsichtlich der Sauerstoffaufnahme als besonders der Kohlensäureabgabe vermindert und zwar im Verhältnis von 100 zu 145. Eine Reduktion, welche fast ausschliesslich auf Rechnung vollkommener Muskelruhe und vor allem Abnahme der Muskelspannung zu setzen ist, weil jede Muskelarbeit die Kohlensäureausscheidung erheblich steigert, so dass z. B. nach Smith schon bei einfachem Gehen dreimal mehr CO_2 als in Ruhe ausgeschieden wird. Eine erhebliche Änderung des respiratorischen Quotienten, des Verhältnisses der ausgeschiedenen Kohlensäure zum eingenommenen Sauerstoff, welches im Wachen ungefähr 0,9 beträgt, sollte nach den Untersuchungen von Pettenkofer und Voit eintreten, indem also mehr Sauerstoff aufgenommen als Kohlensäure ausgeschieden würde, wodurch eine interessante Analogie zum Winterschlaf und ein chemischer Ausdruck für die vorvornehmste Aufgabe des Schlafes gewonnen würde. Aber Pettenkofers und Voits Resultate wurden durch neuere Untersuchungen widerlegt. Vor allem betont S. Fränkel[2]) ausdrücklich, dass der Erhaltungsumsatz, d. h. die Kohlensäureausscheidung pro Kilogramm Körpergewicht sich im Schlaf und in vollkommener äusserer Ruhe völlig gleich verhalte und dass demnach die blosse Tätigkeit des Nervensystems keinen nachweisbaren Einfluss auf den Gaswechsel des Körpers ausübt.

Mit der Verminderung der festen Stoffwechselbestandteile beschäftigen sich H. Laehrs[3]) und Hirschsteins Urinuntersuchungen. Nach ersterem sind im Schlaf ausser der Menge des Urins auch seine festen Bestandteile vermindert und zwar erheblich die Kalium- und Natrium-Chloride, weniger vermindert Harnstoff und Schwefelsäuren. Der P-, Ca- und Mg-Umlauf wird nicht beeinflusst: Reduktionen, welche nur im Schlaf, nicht in einfacher Ruhelage eintreten sollen. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass in sog. Ruhelage immer noch ein

[1]) Loewy, Arch. f. d. gesamt. Physiolog., 1890, S. 601.
[2]) S. Fraenkel, „Dynamische Biochemie", Wiesbaden 1911, S. 356.
[3]) Allgem. Zeitschr. f. Psychiatr., 1889, Bd. XLVI, S. 286.

beträchtliches Mass von motorischer Arbeit in Form von unwillkürlichen Bewegungen oder bleibender Muskelspannung geleistet wird, deren vollkommene Aufhebung nur im Schlaf eintritt. Nach Gottschlichs Untersuchungen wird sogar in einem nur passiv gedehnten Muskel noch mehr Milchsäure als im nichtgedehnten gebildet. Jedenfalls wird in der Muskelatonie die Hauptursache aller Stoffwechselreduktionen zu suchen sein, deren andere Ursache die Einschränkung der mannigfachen Aktivität des Zentralnervensystems und deren dritte in einer Verlangsamung des Blutstromes zu suchen ist.

Zirkulation.

Das Verhalten der Blutzirkulation im Schlaf ist von besonderer Wichtigkeit, weil die Mehrzahl aller Schlaftheorien den Schlaf von Vermehrung oder Verminderung der Blutfülle des Gehirns abhängig wähnt, entweder auf Grund falscher Beobachtung oder von falschen Schlüssen aus richtigen Beobachtungen. Selbst frühere Experimentaluntersuchungen hatten die merkwürdigsten Differenzen ergeben. Übereinstimmung herrschte nur über das Verhalten des arteriellen Blutdrucks, dessen Steigerung durch jede Art von Arbeit, sowohl geistige (Kronthal) als auch muskuläre, ein Absinken während der Ruhezustände entspricht. Dass er besonders im Schlaf eine Senkung erfährt, zeigte Tarchanoff bei Hunden und wurde von Bruce[1]) Fleury und Gärtner festgestellt; nach letzterem beträgt der Blutdruck am Arm 105—130 mm im Wachen, im Schlaf dagegen 20 bis 35 mm, also ungefähr $^1/_5$, weniger. Nach Bruce soll zwar auch höherer Blutdruck das Einschlafen zulassen, aber nachher bald absinken. Die Ursache der Blutdruckerniedrigung kann entweder nachlassende Herztriebkraft sein oder Verringerung der peripheren Widerstände infolge von Arterienerweiterung. Die erstere Alternative würde am einwandfreiesten durch das Elektrokardiogramm entschieden werden, ist aber, soviel ich weiss, noch nicht geschehen. Wahrscheinlicher ist die Hauptursache der Blutdruckerniedrigung in Erweiterung der peripheren Arterien zu suchen, welche in verschiedenen Körpergebieten konstatiert wurde, allerdings mit recht erheblichen Unterschieden, weil sehr viele und mannigfache Faktoren auf die Gefässweite einwirken. Zuerst glaubte Mosso[2]) an einem Kranken mit Schädeldefekt Abnahme der Hirnblutfülle beim Einschlafen zu beobachten. Howell und Lehmann[3]) fanden steigendes Volum des Armes beim Einschlafen und

---

[1]) Bruce, Scotsh Med. and Surg. Journal, 1900, S. 2.

[2]) Mosso, „Über den Kreislauf des Blutes im menschlichen Gehirn". Leipzig 1881.

[3]) Lehmann, „Die körperlichen Äusserungen seelischer Zustände". Leipzig 1899.

schliessen auf Grund der üblichen Vorstellung von der Alternation des peripheren und Gehirnpulses, dass im Schlaf Gehirnanämie bestehen müsse, weil der Arm hyperämisch würde. Dem gegenüber aber zeigte Czerny[1]) an einem 1 $^{3}/_{4}$ jährigen Kinde mit traumatischem Schädeldefekt, dass beim Einschlafen Steigerung sowohl des Hirnvolums als des arteriellen Hirnpulses eintritt; beim Erwachen Senkung, beim Wieder-Einschlafen nach Erwecken oft grössere Steigerung als vorher. Dasselbe konstatierte Brodmann[2]) durch äusserst sorgfältige Untersuchungen bei einem Kranken, welcher wegen Hirndruckserscheinungen und Verdacht auf Tumor trepaniert wurde. (Fig. 4.) Zunächst zeigte nach Brodmann das Volum des Gehirns auch im ruhigen Wachzustande sehr erhebliche Schwankungen verschiedener Ordnung, deren Erklärung noch unmöglich ist. Und diese, Traube-Heringsche Wellen genannten, Undulationen

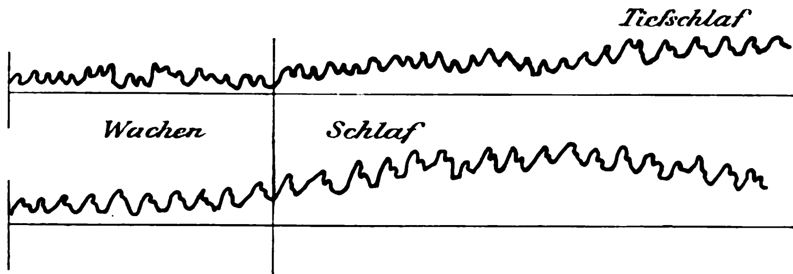


Fig. 4.
Hirnpuls im Wachen und Schlaf,
kombiniert nach Czerny (oben) und Brodmann (unten).

wurden um so auffallender, je mehr sich der Zustand dem Schlafe näherte. Namentlich bei Schläfrigkeit bestand eine „vermehrte Neigung zum Auftreten von grossen undulatorischen Wellenbewegungen des Gehirnvolumens" (l. c. S. 35). Beim Einschlafen zeigte sich nun als „konstantes plethysmographisches Symptom die Zunahme des Gehirn- und häufiger auch des Armvolums, ferner das Grösserwerden der Gehirnpulse und die Verstärkung der respiratorischen Schwankungen" (S. 41). Im ruhigen Schlaf hingegen lässt diese Steigerung wieder nach und zwar soweit, dass die Volumkurve sich nur wenig von der eines Wachenden unterscheidet. Dagegen bewirken alle den Schlafenden treffenden Sinnesreize, auch wenn sie nicht zum Erwachen führen, eine Volumvermehrung des Gehirns und im Gegensatz zu Mossos Angaben, wenigstens anfänglich, Verlangsamung der Herztätigkeit mit nachheriger Beschleunigung. Ein meiner Ansicht nach doppelt interessantes Ergebnis. Alle auf das Hirn einwirkenden Sinnesreize rufen ganz ähnliche vasomotorische Erschei-

[1]) Czerny, Jahrb. f. Kinderheilk., Bd. XLI, S. 337.
[2]) Brodmann, Journ. f. Psychol. u. Neurologie, 1902, S. 10.

nungen hervor, wie diejenigen, welche den Akt des Einschlafens selbst begleiten; und zweitens bewirken auch im Schlaf Sinnesreize dieselben vasomotorischen Veränderungen wie im Wachen, nur dass begleitende Bewusstseinsvorgänge ausbleiben: Ein Schluss, welchen schon Mosso seinen Versuchen entnommen hatte, denn aus zahlreichen Kurven Brodmanns geht hervor, „wie gross die Übereinstimmung zwischen den plethysmographischen Folgewirkungen von Sinnesreizen im Wachen und im Schlaf ist“.

Reaktivität.

Also die Reaktionsfähigkeit des Gehirns bleibt auch im Schlaf erhalten, ein wichtiges Mene tekel für alle diejenigen, welche im Schlaf einen Lähmungszustand sehen. Man braucht ja nur einen Schlafenden zu betrachten, namentlich einen jugendlichen Schläfer, wie er selbst im tiefen Schlaf Unbequemlichkeiten seiner Lage korrigiert, öfter die Lage wechselt, und wie er sich sofort wieder bedeckt, eventuell sogar die Decke feststopft, wenn man ihn gegen kalte Luft entblösst. Speziell die Reaktionen auf Hautreize erfolgen nach den Regeln seiner normalen Empfindlichkeit; z. B. ist der Schläfer im allgemeinen gegen Kitzel- und Kältereize empfindlicher als gegen Druck oder Beklopfen und reagiert auf jene mit einer Geschwindigkeit von etwa 0,4—0,5 Sekunden (mit der Fünftelsekundenuhr festgestellt), was der Reaktionszeit eines Wachenden im zerstreuten Zustande entspricht. Auch Brodmann gibt an, dass die sogenannte Latenzzeit der Reize im Schlaf nicht verändert ist. Mossos Annahme, dass ein Reiz im Schlaf längere Zeit gebraucht um bis zum Bewusstsein zu gelangen, beruht auf dem falschen Vergleich des Schlafenden mit einem gespannt Aufmerkenden. Vergleicht man ihn mit einem Zerstreuten, so schwinden die Unterschiede mehr und mehr; selbst die Lokalisation von Kitzelreizen gelingt im Schlaf fast ebensogut als im Wachen, sofern der Reiz stark genug ist, um nicht nur eine einfache Lageveränderung zu bewirken. Gesetzliche Beziehungen derart habe ich nicht feststellen können, es sei denn eine Praeter-propter-Übereinstimmung mit Pflügers Reflexgesetzen, insofern als sowohl die Bestimmtheit als auch die Ausbreitung der einem Sinnesreize folgenden Reaktion von der Stärke des Reizes abhängt. Berührt man z. B. einem Schläfer mit einer Feder die Stirn, so bewegt er bei kleinem Reize Gesicht oder Kopf, Missstimmung oder Abwehr zeigend, bei stärkerem Schulter und Arm, eventuell mit Abwehr- oder Wischbewegungen, bei noch stärkerem wehrt er ab oder reagiert mit dem ganzen Körper; den Schluss der Reaktion bildet eine Lageveränderung. Obiges stimmt im ganzen auch mit den Be-

obachtungen von B. Sidis[1]) überein. Nur möchte ich noch weitergehend betonen, dass die Abwehr der Federberührung von der Stirn weder mit dem gleichseitigen Arm, wie Sidis annimmt, noch mit dem weniger geübten erfolgt, sondern einfach mit dem bequemer liegenden, resp. mit demjenigen, welcher in der betreffenden Schlaflage am leichtesten zu aktivieren ist. Frau von Manaceïnes Angabe, dass Rechtshänder in der Regel mit der linken Hand reagieren, weil bei ihnen die linke Hemisphäre tiefer schläft und Linkshänder mit der rechten, kann ich nicht bestätigen. Überhaupt wird derjenige oft seine Erwartungen durch Beobachtungen enttäuscht sehen, welcher im physiologischen oder reaktiven Verhalten des Schlafenden zuviel Gesetze sucht. Im Gegenteil scheint Variabilität, Launenhaftigkeit, auch die Losung des Schlafes zu sein. Selbst Brodmann betont wie gross die Variabilität des Pulses im Schlaf ist, und dass gerade bei durchaus ruhigem und tiefem Schlaf das Gehirnplethysmogramm gewaltige geheimnisvolle Undulationen aufweist. Dementsprechend finden wir auch ein sehr variables motorisches Verhalten, grosse Divergenzen zwischen Atem- und Pulsveränderungen (Brodmann) und ziemlich grosse Variabilität der Pulszahlen; z. B. ergaben mir Pulszählungen an zwei schlafenden Kindern (14 und 2 Jahre alt)

Im Wachen	86, 88	120
„ Schlaf	72, 96, 88, 80, 68	110, 120, 128, 104

Also nicht selten, aber keineswegs regelmässig, eine Pulsbeschleunigung im Anfange, dann im tieferen Schlaf langsameren und regelmässigeren Puls. Auch nach Brodmann erleidet der Rhythmus der Herzbewegungen während des Schlafes sehr erhebliche Schwankungen. Durchschnittlich steigt auch nach ihm sowohl Pulshöhe als Pulszahl beim Einschlafen etwas, um beim (NB) affektfreien Erwachen sich etwas zu mindern. Besonders bemerkenswert ist, dass zwischen Arm- und Gehirnpuls keine feste Beziehung besteht, sondern beide, vor allem im Schlaf, durchaus eigene Wege gehen. Ein Beweis für die auch von pathologischer Seite (Hasebroek) neuerdings oft hervorgehobene lokale Selbständigkeit der Hauptgefässterritorien. Die beiden einzigen Einwände, welche man den sehr vorsichtig gedeuteten Versuchen Brodmanns machen kann, sind: 1. dass seine Versuche an einem pathologischen Objekt mit hemispastischen Erscheinungen und pathologischer Schlafsucht gemacht wurden. und daher nur vorbehaltlich bindende Schlüsse auf den Schlaf Normaler erlauben, und 2. dass durch die Eröffnung der Schädelkapsel andere Zirkulationsverhältnisse geschaffen wurden, als wenn das Hirn vollkommen von einer inkompressiblen Kapsel umschlossen ist[2]). Indessen würden diese Einwände höchstens

[1]) B. Sidis, „An Experimental Study of Sleep". Boston, 1909, S. 67.
[2]) cf. Trömner, Kritik der Schlaftheorien, Med. kritische Blätter 1910, S. 131.

unwesentliche Einzelheiten treffen können, nicht aber die mit mehreren anderen Untersuchern übereinstimmenden wesentlichen Ergebnisse. Selbst Mosso hat auf Grund späterer Versuche seine frühere anämistische Überzeugung geändert, und wir dürfen jetzt als gesichert annehmen, dass beim Einschlafen sowohl Hirnvolumen als Hirnpuls eine Verstärkung, und meist auch Beschleunigung, erfahren; dass jedoch diese Veränderungen im ruhigen Schlaf etwas nachlassen, oder nur in sehr variabler Form bestehen bleiben. Im ganzen ist also Schlaf von vermehrtem Hirndruck infolge von Kongestion bei vermindertem Blutdruck infolge von Arteriodilatation begleitet. Bei affektfreiem Erwachen treten die umgekehrten Veränderungen ein; wenn hingegen das Erwachen durch einen affektbegleiteten Weckreiz geschieht, so folgt eine weitere, erhebliche Zunahme des Gehirnvolums unter kleinen frequenten Pulsen — da ja die erweckenden Affekte unangenehmer Art sind — durch Vasodilatation mit nachfolgender offenbar reaktiver Wiederkontraktion der Gefässe. Der durch Schlafmittel bewirkte Schlaf entspricht auch nach dem Ergebnis der Brodmannschen Versuche nicht dem normalen.

Nicht unerwähnt will ich hier den ingeniösen Einfall Mossos lassen, welcher die Blutverteilung im Körper direkt durch eine Schlaf-Wage[1]) zu bestimmen versuchte, indem er die Versuchsperson auf ein wageartiges genau equilibriertes Gestell legte. Beim Einschlafen hob sich nun das Kopfende der Wage, beim Erwachen sank es. Die Mossosche Deutung dieses Versuches freilich stösst auf Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten. Als schwerstwiegenden Einwand muss man geltend machen, dass das zu wägende Gewicht des Schädelinhaltes überhaupt niemals erhebliche Gewichtsschwankungen erleiden kann, weil es in eine völlig starre Kapsel eingeschlossen ist, deren Flüssigkeitsinhalt konstant sein muss. Wenn also wirklich mehr Blut ins Gehirn dringt, so fliesst auch genau dasselbe Volum Lymphe wieder heraus. Deshalb würden sich wägbare Differenzen überhaupt nur bei sehr grossen spezifischen Gewichtsdifferenzen zwischen Blut und Lymphe feststellen lassen. Da aber das spezifische Gewicht des Blutes durchschnittlich 1058 und das der Lymphe 1028 beträgt, so würde, selbst wenn 10 ccm Blut mehr oder weniger im Gehirn enthalten wären, sich doch nur zwischen Schlaf und Wachen eine Differenz von $2 \times 0{,}3 = 0{,}6$ g herausstellen; diese aber würden mit Mossos Wage sicher nicht festzustellen sein. Deshalb sind die von Mosso gewogenen Differenzen auf den wechselnden Blutgehalt der Kopf-Weichteile zu beziehen. In den ersten Schlafstadien besteht aber entschieden eine Kongestion nach dem Gesicht, wie das bisweilen stark gerötete Gesicht und die geröteten Ohren des Schlafenden beweisen. Zugunsten einer Hirnhyperämie könnte übrigens auch die

[1]) Beschrieben und abgebildet in Weber, „Körperliche Äusserungen psychischer Zustände." 1910.

somnale Pupillenenge sprechen, da Anämie nach Kussmauls und Tenners bekannten Versuchen Mydriasis bewirkt. Temperaturmessungen des Gehirns, wie sie zuerst von Mosso[1]) und neuerdings von Berger[2]) vorgenommen sind und welche ergaben, dass die Hirntemperatur im Schlaf niedriger als im Wachen ist, durchschnittlich um einige zehntel Grade, widersprechen dem nicht, da die Körpertemperatur von Oxydationsprozessen und nicht vom Blutumlauf abhängt, Hyperämie an sich aber noch keine vermehrte Oxydation bedingt, und weil Blut- und Hirntemperatur meist um einige zehntel Grade voneinander abweichen — im Schlaf noch mehr als im Wachen. Im übrigen entsprechen Bergers Messungen der Erwartung, dass jeder Sinnesreiz, sowohl im Schlaf als im Wachen, einen geringen Anstieg der Temperatur bewirkt von 0,15 bis 0,19°. Beim Übergang von tiefer Narkose zum Wachen beträgt die Temperatursteigerung $^1/_{20}$ bis $^1/_3{}^0$, was nach Bergers Berechnungen eine unerwartet grosse Energieentwickelung anzeigt.

Schlaftiefe.

Wesentlich intimere Einblicke in die Natur des Schlafes wurden nun gewonnen, als man versuchte die sog. Schlaftiefe, d. h. den jeweiligen Stand der Reizerregbarkeit des Grosshirns quantitativ zu bestimmen. Die ersten berühmt gewordenen Versuche in dieser Beziehung wurden 1863 von Kohlschütter[3]), einem Schüler Theodor Fechners angestellt und verdanken, wie Fechner selbst erzählt[4]), ihre Entstehung einer Vorlesungsbemerkung Fechners, dass es unmöglich sein würde, die Schlaftiefe exakt zu messen. Kohlschütter schlug daraufhin vor, die Grösse des zum Wecken nötigen Schallreizes als Massstab zu benutzen. Er führte solche Versuche an 6 Personen durch und fand dabei gleich die wesentlichen Merkmale der Schlaftiefen-Entwickelung auf, nämlich 1. dass der Schlaf sich zunächst sehr schnell, dann aber langsamer vertieft, und zwar dass er schon innerhalb der ersten Stunde seine grösste Tiefe erreicht, um dann bis zum morgendlichen Erwachen flacher zu verlaufen, 2. dass jede Verflachung der Schlafkurve z. B. durch Erwecken eine grössere Wiedervertiefung bewirkt, als sie sonst erreicht hätte, 3. dass der Schlaf um so länger dauert, je tiefer er ist und 4. dass dem Willen ein gewisser Einfluss auf Schlafdauer und Festigkeit zuzuschreiben ist; und diese Resultate blieben von grund-

---

[1]) Mosso, „Die Temperatur des Gehirns“. Leipzig. 1899.

[2]) Berger, „Untersuchungen über die Temperatur des Gehirns“. Jena 1910.

[3]) Kohlschütter, Messungen und Festigkeit des Schlafs. Zeitschr. f. rat. Med. 1863. Bd. 17.

[4]) Fechner, „Elemente der Psycho-Physik“, 1860, Teil II, S. 440.

legender Bedeutung, trotz des z. B. von Forel erhobenen Einwandes, dass die Versuchspersonen stets unter dem Gefühl einer gewissen Spannung geschlafen hätten und dadurch keine unbefangenen Resultate geliefert. Diese und andere methodologische Einwände suchten Möninghoff und Piesbergen[1]) und vor allem durch sorgfältigste Methodik Michelson[2]) in Kraepelins Laboratorium zu umgehen. Des letzteren Versuchsanordnung bestand darin, dass auf eine schräge Holzplatte Messingkugeln von wachsender Schwere der Reihe nach auffielen, welche durch eine im Nebenzimmer aufgestellte Vorrichtung ausgelöst werden konnten, so dass der Schlafende nicht gestört wurde. Wenn der Schlafende durch einen wachsenden Schallreiz geweckt wurde, gab

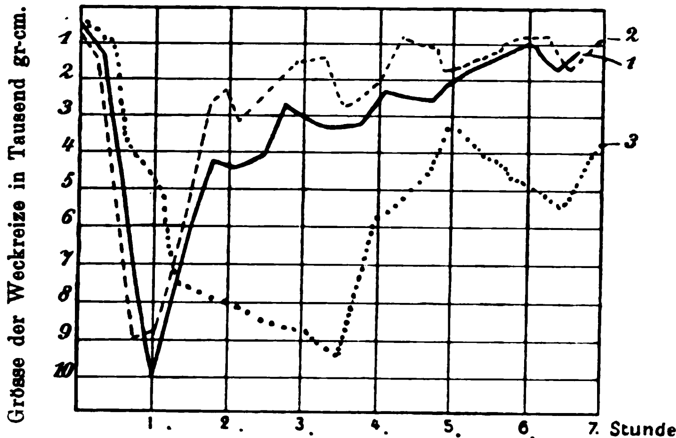


Fig. 5.
Normale Schlaftiefenkurven nach Michelsohn.

er ein Glockenzeichen. Natürlich wurde die Versuchsperson jede Nacht höchstens einmal und in unregelmässigen Fristen geweckt, so dass die Erwartung keine Rolle spielen konnte. Der so gewonnene Gang der Schlaftiefe ist aus Fig. 5 ohne weiteres verständlich: Schnelle Vertiefung bis zum Maximum in einer bis 1½ Stunden und dann wieder Verflachung bis zum Morgen in einer beinahe logarithmischen Kurve, welche aber infolge von etwa alle Stunden erfolgenden Wiedervertiefungen zickzackförmige Unterbrechungen erfährt. Dieser undulierende Verlauf weckte schon Michelson die Vermutung, dass hier antagonistische Vorgänge oder entgegengesetzte Funktionen konkurrieren, eine, welche zum Einschlafen und die andere, welche zum Erwachen tendiert, oder dass — modern gesprochen — erregende und

[1]) Möninghoff und Piesbergen, Zeitschr. f. Biolog. Bd. 19. S. 114.
[2]) Michelson, „Untersuchungen über die Tiefe des Schlafes". Psychologische Arbeiten, herausgegeben von Kraepelin, Bd. II. S. 84.

hemmende Einflüsse abwechseln; im Anfange grösste Intensität der Hemmung, dann ab und zu relative Wiedervertiefung, bis gegen Morgen die wieder erstarkenden Lebensgeister überwiegen. Ganz ähnliche Kurven fand Lambranzi mit Schall- und Lichtreizen, de Sanctis[1]) mit Hautreizen und Czerny[2]) endlich mit elektrischen Hautreizen bei Kindern und Säuglingen. Allerdings weicht die Schlafkurve des Kindes insofern von der des Erwachsenen ab, als die Schlafperioden kürzer sind und geringere Schwankungen zeigen. Am kürzesten ist die Schlafperiode des Säuglings, nämlich ca. drei Stunden, also etwa der Länge einer Verdauungsperiode entsprechend, nach welcher Zeit sich Nahrungs- und Entleerungsbedürfnisse melden, ein Zeichen für den innigen Zusammen-

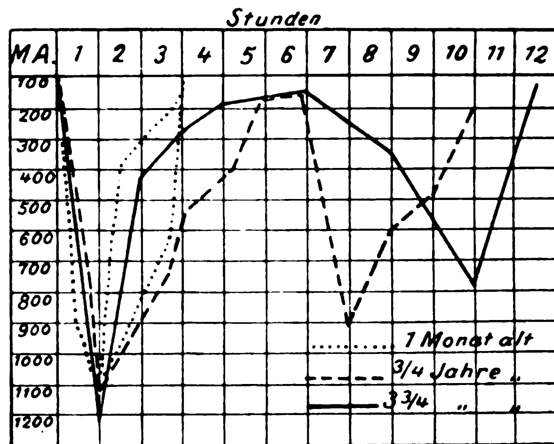


Fig. 6.

Schlafkurven von Kindern nach Czerny.

hang wichtiger Lebensäusserungen. Mit wachsendem Alter verlängert sich der Schlaf dadurch, dass 2 und mehr Schlafperioden gewissermassen zu einer einzigen verschmelzen, so dass die in den ersten Lebensjahren noch wahrnehmbaren Zäsuren sich mehr und mehr verwischen, wie Fig. 6 zeigt. Kurve 1 ist die eines einmonatlichen Säuglings, Kurve 2 die eines $^3/_4$jährigen Kindes — sie zeigt noch eine deutliche Schlafunterbrechung nach 5 Stunden — und die 3. Kurve die eines 3 $^3/_4$jährigen Kindes, welche ebenfalls noch erhebliche Senkung und allmähliche Wiedervertiefung zeigt. Dieser kindliche Schlaftypus lässt sich rudimentär noch in den Kurven mancher Erwachsener nachweisen, namentlich derjenigen, welche nach Michelson dem sogenannten Morgentypus der geistigen Arbeiter zugehören, wie Kurve 3 in Fig. 5 zeigt. Hatten

1) Cit. bei de Santis, „Die Träume“, Halle 1901, S. 210.

2) Czerny, Jahrb. f. Kinderheilk., 1892, S. 9.

nämlich schon Piesbergen und Möninghoffs Messungen wesentliche persönliche Schlafdifferenzen ergeben, sofern der herzleidende Möninghoff erst nach 5 1/2 Stunden seine grösste Schlaftiefe erreichte, sie aber dafür länger als der schnell einschlafende Piesbergen beibehielt, so fand Michelson diese Unterschiede bei einer grösseren Reihe von Personen ausgeprägt und unterschied demnach einen Abendtypus des gesunden Schläfer, welcher abends früh müde wird, schneller und tief einschläft, um am Morgen frisch erwachend mit bester Arbeitsdisposition in den Morgenstunden an die Arbeit zu gehen, von einem Morgentypus von Schläfern, welche abends munter sind, dafür aber spät schlafen gehen, erst relativ spät ihre grösste Schlaftiefe erreichen und in dieser bis in den Morgen

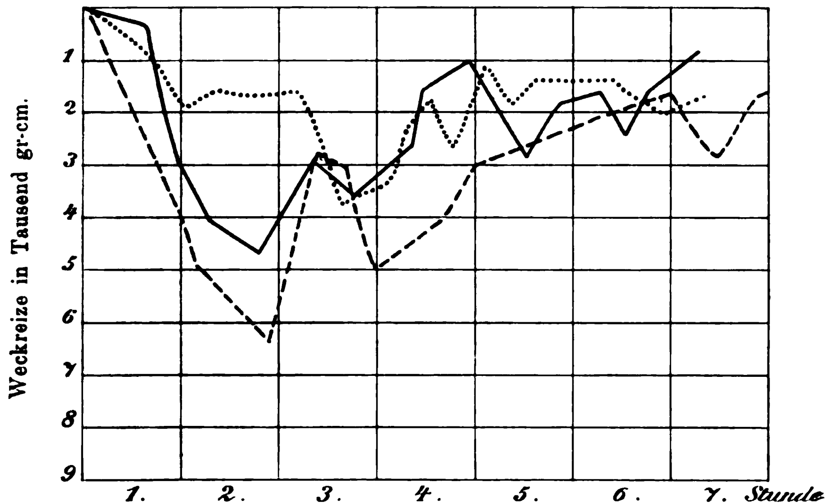


Fig. 7.

Schlafkurven Nervöser nach Michelsohn.

hinein verharren, morgens schwer erwachen und vormittags infolge stockender Anregbarkeit zur Arbeit meist schlecht disponiert sind, um erst in der zweiten Tageshälfte ihre volle geistige Frische zu erreichen. Derjenige, dessen „Morgenstunde Gold im Munde hat", würde also den wünschenswerten normalen Abendtypus repräsentieren, während der Morgentypus stets den Nervösen oder nervös Veranlagten verrät. Denn eine pathologische Steigerung dieser Merkmale zeigen fast alle ausgesprochen Nervösen; ja, in Fällen von ausgesprochener Neurasthenie kann man geradezu von einem neuropathischen Schlaftypus sprechen; — Fig. 7 — spätes Einschlafen, mitunter erst nach Stunden, geringe Schlaftiefe mit häufigem Erwachen infolge von inneren Störungen, wie z. B. unruhige Lage, Angstzustände, beunruhigende Träume und schliesslich hinschleppender Morgenschlaf mit ungnädigem Erwachen und mangel-

hafter Schlaferholung. Näheres habe ich in der „Pathologie der Schlafstörungen“ ausgeführt[1]).

Welche Umstände bestimmen nun die persönliche Form der Schlafkurve? Erstens jene allgemeine Funktion des Organismus, welche seine persönliche Schlaffähigkeit darstellt und deren Grundlagen ähnlich dem Gedächtnis, der Konzentrationsfähigkeit, der Arbeitsfähigkeit angeboren sind, welche aber durch äussere und innere Umstände in mannigfacher Weise beeinflusst werden kann. Ich habe sie nach Analogie von Nutrition Dormition genannt. Zweitens alle Arten von schlafstörenden Sinneseindrücken: man schläft unruhiger an lauten, an lichterhellten Orten als an dunklen und stillen; eine von Michelsons Kurven stellt graphisch den Unterschied zwischen der tieferen Winter- und der flacheren Sommerkurve dar. Der Grund für die grössere Tiefe des winterlichen Schlafs liegt wohl mehr in der Dunkelheit und grösseren Stille der Winternächte als in einer Art Atavismus aus primitiven Kulturperioden, wo der Organismus sich gleichsam durch eine Art von rudimentärem Winter-Schlaf gegen die Unbilden des Winters abschliesst. Kälte allein bewirkt keine Schlafvertiefung, sondern im Gegenteil eine Schlafverflachung, wie Czernys Versuche zeigen. Erfahrungsgemäss gehören ja auch Kältereize zu denjenigen, welche einen Schläfer mühelos wecken. Die Reaktionszeit auf solchen Reiz hängt von der Schlaftiefe ab, nur bei Einzelreizen von der Reizstärke. Schwächere Reize, welche für sich allein unwirksam sind, können doch zum Erwachen führen, wenn sie, oft hintereinander wiederholt, sich summieren, so dass ihre kleinen schlafverflachenden Wirkungen sich superponieren können, ähnlich wie Unterbrechungen eines in Einzelreizen unwirksamen elektrischen Stromes, doch zum Tetanus führen, wenn sie sich schnell wiederholen. So kann auch fortgesetztes Bestreichen der Stirn mit einer Federfahne zu Erwachen führen, wo ein Nadelstich unwirksam bleibt oder ein anhaltendes Flüstern kann erwecken, wenn ein mässiger Knall, z. B. ein Donnerschlag, unwirksam bleibt.

Eine wesentliche Rolle bei allen Weckreizen spielt die Gewohnheit. Seine Weckschwelle — wie wir einen zum Erwecken eben ausreichenden Sinnesreiz nennen — bleibt um so kleiner, je ungewohnter der Reiz ist; denn unser Schlaf gewöhnt sich leicht an regelmässige Störungen, und das ist ein grosses Glück, denn sonst würden Grossstädter, welche mitten im Stadtgetriebe oder Gewerbetreibende, welche inmitten lärmender Betriebe zu schlafen genötigt sind, übel dran sein. Schlafgewohnheit assimiliert schliesslich jeden Lärm; rüstige Schläfer schlafen in der Eisenbahn, ja, selbst im schüttelnden Strassenbahnwaggon, Maschinisten

[1]) Trömner, „Pathologie der Schlafstörungen“. Medizinische Klinik 1911. Nr. 14.

im Maschinenraum eines Schiffes, Bauarbeiter in unmittelbarer Nähe des Strassenlärms und ein schlachtgewohnter Feldherr eventuell auf dem Schlachtfelde. So erzählt z. B. Kjelland[1]), wie Napoleon nach beinahe gewonnener Schlacht von Wagram auf dem Schlachtfelde schlief. Der Kaiser liess — als die Schlacht fast gewonnen war — „von seinem Diener Roustan, einem Mamluken, den er aus Ägypten mitgebracht hatte, ein Bärenfell auf der Erde ausbreiten; er stieg ab, legte sich nieder und schlief sogleich ein, wie es seine Gewohnheit war. Übrigens hatte er ein Recht müde zu sein. Als er nach einer Viertelstunde erwachte, stand ein Kreis von Adjutanten mit Meldungen von allen Seiten des Schlachtfeldes um ihn versammelt".

Eventuell kann der Lärm so vollkommen zur Gewohnheit werden, dass der Schläfer sogar bei seinem Schweigen erwacht. Eisenbahnschläfer erwachen, wenn der Zug anhält, Konzertschläfer, wenn das Orchester eine Generalpause macht, und der mit Recht so beliebte und oft zitierte Müller erwacht, wenn seine Mühle stillsteht. Kurz, die Stärke eines Weckreizes ist niemals eine absolute, sondern nur eine relative, durch Lebens-, Schlafgewohnheiten und verschiedenen anderen persönliche Eigenschaften bestimmte Grösse. Wie intensiv sich aber ein schlafendes Gehirn gegen neutrale Sinnesreize abzuschliessen vermag, zeigt die Grösse der Weckschwelle. In Michelsons Kurve 1 (s. Fig. 5) betrug der Weckreiz in grösster Schlaftiefe 8000 g/cm, während ein waches Ohr noch den Fall von 0,1 g aus 5 mm Höhe in der Entfernung von 3—4 m wahrnehmen kann. Jener Weckreiz ist also 160000 mal grösser als ein im Wachen wahrnehmbarer. Solche hohen Werte ergeben aber nur neutrale Sinnesreize; gegen Reize aus dem eigenen Körperinnern ist man wesentlich empfindlicher. Man weiss, wie häufig Blähungen, Magendruck, Herzdruck, Hustenreiz, der Reiz der gefüllten Blase, also Reize von relativ geringer Intensität, zum Erwachen führen. Ja, die leisesten Reize können unseren Schlaf stören, falls sie mit entschiedenen, besonders unangenehmen Gefühlen verbunden sind. Ich selbst z. B. schlafe im allgemeinen so fest, dass ich Gewitter überhöre, hingegen erweckt mich fast regelmässig selbst leises Katzengeschrei, weil ich es tödlich hasse. Die lauten Glockenschläge eines nahen Kirchturms überhöre ich, erwache dagegen sofort, wenn die vom Schlafzimmer entfernte Telephonglocke anschlägt. Wie stark affekterregende Sinnesreize die Weckschwelle herabsetzen können, zeigte mir ein sehr charakteristisches Beispiel: Ich erwachte gegen Morgen und glaubte leises Schreien eines Kindes in weiter Ferne zu vernehmen; bei völligem Wachwerden aber wurde mir klar, dass es das ferne Schreien einer Katze war. Also ein äusserst schwacher Sinnesreiz, der nur vermöge

[1]) Kjelland, „Rings um Napoleon". Leipzig 1906, S. 159.

begleitender Affekterregungen zum Erwachen geführt hatte. Das Unterbewusstsein hatte ihn sogar richtiger aufgefasst als das erwachende Bewusstsein, welches ihn infolge seiner Schwäche zunächst falsch deutete. Der Begriff Weckreiz ist eine äusserst schwankende, stets vom Gesamtzustande, der Konstellation, des Bewusstseins abhängige Grösse. Gewohnheit, Aufmerksamkeit und Affektbetonung sind es, welche ihn beständig modifizieren. Ein in diesem Sinne seltener wirksamer Umstand ist die Weckerwartung. Sind wir z. B. entschlossen oder genötigt früh zu erwachen, so pflegen uns selbst leisestes Klopfen oder der erste Anschlag des Weckers zu ermuntern; Weckreize, welche wir ohne diese Erwartung wahrscheinlich überhören würden. In gleichem Sinne einstellend kann eine gegebene Suggestion wirken, wofür z. B. Forel[1]) ein erstaunliches Beispiel gibt. Kurz, die Schlafkurve gibt, wie auch Forel betont, keinen Typus, keinen Kanon des natürlichen Schlafes, sondern nur sein Bild unter dem Schutz experimenteller Bedingungen. Je mehr und je verschiedenere Sinnesreize einwirken, um so variabler wird ihr Bild ausfallen, je mehr Reize gleichzeitig einwirken, um so mehr erniedrigt sich die Weckschwelle, wie Lambranzis Versuche zeigen, welcher mit optischen, akustischen und taktilen Reizen zugleich experimentierte[2]).

Die gesamte durch die Schlafkurve dargestellte Zeit verläuft subjektiv unbewusst oder erinnerungslos, ausgenommen diejenigen häufigen oder gelegentlichen Schlafstörungen, welche uns als Träume in Erinnerung haften und welche im allgemeinen die Zeiten verflachenden Schlafes beleben. Die Schlaftiefe wird von gesunden Schläfern oft so schnell erreicht, dass der Faden des Bewusstsein wie durch plötzlichen Scherenschnitt abgeschnitten erscheint.

Einschlafen.

Genaue Selbstbeobachtung aber lehrt, dass der Vorgang, den man Einschlafen (l'endormissement) oder seit Weir Mitchell Prädormitium nennt, ein Komplex von verschiedenartigen Phasen ist, welche ich durch Selbstbeobachtung und Experiment eingehender als bisher geschehen zu analysieren versucht habe[3]). Ihre Zergliederung ist besonders schwierig, weil sie sehr schnell aufeinander folgen, und noch dazu in einem der Selbstbeobachtung höchst abgeneigten Zustande. Sie müssen auch im Moment ihres Eintretens sogleich fixiert werden, weil sie nach

[1]) Forel, „Der Hypnotismus", 1907, S. 135.

[2]) Lambranzi, Vergl. S. de Sanctis, „Die Träume". Halle 1901, S. 207.

[3]) Trömner, Vorgänge beim Einschlafen (Hypnagoge Phänomene). Journ. f. Psychol. und Neurol. 1910, S. 343.

dem Erwachen längst der alle Schlafdämmerungserlebnisse einschmelzenden Schlafamnesie verfallen sein würden. Am anderen Morgen entsinnen wir uns kaum noch dessen, was wir abends im Bett bei beginnender Müdigkeit lasen, wieviel weniger jener feinen Veränderungen des Selbstbewusstseins! Diese lassen sich aus Lethes Flut nur retten, wenn man sich dazu erzieht in dem gewünschten Moment zu erwachen, um das Erlebte zu Papier zu bringen.

Die Geschwindigkeit des Einschlafens hängt im allgemeinen von drei Faktoren ab: 1. von unserer persönlichen Schlaffähigkeit, der Dormition (D), 2. von der vorhandenen Ermüdung (F) und 3. von dem Gesamtmass der jeweiligen Erregungen (E). Je freier wir von Erregungen geistiger, nervöser oder körperlicher Art sind, um so schneller gelingt es uns im allgemeinen den Schlaf zu ergreifen (Somnum capessere) oder besser vom Schlaf ergriffen zu werden. Die Geschwindigkeit des Einschlafens steht also zur Dormition und zur Ermüdung im geraden, zur Summe der Erregungen im umgekehrten Verhältnis, was etwa durch die Formel:

$$V\,(\text{Einschlafen}) = \frac{D\,(\text{Dormition}) \cdot F\,(\text{Ermüdung})}{E\quad(\text{Erregungen})}$$

ausgedrückt würde. Selbstanalyse lehrt uns dann weiter, dass die Schlafeinleitung, das Prädormitium, aus zwei Phasen besteht, welche ich Stadium der Somnolenz oder Müdigkeit und das der Dissoziation oder des Bewusstseinszerfalls zu nennen vorschlug. Das die Somnolenz charakterisierende Müdigkeitsgefühl setzt sich wieder aus verschiedenen Komponenten zusammen, dem Gefühl abnehmender Muskelspannung (infolge verminderter Innervationsenergie) und dem der Gliederschwere, indem die Glieder, natürlicher Schwere folgend, sowohl auf Gelenkflächen als auch auf die einer Unterlage aufliegende Haut, stärker drücken. Dieses periphere Gefühl körperlicher Mattigkeit äussert sich sowohl in den der Statik dienenden Muskeln des Beines und des Rumpfes, und nötigt dann zum Anlehnen, Setzen oder Hinlegen, als auch in den Muskeln der Arme. Gleichzeitig mit diesen körperlichen Empfindungen entwickelt sich eine seelische Müdigkeit, welche wesentlich einen Zustand verminderter Reaktivität darstellt. Zunächst lassen die Reaktionen auf solche Reize nach, welche im Wachen Gefühlsreaktionen auslösen, so dass wir uns stumpf und indolent, „désintéressés", fühlen und zwar besonders gegen Reize, welche keine vitale Bedeutung für unseren Organismus besitzen. („Désintérêt pour la situation présente" nach Claparède.) Den Müden lassen Nachrichten heiterer oder trüber Art gleichgültig; er ähnelt einem Stuporösen; der Betrübte fühlt in diesem Stadium der Affektlosigkeit jene beseligende Ruhe, als deren Bringer fühlenden Menschen unser Schlaf gilt. „Das Wohlgefühl des Einschlafens", sagt der feine Psychologe Jean Paul, „lässt uns das Ein-

schlafen mehr geniessen als den Schlaf selbst.“ Diesem Stadium möge auch das Wort gelten, mit welchem Macbeth (II, 2) den „heiligen Schlaf“ grüsst:

„Ihn, der den wirren Knäul der Sorge löst,
Der jeden Tages schöner Tod ist, der
Der Müden Bad, der Herzenswunden Balsam,
Der zweite Gang am Tische der Natur,
Der Haupternährer bei dem Fest des Lebens“.

Weiterhin vermindert sich nun die Empfindlichkeit gegen solche Reize, welche sonst unsere Aufmerksamkeit erregen, diejenigen motorischen und psychischen Funktionen, welche man dem Begriffe der Apperzeption subsumiert, Vorgänge, deren subjektiver Index ein Spannungsgefühl ist. Die Art vorhergehender Ermüdung, ob körperlich oder geistig, bestimmt den Charakter dieser „Abspannung“. Der weitere Nachlass psychischer Energieentfaltung bewirkt nun formale und inhaltliche Änderungen; formal allmähliche Einengung des Bewusstseinsumfanges und Erschwerung der assoziativen Leistungen, indem die Vorstellungen sich vereinfachen, die Assoziationskreise sich verengen. Wenn ich in diesem Stadium memoriere oder zähle, so verzögert sich die Vorstellungsfolge; ich muss mich länger besinnen und es treten häufigere Wiederholungen auf, wie wenn langsam steigende Widerstände sich einschalten. Hervortreten besonderer Arten von Assoziationen, z. B. Berührungs- oder Klangassoziationen habe ich nicht immer bemerken können. Die wesentliche inhaltliche Änderung des Bewusstseins ist ein Zerfall jenes konstanten Komplexes von Empfindungen und Erinnerungsbildern, welchen wir Selbstbewusstsein nennen und welcher im wachen Zustande den einzelnen disparaten Bestandteilen unseres Bewusstseins mehr oder weniger kontrastierend gegenübertritt. Mein Selbstbewusstsein schwindet etwas schneller als die einzelnen Akte meines Objektbewusstseins. Ich denke langsamer, enger, unpersönlicher, was mit der bereits eingetretenen Affektlosigkeit, dem Schwinden namentlich der Gefühlsbestandteile meines Selbstbewusstseins zusammenhängt. Dadurch aber erhalten selbst die noch auftretenden Körperempfindungen eine relativ grössere Objektivität als im Wachen. Man bemerkt, wie sich schon hier Veränderungen stetig entwickeln, welche in den Träumen des vollendeten Schlafes in barocker Steigerung hervortreten, gleichsam als entwickeltes Integral aus einer Summe kleiner stetiger Veränderungen: Wenn z. B. unser Leib ganz oder partiell, gewissermassen ekorporiert oder objektiviert vor uns erscheint, wenn wir uns selbst auf dem Sofa sitzen sehen, oder gar ein Bein oder einen Arm unseres Leibes vor uns träumen. Sobald aber in jener Phase der Müdigkeit gefühlbetonte Reize auf uns einwirken, ergänzt sich der Körperempfindungskomplex sogleich wieder zu vollem Selbstbewusstsein.

Man kann es auch so ausdrücken, dass das Selbstbewusstsein eine objektiver beobachtende Form annimmt, so dass ich, obwohl weniger scharf empfänglich für Einzelheiten, doch objektiver als im Wachen zu beobachten vermag, weniger vor allem durch affektive Erregungen gestört. Es erinnert dieser Zustand schon etwas an jene besondere Erhöhung der Beobachtungsfähigkeit im partiellen systematischen Wachsein O. Vogts. Und diese Fähigkeit zur Selbstbeobachtung erhält sich bis in das folgende Stadium beginnender Schlafhemmungen hinein; ja sie erscheint sogar bekanntlich in vielen Träumen wieder, wenn ein leises, aber relativ objektives Situationsbewusstsein, das Bewusstsein zu träumen unsere Traumbilder begleitet.

Nach diesem Stadium folgen dann die ersten Zeichen beginnender Auflösung des Bewusstseins, das Dissoziationsstadium. Die einfachsten Erscheinungen dieser Art sind auftretende Doppelbilder, wenn starke Müdigkeit und Aufmerksamkeit noch miteinander kämpfen. Die Winkeldistanz der horizontalen Doppelbilder betrug nach vergleichenden Messungen in maximo etwa 10°, die der vertikalen etwa 5°, der schrägen etwa 15°. Sobald intensive Selbstbeobachtung oder Interesse sich den Bildern zuwandte, verschwanden sie sofort und ich blickte wieder assoziiert. Dass es sich hier nicht um Lähmung normaler Fähigkeiten handelt, sondern um wirkliche Dissoziationen infolge von Hemmung eingeübter Funktionskomplexe, habe ich in jener Arbeit begründet. Zweifellos hängen sie mit Augenbewegungen zusammen, welche man mehrfach bei Schlafenden beobachtet hat. Nach Sender sind die Augen zu Anfang und Ende des Schlafes nach obeninnen, nach Grut im tiefen Schlaf dagegen nach aussen rotiert, und damit stimmt, dass ich diese Doppelbilder immer nur bei sehr energischem Schlafzwang, also Zwang zu tiefem Schlaf, beobachten konnte.

Nach solchen Doppelbildern resp. im Stadium schwindender Selbstbeobachtung entwickeln sich dann mehr oder weniger schnell jene Verdunklungen des inneren Blickfeldes, welche, wie flutende Nebelschwaden bei trübem Wetter, plötzlich das ganze Gesichtsfeld überziehen, — manchmal sogar mehrmals, der oszillierenden Art des ganzen Schlafvorganges entsprechend — und führen dann bei schnellem Einschlafen zu völliger Bewusstlosigkeit, bei langsamerem zu jenen merkwürdigen Sinnestäuschungen, welche, als hypnagoge Visionen oder besser Phantasmen bezeichnet, von Purkinje, D. Müller, Burdach, Maury, De Sanctis u. a. beschrieben wurden. Ich habe zwei Arten von ihnen unterschieden. Erstens hypnagoge Illusionen, welche auf peripheren entoptischen Reizen beruhen und meistens mehr oder weniger formlose Bilder, bunte Figuren oder tapetenähnliche Muster liefern, und 2. hypnagoge Halluzinationen, welche wieder optisch als Visionen

und akustisch als Phoneme auftreten können. Namentlich die Phoneme zeigen, dass diese Elementarträume mit den unmittelbar vorhergehenden Wach-Gedanken entweder gar keinen Zusammenhang haben oder nur durch sog. äussere oder Klangassoziationen mit ihnen verknüpft sind. Am reinsten erlebt man sie, wenn man während des Einschlafens irgend ein Gedicht memoriert. Dann hört man nach Abbrechen der letzten Gedanken, ziemlich plötzlich irgend einen sinnlosen Satz:

z. B. Letzte Worte:	Phonem:
„Festgemauert in der Erden . . .“	Fliesst das Blut
(Lenau):	
„Auf dem Teich, dem regungslosen . . .“	laufen die Zofen.
„Festgemauert in der Erden steht die Form . . .“	Ich habe gedient.

Eine grössere Reihe von Beispielen und ihre Erklärungen habe ich an erwähnter Stelle gegeben. Auf die Beziehung dieser hypnagogen Phoneme zur Sprache der Träume, von welchen besonders Kraepelin[1]) über 200 Beispiele notiert hat, kann ich hier nicht näher eingehen. Jedenfalls zeigen sie, dass im Moment des Einschlafens nach hochgradiger Einengung des Bewusstseins eine rasch fortschreitende Zersetzung der wachen Gedankenkomplexe, Dekomposition oder Dissoziation eintritt.

Aus dieser Plötzlichkeit des Überganges zwischen Schlaf und Wachen werden wir später wesentliche Schlüsse für die Natur des Schlafvorganges selbst ziehen müssen. In beliebiger Weise verlängern hingegen lässt sich der Vorgang, wenn man das Experiment zu Hilfe nimmt, Hypnotisierte etappenweise immer tiefer einschlafen lässt und sie nach jeder Schlafphase erweckt. Dabei zeigt sich, dass das sog. Schwinden der Sinne beim Einschlafen nur dem Selbstbeobachter summarisch, plötzlich, schockartig eintritt, dass aber bei künstlich protahiertem Einschlafen die Unterdrückung der Sinnestätigkeit etappenweise erfolgt und zwar verliert sich beim Einschlafen zuerst die Druck- oder Geruchempfindung und zuletzt die höheren Sinne, Gehör oder Gesicht. Begleitende Gefühle haben einen schlafverzögernden Einfluss auf das betr. Empfindungsgebiet, so dass z. B. sehr lebhafte oder unangenehme Gerüche der Schlafhemmung später als neutrale Empfindungen verfielen. Beim natürlichen Einschlafen lässt sich durch Selbstbeobachtung diese Reihenfolge des Schwindens der Empfindungen nicht feststellen. Ich selbst habe mehrfach versucht einzuschlafen, während neben mir ein tickendes Metronom stand und ich mir an den kleinen Finger eine etwas schmerzhaft drückende Photographenklammer gelegt hatte. Es gelang mir aber niemals, klare Beobachtungen zu gewinnen.

[1]) Kraepelin, „Über Sprachstörungen im Traum“. Psycholog. Arbeiten 1906, Bd. V, S. 1.

Ich will noch darauf hinweisen, dass die Dissoziation, die Lösung der normalen Assoziationsreihen sich beim suggerierten Einschlafen sehr anschaulich beobachten und wiedergeben lässt. Wenn die Versuchsperson z. B. im Wachen eine sechszifferige Zahlenreihe sofort fehlerlos wiederholen konnte, und ich liess sie andere Reihen wiederholen, während sie in immer tiefere Stadien der Müdigkeit oder Schläfrigkeit hineinkam, so wurden die Fehler durch Zahlenversetzungen immer grösser, je tiefer sie in den Schlaf hineinkam. Wenn ich also die Zahlenfolge der reproduzierten Zahlen von 1 bis 6 bezeichne, so würde die Reproduktion in sechs verschiedenen Stadien des Einschlafens nach einer bestimmten Versuchsreihe lauten:

Zuerst noch richtig:	1, 2, 3, 4, 5, 6
dann etwas müder:	1, 2, 3, 5, 7, 4
dann immer müder:	1, 2, 3, 5, 4, 1
usf.	1, 2, 3, 4, 6, 8
	4, 2, 3, 7, 8 .
	1, 5, 3, 6 . .

Ähnliche, zunehmende Verschiebungen und Umsetzungen ergeben sich, wenn man während des Einschlafens Zeilen eines einfachen Gedichtes aufsagen lässt.

Das wesentliche Merkmal der seelischen Erscheinungen beim Einschlafen ist also weniger eine gleichmässige Dämpfung der Bewusstseinstätigkeiten, sondern vielmehr eine fortschreitende Erschwerung der assoziativen Leistungen, eine progressive Dissoziation oder — anatomisch gesprochen — eine funktionelle Trennung der zerebralen Funktionskomplexe voneinander, Funktionserschwerung und Funktionszerfall, etwa wie eine zersetzte chemische Verbindung in ihre Baubestandteile zerfällt, so dass man den Tiefschlaf psychologisch auch als Zustand vollendeter Dissoziation bezeichnen könnte. Die Folge davon ist, dass während des Schlafes einzelne seelische Fähigkeiten resp. einzelne Rindenfunktionen nicht nur funktionsfähig bleiben, sondern scheinbar sogar eine grössere funktionelle Selbständigkeit gewinnen als im Wachen. Vor allem demonstrieren die Träume in den meisten Nächten diese territoriale Selbständigkeit der Rindenzentren im Schlafen, während im Wachzustande die gesamten seelischen Fähigkeiten untereinander in mehr oder weniger enger Assoziation stehen. Allerdings behaupten bei Nachfrage ungefähr $^1/_{10}$ aller Menschen nie zu träumen, aber diese Antwort spricht nur für entschwundene Traumerinnerung, nicht für Traumlosigkeit selbst, und beweist ebenfalls, dass der Schlafzustand Gedächtnisverknüpfung seiner Erlebnisse mit dem Wachbewusstsein erschwert.

Hirntätigkeit im Schlaf.

Dieser eigentümliche Zustand gehemmter Synergie macht denn auch eine Reihe von sonst merkwürdigen Erscheinungen verständlich, welche für das Fortbestehen einer Hirntätigkeit auch im Schlaf sprechen; nichts ist falscher, als den Schlaf einen bleibenden Zustand von Bewusstlosigkeit zu nennen (v. Manaceïne) oder gar den Schlafenden einem Wesen mit exzerpierten Hirnhalbkugeln zu vergleichen (Landois-Rosemann; Physiologie). Der Schläfer reagiert mit mehr oder weniger zweckmässigen Bewegungen und zwar um so zweckmässiger, je flacher der Schlaf.

Erstaunlich gross sogar ist die Reaktivität Schlafender gegen gefühlsbetonte Sinnesreize, besonders wenn diese Gefühle vitale Bedeutung haben, resp. mit Affekten verbunden sind; z. B. ist die Feinhörigkeit junger Mütter Lauten ihres Kindes gegenüber bekannt. Splittgerber[1]) erzählt nach persönlicher Mitteilung von der Gattin eines in Vorderindien stationierten Missionars, welche bei den furchtbaren dort vorkommenden Gewittern schlief, während der leiseste Schrei ihres in der Wiege schlummernden Kindes sie sofort erweckte. Die vasomotorischen Begleiterscheinungen solcher Affektreize selbst im Schlaf haben uns z. B. Brodmanns Untersuchungen (l. c. S. 10) verständlich gemacht.

Der zweite Beweis für die Fortexistenz einer unbewussten Hirntätigkeit ist die gelegentliche Perzeptionsfähigkeit Schlafender, wie O. Vogt durch Experimente dartun konnte. Er nahm in einem Krankenzimmer verschiedene Verrichtungen vor, stellte einen Stuhl um, goss ein Glas Wasser ein u. a. und befragte dann am Morgen die Schläfer nach den Erlebnissen der Nacht. Wachend erinnerte sich keiner; wenn er sie aber hypnotisierte und dann befragte, so fanden verschiedene die Erinnerung wieder. Es mussten also Wahrnehmungen stattgefunden haben und mit gewissen dem Schlaf entsprechenden kortikalen Funktionen assoziativ verknüpft worden sein, sonst würde ihre Reproduktion im hypnoiden Zustande nicht möglich gewesen sein.

Zeitschätzung.

Durch Einengung und Dissoziation des Bewusstseins sind von allen seelischen Fähigkeiten natürlich die höheren — Aufmerksamkeit und Urteil — am weitesten reduziert. Dass aber trotzdem sogar eine aus beiden resultierende Zeitschätzung im Schlafe möglich ist, beweist ein Phänomen, welches trotz seiner Vulgär-Bekanntheit noch nicht Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen ist; ich meine

[1]) Splittgerber, „Schlaf und Tod". Halle, 1881, S. 56.

das Phänomen der **Kopfuhr.** Die Erfahrung, dass viele Menschen, besonders Erwachsene, deren Geist an Disziplin gewöhnt ist, imstande sind nach bestimmter gewählter Zeit zu erwachen, wurde nur von **Vaschide**[1]) zum Gegenstande einer Untersuchung gemacht. Er hiess 33 Personen zu bestimmter Zeit erwachen; die meisten erwachten schon etwas früher, entweder plötzlich oder allmählich, ein anderer Teil erwachte bald mit, bald ohne Bewusstsein des Auftrages. Ich selbst, sonst ein fester Schläfer, erwache gewöhnlich präzise, wenn ich früh reisen muss, und bin manchmal fähig, meinen kurzen Mittagsschlaf auf Minuten zu begrenzen, wenn ich mich, die Uhr in der Hand, zum Schlaf hinsetze. **Splittgerber**[2]), sonst als theologischer Autor unkritisch, bringt folgende charakteristische Selbstbeobachtung: „Ich sollte einen befreundeten Gast morgens zur Abreise wecken. Ich schlief bis zum Morgen ganz fest und träumte wie gewöhnlich sehr viel. Mitten durch diese wirren Traumbilder schoss aber plötzlich der Gedanke: Du musst ja H. wecken. Augenblicklich wachte ich auf, sah nach der Uhr, und es war fast auf die Minute die bestimmte Stunde.“ Noch zuverlässiger lässt sich Terminerwachen aus hypnotischem Schlaf begrenzen. Es waltet hier also — und das ist das Staunenerregende — sogar im tiefen Schlaf ein Zeitschätzungsprozess, welcher in einzelnen Fällen und zwar besonders im hypnotischen Schlaf, das wache Bewusstsein an Präzision übertreffen kann; und es fragt sich, wie ist das möglich? Jedenfalls muss auch im Schlaf eine Perzeption äusserer ablaufender Ereignisse stattfinden, indem äussere oder innere Reize sich zu dem Korrelat einer Zeitvorstellung summieren. Um zur Entscheidung dieser Frage beizutragen, liess ich zwei (zu therapeutischen Zwecken) Hypnotisierte tief schlafen, und während des Schlafes ein Metronom ticken; zuerst mit 140 Schlägen pro Minute. Die Hypnotisierte erwachte, wie befohlen, nach genau 5 Minuten. Nachdem ich sie wieder mit demselben Befehl eingeschläfert und jetzt das Metronom auf 190 gestellt hatte, erwachte sie schon nach 4 Minuten; bei Rückstellung des Metronoms auf 100 aber wieder bei präzis 5 Minuten. Die andere sollte immer nach 3 Minuten erwachen, bei Mälzl 120 erwachte sie nach 3 Minuten präzis, bei langsamem Gang von 60 erwachte sie erst nach 3½ Minuten, bei schnellem Gang von 180 schon nach 2 Minuten. Dieser Versuch lehrt, dass erstens während des Schlafes Reihenfolgen äusserer Reize aufgenommen und dass diese Reizfolgen in die Zeitschätzung eingehen.

Als weitere Beweise für die Persistenz einer Rindentätigkeit könnte ich noch eine grosse Reihe von Erscheinungen anführen, welche zwar den gesunden Schläfer im ganzen verschonen, welche aber in Zuständen

[1]) **Vaschide**, „Influenza del' Attenzione durante il sonno“. Riv. di freniatria. Bd. 24. S. 20.

[2]) **Splittgerber**, „Schlaf und Tod“. Halle 1881, S. 54.

nervöser Erkrankung auftreten und welche für die Tätigkeit auch motorischer Hirnzentren im Schlaf Zeugnis ablegen. Es ist das Schlafwandeln, Schlafsprechen, der sog. Schlaftic u. a. krankhafte Störungen des Schlafs, welche ich als motorische Schlafstörungen eingehender beschrieben habe[1]). Es sind Störungen des Schlafs, welche namentlich bei nervös veranlagten Kindern relativ häufig auftreten und zwar in der Regel ohne dass sich irgend ein Zusammenhang mit Träumen nachweisen lässt oder dass nach dem Erwachen auch nur irgend eine Spur von Erinnerung besteht; vielmehr sind es Äusserungen rein motorischer Hirntätigkeiten, während umgekehrt die sensorischen Gehirnfunktionen in Gestalt von Träumen schweigen. Namentlich das Schlafwandeln zeigt mitunter wie komplizierte Handlungen im Schlafzustande ausgeführt werden können bei anscheinend vollkommen gehemmtem Bewusstsein und absolut fehlender Erinnerung. Es würde zu weit führen, hier näher auf diese interessanten Erscheinungen einzugehen.

Bei nervenerkrankten Erwachsenen können nun derlei Störungen im Schlaf eine recht quälende Erweiterung erfahren; Störungen, welche natürlich eine beständige Verflachung oder Schwankung des Schlafniveaus veranlassen.

Näheres darüber in meinem Vortrag über Schlafstörungen[2]). Je häufiger und tiefer der nervöse Schlaf durch Angstzustände, beunruhigende Träume, Zuckungen, Schmerzen oder dgl. gestört wird, um so weniger kann er natürlich seiner vornehmsten Lebenspflicht genügen, das „vom Tag verwirrte“ Gehirn wieder zu erfrischen, das von Tagesarbeit ermüdete zu regenerieren, denn die Erholungsfähigkeit des Schlafes hängt weniger von seiner Länge als von seiner Tiefe ab. Da nun ein normaler Schlaf schon nach zwei Stunden seine grösste Tiefe passiert hat, so fragt es sich in der Tat, ob ein auf 7, 8, 9 Stunden ausgedehnter Schlaf dem wirklichen Bedürfnis entspricht oder nur aus alter Angewohnheit aus jenen Zeiten noch hineinragt, wo das Menschengeschlecht aus Mangel an künstlicher Beleuchtung sich genötigt sah die gesamte Nacht im Schlafe zuzubringen.

Regeneration im Schlaf.

Auf diese Frage hat Weygandt[3]) durch mühsame Versuche eine Antwort gegeben. Er wählte halbstündige geistige Arbeiten in Form von Addieren und Auswendiglernen immer wechselnder Zahlen. Diese

---

[1]) Trömner, „Über motorische Schlafstörungen“. Zeitschr. f. d. ges. Neur. und Psychiatr., 1911, S. 228.

[2]) Trömner, Referat Med. Klinik 1911. Nr. 14.

[3]) Weygandt, „Experimentelle Beiträge zur Psychologie des Schlafs. Zeitschrift f. Psychol. und Physiol. der Sinnesorgane 1905, Bd. 39.

Arbeit spät abends führte stets zu deutlichem Absinken der Leistungsfähigkeit infolge von Ermüdung. Dann schlief er verschieden lange Zeit — ½—7 Stunden — und arbeitete dann wieder unter denselben Bedingungen. Da zeigte sich denn, dass für das einfache Addieren einstelliger Zahlen schon eine halbe Stunde genügte um vollständige Erholung zu bewirken, dass dagegen die durch halbstündiges Auswendiglernen gesetzte Ermüdung erst durch mehrstündigen Schlaf vollkommen



Fig. 8.
Addieren.
Schlafwirkungsversuche nach Weygandt.

wieder ausgeglichen wurde, und zwar um so vollkommener, je länger der Schlaf dauerte, wie aus der graphischen Darstellung anschaulich hervorgeht (Fig. 8 und 9). Die Höhe der schwarzen Säulen zeigt die Leistung im Addieren und Auswendiglernen in je 5 Minuten, also die Menge der addierten Zahlen oder auswendig gelernten Zahlenreihen. Der abendliche Versuch zeigt schnelle Abnahme infolge von Ermüdung, in einigen Fällen mit merklichem sogenannten Schlussantrieb wie in Fig. 8 b. Nach einer halben Stunde Schlaf dagegen erhebt sich beim

Addieren die Leistung wieder auf anfängliche Höhe, und diese Höhe wird auch durch mehrstündigen Nachtschlaf nicht überholt. Ganz anders die Leistung im Auswendiglernen. Auch hier deutliche Ermüdungskurve z. T. mit Schlussantrieb, dann aber Wiedererhebung der Leistung, entsprechend dem genossenen Schlaf. Je länger die Schlaferholung,

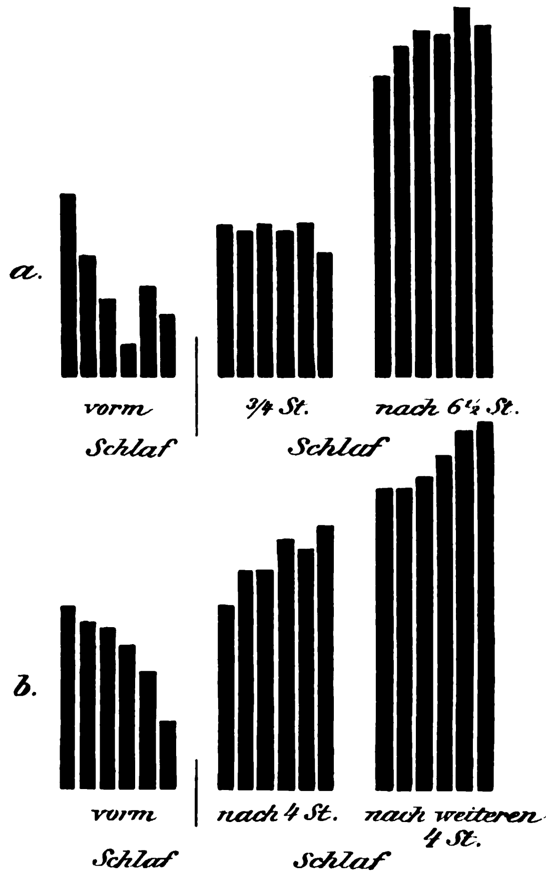


Fig. 9.
Auswendig lernen
Schlaferhebung nach Weygandt.

um so grösser die Leistung und zwar ist nicht nur der Gesamtertrag höher, sondern es zeigt sich sogar ein Anstieg der 5 Minuten-Erträge, im Gegensatz zu ihrer Abnahme in müder Abendstunde, eine Zunahme, welche z. T. auf Konto der Anregung, z. T. der Übung zu setzen ist. Der Schlaf hat also nicht nur den Arbeitsertrag gemehrt, sondern auch die Übungsfähigkeit wieder gehoben. Das mühsame Experiment bestätigt also in schlagender Weise die alltägliche Erfahrung: Je schwerer

die Arbeit, welche uns ermüdete, um so längeren Schlaf erheischt die Erholung. Die praktische Folgerung würde die sein, dass der Schlaf um so länger und ungestörter sein muss, je höherwertig die am Tage geleistete Arbeit. Ein Verkäufer oder Gerichtsschreiber braucht nicht solange Schlaf als ein schöpferisch Tätiger.

Noch ungeklärt ist die Bedeutung des Schlafs für die Ergänzung oder Zerstörung der Übung. Während Kraepelin[1]) darauf hinweist, dass der Schlaf wohl Stoff ersetzt, aber dafür Übung zerstört, und dass wir die ihm verdankte Erholung mit Verlust an Übung bezahlen müssen, scheinen die Versuche Weygandts auf eine Zunahme der Übungsfähigkeit durch Schlaferholung hinzuweisen. Gewiss geht während des Schlafes stets ein Bruchteil dessen verloren, was wir am Tage gelernt haben, aber dieser Bruchteil ist erheblich geringer als derjenige, welcher im Laufe des Tages von dem morgens Gelernten vergessen wird.

Um einen Überschlag zu gewinnen, ob der Schlaf tatsächlich weniger von unserem geistigen Besitztum zerstört als der Tag, memorierte ich morgens einige 12stellige Zahlen- und Silbenreihen, lernte sie dann nach acht Tagesstunden wieder und verglich die Zahl der in beiden Fällen nötigen Wiederholungen; andere prägte ich mir am Abend ein und lernte sie nach acht Nachtstunden wieder. Dabei zeigte sich, dass nach acht Nachtstunden erheblich weniger Wiederholungen nötig waren, um die Zahlenreihen aufs neue dem Gedächtnis einzuprägen als nach acht Tagesstunden. In den Tagesstunden hatte ich von den gelernten Zahlen $^2/_5$, von den Silben $^1/_5$ wieder vergessen. Nach dazwischen liegendem achtstündigen Schlaf aber hatte ich von anderen Zahlenreihen nur $^1/_9$, von den Silben nur $^1/_{25}$ wieder vergessen. Der Schlaf wirkt also — ein letargo conservatore — konservierend auf geistigen Erwerb. Was wir abends nur mit Mühe begreifen oder behalten, gelingt bei Wiederholung nach stärkendem Schlaf spielend, wie schon Radestock[2]) als bekannt hervorhebt. Keine Fähigkeit ist morgens so gut disponiert als das Gedächtnis.

Diese Ergebnisse, welche eine Steigerung der Übungsfähigkeit durch den Schlaf beweisen, scheinen der Erfahrung zu widersprechen, dass sehr viele Menschen morgens träge und arbeitsunlustig sind und erst allmählich in ihre Arbeit hineinkommen, ja, dass manche erst gegen Abend das Maximum ihrer Arbeitsfähigkeit erreichen. Aber der Widerspruch besteht nur scheinbar, da es sich hier nicht um Übung, sondern um die von Kraepelin Anregbarkeit genannte Eigenschaft handelt, welche in der Tat in besonderer Weise der Schlafwirkung zu unterliegen scheint, und sogar noch weit in den wachen Zustand hinein; und da Anregbarkeit und Übungsfähigkeit zwei verschiedene Eigen-

[1]) Kraepelin, „Die Arbeitskurve". Philosoph. Stud. 1902, Bd. XIX, S. 459.
[2]) Radestock, „Schlaf und Traum", 1879, S. 3.

schaften sind — es gibt Menschen, welche jeder Anregung leicht folgen, sofort mitten in einer gestellten Aufgabe drin sind, bei deren Durchführung aber eventuell leicht ermüden, während umgekehrt schwer anregbare Menschen eine ausserordentliche Übungsfähigkeit besitzen können — so kann durch unvollkommenes Erwachen der Anregbarkeit ein Verlust an Übung vorgetäuscht werden.

Wie also der Winterschlaf ein Konservator des rein stofflichen Bestandes ist, so ist der Schlaf ein Depothüter des im Wachsein Erworbenen, sicher unseres geistigen Erwerbes, wahrscheinlich auch unseres Besitzes an körperlichen Fertigkeiten.

Ermüdung.

Experimentell unentschieden ist die Bedeutung des Schlafes für die Erholung von muskulärer Ermüdung. Die alltägliche Erfahrung spricht auch hier entschieden dafür. An sich ermüdet der Muskel bei einseitiger ununterbrochener Arbeit sehr schnell, wie die bekannten, zuerst von Mosso[1]) veröffentlichten Ermüdungskurven zeigen. (Fig. 11.) Je stärker natürlich die Belastung eines Muskels und je schnellere Arbeit gefordert wird, um so schneller muss Ermüdung eintreten, weil die Zeit fehlt, den Stoffverbrauch wieder auszugleichen. Je grösser umgekehrt die Pausen zwischen den Kontraktionen, um so langsamer erfolgt die Ermüdung, und bei ausprobierter günstigster Pausenlänge bleibt Ermüdung überhaupt aus, und der Finger könnte unabsehbare Zeit lang immerfort dieselbe Arbeit leisten. Ja, wenn die Pausen noch länger würden, so liesse sich sogar ein Arbeitsmodus finden, durch welchen die Leistung nicht nur gleich bleibt, sondern sogar noch ansteigt, indem sich Übungszuwachs bildet. Auch alltägliche Erfahrung lehrt, dass gesunde Muskeln eine ziemlich prompte Erholungsfähigkeit besitzen, wenn sie nur vollkommene Ruhe haben. Das gilt selbst für den abnorm schnell ermüdbaren Muskel der Myastheniker und derjenigen Kranken, welche an dem von Erb beschriebenen intermittierenden Hinken (Dysbasia angiosklerotica) leiden. Ein Myastheniker, dessen Beine nach drei Kniebeugen erschöpft sind, braucht nur wenige Minuten zu ruhen, um derselben Leistung wieder fähig zu sein. Ein Kranker der letztgenannten Krankheit, welcher nach etwa 5 Minuten Gehen infolge von Muskelermüdung zusammenknickt, hat nach etwa 15 Minuten Ruhe seine Gehfähigkeit wieder erlangt. Muskelermüdung gleicht sich also auch im Wachen sehr schnell aus, wenn nur der Muskel vollkommene Ruhe findet.

---

[1]) Mosso, „Die Ermüdung". Leipzig 1892, S. 91.

Weshalb aber wirkt dann körperliche Ermüdung so schlafzwingend, ja, noch zwingender als geistige Ermüdung, so dass ermüdete Soldaten im Gehen und Stehen schlafen? — Da, wie bekannt, durch harte körperliche Arbeit sowohl Länge als Tiefe des Schlafes erheblich vermehrt wird, noch höhergradig als durch geistige Überarbeitung, welche manchmal sogar Schlafstörungen bewirkt, so muss schon aus Zweckmässigkeitsgründen auch die Muskelerholung im Schlaf vollkommener sein, denn es ist keinem Wachenden möglich, seine Muskeln absolut zu entspannen; ja es verlangt geradezu eine besondere Fertigkeit und Übung, durch Muskelerschlaffung in bequemster Lage sich eine erfrischende Ruhe zu bereiten. Diese Entspannung ist deshalb so wichtig, weil selbst bei geringster Spannung noch Ermüdungsstoffe im Muskel gebildet werden. Der Schlaf entspannt unsere Glieder aber noch viel mehr als selbst der geübteste Ruhekünstler. Das Herabsinken der Lider, des Unterkiefers, der Lippen und der Schultern, kurz, aller irgendwie durch Muskelspannung gehaltenen Körperteile charakterisiert ja geradezu die Lage Schlafender.

Der zweite Grund der Überlegenheit der Schlafregeneration über das blosse wache Ruhen ist die Miterholung des Nervensystems, von dessen Impulsfähigkeit natürlich die Muskelleistung ebensosehr abhängt, als von der Frische der Muskulatur selbst. Langer Schlaf vor entscheidenden Leistungen sollte eine Hauptregel sportlicher Wettkämpfe sein; persische Ringkämpfer sollen vor Entscheidungen sogar mehrere Tage schlafen. Solch' mehrtägiger Schlaf würde allerdings wieder eine Einbusse an Übung bedeuten.

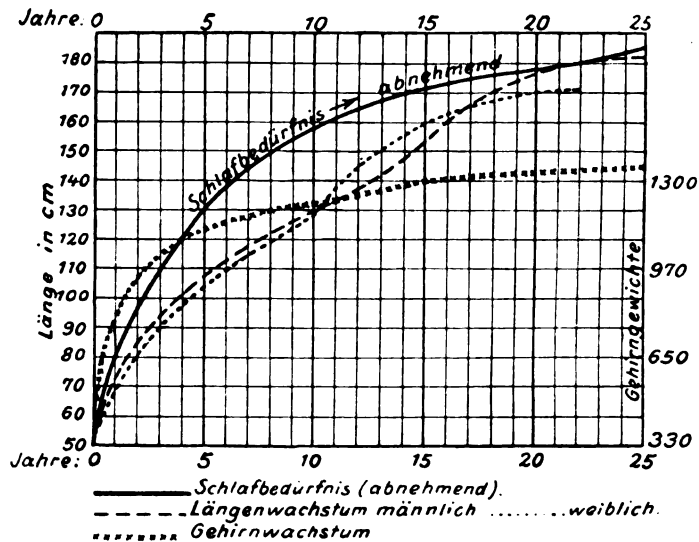
Nur der Schlafzustand bietet also vollkommene Gelegenheit zu ungestörter Regeneration, in arbeitenden Organen. In Verworns Ausdrucksweise würde also im Schlaf die Assimilation über die Dissimilation überwiegen, die stoffersetzenden Vorgänge über die stoffzersetzenden Prozesse des Wachseins und der Arbeit; er würde die Assimilationsphase unseres Daseins bedeuten.

Wachstum.

In den Begriff der Assimilation dürfen wir aber nicht nur den Stoffersatz, sondern auch den Stoffansatz einbeziehen, da der Schlaf offenbar auch eine erhebliche Bedeutung für das Wachstum des Organismus hat, wie ich bereits in einer früheren Arbeit[1]) hervorhob, und dieser Zusammenhang scheint durch mehrere Reihen von Organismen hindurchzugehen; denn nicht nur das Längenwachstum der Pflanzen geht vorwiegend im Dunkeln vor sich, sondern auch tierische Gewebe scheinen

[1]) Trömner, „Zur Biologie und Psychologie des Schlafes". Berl. klin. Wochenschr. 1910, Nr. 27.

im Dunkeln lebhafter zu wachsen; wenigstens fand Hertel[1]) in Neapel, dass in Teilung begriffene Seeigeleier mehr im Dunkeln als im Lichte wachsen. Äusserst auffällig aber ist das eminente Schlafbedürfnis wachsender Säugetiere und Menschen, letzterer in den Wachstumsphasen des Säuglingsalters und der Pubertät. Konstruieren wir aus den Durchschnittswerten des Schlafbedürfnisses in verschiedenen Lebensaltern, wie ich sie den Angaben verschiedener Kinderärzte entnommen habe, eine umgekehrte Kurve — also eine Kurve des abnehmenden Schlafbedürfnisses -- und stellen sie dann mit den von Lange und Stratz gegebenen Körperwachstumskurven zusammen, so ergibt sich eine über-



Schlaf und Wachstum.

Fig. 10.

raschende Annäherung, welche noch grösser wird, wenn wir noch dazu eine Wachstumskurve unseres grössten Schlafinteressenten, des Grosshirns, dazulegen, etwa nach den Angaben von Miess und Pfister, (Fig. 10). Man sieht dann, dass Längenwachstum, vor allen Dingen aber Hirnwachstum und Schlafabnahme recht nahe zusammenfallen, dass also in demselben Masse wie das Wachstum auch das Schlafbedürfnis abnimmt, ein Gesetz, welches wichtige Fingerzeige für die Schlafhygiene der Hauptwachstumsperioden des Menschen enthält. Während das Wachsein also im allgemeinen der Tätigkeit der Funktionsentfaltung, dem Erwerb von Fertigkeiten und Fähigkeiten dient, vor allem im wachsenden Alter, also hauptsächlich Dissimilationsphase des Lebens, ist der Schlaf „der zweite Gang am Tische der Natur, der Hauptenährer

[1]) E. Hertel, Zeitschr. f. allgem. Physiol. 1905, S. 535.

bei dem Fest des Lebens", wie das ja schon der alte Hufeland — wahrscheinlich nicht ohne Macbeth gekannt zu haben — so schön ausgedrückt hat:

„Schlaf ist des Menschen Pflanzenzeit,
„Wo Nahrung, Wachstum bass gedeiht,
„Wo selbst die Seel', vom Tag verwirrt,
„Hier gleichsam neu geboren wird!"

Wie weit diese Bedeutung auch für den erwachsenen Körper besteht, hoffte ich durch einen Versuch zu klären. Das einzige schnell genug wachsende und exakter Messung zugängliche Gebilde des Körpers ist das Haar. Untersuchungen über seine Wachstumsschnelligkeit, seine Wachstumsgrösse bei Tag und Nacht sind, nach freundlicher Auskunft durch Dr. Friedenthal, einem Spezialhaarforscher, bisher nur von Berthold[1]) ausgeführt worden, mit dem Resultat, dass das Barthaar am Tage um 1/10 mehr wächst, offenbar unter dem die Hauttätigkeit steigernden Einfluss des Lichtes. Ich selbst habe eine kurze Versuchsreihe vorgenommen, indem ich mich sechs Tage lang zweimal täglich um 8 Uhr morgens und abends unter völlig gleichen Bedingungen (unter möglichst gleicher Anwendung von Wasser, Seife, Messer usf.) rasieren liess, die Haare durch Schütteln mit verdünntem Alkohol von der Seife befreite und sie dann auf vorher gewogenem Filtrierpapier sammelte. Die gesamte Menge der so gesammelten Haare betrug 0,335 g, wovon 0,165 auf Abend-, 0,170 auf Morgenhaar entfiel. Danach würde das Haar in den Nachtstunden zwar nur um 0,005 g mehr gewachsen sein, aber da das Tageswachstum zweifellos durch Licht und Wärme begünstigt wird, so würde sich allerdings ein, wenn auch geringes Übergewicht des Wachstums im Schlafe ergeben.

Diese mehrfache Bedeutung des Schlafes als Assimilationsphase unseres Organismus, als Stoffergänzer und Stoffmehrer, führt uns nun schon wesentlich näher an die Pforten zum Verständnis seines wahren Wesens und seiner eigentlichen Gründe heran. Nachdem wir erörtert haben, welche verschiedenen Formen der Schlaf annehmen kann, welche Veränderungen er in den verschiedenen Organsystemen des Körpers bewirkt, durch welche Erscheinungen er sich ankündigt, müssen wir jetzt nach seinen eigentlichen Ursachen fragen, wir kommen zu seiner Ätiologie.

Ursachen des Schlafs.

An Theorien über seine Ursachen hat es natürlich seit alten Zeiten nicht gefehlt, und die Erörterung aller bis jetzt aufgestellten Theorien würde ein stattliches Kapitel dieses Buches füllen, wenn mich nicht eine

[1]) Berthold, Arch. f. Anat. u. Physiol. 1850, S. 156.

ausführliche Kritik, welche ich vor einem Jahre in den von Deycke und Much herausgegebenen Medizinisch-kritischen Blättern[1]) gegeben habe, seiner ausführlichen Darstellung an dieser Stelle überhöbe, so interessant auch eine solche Übersicht wäre; denn sie zeigte, wie wenige der sieben Siegeln bis jetzt vom Geheimnis des Schlafes gelöst wurden. Eine Reihe z. T. ähnlicher Gesichtspunkte hat bereits Claparède[2]) bei Erörterung der theoretischen Irrtümer in den bisherigen Darstellungen des Schlafes gegeben.

Ermüdungstheorie.

Zwei banale und auch den gröbsten Sinnen wahrnehmbare Tatsachen sind es, welche von den Zeiten griechischer Philosophen an bis in die neueste Zeit hinein immer wieder zum Ausgang von Schlaftheorien wurden, nämlich erstens das Schwinden des Bewusstseins beim Einschlafen und zweitens die enge Beziehung zwischen Schlaf und Ermüdung. Von zehn Schlaftheorien laufen immer acht auf Ermüdung als seine Ursache hinaus. Schon Anaxagoras soll sie 450 v. Chr. gelehrt haben, Aristoteles lehrte sie, im Mittelalter tauchte sie immer wieder auf, und schliesslich gewann diese Theorie ein immer ansehnlicheres Kostüm, als die werdende physiologische Chemie die Ermüdung chemisch zu begreifen begann. Alexander von Humboldt, Johannes Müller, Helmholtz, Ranke, Pflüger, Mosso und viele andere bahnten den Weg zu ihrem Verständnis. Man fand, dass der ermüdete Muskel wasserärmer wird, weniger wasserlösliche Substanzen enthält (Helmholtz), dagegen mehr reduzierende (Gscheitlen), dass der ermüdete Muskel sauer reagiert, dem alkalisch reagierenden frischen gegenüber, und dass dieses Sauerwerden von verschiedenen Zersetzungsprodukten des organischen Arbeitsmaterials der Muskelzellen herrührt, von Stoffen, welche im allgemeinen den Charakter von Säuren haben. Die Kohlehydrate liefern Kohlensäure, die Fette Milch- und Buttersäure, die Eiweissstoffe Harnsäure usf. Solche Stoffe zirkulieren nun auch im arbeitenden Nervengewebe und, da wir im allgemeinen schlafen, wenn wir müde werden, so wurden diese Ermüdungsstoffe (Ponogene) auch für den Eintritt des Schlafes ursächlich verantwortlich gemacht. Nach Ranke[3]) sollte es Milchsäure und Kreatin sein, nach Preyers[4]) populär gewordener Lehre die Milchsäure, nach R. Dubois, welcher von einer „Auto-Intoxication carbonique“ sprach, die Kohlensäure, nach Gautier sollten es Leukomaine sein, und neuerdings spielen, ent-

[1]) Trömner, „Zur Kritik der Schlaftheorien“. Hamburg 1910, S. 125.
[2]) Claparède, „Esquisse d'une théorie biologique du sommeil. Genève 1905.
[3]) Ranke, „Die Lebensbedingungen des Nerven“. Leipzig 1860.
[4]) Preyer, „Über die Ursache des Schlafs“. Stuttgart 1877.

sprechend der serologisch-toxischen Richtung der modernen Patho-Physiologie, Ermüdungstoxine eine Rolle in den Schlaftheorien. Nachdem schon Ranke und Mosso gezeigt hatten, dass der Muskelsaft ermüdeter Tiere bei frischen Tieren Ermüdungserscheinungen hervorbringt, gelang es Weichardt[1]) in sehr subtilem Verfahren, „Kenotoxine" nicht nur chemisch zu isolieren, sondern sogar zu zeigen, dass sie, wie jedes andere organisierte Toxin, reaktive Bildung von Anti-Kenotoxinen anregten, deren Einspritzung die Muskelermüdung für lange Zeit hintanhält. Damit scheint allerdings bewiesen, dass die früher beschuldigten Ermüdungsstoffe Kohlensäure, Milchsäure, Buttersäure, Phosphorsäure, Kreatine etc. als „Kenogene" weniger in Frage kommen, als hochkonstituierte Stoffe, welche eventuell durch Bildung von Anti-Toxinen chemisch gebunden, „gekettet" werden.

Diese ausschliesslich durch Muskelermüdung gewonnenen Stoffe werden auf dem Wege der Durchspülung mit sauerstoffhaltigem Blut im allgemeinen schnell und leicht wieder entfernt, wie u. a. auch Weichardts Bemerkung lehrt, wie schwer es ist, die für seine Versuche benutzten Meerschweinchen in einigen Stunden so letal zu erschöpfen, dass Ermüdungstoxine in genügender Menge gewinnbar wurden; denn „wird die Ermüdung auch nur kurze Zeit unterbrochen, so erholen sich die Tiere überraschend schnell". Er musste deshalb, um Ermüdungstoxine zu gewinnen, den betreffenden Tieren eine so maximale Anstrengung zumuten, wie sie für Menschen etwa ein ununterbrochener Ringkampf auf Leben und Tod bedeuten würde, oder etwa der klassische Ermüdungstod des Siegesboten von Marathon.

Noch schneller regenerieren sich nach v. Baeyers Versuchen[2]) die früher nach Wedenskis älteren Versuchen sogar für unermüdbar gehaltenen peripheren Nerven. Wenn sie nämlich in einer sauerstofffreien (stickstoff- oder wasserstoffhaltigen) Umgebung durch eine 3—5 Stunden lange elektrische Reizung vollkommen erschöpft waren, so genügte eine 3—5 Minuten lange Sauerstoffzufuhr, um sie wieder vollkommen zu regenerieren. Für so schnell regenerierbare Organe würde also Schlaf entbehrlich sein. Auch die Ermüdbarkeit der nervösen Zentralorgane scheint nur z. T. so erheblich zu sein, dass sie, wenigstens nach der mittleren Arbeit des täglichen Lebens, grösserer häufiger Pausen absoluter Ruhe bedürfen. Nicht besonders gross z. B. scheint die Ermüdung des Rückenmarks zu sein, wie aus verschiedenen Reflexuntersuchungen hervorgeht. Wenn z. B. Auerbach[3]) bei 39 Radfahrern, welche Dauerfahrten über 50—250 km in 2—12 Stunden absolviert hatten, nur zehnmal Herabsetzung oder Erloschensein der Patellarreflexe fand

---

[1]) W. Weichardt, „Über Ermüdungsstoffe". Stuttgart 1910.
[2]) v. Baeyer, Zeitschr. f. allgem. Physiol. 1908, S. 169.
[3]) Auerbach, Neurolog. Zentralbl. 1905, S. 251.

und diese Abnahme auf Ermüdung der Reflexzentren im Rückenmark bezieht, so ist das jedenfalls ein recht geringes und ausserdem zweideutiges Ergebnis, weil einige von den Radfahrern sogar Steigerung der Sehnenreflexe zeigten. Ganz ähnlich fielen die Untersuchungen des Atheners Miltiades Oekonomakis[1]) aus, welche er an Marathon-Läufern anstellte. Bei verschiedenen griechischen Jünglingen, welche, besser trainiert als ihr berühmtes Vorbild, die 42 km lange Strecke von Marathon bis Athen in 3 Stunden 7 Minuten durchlaufen hatten, untersuchte er die Reflexe der Beine und fand nur bei neun von ihnen Abschwächung, bei einem Fehlen, bei mehreren aber sogar Steigerung der Reflexe, also ein jedenfalls nur für geringe Spinalermüdung sprechendes Ergebnis. Ebensowenig konnten übrigens Scheven und Sternberg[2]) Ermüdungserscheinungen an Sehnenreflexen nachweisen.

Noch wengier als spinale sind die im verlängerten Mark gelegenen Zentren der Vasomotoren der Herz- und Atembewegungen als ermüdbar anzusehen. Sie können unter normalen gesunden Verhältnissen praktisch als unermüdbar gelten.

Sehr deutliche und relativ schnelle Ermüdungserscheinungen lassen sich dagegen in den Funktionen der Hirnrinde nachweisen, wie zahlreiche Arbeiten aus Kraepelins Laboratorium zeigen; z. B. genügten nach Rivers und Kraepelin[3]) „für einen erwachsenen leistungsfähigen Menschen bei halbstündigen Arbeitsabschnitten Pausen von gleicher oder selbst doppelter Dauer nur einmal, um die völlige Arbeitsfrische wiederherzustellen.“ Ermüdungsfolgen von Arbeiten über diese Pausen hinaus sind nur durch Schlaf wieder auszugleichen. Nun liegen allerdings bei unseren üblichen Tagesarbeiten die Bedingungen, denen das Gehirn im engen Joche psychologischer Arbeitsversuche zu genügen hat, wo einseitige, angespannte Arbeit verlangt wird, fast nie vor. In praxi arbeiten wir auch bei angestrengter Denkarbeit weder pausenlos noch ganz einseitig, und sowohl kleine Pausen als auch jeder, selbst der geringste Wechsel der Arbeitsrichtung wirkt erholend, wie z. B. Weygandt[4]) durch fortlaufende Lern- und Addierversuche mit und ohne Arbeitswechsel zeigte. Erst nach längerer kontinuierlicher Tagesarbeit ermüdet das Gehirn allmählich und fordert Erholung. Seine Ermüdbarkeit ist aber individuell sehr verschieden und wird nicht nur durch Übung und Willkür, sondern auch durch eine spezifische persönliche Erholungsfähigkeit bestimmt. Schopenhauer z. B. war Langschläfer,

---

[1]) Me. Oekonomakis, Zeitschr. f. d. gesamte Neurol. u. Psychiatrie 1911, S. 85.

[2]) Sternberg, „Die Sehnenreflexe“. Leipzig 1896.

[3]) Rivers und Kraepelin, „Psychologische Arbeiten.“ Bd. I, S. 677.

[4]) Weygandt, „Über den Einfluss des Arbeitswechsels auf fortlaufende geistige Arbeit“. Psychologische Arbeiten, Bd. II, S. 118.

Friedrich der Grosse konnte wochenlang mit nur 4 Stunden Schlaf auskommen; beide aber waren Intensivarbeiter.

Wenn nun auch unsere Grosshirnrinde keineswegs schnell ermüdet, so regeneriert sie sich doch nach Erschöpfung nur langsam infolge der Kompliziertheit ihrer Konstruktion und ihres Stoffwechsels — Aschaffenburg[1]) z. B. konnte die Folgen einer durcharbeiteten Nacht noch drei Tage später experimentell nachweisen — und fordert deshalb eine regelmässige Generalpause, welche nur dadurch gewährleistet wird, dass es sich im Schlaf selbst von allen Sinneserregungen abschliesst. Daraus folgt nicht, dass, wie alle Ermüdungstheorien wollen, jene die Ursache des Schlafes sei. Gegen diese Folgerung sprechen eine grosse Reihe Gründe, welche ich bereits in meinem genannten Vortrage ausführte. Einige davon wurden schon von Forel, Koch und Claparède betont.

1. Das enorme Schlafbedürfnis wachsender Säugetiere und vor allem der Säuglinge, obwohl diese in den ersten Lebensmonaten keine Gelegenheit zur Ermüdung haben. Wenn auch Säuglingsgehirne etwas wasserreicher und infolgedessen ermüdbarer als erwachsene sind, so kann doch niemand in sein Pflanzendasein erhebliche Ermüdungsgelegenheiten hineinkonstruieren. Der Grund ihres Schlafbedürfnisses ist vielmehr in ihrem Wachstumsbedürfnis zu suchen. Selbst Rosenbaums[2]) Hypothese, dass grösserer Wasserreichtum des Nervengewebes den Schlaf bewirke, ist hier abzulehnen, weil grössere Sukkulenz des kindlichen Hirns eben immer besteht. Wenn man einwendet, dass der Säugling schläft, weil er noch nicht zu wachen fähig ist, so ist dem zu entgegnen, dass selbst ältere Kinder, deren geistige Fähigkeiten sich in schnellem Tempo entwickeln, doch noch ein überaus grosses Schlafbedürfnis zeigen.

2. Dass auch im späteren Leben der Schlaf weniger durch Ermüdung als durch Gewohnheit bestimmt wird, lehrt der Schlaf beschäftigungsloser Rentiers, welche oft mittags und nachts ausgiebig schlafen, ohne nennenswerte Ermüdungsgelegenheiten. Ihr Schlaf ist ein Phänomen der Gewohnheit, welches gewöhnlich auch im einzelnen den Regeln der Gewohnheit folgt. Sie werden müde, wenn ihre Schlafstunde naht, wenn sie sich mittags in ihren Schlafsessel niedersetzen, und sie schlafen andererseits nicht oder unruhig ohne ihr gewohntes Bett, ohne vorm Schlaf die gewohnte Zeitung gelesen zu haben.

3. Geistig stumpfsinnige, wenig interessierte Menschen schlafen sehr oft nicht nach den Regeln der Ermüdung, sondern schlafen, wenn ihrem Gehirn Reize oder Anregungen fehlen, z. B. in der Kirche, bei einem

[1]) Aschaffenburg, „Experimentelle Studien über Erschöpfung“, Kraepelins psychologische Arbeiten. Bd. II, S. 1.

[2]) Rosenbaum, „Warum müssen wir schlafen? Berlin 1892.

Vortrage u. dgl. Sie schlafen aus Langeweile, aus Mangel an Interessen oder Affektanregung, weil sie „désintéressés“ (Claparède) sind,

4. tritt der Schlaf bekanntlich leicht ein in ruhiger Lage bei Stille und Dunkelheit, also in einer Situation, wo sinnliche Ermüdungsgelegenheiten geradezu ausgeschaltet sind. Kronthal nennt ihn Reizmangelschlaf, ohne offenbar damit andeuten zu wollen, dass durch den Reizmangel eine besondere Art von Schlaf entwickelt werde. Oft werden dafür auch mehrere von Strümpell und Heyse beobachtete Fälle angeführt von Kranken, welche nur einen Sinn hatten und einschliefen, wenn dieser eine Sinn verschlossen wurde. Da diese Fälle aber Hysterische betrafen, ist ihre Beweiskraft für den Schlaf gering.

5. Dass Ermüdung keineswegs immer zum Schlaf, sondern sogar zur Schlaflosigkeit führen kann, zeigen Fälle — ich wenigstens verfüge

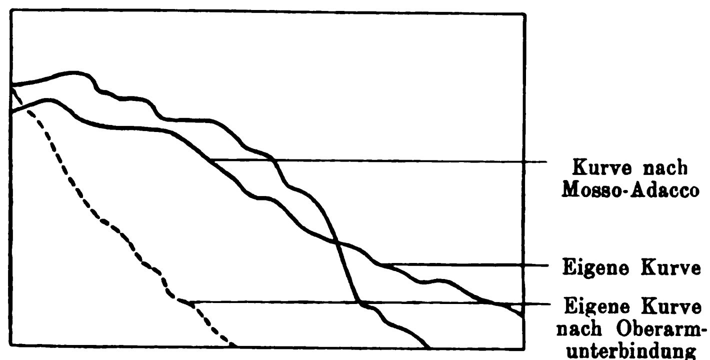


Fig. 11.

Ermüdungskurven am Ergographen (Abnahme der Hubhöhen).

über mehrere sehr charakteristische —, in welchen sich eine neurasthenische Schlaflosigkeit an ungewöhnliche Strapazen anschloss. Solche Menschen pflegen dann jede ungewohnte Anstrengung mit Schlaflosigkeit zu bezahlen. Sie gehen müde zu Bett, fühlen keine irgendwie störende Erregung, aber im Bett weicht die Müdigkeit, und sie liegen mit hellem Bewusstsein, es gelingt ihnen nicht, den Schlaf zu finden, zu fassen, „somnum capessere“.

6. Dass die Schlaffähigkeit unter Umständen sehr viel mehr durch Übung und gewohnte Gelegenheit als durch reelle Ermüdung bestimmt wird, zeigen Menschen mit gewohnheitsmässig grossem Schlafbedürfnis, welche um so schlafbedürftiger werden, je mehr sie schlafen. Hier nimmt also die Schlafbedürftigkeit zu, während die Ermüdungsgelegenheit abnimmt.

7. Schwer zu vereinbarende Widersprüche zwischen Schlaf und Ermüdung zeigen ihre psychologischen Merkmale und die Art und Weise ihrer Entwickelung. Nach Aschaffenburg sind die Folgen der Erschöpfung Erschwerung der Auffassung, sowie zunehmender Ersatz von inneren logischen Assoziationen durch äussere (Klang-) Assoziationen, wogegen die durchschnittliche Dauer der Assoziationen nur unerheblich wächst. Aschaffenburg schliesst daraus, dass durch die Erschöpfung eine „erleichterte Auslösung von Bewegungsantrieben hervorgerufen wird.“ Die Symptome der Schläfrigkeit sind aber fast entgegengesetzte: Verlängerung der Assoziationen und schnelles Absterben von Bewegungsantrieben, allmähliches Versiegen der Assoziationstätigkeit

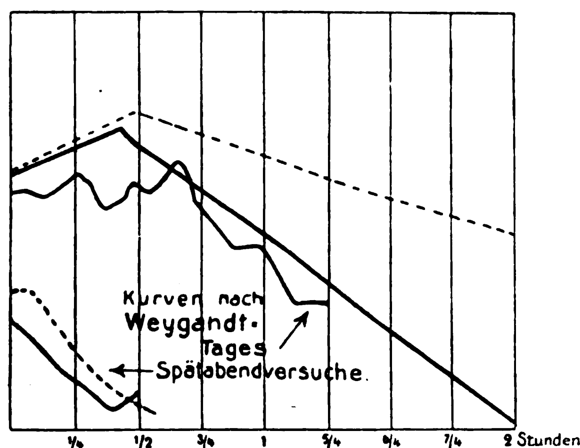


Fig. 12.

Abnahme geistiger Leistungen nach Arbeiten von Kraepelin und seinen Schülern (cf. auch Binet u. Henri, La fatigue intellectuelle).

——— Silbenlernen. — — — — Addieren.

unter Hervortreten von rein sensorischen (Traum-)Elementen, wie ich demnächst im einzelnen zeigen werde.

8. Ein weiterer Grund ergibt sich aus dem verschiedenen zeitlichen Verlauf des Schlafes und der Ermüdung, auf den bisher nur Claparède den Finger gelegt hat. Das Absinken der Leistung bei Ermüdung erfolgt nämlich stets allmählich und ziemlich kontinuierlich, natürlich um so steiler, je ermüdender die Arbeit ist, wie die nebenstehenden Figuren zeigen, welche den Verlauf körperlicher — Fig. 11 — und geistiger Ermüdung — Fig. 12 — angeben. So gleichmässig decrescendo wie diese Kurven müsste das Einschlafen erfolgen, wenn es Ermüdung wäre: Allmähliches Nachlassen der Sinnesempfänglichkeit, allmähliches Schwinden der Gedanken und des Bewusstseins und mit

fortschreitender Regeneration allmähliche Wiedererhebung zum Erwachen. Statt dessen aber erfolgt der Übergang zwischen Schlaf und Wachen ziemlich plötzlich, bei Gesunden in wenigen Sekunden; und dem Einschlafen folgt sogleich, wie besprochen, eine ausserordentliche Schlaftiefe, welche aus der relativ geringen Tagesermüdung der meisten Hirne niemals zu erklären wäre, vielmehr müsste man schon eine maximale Ermüdungsintoxikation, eine förmliche Ermüdungsnarkose annehmen.

Alle diese Gründe sprechen so logisch gegen jede gegenwärtige und zukünftige Ermüdungstheorie — sei sie physikalisch oder chemisch, sei sie physiologisch oder neuro-dynamisch —, dass jede von ihnen als endgültig abgetan zu betrachten ist.

Vasomotorische Theorie.

Einem ähnlichen Missverständnis entspringen die sog. vasomotorischen Theorien, welche die Ursachen des Schlafes in Änderungen der Blutzirkulation im Gehirn erblicken. Auch sie gehen bis ins Altertum zurück. Der Pythagoräer Alkmäon ist ihr Urahn. Mit der Wiederbelebung der wissenschaftlichen Medizin mehrten sich diese Theorien bald im Sinne der Blutstauung, bald im Sinne der Blutarmut. A. v. Haller vermutete 1772 Blutstauung, welche die Bewegung des Nervensaftes im Gehirn hindern sollte, weil Schlafende horizontal liegen; und ähnlich folgerten Hartley 1801, Johann Müller 1840, Cabanis 1824, Marshall 1846 u.a. Aber Beobachtungen an Kranken mit Schädeldefekten schienen zunächst das Umgekehrte zu lehren. Blumenbach, Durham, Claude Bernard, Donders (1854), Mosso (1875) hielten Blutleere des Gehirns für die Ursache des Schlafes. Serguéjeff und Pilcz[1]) endlich nahmen einen vermittelnden Standpunkt ein, indem sie Hyperämie der Hirnrinde neben Anämie des Gehirnstammes annahmen. So schwankten die Meinungen, bis Czerny und Brodmann den Streit zugunsten der Hyperämiker schlichteten. Aber wir erinnern uns, dass Hyperämie nur während des Einschlafens besteht, um während des ruhigen Schlafes abzuebben und erst bei einwirkenden Sinnesreizen wieder anzusteigen, dass also vasomotorische Änderungen nur in den Übergangsphasen zwischen Schlaf und Wachen stattfinden, etwa wie der unter Einwirkung eines elektrischen Stromes befindliche Muskel nur bei Stromschluss oder Unterbrechung reagiert, und zweitens, dass die Veränderungen beim Einschlafen denen ähneln, welche im Wachen bei mässigen Affekten eintreten. Wenn aber Schlaf und Wachen dieselbe Pulshöhe zeigt, dann kann Schlaf unmöglich durch Anämie oder Hyperämie bedingt sein. Diese Gründe sind noch wichtiger als die von Claparède op-

[1]) Pilcz, Wien. med. Wochenschr. 1891, Nr. 43/45.

ponierten, dass weder Vasomotorenerregung durch Sympathikusreizung (Vulpian), noch künstliche Hyperämie des Gehirns durch Sympathikusdurchschneidung (Brown-Séquard) Schlaf bewirke; und damit fallen alle vasomotorischen Theorien, mögen sie anämistisch, hyperämistisch oder, wie die von Serguéjeff und Pilcz, gemischt sein. Selbst aber wenn konstante vasomotorische Änderungen im Schlaf andauerten, so würden wir sie doch nur als Begleiterscheinungen des Schlafes zu deuten verpflichtet sein, nicht aber als seine Ursache. Würde doch kein Physiologe Hyperämie als Ursache der Muskelkontraktion hinstellen! Klinische Beobachtungen endlich lehren, dass sowohl Chlorotische und Anämische, als auch Plethorische und Kongestiongeneigte sowohl an Schlaflosigkeit wie an Schlafsucht leiden können. Z. B. kann nach Oppenheim[1]) sowohl Schlaflosigkeit als auch Schläfrigkeit Symptom sein, sowohl chronischer Hirnanämie als Hyperämie.

Aber selbst wenn die Veränderungen der Blutverteilung eine wesentliche Bedeutung hätten, so ist doch zu bedenken, dass sie keine autonomen Vorgänge sind, sondern ihrerseits wieder von nervösen Einflüssen abhängen, und zwar von den im Sympathikus verlaufenden vasomotorischen Fasern und von zerebrospinalen Nerven. Die Einflüsse der ersteren wirken tonisierend oder gefässverengend, die der letzteren erweiternd, kontraktionhemmend. Wenn also beim Einschlafen eine Erweiterung der Hirngefässe eintritt, vorausgesetzt, dass die Zirkulation im Gehirn sich bei natürlich geschlossenem Schädel ebenso verhält als in einem durch Trepanation geöffneten, so würde dies ebensogut durch Nachlass des Vasomotorentonus als durch Erregung der zerebralen gefässerweiternden Nerven geschehen können.

Nachdenklichere haben nun weniger die wechselnde Blutfülle als die dadurch bewirkten Druckänderungen des Gehirns für Schlaf und Wachen verantwortlich gemacht. Namentlich hat man die Schlafsucht bei chronischen Hirndrucksteigerungen (Tumor und Pseudotumor cerebri, Hydrozephalus u. a.) ins Feld geführt. Dabei aber sind sicher soviel noch unbekannte chemische und mikrohistologische Veränderungen im Spiel, dass aus diesen Zuständen für die Schlaftheorie nichts zu erhoffen ist.

Die neueste Modifikation der Hirndrucktheorie ist die 1876 von Lajoux als lymphatische, neuerdings von Devaux als osmotische vertretene. Sie gehen von der nachgewiesenen Abnahme des peripheren Blutdruckes aus; aber während Lajoux folgert, der Blutdruck sinkt, also muss der Lymphdruck steigen und die Lymphe ins Blut treten, folgert Devaux[2]), der Blutdruck sinkt, weil die Blutlymphe aus den

[1]) Oppenheim, Lehrbuch der Nervenkrankheiten, 1908, S. 900.

[2]) Devaux, Arch. Gen. de Méd. 1906, Bd. I, S. 903 u. 1907, Bd. I, S. 737.

Blutgefässen heraustritt. Der „plötzliche Bruch des Gleichgewichts der Gewebsspannung zwischen den zirkulierenden und den stabilen Flüssigkeiten“ soll Schlafursache sein. Jede Zelle nämlich stehe unter einer gewissen Gewebsspannung, je mehr die Zelle durch Arbeit verbraucht werde, um so mehr wachse jene und ziehe Serum und Nährstoffe zum Wiederersatz an sich bis „une chute brusque de l'isotonie interstitielle“ eintritt, und damit Ermüdung und Schlaf. Mit solchen Hypothesen wird natürlich nichts gewonnen, da eine akute Änderung der Gewebsspannung, also des Lymphdruckes im Gehirn, weder theoretisch plausibel noch praktisch beweisbar ist, abgesehen davon, dass auch diese Theorie nichts als eine Variante der Ermüdungstheorie ist, mit deren Ablehnung wir natürlich durchaus nicht die Bedeutung des Schlafes für die Regeneration des Bewegungs- und Nervensystems negieren. Die besondere Bedeutung dieser Regenerationsphase liegt in folgendem:

Wenn es einen Organismus gäbe, dessen Stoffwechsel sich mit der Verbrennung leicht oxydabler Kohlenstoffe (Stärke und Zucker) zur Gewinnung von Energie begnügte, so würde ein solcher keiner Ruhe und keines Schlafes bedürfen, sofern eine zirkulierende Flüssigkeit ihm immer Sauerstoff zu- und Kohlensäure abführte. Sein „Biotonus“, das Gleichgewicht zwischen Assimilation und Dissimilation (Hering), würde konstant bleiben. Aber unsere Muskeln arbeiten nicht nach so einfachem Schema, denn erstens ist das zugeführte Verbrennungsmaterial komplexer Art und liefert deshalb ausser Kohlensäure eine grosse Reihe Abbaustoffe von verschiedener Kompliziertheit, welche ev. erst etappenweise zu ausscheidungsfähigen Verbindungen oxydiert werden müssen (Winterstein), und zweitens wirkt das oxydierende Protoplasma nicht einfach als Enzym oder als Katalysator, chemische Arbeit leistend, ohne sich selbst zu zersetzen, sondern, obwohl mit „Oxydasen“ arbeitend, zersetzt sich dabei selbst (Muskeln magern ab bei übermässiger Arbeit), und es geschehen Veränderungen, welche zu ihrer Rückbildung längere Ruhe erfordern; selbst der unermüdliche Herzmuskel pausiert nach jedem Schlage etwa $^1/_3$ Sekunde. Solch Bedürfnis eines Gewebes nach periodischer Ruhe meldet sich um so dringender, je höher konstituiert die aufgenommene Nahrung, die Abbauprodukte und je komplizierter die aktiven Biogenmolekeln selbst sind.

Die Regenerationsphase hochkonstituierter Gewebe ist aber mit dem gewöhnlichen Verdauungsprozess keineswegs identisch, im Gegenteil scheint tiefer Schlaf und lebhafte Verdauung sich gegenseitig zu stören, denn reichliches Nachtmahl stört den Schlaf und umgekehrt hemmt tiefer Schlaf die Verdauungsgeschäfte. Verdauung aber ist gröbere Arbeit als die Restitution des nervösen Gewebes und ist der Versorgung einer Werkstatt mit dem nötigen Rohmaterial oder der Bekohlung und Verfrachtung eines Dampfers vergleichbar. Das Resultat dieses Prozesses

ist Aufnahme von Eiweiss, Fetten und Kohlehydraten in die Blut- und Lymphbahnen und deren vorläufige Ablagerung an gewissen Reserveorten, den Schubfächern und Schränken einer Werkstatt vergleichbar. Die Umbildung und Umformung dieser für die Verarbeitung durch Nervengewebe noch zu groben Stoffe in funktionsfähiges Zellenmaterial und Aufnahme in die aktive Nervensubstanz, das ist die Heinzelmännchenarbeit, welche grösstenteils während der Nachtruhe stattfindet. Einfachere energieliefernde Rohstoffe werden wahrscheinlich Muskeln und Nerven auch während des Wachzustandes beständig geliefert und unterhalten die Tagesarbeit. Der Wiederaufbau oder die Ergänzung hochkonstituierter Eiweisskomplexe aber, besonders der hochkonstituierten Nervensubstanz, welche, wie die Lezithine, der nervösen Energieleitung dienen, findet im Schlafe statt. Eine Stütze für diese Auffassung liefern Wintersteins Arbeiten[1]), welche ihn überzeugten, dass die primären Energiequellen nicht Oxydationsprozesse, sondern labile hochkonstituierte Verbindungen sind und dass der Sauerstoff nur nötig ist, um die Ermüdungsstoffe zu ausscheidungsfähigen Verbindungen zu oxydieren.

Diese Auffassung verständlicht uns auch den Vorteil der Schlafhyperämie, denn die Durchführung jener Regeneration kann natürlich nur durch den zu- und abführenden Blutstrom geschehen und besonders die Einleitung des regenerativen Prozesses im ersten Schlafstadium würde mit einer Steigerung des Blutstroms im Gehirn Hand in Hand gehen müssen. Auch die gelegentliche Pulssteigerung zu Beginn des Schlafes, die vermehrte Schweissabsonderung, die nicht selten, besonders bei jugendlichen Personen, zu beobachtenden Kongestionen im ersten also traumlosen Schlafstadium, alles das sind Hinweise, dass gerade in diesem Teil des Schlafes Prozesse von geheimnisvoller Wichtigkeit im Organismus vorgehen, nämlich seine funktionelle Wiedergeburt.

Diese Bedeutung des Schlafes erkannte mit genialischem Scharfblick auch schon Schopenhauer, dessen hellsichtige Ausführungen über den Schlaf[2]) äusserst lesenswert sind: „Hieraus erklärt sich, dass der Schlaf nicht ein rein negativer Zustand, blosses Pausieren der Gehirntätigkeit ist, sondern zugleich einen positiven Charakter zeigt. . . . Daran ersichtlich, dass ein gewisser Grad von Kraft zum Schlafen erforderlich ist, deshalb auch zu grosse Ermüdung wie auch natürliche Schwäche uns verhindert ihn zu erfassen, capere somnum. Dies ist daraus zu erklären, dass der Nutritionsprozess eingeleitet werden muss, wenn Schlaf eintreten soll; das Gehirn muss gleichsam anbeissen."

[1]) Winterstein, „Über den Mechanismus der Gewebeatmung", Zeitschr. f. Allgem. Physiologie 1906, S. 315.

[2]) Schopenhauer, „Die Welt als Wille und Vorstellung". Leipzig, Reclam, II. Bd., S. 283.

Eine andere Reihe weniger glücklicher Schlaftheorien suchte durch Einführung gewisser neuro-dynamischer Vorstellungen seinem Wesen näher zu kommen, Theorien, welche z. T. Ableger zeitbewegender Ideenkreise sind. Als z. B. vor etwa 30 Jahren Golgis Silberfärbungsmethode einen ungeahnten Verzweigungsreichtum der Nervenzellen und ihrer Achsenzylinder offenbarte, schien damit zugleich die Möglichkeit gegeben, die unser Wachbewusstsein bildenden Vorstellungsassoziationen anatomisch zu begreifen. Ja, die grosse Verschiedenheit und Launenhaftigkeit jener Zellbilder legte dem spanischen Histologen R. y Cajal den Gedanken nahe, dass jene weit gestreckten Zellfortsätze kontraktil seien, und dass durch Schluss und Lösung solcher Zelldendritenkontakte Lösung und Bildung von Gedankenverbindungen verständlich erschienen; als Konsequenz dieser Erwägungen, zumal seit Lugaro die Beweglichkeit dieser Fortsätze konstatiert zu haben glaubte, vermutete M. Duval, dass die Lösung aller Gedankenverbindungen beim Einschlafen durch Einziehen der Zellprotoplasmafüsschen geschehe und das Wiederanknüpfen der Gedanken beim Erwachen durch Wiederausstrecken dieser Dendriten. Trotz ihrer Naivität fand diese Theorie doch ein Echo bei Rabl-Rückart, Lépine, Pupin, Berger und Löwy, De Moor u. a. Narbut und Golgi wollten sogar Verkürzung der Dornfortsätze im Gehirn narkotisierter Hunde gefunden haben. Von allen Gründen, welche sich gegen sie anführen liessen, will ich nur kurz erwähnen, dass die Golgischen Bilder die wirkliche Histologie der Nervenleitungen in durchaus unzuverlässiger und unberechenbarer Weise wiedergeben, so wertvoll sie auch in vielen anderen Richtungen der Wissenschaft geworden sind; dass Lugaros Beobachtungen Täuschungen waren, dass die Grundlage der Nervenleitungen nach neueren Anschauungen mehr oder weniger konstante Fibrillenwege sind, dass auch Tiere schlafen, welche sicher ununterbrochene Fibrillenleitungen haben, wie z. B. die Krebse, und dass endlich Frau Stefanowska[1]) in Rinde und Streifenhügel einer nach grosser Ermüdung und im tiefen Schlaf enthaupteten Maus keine Einziehung von Zellfortsätzen fand.

Eine histologische Variante dieser Theorie stellt die Schleichsche Hypothese dar, dass die Neuroglia als Schlafhemmungsorgan funktioniere. Abgesehen davon, dass keinerlei Gründe für eine funktionell-nervöse Bedeutung der Neuroglia sprechen, tritt sie im Gegenteil stets als funktionell minderwertiges Gewebe auf, z. B. als eine Art Narbengewebe an solchen Stellen, wo funktionswichtiges Nervengewebe zugrunde geht. Daher ihre bisweilen enorme Wucherung bei Verblödungsprozessen, z. B. Dementia paralytica und Dementia senilis. Gerade bei letzterer Krankheit aber ist Schlaflosigkeit ein Kardinalsymptom, während nach Schleich Schlafsucht zu erwarten wäre.

[1]) Stefanowska, Journ. de Neurol., 1900, Nr. 21.

Ein ähnliches Kuriosum stellt die Theorie des Florentiner A. Salmon dar, welche ebenfalls den Einfluss aktueller Probleme auf die Schlaftheorien zeigt. Seit Jahren stehen die Drüsen innerer Sekretion, vor allem die Hypophysis, im Mittelpunkt gewisser klinischer Interessen. Da nun Hypophysistumoren manchmal von Schlafsucht begleitet sind, so glaubt Salmon den Schlaf beziehen zu dürfen auf eine innere Sekretion der Hypophysis, welche durch ihre Lage und ihre engen Beziehungen zu den Nervenzentren ganz besonders geeignet sei für „cette fonction si délicate“. Genanntes Organ aber ist so ziemlich das mystischste im ganzen Körper, nur seine Beziehungen zum Knochenwachstum sind sicher. Wenn er nun sich noch auf diese Beziehungen gestützt hätte, so würde seine Theorie diskutabel sein. Dass Hypophysentumoren sehr oft mit Schlafsucht einhergehen, liegt sicher nicht an der Hypophyse, sondern an eventuellen Druckwirkungen ihrer Tumoren auf die nervösen Organe der Hirnbasis, da auch andere Tumoren hier mit auffallender Schlafsucht einhergehen.

Biologische Theorien.

Von der Unzulänglichkeit der bisherigen Schlaftheorien überzeugt, suchten nun Pictet, Forel und vor allem der Genfer Physiologe Claparède das Problem durch eine vergleichende biologische Betrachtung vor allem der Schlafverhältnisse im Tierreich zu begreifen. Nach ihm ist der Schlaf weder blosse Funktionsebbe noch Ermüdungserscheinung, sondern im Gegenteil eine positive Instinkt-Leistung des Organismus, welche wie andere Lebensinstinkte bestimmt ist, den Organismus zu schützen, nämlich vor Erschöpfung.

„Le sommeil est une fonction de défense, un instinct, qui a pour but, en frappant l'animal d'inertie, de l'empêcher de parvenir au stade d'épuisement: ce n'est pas parce que nous sommes intoxiqués, ou épuisés, que nous dormons, mais nous dormons pour ne pas l'être.“[1]) Seiner Natur nach sei der Schlaf eine Art Reflexvorgang, welcher durch verschiedene Reize erregt werden kann, z. B. durch die Eindrücke der Ermüdung, durch Abwesenheit von Sinnesreizen, durch bequeme Lage usf., eine Auffassung von segensreicher Richtkraft in dem bisherigen Wirrwarr der Theorien. Sie gestattet wenigstens die meisten Phänomene des Schlafs, seine Periodizität, das Zwingende seiner Erscheinungen, seine Aktivität, seine Schutzkraft unter einen

[1]) Ed. Claparède, Théorie biologique du sommeil, Communication à laSoc. de Phys. et d'Hist. nat de Genève, 4 février 1904 (Arch. des Sc. phys. et nat., mars 1904). — Biologische Theorie des Schlafes. Comm. au Congrès de psychologie à Giessen, avril 1904. (Bericht d. I. Kongress f. exp. Psychologie, Leipzig S. 76). — — Esquisse d'une théorie biologique du sommeil. Arch. de Psychol., IV., — La fonction du sommeil Rivista di Scienza 1907, Vol. II, NS.

gemeinsamen Blickpunkt zu bringen, und sie erlaubt auch — worauf ich besonders hinweisen möchte — zu begreifen, weshalb Instinktäusserungen junger Geschöpfe sich oft zuerst im Schlaf zeigen; z. B. knurren und bellen junge Hunde zuerst im Schlaf, während sie im Wachen noch winseln[1]), Kinder lächeln oft zuerst im Schlaf, etwa im dritten Monat. Trotzdem fordert auch sie noch zu gewissen Bedenken heraus und Claparède selbst räumt ein, dass Schlaf durch Instinkt, X durch Y zu erklären heisst, wenn wir nicht mit diesem Begriff bestimmte neurodynamische Vorstellungen verbinden. Denn Instinkt ist jeder lebenserhaltende Trieb, Hunger, Durst, Stuhldrang, die Äusserungen des Zornes usf. Zu diesen Erhaltungsfunktionen gehört sicher der Schlaf, da anhaltende Schlaflosigkeit bei wachsenden Säugetieren in relativ kurzer Zeit zum Tode führen kann, wie die schon erwähnten Versuche von Frau v. Manaceïne und Weygandt zeigen. Bei erwachsenen Menschen aber und vor allem bei vollkommener körperlicher Ruhe sind ihre Folgen keine lebensgefährlichen, da Fälle von mindestens monatelanger Schlaflosigkeit vorkommen, ohne dass der Körper wesentliche Einbusse erleidet. Hingegen leidet stets die Leistungsfähigkeit des Gehirns. Auf höheren Daseinsstufen richtet sich die Schlaffunktion um so mehr nach den Bedürfnissen des Zentralnervensystems und besonders des Gehirns, je mehr ihm die gesamte Verwaltung des Organismus untersteht. Er wird zur Schutzfunktion gegen Hirn-Erschöpfung; indem sich Assoziationen der Schlafvorgänge mit allen Erschöpfung anzeigenden Störungen bilden. So ist der Schlaf auch ein Regulator des Organismus zur Konstant-Erhaltung seiner Leistungsfähigkeit; so wie der Körper auch Regulationsvorrichtungen hat, um seine Körpertemperatur, sein Gewicht, seinen Wassergehalt, seinen Gasgehalt konstant zu erhalten, um sein Gleichgewicht im Raume aufrecht zu erhalten usf. Er ist eine Funktion der Selbststeuerung des Organismus (Brücke), welche jede höhergradige Ermüdung des Nervensystems mit Schlaf beantwortet und deshalb möchte ich auch die Beziehung zwischen Schlaf und Ermüdung anders als Claparède formulieren. Nach ihm schlafen wir nicht, weil wir müde sind, sondern damit wir nicht müde werden. Schlaf ist eine defensorische, eine Prohibitivfunktion. Diese Fassung widerspricht aber zum Teil den von Claparède selbst angeführten Analogien. Wir trinken und essen im allgemeinen nicht, damit wir nicht durstig oder hungrig werden, es sei denn, wenn wir es habituell oder aus verstandesgemässer Überlegung tun, sondern, wenn wir Flüssigkeits- und Nahrungsmangel fühlen. So wird auch unser Schlaf nicht durch die zu erwartende Arbeit, sondern durch die überstandene Arbeit und ihren Ermüdungseffekt bestimmt. Vor allem pflegen sehr

[1]) Perti, „Seelenleben der Tiere", 1876, S. 22.

grosse Anstrengungen bei gesunden Menschen langen und tiefen Schlaf nach sich zu ziehen. Der Schlaf folgt der Ermüdung, aber nicht als ihre Wirkung, sondern als — so habe ich es formuliert — Reaktion des Organismus gegen die Ermüdung. Wie also der Fieberprozess eine Reaktion gegen die Infektion, nicht aber die Infektion selbst ist, so ist der Schlaf, speziell das Einschlafen (Endormissement, Assoupissement) Reaktion gegen die Ermüdung, aber nicht Ermüdung selbst, und wie Zweck und Effekt des Fiebers ist, die durch eingedrungene Bakterien erzeugten Giftstoffe zu paralysieren und auszuscheiden, so ist Beseitigung der Ermüdung Zweck und Effekt des Schlafes.

Auch ist das wesentliche Moment des Schlafs keineswegs vollkommener Verlust des Interesses für die gegenwärtige Lage. Der Schlaf stellt keineswegs dar „une sorte de suicide psychologique: l'être qui s'endort renonce ipso facto à percevoir le monde extérieur, à agir à s'adapter, donc en quelque sorte, à vivre. C'est une abdication momentanée.“ Geht aber wirklich der Schlaf bis zum „suicide psychologique“? Keineswegs. Denn beim Schlaf der Tiere richtet sich sowohl Schlafzeit als Schlaftiefe nach den allgemeinen Lebensbedingungen, speziell nach der Sekurität des betreffenden Tieres. Schutzlose Tiere, z. B. Vögel, schlafen ausserordentlich leicht und kurz. Der Hase schläft, wie mehrfach bestätigt wurde, mit halboffenen Augen, um auch im Schlaf besser auf seiner Hut sein zu können. Selbst das winterschlafende Tier erwacht, wenn die Aussentemperatur unter die seinem Leben noch zulässige Grenze heruntergeht; und beim Menschen zeigt der leise Schlaf junger Mütter, das häufige Erwachen bei sich entwickelnden Körperschädigungen — Kinder z. B. erwachen sogar, wenn ihre Nase anfängt zu bluten, — alles das zeigt, wie nicht nur eine gewisse Aufmerksamkeit (vgl. oben), sondern sogar das Lebensinteresse im Schlaf reaktiv bleibt.

Ich nenne den Schlaf also keinen Reflex, sondern eine Reaktion. Den Unterschied beider mögen uns die Erscheinungen der Kältereaktion verdeutlichen. Wenn wir mit einem Stück Eis über die Haut fahren, so wird dieser Strich zunächst blass, weil infolge eines auf dem Wege der sympathischen Nervenbahnen erfolgenden Reflexes auf die Blutgefässmuskulatur Kontraktion der kleinsten Gefässe erfolgt. Nach einigen Minuten aber macht die Blässe einer lebhaften Rötung Platz und das ist die Reaktion des Gefässsystems, welche den Zweck hat, die Abkühlung der Haut durch vermehrten Blutzufluss wieder auszugleichen. So repräsentieren Reaktionen stets geordnete Reihen von einfachen Reflexen und sind stets Vorgänge von höherer Zweckmässigkeit als z. B. die einfachen Sehnenreflexe, über deren biologische Bedeutung noch gestritten wird. Solche vitale Reaktionen pflegen um so energischer einzutreten,

je gesünder der Organismus ist; z. B. bleibt die erwähnte Kältereaktion, wie schon Winternitz feststellte, bei kachektischen lebensschwachen Personen aus. So ist auch die Ermüdungsreaktion Schlaf ungenügend in Zuständen allgemeiner Schwächung des Organismus und besonders bei Hirnschwäche. Schlafartige Zustände, welche sich bei schweren fortschreitenden Erkrankungen entwickeln können, dürfen mit wirklichem Schlaf nicht verwechselt werden. Nicht jede Bewusstlosigkeit ist Schlaf. Die petit-mal Anfälle eines Epileptikers, die Bewusstlosigkeit eines Hitzschlag-Getroffenen oder eines Vergifteten, das Coma diabeticum oder uraemicum, die Benommenheit vieler Hirnkranker, der sog. Sehlaf des Erfrierenden, alles das sind Erschöpfungs- oder Vergiftungszustände, welche sich unter anderem durch das Fehlen der Kontraktion des Sphincter oculi, so dass eventuell die Augen halboffen bleiben[1]), das Fehlen der charakteristischen Abwehrbewegungen Schlafender, das Fehlen der Kontakterscheinungen mit der Aussenwelt, das Fehlen der Sicherungsreaktionen, das Ausbleiben der Regeneration, so wesentlich vom gesunden Schlaf unterscheiden, dass sie theoretisch nicht mit ihm in Beziehung gebracht werden dürfen. Diesen Fehler begeht z. B. Salmon, wenn er die Besonnenheit bei Hirngeschwülsten, begeht Mauthner[2]), wenn er die Somnolenz bei Polioencephalitis haemorrhagica als Stütze einer Schlaftheorie benutzt.

Damit der Schlaf nun seiner bedeutungsvollen Aufgabe gerecht werden kann, muss das Gehirn vollkommen gegen alle ihm sonst zuströmenden Sinnesreize geschützt werden. Einen sinnesreizfreien Ort und Zeit für seinen Schlaf sucht sich deshalb jedes Geschöpf instinktiv aus; es sucht durch Ausschaltung von Sinnesreizen möglichst günstige Schlafbedingungen herzustellen. Auch wir legen uns nieder, um den vestibulozerebralen Balancierapparat abzustellen, wir suchen möglichste Bequemlichkeit, d. h. Reizfreiheit, suchen uns mit Luft von Körpertemperatur zu umgeben, suchen im Schlafzimmer schlechte Luft, Geräusche und Licht auszuschalten. Geschöpfe mit unentwickeltem Innenleben, deren Wachsein ausschliesslicher als das menschliche von Aussenreizen gespeist wird, lassen sich deshalb durch einfache Ausschaltung von Sinnesreizen und längerer Fixierung in bequemer Lage oft in schlafähnliche (hypnoide) Zustände versetzen, wie Tarchanoff[3]), Heubel[4]), Sidis[5]) gezeigt haben. Dem Menschen,

[1]) Vergl. Abbildung in Wilbrand-Saenger, Neurologie des Auges, Wiesbaden 1900. 1. S. 520.

[2]) Mauthner, Wien. klin. Wochenschr. 1910, Nr. 22.

[3]) Tarchanoff, Quelques observations sur le sommeil normal Arch. ital. de Biol. Bd. 21.

[4]) Heubel, „Abhängigkeit des wachen Gehirnzustandes von äusseren Erregungen". Pflügers Arch. 1877. Bd. 14.

[5]) B. Sidis, An experimental study of sleep. Boston 1909, S. 7.

dessen Gehirn auch nach Ausschaltung aller Aussenreize weiterarbeitet, von Erinnerungsbildern, Ideen, Reflexionen bewegt, genügt Sinnessperrung nicht, weil selbst dann noch unzählige kleine und kleinste Reize aus dem Innern unseres Körpers selbst, der Unterhaut, den Muskeln, den Eingeweiden, zum Gehirn gelangen, seine Tätigkeit anregend. Ja, solche Organreize können irritierender und schlafstörender als Lärm und Licht der Aussenwelt sein, wie es z. B. die Agrypnie Neurasthenischer lehrt. Diese Reizquellen auszuschliessen vermag nur ein im Innern des Nervensystems selbst wirkender Mechanismus, welcher durch Einschaltung von Widerständen in die Bahnen dieser Reize ein funktionelle Abtrennung der Hirnrinde von der gesamten Körperperipherie erreicht. Die Art solcher Wirkung können wir nicht anders als mit Brown-Séquard[1]) als sensorische Hemmung bezeichnen, wohl bewusst, dass auch dieser Grundbegriff zu den ungeklärten der Physiologie gehört. Wir wissen zwar seit Wundts Untersuchungen[2]), dass schon den Verlauf einfachster Nervenreizung zwei verschiedene Arten von Faktoren bestimmen, erregende und hemmende. Wir wissen, dass jeder Bewegung Tonussteigerung, d. h. eines Muskels, Hemmung seines Antagonisten parallel geht. Wir wissen, dass verschiedene nervöse Systeme antagonistisch, hemmend aufeinander einwirken; z. B. wirkt der Sympathikus erregend, das Vagussystem hemmend auf Herz- und Gefässmuskeln. Worin aber solch hemmende Impulse bestehen, ist noch nicht klarer als das Wesen der Gravitation und der Elektrizität. Wir müssen uns deshalb bescheiden, unsere Erklärungen bis an diesen einstweilen unerklärlichen Grenzbegriff heranzuführen. Verworn hat zwar versucht, den Begriffen Erregung und Hemmung eine biochemische Deutung im Sinne von Dissimilation und Assimilation zu geben; die Schlafhemmung kann dadurch aber nicht erklärt werden, weil Schlafhemmung wohl ungestörte Assimilation ermöglicht, aber nicht mit ihr identisch sein kann. Vielmehr gehen auch nach Verworn[3]) selbst im täglichen Leben Dissimilation und Assimilation beständig Hand in Hand.

Wenn aber Assimilation das Wesen der Schlafhemmung selbst wäre und mit ihrem Fortschritt zugleich die Disposition zu neuer Erregbarkeit anstiege, so müsste wiederholter langer Schlaf schliesslich zu enormer Erregbarkeit führen. Statt dessen lehrt die Erfahrung, dass langer Schlaf zur Gewohnheit werden kann, denn je länger und häufiger der Mensch schläft, um so schlafbedürftiger wird er, und das wird sogar zu schädlicher Gewohnheit, denn solche Gewohnheitsschläfer werden träge und stumpf; *ἀνίη καὶ πολὺς ὕπνος* sagt schon Homer. In jenen seltenen

[1]) Brown-Séquard, Arch. de Physiol. 1889, S. 333.

[2]) Wundt, „Grundzüge der physiologischen Psychologie". Leipzig 1902, S. 60.

[3]) Verworn, „Beiträge zur Physiologie des Zentralnervensystems" 1898, S. 87.

Fällen aber von fast ununterbrochenem Schlafzwang oder von wochenlanger hysterischer Lethargie würde es schwer sein, eine ebenso lange dauernde Assimilation anzunehmen, weil diese geradezu zu einer Hypertrophie des nervösen Gewebes führen müsste. Umgekehrt versuchte Wedenski[1]) das Wesen der Hemmung auf Ermüdung zurückzuführen, weil nämlich in vielen Fällen erregende Reize durch Verstärkung sich in hemmende verwandeln lassen, so dass eventuell stärkere Reize schwächere Wirkungen haben als schwächere. Kurz, auch die Physiologie gibt noch keine eindeutige Antwort und überlässt es uns einstweilen den Begriff Hemmung durch Gleichnisse zu veranschaulichen.

O. Vogt[2]) hingegen nimmt mit Schiff an, dass Hemmung, also Erregbarkeitsverminderung, auf Reizableitung nach anderen stark erregbaren Zentren beruht. Diese Reizableitung wird eingeleitet, wenn durch Ermüdung oder Ausschaltung von Sinnesreizen die Erregbarkeit der Hirnrinde abnimmt. Dann strömen die Neurokyme zu den subkortikalen Zentren des Augenschliessmuskels und der Vasomotoren.

Dass auch im Schlaf erregende und hemmende Vorgänge nebeneinanderhergehen, zeigt der alternierende Verlauf der Schlafkurve (cf. S. 35). Erst starke sensorische Anfangshemmung, dann bis zum Erwachen ein unregelmässiges Alternieren zwischen erregenden und hemmenden Einflüssen; nach Lösung der Schlafhemmung endlich das morgendliche Wiedereinsetzen bis dahin gebremster Tätigkeit von Sekretionen, Magendarmtätigkeit usf.; wie ein Wagen wieder schneller bergab läuft nach gelöster Bremse. Je günstiger nun die Schlafbedingungen, d. h. je kleiner die Summe der zu hemmenden Sinneserregungen und je geringer die Irritabilität des Schlafenden, um so schneller und stärker kann sich die Schlafhemmung entfalten.

Ihre Einleitung zeigt sich am Abnehmen des Interesses, Verminderung der allgemeinen psychischen Reaktionsfähigkeit und in Verlangsamung aller seelischen Prozesse, vor allen Dingen der Assoziationen, wie ich experimentell gezeigt habe.

Von jenen Schlafbedingungen oder Schlafförderern, trenne ich nun diejenigen Ursachen, welche die Dormition direkt aktivieren oder anregen, und das sind ausser der Ermüdung 1. die Schlafvorstellung, welche auf psychischem, 2. die Schlafmittel, welche auf chemischem, 3. die Elektrizität und, wie es scheint, 4. auch extreme Temperaturen, welche auf neurodynamischem Wege die Schlaffunktion erregen.

[1]) Wedenski, „Erregung, Hemmung und Narkose", Pflügers Arch. 1904, S. 1.

[2]) O. Vogt, „Zur Kenntnis des Wesens und die psycholog. Bedeutung der Hypnose", Zeitschr. f. Hypnotismus 1895, Bd. II, S. 277.

Nächst der Ermüdung die wichtigste ist die Schlafvorstellung. Die Entdeckung und das Studium des Hypnotismus hat uns ja gelehrt, dass bei fast jedem geistig gesunden Menschen durch widerspruchslose Erregung der äquivalenten Vorstellungen sich schlafähnliche Zustände etappenweise entwickeln lassen und dass bei einem gewissen Bruchteil sich der Schlaf bis zur Amnesie steigern lässt; O. Vogt behauptete sogar, prinzipiell bei jedem geistig Gesunden. Hinter dieser idealen Forderung bleiben die praktischen Ergebnisse natürlich zurück. Mir selbst gelingt es nach einer in meinem „Hypnotismus und Suggestion"[1]) gegebenen Statistik bei etwa $^1/_3$ meiner, fast sämtlich nervenkranken, Patienten Amnesie hervorzubringen. Die übrigen blieben kataleptisch oder somnolent. Die einzelnen Phänomene der Hypnose sind ja heutzutage bekannt, ihre Bedeutung für die Theorie des Schlafs aber wird noch vielfach übersehen, weil so wenig Forscher persönliche Erfahrungen und Anschauungen darüber besitzen. So kommt es, dass Schlaftheoretiker meist daran vorübergehen, wie hemianopische Wanderer an Wegweisern in der dunklen Gesichtsfeldhälfte. Kein Wunder, dass sie falsche Wege wandeln! Wenn man also der Schlafvorstellung oder derjenigen Partialvorstellungen, welche sie zusammensetzen, widerspruchslose Annahme erreicht, so treten sowohl alle das Einschlafen begleitenden Empfindungen auf, als auch die begleitenden vasomotorischen und Atmungsänderungen; nur langsamer entwickelt sich dieser Schlaf als der natürliche, weil er ja ohne reelles Schlafbedürfnis gleichsam erzwungen wird; 2. bleibt während des hypnotischen Schlafs der Rapport mit dem Hypnotiseur bestehen und 3. geschieht das Einschlafen nicht summarisch, sondern graduell, so dass die Phänomene der Dissoziation markanter hervortreten. Die Lampen des Bewusstseins werden gleichsam nacheinander und nicht durch eine einzige Schaltung gelöscht; kurz, der hypnotische Schlaf ist nur besonders gestalteter Schlaf, etwa wie auch eine künstlich gezüchtete Blume wohl von der natürlichen Urform abweicht, ihr aber trotzdem artgleich bleibt. Die Ähnlichkeit zwischen Schlaf und Hypnose — in dem erwähnten Büchlein habe ich sie eingehend zusammengestellt — bestehen vor allem in den körperlichen Symptomen, der Neigung zur Entwickelung amnestischer Zustände und den durchaus fliessenden Übergängen, so dass Hypnose nicht selten in Tiefschlaf übergeht, aus welchem, weil inzwischen der Rapport verloren geht, spontanes Erwachen erfolgt, wenn man nicht durch Wiederaufnahme der Suggestionen den Schlaf in Hypnose zurückleitet. Schlafsuggestionen realisieren sich um so leichter, je vollkommener die Bedingungen des natürlichen Einschlafens nachgeahmt werden: Vor allem Affektlosigkeit und Fernhaltung von Sinnesreizen. Monotone Sinnesreize

[1]) Trömner, „Hypnotismus und Suggestion". Leipzig, B. G. Teubner.

begünstigen bekanntlich den Eintritt beider. Kurz, Hypnose und Schlaf sind zwei Dreiecke, die sich in fast allen Punkten zur Deckung bringen lassen; Unterschiede zwischen beiden imponieren nur dem Fernerstehenden als wesentlich. Vor allem besteht Rapport mit einem Teile der Aussenwelt (der Person des Suggerierenden) auch im Schlaf, wie aus obigen Betrachtungen über Erhaltung der Aufmerksamkeit und des Interesses hervorgeht (vgl. S. 46). Auch spontane Entwickelung partieller Schlafzustände ist ja nicht selten. Auf sensorischem Gebiete sind diese durch die verschiedenen Arten von Träumen repräsentiert, auf motorischem durch Schlafwandeln und Schlafsprechen; und vor allem sind jene seltenen Halbschlafzustände, welche ich kataleptischen Halbschlaf genannt habe, mit dem hypotaktischen Stadium der Hypnose vollkommen identisch: Man erwacht mitunter gegen Morgen, glaubt wach zu sein, hört alles und fühlt seinen Körper, ist aber unfähig die Augen zu öffnen oder ein Glied zu rühren, bis fortschreitendes Erwachen ermöglicht, durch einen Ruck uns von dem höchst unangenehmen Zustande zu befreien; also ein sensorisches Erwachen bei noch bestehender motorischer Hemmung. Trotzalledem folge ich Liébeault[1], der die intimen Beziehungen beider zuerst erkannte, nicht soweit, sie als völlig identisch und auch den natürlichen Schlaf als Realisierung einer Auto-Suggestion zu betrachten.

Schlaf ist also ein Vorgang, welcher vermöge enger Assoziation der physiologischen Vorgänge mit den sie repräsentierenden Vorstellungen rein psychisch mobilisiert werden kann; eine Tatsache, die auf das lauteste gegen alle Ermüdungstheorien protestiert, denn wirkliche Ermüdung lässt sich nicht suggerieren. Auf ideellem, autosuggestivem Wege entsteht vor allen Dingen der Schlaf der Gewohnheitsschläfer, wenn die Wahrnehmung des gewohnten Schlafmilieus, der gewohnten Zeit, des gewohnten Sessels usf. die Müdigkeit einleitet; umgekehrt können empfindliche Schläfer durch Wahrnehmung erheblicher Abweichungen von ihrem sonst gewohnten Schlafmilieu — wenn sie z. B. im Hotel schlafen sollen — am Schlaf gehindert werden. Jene suggestive Erregbarkeit enthält kein Wunder, denn unser Schlaf teilt sie mit manchen anderen sonst automatisch oder reflektorisch verlaufenden Prozessen — z. B. Stuhlgang, Harnentleerung, Menstruation — auch sie lassen sich durch die ihnen verbundenen Gesamt- oder Partialvorstellungen lenken oder erregen.

Als dritter Erreger der Schlaffunktion hat die Elektrizität zu gelten, seit Leduc aus Nantes entdeckte, dass ein häufig (100 mal in der Sekunde) unterbrochener Gleichstrom von geringer Spannung (5—10 Volt) und Stärke (1 Milliampère) imstande ist, Anästhesie, und bei

[1]) Liébeault, „Le Sommeil provoque". Paris 1889. S. 11.

Applikation am Kopf sogar Schlaf zu erzeugen. Die Wirkung des Leduc-Stromes auf das Gehirn wurde besonders von Louise Robinovitch[1]) studiert. Ein so elektrisiertes Kaninchen verfällt nach einem konvulsivischen Vorstadium in ziemlich ruhigen Schlaf, welchen Leduc ohne Gesundheitsstörung des Tieres fast 5 Stunden lang unterhalten konnte und aus welchem es nach Unterbrechung des Stromes sofort wieder erwacht. Ob dieser Zustand Lähmung oder wirklicher Schlaf, ist noch unentschieden. Nachprüfungen und Versuche an Menschen lauten jedenfalls anders. Die Möglichkeit, dass der unterbrochene Gleichstrom Leducs durch Reizung gewisser Hemmungszentren des Gehirns einschläfernd wirkt, liegt jedenfalls vor — eine willkommene Stütze für diejenigen, welche wie W. Koch[2]) den Schlaf sogar als einen Reizzustand ansehen, analog dem Exzitationsstadium der Narkose.

Eine vierte, chemisch wirkende, Art von Erregern der Schlaffunktion sind die sog. Schlafmittel, deren Wirkung freilich noch vollkommen unklar ist. Jedenfalls muss bei deren Wirkung Schlaf und Narkose streng geschieden werden, da beide Vorgänge gegensätzliche Wirkungen ausüben. Narkose ist, wie namentlich Versuche im Verwornschen Laboratorium[3]) lehren, ein lebensschädigender Lähmungszustand, weil er die Aufnahmefähigkeit des Gewebes für Sauerstoff aufhebt, während Schlaf ein diese Aufnahmefähigkeit begünstigender z. T. sogar anreichender, lebensfördernder Vorgang ist. Wenn nun Schlafmittel einen tatsächlich schlafähnlichen Zustand hervorbringen, so kann dieser nicht einer Chloroform- oder Äthernarkose gleich sein, sondern wir müssen annehmen, dass sie auf irgendwelche Weise die Schlaffunktion nur anregen oder ihr zu Hilfe kommen. Wenn überdies chemisch so verschieden konstituierte Körper, wie Alkohol, Paraldehyd, Morphium, Hyoszin, Veronal, Urethan u. a. annähernd dieselbe Wirkung, nämlich den Schlaf entfalten, so müssen wir annehmen, dass sie nicht auf direkt chemischem Wege, sondern auf gewisse Neurodynamismen direkt oder indirekt erregend wirken. Nur eine Gruppe von Schlafmitteln scheint dem Verständnis näherzukommen, nämlich diejenigen, welche wie Alkohol, Äther, Chloroform, Paraldehyd usf. fettlösliche Stoffe sind, resp. Stoffe, welche von den Fetten aufgenommen werden[4])[5]). Da nun das Nervengewebe in den Lezithinen hochwertige und funktionswichtige Fette ent-

[1]) Louise Robinovitch, „Someil Electrique". Nantes 1906.

[2]) W. Koch, „Zur Kenntnis des Hypnotismus und des Schlafs", Biolog. Zentralbl. 1891. S. 229.

[3]) Winterstein, „Wärmelähmung und Narkose", Zeitschr. f. allgem. Physiologie 1905, S. 323.

[4]) Overton, „Studien über Narkose". Jena 1901.

[5]) Meyer, „Zur Theorie der Alkoholnarkose". Arch. f. exper. Pharmakol. 1899, 107.

hält, so wäre es möglich, dass diese Narkotika durch vorübergehende Inaktivierung resp. Sauerstoffblockade der Lezithine, gleichsam einleitend, einen akuten Ermüdungszustand schaffen, welcher die Schlaffunktion reaktiv anregt. In diesem Sinne fordert Ziehen, dass Schlafmittel nur als Einschlafmittel wirken sollen.

Eine fünfte Art von Erregern der Schlaffunktion sind extreme Temperaturen; sowohl grosse Kälte als auch grosse Hitze macht schläfrig und bewirkt Schlafzustände, welche mit dem Sommer- und Winterschlaf der Tiere in funktioneller Analogie stehen, sofern auch sie einen gewissen Schutz gegen Schädigungen durch hohe Temperaturen schaffen. Allerdings würde das nur für Hitze gelten, während Schläfrigkeit bei Kälte oft genug in lebensgefährdende Kältelähmung übergeht.

Fortschreitende Detaillierung unserer hirnanatomischen Kenntnisse legten schon frühe den Wunsch nahe, die Schlaf bewirkenden Vorgänge auch lokalisatorisch zu begreifen, falls wir überhaupt berechtigt sind, von einem sog. Schlafzentrum zu sprechen. Wenn der Schlaf eine einfache Funktionsruhe des gesamten Organismus wäre, so würden alle Organe gleichmässig an ihm partizipieren und jede Lokalisationsfrage wäre unberechtigt. Nun aber nehmen eine ganze Reihe von Körperfunktionen nicht oder nur unerheblich an ihm teil; z. B. alle vegetativen Prozesse, vor allem Atmung und Herzschlag, andere erfahren nur eine Reduktion, wie die Verdauung und die Sekretion, andere endlich bleiben im Schlaf mindestens unbeeinflusst oder erleben sogar eine geringe Steigerung, wie z. B. das Zellenwachstum. Körperliche Funktionen ändern sich eben im Schlaf um so deutlicher, je mehr sie dem Zentralnervensystem unterstehen. Niedere Tiere erleben in der Zeit des Reizmangels einen mehr diffusen Zustand allgemeiner Funktionsruhe. Bei höheren Tieren aber und vor allem beim Menschen heben beim Einschlafen nicht nur eine Reihe von sekretorischen, motorischen, vasomotorischen, sensorischen und psychischen Hemmungen an, sondern auch aktive, erregende Vorgänge, besonders okulomotorischer Art. Wenn nun alle diese Vorgänge synergisch auf einen Zweck abzielen, die Gehirnrinde gegen periphere Reize zu schützen, und wenn diese Hemmung trotzdem nur soweit geht, dass das Lebensinteresse des Individuum und der Gattung gewahrt bleibt, ja dass sogar die Persistenz einer gewissen Aufmerksamkeit im Schlaf nachzuweisen ist, so muss dieser ganze Funktionskomplex der einheitlichen Leitung des Zentralnervensystems unterstehen, und zwar, da die Hauptnervenzentren in verschiedenem Grade schlafbeteiligt sind, und, da für alle anderen nervösen Funktionen, das Prinzip der Arbeitsteilung besteht, wird diese Zentralleitung von einem Teile des Gesamtsystems ausgehen müssen, welcher erfahrungsgemäss befähigt ist, die geforderte koordinierende, subordinierende und zugleich hemmende Tätigkeit ausüben zu können. Es müsste ferner ein Zentrum

sein, welches nicht selbst der Schlafhemmung verfiele, da es ja sonst nicht Träger einer aktiven Funktion sein könnte. Wir wollen untersuchen, welches nervöse Organ dafür in Betracht käme.

Von unten angefangen, kann es das Rückenmark nicht sein. Wenn auch durch die ausserordentliche Zweckmässigkeit seiner Reflexe, selbst bei dekapitierten Fröschen, Pflüger zur Hypothese einer Rückenmarksseele bestimmt wurde, so ist doch beim Menschen jede Mitwirkung des Rückenmarks am Schlaf ausgeschlossen, da destruierende oder kompromierende Prozesse unterhalb des verlängerten Marks (Wirbelkaries, Entzündungen, Tumoren, Verletzungen) keine Schlafstörungen bewirken und die funktionelle Inferiorität des Rückenmarks höheren Hirnteilen gegenüber dagegen spricht. Die relativ geringe Änderung der Reflexfunktionen im Schlaf, besonders auch des Sohlenreflexes sind durch den im Schlaf eingeschränkten Grosshirneinfluss auf das Rückenmark zu erklären. Rein spinale Schlaftheorien existieren denn auch meines Wissens nicht, man müsste denn die Theorien von Serguéjeff und Knies, welche den aus Seitenhörnern des Rückenmarks entspringenden Sympathikus betonen, dazu rechnen. Knies (zitiert bei Wilbrandt-Saenger) stützt seine Hypothese nur auf die Schlafmyosis; aber Gründe für eine Schlafrolle des Sympathikus liessen sich bequem mehren; denn wenn im Schlaf Augenspalt und Pupillen enger, wenn die Herzaktion vermindert, die glatte Körpermuskulatur und fast sämtliche Drüsen ruhen, wenn der Vasomotorentonus nachlässt, so wären das in der Tat Symptome von Sympathikusruhe. Verkehrt ist nur, daraus auf autonome Änderungen der Sympathikusfunktionen zu schliessen, da ein Teil dieser Wirkungen, z. B. der Sekretionsnachlass der Verdauungsdrüsen auf Fortfall der im Wachen reflektorisch einwirkenden Reize (Licht, Temperaturänderung, Bewegungen, Reize durch Ingesta) beruht, und die übrigen Veränderungen ebensogut depressorischen, hemmenden Einflüssen vom Zentralsystem her ihre Entstehung verdanken können; ja dies ist sogar wahrscheinlicher, da beim morgendlichen Nachlass der zerebralen Hemmungen auch die motorischen Sympathikuswirkungen sogleich wieder hervortreten (Darmtätigkeit, Tränensekretion). Wir sind deshalb berechtigt auch jene Funktionsänderungen auf Hemmung des Sympathikustonus seitens des Zentralorgans zu beziehen. Damit erledigt sich auch die im Anfange des vorigen Jahrhunderts weit verbreitete Ansicht, dass im Wachen die animalen, zerebralen, im Schlaf dagegen die vegetativen, sympathischen Funktionen überwiegen.

Auch das Kleinhirn, das statische und motorische Koordinationsorgan, dürfen wir, obgleich es von Langwieser zu einer aktiven Schlafrolle hypothetisch berufen wurde, doch von vornherein ausschalten, weil es, obwohl später als das Grosshirn, doch schliesslich selbst der

Schlafhemmung verfällt. So bliebe also zu ernsthafter Erörterung nur noch der Hirnstamm und das Grosshirn übrig. Im allgemeinen wird die Grosshirnrinde mit einer Art Selbstverständlichkeit als dasjenige Organ angesehen, dessen Funktionen nicht nur der gesamten Gedankenwelt des Wachseins, sondern auch ihrem Gegenteil, dem Schlaf, zugrunde liegt. Namentlich Wundt[1]), welcher im Nachlassen der Apperzeption das wesentlichste Schlafphänomen sieht, hält deren hypothetisches Zentrum, das Stirnhirn, für das plausibelste Schlaforgan, „von dem dann freilich Wirkungen ausgehen, die das gesamte Zentralnervensystem ergreifen." Gegen diese Hypothese kann ich mir Bedenken nicht versagen, welche sich vor allem auf die aktive Natur der Dormition gründen. Wenn diese nämlich die Funktion eines Organs ist, und dieses Organ schläft ein, so müsste doch Aufhören dieser Funktion, also Schlaflosigkeit, die Folge sein. Wenn z. B. Harnsekretion die Funktion der Niere ist und die Niere einschläft, so hört Harnsekretion auf. Ist Einschlafen Funktion des Stirnhirns und dieses schläft — das Apperzeptionsorgan wäre sogar das tiefschlafendste aller Organe — so müsste Schlaflosigkeit die Folge sein: Ein seltsam klingendes Paradoxon, dem wir nur durch Nebenhypothesen entgehen könnten; etwa, dass nicht alle Teile der Grosshirnrinde, dass nur die erregenden, bahnenden, nicht aber hemmenden schlafen, dass gewisse Teile des Stirnhirns einen hemmenden Einfluss auf das ganze übrige Gehirn ausüben usf. Letzteres ist wahrscheinlich, aber gerade solche Hemmungen scheinen zu fehlen, weil das Hirn selbst gehemmt ist (daher z. B. Bettnässen). Ausserdem beweisen Erregungen sensorischer Gehirnteile (Träume), gegenüber der Handlungsohnmacht Schlafender, dass gerade das Stirnhirn (als hypothetischer Sitz von Apperzeption, Willen und Charakter) besonders gehemmt ist. Aber nicht nur gegen das Stirnhirn, sondern gegen jede Rindentheorie bestehen eine Reihe von sehr wesentlichen Bedenken, vor allem Schlafbeobachtungen an Tieren ohne Grosshirnrinde. Nach Heubel sind Frösche ohne Grosshirn ebenso einzuschläfern als mit. Von so operierten Tauben berichtete Richet, von Hunden ohne Grosshirnrinde Goltz und Rothmann, dass sie ähnlich wie gesunde periodischen Wechsel zwischen Schlaf und Wachen zeigen. Rothmann gab mir darüber folgende Auskunft, welche ich mit seiner freundlichen Erlaubnis hier veröffentliche:

„Über den Schlaf des grosshirnlosen Hundes kann ich nach der jetzt fast 9 monatlichen Beobachtung Ihnen folgendes mitteilen: Schlafen und Wachen scheinen in genau derselben Weise miteinander abzuwechseln, wie bei einem normalen Hund, und zwar sind diese Verhältnisse von der Operation an unverändert geblieben. Das Fehlen jeder

---

[1]) Wundt, Physiologische Psychologie, Bd. III. S. 650.

Störung in der ersten Zeit nach der Operation spricht dafür, dass auch normalerweise der Schlaf unterhalb des Grosshirns ausgelöst wird. Was die Haltung des Hundes dabei betrifft, so lag er die erste Zeit in Seitenlage schlaff auf dem Boden, in einer Haltung, die ein normaler Hund nie einnimmt. Das hat sich allmählich gebessert. Der Hund bewahrt jetzt auch im Schlaf mehr „Haltung“, d. h. der Muskeltonus sinkt weniger ab. Er rollt sich bisweilen auch beim Schlafen ein, aber entschieden weniger gut als ein normaler Hund. Ich habe während des Schlafens Reflexbewegungen beobachtet, Zucken der Ohren bei Daraufsetzen einer Fliege, Bewegung einer Pfote bei Druck auf dieselbe etc. In den ersten Monaten war das — natürliche oder herbeigeführte — Erwachen häufig von einem Wutanfall begleitet. Davon ist jetzt nicht mehr die Rede. Der Hund erwacht, richtet sich auf, streckt sich bisweilen etwas und fängt an zu laufen. Er kann aus dem Schlaf durch stärkere Berührung erweckt werden, ebenso ganz sicher durch laute akustische Reize; dabei ist es fraglich, ob das Hören hier in Frage kommt oder nur die Auslösung akustischer Reflexe (Ohrschütteln), die den Hund erwecken.“

Wenn nun auch, schon nach Rothmanns Schilderung, das Wesen eines solchen Hundes weit von dem eines normalen Tieres entfernt ist, sofern es sich natürlich in einer Art tiefster Verblödung befinden muss und dementsprechend nicht die psychischen, sondern — ich möchte sagen — nur die physiologischen Äusserungen eines Schlafzustandes zu erleben vermag, so sprechen doch die Beobachtungen durchaus für die Entwickelung schlafähnlicher Zustände.

Einem solchen Hunde ähnlich sind Geisteskranke mit tiefster Verblödung, nämlich Idioten, Paralytiker, Katatoniker; auch sie schlafen trotz völliger Zerstörung jeder Rindenintelligenz meist gut und regelmässig.

Weiter zeigen auch Tiere ohne Hirnrinde mit nur sympathischem Nervensystem, wie z. B. Bienen, Spinnen, Fliegen, Käfer deutliche Schlafzustände und lehrt gerade den Schlafgesunden eine, ich möchte sagen lebhafte unmittelbare Selbstanschauung, dass beim gewöhnlichen Einschlafen unsere Hirnrindenfunktionen eine durchaus passive Rolle spielen. Der Schlaf beschleicht, befällt, ergreift, bezwingt uns, wir unterliegen ihm; wir können ihn höchstens durch sekundäre Mittel einige Zeitlang verhindern. Er tritt an der Hand von Vorstellungen herein zur Bühne unseres Bewusstseins; wenn er aber eintritt, dann herrscht und zwingt er auch den stärksten Geist.

Alle diese Gründe sprechen einhellig dafür, dass die Grosshirnrinde nur das Objekt, nicht aber das Subjekt des Schlafes ist, dass sie sein Opfer ist, aber nicht sein Kommandeur, und sie bestimmen mich mit O. Vogt zunächst per exclusionem anzunehmen, dass „der Steuerungs-

punkt des Schlafes" in einem subkortikalen Zentrum zu suchen sei, also in jenem ausgebreiteten Komplex nervöser Massen, welchen wir als Hirnstamm zusammenfassen, ein Gebiet, welches allerdings infolge seiner eminenten anatomischen und funktionellen Kompliziertheit schwer zu differenzieren ist. Einige Autoren (Claparède und Vogt) erwähnen es deshalb nur summarisch, Siemens nennt die Medulla oblongata, andere versuchen bestimmter zu lokalisieren, allerdings meist auf unvollkommene Induktionen gestützt; z. B. Benjamin[1]) nennt die Reg. subthalamica, speziell den Luysschen Körper, weil Meynert dort ein Vasomotoren-Zentrum annahm. Andere Autoren vermuten ein Schlafzentrum im Kerngebiet des Okulomotorius, Warlomont (1875), aus dem ebenso falschen als komischen Grunde, dass man die Hypnose am besten durch starke Konvergenz der Augen einleiten könne; aus verständigeren Gründen R. Dubois. Auch Mauthner[2]) lässt sich durch eine Einzelerscheinung, nämlich die das Einschlafen signalisierende Ptosis, auf das Kerngebiet des Okulomotorius hinleiten, sucht aber dann durch pathologische Erörterungen eine weitere Basis zu gewinnen und schliesst aus der mit ausgesprochener Schläfrigkeit einhergehenden Entzündung des zentralen Höhlengrau (Wernickes Polioencephalitis haemorrhagica), dass dieses, die Matrix fast aller Hirnnerven bildende, zentrale Grau, also die den vierten und dritten Hirnventrikel direkt umgebenden grauen Massen, das Schlaforgan darstellen: Eine Idee, welche zweifellos den allgemeinen Forderungen eines Schlafzentrums entspricht. Die Verbreitung des Schlafs auch bei grosshirnlosen Tieren, die grosse Mannigfaltigkeit der Schlafsymptome, die verschiedenen Okulomotoriusparesen, alles das scheint auf jenes zentrale Kerngebiet hinzuweisen, und deshalb gehört die Mauthnersche Schlaftheorie zu den gutfundierten. Trotzdem sind ihre Stützen anfechtbar; erstens nämlich haben, wie auch Wilbrandt-Saenger[3]) in ihrer Kritik betonen, die Augenerscheinungen beim Einschlafen nicht den Charakter nukleärer Paresen, sondern sind zum Teil aktive Vorgänge (Sphincter pupillae und Orbikulariskontraktion), zum Teil Dissoziationserscheinungen, wie ich sie beschrieb. Ausserdem stehen im Schlaf die Bulbi keineswegs (wie bei Lähmung) still, sondern wandern oft hin und her; also, wohl eine Reihe von Innervationsumschaltungen, aber keine Lähmungen. Zweitens müssen wir von einem Schlaforgan erwarten, dass seine Funktion nicht durch einen Komplex von Lähmungen ausgedrückt wird, wie ihn das Symptombild der Polioenzephalitis darstellt, deren auf das zentrale Höhlengrau hinweisenden Symptome Lähmungen und keine passageren Hemmungen sind. Und die Schlafsucht dabei ist

[1]) Benjamin, Allgemeine Zeitschr. f. Psychiatrie, 1898, S. 1064.
[2]) Mauthner, Wiener klin. Wochenschr. 1890, Nr. 11. 22, 23.
[3]) Neurologie des Auges. Wiesbaden 1900, I, S. 520.

zweifellos eine Somnolenz toxischen Ursprungs, wie ja auch die Grundkrankheit entweder auf dem Boden chronischer Alkoholintoxikation oder seltener einer Infektion entsteht. Überhaupt ist die Verwertung pathologischer Erfahrungen stets bedenklich, soweit es sich nicht um glatte zirkumskripte Ausfallerscheinungen handelt. Somnolenz tritt bei soviel verschiedenartigen und verschieden lokalisierten Hirnerkrankungen auf, dass aus ihr nur mit äusserster Reserve gefolgert werden darf. Für den menschlichen Schlaf reicht die von Mauthner angenommene Gegend deswegen nicht aus, weil sie die eigentümliche sensorische Hemmung, den Angelpunkt unseres Schlafs, nicht erklärt, schon weil Geruchs- und Gesichtsempfindungen aus anatomischen Gründen ausgeschlossen wären. Dagegen spricht auch das Erhaltenbleiben sensorischer Reaktionen im Schlaf, welche normähnlich verlaufen, nur ohne zum Bewusstsein zu gelangen.

Deswegen müssen wir als Organ dieser sensorischen Hemmung ein Gebiet fordern, welches das Bewusstwerden sensibler Reize hemmen könnte, ohne unbewusst bleibende Reaktionen darauf zu beeinträchtigen, und dieses Organ habe ich im Thalamus opticus vermutet: 1. bildet der Thalamus opticus die kortexnächste Schaltstation für sämtliche sensiblen Reize ausser dem Olfaktorius; er ist durch die breiten Thalamusstiele mit den Hauptzentren der Gehirnrinde anatomisch und also auch funktionell verbunden; er steht durch den roten Kern und das Corpus subthalamicum mit den motorischen Hauptbahnen, mit dem Kleinhirn und mit den vasomotorischen Zentren in Verbindung, ist also imstande, nach oben auf die Hirnrinde, nach unten auf die motorischen Sympathikusfunktionen hemmend zu wirken, und er hat endlich, wie uns Nothnagel und Bechterew lehrten und wie später auch Brissaud, Edinger, Anton, Probst, Kirchhoff u. a. anerkannten, direkte Beziehung zu den motorischen Affektäusserungen.

Vor mir hat, wie ich nach Bildung meiner Theorie sah, nur Oppenheimer[1]) hypothetisch auf den Thalamus hingewiesen. Da eingehendere Besprechung der Thalamuspathologie nicht hierher gehört, und zum Teil auch bei Oppenheimer zu finden ist, will ich nur Hauptstützen für die Möglichkeit anführen, dass vom Thalamus alle Funktionsänderungen ausgehen können, welche beim Einschlafen zu beobachten sind. Nach Setschenow gehen vom Thalamus reflexhemmende Wirkungen aus, nach Christiani und Steiner soll im ventralen Thalamus resp. am Boden des dritten Ventrikels ein Inspirationszentrum vorhanden sein, von welchem also eventuell jene krampfhaften Müdigkeitsinspirationen ausgehen könnten, welche wir Gähnen nennen. Ich erwähne weiter, dass Schiff, Lussana und Bechterew einen

[1]) Oppenheimer, Arch. f. Anatomie und Physiologie, 1902, S. 68.

Einfluss auf die Vasomotoren erwiesen, dass wahrscheinlich eine Wärmebildung hemmende Wirkung von ihm ausgeht, welche nicht nur durch Experimente von Ott, Field und Tangl, sondern auch durch Beobachtungen an Menschen nahegelegt wird, ferner, dass nach Beobachtungen von Hutchinson, Marburg, Czylartz und Oppenheim der Thalamus, vielleicht neben dem Corpus striatum, Einfluss auf die Harnentleerung hat, womit eventuell die bei Kindern so häufige Enuresis nocturna zusammenhängen könnte, und endlich, dass alle namhaften Hirnanatomen, Flechsig, Luys, Déjérine u. v. a., die Bedeutung des Thalamus als sensorische Vorstation der Hirnrinde, gleichsam als antichambre des Kortex, anerkennen. Monakow nannte ihn geradezu eine Art von Vor-Grosshirn, aus welchem das Grosshirn seine sensorischen Reize wie aus letzter Hand schöpfe. Wie nun durch Edinger und Schaffer beschriebene Herde im hinteren Thalamus lehren, dass von dort aus heftige Gliederschmerzen zentraler Natur entstehen können, so wäre auch umgekehrt ein sensorisch hemmender Einfluss des gesunden Thalamus verständlich.

Sonst sind ja Erkrankungen des Thalamus ihrer Vieldeutigkeit und der Schwierigkeit halber, Einwirkungen auf die benachbarte innere Kapsel und den Linsenkern auszuschliessen, in der Regel ebenso vieldeutig als umstritten. Déjérine, Roussy und Hascovec haben sogar ein „Syndrôme thalamique" aufgestellt, bestehend aus kompleter Hemianästhesie mit paroxysmalen Schmerzen, eventuell Hemiparese, Hemiataxie und Hemiathetose, welche nach Déjérine im Schlaf aufhört. Die Theorie des Schlafs fördern diese Fälle leider nicht, ebensowenig wie Herderkrankungen an anderen Stellen des Gesamthirns durch Blutungen oder Erweichung charakteristische Schlafstörungen bewirkt haben. Entzündungen sind aber wegen ihrer allgemeinen toxischen Wirkungen, Tumoren wegen ihrer weitreichenden Druckwirkungen nicht zu gebrauchen. Überhaupt kann mein Hinweis auf den Thalamus als sensorisches Hemmungszentrum die Mitwirkung anderer Hirnteile keineswegs ausschliessen, da der Thalamus ja anatomisch und funktionell sowohl mit über- als untergeordneten Hirnteilen mannigfach verknüpft ist.

Ich will nicht unterlassen zu erwähnen, dass gleichzeitig mit mir ein italienischer Autor, namens Fr. Veronese[1]), eine Thalamus-Theorie des Schlafes aufgestellt hat; allerdings aus ganz anderen Gründen als den meinigen. Er sieht nämlich den Thalamus opticus als Organ der Aufmerksamkeit an und, da diese beim Einschlafen infolge von Ermüdung schwindet, so müsste Lähmung des Thalamus opticus Ursache des Einschlafens sein. Also eine der Gehirn-Physiologie von heute in mehr als einer Beziehung widersprechende Begründung.

[1]) Fr. Veronese, „Versuch einer Physiologie des Schlafes und des Traumes". Leipzig und Wien 1910.

Die Frage nach einem Schlaforgan ist im embryonalen Stadium. Ob sich meine Ansichten durch klinische oder tier-experimentelle Erfahrungen bewahrheiten werden, müssen die Jahre lehren. Nicht davon betroffen würde aber die Allgemeinauffassung des Schlafes werden, wie wir sie bisher entwickelt haben, eine Auffassung, die wir noch einmal ganz kurz in folgenden Thesen wiederholen wollen:

Schlaf ist in primitivster Form periodische Funktionsebbe derjenigen Organismen, deren Funktionen und Nahrungsbedingungen unter dem wechselnden Einflusse von Licht und Wärme stehen. Mit der Komplizierung der Daseinsbewegungen und der Organisation nimmt auch der Schlaf mannigfachere und kompliziertere Formen an.

Auf einer zweiten Stufe, auf welcher etwa die Ganglientiere mit ganglionärem Nervensystem und die Palae-Enzephalen Edingers stehen würden, nimmt der Schlaf mehr die Form einer periodischen, allmählich positiv werdenden Funktion an, welche sich zu gewissen Zeiten mit der Automatie eines Instinktes entwickelt, auch ohne äusseren Reizmangel. Ein besonders intensiver Schlafzustand der Art mit langer Semesterperiode ist der Winterschlaf.

Eine dritte Stufe würden die Grosshirntiere (Neenzephalen), besonders die höheren Säugetiere, repräsentieren. Hier nimmt der Schlaf die Form einer komplexen und präzis arbeitenden Funktion an (Dormition), welche in erster Linie eine ungestörte Regeneration des Nervensystems bezweckt und gewährleistet. Das Mittel dazu ist eine allgemeine sensorische Hemmung oder Sinnessperrung, deren Hauptorgan wahrscheinlich der Thalamus opticus ist. Die Raschheit dieser Hemmung, vor allem beim Menschen, beweist — ebenso wie ihre Verbindung mit einer Reihe von aktiven Vorgängen, z. B. in den Muskeln in und ums Auge — die Aktivität des Schlafs. Im Verlauf des ungestörten Schlafes sind drei psychophysiologisch ungleichwertige Phasen zu unterscheiden: 1. Die der Schlafeinleitung (hypnagoge Phase oder Prädormition); 2. die der Schlafvertiefung und 3. der Schlafverflachung. Die Intensität der aktiven Vorgänge ist am grössten in der zweiten, wahrscheinlich der Hauptregenerativ- oder Assimilations-Phase; während in der 3., längsten Phase infolge zunehmender Erregbarkeit ab und zu Erregungsvorgänge fokaler oder infrakortikaler Art auftreten. Kausal zum Schlaf sind Schlafförderer und Schlaferreger zu unterscheiden. Schlafförderer sind Ruhe in jeder Form, Abwesenheit von Sinnesreizen (resp. monotone Sinnesreize) und vor allem Affektlosigkeit. Direkte Erreger der Dormition sind 1. Ermüdung, welche sie reaktiv erregt, 2. bei vorstellungsfähigen Menschen die Schlafvorstellung, welche sie assoziativ erregt und zwar sowohl auf suggestivem (Hypnose) als auto-suggestivem Wege (Gewohnheitsschlaf), 3. die Schlafmittel als chemische Erreger, 4. Elektrizität und extreme Temperaturen als neuro-dynamische Erreger.

Das Organ dieser aktiven resp. reaktiven Schlafhemmung wirkt abwärts auf die Funktionen des verlängerten Marks, Rückenmarks und besonders des Sympathikus (Sekretionen und Vasomotoren), aufwärts auf die das Wachbewusstsein bildende Gesamtheit der Rindenfunktionen. Diese kortikale Hemmung ist vor allen Dingen eine interzentrale, dissoziierende, sofern nicht alle Rindenfunktionen gleichmässig, sondern um so mehr betroffen werden, je komplexer sie sind. Daraus erklären sich sowohl die psychologischen Erscheinungen der Einleitungsphase (Prädormitium) als auch die Eigenart der Träume.

Zum Schluss unserer Betrachtungen möchte ich noch einige, wenn auch nur ganz kursorische Seitenblicke tun auf Fragen, welche im Zusammenhang unserer Betrachtungen eine gewisse Bedeutung gewinnen.

Wir haben immer von den Vorteilen des Schlafs gesprochen, aber noch nicht seiner Nachteile gedacht. Wie der Krebs, wenn er seine Schale abgeworfen hat, im höchsten Masse durch Feinde gefährdet ist, so ist auch der Schläfer infolge Hemmung allgemeiner Reaktivität mannigfach gefährdet; z. B. durch Gefahren der Erkältung, weil sowohl die Wärmeproduktion als auch die Wärmeregulation herabgesetzt ist. Der Schläfer schützt sich deswegen instinktiv gegen Wärmeverluste, er beantwortet Abkühlungen oder Entblössungen mit Abwehrbewegungen, welche trotz oft geringer Zweckmässigkeit doch so charakteristisch sind, dass sie sogar den Schlafzustand an solchen kennzeichnen. Wie leicht aus jenen Gründen Schläfer sich erkälten, ist bekannt. Man denke an die über Nacht eingetretenen Hexenschüsse, Schnupfen, Anginen usw. Ein spezieller Ausdruck dafür ist der von mir zuerst betonte Zusammenhang zwischen Schlaf und der sogen. rheumatischen Gesichts- oder Fazialislähmung, welche 13 mal unter 17 meiner Fälle der letzten Jahre zuerst morgens nach dem Erwachen beobachtet wurde; offenbar weil die zu seiner Lähmung führende Erkältung des Nerven sich im Schlaf entwickelte. Denn Erkältungen entstehen dann, wenn Abkühlung eines Körperteils nicht durch zirkulatorische Reaktion, durch beschleunigten und vermehrten Blutandrang zur gefährdeten Stelle wieder ausgeglichen wird, so dass Stoffwechselstauung oder Keimansiedelung ermöglicht wird. Winterschläfer erkälten sich wahrscheinlich nicht, weil ihre Körpertemperatur und ihr Gesamtstoffwechsel in gleichmässiger Weise herabgesetzt wird.

Wichtige Beziehungen des Schlafs bestehen ferner zu den grossen Neurosen, Hysterie und Epilepsie, Beziehungen, deren einseitige Erörterungen mich natürlich weit von unserem Thema entfernen würde. Nur einen Punkt möchte ich erwähnen, weil er zum Hemmungscharakter des Schlafs in Beziehung steht, und das ist die grosse Häufigkeit epileptischer Anfälle zur Nachtzeit, wie schon Gowers[1]) und Feré[2]) be-

[1]) Gowers, „Die Epilepsie“, Leipzig 1896, S. 300.
[2]) Feré, „Die Epilepsie“, Deutsch. v. Ebers, 1896.

schrieben. Ja, es gibt sogar eine Reihe von Epileptikern, deren Anfälle nur während des Schlafes auftreten (Epilepsia nocturna). Aber auch die Masse der übrigen Anfälle ereignen sich grösstenteils während des Schlafs. Feré fand z. B. von 1885 Anfällen 1296, also $^2/_3$ in der Zeit zwischen 8 Uhr abends und 8 Uhr morgens, mit zwei Gipfeln um 9 Uhr und zwischen 2 und 3 Uhr. Merkwürdig ähnliche Resultate ergab eine Zusammenstellung meines Freundes Gallus in Potsdam, welche, wie Fig. 13 zeigt, ebenfalls zwei Häufigkeitsgipfel der Anfälle ergab, einen

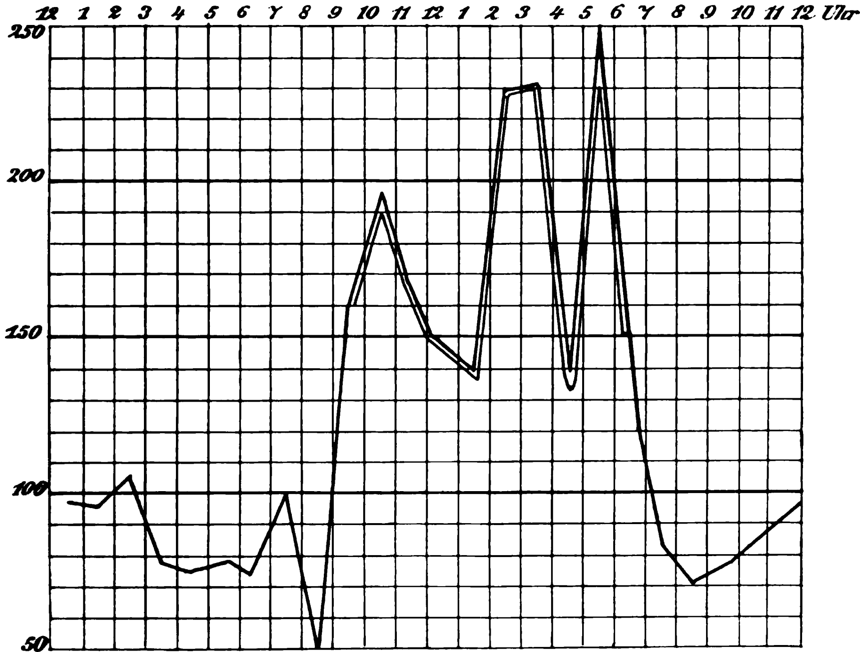


Fig. 13.
Häufigkeit epileptischer Anfälle im Schlaf
(Schlafzeit in Doppelstrichen) nach Gallus.

kleineren zwischen 10 u. 11 und zwei höhere etwa um 3 und $^1/_2$6 Uhr morgens. Da die Kranken um 9 Uhr schlafen gingen, entspricht das erste Maximum um $^1/_2$11 etwa der grössten Schlaftiefe, das zweite und dritte aber wahrscheinlich Wiedervertiefungen des Schlafes gegen die Morgenstunden. Da weder Temperatur noch Blutzirkulation als verantwortlich gelten können, muss man annehmen, dass der Chemismus der Schlafhemmung selbst das Entstehen epileptischer Anfälle begünstigt. Binswanger[1]) betrachtete sogar jede epileptische Bewusstlosigkeit als Folge einer „Hemmungsentladung“.

[1]) Binswanger, „Die Epilepsie“, 1899.

Auch die Beziehungen des Schlafs zur Hysterie, die ja nicht nur in häufigen und langen Schlafattacken nach hysterischen Anfällen und in der Produktion hypnoider Zustände seitens Hysterischer bestehen, enthalten eine Reihe wichtiger Analogien, auf welche z. T. schon von O. Vogt hingewiesen wurde. Nach der Definition von Janet[1]) besteht der hysterische Geisteszustand in einer Einengung des Bewusstseins und in der Dissoziation der Vorstellungs- und Funktionssysteme, welche durch ihren Verband des Wachbewusstsein bilden. Sollier[2]) definiert die Hysterie als einen partiellen Schlafzustand, einen Vigilambulismus, welcher geweckt werden muss. Damit aber werden Geisteszustände bezeichnet, welche vollkommen den beim Übergang zwischen Wachen und Schlaf vorkommenden entsprechen, wie sie andererseits in völlig gleicher Weise, nur auf anderem Wege, im suggerierten Schlaf künstlich produziert werden können. Kurz, die Beziehungen zwischen Schlaf und Hysterie sind kaum weniger enge als die zwischen Schlaf und Hypnose. Die Klinik der Hysterie wird aus der Ähnlichkeit des psychophysischen Mechanismus beider Prozesse noch wertvolle Einsicht ernten können.

Nur sporadisch ist bis jetzt die forensische Bedeutung des Schlafproblems gewürdigt worden, welche sich sowohl auf die Diagnose eines etwa simulierten Schlafzustandes als auch auf kriminelle Folgen der Schlaftrunkenheit beziehen kann. Die Feststellung, ob wirklicher Schlaf vorliegt, kann bei Simulanten von Bedeutung sein. Als sichere Objektivzeichen lernten wir Verengerung der Pupille, gewisse Änderungen der Reflexe, Herabsetzung des Blutdrucks kennen. Die Prüfung dieser Zeichen würde aber einen Schläfer wecken können. Umgekehrt würde es freilich für Simulation sprechen, wenn der Schläfer ihre Prüfung ruhig über sich ergehen liesse. Ungestörter liesse sich eine Änderung des Atemtypus beobachten, welcher bei Männern mehr thorakal, bei Frauen mehr abdominal wird im Schlafe. Durchaus charakteristisch ist ferner das gelegentliche Hin- und Herwandern der Augen hinter geschlossenen Lidern (cf. Wilbrandt-Saenger l. c.), was freilich nicht selten gerade für Schlafverstellung gehalten wird. Am charakteristischsten aber sind gewisse Reaktionen Schlafender, welche fast gesetzmässig auftreten; z. B. zieht jeder Schlafende seinen Fuss zurück, wenn man ihn der kalten Luft entblösst und jeder reagiert in der oben besprochenen Weise, wenn man ihn mit einer Feder an der Stirn kitzelt. Ein den Schlaf Heuchelnder würde auch dabei still liegen bleiben.

Eine gewisse Bedeutung kann ferner die Frage gewinnen, ob ein Mensch die Nacht schlafend zugebracht hat. Sicherer als die Prüfung

[1]) Janet, „Der Geisteszustand der Hysterischen".
[2]) Sollier, Arch. de Neurol. 1907, S. 353.

seiner psychologisch festzustellenden Ermüdung würde nach du Bois-Reymond jun. die Feststellung der Wirbelsäulendehnung im Schlaf sein. Jeder Mensch ist bekanntlich morgens länger als abends, weil sich nämlich im Liegen die zwischen den Wirbelkörpern gelagerten und am Tage durch die Rumpflast zusammengedrückten Knorpelscheiben wieder ausdehnen; z. B. beträgt bei mir und meiner Frau die Dehnung nach achtstündigem Schlaf 2—2 ½ cm. Allerdings würde mit diesem durchaus untrüglichen Zeichen nur bewiesen sein, dass er die Nacht ruhend und liegend, nicht dass er sie schlafend verbrachte.

Eine dritte Bedeutung kann der Schlaf gewinnen durch eventuelle Verbrechen in der Schlaftrunkenheit aus illusorischer Verkennung plötzlicher Sinneseindrücke, wenn z. B. noch Bruchstücke von beängstigenden und erschreckenden Träumen in das plötzlich erfolgte Wachsein hinüber genommen werden. So z. B. ist es vorgekommen, dass ein aus beängstigendem Traum plötzlich Erweckter seine eintretende Frau für einen zudringenden Feind ansah und sie erschlug, weil der Schlaftrunkene sich im Zustand noch aufgehobener Selbstbeherrschung befindet. Davon sollen in einigen Ländern geriebene Kriminalkommissare Nutzen zu ziehen wissen, indem sie eines Verbrechens Verdächtige im Zustande der Schlaftrunkenheit immer wieder ausfragen, entweder bei hochgradiger Müdigkeit oder unmittelbar nach dem Erwachen aus dem Schlaf, bevor noch klares Situationsbewusstsein und Selbstbeherrschung wieder hergestellt ist. Dieses Inquirieren namentlich müder Menschen bei starkem Schlafdrang soll selbst die geriebensten Lügner nach kurzer Zeit so mürbe machen, dass sie lieber die Wahrheit gestehen, als sich beständig den Schlaf stören lassen. Dies Verfahren soll früher in verschiedenen Staaten Nordamerikas üblich gewesen sein. Anfragen, welche auf meine Bitte hin Dr. Nonne an mehrere amerikanische Ärzte richtete, ergaben freilich, dass solches Inquirieren, welches immerhin eine Art seelischer Folter darstellen würde, gegenwärtig nicht mehr üblich ist. Das einzige Land, wo Schlaflosigkeit direkt noch als Strafe über Verbrechen verhängt wird, ist China, wo Verbrecher in einem durch Wasser drehbaren Gestell mehrere Tage schlaflos gehalten werden.

So kann erzwungene Schlaflosigkeit als schwerste Strafe, peinigender als wochenlanges Fasten, empfunden werden, umgekehrt wird freilich die ungeheure Wohltat eines erfrischenden Schlafes von jedem Erdgeborenen erst dann recht gewürdigt, wenn er ihn nicht finden, nicht fassen kann. Das „Morgenstunde hat Gold im Munde“ deutet nicht nur auf materiellen Erfolg durch frisch gestärkte Arbeitskraft hin, sondern besser auf jenes tiefe innere Glück, welches wir, nach gesundem Schlaf frisch erwachend, an jedem Morgen empfinden — „des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig“ —. Glücklicher der, der mit Fausts Wort: „Träumend bist Du nur empfangen, Schlaf ist Schale, wirf sie

fort!“ das dunkle Gewand des Schlafes gleich einer abgetanen Hülle von sich werfen und voll neuer Kraft und Regsamkeit an Glück und Arbeit teilnehmen kann. Aber längst nicht jeder besitzt Kraft genug, um sein Gehirn gegen feindliche Schlafräuber zu verschanzen. Namentlich in der unruhigen Treibhausluft unserer Grossstädte ist dies doppelt schwer, wo auch nachts störende Geräusche beständig, selbst in ruhige und geschützte Schlafzimmer eindringen; es wäre deshalb ernsteste Pflicht der Polizei — denn nur polizeiliche Massregeln können hier helfen —, diese wichtigste Forderung der geistigen Hygiene, unseren besten Freund — „Ohne Hoffnung und ohne den Schlaf wäre der Mensch das unglücklichste Geschöpf“, sagt Kant — vor brutalen und rücksichtslosen Störungen zu schützen. Namentlich Bewohner unserer dünnwandigen modernen Grossstadt-Mietskasernen können davon ganze Lieder singen, und die ärztliche Praxis kennt Fälle genug, wo empfindliche Schläfer verzweifelt, unglücklich oder nervenleidend wurden über solche allnächtlich wiederholte Störungen: Hausgenossen, welche lärmend nach Hause kommen, auf dünnen Fussböden Kleider und Möbelstücke umherwerfen, in Stiefeln auf teppichlosen Böden hin- und hermarschieren, oder Musikhabitués, die noch bis in die Nacht hinein Klaviere bearbeiten oder Phonographen krähen lassen. Vorn auf der Strasse indes rasseln elektrische Bahnen von morgens um 5 bis nachts um 1 Uhr, später sausen Automobile mit lauten Signalen vorbei, in den Hintergärten unterhalten heulende Katzen den Schläfer, und in der Nachbarschaft endlich heulen Hunde, die ihr ehemaliges Raubtiernaturell gerade in nächtlicher Stille durch aufgeregtes und anhaltendes Bellen dokumentieren. Kurz, es gibt Gegenden in der Grossstadt, wo es keinem empfindlichen Schläfer möglich ist, einen ungestörten 7—8stündigen Schlaf zu finden, den sein im modernen Kampf um den Dollar arbeitender Geist so dringend notwendig hätte. Mangelnde und ungenügende Schlaffähigkeit ist ein Hauptgrund der beständig zunehmenden nervösen Degeneration unserer Grossstadtbevölkerung.

Ich achte es deshalb für eine der vornehmsten und dringendsten Aufgaben der Polizei durch drakonische Massregeln in den üblichen Schlafstunden Ruhe zu schaffen; Ruhe vor Strassengefährten, bellenden Hunden, vor Musikinstrumenten, vor rücksichtslosen Mitbewohnern oder Nachbarn, und zur Durchführung sowie Überwachung entsprechender Verordnungen ständige Nachtkontrollbeamte einzuführen. Nur dann kann auch dem Grossstädter der Schlaf das sein, was er uns sein soll, „der zweite Gang am Tische der Natur, der Haupternährer bei dem Fest des Lebens!“

85

SEXUALITÄT UND DICHTUNG.

EIN WEITERER BEITRAG
ZUR PSYCHOLOGIE DES DICHTERS

VON

DR. MED. OTTO HINRICHSEN
PRIVATDOZENT IN BASEL.



WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1912.

Vorwort.

Dilthey, als er in seinem Buch: „Das Erlebnis und die Dichtung“ die Kardinalfrage stellt, welches das Verhältnis „zwischen der angesammelten Erfahrung und der frei schaffenden Phantasie, zwischen der Reproduktion von Gestalten, Situationen und Schicksalen und ihrer Schöpfung sei,“ spricht aus, die Assoziation, „welche gegebene Elemente in einer gegebenen Verbindung zur Vorstellung wieder zurückruft, und die Einbildungskraft, welche aus gegebenen Elementen neue Verbindungen herstellt, scheinen von einander durch die klarste Grenzlinie getrennt,“ und fährt fort: „Indem man die wirkliche Beziehung dieser beiden grossen psychischen Tatsachen untersucht, gilt es die deskriptive Methode ohne jede Einmischung erklärender Hypothesen anzuwenden.“ Derart deskriptiv bleibend habe ich schon in meiner ersten Grenzfragen-Arbeit: „Zur Psychologie und Psychopathologie des Dichters“ versucht einiges auszusprechen, was mir für die psychische Eigenart des Dichters charakteristisch zu sein scheint. Auch nur annähernd irgendwie erschöpfen konnte ich mein Thema nicht. Teils, weil meine Einsichten nicht so weit reichen, teils, weil der Umfang der Arbeit nicht mehr gestattete als auf die Hauptprobleme, wo sie mir wenigstens zu liegen scheinen, hinzuweisen. Schon in der genannten Arbeit konnte ich nicht vermeiden mich beiläufig und deshalb natürlich auch ungenügend mit den mein Thema sehr genau berührenden und für sie sehr wichtigen Anschauungen Freuds auseinanderzusetzen. In den nachfolgenden Erörterungen ist dies nun des Weiteren, noch immer aber, wie ich anerkenne, in unvollständiger Weise geschehen. In dieser zweiten Arbeit handelt es sich um die Bedeutung der aus dem geschlechtlichen Triebleben des Dichters für seine Produktion stammenden Impulse, und das wesentliche Resultat meiner nachfolgend gegebenen Überlegungen sehe ich darin, dass ohne starke Intellektualität kein bedeutsames dichterisches wie natürlich auch jedes weitere geistige Neuschaffen möglich ist, diese intellektuell produktive Veranlagung aus einem noch so mächtigen Triebleben an sich und im Ganzen nicht gesteigert werden

kann. Wenn sich der Dichter verliebt, kann aus diesem Erregungszustand der Verliebtheit ihm schon ein temporärer Kräftezuwachs resultieren: der Dichter erlebt in solchen Zeiten etwas Neues, und Darstellung dessen, was er erlebt, richtiger jedoch, was er erlebt hat, aus der Erinnerung an das Erlebte heraus, ist nun einmal des Dichters Aufgabe. Besonders des nicht nur lyrischen Dichters. Daneben war es mir um die Schilderung der sexuellen Eigenart der behandelten Dichterpersönlichkeiten, im Genaueren Goethes und Grillparzers, zu tun. Psychoanalysen dieser Individualitäten im Sinne der Freud'schen Schule zu geben war mir nicht möglich. In der früheren wie in der jetzigen Arbeit betone ich eine gewisse Persönlichkeitsspaltung im Dichter, in eine erlebende und eine beobachtende und darstellende Person. Eine Spaltung der Persönlichkeit, welche mit hysterischen Doppel-Ich-Erscheinungen meiner Ansicht nach nichts zu tun hat, sondern lediglich aus einer die Norm überschreitenden Prävalenz der eigenartigen Intellektualität des Dichters entstammt. Durch diese Prävalenz und Persistenz des Beobachters in dem Dichter bietet dieser auch als Liebender vielfach ein anderes Bild als der intellektuell bescheidener Veranlagte. Dieses Bild suchte ich festzulegen, suchte bei so verschiedenen Individualitäten wie Goethe, Grillparzer, Stendhal usw. das bei aller Differenz Gemeinsame herauszustellen. Mögen andere tiefer eindringen, wenn sie es können. Ich glaube hier wie auch Freud gegenüber, dessen in seiner „Traumdeutung“ gegebene Anregungen sich wohl noch entscheidender für die Psychologie des Dichters und seines Schaffens nutzen liessen, als es mir bisher möglich war, in den mir durch meine Erfahrung gezogenen Grenzen geblieben zu sein. Die Probleme, welche Freud zur Diskussion gestellt hat, gehören zu den schwierigsten, welche es überhaupt gibt, und wer sich nun einmal für die Probleme der Psyche interessiert, wird daher auch zu Freuds Hypothesen Stellung nehmen müssen. Ich beanspruche dabei nicht das Verdienst, die Diskussion über diese Dinge, so gar wesentlich gefördert zu haben. Rührt man aber einmal an sie, ist es bei allem Bestreben, deskriptiv zu bleiben, schwer, nicht auch sein Wort zu den Freud'schen Behauptungen zu sagen. Im Übrigen ist in einer Kritik des auch von mir genutzten Loewenfeldschen Buches: „Über die sexuelle Konstitution und andere Sexualprobleme“ im Zentralblatt für Psychoanalyse (Jahrg. II. Heft 5), also ex cathedra, kürzlich gesagt worden, die sexuelle Energie sei nur als eine Komponente der geistigen Schaffenskraft zu betrachten.

Basel, April 1912.

Otto Hinrichsen.

I.

Die Phantasie-Liebe des Dichters.

Wenn von Sexualität gehandelt wird, ist das Erotische (Psychisch-Sexuelle) vom körperlich Geschlechtlichen in der Betrachtungsweise möglichst zu trennen. Der erotisch leicht Ansprechbare hat durchaus nicht immer starke Neigung zur Ausübung des sexuellen Akts, der geschlechtlich stark Aktive ist keineswegs stets der stark Erotische, leicht und besonders auch leidenschaftlich Verliebte. Der Dichter nun ist vor allem Phantasiemensch, ist seiner ganzen Veranlagung nach, so weit sich generell überhaupt vom Dichter sprechen lässt, leicht und schnell in seiner Einbildungskraft erregt, verliebt sich vielfach auch leicht und schnell, ohne dass wir seine Sexualität im gröberen Sinne deshalb als eine anspruchsvollere einschätzen müssten. Es scheint sogar im Wesen des Dichters zu liegen, dass er sich oft mit einem Phantasiegenuss begnügt, wo der gröber organisierte Mensch körperlichen Genuss erstrebt. So scheinen mir alle die bekannteren Liebesverhältnisse Goethes mit Ausnahme natürlich desjenigen zu Christiane Vulpius, welches ja auch in das reife Mannesalter Goethes fällt, etwas Harmloses im geschlechtlichen Sinne zu haben. Es lässt sich natürlich über die Sexualität eines Menschen, ohne dass man über genaueste Daten verfügt, schwer urteilen. Es liegt mir auch bei den sehr genau für das Gegenteil in der Goetheschen Dichtung selbst sprechenden Dokumenten fern zu behaupten, dass Goethes Sexualität irgendwie subnormal gewesen wäre, dass neben jenen gemütlich stärker betonten, poetisch besser nutzbaren Verhältnissen, über welche er teils selbst berichtet hat, wir zum andern Teil durch andere wissen, nicht solche einhergegangen wären, welche Goethe das dem normalen Menschen körperlich Notwendige und auch die Unterlage für ein Gedicht wie das „Karlsbader Tagebuch“ und Ähnliches geboten hätten. Es tut auch, ob dies und wann es nun im geringeren oder grösseren Umfang der Fall gewesen, hier wenig zur Sache, viel dagegen, dass Goethe sehr häufig verliebt

war, wo nach der ganzen Sachlage eigentlicher Geschlechtsgenuss entweder gar nicht möglich war (Lotte Buff, Lili) oder es doch nicht zu ihm gekommen ist (Friederike Brion).

Bei den Jugendverhältnissen des Dichters ist diese Frage seltener, eigentlich wohl nur in Bezug auf Friederike, aufgeworfen worden, häufig dagegen gefragt, wie weit Goethe etwa mit Frau von Stein gekommen sei. Dennoch spricht, so wenig sicher sich oft über solche Dinge nachträglich urteilen lassen wird, alles dafür, dass es sich auch in diesem Falle um ein „ideales" Verhältnis gehandelt hat. Immer für mich offen gelassen dabei, was sich in jenem Zeitraum, aus dem Goethes Briefe an Frau von Stein stammen, gelegentlich nebenbei abgespielt hat. Allzu strikte Forderungen in bezug auf körperliche Treue wird Frau von Stein wohl kaum haben erheben können, und des Menschen Natur ist kompliziert. Das eine Verhältnis zu einer Person, welches eine bestimmte Funktion in einem Leben hat, schliesst Anderes, „natürlich" Basiertes keineswegs aus. Unter dieser Annahme verliert die Liebe Goethes zu Frau von Stein viel des Seltsamen, das man sonst in ihr hat finden wollen und ohne diese Annahme auch mit einem gewissen Recht finden kann. In Italien hat Goethe auch strikt sexuell nicht abstinent gelebt und, dass er bei seiner Heimkunft sodann einen Bund eingeht, der ihm alles bietet, spricht wohl eher dafür, dass er daheim vorher etwas entbehren musste, als dagegen.

Ich stiess nun auf Bekenntnisse und in diesem Punkt genauere Bekenntnisse eines jungen Dichters, als Goethe sie uns gewährt hat, welche mir für mein Thema beachtenswert erscheinen. An sich ist es ja kaum des Beweises bedürftig, dass junge Menschen sich verlieben können, ohne an weiteres als eben an Liebe im gemütlichen Sinn zu denken, ohne den körperlichen Besitz der Geliebten bewussterweise zu wünschen. So sagt Grillparzer: „Als ich Theresen liebte (und sie liebte ich reiner als ich vielleicht je noch lieben werde), wusste ich nie, dass sie einen schönen Busen habe, und das ist doch wahrlich viel bei mir gesagt." So war Henri Beyles (Stendhals) erste Liebe „un amour timide, respectueux, passionné, qui devait recommencer douze ans plus tard, avec plus de succès et moins de bonheur." (E. Rod, Stendhal.) Es ist bekannt, dass eigentliche Verliebtheit auch später sogar das rein Sexuelle wenigstens im Anfang zurücktreten lässt, und wesentlich in dieser Weise scheint mir der junge Goethe meist verliebt gewesen zu sein. Heute freilich, wo Freud die Sexualität und „polymorphe Perversität" des Säuglings entdeckt hat, von der Sexualität des Kindes so viel die Rede ist (fraglos muss sich auch das Sexuelle in seinen Wurzeln und ersten dumpfen Äusserungsformen sehr weit zurück verfolgen lassen), scheint eine derartige „Unverdorbenheit", eine Harmlosigkeit, wie sie aus den gleich zu erwähnenden Geständnissen Karl von Holteis

spricht, beinahe unglaubhaft. Bei einem jungen Grossstädter von heute mag sie auch nicht leicht gefunden werden, obgleich der Boden auch dort nicht stets so sexuell unterwühlt sein wird, wie es nach manchen Äusserungen der Zeit erscheint. Es lohnte sich auch nicht so sehr den hier berührten Dingen näher zu treten, wenn nicht meiner Ansicht nach ein vertiefteres Verständnis, wenn auch grade nicht des Dichters schlechthin, über den sich schwer handeln lässt, so doch mancher Dichterindividualität und speziell Goethes und seines so viel erörterten Verhältnisses zu Frau von Stein daraus zu gewinnen wäre.

Eines, worauf ich hier ziele, hat ganz beiläufig bereits Möbius betont. Er zitiert Hermann Grimm, der sagt: „Soviel wir wissen, hat Goethe niemals etwas erlebt, das ihn vollständig hingenommen hätte. Und wenn er aufs Leidenschaftlichste erregt scheint, es bleibt ihm stets die Kraft übrig, sich im Momente selbst zu kritisieren, Erlebnis und nachfolgende Reflexion muss bei ihm stets unterschieden werden. Wenn Goethe an Frau von Stein schreibt, getrennt von ihr, einsam, die Feder in der Hand empfindet er heftiger. Erst, indem er reflektiert, kommt die volle Leidenschaft zum Ausbruch. Wir haben gesehen, wie sein Verhältnis zu Lotte erst dann verständlich wird, wenn wir all seine Leidenschaft in die Stunden verlegen, wo er nicht bei ihr ist.“ Dass dieses Selbstbeobachten zum Dichter gehört, dass dem Dichter aus diesem Zug seines Wesens ein grosser Teil seines Materiales fliesst, ist fraglos. Jedem unmittelbaren Erleben haftet etwas Dumpfes, Befangenes an; es gibt genug Menschen, die wesentlich in der Erinnerung geniessen, wo dann das, was genussvoll an einem Erlebnis ist, reiner hervortritt als im Augenblick des Erlebens selber. Dort gibt es immer leicht irgend etwas, das stört, hier nicht mehr. In der Erinnerung kann sich die Phantasie der Dinge bemächtigen, sie beliebig potenzieren. So wird der Dichter auch stets Dichter in eigener Sache sein und mehr als im Augenblick des Erlebens selbst, der eigentlich keine Besinnung zulässt, in der den Genuss reiner wiederbelebenden Erinnerung.

So sagt auch Rod von Stendhal: „Heureux quand il aime et décidé à aimer, Beyle se gâte comme à plaisir tous ses sentiments par le spectacle qu'il s'en donne. Il n'en jouit qu'après, par un effort d'imaginations, de volonté peut-être“. Grade bei Stendhal war dies ständige sich Beobachten und Analysieren sehr stark ausgesprochen. Sensibilität und Energie, meint Rod, stellten das positive Element des Stendhalschen Charakters dar, dem ein negatives entsprach: „l'esprit d'analyse, la clairvoyance, ou simplement l'intelligence: car c'est bien l'intelligence qui, développée à l'excès, poussée hors de son cadre normal, produit en s'ingérant dans le domaine de la sensibilité les désordres qu'on peut constater chez Beyle. Il y a, entre nos divers facultés, un état d'équilibre que rompte la croissance exagérée de l'une d'elle, fût-ce de la plus

noble: l'homme trop intelligent est aussi déréglé que l'homme trop sensible. Or, quelque vive que fût la sensibilité de Stendhal, elle ne balança pas les excès de son intelligence: elle plia devant celle-ci, qu'il la corrompit, la souilla, la comprima, la rendit craintive, méfiant, douloureuse." In Gegenwart seiner Geliebten selbst beobachtet Stendhal sich, „il se demande si sa tenue est bien celle qu'il faut, s'il montre assez d'esprit, s'il joue assez parfaitement sa petite comédie".

Goethe war ein anderer, harmloser, hingebender. Aber, was er empfunden haben mag, wenn er bei Lotte Buff weilte, war er fort von ihr, konnte seine Leidenschaft sich nach Belieben gehen lassen. In Bezug auf Friedericke sagt Goethe in „Wahrheit und Dichtung" selber: „Ich kam seltener hinaus, aber unsere Briefe wechselten desto lebhafter. Sie wusste mir ihre Zustände . . . . zu vergegenwärtigen, so wie ich mir ihre Verdienste mit Gunst und Leidenschaft vor die Seele rief. Die Abwesenheit machte mich frei, und meine ganze Zuneigung blühte erst recht auf durch die Unterhaltung in der Ferne. Ich konnte mich in solchen Augenblicken ganz eigentlich über die Zukunft verblenden".

Ganz klar spricht sich Goethe schliesslich im Allgemeinen in dem Gedicht: „Glück der Entferung" aus:

Trink o Jüngling! heil'ges Glücke
Taglang aus der Liebsten Blicke . . .
Doch das Glück bleibt immer grösser
Fern von der Geliebten sein.

Nirgends kann ich sie vergessen;
Und doch kann ich ruhig essen,
Heiter ist mein Geist und frei;
Und unmerkliche Betörung
Macht die Liebe zur Verehrung,
Die Begier zur Schwärmerei.[1])

Die gegenwärtige Geliebte ist eine bestimmte Person mit eigenem Willen, die aus der Entfernung Angebetete ist ein Vorgestelltes, ein Wesen, das sich ohne Mängel, ohne Widerstreben denken lässt. Gegenwart ernüchtert leicht, Sehnsucht steigert die Empfindung. Bei jedem Menschen, eher mehr als weniger aber noch bei einem Dichter d. h.

[1]) Die Gegenempfindung, das: omme animal post coitum triste drückt Lessing in seinem Liede „Der Genuss" aus:

So bringst du mich um meine Liebe,
Unseliger Genuss? ....
Nimm sie den Wunsch so mancher Lieder,
Nimm sie zurück, die kurze Lust!
Nimm sie, und gieb der öden Brust,
Der ewig öden Brust, die bessere Liebe wieder.

einem vorwiegend mit der Einbildungskraft lebenden Individium. Den Wirklichkeits- und Aktualitätsmenschen mag nur die Gegenwart der Geliebten erregen; wenn der für diesen nötige unmittelbare Reiz nicht wirkt, und bei primitiven roheren Naturen wird sich das jedenfalls auch so zutragen, mag dieser kalt sein. Der Dichter, der meist so viel auf Grund seiner lebhaften Phantasie erwartet, mehr als Wirklichkeit je bieten kann, wird durch die Entfernung, durch die Sehnsucht eher wärmer.

Auch durch Grillparzers Leben zog sich, wie bekannt, ein Verhältnis, das zu Kathi Fröhlich, welches nie den natürlich gegebenen Abschluss fand. Und Grillparzer selbst betont, dass der Widerspruchsgeist, die Selbständigkeit usw. Kathis, mit anderen Worten die Realität eines bestimmten, so und nicht anders gearteten Wesens, das ewige Hindernis bildete, um ihn mit Kathi glücklich sein zu lassen. Alle solche Dinge sind natürlich schwer zu beurteilen. Es kann da sehr Verschiedenes mitspielen, auch pathologische Hemmungen. Nun scheint aber Grillparzer doch Verhältnisse gehabt zu haben, in denen auch er zu dem natürlichen Ziel kam, sich jedenfalls sexuell im engeren Sinne betätigte. Er bezeichnet sich auch selbst als sinnlich sehr erregbar. Wir kennen heute die Pathologie des Geschlechtslebens genau genug, um zu wissen, dass vieles in einem solchen Falle möglich ist, Hemmungen verschiedenster Art, rein psychische wie mehr physische das Verhalten eines Individiums bestimmen können. Grillparzer sagt selbst einmal: „Es war eine Grille von mir, das Mädchen nicht zu geniessen.“ Darnach hat die Möglichkeit von ihm aus doch vorgelegen, und, dass er daran denken musste, ist ja klar. Die Annahme, dass er sich und Kathi die aus einem intimeren Verkehr erwachsenden Unannehmlichkeiten, die Nötigung, schliesslich etwa zu heiraten, ersparen wollte, liegt nahe, reicht aber doch nicht zu; denn erfahrungsgemäss versagt einer ausgesprochenen Leidenschaft gegenüber vielfach die Kraft derartiger Vorsätze. Wie weit Rechtlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Einsicht darin, eine Ehe mit Kathi könne für beide Teile nicht zum Guten führen, mitgespielt haben mag, rein nur aus solchen Erwägungen wird Grillparzers Haltung nicht hervorgegangen sein. Da er das Verhältnis nie wirklich löste, wurde er ja trotz aller Gewissenhaftigkeit in diesem einen Punkt doch schuldig. So muss man wohl auf Grillparzers ganze Persönlichkeit rekurrieren, um sich seine Stellungnahme einigermassen verständlich zu machen. Er wollte und konnte sich nicht genügend aufgeben. Bei ihm war nach seinem Wort „der ewige Zuseher“ ähnlich wie bei Stendhal so stark ausgebildet, dass er klagt: „Ich wollte was schuldig sein, um einen Schmerz, ein Unglück, eine Verzweiflung, die — und wärs nur für eine Stunde — mein Wesen ganz aufgehen machte in einer Empfindung, und mich —

nur für eine Stunde — von dieser dauernden Verstandeskälte frei machte, die wie ein hohnlachender Narr hinter jedem Vorhang hervorguckt." Dennoch konnte dieses ganze Verhältnis wohl nur entstehen und sich behaupten bei einem Menschen, dessen sexuelle Aggressivität entweder nicht stark genug war, nebenbei ihre Befriedigung fand oder durch bestimmte Momente gehemmt wurde. Da wir es nun in Grillparzer mit einem erblich stark belasteten und fraglos psychopathischen Individuum seinem ganzen Lebensbilde nach zu tun haben, ist das Verhältnis Grillparzers zu Kathi mit Goethischen Liebesverhältnissen, besonders mit demjenigen Goethes zu Frau von Stein, unmittelbar nicht auf eine Stufe zu stellen, sondern zu vermuten, dass hier pathologische Momente, und sei es auch nur eine pathologische Entschliessungsunfähigkeit, näher oder ferner mitspielten. Goethe war ein Sanguiniker, Grillparzer Hypochonder und stark depressiv veranlagt. Der eine wusste immer abzubrechen, ging entschlossen von Frau von Stein zu Christiane über, der andere schleppte ein quälendes Verhältnis lebenslänglich fort, Schuld scheuend und doch schuldig werdend. Für jene spezifische "nichtsbegehrende" Phantasieverliebtheit ist also bei Grillparzer wenig zu gewinnen. Er schwärmte nicht, wenn er von Kathi fort war, in Briefen, wie überhaupt briefliche Aussprache nicht seine Sache war. Er gab sich nicht schwärmend, anbetend und nichtsverlangend, wie mir das für Goethe zum guten Teil charakteristisch zu sein scheint, hin. Er hätte aufgehen wollen in dem Weib seines Herzens oder dieses vielmehr hätte restlos in ihn aufgehen sollen, wo ihm doch weder gegeben war, sich nach Goethescher Art heiter, harmlos hinzugeben, noch sich mit den Ecken und Kanten einer andern Persönlichkeit als etwas Gegebenem abzufinden. Goethe wiederum, so sehr er sich hingab, gab sich dabei doch nie auf. Er wollte lieben, ein Objekt für sein überströmendes Liebesgefühl haben, aber sich weder persönlich noch bürgerlich gefangen nehmen lassen und findet so schliesslich den Ausweg eines freien Verhältnisses mit einem an Stand und Bildung unter ihm stehenden Mädchen, das ihm nicht allzusehr beengte. Für Grillparzer hätte es das Mädchen, das ihm voll genügt hätte, kaum gegeben, unfähig, wie er im Grund war, dasjenige, was das Leben unweigerlich an ein eheliches oder der Ehe angenähertes Verhältnis knüpft, zu ertragen; denn dass selbst ein Goethe später, mag man Christiane nun einschätzen wie man will, ebenfalls manches zu ertragen gehabt hat, ist doch zweifellos. Aber unerfüllbare Forderungen an das Leben zu stellen, lag nicht in Goethes Natur. Ihm war ein Gewährenlassen möglich, und sein Egoismus, an sich nicht geringer als der Grillparzers, doch so geartet, dass er relativ ungeschädigt an den realen Forderungen des Lebens vorbeizukommen wusste.

Nun zu Karl von Holteis Bekenntnissen in seiner Autobiographie:

„Vierzig Jahre“. Man kann auch Holtei als eine sanguinische, das Leben nicht allzu schwer nehmende Natur bezeichnen. Ein Philister war er nicht. Gelderwerb und Geldeswert galt ihm zeitlebens wenig. Er hatte es nie leicht sich durchzubringen, war Dichter, Schauspieler, Theaterdirektor, Rezitator und zweimal mit Schauspielerinnen verheiratet. Eine ganz andere Art von Leben somit, als es der von Haus aus begüterte, früh in bestimmte gesicherte Verhältnisse eintretende Goethe, als es der lebenslänglich als Beamter sein Leben fristende Grillparzer zeigen. Holteis Existenz war ein Wanderleben, über die allernächste Zeit hinaus zu sorgen, lag ihm fern. Er sagt selbst von sich, dass er, mit Geld umzugehen, nie gelernt habe. Diese Unruhe und Rastlosigkeit der Existenz war bei ihm wohl aus den Verhältnissen geboren, im letzten Grunde aber entstammt Derartiges stets einer entsprechenden Anlage. Wer die Ruhe sucht, findet sie eben auch, den jungen Holtei aber trieb es auf die Bühne, und erst spät kommt er zu einiger Ruhe, lässt die Bühne hinter sich und wird im eigentlichen Sinne Schriftsteller. Was er dramatisch geleistet hat, wiegt nicht schwer, wurde für den Augenblick geschaffen und musste mit ihm vergehen.

Holtei wurde am 24. Januar 1798 geboren. Als er die Schauspielerin Natalie kennen lernte, war sie die Geliebte eines gleich ihr am Breslauer Theater beschäftigten Schauspielers Töpfer. Dieser verliess Breslau im Frühjahr 1814. „Doch bevor er aufbrach, erzählt Holtei, hatte er Sorge dafür getragen, dass seine Natalie nicht allein und sich selbst überlassen zurück bleibe. Sie ward im Hause eines Beamten, der drei dem Theater gewidmete Töchter besass, einquartiert und der Obhut der Älteren anvertraut.“ Schon damals war Holtei in das Mädchen verliebt und freute sich, dass sie nun frei werde. Aber: „Mich Natalien als Liebhaber zur Seite zu stellen, ja nur zu tun, als wagte ich zu hoffen, . . . das durfte ich nicht, denn das wollte sie nicht und verbat es sich durch Zeichen, Gebärden und Worte.“ Etwas weiterhin heisst es: „Sie war zwar eine Kokette, aber eine unberechnete, gutmütige, harmlose. Ihre Schuld war es nicht, dass ich so unsäglich durch sie litt. Es war die meine, es war die Schuld meiner Unschuld“ Holtei verliess dann Breslau und traf, als er zurückkehrte, bei Natalie einen neuen Liebhaber, der zwar auch Karl wie Töpfer (und übrigens Holtei selber) hiess, aber nicht ein Schauspieler, sondern russischer Offizier war. Er sagt ihr „Lebewohl auf ewig“, kehrte aufs Land zurück und schloss sich dann den Breslauer freiwilligen Jägern an. In den Krieg kam die Truppe nicht. Zurückgekehrt nach Breslau, suchte er Natalie wieder auf. „Sie nahm mich vom ersten Augenblicke an als Liebhaber auf. Seitdem ich Soldat gewesen, seitdem ein Jahr zwischen uns lag, erschien ich ihr nicht mehr als der Knabe, der bei T. (Töpfer) Guitarrenunterricht suchte. Jetzt

schien sie bereit mich zu lieben. Aber in ihrem Sinne. Sie erwartete, dass ein junger, dringender Verehrer die Lücke ausfüllen werde, die sie empfand, und in der sie sich langweilte. Ein schmachtender, verzagter, nichts wagender Schwärmer trat ihr entgegen . . . und der verdarb es sich eigentlich schon in den ersten Tagen. Sie wollte leben! Ich wollte lieben!" — „Was mich in ihren Augen zum Kinde machte, als ich nach T's. Abreise um sie herum stöhnte, verselte und verehrte, das machte mich jetzt, wo ich doch für ein Kind nicht mehr gelten konnte, nach ihrer Meinung zum kalten, regungslosen Pedanten, mit dem, wie sie sich bisweilen, durch meine hochtönenden Verse enuyiert, ausdrückte, „nichts Vernünftiges anzufangen sei!" Wenn sie mit frivolem Humor fragte, ob ich denn auch als Jäger so bescheiden und schüchtern bei Damen gewesen, schlug ich errötend die Augen nieder und bat mir, wie der Wiener sagt, „einen anderen Diskurs" aus. Das Allertollste dabei und was mich, recht aufrichtig zu reden, in das Genus der Schafe hinweist, war, dass ich mein Verhältnis zu ihr erkannte; dass ich wusste wo es ihr fehle, und woran es mir fehle; dass ich zu Hause oder auf einsamen Spaziergängen mir mit all der Glut der Leidenschaft gelobte, von nun an wie ein berechtigter Liebhaber der Geliebten gegenüber zu treten, dass aber jedesmal, wenn ich bei ihr war, die alte skeptische Zurückhaltung jenen lebensfrischen Vorsätzen in den Weg trat. Daher war auch unser kleiner Briefwechsel geradezu im Widerspruch mit unserm persönlichen Benehmen. Sie schrieb besonnen, immer mit Vorbedacht und nur selten entschlüpfte ihr beim Schreiben ein: „guter, lieber!" oder eine: „Sie liebende!" Ich dagegen, am Schreibtische voll dichterischer Begeisterung und in Liebesglut aufflammend, nannte sie: „ewig Geliebte, Du mein Alles, reizende Freundin!" Kam ich dann, so fand sie einen unerklärlichen Unterschied zwischen meinen geschriebenen und gesprochenen Worten."

In der Stadt galt Holtei für einen glücklichen Geniessenden. „Alle jungen Männer beneideten mich, alle alten Weiber verdammten und erklärten mich reif für die Hölle." Ebenso urteilte ein älterer Freund Holteis, der Theaterkritiker Schall. „Falsche Scham hielt mich ab, ihm zu bekennen, wie viel ich litt, und wie unglücklich diese Liebe mich machte. Litt er doch zu derselben Zeit nicht minder, wenn auch aus anderen Gründen und in ganz entgegengesetzten Beziehungen, durch seine Verbindung mit einer Dame vom Theater, an die er unaufhörlich gefesselt schien, und durch die Macht der Gewohnheit auch wirklich war, während er wie ich, der Mann wie der Jüngling, in einem Punkte völlig gleich standen, nämlich darin, dass keiner von uns beiden für die mannigfachen Martern, die aus unserm zärtlichen Umgange entsprangen, sich durch Genüsse zu entschädigen wusste, deren die ganze Stadt uns teilhaftig wähnte. Niemand in Breslau mochte

---

ahnen, und niemand hätte es geglaubt, dass Schall während seiner vieljährigen Liebschaft, die den Namen einer wilden Ehe trug, in keinem andern, als einem platonischen Verhältnisse zu der sogenannten Geliebten stand, er, einer der verrufensten Epikuräer Breslaus; dass er nichts als Grillen, Launen, Opfer duldete und brachte, dass er verzweifeln wollte und sich nicht losreisen konnte!" Später gestanden sich Holtei und Schall dann gegenseitig den wahren Sachverhalt.

Schliesslich trat ein neuer Nebenbuhler zwischen das seltsame Liebespaar, ein verheirateter Mann, der aber bereit war, sich scheiden zu lassen. Es kam zu einem Bruch. Holtei wollte sich erschiessen, kaufte ein paar alte Terzerole und goss Kugeln. Er stellte sich vor, welch Aufsehen seine Tat machen, wie Natalie ihm nachweinen werde. „Dadurch rührte ich mich überschwänglich, steigerte mich in dieser Rührung zu immer wachsender Wehmut, und es wäre doch vielleicht möglich gewesen, — ich sage vielleicht, — dass diese Narrheiten ein schlimmes Ende herbeigeführt hätten, wenn nicht ein höchst reeller Schmerz über den idealen und sentimentalen den Sieg davon getragen. Mein alter intimer Feind, der Zahnschmerz, trat diesmal wie ein Freund auf." Aber noch einmal sieht er Natalie. Sie führt ihn selbst auf ihr Zimmer. „Als wir in ihrem Stübchen waren, setzte sie den Leuchter auf den Tisch, schloss dann nach kurzem zögerndem Besinnen die Stubentüre von innen, und nun trat sie vor mich hin, schlug die Arme unter wie ein General, sah mich lange fragend an und brach am Schlusse dieser vielsagenden oder viel fragenden Pantomime in die Worte aus: „Was soll denn eigentlich aus uns beiden werden?" Sie bietet ihm schliesslich einen Kuss an, den er mehr annahm als gab. Ja, sie löscht das Licht. „Ich regte mich nicht! vielmehr war ich nahe daran, in stumpfe, traumähnliche Bewusstlosigkeit zu versinken. Aus dieser Lethargie schreckten mich Nataliens Worte auf: „Nun, so wollen wir hinübergehen!" Niedergeschlagen verliess Holtei das Haus. „Doch kaum war ich auf dem Heimwege, als mit voller Jugendkraft die Eindrücke des Erlebten nachzuwirken begannen. Ihr nicht mehr gegenüber, schien der Zauber von mir genommen, und Natur wie Liebe schlugen in hellen Flammen aus. Welch eine Nacht! Ich durchlebte in wachen Träumen die Zusammenkunft mit ihr noch einmal, aber wie verschieden war der Ausgang! — Ich ergoss die Fülle meiner nächtlichen Empfindungen in einem Schreiben, welches in dem Grade, als ich am vergangenen Abend zu verzagt, durch leidenschaftliche Ausdrücke zu kühn sein mochte, aber ich liess der heftigen Begier freien Lauf, ich suchte zugleich mein Benehmen zu erklären, indem ich es als die Folge eines Übermasses von Liebe schilderte, und versprach, naiv genug, künftig derartige Undankbarkeiten gegen zärtliches Entgegenkommen nicht mehr zu üben." Natalie hatte genug. Sie nahm endgültig den andern.

Holtei hat über dies Verhältnis zu Natalie wohl so ziemlich alles gesagt, was der Selbstbeteiligte in einem solchen Falle sagen kann. Er hatte weit jünger, als Knabe, schon einmal in einer ähnlichen Situation gestanden wie die oben geschilderte und war damals in einer seinem Alter entsprechenden Weise erschreckt geflohen. Auch später fand er sich einer Kusine gegenüber längere Zeit bei nächtlicher Krankenpflege in einer Lage, die, wie er selbst betont, es bei geringerer Unschuld der beiden Mitspielenden leicht zu sexuellem Umgang hätte kommen lassen können. Jedenfalls hatte er auch zurzeit des Verhältnisses mit Natalie den Rubikon noch nicht überschritten, war damals jedoch erst siebzehn (als Töpfer wegging), zurzeit der zuletzt geschilderten Szene aber wenigstens achtzehn, sagt auch selber, dass er gewusst habe, woran er es Natalie gegenüber fehlen liess. Wie vollständig Holteis Bekenntnis, wie ehrlich es aber auch sein mag, ganz vollständig pflegen solche Bekenntnisse doch nicht zu sein. Und so ist hier zuerst die Frage aufzuwerfen, ob Holteis Sexualität eine normale gewesen sei. Er war nachher zweimal verheiratet, hatte Kinder, war auch seinem eigenen Geständnis nach in der Ehe nicht stets treu. Später also scheint sein Geschlechtsleben doch ein normales gewesen zu sein. Ebenso wie, dass er gewusst habe, was Natalie von ihm erwarte, dass er nur „lieben“, bei Lessings „besserer Liebe“ verharren, sie „leben“ wollte, sagt er auch, dass, sobald er Natalie verlassen, „Natur wie Liebe“ in hellen Flammen ausgeschlagen seien. Er durchlebt die Zusammenkunft mit ihr noch einmal und mit anderm Ausgang als in der Wirklichkeit. Mit andern Worten, er erklärt sich an sich nicht für fähig, Natalien zu genügen. Was hinderte ihn also? Dass der Knabe, wenn an ihn eine solche Versuchung, wie auch Holtei es erlebt hat, herantritt, zurückschreckt und flieht, ist normal. „Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung“ sagt Goethe aus eigener Erfahrung, und auch später besteht, wenn der Jüngling schon weiss, um was es sich bei der Vereinigung der Geschlechter handelt, diese Scheu bei idealer veranlagten Naturen vielfach fort und kann noch immer, ohne dass weiteres dahinter gesucht werden muss, zu einem Zurückschrecken je nach den mitspielenden Umständen führen. Es kommt selbst vor, dass junge Männer bei früher Heirat in die Ehe treten, ohne den Zweck der Ehe zu kennen, erst darauf hingestossen werden müssen so zu sagen und sich dann trotzdem als durchaus normal veranlagt erweisen. Auch das Wissen, welches Holtei betont, braucht in solchem Fall kein sehr bestimmtes, sondern kann recht theoretisch gewesen sein. Man kann nicht sagen, dass Holteis Jugend eine sehr wohlbehütete war. Auch er wird, wie Goethe, ein frühreifes Kind gewesen sein. Aber auch solche Kinder, die früh ihre Beobachtungen machen, manches sehen, sind oft durch eine glückliche Beanlagung derart behütet, dass sie bei allem Wissen dennoch unschuldig bleiben.

Es gibt früh zynische Kinder, da entscheidet die Gesamtveranlagung, nicht die intellektuelle, nicht einmal die sexuelle Frühreife. Ob einer sexueller Zyniker wird, ist weder durch die Frühreife noch durch die Stärke seiner Sexualität bedingt, sondern durch seine gesamtpsychische Eigenart. Goethe erzählt, dass er früh in manche Verhältnisse des Lebens hineingeblickt habe und, wenn hier und da unter solchen Einblicken die kindliche Harmlosigkeit des Individuums leidet, notwendig geschieht es nicht. Es entscheidet da der angeborene Charakter, das Mass der einem Individuum einwohnenden Idealität. Man hat da neuerdings, wo man von einer Seite darauf ausgeht, alles Psychische auf das Sexuelle sozusagen zu basieren, bei ideal gerichteten Individuen von der „Sublimierung“ des Sexuellen gesprochen. Es liegt dem etwas Tatsächliches zugrunde. Individuen, denen eine mehr oder minder direkte sexuelle Betätigung durch ihre Lebensumstände versagt ist, suchen vielfach in idealen Bestrebungen Ersatz. Erklärt wird dadurch jedoch nicht, weshalb das eine Individuum zu dieser Sublimierung kommt, das andere nicht. Weiter als bis zu der Konstatierung einer individuell verschiedenen Anlage kommen wir auch auf diese Weise nicht. Die Fähigkeit zu „sublimieren“ muss immer da sein; rein dadurch, dass die sexuelle Betätigung bei einem Individuum unterbunden wird, wird es nicht idealer in seinen Bestrebungen gerichtet. In ihm muss dieser ideale Zug sein und wird sich, ist er einmal vorhanden, auch in der Art, wie seine Sexualität als solche sich äussert, zeigen. Ideales Streben lässt sich also keineswegs aus sublimierter Sexualität erklären. Das grob sinnlich veranlagte Individuum bleibt immer bei seiner grob sinnlichen, auf die direkte Geschlechtsbefriedigung gerichteten Art, das feiner organisierte, bei dem die sexuellen Wünsche eine genauere Bindung mit dem Gemütlich-Affektiven eingehen, bildet ebenso seine Eigenart nur aus. Diese wird nie durch die sexuelle Nichtbetätigung geschaffen.

Mit dem Begriff Dichter ist nun eine gewisse Idealität, ein Reichtum an ethischen Gefühlen, wenigstens Interesse an ethischen Problemen notwendig verbunden. Nur aus einer solchen Veranlagungsweise heraus kann der Dichter bedeutsam schaffen. Nicht sie macht den Dichter, denn auch andere nicht dichterisch veranlagt Menschen zeigen sie. Auch jede andere Art von höherer Produktivität ist auf ihr begründet. Und wenn auch den Dichter die Phantasie allein ebenfalls nicht macht, sondern nur die spezifische, manches andere in sich einbegreifende Dichter-Phantasie, so ist doch die leicht erregbare Einbildungskraft das hervorstechendste, das am leichtesten fassbare Faktum der Dichterpsyche. Ist aber eine gewisse Idealität oder intellektuell-ethischer Reichtum vom Dichter unabtrennbar, so wird sich dies ideale Moment wie in all seinem Psychischen auch in seinem Psycho-

sexuellen verraten. Natürlich kann auch ein ethisch minderwertiger Mensch Phantasie und poetisches Darstellungsvermögen besitzen, gibt es zynische Dichter. Immerhin nur in begrenzter Weise, weil aus solchen zynischen, sich gegen das Ideale, Ethische auflehnenden Darstellungen nur begrenzte Wirkungen, ja, im Grunde überhaupt nur tiefere Wirkungen zu ziehen sind, wenn es sich mehr um einen vorgespiegelten, einen Vordergrundszynismus handelt als um ernsthafte Negation jener ethischen Gefühle, auf welchen alle Menschheitskultur beruht. Die Fassade des Werks sozusagen kann zynisch sein. Der Dichter kann einen gewissen Zynismus zur Schau tragen, um uns den Schmerz, den erfühlt, das, was er durch die Realität leidet, unter Umständen umso wirksamer zu zeigen. Der Dichter kann sich eben nicht ausserhalb der Gesellschaft stellen. Alle blose Auflehnungs-Poesie ist in ihren Wirkungen bald erschöpft. Will der Dichter stark und dauernd wirken, muss er an ein „Ewiges“ anknüpfen, nicht negieren, sondern ethisch positiv in seiner ganzen Art sich zeigen.

Und so wird, je grösser einer als Dichter ist, auch das Ethos in ihm am stärksten sein, und dies sich in seiner ganzen Persönlichkeit fühlbar machen. Augenblickserfolge lassen sich erzielen, indem der Dichter sich nach Grillparzers Wort an irgend welche „parties honteuses“ der Gesellschaft klammert, Sensationelles, Pikantes bietet, wovon die Schriftstellerei so Vieler lebt. Sie schwinden mit dem Tage; dauernd wirken kann nur ein Werk, dessen Resonanz anderes abgibt, ein tieferes Empfinden der Menschenwelt und ihrer Konflikte.

Damit ist gegeben: edel sei der Dichter, hilfreich und gut.[1]) Was er, und wie allzu menschlich sein eigenes Leben verlaufen mag, nicht in seiner Menschlichkeit selber hat, kann er im Werk nicht geben. Alle seine Unzulänglichkeiten offenbart der Dichter ungewollt, ungewusst im Werk. So wird auch die Art seines sexuellen Empfindens sich immer in den Werken des Dichters irgendwie verraten. Freilich ist es leichter, so etwas generell zu behaupten als an der Hand der Werke eines bestimmten Dichters nachzuweisen. Bei direkter sexueller Perversität kann es sehr leicht sein. Dennoch scheiden gerade diese Dinge Homosexualität, Masochismus, Sadismus usw. meistens aus, weil in starker Ausbildung mit grosser Dichterschaft unvereinbar. Unbedingt ist das freilich auch nicht zu behaupten, in Bezug auf die Homosexualität schon deshalb nicht, weil es bisexuelle Individuum gibt, Individuen, welche mann- und

[1]) Dass auch das Gegenteil in ihm sein wird, ist klar. Siehe Stekels Kapitel: Kriminalität und Schaffensdrang in „Dichtung und Neurose“. Dies „Kriminelle“ ist eben in jedem Menschen. Nur, dass nicht jeder sich wie der Dichter beobachtet und uns über sein Triebleben beichtet. Der wirklich Kriminelle wird von den Dingen, welche der junge Grillparzer bei sich mit Entsetzen entdeckte, nicht viel Aufhebens machen. Auch dies „Kriminelle“ in sich nutzt der Dichter wie alles, was er in sich vorfindet.

weibliebend sind, wo denn in den Werken die heterosexuelle Komponente wirklich oder scheinbar so stark überwiegen könnte, bewusst wie der Dichter es sich ist, für ein heterosexuelles Publikum zu schreiben, dass die homosexuelle, um bemerkt zu werden, nicht genügend zum Ausdruck käme. Man denke daran, dass Shakespeares Sonette den Dichter der Homosexualität verdächtigen, während es schwer fallen sollte, aus seinen Dramen den Beweis zu führen, dass diese Triebrichtung bei ihm vorhanden war. Stark spricht sich die spezielle Art seines geschlechtlichen Empfindens bei Strindberg aus, einer freilich exquisit pathologischen Natur. Mit dieser Konstatierung des Pathologischen in einem Dichter ist aber auch nur etwas gesagt, wenn dieses sehr deutlich ausgesprochen ist. Oft werden, besonders wenn sich nur nach den Werken urteilen lässt, die Grundlagen für eine sichere Diagnose dieses Pathologischen fehlen. So schwankt dieses Urteil bei Heinrich von Kleist. Die einen halten ihn für einen Menschen mit wenigstens zum Teil homosexuellem Empfinden, die andern wollen es leugnen. Da das Individuum solche Dinge selbst nicht unbedingt zu wissen, sich über seine Triebrichtung nicht völlig klar zu sein braucht, was sexuelle Neigung ist für Freundschaft halten kann, ist es für den späteren Untersucher auf Grund eines sehr lückenhaften Materiales natürlich sehr schwer darüber zu urteilen, ob gewisse Schilderungen Kleists seine relative Homosexualität beweisen, wie andererseits, ob sein Verhältnis zu Henriette Vogel ein bloss freundschaftliches oder ein erotisch-sexuelles war. Es liegt nahe anzunehmen, dass, wer wie Kleist an eine Frau einen Brief in lauter Kosenamen schreibt, in diese Frau verliebt ist. Nur, dass mit dieser Konstatierung, ein so Schreibender sei „verliebt“, noch sehr wenig gewonnen ist, so lange wir nicht wissen, in welcher Weise verliebt. Nur als Ausfluss einer flüchtigen Laune, aus einer bestimmten Situation heraus, die etwa zwei Menschen verschiedenen Geschlechts für kurze Zeit einander nahe brachte, oder tiefer, nachhaltiger, Phantasieliebe, Selbsttäuschung oder wirkliche Leidenschaft, was alles, wenn aus einem Verhältnis etwas erklärt werden soll, eine grosse Bedeutung haben kann. E. Kulke gibt in seinen „Erinnerungen an Friedrich Hebbel“ Erzählungen des Dichters wieder von angeblichen Erlebnissen Hebbels, die man nur als erdichtet ansehen kann. So erfindet und phantasiert der Dichter auch leicht da, wo wir ihm als Dichter zu begegnen nicht erwarten. Grade von Kleist wissen wir Ähnliches. So ist es möglich, dass, wenn Kleist, wie oben angeführt, an die Vogel schrieb, es aus der Erregung einer bestimmten Situation heraus, besonders wenn der Gegenpart gleich ihm selbst stark autosuggestibel beanlagt war, in einer Weise geschah, welche den Voraussetzungen, die ein solcher Brief in dem späteren Leser erweckt, sehr wenig entspricht. Man kann an jemand, den man wirklich liebt, nach Grillparzers Art sehr selten,

sehr kalt, sehr nüchtern schreiben, an eine dem Betreffenden im grossen, und ganzen recht gleichgültige Person aus Gründen der Stunde, der Laune, des phantasievollen sich in ein Gefühl Hineinsteigerns sehr warm, sehr „verliebt“ und „leidenschaftlich“. So sagt auch Hermann Camillo Kellner in Bezug auf die Briefe Goethes an Frau von Stein: „Freilich muss man bei der Lesung der Briefe sich immer gegenwärtig halten, dass in ihnen ein Dichter spricht und dass das, was im Hochflug dichterischer Phantasie niedergeschrieben worden, nicht zur Grundlage für das Protokoll eines Untersuchungsrichters gemacht werden darf.“ Wenn wir die Briefe, welche Holtei an seine Natalie schrieb, lesen würden, wer würde später hinter den jedenfalls doch sehr leidenschaftlichen Ergüssen das von Holtei selbst bezeugte Tatsächliche suchen, wer würde nicht das glauben, was Holteis damalige Bekannte, selbst der in ähnlicher Lage sich befindende Schall von dem Verhältnisse dachten?

Gewiss, der Dichter ist im Ganzen nicht anders als jeder sonstige Mensch. Was Holtei geschah, ist nicht lediglich für den Dichter charakteristisch. Eine solche Blödigkeit der Geliebten gegenüber kann jeder Achzehnjährige zeigen, kann daheim ein Held sein, zaghaft in Anwesenheit der Geliebten, kann auch Verse machen, auch leidenschaftliche Briefe schreiben. Mérimée erzählt von Stendhal, er sei Frauen gegenüber nie sehr kühn (hardi), ebenso Rod, er sei schüchtern (timide) gewesen, sobald er wahrhaft liebte. „Il ne réussit pas toujours, ou ne réussissait qu'après de longs sièges. Il ne se plaignait pas: pourvu qu'il aimât, qu'il eût des émotions, qu'il se sentît vivre, il se trouvait heureux“. Und der von Holtei erwähnte Schall war nur ein Theaterkritiker, schrieb seine projektierten Dramen nie und stand doch zu seiner Geliebten jahrelang in einem ähnlichen Verhältnis, wie man es für Goethe und Frau von Stein annehmen muss. Ein zehnjähriges platonisches Verhältnis eines Mannes in den Jahren, in welchen Goethe damals stand, ist auf jeden Fall nichts ganz Gewöhnliches, wird sich auf rein sexueller Basis nicht erklären lassen. Nun sind aber auch Verhältnisse von Männern zu Frauen nicht stets rein sexuell basiert. Wo es sich überhaupt um ein Verhältnis zweier Personen verschiedenen Geschlechtes handelt, wird die geschlechtliche Anziehung immer mitspielen in genauerer oder entfernterer Weise; es liegt das im Wesen der Sache. Es geht aber auch anderes in ein solches Verhältnis ein. Der Charakter der Frau von Stein ist sehr verschieden aufgefasst und geschildert worden, günstiger und ungünstiger. Schliesslich aber ist es gleichgültig, wie Frau von Stein wirklich war, entscheidend lediglich, wie Goethe sie sah. Daran werden wir uns wesentlich zu halten haben. Schon 1775 schrieb Goethe: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch das Medium der Liebe.“ Also ehe Goethe Charlotte überhaupt gesehen, war er für sie einge-

nommen. Mag Charlotte nun gewesen sein, wie sie wollte, auf jeden Fall muss so viel in ihr gelegen haben, dass Goethe, so weit er sie sich idealisierte, dies der Art nach, wie sie ihm bei näherer persönlicher Bekanntschaft entgegentrat, konnte. Wirkte seine Persönlichkeit auf sie, und es ist klar, dass Goethe ihr, platt gesagt, gefiel, wie sollte sie ihm nicht gefallen und bei dem Enthusiasmus, welcher in Goethes Natur lag, nicht stark gefallen, wobei die Weltdame in Charlotte, die Aristokratin, natürlich bedeutsam mitgewirkt haben wird. Schliesslich braucht es für eine enthusiastische, zur Hingebung und Anbetung bereite Natur, wie Goethe es war, — auch die ganze schwärmerische, dem Persönlichkeitskultus ergebene Zeit spielt natürlich mit — von seiten des Gegenparts nicht viel, um eine schwärmerische Bewunderung auszulösen. Ich will gar nicht leugnen, dass Charlotte es im Sinne der Zeit wert gewesen sein wird, derart, wie Goethe es tat, vergöttert zu werden; unter Umständen aber braucht es von seiten des andern Individuums sogar nicht viel mehr, als dass es nicht stört, dass es sich nur, und welche etwas feiner organisierte Frau hätte dazu nicht die instinktive Fähigkeit, in die ihm zugemutete Rolle einigermassen geschickt hineinfindet.

Man denke, wenn es überhaupt eines Beweises bedürfte, dass Verehrungs- und Anschlussbedürfnis auch stets einen Gegenstand findet, an Hebbel und Elise Lensing. Hebbel entbehrte des persönlichen Anschlusses, speziell jenes, den nur ein weibliches Wesen gewähren kann. Er war einsam und traf auf dieses ältliche Mädchen, ebenfalls wie Charlotte Goethe ihm sozial überlegen, im Sinne des gesellschaftlichen Verkehrs gebildeter. Er liebt sie nicht, dennoch kommt es zu einem Liebes-, einem strikt geschlechtlichen Verhältnis. Er sieht einen Engel an Güte, an Uneigennützigkeit in ihr. Wie weit mit Recht, wie weit ihre Natur ideal potenzierend, wer will das nachträglich entscheiden? Dass dann, als Hebbel sich zu Christine Enghaus wandte und die Mutter mehrerer Kinder von ihm, welche trotz allen Vorgebens, Hebbel nie beengen zu wollen, auf Grund der ganzen Situtation auf eine Ehe gehofft haben musste, im Stich liess, auch bei Elise Menschliches, tief menschlich begründete Eifersucht usw. hervortrat, welchen Unbefangenen kann das bei Elise so gut wie bei Charlotte von Stein in Erstaunen setzen? Beide sahen sich verlassen und reagierten wie ein weiblicher Mensch kaum anders in einem solchen Falle reagieren kann. Gewiss, Goethe stand besser als Hebbel da. Ihm hatte die Geliebte nicht auch noch wie Elise Hebbel ihr Vermögen geopfert, hatte ihm nicht uneheliche Kinder geboren, aber frägt eine Frau auch in der Lage der Frau von Stein, d. h. nach einem zehnjährigen platonischen Verhältnis — und dass es dabei blieb, lag zum Teil vielleicht doch in den Umständen, dass Charlotte nicht be-

reit gewesen wäre, ihre Lebenssitutation zu opfern — da nach dem etwas Mehr oder Weniger, wägt da so genau ab? Mag ein platonisches Verhältnis noch so platonisch geblieben sein, schreibt ein Mann erst derartige Briefe an eine Frau wie Goethe an Charlotte von Stein, so ist alles das, was sich nicht tatsächlich vollzog, doch gefühlt, gedacht worden, und die Eifersucht kann sich auf Grund der Vorwürfe, welche sich die beiden Liebenden nicht zu machen haben, auf Grund der „idealen" Voraussetzungen des Verhältnisses genau so entfalten, als wenn körperliche Vereinigungen mit ihren Folgen stattfanden. Ja gerade, weil das Verhältnis „rein" blieb, weil es nicht zu oft das Feuer der Liebe doch auch herabstimmenden Akten kam, kann sich eine in dieser Art verlassene Geliebte um so stärker gekränkt fühlen in Berufung auf die „Idealität" ihrer Liebe. Wie aber Hebbel nie eigentlich in Elise verliebt war, in Hamburg während des Verhältnisses mit ihr Emma Schröder wirklich liebte, so soll man auch bei Goethe nicht übersehen, dass, wie wenig er sonst dabei auf seine Rechnung kam, der Dichter in ihm, wie Holtei es ausspricht, zum guten Teil doch sein Genügen darin fand, zu „lieben", nicht so sehr aber seiner ganzen Veranlagung nach in dieser Zeit wenigstens oder dieser Frau gegenüber das Bedürfnis hatte, zu „leben". Wie Rod von Stendhal sagt: wenn er nur liebte, war er glücklich, ob er nun reussierte oder nicht. Als das Bedürfnis zu „leben" eintrat, wandte Goethe sich eben zu Christiane, als für ihn flüchtige Verhältnisse mit realer Basis, welche ihn vielleicht das platonische Verhältnis zu Charlotte während der ganzen Zeit ermöglicht hatten, nicht mehr zureichten. Der vielberufene Lebenskünstler, was doch nichts heisst, als dass er bei aller Dichterschaft fähig war, Reales stets real zu sehen, müsste ja in Goethe total versagt haben, wenn er nicht den Umständen nach zu Trennendes auch getrennt zu behandeln gewusst hätte, nicht notwendig bewusst, aber doch instinktiv verstanden hätte, zur rechten Zeit das Rechte zu tun. Lebenskünstler kann jemand nun nicht sein bei übermächtigem Triebleben, sondern nur einer, dessen Triebleben durch anderes balanziert ist. Goethe liess sich nie auf etwas festlegen, auch nicht auf Verhältnisse zu Menschen, sondern suchte sie und konnte sie durch Gunst seines Naturells und der Umstände so halten, dass er, sobald es nötig wurde, frei war, sich wieder anders als bisher zu entscheiden. Er wusste, es sei nichts dauernder als der Wechsel. Ob ihn von vornherein seine Lebensklugheit dazu trieb, auch Charlotte gegenüber die Grenze zu bewahren oder ob diese zu spröde und klug war, um es zu irgend etwas kommen zu lassen, das zu einem regelrechten Skandal führen konnte, ist wohl unentscheidbar.

II.

Gemeinsame Züge bei Goethe, Holtei usw.

Von einem Individium auf ein anderes, von einem achtzehnjährigen Jüngling und der Art, wie er sich seiner Geliebten gegenüber gebärdet, auf einen vierzigjährigen Mann und seine Zustände zu schliessen, geht nicht so einfach an. Vielleicht aber führt doch etwas von dem jungen Holtei zu dem Mann Goethe hinüber: die bewahrte Jugendlichkeit und Naivität des Genies. Als Kinder sind wir spielend alle Dichter, werden später „verständig". Auch der Dichter macht diese Entwicklung durch, und doch ist die bewahrte Kindlichkeit des Genialen, und gerade auch Goethes selber, oft genug und, wenn man das Wort darnach nimmt, mit Recht betont werden. Auch der Dichter wird verständig, aber doch nicht so verständig wie die im platten Sinn verständigen Leute. Er bewahrt sich etwas von jener Phantasieerregung, aus der das Spielen des Kindes kommt. Wie dem Kind alles neu ist, so bleibt ihm die Welt neu, wirkt noch immer auf seine Einbildungskraft und aus dieser bewahrten Erregbarkeit nur vermag er zu schaffen. So sind viele Menschen jünger noch Dichter, später überwiegt die Verstandesauffassung, welche der Dichter-Bleibende bei sich zwar notwendig auch entwickelt, ohne aber dabei wie der Nicht-Dichter die jugendliche Phantasieerregbarkeit total einzubüssen. Wie ernst der Dichter auch später das Leben nehmen mag, nehmen muss, um zu einer bedeutsamen Produktion gelangen zu können, es bleibt ihm etwas Kindliches, ein Staunen vor der Welt, welches der verständige Durchschnittserwachsene sonst meist längst überwunden hat. Der rein real und verständig Denkende hat sich an die Welt und ihre Erscheinungen gewöhnt; erst wenn einer sich an sie nicht gewöhnt, sondern die Dinge stets frisch auffasst, stets noch in starker Weise durch sie affiziert wird, kann er dichterisch etwas leisten. Der Mensch sonst lebt realen Zwecken und, wenn nicht jeder, so doch der ausgesprochen undichterisch und geistig unproduktiv veranlagte Mensch. Der Dichter aber erträumt Vorgänge, die nicht real sind, legt in sie hinein, drückt durch sie aus, was er wirklich erlebte, erlebt aber schon von vornherein vielfach anders als der Verstandesmensch, erregbarer oder auf andere Art erregbar als dieser. Es ist nicht leicht, diese Dinge strikt auszusprechen, in Begriffen festzulegen. Dass aber von dem Gesagten einiges tatsächlich ist, dürfte klar sein. Alles Erleben des Dichters nährt seine Produktion, sein Instinkt treibt ihn Erlebnisse zu suchen, welche seine produktive Erregung fördern. Er dichtet nicht, weil er will, sondern weil er seiner Veranlagung nach muss, aber er ist sich doch dieses Grundtriebes seiner

Natur auch bewusst, strebt nach der Produktion, sucht sein Leben so zu gestalten, dass es ihm die grösste Produktionsmöglichkeit bietet, und dies um so mehr, je stärker der Dichter in ihm ist. So bietet sein Leben, mag neben dem, was in ihm zum Schaffen drängt, nun auch anderes hergehen, Bestrebungen, sich der Realität anzupassen, das zur Fristung des Lebens Notwendige zu suchen, ein ganz anderes Bild als das des Nichtdichters. Die sonst die Existenzführung des Individuums meist restlos bestimmenden Momente bestimmen seine Lebensführung nur nebenbei, nur zum Teil, nur soweit, als unbedingt nötig. Seine Hauptbegierde gilt, wie das Leben jedes Dichters zeigt, seinem Schaffen. Auch bei Goethe ist es klar, wie sein Dichtenmüssen und -Wollen seinem Leben die Richtung gab. Gleicherweise bei H. von Kleist, bei Grillparzer, bei Hebbel, bei jedem Dichter. Allen diesen Individuen ist anderes wichtig im Leben und für ihr Leben als dem Nichtdichter, und dieser Grundzug, das Leben nicht für das Leben zu leben, sondern für die poetische Produktion, muss sich in fast jeder psychischen Äusserung eines Dichters verraten. Wobei man allerdings nicht das dichterische Werk primär und allein ins Auge fassen darf, sondern vor allem jenes noch nicht schriftlich fixierte Dichten, die spezifische Phantasiebetätigung des Dichters. Natürlich gilt vieles von dem Gesagten nicht nur für den Dichter und sonstigen Künstler, sondern für den geistig Produktiven überhaupt. Das Werk ist Endprodukt, zu dem es kommen kann, nicht notwendig aber immer kommen muss; wie weit es zu ihm und besonders zu ihm als geschlossenem Kunstwerk kommt, ist abhängig von der technischen Begabung, von der Beherrschung des Ausdrucksmittel. Dem Werk vorher geht der innere Schaffensprozess, welcher noch nicht auf ein bestimmtes Werk gerichtet ist, erst nur die Möglichkeit zu späteren Werken schafft. Wie vieles blieb auch bei Goethe nur Plan, Ansatz zu Werken, Fragment. Wobei auch Fragment nicht nur heisst, dass ein Werk später nicht ausgeführt wird, sondern manches von vornherein in einer Art in die Erscheinung tritt, dass es bestimmt ist, Fragment zu bleiben.

Vor dem poetischen Werk steht also der Dichter als eine eigenartige Persönlichkeit, die, wie sehr immer den realen Forderungen des Lebens Rechnung tragend, doch zu den Dingen des unmittelbaren Lebens anders als der Nichtdichter, der nicht intellektuellen Zielen Zustrebende überhaupt, steht. Ob er sich nun besser oder schlechter mit der Realität abfindet, kann zum Teil von äusseren günstigen oder ungünstigen Lebensbedingungen abhängen, wird aber stets, da sich auch günstigere äussere Lebensbedingungen durch Schuld des Individuums in Ungünstige wenden lassen, durch sein Temperament, durch die dem Individuum neben seiner Dichterschaft einwohnenden Triebe bedingt sein, durch dessen grössere oder geringere Lebensklugheit. Das blosse Wollen ent-

scheidet auch darin wenig, die Anlage, das von Geburt her Mitgebrachte wird entscheidend sein. Goethe gilt als Lebenskünstler, ein Kleist war es nicht und konnte es nicht sein. Ein sich Bescheiden lag nicht in seiner Natur. Dass sie eine pathologische gewesen sein wird, tut hier nichts zur Sache. Goethe wusste Grenzen einzuhalten, was ihn von vornherein den Lenz, Brentano, Kleist, Grabbe usw. gegenüber als die im Ganzen gesundere Natur erscheinen lässt und zu einer Begrenzung des Möbiusschen, neuerdings auch von Kraepelin aufgenommenen Anschauung, dass Goethe ein Periodiker im psychiatrischen Sinne, ein strikt Manischdepressiver gewesen sei, auffordert. Gerade auch in Bezug auf seine erotischen Verhältnisse. Möbius weist darauf hin, dass die produktiv dichterisch erregten Zeiten Goethes auch stets neue erotische Erregung zeigten. Es besteht nun psychiatrisch keine Möglichkeit, den Manischdepressiven allerleichtesten Grades von dem geistesgesunden, etwelche stärkere Periodizität in seinem psychischen Leben zeigenden Stimmungsmenschen, als welchen wir den Dichter doch immer ansehen müssen, abzugrenzen. So sagt Hellpach, die Zyklothymie, das „zyklische Temperament“ sei eine ungeheuer verbreitete Reaktionsform auf Erlebnisse und an sich nicht einmal krankhaft zu nennen. Sie gehöre in weitem Umfang mit zur „reaktiven Abnormität“ und wie weit sie sehr pathologisch werde, hänge sehr stark von den Erlebnissen (vom „Milieu“) ab. Letztere Ansicht hat nun freilich wieder ihr Bedenkliches. Dagegen ist es keine Frage, dass da, wo wir es mit einem psychiatrisch sicheren Manischdepressiven zu tun haben, Grenzen meist nicht mehr und grade auf sexuellem Gebiet eingehalten zu werden pflegen, es vielmehr zu Entgleisungen kommt. Ich lasse dabei das Bild im Ganzen, welches Möbius von Goethes „Periodizität“ entworfen hat, vorerst völlig stehen. Nur als Unterlage zu der Diagnose: manischdepressiv scheint es mir nicht zu genügen. Einzelnes lässt sich sicher auch anders auffassen, als Möbius es getan. So fasst dieser die Periode, in der die Keime zum Werther gelegt wurden, als eine strikt depressive auf, gesteht aber selbst, es sei auffallend, dass „sich in den Briefen aus der Jugendzeit die pessimistischen Gedanken und der Lebensüberdruss viel weniger bemerkbar machen, als bei der retrospektiven Betrachtung.“ Gemeint ist die retrospektive Betrachtung dieser Zeit durch Goethe selber. Möbius meint, dass Goethe seine Verstimmung mit richtigem Gefühl geheim gehalten habe. Die Sache lässt aber auf jeden Fall auch noch eine andere Auffassung zu. Nämlich die, dass Goethe selbst diese Epoche später nicht mehr so ansah, wie sie resp. sein Zustand damals gewesen war, sondern wie er ihn, dichterisch ihn steigernd, im Werther fixiert hatte. Goethe liess auch später Lotte Buff den Ruhm das Urbild von Werthers Lotte gewesen zu sein, zerstörte diese Legende nicht. Vielleicht absichtlich nicht, zum

Teil aber auch, weil er dazu gar nicht mehr in der Lage war, sich selbst etwa des Hergangs der Sache nicht mehr so genau erinnerte, während Grimm überzeugend nachweist, dass in der Lotte des Wertherromans noch andere Personen als Lotte Buff stecken. Das einmal fixierte Werk gewinnt leicht über den Urheber Gewalt, lässt ihn die alten Dinge später so sehen, wie er sie ursprünglich gar nicht erlebte, sondern nur als Dichter sah. Unsere Erinnerung täuscht uns stets leicht, und ein geschaffenes Werk gewinnt später eine Realität, vor welcher die Erinnerung an das wirklich Gewesene erblasst. So scheint mir nicht so durchaus sicher, wie Möbius will, dass das „ergreifendste Geschenk seiner Muse", eben Werthers Leiden, sogar direkt „aus der krankhaften Verstimmung" heraus geboren wurde. Was der Dichter andeutungsweise erlebt, daraus macht er unter Umständen sehr viel. Aus der glücklichen Situation eines Jünglings, sich einem Mädchen gegenüber zu befinden, das bereits versagt ist — ich werde das entsprechende Citat aus: „Wahrheit und Dichtung" später geben — macht Goethe als Dichter eine unglückliche Liebe, welche zum Selbstmord führt, nicht so sehr aus seinen eigenen Zuständen heraus als aus einer Verquickung eigener und der Zustände des wirklich sich erschiessenden Jerusalem. Sollte Goethe nun später erklären: „Ich war gar nicht so verliebt, ich war gar nicht in Gefahr, mich Lottes Buff wegen zu erschiessen?" Dazu lag für ihn gar kein Grund vor. Und wenn Goethe zu Eckermann später von dem „pathologischen Zustand", aus dem der Werther hervorgegangen sei und den wieder durchzuempfinden er sich fürchte, spricht, so kann dabei einmal sehr wohl jene Verschiebung im Gedächtnis mitspielen, welche ich vorhin erwähnt habe, ist ferner zu berücksichtigen, dass „pathologisch" bei Goethe häufig, wie Möbius selbst erwähnt, gar nicht den Sinn des Krankhaften, sondern nur den „der individuellen Gefühlsreaktion im Gegensatz zu einem sachlichen Urteil" hat, die allzu grosse Befangenheit in subjektiven Zuständen bezeichnet. Freilich liesse diese ganze Periodizität des Goetheschen Schaffens auch noch eine ganz andere Beleuchtung zu, als sie durch Möbius erfahren hat, wozu hier jedoch nicht der Ort.

Ich habe nun früher schon in bezug auf Goethe betont, dass mir alle jugendlichen Goetheschen Liebesverhältnisse etwas Harmloses zu haben scheinen, dass vorwiegend seine Phantasie erotisch bewegt wurde, nicht aber der Sexualtrieb in seiner groben Form in schnelle und leichte Aktion trat. Ich habe von Holteis Erlebnis angeführt, um einen materialen Untergrund zu gewinnen und von dem Jüngling Holtei eine Brücke zu schlagen gestrebt zu dem Mannesalter Goethes und das wie gering einzuschätzende Gemeinsame darin zu finden gesucht, dass zwar Holtei achtzehnjährig und „unschuldig", Goethe älter und reif war, beide aber nicht nur Dichter waren, sondern auch der ältere Dichter

sich häufig oder stets eine Reaktionsweise bewahrt hat, wie sie durchschnittlich beim Menschen nur einem jugendlichen Alter eigen ist. Diese Kindlichkeit auch des ältern Goethe ist ja von seiner Umgebung oft genug betont worden. Vielleicht lässt sich auch noch etwas anderes hier heranziehen, nämlich der in bezug auf den genialen Dichter und Künstler, speziell auch in bezug auf Goethe oft betonte weibliche Zug. Ist es doch für Goethe charakteristisch, dass alle seine männlichen Helden etwas Weiches, Bestimmbares, wenig Tatkräftiges haben. Männer in exquisitem Sinn zu zeichnen, lag seiner vorwiegend „lyrischen“ Natur fern, wogegen fast keinem wie ihm so lebendig nüanzierte Frauencharaktere gelangen. Nehmen wir dazu Goethes bekannte Liebe zu Kindern, ein ebenfalls mehr weiblicher als männlicher Zug, hinzu sowie seine starke Neigung zum Verkehr mit Frauen überhaupt, so haben wir eine Reihe von Momenten, welche für das, worauf ich hier ziele, auf jeden Fall nicht ganz bedeutungslos sein dürften.

Auch Mann und Weib sind keine absoluten Gegensätze, physisch wie psychisch. Es ist das heute ja oft genug erörtert. Es gibt Männer von weiblichem und Frauen von männlichem Körperhabitus, mehr weiblich empfindende Männer wie mehr männlich empfindende Frauen bis zu jenen Individuen hin, welche, obgleich physisch dem einen Geschlecht angehörend, sich selbst ihrem Empfinden nach doch zu dem andern Geschlecht rechnen, exquisit auch geschlechtlich wie das andere Geschlecht fühlen. Das charakteristischeste Merkmal des ausgesprochenen Mannes aber bleibt nun doch wohl immer seine stärkere sexuelle Agressivität gegenüber der mehr zuwartenden Sexualität des Weibes. Das geschlechtliche Verlangen des typischen Weibes geht weit weniger als dasjenige des Mannes auf den häufig wiederholten sexuellen Akt hin, und Männer mit weiblich psychischen Zügen werden auch ihrerseits geschlechtlich wohl etwas Ähnliches zeigen. Rückt doch schon seine erhöhte Autosuggestibilität und Erregbarkeit den Dichter an sich dem Weibe näher als dem typischen Mann, so dass es schliesslich nicht Wunder nehmen kann, bei einem Dichter nach der Art Goethes auf ein glückliches geschlechtliches Empfinden zu stossen, welches sich wenigstens zu Zeiten weitgehend damit begnügt, vom andern Geschlecht nur erotisch, nicht strikt sexuell aktiv und agressiv erregt zu werden. Stendhal war da zum Teil anders, als Romane schon. Auch waren es Frauen, die er liebte, nicht Mädchen wie bei Goethe. Wenn er nicht stets reussierte, so wird er doch stets gesucht haben ans Ziel zu gelangen. Schon aus der bei Stendhal stark ausgeprägten Eigenliebe. Die körperlich sexuelle und das, was ich die erotische Erregung genannt habe, gehen ja keineswegs immer Hand in Hand. Jeden Mann und jede Frau kann das eine Individuum des andern Geschlechts ausgesprochen sexuell oder auch nur erotisch erregen, bei ihm Coitusverlangen oder mehr nur gemütliche

Sympathie erwecken. Die Ausdrucksmittel für beide Arten von Empfindungen aber sind die gleichen, beides ist „Liebe." Die vage, nichts verlangende Schwärmerei eines Holtei explodierte so in „leidenschaftlichen" Versen und Briefen, während diese Leidenschaft real versagte. Ebenso mag dem angezogenen Brief Kleists an seine Todesgefährtin sehr wenig Reales zugrunde gelegen haben, weil hier eben ein Dichter nach der Art Kleists spricht. So wird Hermann Grimm schon recht damit haben, wenn er sagt, Goethe habe, getrennt von Frau von Stein, einsam, die Feder in der Hand heftiger als neben ihr empfunden, und Ähnliches für das Verhältnis zu Lotte Buff animmt.

Da ich das Liebesverhältnis des jungen Holtei zu der Schauspielerin Natalie hier angezogen, muss ich, um einigermassen vollständig zu sein, noch auf eine Äusserungsform des Geschlechtslebens eingehen, die Masturbation. Eine neuere Richtung der Psychiatrie hat sich auch mit der Psychologie des Masturbanten beschäftigt. Dass Masturbation eine bei jugendlichen Individuen häufige Äusserungsform des erwachenden Geschlechtstriebes darstellt, ist fraglos, dass alle Knaben masturbieren oder in einer Weise, welche für ihr späteres geschlechtliches Empfinden und Gehaben dann ausschlaggebend wäre, jedoch nicht zu behaupten. Natürlich ist mit Begriffen wie geschlechtliche Unschuld medizinisch exakt schwer zu operieren, ich möchte aber behaupten, dass vereinzelte masturbatorische Akte eines Knaben oder Jünglings diesem nicht notwendig die Unschuld, die Keuschheit des Empfindens rauben, so dass meiner Ansicht nach es sich in solchen Fällen nicht lohnt, von diesen Vorgängen ein besonderes Aufheben zu machen, es unberechtigt ist, bei den Betreffenden ein von der Norm abweichendes geschlechtliches Empfinden zu suchen. Erst, wenn ein Individuum in ausgesprochener Weise Masturbant ist, diese Manipulationen sehr häufig geworden sind, werden wir einen solchen Zustand als pathologisch bedingt und abnorme psychosexuelle Wirkungen zeitigend ansehen dürfen. Dann freilich entsteht ein besonderes Bild, des geschlechtlichen wie zum Teil des psychischen Lebens überhaupt, das aber auch wieder sehr verschiedene Züge je nach der sonstigen Veranlagungsweise des Individuums aufweisen wird. Was hierbei dann primär (konstitutionell), was sekundär (psychische Folge der Masturbation) ist, lässt sich schwer scheiden, fast nur das entstehende psychische Gesamtbild schildern. Phantasiearme Individuen werden sich auch in dieser Sache anders gehaben, der masturbatorische Akt wird bei ihnen unter geringerer Phantasiebeteiligung verlaufen als bei phantasievoll-träumerisch Veranlagten. Auch das Träumerwesen mancher diesen „Jugendverirrungen" stark ergebener Knaben lässt sich meiner Ansicht nicht rein aus ihrem sexuellen Treiben erklären, sondern diese Form sexueller Befriedigung bzw. die Neigung dazu mit den dadurch zum Teil gesetzten psychischen Begleiterscheinungen nur auf eine

entsprechende Veranlagung im Ganzen zurückführen. Dichter pflegen nun meist frühreife und, da jede Frühreife mehr oder minder total sein wird, auch geschlechtlich frühreife Individuen zu sein. Der Dichter wird von der Freudschen Schule als Neurotiker angesehen, wäre auf jeden Fall als ein psychopathologisches, von der Norm abweichendes Individuum auch tatsächlich generell zu bezeichnen, wenn es uns möglich wäre, die psychische Eigenart des völlig geistig normalen Menschen überhaupt festzulegen.

Der Dichter ist auch nicht absolut mehr „Träumer" als jeder andere. Auch nicht poetisch-produktiv veranlagte Individuen zeigen eine ähnliche träumerische Veranlagungsweise, die aber, wenn sie ausgesprochen deutlich ist, allerdings nicht mehr als völlig psychisch-normal angesehen werden kann. Die Sexualität des Normalen ist nun auf das reale Objekt, auf ein Individuum des andern Geschlechts gerichtet, findet ihre Befriedigung im realen sexuellen Akt. Wenigstens, so weit es bei blosser Verliebtheit bleibt, in der Sehnsucht nach einem bestimmten realen Individuum des Gegengeschlechts. Nun kann die Sache ja so liegen, dass eine normale sexuelle Aggressivität bei der durch die Umstände gegebenen Unmöglichkeit, „natürliche" Befriedigung zu finden, den Ausweg der Befriedigung durch masturbatorische Akte sucht. Anders dagegen, wenn die natürliche Befriedigungsmöglichkeit gegeben ist, das betreffende Individuum aber doch den andern Weg wählt. Im Fall Holteis seiner Natalie gegenüber scheint mir für eine Erklärung seines etwas ungewöhnlichen Verhaltens die Annahme, dass hier nur Jugendschüchternheit vorlag, völlig zuzureichen. Andererseits ist Tatsache, dass die Gewöhnung an eine masturbatorische Befriedigung dem Individuum das normale sexuelle Selbsbewusstsein raubt, es wie Freud sagt, „verwöhnt" und zu den natürlichen Leistungen dem andern Geschlecht gegenüber ganz oder zum Teil unfähig macht. Ein solcher Mensch gewöhnt sich daran von der Mitwirkung eines gegenschlechtlichen Individuums abzusehen und wird ein sexueller Träumer, dessen ganzes psychisches Leben, wenn er an sich stark sexuell veranlagt ist, von solchen sexuellen Träumen, von Phantasiegenüssen beherrscht wird. Dass dies Folgen in seinem ganzen psychischen Leben haben wird, ist klar. Da nun überhaupt das Phantasieleben eines Dichters ein starkes ist, Dichter vielfach etwas Tatenscheues, dem realen Leben abgewandtes haben, kann es nicht besonderes Erstaunen wecken, wenn der in diesen Dingen erfahrene Arzt bei manchen Dichterindividualitäten und Verhältnissen solcher Dichter zu Frauen zu dem Verdacht gelangt, Zurückhaltung in der natürlichen geschlechtlichen Befriedigung könne durch Hemmungen bedingt sein, welche aus einer masturbatorischen Gewöhnung stammen. Es gibt auf jeden Fall eine geschlechtliche Befriedigung mit nur gelegentlichen oder selbst ohne masturbatorische

Akte, welche nur mit Hilfe der Phantasie ihr Ziel zu erreichen sucht, und da bei Dichtern alles das, was wir sonst am Menschen beobachten, vorkommt und vorkommen muss, wird dieser Gedanke für den Arzt auch überall da nahe liegen, wo es sich um Erklärung von Verhältnissen von Dichtern — und das Alter spielt bei diesen Dingen wenigstens nicht immer eine Rolle — handelt, welche der sonstigen Erklärung Schwierigkeiten bieten. Und gerade je mehr ein Dichter seiner ganzen Art nach Träumer ist, je mehr sich nachweisen lässt, dass Phantasieleben und wirkliche Existenz bei ihm auseinanderfallen, um so stärker kann der Verdacht auftreten, dass auch sein Geschlechtsleben Erscheinungen dieser Art bieten wird.

Einer Persönlichkeit wie Goethe gegenüber, die sich der Realität weitgehend anzupassen wusste, neben aller Dichterschaft so viel praktischen Sinn zeigte, auf verschiedenen Gebieten realen Lebens sich betätigte, ist an Derartiges auf keinen Fall zu denken. Das Goethesche Liebesempfinden ist zu frisch, zu unmittelbar. Grimm spricht die Dualität Goetheschen Wesens sehr scharf aus: Blindheit und Scharfsichtigkeit laufen „seltsam unvermittelt“ in ihm neben einander her. „Er sagt von sich, wenn er schreibe, wisse er nicht was er schreibe; er wühle es nur so auf das Papier hin und sehe erst hinterher was er getan.“ — „Goethe zeigt sich nach dieser einen Seite als Dichter, als einen „Nachtwandler“ der nicht weiss, was, indem er schreibt, ihm aus der Feder fliesst, als einen Träumer, der sich selbst nicht kennt und in seinen eigenen Augen eine halbe Romanfigur ist.“ — „Dieser einen Seite steht jedoch eine andere gegenüber. Da gewahren wir unbarmherzige Objektivität und Klarheit. Ein Dämon raunt ihm sofort zu, wo die schwache Stelle der Menschen und der Dinge liege. Er übt eine aufs Äusserste gehende Kritik, anatomisiert den Menschen — andere wie sich selbst — und erlaubt sich nicht die geringste Ausschmückung an seinen Resultaten.“ Und: er ist immer das Eine oder das Andere, niemals beides zusammen. Er ist Kind, Träumer, Dichter oder Mann, Praktiker, Verstandesmensch. Nur so konnte er der grosse Dichter und daneben doch der rastlos tätige Beamte usw. sein. Wo aber das Psychopathische sonst schon deutlich zu Tage tritt, Hemmungen, die aus Lebensklugheit und Ähnlichem nicht zu erklären sind, sich bemerkbar machen, auch im Mannesalter die normale geschlechtliche Betätigung nicht zu ihrem Recht gekommen zu sein scheint, werden wir schon zu der Frage nach einer derartigen Reaktionsweise entweder direkt gedrängt werden oder wenigstens, wenn diesen Dingen verlässlich näher getreten werden soll, sie aufwerfen. Nur immer sehr schwierige Einzeluntersuchungen könnten natürlich in bezug auf den einzelnen Fall etwas entscheiden, so weit eben eine sichere Entscheidung überhaupt möglich. Aber wer ein Dichterleben biographisch behandelt, sollte sich der hier liegenden Möglichkeiten

wenigstens bewusst sein, so absolut unsinnig es andererseits wäre, so weit zu gehen, jedes nicht zum direkten Geschlechtsverkehr führende Verhältnis eines Dichters als auf derartige Momenten basiert anzusehen. Ohne geschlechtliche Regungen ist kein Mensch, in ihrer sexuellen Reaktionsweise sind aber Menschen sehr verschieden geartet.

Schopenhauer sagt einmal: „An den Tagen und Stunden, wo der Trieb zur Wollust am stärksten ist . . . . eine brennende Gier . . . . gerade dann sind auch die höchsten Kräfte des Geistes, ja das bessere Bewusstsein zur grössten Tätigkeit bereit, ob zwar in dem Augenblick, wo das Bewusstsein sich der Begierde hingegeben hat und ganz voll davon ist, latent: aber es bedarf nur einer gewaltigen Anstrengung zur Umkehrung der Richtung, und statt jener quälenden, bedürftigen, verzweifelnden Begierde (dem Reich der Nacht) füllt die Tätigkeit der höchsten Geisteskräfte das Bewusstsein (das Reich des Lichts) . . “. Schopenhauer nimmt also eine Gegensätzlichkeit, eine Art Polarität des Sexuellen und des Intellektuellen im Menschen an. Dieselbe Energiemenge wird einmal in die Bahnen des Sexuellen, ein andermal durch „Umkehrung der Richtung“ in diejenigen des Psychisch-Produktiven gelenkt: körperliche oder geistige Zeugung. Ähnliche Vorstellungen vertritt die Freudsche Schule, und auf jeden Fall ist soviel klar, dass beides, sexuelles und geistig produktives Streben in einem Menschen zu gleicher Zeit so wenig herrschen, als wie jemand zu gleicher geistige und starke Muskelarbeit leisten kann, so dass die Anschauung, es werde ein anderwärts zurzeit nicht in Anspruch genommenes Energiequantum beim geistigen Produzieren genutzt, etwas für sich hat, ohne dass man aber mehr behaupten dürfte als eben, dass striktes geschlechtliches Verlangen und produktive Erregung im gleichen Augenblick sich ausschliessen.

In Bezug auf Hebbel besitzen wir durch Kuh ein verlässliches Zeugnis, nämlich seiner Frau, wonach bei ihm, wenn er produzierte, die Sexualität schwieg. Andererseits aber waren bei Goethe die produktiven Zeiten auch die frisch erotisch erregten. Allerdings ist hier nur die erotische Erregung nachgewiesen, nicht die strikt sexuelle, welche zum sexuellen Akt führt und damit etwas entladet, was, wenn es bei bloss erotischer Erregung bleibt, die lyrisch produktive Stimmung, um die es sich bei Goethe in diesen Zeiten meist handelte, unterhalten konnte. Natürlich ist der Zustand des sich nach der Geliebten sehnenden Dichters der lyrischen Produktion günstiger als der des befriedigten Liebhabers. Auch in dieser Beziehung mögen sich aber verschiedene Individuen verschiedenartig verhalten, es bei den einen wirklich zu einer zeitweisen totalen Ablenkung kommen, bei den andern aber sexuelle und produktive Erregung mehr Hand in Hand gehen oder in kürzeren Intervallen wechseln. Nehmen wir Schopenhauers Umkehrung der Richtung als für längere Zeiträume bestehend, also eine Art Dauerzustand schaffend,

an, könnten wir dahin gelangen, zu behaupten, zwar nicht die Sexualität des geistig Produktiven, aber doch die sonst von dieser Sexualität in Anspruch genommene psychische Energie äussere sich weitgehend nur noch geistig produktiv.

Man soll dabei aber nicht übersehen, dass auch ausgesprochene Verliebtheit nicht nur ein Zustand ist, in dem etwas erlitten wird, sondern ihrerseits schon ein Art geistiger Produktivität einschliesst, daraufhin nämlich angesehen, welches Bild sich der Liebende von der Geliebten macht. Schon hier schafft der Dichter so zu sagen ein Werk, wobei es nichts ausholt, dass jeder auch nicht dichterisch veranlagte Verliebte das Gleiche leistet, oft übrigens auch sogar zum Verseschmieden kommt. Stendhal in seinem Buche „De l'amour" unterscheidet an Stadien der aufkeimenden Liebe. 1. die Bewunderung, 2. das Erwachen von Wünschen, 3. die Liebe erwacht, 4. die Hoffnung Gegenliebe zu finden usw. Dann heisst es: „La première cristallisation commence. On se plaît à orner de mille perfections une femme de l'amour de laquelle on est sûr . . . . . Ce que j'appelle cristallisation, c'est l'opération de l'esprit, qui tire de tout ce qui se présente la découverte que l'objet aimé a de nouvelles perfections." „Ce phénomène . . . . vient de la nature qui nous commande d'avoir du plaisir et qui nous envoie le sang au cerveau, du sentiment que les plaisirs augment avec les perfections de l'objet aimé, et de l'idée: elle est à moi." Jedes Verliebtsein, das über ein rein körperliches Begehren hinausgeht, idealisiert den geliebten Gegenstand. Der Liebende schafft sich ein bestimmtes Bild von der Geliebten, und ganz von der Eigenart des Liebenden wird es nun abhängen, wie weit er in diesem physiologischen Rauschzustand, den ein starkes Verliebtsein darstellt, die Geliebte nebenbei, gelegentlich oder dauernd, noch so sieht, wie sie etwa wirklich ist. In Liebesbriefen und Gedichten haben wir schriftliche Fixierungen dieses Rauschzustandes und der aus ihm hervorgehenden Auffassung des Wesens der Geliebten vor uns. Wir werden oft aber in solchen Briefen und Gedichten auch auf Dinge treffen, die gar nicht real gelebt, sondern vorweggenommene Wunscherfüllungen des Liebenden sind, wie sie eben nicht nur der Nachttraum, sondern auch die im wachen Zustand erregte Phantasie schafft. Es lässt sich nun nicht behaupten, dass der Dichter das Bild seiner Geliebten stets stärker als jeder andere Verliebte idealisiere. Neben der einen Eigenschaft des Dichters, alles gern in der Phantasie zu potenzieren, sich mit dem real Gegebenen nicht zu begnügen, liegt die andere, scharf und genau die Dinge, besonders aber die Menschen seiner Umgebung zu sehen, in keiner Situation ganz aufzugehen, Beobachter zu bleiben, sein eigenes Empfinden wie das anderer psychologisch zu analysieren. Und dieses Klarsehen kann, wenn es bei einem Individuum stark ausgesprochen ist, eine jener aus dem erotischen

Affekt stammenden Idealisierung ganz entgegengesetzte Wirkung haben. Es braucht das, was Stendhal die Kristallisation nennt, nicht zu hindern. Das Individuum kann, trotzdem es von Anfang an oder sehr bald manches bemerkt, was zu dem vorausgesetzten Bilde der Geliebten nicht stimmt, dennoch lieben, weil eben das erotische Verlangen stark genug ist, Einwände nicht aufkommen zu lassen. Es kann einer selbst da noch lieben, wo er verachtet. Rod sagt von Stendhal: „. . . . . le rôle actif que jouait sa tête ne diminuait en rien la vivacité de ses impressions.“ In ihm, dem das „Studium der Leidenschaften“ eine so wichtige Angelegenheit seines Lebens war, war beides: ein starkes Bedürfnis zu lieben und die Neigung zu beobachten, zu analysieren. Er liebt und beobachtet dabei doch alle Bewegungen der Geliebten, zweifelt an der Naivität und Aufrichtigkeit ihrer Äusserungen. „Il est propre victime d'une inquiétude dont il connaît les dangers: „„La pire de toutes les duperies où puisse mener la connaissance des femmes, a-t-il noté dans son Journal, et de n'aimer jamais, de peur d'être trompé.““ Cette duperie, il en est parfois victime, sinon toujours; et il y en a une autre encore à laquelle il n'échappe pas: la curiosité de soi, tout aussi dangereuse, quand il s'agit d'aimer, que la connaissance des femmes.“ Vor Rod hatte schon Sainte Beuve diese ewige Furcht Stendhals, düpiert zu werden, hervorgehoben. Dennoch hat Stendhal oft und auch andauernd geliebt, wie unter anderem aus einem Bericht seines Zeitgenossen Prosper Mérimée hervorgeht. Dieser erzählt: „Beyle, qui prêchait l'amour-goût, était très-capable d'amour-passion.“ — „Une affection, qui datait de très-loin, n'est plus partagée. Sa maîtresse devenait raisonnable, et lui était demeuré fou comme à vingt ans. „Comment pouvez-vous m'aimer encore? disait-elle. J'ai quarante-cinq ans.“ — „Pour moi, me disait Beyle, elle a l'âge qu'elle avait lorsqu' elle s'est donnée a moi pour la première fois.““

Gerade nun Grillparzer hatte darin, wie sehr auch sonst, Stendhal nicht unähnlich, diesen dem Dichter, besonders aber dem Dramatiker wie dem psychologischen Romanschriftsteller nach der Art der Stendhal, Dickens, Dostojewski durchaus nötigen Scharfblick in phychologischen Dingen. Loewenfeld hat schon in Bezug auf das Verhältnis Grillparzers zu Kathi das Wesentliche an der Hand von des Dichters eigenen Bekenntnissen sehr richtig hervorgehoben. 1808 schreibt Grillparzer, er liebe stark, aber „sonderbar, nur solange ich unglücklich liebe, steht meine Leidenschaft auf diesem hohem Grade, bin ich einmal erhört, (ich verstehe hierunter nicht so viel als: habe ich genossen, nein nur, habe ich Gegenliebe erhalten) dann nimmt meine Liebe ab, wie die Gegenliebe wächst, und allmählich erkalte ich. Wie mit der Liebe geht es auch mit meinem Hang zur Wollust; nur so lange ich Widerstand finde, ist er brennend, findet er

Erhörung, so ist er vernichtet". Und 1827: „Von dem Augenblicke an, als der teilnehmende Gegenstand nicht mehr haarscharf in die Umrisse passen wollte, die ich bei der ersten Annäherung voraussetzend gezogen hatte, warf ihn mein Gefühl so unwiderruflich aus, dass meine eigenen Bemühungen, mich nur in einiger Stellung zu erhalten, verlorene Mühe waren." 1826 (?) an Altmüller: Ich glaube bemerkt zu haben, dass ich in der Geliebten nur das Bild liebe, asd sich meine Phantasie von ihr gemacht hat,[1]) so dass mir das Wirkliche zu einem Kunstgebilde wird, das mich durch seine Uebereinstimmung mit meinen Gedanken entzückt, bei der kleinsten Abweichung aber nur um so heftiger zurückstösst." Ich meine, auch bei Grillparzer ist hier, um Rods Scheidung in Stendhals Charakter zu nutzen, das eine Element: Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit klar und ebenso das andere, von Rod als das negative bezeichnete: „l'esprit d'analyse, la clairvoyance, ou simplement l'intelligence." Grillparzer empfindet und begehrt stark, macht sich infolge seiner stark ausgebildeten Phantasie ein Idealbild von der Geliebten, aber ohne die Duldung, das Geltenlassen, die Harmlosigkeit Goethes, reizbarer, leichter verstimmt und gestört als dieser, geneigter als Stendhal, jede unangenehme Erfahrung stark auf sich wirken zu lassen, ja mit Hartnäckigkeit festzuhalten und auszukosten, notiert er sich 1822 Sachen wie: „Rousseaus Neigung zur Lüge (Verlegenheits- und Ausschmückungslüge) ist jener Person auch nicht fremd," und 1825: „Sie (Kathi) wäre ein Schatz für jemanden, der nach abspannenden Geschäften zu Hause Anregung brauchte; einem, der von seinem aufregenden Streben Abspannung sucht, muss sie notwendig zur Qual werden."

Im Übrigen lag schnelle Ernüchterung überhaupt in Grillparzers Natur. Er stellte als Dichter stets hohe Anforderungen an sich, das Geschaffene aber genügte ihm nie. „Sobald ich etwas nach aussen hinstelle, wird es mir beinahe verhasst, so widerlich ist mir die Unähnlichkeit des Ausgeführten mit dem Gedachten". Ähnliches empfindet nun zwar fast jeder wahre Künstler vor dem fertigen Werk, bei Grillparzers Neigung zur Selbstquälerei erhielten aber diese Dinge noch eine ganz besondere Betonung. Wenn Loewenfeld nun diese Erscheinungen bei Grillparzers Liebesleben in Beziehung setzt zu dem „Bann", in dem ihn die Kunst hielt, (auch Grillparzer selbst äussert sich derart), so zielt er damit schliesslich auf das Gleiche wie ich, möchte ich aber das Hauptgewicht doch auf jene beiden Eigenschaften des Dichters Leidenschaftlichkeit bei starker Phantasie[2]) auf der

[1]) Von mir gesperrt.

[2]) Wem die Grundeigenschaft des Neurotikers mit Stekel der Konflikt „zwischen der Masslosigkeit seiner Wunschphantasien und der Enge der Wirklich-

einen und „Verstandeskälte“, wie Grillparzer selbst sagt, auf der andern Seite legen. Dies beides stand sich in Grillparzers Seele unverbundener und schroffer als bei Goethe und anderen Dichtern gegenüber, machte ihn in Verbindung mit seinem Formtalent zum Dichter, im Leben und in der Liebe aber bei seiner sonstigen depressiven Art wenig glücklich. Derartige Naturen erleben auch alles gern in der Phantasie voraus, worauf denn das wirkliche Erlebnis als ein die Stärke des Phantasieerlebnisses notwendigerweise nicht Erreichendes enttäuschen muss. Sehr gut spricht wieder Rod dies für Stendhal aus. Beyle überschritt mit Napoleon den St. Bernhard und kam bald darauf zum ersten Male ins feindliche Feuer. Ein aufreizendes Wort der Umgebung bewirkte, dass Beyle sich nach Möglichkeit aussetzte, und des Abends fragte er sich völlig aufrichtig: „N'est-ce que ça?“ „Cette exclamation deçue devait lui échapper bien souvent, fährt Rod fort, au cours de son existence pourtant sie mouvementée et si remplie: il y eut toujours, en effet, disproportion entre les événements et ce qu'il attentait. Pour cet affamé d'émotions, la guerre et l'amour — ce qu'il trouva de mieux — démeurèrent toujours au-dessous de ses désirs, sans qu'il cessât pour cela de les rechercher et de l'aimer.“

III.

Weiteres über Grillparzer.

Es wird nun ganz von der sonstigen Reaktionsweise abhängen, was dieses: N'est-ce que ça? in einem Leben bewirkt, ob sich diese Enttäuschung in leichterer Weise äussert, ob sie etwa gar humoristisch genommen, stets wieder durch die nachdrängende Begier, etwas zu erleben, paralysiert wird oder aber im Verein mit andern Momenten zu Verbitterung führt. Dass gewisse Dichternaturen auf Grund ihrer starken Phantasieveranlagung, wenn sich mit dieser eine begehrende, zäh am Objekt festhaltende Leidenschaftlichkeit und etwa auch ein gewisser Mangel an Humor im Leben verbindet, von dieser Seite grösserer Gefahr als phantasie- und leidenschaftsarme Individuen ausgesetzt sind, ist klar. Grillparzer nannte sich selbst einen elegischen Dichter und sagte, wenn er vor dem Publikum nicht mehr klagen könne, mache

keiten“ ist, dem muss natürlich jeder Dichter ein Neurotiker sein. Hier berührt sich also wenigstens auch meine Darstellung, die ja ebenfalls eine gewisse Persönlichkeitsspaltung im Dichter betont, mit derjenigen Stekels usw. Nach Möbius ist jeder Mensch etwas hysterisch, so dass sich eben die Grenze zwischen dem Neurotiker und Nichtneurotiker nicht ziehen lässt

ihm auch das Dichten kein Vergnügen mehr. Auf diesen Ton ist auch wesentlich seine Lyrik gestimmt. Auch aus ihr spricht diese stete Enttäuschung, Ernüchterung. — So 1821 im „Jncubus“:

„Flücht ich zu ihr, die mein Glück,
Tadellos jeglichem Blick,
Er findet Tadel mir auf,
Wär's aus der Hölle herauf.
Und auf den Punkt, den er meint,
Hält er die Lichter vereint,
Dass es dem Aug nicht entging',
Wenn es auch Blindheit umfing'.
Lacht sie, — so nennt er sie leicht,
Weint sie, — von Schuld wohl erweicht,
Spricht sie, — in heuchelndem Mut,
Schweigt sie, — voll anderer Glut.“

So schon 1819 in „Der Bann“:

„Die dich liebt, flieh; die du begehret,
Sie schaudere zurück vor dir,
Und sagt sie: Ja, hat sie gewähret,
So töt ihr Ja dir die Begier!“

Ähnlich in bezug auf sein Lieben wie auf seine Werke in „Jugenderinnerungen im Grünen“ (1824):

„Im Glutumfassen stürzten wir zusammen,
Ein jeder Schlag gab Funken und gab Licht;
Doch unzerstörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten — aber, ach, wir schmolzen nicht“

Diese Einstellung ist bei Grillparzer also dauernd, zeigt sich etwa nicht erst Kathi gegenüber. Er ist sich wohl klar:

„Des Menschen ew'ges Los, es heisst: Entbehren
Und kein Genuss, als den du dir versagst.“

aber diese weise Erkenntnis ist für Grillparzer eine rein schmerzliche, jeden Genuss aufhebende, während Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ von der Wetzlarer Zeit und seiner Liebe zu Lotte, die Dinge anders nehmend, sich aussprechen kann: „Ruht nun, wie man sagt, in der Sehnsucht das grösste Glück, und darf die wahre Sehnsucht nur auf ein Unerreichbares gerichtet sein, so traf wohl alles zusammen, um den Jüngling“ — „müssig und träumerisch, weil ihm keine Gegenwart genügte“, nennt er ihn (d. h. sich) kurz vorher — „zum glücklichsten Sterblichen zu machen.“ Goethe nennt, allerdings zurückblickend nur, eine „unglückliche“ Liebe schlankweg glücklich; dieses heitere Sichdarüberstellen war Grillparzer versagt. Nur gelegentlich findet sich eine freiere Empfindung wie in „Werbung“ ausgesprochen:

„Mädchen, willst du mir gehören,
So sprich ja, und schlag nur ein!
Kann nicht seufzen, kann nicht schwören,
Willst du? — Gut! — Wenn nicht, — mag's sein!

Mit dem Schluss:

Dichters Gram ist bald verschlafen,
Seine Kunst ist trostesreich;
Und die Lieder, die dich strafen,
Trösten heilend ihn zugleich."

Man braucht nicht so weit zu gehen wie Philipp Stein, zu sagen: „Mag man den Charakter der Zeit und die Eigenart der dabei mitspielenden Verhältnisse und die einem grossen Genius gegenüber immerhin in gewissem Grade zulässigen Freiheiten noch so sehr betonen und die Förderung, die dem Dichter Goethe durch diesen Umgang zweifellos zuteil geworden ist, noch so hoch veranschlagen — es bleibt für Charlottens Beziehung zu Goethe doch nur eine Bezeichnung übrig, die schlimmer ist, als alles, was die prüdesten Moralisten gegen das Verhältnis Goethes zu Christianen sagen können," dass aber eine etwas anders als Goethe veranlagte Natur des Leidvollen, Quälenden in diesem Verhältnis viel finden konnte, ist fraglos. Es zeichnet Goethes ganzes Leben aus, dass er sich hinzugeben und dennoch freizubleiben vermochte, überall das Gute und ihn Fördernde nehmen konnte, während Grillparzer alles störte, alles bedrückte:

„Aber vorüber
Rosen und Brut,
Lautlos in Zweigen
Fürder nur ruht:
So meine Muse
Also mein Herz,
War doch ihr Lied nur
Sehnsucht und Schmerz."

Der nebenbei erwähnte Holtei wird sich seinem Empfinden nach mehr Goethe genähert haben. Andere Differenzen zwischen diesen deutschen Dichtern und Stendhal fallen auf das Konto des Franzosen in dem zuletzt Genannten wie auf Konto des ganz anderen Milieus, in dem sich Stendhal bewegte. Dass auch darin für das Schaffen eines Dichters eine Gefahr liegen kann, wenn seine erotische Erregbarkeit wie überhaupt sein Triebleben zu gering ist, sein Verlieben allzu oberflächlich bleibt, ist wieder eine Sache für sich. Das Schöne, das dem poetischen Schaffen Günstige liegt auf einer Grenze, welche weder nach dem Plus noch nach dem Minus hin überschritten werden darf. Selbstverständlich kann nur aus eigenen, erlebten Konflikten heraus der An-

reiz zum dichterischen Schaffen kommen. Goethe hatte dies innere Mass, welches den Mädchen und Frauen, denen er begegnete, zum Teil Leid schuf, ihm aber als Dichter förderlich war. Man kennt das Hin und Her des Verhältnisses Goethes zu Lili. Auch hier ist Hermann Grimms Auffassung für mich wieder sehr bedeutsam. Er nennt Lili eine kleine Kokette, meint, sie werde allmählich dahinter gekommen sein, welch ein „gefährlicher Kunde“ auch Goethe war. Sie schlägt den rechten Weg ein, ihn unverbrüchlich fest zu halten. „Lili macht ihren Verehrer eifersüchtig und lässt ihn zappeln, beruhigt ihn dann wieder und setzt ihn aufs neue in Verzweiflung . . . das dauerte drei Monate bis die Verlobung erfolgt.“ — „Lili hatte gesiegt, allein kaum war die Partie gewonnen, als das Blatt sich wandte. Wir erinnern uns von Friederike her: Goethe braucht nur zu ahnen, dass er ein Herz überwunden habe, um zugleich die Empfindung in sich erwachen zu fühlen, dass die Höhe erreicht sei und der Weg wieder abwärts führe[1]). Goethe beschreibt auch diesmal den gleichen Verlauf. Seine wachsende Leidenschaft, sein Glück, und dann das Erwachen aus dem Taumel. Sobald er als offizieller Bräutigam dastand, war die Parole gegeben: sich zu befreien.“ — „Es hat etwas Jammervolles, zu sehen wie das arme Mädchen, mit ihren paar Künsten zuletzt unterjocht, es nun dem recht zu machen sucht, den sie liebt. Aber all ihre Klugheit reicht nicht aus, zu erkennen, mit welcher Macht sie sich in einen Kampf eingelassen hatte. Goethes dämonischer Trieb, keine Bande zu leiden und wenn es die liebsten wären, zerbrach und zeriss wieder, was so zart gewebt und geknüpft worden war.“

Und ganz ähnlich äussert sich Metz, als das Verhältnis zu Friederike seinem Ende entgegen geht. Er bringt die Briefstelle Goethes: „Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn sich mein Auge in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet? Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? Sie sind's, sie sind's! Ich fühl' es lieber Freund, und fühle, dass man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt!“, und fährt bald darauf selber fort: „Schon ehe er (wieder) nach Sesenheim ging, ist er also zu dem Bewusstsein erwacht, dass seine Liebe nichts Wesenhaftes, dass sie nur ein Schatten ist, aus dem keine dauernde Bildung erfolgen könne. Dieses Bewusstsein ist die „Zugabe“, die das Schicksal ihm zu jeder Freude drein wägte.“

Man nehme zu dem allen noch den folgenden Satz Grimms:

[1]) Bei Grimm nicht gesperrt.

„Goethes leidenschaftliche Verhältnisse vor seiner Weimaraner Zeit haben etwas Gemeinsames; Goethe selbst und allein ist es immer, der seinen Geliebten die Macht schenkt, ihn zu entzücken,“ und man hat so ziemlich alles beieinander. Was Grimm sagt, heisst anders ausgedrückt: Goethe dichtet sich jedesmal das Mädchen, welches er liebt. Das tut, kann man einwenden, jeder Liebende. Zugegeben, aber ein Unterschied zwischen jedem und dem Dichter Goethe ist doch da. Bei dem gewöhnlichen Verliebten führt eben dies „Dichten“ meist zur Verlobung und Heirat. Er nimmt die Sache ernster, Goethe, von dem Herder gesagt hat, dass er ihn eines wahren Enthusiasmus gar nicht für fähig halte, von dessen „Oberflächlichkeit“ Lewis in seiner Goethebiographie schon spricht, gibt sich seinem dichterisch-erotischen Verlangen hin, bis die Sache ernsthaft zu werden droht, dann schnappt er vor Weimar jedesmal ab. Diese Reaktionsweise ist natürlich auch etwas nicht nur Goethe Eigenes. Viele Menschen lieben so ein paar Male in flüchtiger Jugendart, bis „die Rechte“ etwa kommt, die auch einen derart mit der Liebe Spielenden festhält. Unter Umständen nur festhält, nur deshalb die Rechte ist, weil die Jahre kommen, in denen dies Spiel seinen Reiz eingebüsst hat, die erotische Produktivität schwächer geworden ist. Auch bei Goethe trat dies ein: „In Frau von Stein aber begegnete Goethe zum ersten Mal einer Kraft, die ihr eigenes Feuer besass.“ Nach jungen Mädchen, denen Goethe erst die Macht schenken musste, ihn zu entzünden und von denen nur Lili dadurch, dass sie Eifersucht erregte, ihn stärker zu fesseln vermochte, die gereifte Frau, welche ihm Gegendruck bot. Man lese bei Grimm nach, wie wenig Reales wir über Friederike Brion wissen, und so besonders sind unsere Kenntnisse auch seitdem nicht erweitert worden, in wie hohem Grade das, was in „Wahrheit und Dichtung“ erzählt wird, Kunstwerk, Dichtung ist, wie Goethe auch in Lotte Buff gar nicht besonders heftig verliebt war.

Wie ernstlich Goethe in Friederike verliebt war, lässt sich natürlich schwer abschätzen. Wenn man die neueste Darstellung dieses Verhältnisses von Adolf Metz liest, muss man schon sagen: ernsthaft genug. Zum ersten Mal in seinem Leben wirklich ernsthaft. Sonst hätte er sich später auch nicht die Mühe gegeben, als er die Wirklichkeit in „Wahrheit und Dichtung“ poetisch umgestaltete, dies in so tendenziöser, ihn zu exkulpieren bestimmter Weise zu tun, wie, dass es geschehen, Metz unwiderleglich nachweist. Metz führt Goethes Wort von den „frühzeitigen Neigungen“ an, äussert, 1770 und 1775 sei es für Goethe für eine Ehe noch zu früh gewesen, Goethe sei dann fortan nur solchen Frauen treu gewesen, bei denen keine Fessel des Ehebandes am Ende drohte, weil sie schon vergeben waren, betont also das gleiche, was ich hier betone. Vorher hatte Goethe noch an Käthchen Schönkopf

geschrieben: „Ich habe ein Haus, ich habe Geld. Herz, was begehrst du? Eine Frau!“ Darüber, wenn es überhaupt so gar ernsthaft gemeint gewesen war, war er in der Strassburger Zeit schon hinausgewachsen. Wenn aber Metz sich äussert: „hätte in Weimar im Jahre 1788 neben Christiane eine Friderike oder Lili zur Wahl gestanden, so wäre der Ausfall der Wahl wohl nicht zweifelhaft gewesen“, so möchte ich in diesem Punkt anders denken. Auch damals wird es wohl zu diesem Verhältnis nur gekommen sein, nicht, weil dann Goethe sich „an die Kette legen“ zu lassen reif war, sondern weil er von Christiane das, was er begehrte, haben konnte, ohne sich binden zu müssen im bürgerlichen Sinne. Auch damals noch war ihm seine Freiheit lieb und, dass er Christiane in Freiheit besitzen durfte, gab für sie den Ausschlag. Etwas Friederike oder Lilli Ähnliches würde in Goethes Umgebung, sei es in Weimar oder in etwas weiterem Umkreis schon zu finden gewesen sein. Eine Ehe kam aber auch damals noch nicht in Betracht. Dass aus dem „Bettschatz“ eine Ehefrau wurde, war ein späteres Geschehnis, das Goethe ursprünglich sicher nicht ins Auge gefasst hatte.

In bezug auf die platonische Art des Verhältnisses zu Charlotte von Stein findet sich dann bei Grimm ein Argument, das mir allerdings durchaus beweisend scheint. Er sagt, wir verfolgten durch Goethes ganzes Leben den Drang zu beichten. „Es gibt kein Verhältnis Goethes, dessen symbolische Darstellung nicht irgendwo sich bei ihm nachweisen liesse. Wenn zwischen ihm und Frau von Stein ein noch so versteckt gehaltener Verkehr stattfand, in Goethes Werken würde sich eine Konfession darüber finden. Goethes intimes Verhältnis zum Sohne und zum Manne: welche in der Stille sich abspielenden, ungeheuern inneren Konflikte hätten daraus hervorgehen müssen, wenn Frau von Stein Goethes heimliche Geliebte und hinterher seine öffentlich verlassene Maitresse gewesen wäre?“ Also war das Verhältnis platonisch.

Und nun frage man sich: bei aller Differenz der Individualitäten Grillparzer und Goethe, bei dem hypochondrischen, zu nackter Selbstanalyse geneigten, alles schwer nehmenden und schwarzmalenden, Melancholiker auf der einen, dem harmlos sich hingebenden, schwärmenden, aus jedem Verhältnis das Gute ziehenden und in seinen Aufzeichnungen stets das Erfreuliche betonenden, Lust und Leben bejahenden Sanguiniker auf der andern Seite: sind die Reaktionsweisen beider im Grunde so total verschieden? So, wie Grillparzer sie ausspricht, hat seine Empfindungsart freilich etwas Chokierendes, ja Abstossendes. Erscheint pathologisch. Grillparzer erklärt sich der Liebe schlankweg für unfähig. Und liebte doch! Man erwäge aber, welch eine Bedeutung es hat, wie man seine Empfindungsart darstellt, wie bei Grillparzer alles in die Beleuchtung seines Temperamentes rückt, wie viel ein richtiger Hypochonder auch kleinen Anlässen an Unlust (die dann ja für seine

hypochondrische Art eine schmerzende Lust ist) zu ziehen weiss. Die Übertreibung des Hypochonders ist also bei Grillparzer, wie auch Loewenfeld betont, vor allem zu würdigen. Man kann annehmen, dass sein erotisches und sexuelles Empfinden an sich gar nicht so anormal, wie es den Bekenntnissen nach erscheint, war, sondern erst durch seine dauernde depressiv-hypochondrische Stimmungslage in seinen Bekenntnissen so erscheint. Er sah die Dinge so, und deshalb waren sie natürlich auch derart quälend für ihn. Nicht alles Psychopathologische, nicht Wahnideen und Halluzinationen, die bei Grillparzer ja auch nicht vorlagen, aber doch manches gemässigt Pathologische stellt sich doch nur als eine Steigerung normaler Affektivität, sei es nun nach der depressiven oder exzitativen Seite, dar. Man überlege sich, was diese Liebesverhältnisse Goethes, einmal zu der Braut eines Andern, dann zu einem Mädchen wie Lilli, das zu heiraten ihm so vieles abriet, endlich zu einer verheirateten Frau, dem Dichter an quälendem Leid hätten schaffen können, wenn alles dieses nicht auf einen Goethe, sondern einen Menschen von einer Veranlagung nach der Art Grillparzers getroffen hätte. In welch anderm Lichte erschiene alles, wie wäre es gar nicht wieder zu erkennen! Wenn wir von einigen Grundmomenten materieller Natur usw. absehen, so schafft und dichtet sich jeder Mensch sein eigenes Leben nach seiner freilich von ihm nicht umschaffbaren Veranlagung. Goethe erlebte nicht mehr als andere Dichter, er erlebte nur anders. Und, so weit wir von einem Mehr reden müssen, von einer reicheren Existenz, kam dies, von ein paar begünstigenden äusseren Umständen, auch von der Gunst der Zeit abgesehen, wesentlich doch durch sein Genie, durch das, was er aus den Erlebnissen erst still für sich, dann in seinen Werken für die Welt machte, zustande. Dadurch ist dies Leben gross.

Mit dieser Zurückführung der stechend scharfen Behauptungen Grillparzers auf Goethes harmlosere ähnliche Artung will ich nun keineswegs das irgendwie aufheben, was ich bei der Paralellisierung Stendalscher und Grillparzerscher Art aufzuzeigen versucht habe. Es ist das nur eine andere Seite derselben Sache. Ganz Ähnliches, wie bei Stendhal und Grillparzer stark hervortritt, findet sich, wie ich nachwies, auch bei Goethe. Nur, weil er harmonischer angelegt war, ohne jene von Rod für Stendhal konstatierten und ebenso bei Grillparzer deutlichen „désordres“.

Goethe sagt selber vom Dichter, dass er geboren sein müsse. Es war dazu aber nicht leicht einer wie er geboren. „Es muss nämlich die innere produktive Kraft jene Nachbilder, die im Organe, in der Erinnerung, in der Einbildungskraft zurückgebliebenen Idole freiwillig, ohne Vorsatz und Wollen lebendig hervortun, sie müssen sich entfalten, wachsen, sich ausdehnen, zusammenziehen, um aus flüchtigen

Schemen wahrhaftig gegenwärtige Bilder zu werden.“ Nach Dilthey treten uns bei Goethe die Eigenschaften der dichterischen Phantasie in äusserster Stärke entgegen: — „ein unwillkürlich gesetzmässiges, vom gewöhnlichen Leben und dessen Zwecken losgelöstes Schaffen aus der Fülle der seelischen Kräfte.“ — „In andern Dichtern wie in Schiller ist die Entstehung jedes darstellenden Werkes gewaltige und bewusste Arbeit gewesen. Vielleicht teilt sich diese vorandrängende Macht des Willens auch der Handlung mit und gibt ihr die starke Bewegung, die wir in Schillers Dramen bewundern, während auch Goethes höchste Darstellungen diese Eigenschaften nicht zeigen.“ Im Dramatiker ist und verrät sich im Werk tatsächlich mehr Wille als im Lyriker[1]). Man lese bei Dilthey nach, was dieser Shakespeare im Gegensatz zu Goethe zuschreibt: die umfänglichere direkte Welterfahrung, in bezug auf welche Goethe Eckermann gegenüber äusserte, er selber stehe hierin einem Walter Scott — für sein Schaffen als Romanschriftsteller — ungünstig nach. Dilthey zeigt, wie bei Goethe all sein Schaffen statt auf dieser „Welterfahrung“ Shakespeares (dem Erfassen des äusseren Tatsächlichen) auf den Eigenerlebnis ruht, eigen erlebte Zustände symbolisiert, ohne dass Goethe aber im eng Subjektiven dabei wie etwa Byron verharrt. Besonders ist das bei Goethe in der Jugend der Fall. „Shakespeare, sagt Dilthey, konstruiert aus herrschenden Motiven und Affekten eine Person und deren Handlung“; wie, setze ich hinzu, der echte Dramatiker es fast nicht anders tun kann. Dies konstruktive Element ist vom Dramatiker unabtrennbar. Jedenfalls steht dieser stärkere „Wille“ im Dramatiker auch in Beziehung zu heftigeren Begierden des Tragikers, wogegen Goethe bei aller persönlichen Lebhaftigkeit als Dichter beschaulich war. Goethe setzt nach Dilthey in seinen Figuren „lebendige Einzelteile nebeneinander“. Seine Charaktere sind „vorwiegend doch aus lyrischen Momenten im weitesten Sinn“ zusammengefügt; „sie entbehren der zusammenhängenden Führung der Handlung, aber dafür zeigen sie inneres Leben in impressionistischer Stärke. Goethes Drama ist der Handlung stark entbehrendes „Seelendrama“.

Für seine Lyrik hat Goethe selbst bekundet, wie wundersam traumhaft ihm oft Gedichte kamen. Auf diese Weise nun entstehen jedoch grössere Werke nicht oder doch nicht rein auf diese Weise. In solche wird immer ein bewusster konstruierendes Moment eingehen, der Verstand mithelfen müssen. Und weil dies Moment und das dem Dramatiker nötige Dialektische bei Goethe nicht stark war, versagt er auch als eigentlicher Dramatiker, bei dessen Schaffen der wache Verstand immer stärker mitarbeiten muss. Weil aber in Goethes Aufnehmen der Welt,

[1]) Deshalb wohl interessierte auch einen Napoleon stark das Drama. So stark, dass er sich selbst darin versuchte.

Auffassen der eigenen Zustände wie beim eigentlichen Produzieren der scharf trennende Verstand keine bedeutende Rolle spielte, konnte auch sein erotisches Erleben ihm selber nicht unter einer quälenden Form nackter Selbstanalyse zu Bewusstsein kommen, wie das dem Dramatiker und Hypochonder Grillparzer geschah. Goethe begriff sich selbst so traumhaft, symbolisch, unmittelbar, wie er dichtete. Er sah, er fühlte seine Zustände in ihrer Eigenheit, ihrer Folge, aber er belauerte und zerlegte sich nicht räsonnierend wie Stendhal, grübelte über sich nicht nach wie Grillparzer. Er hielt sich wie Gottfried Keller lange für einen Maler. Beide durch das visuell Plastische ihrer Phantasie irregeleitet, beide erst allmählich einsehend, dass ihre Ausdrucksbegabung auf dem Gebiete des Worts lag, sie nicht Maler, sondern Dichter waren. Für Gottfried Keller ist es nicht so schwer zu zeigen, weshalb aus seinem dramatischen Schaffen nichts werden konnte. Er wirkt vorwiegend durch Malerei des Worts, durch Kolorit, wie Otto Ludwig einmal sehr gut ausgesprochen hat. Der Dramatiker braucht vor allem die scharfe Linie, ein sicheres Knochengerüst, das sich mit der bei Keller vorwiegenden Koloritdichtung nicht verträgt. So wenig, wie bei einem Böcklin die ihm oft vorgeworfene Vernachlässigung der Zeichnung zufällig ist. Bestimmte künstlerische Ziele erfordern bestimmte Mittel. Starke Wirkung nach einer Richtung ist nur möglich durch Verzicht auf anderes.

Dass bei Grillparzer in all dem Geschilderten nicht nur der übertreibende Hypochonder, sondern auch der Melancholiker mit seinen zeitweisen starken Hemmungen spricht, darf man als sicher annehmen. Er, der heute „Eis, morgen Feuer und Flamme war; jetzt geistig und physisch ohnmächtig, gleich darauf überfliessend, unbegrenzt“ nach seinen eigenen Worten sich fühlte, hatte eben seine typischen Melancholikerzeiten, in denen ihn nichts rührte. Er ergrimmt sich bei dem Leichenbegängnis der Marie Piquot, die ihn geliebt hatte, dass ihn der traurige Fall so gleichgültig lasse. „Ich nahm es als einen neuen Beweis einer seit einiger Zeit nur zu deutlich empfundenen Verhärtung des Herzens, das mich zuletzt noch zu einem Ideenegoisten machen wird, wie es Egoisten des Vorteils gibt“. — „Da kam mir denn doch auch eine Art Rührung an, aber mehr eine allgemeine, auf die Hinfälligkeit des ganzen Menschengeschlechts gehende; nur wenn ich mir in der Phantasie das Mädchen, im Sarge liegend mit geschlossenen Augen, mit gefalteten Händen ausmalte, mischte sich ein persönliches Bedauern mit ein, das aber bald verschwand. Ich habe diese Verstocktheit, diese Gefühllosigkeit zur Zeit, wenn mich fremdartige Ideen beschäftigen, oft mit innerlichem Grauen an mir bemerkt.“

Auch diese Stelle zeigt klar, wie Grillparzer nur durch das Medium seiner Phantasie zum Fühlen kam. Der wirkliche Einzelvorgang

löste bei ihm kein Gefühl aus, erst verallgemeinernde Vorstellungen des Dichters in ihm vermochten das. Auch, als er dann durch die Mutter erfährt, dass Marie ihn geliebt habe, was sie in ihrem Vermächtnis bestimmt habe usw., blieb er ungerührt: „— und ich? kalt, zerstreut hörte ich das alles an, schlug aus, lehnte ab, spielte ein wenig Komödie, ward aber keiner Träne Meister und war froh, als ich wieder gehen konnte." Ja: — „Angegriffen hat es mich wohl, aber, weil ich sonst die Frau als etwas geziert und outriert in ihren Empfindungen gekannt habe, so konnte ich doch eines unangenehmen Gefühles nicht los werden, obgleich bittere Tränen die Wahrheit ihrer Reden nur zu sehr beurkundeten."

Grillparzer war sich auch selbst vollkommen darüber klar, dass er sich „gerade zu solchen (nämlich Frauen) am meisten oder vielmehr ausschliesslich hingezogen fühlte, die eigentlich am wenigsten für mich passen, zu denen nämlich von entschiedenen Charakterzügen, die meinen Hang zu psychologischer Forschung und den stoffumbildenden Dichtersinne in der Idee die meiste Nahrung geben[1]), auf der andern Seite aber durch ihr Sprödes und Abgeschlossenes im Wirklichen jedes Zusammenschmelzen nur noch unmöglicher machen." Man sieht, wie der Dichter in Grillparzer den Menschen beherrscht auch in bezug auf seine erotischen Verhältnisse, wie er sich auch sexuell nur da angezogen fühlt, wo in dem geschlechtlichen Verhältnis dem Dichter-Psychologen Gewinn winkt. Wäre er nun nicht Melancholiker und etwas mehr polygam gleich Goethe veranlagt gewesen, hätte er das alles nicht so schwer genommen. Er aber wollte „zusammenschmelzen", was bei seiner Art, bei dem Typus von Weib, zu dem es ihn zog, natürlich nicht gelingen konnte.

IV.

Libido sexualis und Dichtung.

Was nun generell die Bedeutung des sexuellen d. h. vorwiegend des erotischen Erlebnisses für den Dichter anbelangt, so liegt die Sache für den Lyriker und speziell für die Liebeslyrik eines Dichters klar zutage. Hier bietet das erotische Erlebnis direkt den Stoff. Komplizierter verhält es sich beim Epiker und Dramatiker. Auch hier kann das Erlebnis, wenn auch seltener, direkt zum Werk führen. Goethes „Laune des Verliebten" und vieles andere ist ein Beispiel dafür. In anderen Fällen sind die Beziehungen indirekte, ist das erotische Erlebnis nur ein wie andere nicht-erotische Erlebnisse im allgemeinen Stoff lieferndes

[1]) Von mir gesperrt.

Moment, schafft psychologisches Material. Alles im Werk des Dichters stammt schliesslich aus seinem Erleben, denn auch Beobachten ist im letzten Grunde Erleben. Der Dichter versteht andere Menschen nur, weil er sich selbst begreift, ja ist sich mehr, als sonst Menschen es meistens können, Beobachtungsobjekt. Auch in dem, was ein Dichter über sich selbst aussagt, wird sich der weniger stark oder stark in ihm ausgebildete Psychologe verraten. Dies Psychologische in den Werken kann nun wieder mehr auf intuitivem Wege oder mehr durch Beobachtung, Reflexion, verstandesmässige Analyse gewonnen sein; auf der einen Seite der aus innerer Anschauung schaffende Dichter, auf der anderen Seite der analysierende Schriftsteller nach Art Stendhals und etwa auch Dostojewskis, unterschieden ebenso sehr durch die Art, wie sie zu ihren „Erkenntnissen" kommen, als auch durch die mehr synthetisch-anschauliche oder analytisch-räsonnierende Darstellungsweise. Dieser Erkennende in dem Dichter versteht, begreift unter Umständen nicht wesentlich anders als der wissenschaftlich Erkennende; was ihn von diesem unterscheidet, ist, da auch der wissenschaftlich Erkennende bald mehr intuitiv, bald mehr auf dem Wege des Nachdenkens und der Reflexion zu seinen Resultaten kommt, die Richtung des Interesses und die Art der Darstellung. Sie wesentlich trennt in diesem Punkt Wissenschaft und Kunst.

Dem Künstler hat man seit langem eine Förderung durch starke Sexualität zuschreiben wollen, und, da bei allen menschlichen Konflikten das Sexuelle bedeutsam mitspielt, insofern mit Recht, als ein Individuum, bei dem die Sexualität in jeder Beziehung schwach entwickelt wäre, vor allem jener Aufklärungen entbehrte, welche ihm nur aus seinem eigenen geschlechtlichen Triebleben kommen können. Stendhal hätte das „Studium der Leidenschaften" nicht zu interessieren vermocht, wenn ihm selbst die Leidenschaft gefehlt hätte. Ein Mensch, dem die Liebe verhältnismässig gleichgültig ist, hätte nie dazu kommen können weder Stendhals Romane, in deren Mittelpunkt stets eine Liebesleidenschaft steht, noch seinen Traktat: „De l'amour" zu schreiben. Für einen solchen hätten hier keine Probleme vorgelegen. So ist auch Goethe in starker Weise Liebesdichter, spielen Verhältnisse zu Frauen in seinem Leben wie in demjenigen Byrons und mancher anderer Dichter eine grosse Rolle. Aber, wie hervorzuheben, doch bei Goethe nicht eine sein praktisches Leben stark beeinflussende Rolle.

Im Gegensatz zu derjenigen, welche man der Libido sexualis beim Dichter zuschreibt, hat man die Bedeutung der Sexualität für die wissenschaftliche Produktion, wie schon Loewenfeld betont, meist gering eingeschätzt, stehen die Gelehrten und Philosophen nicht im Rufe einer besonderen Liebesbedürftigkeit. Schopenhauer, den ich oben nach Möbius zitiert habe, den auch Loewenfeld mit dem gleichen Passus

anführt, scheidet meines Erachtens seiner ganzen Eigenart als Philosoph nach, selber betonend, dass die Philosophie eine Kunst sei, hier im Ganzen und Grossen als Kronzeuge für den Denker aus. Möbius meint, für den Forscher sei die Sexualität nur störend, und, wenn Loewenfeld Robert Koch ausführt und äussert, seine Verdienste seien „zum Teil wohl dem Energiezuwachs zu danken, den seine Sinnlichkeit lieferte,“ und dabei auf Kochs zweite Ehe hinweist, die seiner Zeit in Berliner akademischen Kreisen viel Anstoss erregte, so erklären solche Hinweise auf die Sinnlichkeit eines Individuums doch immer nur wenig. Zumal, da Loewenfeld selbst in bezug auf den Künstler sehr richtig sagt, die Liebe allein, auch der stärkste Sexualtrieb tue es nicht. Wo die künstlerische Veranlagung fehle oder nur gering entwickelt sei, könne, wie die tägliche Erfahrung zeige, auch unter dem Einfluss der mächtigsten Liebesleidenschaft kein bedeutendes, ja überhaupt kein wahres Kunstwerk zustande kommen. Die künstlerische Veranlagung, speziell auch das Talent im Sinne des Auffassens wie des Wiedergebens ist also immer etwas für sich Bestehendes, auf Sexualität nicht Zurückführbares, und, was für die künstlerische Veranlagung gilt, muss konsequenter Weise auch für die sonstige intellektuell-produktive, also die des Denkers, gelten. Schliesslich hat diesen gelegentlichen „Energiezuwachs“ durch die Sinnlichkeit ja jeder Mensch, aber immer nur der produktiv Veranlagte bringt es zu irgendwelchen Werken.

Warum übrigens, wenn Sexualität alles vermögen soll, nicht auch jedes Handeln auf unterdrückte Sexualität zurückführen? Auch Napoleon konnte ja aus geschlechtlichem Unbefriedigtsein die Welt erobert haben. Sadger sollte uns das nur einmal nachweisen; wie Napoleons Verlangen, die politische Karte Europas immer wieder anders haben zu wollen, nur der symbolische Ausdruck seines Missbehagens war, bei Frau Laetitia nicht zum rechten Ziel gekommen zu sein.

Ich habe an anderer Stelle[1]) klar zu machen gesucht, dass der produktive Erregungszustand des Dichters zwar nur bei einem konstitutionell derart erregungsfähigen Individum auftreten kann, dass es aber unberechtigt ist, aus dem periodischen Auftreten derartiger produktiver Erregungszustände bei Goethe, wie Möbius es versucht hat, auf manisch-depressives Irresein oder etwas dem sehr Nahestehendes zu schliessen, habe darauf aufmerksam gemacht, dass eine „maniforme“, an diejenige der Manie errinnernde Erregung auch ganz anderen Ursachen als einem manisch-depressiven Irresein ihre Entstehung verdanken kann, mit anderen Worten eben nicht einen manischen im psychiatrischen Sinne, sondern nur einen produktiven Erregungszustand auf normal psychischer

[1]) Grenzfr. d. Nerv. u. Seelenlebens, Heft 80. In bezug auf Otto Ludwig ist mir in dieser Arbeit ein Irrtum unterlaufen. Es kam bei diesem Dichter nie zu einer eigentlichen Psychose.

Basis darstellt oder wenigstens darstellen kann. Auch der geistig normale Verliebte kann in gewisser Weise als „manisch" erscheinen, die Erregung ist hier aber keine „unmotiviert" aus pathologischen psychischen Spannungen hervorbrechende, sondern eine durch die Verliebtheit geschaffene, eine „motivierte". Dass nun die „Manie" des Verliebten einen physiologischen Zustand darstellt, ist unbestreitbar. Der produktive Erregungszustand des Dichters in seiner vollen Ausbildung wieder entsteht aber ähnlich auf normal psychischer Basis durch eine psychische Höchstanspannung, welche dann Leistungen gestattet, die im „normalen" Zustand nicht möglich sind. Ob nun bei Goethe in solchem Fall die Erregung sich nebenbei auch erotisch äusserte oder ob, wie es bei Hebbel und Schopenhauer der Fall war, die intellektuelle Erregung die ganze psychische Energie so in Anspruch nahm, dass die Sexualität in den produktiven Zeiten zum Schweigen gebracht wurde, beruht möglicherweise auf einer nicht weiter erklärbaren individuellen Eigenart. In dem einen Fall mag selbst aus einer solchen Totalerregung das Sexuelle bzw. Erotische einen Energiezuwachs beziehen, in dem anderen Fall nicht. Auf keinen Fall wird sich aber etwas anderes als eben die für uns nicht weiter zurückführbare Erregung als das Primäre bezeichnen lassen. Und wenn ich plausibel zu machen suchte, dass die stärkere produktive Einzelerregung, wie weit das Möbius auch fortwirft, doch zum Teil aus einem Einfall, einer dem Dichter aufsteigenden Idee kommt bzw. durch sie ausgelöst wird, so will ich dabei Loewenfeld gegenüber gar nicht leugnen, dass andererseits auch ein frisches sich Verlieben die Kräfte eines Individuums momentan zu steigern vermag. Es fragt sich nur auf welche Weise.

Da Hebbel hier vorhin schon genannt wurde, sei auch noch eines erwähnt. Jene Spaltung des Dichters in eine erlebende und eine beobachtende Person, welche bei Goethe ihren höchsten dichterischen Ausdruck in der Dualität: Faust-Mephisto fand, trägt Hebbel häufig in die Charaktere seiner Dramen selber hinein; wie Kuh richtig sagt, ist die Leidenschaft seiner Personen oft durch Selbstkontrolle gebrochen. Hier liegt bei Hebbel ein gewisses künstlerisches Manko. „Mit der düsteren Anschauung der christlichen Sittlichkeit verwoben, sagt Kuh, von unserem Sündenbegriff angehaucht, wird die rücksichtslose Darstellung des Trieblebens in dem Masse an künstlerischer Sittsamkeit einbüssen, als sie an ethischer Nachdrücklichkeit gewinnen mag."

Bei Stendhal ist etwas Ähnliches der Fall. Auch in seinen Figuren tritt die ewige, dem Autor eigene Selbstkontrolle hervor, nicht störend, weil der Franzose Stendhal dem Geschlechtlichen unbefangener als der Norddeutsche Hebbel gegenübertrat, es sich bei Stendhal nicht wie bei Hebbel um einen an diese Dinge angelegten ethischen Massstab handelt,

die Berechtigung der erotischen Leidenschaft nie in Frage gezogen wird. Stendhals Personen sind vor allem auf einen starken Ehrbegriff eingestellt. Er erhebt in Julien Sorel diese ewige Selbstkontrolle zur zentralen Eigenschaft des dargestellten Charakters, während sie bei Hebbel sich oft da bemerkbar macht, wo der ganzen Situation nach, damit eine voll-künstlerische Wirkung erreicht würde, das Individuum nach Art der Goetheschen Menschen rein instinktiv und seiner Zustände unbewusst handeln sollte. Bei Hebbel also war diese dem Dichter notwendige Eigenart, in aller Leidenschaft kalt zu bleiben, zu stark oder äusserte sich wenigstens nicht nur im Leben, sondern auch, wo sie es nicht sollte, in den dargestellten Charakteren.

Das Leben jedes Menschen zeigt ein zeitweises Abschwellen und Ansteigen der Energien, und, wie den Dichter ein Gedanke, der ihm den Ausblick auf ein neues Werk öffnet, packt, die Beschäftigung mit dem neuen Gegenstand ihn dann sekundär erregt und alle Reservekräfte seines Geistes in Bewegung setzt, schliesslich durch die einengende Wirkung der Konzentration sogar zu einem traumartigen, somnambul anmutenden Zustand führt, so kann auch Verliebtheit unter Umständen die letzten Kräfte eines Menschen in Bewegung setzen. Ich habe vorhin schon das produktive Moment in der Verliebtheit betont, gesagt, dass der Liebende etwas schafft, was bei dem Nichtdichter nicht fixiert wird, innerlich bleibt, bei dem Dichter aber unmittelbar oder mittelbar zu Werken führt, zu einer auch für Drittpersonen deutlich wahrnehmbaren Produktion. Ist aber einem derartig begrenzten sexuellen Moment eine besondere Bedeutung beizulegen, wird dadurch der produktive Vorgang irgendwie erklärt? Im Verliebten werden Energien aufgerufen, die sonst schlummerten. Der Durchschnittsmensch bewirbt sich in solchem Fall etwa, damit er heiraten kann, um eine entsprechende Stellung, wird in dieser Weise produktiv. Der geistig Schaffende wird ebenfalls zu einem stärkeren Energieaufwand in der ihm entsprechenden Richtung aufgerüttelt. Als ob in bestimmten Situationen, aus einer mehr oder minder zwingenden Nötigung heraus der Mensch nicht mehr als in gewöhnlichen Umständen zu leisten vermöchte, als ob der Mensch nicht Willen d. h. die Fähigkeit zu stärkerer Anspannung seiner Kräfte hätte, und als ob auch bei der geistigen Produktion, Wille ebenso wie die gar nicht absichtlich gerufene, sondern von selbst kommende Willensanspannung, wo es sich meistens doch nur um die endgültige Ausgestaltung von etwas längst Konzipierten handelt, so ganz und gar keine Rolle spielte! Auch materielle Interessen, ein eingegangener Kontrakt zwingen den Schaffenden gelegentlich eine Arbeit fertig zu machen, welche ohne diesen Zwang auf die lange Bank geschoben würde. Liessen sich auch bei Künstlern nicht genug Beispiele dafür beibringen, dass unter dem Zwang der Umstände versprochene Arbeiten recht widerwillig begonnen, dann

aber doch in nicht wesentlich anderer Weise, als der Künstler sonst schafft, fortgeführt und ohne Schaden für das Werk, weil eben bei der Arbeit die nötige Erregung sich einstellte, beendigt wurden? Im Geiste jedes Produktiven liegt stets Vieles bereit, das nur des Anstosses von aussen her harrt, um fixiert zu werden. Diesen Anstoss konnte Robert Koch seine Verliebtheit abgeben. Ein solcher Anstoss kann aber ebenso gut einmal durch ganz triviale materielle Interessen, durch die im Augenblick gegebene Möglichkeit, mittelst einer Arbeit etwas zu erreichen usw., geschaffen werden. Man soll doch immer die Kontinuität eines Lebens und einer Persönlichkeit in Rechnung ziehen einerseits, die innige Verknüpfung alles Psychischen in einem Individuum andererseits!

Wenn bei dem Liebeslyriker die direkte produktiv erregende Wirkung der erotischen Affektivität klar ist, so wird sich doch weitere Stimmungslyrik, Naturlyrik, nicht strikt auf das gleiche Moment zurückführen lassen. Oft dient ja das Naturgedicht ebenfalls dem Ausdruck einer erotischen Stimmung, welche in der Naturschilderung nur eine Stütze, ihren poetischen Körper findet, lange jedoch nicht immer, so dass also selbst der Lyriker nicht total von seinem sexuellen Triebleben abhängig sein wird.

Loewenfeld hat schon hervorgehoben, eine wie geringe Rolle die Erotik in Lessings Leben spielte. Stärker betont war das Sinnliche bei Hebbel. Kuh erzählt in seiner Hebbelbiographie: „Hebbels Sinnlichkeit entsprach seinem heissen Naturell, der Heftigkeit aller seiner Lebensäusserungen. (Also nicht nur seiner Sexualität, sondern seiner Vitalität überhaupt!). Und er gehorchte den wilden Impulsen, die durch den rückwirkenden Eindruck seiner leidenschaftlichen Persönlichkeit, welche die Weiber anzulocken pflegt, verstärkt wurden. Schon in Wesselburen hatte er sich in letzter Zeit mit verlorenen Geschöpfen hin und wieder abgegeben, was diejenigen, die davon erzählen, nicht mit seinem lauteren, ja zaghaften Liebesneigungen reimen können. Diese Verdutzten wissen eben nicht, dass die unschuldigen und begehrlichen Empfindungen des Jünglings nicht selten, wie auf einem Kreuzwege, die eine hierin, die andere dorthin abschwenken". Wie ich früher sagte, des Menschen Natur ist kompliziert. Kuh sagt an anderer Stelle: „Die Ursachen, warum Hebbel bisher aus dem sexuellen Gebiete poetische Vorwürfe und Motive sich geholt hat, sind nicht so versteckt, wie man gewöhnlich meint . . . . Die Phantasie des Darbenden spiegelt sich gerne die Genüsse der Erde vor; den köstlichsten Trank jedoch am Gastmahle des Lebens kredenzt die Liebe. Nun war aber Hebbel zugleich ein idealer Mensch; seine Begierden darzustellen, fühlte er sich nicht angetrieben; die Poesie mit wollüstigen Träumen zu erfüllen, wie Wilhelm Heinse, dies hätte ihn niemals locken können . . . . . Wohl aber be-

schäftigte das Naturrätsel der Liebe seine Phantasie wie sein Denken, und vermöge des Dranges, überall den letzten Gründen nachzuspüren verweilte er halb neugierig, halb trübsinnig bei den psycho-physischen Wurzeln dieser Leidenschaft".

Hebbels Erleben war nicht wie das Goethes ein rein anschaulich-sinnliches, dichterisch sich in alle Zustände hineinträumendes, sondern stark gedanklich betont. Bei Hebbel spricht überall der „Metaphysiker", auf den auch Kuh so oft hinweist, mit, der Denker, dessen für seine Dramen grundlegenden Impulse zwar letzten Grundes natürlich auch mit der Sexualität Hebbels in Verbindung standen, dessen Schaffen sich aber weit weniger als dasjenige Goethes auf das einzelne erotische Erlebnis mit den aus ihm dem Dichter erwachsenen Konflikten stützte, sondern auf eine gedankliche Verarbeitung des „Naturrätsels der Liebe". Auch Hebbel sah seine Aufgabe nach seinem eigenen Wort in der Symbolisierung seines Innern, wollte aber wenigstens zum Teil wie Schopenhauer ergründen, nicht nur im genaueren Sinn Eigenerlebtes symbolisch darstellen. So tritt in seinen Dramen die blosse Schilderung erotischer Erlebnisse, welche bei Goethe einen grossen Raum einnimmt, in bestimmter Weise zurück, wird die Darstellung des Geschlechtlichen der ganzen Hebbelschen Auffassungsweise nach so ins Ideenhafte gehoben, dass das gedankliche Problem stark prävaliert. In „Herodes und Marianne" dreht sich alles um die Liebe der Frau wie des Mannes, aber diese Liebe wird uns wenig unmittelbar geschildert, wie das Shakespeare in solchem Fall tut. Es wird nicht so sehr das Fühlen des Liebenden gegeben als der dialektische Prozess, welcher durch die mehr vorausgesetzte als dichterisch vergegenwärtigte erotische Affektivität der beiden Hauptpersonen in Bewegung gebracht wird. Diese dramatische Dialektik, nicht das psychisch Zuständliche ist Hebbel die Hauptsache. Deshalb setzen Dramen wie die Hebbelschen im Dichter natürlich nicht weniger Sexualität voraus, nur liegt sie hintergründiger als bei Goethe und erscheint in anderer Form.

Dichternaturen wie Lessing, etwa auch Ibsen, bei welchem letzteren der Psycholog, Beobachter und Moralist bedeutsam vorschlägt, Verstandesdichter, wie man sie nicht ganz unberechtigter Weise, besonders Lessing, nennen könnte, nähern sich in ihrer ganzen Art dem Denker. Man könnte auf jeden Fall so gut das abstrackte Denken eines Philosophen wie Kant oder eines Mathematikers wie Gauss auf Sexualität zurückführen wollen wie das Schaffen dieser Dramatiker.

Loewenfeld beschränkt die Bedeutsamkeit der Freudschen Sublimierung für den Künstler in anerkennenswerter Weise, spricht, wie oben gezeigt, aus, dass die mächtigste Liebesleidenschaft an sich kein Kunstwerk schaffe, was doch nur, wie ich oben genauer dargelegt habe, heissen kann, das eigene sexuelle Erleben und Fühlen des Dichters hat

für sein Schaffen wesentlich eine Material gebende Bedeutung, betont dann aber doch wieder, Freudschen Gedankengängen sich anschliessend, dass nur der „ins Unterbewusstsein herabgedrängten Libido" förderliche Einwirkung auf unser Seelenleben zukommt. Loewenfeld spricht allerdings von „der ins Unterbewusstsein herabgedrängten oder überhaupt nie ins Bewusstsein gelangten Libido resp. den ihr entsprechenden zentralen Erregungen". Nun ist es mit der ins Unbewusste verdrängten Sexualität Freuds, die aber Loewenfeld wohl auch nicht eigentlich meint, eine eigene Sache. Sie ist etwas gar Unkontrollierbares und hat im Grunde ihre Bedeutung nur im ganzen Freudschen System, kommt nach Freud vor allem dem Neurotiker zu. Sieht man die Sache so an, wie ich vorhin versucht habe, dass im gleichen Augenblick in der Psyche nur für eines Raum ist, entweder für entschiedenes sexuelles Verlangen oder für zielbewusste geistige Produktivität, so können zwar im Unbewussten deponierte Daten bei dieser Produktion benutzt werden, kann auch das entstehende Werk seine Färbung aus dem sexuellen Triebleben erhalten, ist aber, da Loewenfeld selbst das entstehende Werk aus der für sich existierenden künstlerischen Veranlagung, also etwas Nicht-Sexuellem herleitet, für eine noch im weiteren sich äussernde Triebkraft aus unterdrückter oder sublimierter Sexualität her schwerlich mehr Raum, sondern nur für eine nach meiner Auffassung neutrale oder wenigstens ihrem Gehalt an Sexualität nach nicht mehr weiter einschätzbare psychische Energie. Bei der Freudschen Sublimierung erscheint eine strikt sexuelle, wenn auch psychisch-sexuelle Energie in anderer, ihren sexuellen Ursprung an sich nicht mehr verratender Form, was ich insofern leugnen muss, als mir der sexuelle Faktor in dieser psychischen Energie nicht mehr kontrollierbar erscheint. So aber, wie Freud will, hätte die Sache doch einen genaueren Sinn, erklärte sie etwas durch die Annahme, alles psychische Geschehen beziehe im letzten Grunde seine Kräfte vom Sexuellen her, Loewenfeld aber erwähnt diese ins Unterbewusste verdrängte Libido, ohne doch aus der Annahme ihrer Existenz irgend welche weitere Folgerungen zu ziehen. Was man gegen Freuds System anführen kann, es besitzt doch eine ziemlich bedeutende gedankliche Geschlossenheit, wodurch die ihm zugrunde liegenden Prinzipien ihrer tatsächlichen Richtigkeit nach aber keine grössere Sicherung erfahren, wobei es sich für den Nicht-Freudianer immer nur um die Möglichkeit der Existenz dieser Freudschen psychischen Mechanismen bei dem Neurotiker handeln kann. Mit einer ins Unbewusste verdrängten Libido jedoch, wenn man die speziellen, ihr von Freud in Sublimierungsvorgang usw. zugeschriebenen Wirkungen leugnet, wird überhaupt nicht viel mehr anzufangen sein.

Gewiss lässt sich Manches des von Freud Gebrachten nutzen, ist tatsächlich. Dem Traumproblem ist Freud z. B. auch nach meiner Ansicht als erster in einer Weise nahe getreten, die viel psychologisch

Aufklärendes hat, zum wenigstens deutlich gezeigt hat, dass auch im Traum mehr oder minder alles psychologisch motiviert sein wird. Zwar ist es bei genauerem Nachdenken klar, dass jede psychische Äusserung und somit auch der Traum das sein muss, immerhin aber wurde vor Freud doch stets das Verworrene, Unverbundene, Unsinnige der Träume betont. Unwiderleglich klar ist allerdings nur die generelle psychologische Determiniertheit des Trauminhalts, die von Freud jedoch mehr, wie es nicht anders sein kann, an möglichen Beispielen aufgezeigt, als im Einzelfall strikt bewiesen wird, nicht aber sind (und können es be der Eigenart der Freudschen Deutungsmethode sein) alle die speziellen Resultate Freuds sichergestellt. Wer sich wie ich seit langem mit der Psychologie des Dichters beschäftigt hat, kann nicht übersehen, dass die Scheidung Freuds eines latenten und apparenten Trauminhalts ein psychologisch durchaus wertvoller Fund ist. Hierin sehe ich die dauernde Bedeutung des geistreichen und in seiner Art tiefbohrenden Freudschen Traumbuches. Wie Hebbel sagt, ein echtes Drama gleiche einem Gebäude, das ebenso viel Gänge unter der Erde als über ihr habe, so steht hinter den äussern Vorgängen jeder Dichtung ein innerer Sinn, was an sich natürlich keine neue Erkenntnis ist. Es handelt sich aber nicht nur um den jedem oder doch jedem tiefer eindringenden Leser aufgehenden Sinn der Dichtung, um die mit mehr oder minder grosser Berechtigung aus der Handlung eines Dramas ausschälbare objektive „Idee", sondern auch um den noch eine Stufe tiefer liegenden subjektiven Gehalt des Werks aus der Psyche des Dichters selber: das unbewusst Gebeichtete. Ein Dichter braucht gar nicht zu wissen, was sein Werk „bedeutet", braucht es deshalb nicht zu wissen, weil das, was er in das Werk hineinlegte, ihm selbst, befangen wie er in seinen Zuständen ist, gar nicht oder erst nach längerer Zeit zu Bewusstsein kommen muss. Unter Umständen erkennt er sich erst spät, unter Umständen nie völlig in dem, was er geschaffen. Auch reicht eine Deutung nie zu. Der unterirdischen Gänge sind viele, und, von verschiedenen Seiten betrachtet, zeigt ein Werk so gut wie eine Tat ein ganz verschiedenes Gesicht. In diesem Sinn spricht Freud von der „Überdeterminiertheit" der Träume, welche ebenso bei dem Werk des Dichters besteht. Hieraus geht aber auch hervor, dass eine sichere „Deutung" eines Dichterwerks wie eines Traums nur in gewissen Grenzen möglich ist. Freud glaubt sich gesichert, die richtige Deutung bei seinen Psychoanalysen gefunden zu haben, wenn auf die dem Untersuchten übermittelte Deutung eine entsprechende psychische Reaktion erfolgt, welche dem Arzt die Richtigkeit des Angenommenen bestätigt. Bei der Deutungsarbeit liegt aber auf jeden Fall stets die Gefahr nahe, dass der Deutende zum Dichter wird und dem der Psychoanalyse Unterworfenen das suggeriert, was nachher als das aus dem

Unbewussten stammende und durch die Psychoanalyse zutage geförderte Material ausgegeben wird. Und da ein anderer Beweis für die Existenz von ins Unbewusste verdrängten Erlebnissen[1]) noch nicht erbracht ist, muss die Existenz solcher und ihre Wirkungsweise für den, welcher die Psychoanalyse methodologisch für unsicher hält, dahingestellt bleiben, was auch für sie sprechen mag.

Man kann die Existenz einer derartigen Verdrängung in beschränkter Weise einigermassen wahrscheinlich auch auf anderem Wege machen. Wir wissen, dass wir uns an unangenehme Erlebnisse ungern erinnern, uns bemühen, sie zu vergessen, also die Erinnerung daran tatsächlich unterdrücken. Es ist anzunehmen, dass eine solche Unterdrückung nie völlig gelingt, dass jedes Erlebnis Spuren zurücklässt. Spuren, deren genaue Herkunft wir später nicht mehr zu kennen brauchen, die uns aber doch in unserem Urteil, in unserm Empfinden und ganzer Reaktionsweise dauernd beeinflussen. Aus solchen vergessenen, aber stets noch nachwirkenden Erlebnissen setzt sich zum Teil das zusammen, was man den erworbenen Charakter eines Menschen nennen kann, das, was uns mit Vierzig anders als mit Dreissig und mit Fünfzig anders als mit Vierzig reagieren lässt. Aus derartigem resultiert, was wir als Lebenserfahrung bezeichnen: Mahnungen von früheren Erlebnissen her, die uns als das zusammengedrängte Resultat solcher geblieben sind, ohne dass wir uns der einzelnen Fakten, die zu diesen Erkenntnissen führen, erinnern. Solche Mahnungen, natürlich affektiv betont, denn nur Affekt lässt etwas in uns fortleben, nur mit Affekten Verknüpftes existiert überhaupt länger in unserer Psyche, tauchen nun zu Zeiten und bei Gelegenheiten wieder auf, ohne dass wir uns ihrer genau bewusst werden, und bestimmen unsere Auffassung, unser Handeln, unser Fühlen. Alles ist Dauer in der Psyche, durch längst Entschwundenes, aber doch noch in seiner Weise Vorhandenes bestimmt. Wir sind nach dieser Richtung ganz und gar Produkt früheren Erlebens. Und dies frühere Erleben und die durch dieses gesetzten Affektbetonungen äussern sich nun bei neueren Erlebnissen, welche zu den alten in gar keiner andern nachweisbaren Beziehung zu stehen brauchen als einzig in derjenigen der Existenzdauer des gleichen Individuums. Was ein und dasselbe individuelle Leben betrifft, ist alles unlösbar miteinander verknüpft. Gleichartige Erlebnisse schaffen eine Summierung eines entsprechenden Fühlens, können eine bestimmte Dauereinstellung bewirken, so dass jede neue Erfahrung im Sinne der alten, einmal fixierten, gewertet wird. Das junge Individuum tritt relativ unvoreingenommen an Neues heran. Je älter wir werden, um so mehr ist unsere Reaktions-

[1]) Auch Jungs Assoziationsexperimente beweisen immer nur die Existenz affektbetonter Komplexe; alles übrige ist auch da Deutung.

weise in für uns subjektiv glücklicherer oder ungünstigerer Weise fixiert. Der alte Affekt wird auf ein neues Erlebnis sofort angewandt: — übertragen nach der Terminologie der Freudschen Schule. Relativ unbedeutende Anlässe erregen in uns Zorn, nicht aus der gerade spielenden Angelegenheit heraus, sondern weil uns irgend etwas in der Sache an Früheres gemahnt. An Unschuldigen lässt der Zornige seinen Zorn aus, um abzureagieren durch Übertragung usw.

So lange wir auf normalpsychologischem Boden bleiben, ist das alles fraglos. Die Schwierigkeiten beginnen erst, wo wir den Boden normalpsychologischen Verständnisses verlassen. Bei pathologischen Zuständen stehen wir in einer ganz andersartigen Reaktionsweise gegenüber. Dass auch jedes psychopathologische Symptom determiniert und schliesslich auch „psychisch" determiniert ist, ist sicher. Nur dass dies Wort, da wir eben nur ein normales psychisches Geschehen psychologisch d. h. durch Analogieschlüsse von unserm eigenen Psychischen her verstehen können, hier endlich irgendwo den Sinn zu verlieren beginnt. Und deshalb weiss ich auch hier, und bekenne es offen, nicht weiter, kann die „Übertragung", die Wirkung von im Unbewussten bewahrten Affekten usw. nur in dem hier gegebenen Umfang anerkennen, weiss auch über die Wirkungsweise eines ins Unbewusste verdrängten Sexuellen allgemein und in bezug auf den Dichter nichts auszusagen.

Übrigens sagt selbst Bleuler, er sei noch nicht überzeugt, „dass jede Betätigung in einer nicht direkt dem Broterwerbe dienenden Sache respektive die Begeisterung dafür ausschliesslich auf sublimierten Affekten beruhe, die eigentlich der Sexualität angehören, aber von dieser auf andere Gebiete übertragen worden sind. Ich halte z. B. auch für gar nicht bewiesen, dass der Wissenstrieb eigentlich nur ein Ausbau oder ein Ersatz der einen grossen Frage der Kindheit sei, woher wir kommen. Es scheint mir im Gegenteile, dass der Wissenstrieb für das Aufsteigen der Menschheit von so fundamentaler Wichtigkeit gewesen sei und noch sei, dass man ihm grössere Selbständigkeit zuschreiben muss." Bleuler meint, es stehe zwar fest, dass es eine Sublimierung im Sinne Freuds gebe, sei aber nicht sicher, (ich unterstreiche) wie gross die Rolle sei, welche wir ihr zuschreiben dürfen. Wo wir eine auffällige Sublimierung der Erotik konstatieren, handle es sich um Leute mit lebhaften Affekten und lebhaftem Streben. „Sie werden also unter allen Umständen sich bei irgend einer Betätigung stark ins Zeug legen." Ferner: „Wird nun aber auch die ursprünglich sexuelle Libido zu künstlerischer oder wissenschaftlicher Betätigung verwendet, so heisst das noch nicht, dass die Sexualität in ganz neuen Bahnen laufe und etwas schaffe, in etwas verwandelt sei, was vorher nicht vorhanden war." Bleuler erklärt es für wahrscheinlicher, dass die wissenschaftlichen oder ästhetischen Bestrebungen primär

vorhanden seien und die Libido ihnen erst sekundär sich zuwende und ihnen damit „die Stärke und die lebenausfüllende Bedeutung“ gebe. Ich finde in diesen Bleulerschen Sätzen sehr viel zugestanden nach der Richtung hin, dass es eine geistige Produktivität aus eigener Quelle gibt, ohne dass eine Unterstützung von einer unterdrückten und sublimierten Sexualität aus nötig wäre. Bleuler erkennt die Energie des Individuums als etwas für sich Bestehendes an und will auch dem „Wissenstrieb“ eine grössere Selbständigkeit zuschreiben. Wenn Bleuler betont, Freud fasse den Begriff Libido weiter, als seine Kritiker meist annehmen, so fragt sich eben, ob er ihn nicht zu weit fasst. So weit, dass sich schliesslich wissenschaftlich fruchtbar mit ihm nicht mehr operieren lässt, dass er mystisch wird. Und das wird er, wenn wir uns der Einsicht verschliessen, dass das Individuum energisch ist oder nicht, wissensbegierig oder nicht, ideal denkend oder gemein-egoistisch ganz abgesehen von seiner speziell sexuellen Eigenart, von der Stärke oder Schwäche seiner Libido. Wird diese Tatsache verwischt, indem man jeden Augenblick von Sublimierung spricht, so wird eben der Begriff Libido in einer ihm nicht zukommenden Weise erweitert und ist dann, aber zu Unrecht, natürlich überall anwendbar.

Verdrängte Sexualität heisst eine solche, die sich nicht mehr sexuell äussert. Durch den Terminus: Psychosexualität erkennt auch Freud selber hier den psychischen Faktor an. Weil das Sexuelle eine als rein physisch erscheinende Seite neben der psychischen hat, kommt es wohl überhaupt zu der Ehre als erklärendes Moment aufgerufen zu werden. Weil sexuelle Wünsche sich in allerlei Symbolen äussern können, wird jetzt auf solche Symbolisierungen allzusehr als auf etwas Feststehendes gefahndet. Es ist aber klar, dass ein zeitweise oder dauernd in steten sexuellen Vorstellungen lebendes, ein in dieser Weise extrem sexuelles Individuum alles derart symbolisch nutzen kann, ohne dass nun aber, wie die Freudsche Schule es vielfach tut, bestimmte Handlungen, Bewegungen, Bilder in jedem Augenblick und bei jedem Individuum eine geschlechtliche Bedeutung haben müssen. Es liegt mir total fern die Existenz solcher Symbolisierungen zu leugnen. Nicht alle Frauen aber auf jeden Fall, die bei Einkäufen immer wieder umtauschen, sind sexuell mit ihrem Mann unzufrieden, wenn überhaupt jemals, was mir fraglich, sexuelle Unzufriedenheit sich symbolisch speziell so äussert, denn das Wahrscheinlichere ist, dass die stete Unzufriedenheit mit dem Manne nur eine Teilerscheinung einer allgemeinen Unzufriedenheit mit allen Dingen des Lebens ist. Alle solche Symbolisierungen sind unter bestimmten Voraussetzungen möglich. Alle erdenklichen Gegenstände können einmal den männlichen oder weiblichen Geschlechtsteil usw. in klarer oder unklarer, mehr oder weniger bedeutsamer Weise symbolisch darstellen. Es ist Freud auch vollkommen zuzugeben, dass geschlecht-

liche Regungen in unsern Nachtträumen sich auf die absonderlichste Art verkleiden. Dass hinter jedem harmlosen apparenten Trauminhalt ein latenter sexueller Affekt liegen kann. Der Traum spricht wie der Geisteskranke ohne Bedenken aus, was den Träumenden gerade bewegt. Hoffen und Wünschen, Befürchtungen sind tatsächlich der ganze Inhalt unseres psychischen Innenlebens; insofern ist auch der Inhalt jedes Traumes eine Wunscherfüllung resp. stehen in irgend einer Entfernung hinter allen Bildern des Traumes Wünsche und Befürchtungen, affektive Betonungen. Freud behauptet aber selber nicht, dass der Wunsch, welchen der Traum erfüllt, stets ein sexueller Wunsch ist oder, wenn, da der Träumende doch stets ein auch sexuelles Wesen ist, dies angenommen werden soll, lässt sich doch nicht sagen, wie bedeutsam dieses Sexuelle in einem Trauminhalt für den Träumenden ist. Es lässt sich überhaupt die Bedeutung der strikt sexuellen Befriedigung durch den geschlechtlichen Akt für das psychische Leben eines Individuums, da verschiedene Menschen in dieser Weise sehr verschieden bedürftig sind, nicht abschätzen. Und wenn wir den relativ sicheren Boden dieser strikt sexuellen Befriedigung durch den Koitus verlassen und auf das nur Psychosexuelle eintreten, wird alles, es mit einem plattdeutschen Ausdruck zu sagen: „holl und boll", da sich das Psychosexuelle von dem nicht mehr sexuell Psychischen überhaupt nicht trennen lässt. Läge die Sache noch so, dass das strickt körperlich sexuell befriedigte Individuum bestimmte Erscheinungen zeigte, welche dem unbefriedigten fehlen, dieses nicht „sublimierte", jenes aber immer und in deutlicher Weise, so wäre ihr noch näher zu kommen. Aber Individuen sind ideal gerichtet oder nicht, geistig produktiv oder nicht bei vorhandener oder mangelnder sexueller Tätigkeit oder Befriedigung. Sexualität wird bald mehr total bald nur teilweise „sublimiert" nach Freud; alles ist somit schliesslich doch recht unkontrollierbar, einer Gefühlseinschätzung überlassen, und so absolut richtig der Gedanke an sich ist, dass alles in der Psyche des Menschen von hinten und aus der Tiefe her (dem Unbewussten) seine Impulse empfängt, so wenig der Psycholog das, was im Bewusstsein erscheint, als das Primäre bei allem psychischen Geschehen ansehen darf, so unberechtigt ist es doch die produktive Geistestätigkeit des Dichters und sonstigen schöpferischen Menschen als „psychosexuelle Äquivalente," wie Bloch nach Loewenfeld das will, anzusehen, oder produktive Geistestätigkeit durch Sublimierung zu erklären.

Das, was wir produktive Geistestätigkeit nennen, ist schliesslich schon gesetzt, wo überhaupt eine Psyche existiert. Der simpelste psychische Vorgang schafft schon etwas, jedes sich Erinnern ist ein produktiver Vorgang im einfachsten Sinne. „Wiedererinnerung ist zugleich Metamorphose, sagt Dilthey. Und diese Erkenntnis lässt den Zusammenhang zwischen den elementarsten Vorgängen des psychischen

Lebens und den höchsten Leistungen unseres schöpferischen Vermögens klar werden.“ Nicht irgendwie gefühlsbetonte Vorstellungen kann es aber überhaupt nicht geben, alle Affektivität aber auf Sexualität zurückzuführen kann nicht gelingen. Es lässt sich immer nur betonen, dass der Mensch ein affektives Wesen ist und in ihm die mit dem Sexuellen verbundene Affektivität im Allgemeinen die stärkst betonte.

Den Durchschnittsmenschen beschäftigten wesentlich nur eigene Angelegenheiten, den geistig Produktiven zeichnet es aus, dass ihn eine Idee ergreift, Fremdes, Fernliegendes ihn so beschäftigt, das es ihm zu einer persönlichen Angelegenheit wird: die grossen Gedanken kommen aus dem Herzen, heisst es. Die Affektivität der produktiven Individuen ist in eine Richtung gelenkt, dass sie von dem unmittelbaren Eigeninteresse sich trennt. Wir wissen nur, dass so etwas möglich ist, nicht, wie es eigentlich zustande kommt.

Hitschmann betont, es liege Freud ferne, die sexuelle Ätiologie bei den Neurosen (und nach Steckel ist ja jeder Dichter ein Neurotiker) jeder andern zu substituieren, so dass er deren Wirksamkeit für aufgehoben erklären würde. „Freud meint vielmehr, zu all den bekannten und wahrscheinlich mit Recht anerkannten ätiologischen Momenten der Autoren kämen die sexuellen, die bisher nicht hinreichend gewürdigt worden sind, hinzu.“ Dass nun bei dem Neurotiker sich auch Störungen und zwar typische des Sexuallebens finden werden, wird wohl kein Arzt anders erwarten, und dass diese Äusserungsweise einer neurotischen Veranlagung bisher zum Teil allzu wenig berücksichtigt sein mag, will auch ich gern zugeben, wo wir erst allerneuestens der Erforschung des Sexuallebens überhaupt näher getreten sind. In bezug auf die Art, wie diese Dinge in Erscheinung treten, mag vieles, was die Freudsche Schule gebracht hat, sich dauernd als wertvoll erweisen. Dies lässt sich ein Stück weit psychologisch schildern, wodurch aber die Frage nach der Ätiologie dieser Zustände nicht beantwortet ist.

Wenn ich den Masturbanten seiner psychischen Eigenart nach schildere, kann ich zu einem charakteristischen Bilde gelangen, was von dieser psychischen Eigenart des Masturbanten aber Folge der Onanie ist oder wie weit diese selbst wieder nur eine Äusserung seiner konstitutionellen Veranlagung ist, die sich mit den übrigen Erscheinungen an dem dauernd exzessiv masturbierenden Individuum beobachten lässt, ist weit schwieriger zu sagen. Hitschmann spricht ferner aus, Freud sei sich vollkommen darüber klar, „welche entscheidende Rolle neben dem Sexualtrieb die egoistischen oder Ichtriebe im Leben und auch in der Neurose spielen“, sagt, eine Detailuntersuchung der Ichtriebe, „die noch ausführlich in Angriff zu nehmen wäre, würde ergänzende Aufklärungen für die Neurosen und speziell die Symptombildung liefern.“

Leider ist dies Zugeständnis, dies Stehenlassen eines bescheidenen Restes in der Psyche, der nicht sexuell basiert ist, etwas sehr theoretisch bisher geblieben. Tatsächlich ist fast nur von Sexualität und Psychosexuellem die Rede. Diese ergänzende Detailuntersuchung der „Ichtriebe" wäre auf jeden Fall etwas sehr Wünschenswertes. Man sollte uns auf sie nicht allzu lange warten lassen, wenn auch bei dem Boden, auf dem sich eine solche Untersuchung notwendig bewegen würde, kaum erwartbar ist, dass sie uns viel Fruchtbares brächte. Wir sehen ja jetzt schon, zu welchem schrankenlosen Subjektivismus die von Freud ausgegangenen Anregungen in manchen Köpfen führen, so dass jeder, dem es noch um eine einigermassen wissenschaftliche Erkenntnis und nicht um unklare Ahnungen zu tun ist, unmöglich hier durch Dick und Dünn mitgehen kann. Im übrigen hat alles seine Zeit und wird der Rückschlag nicht ausbleiben. Ohne alle Psychologie im ganz laienhaften Sinne, ohne Einfühlung in die Zustände des Kranken geht es beim Arzt nicht, irgend welcher Dogmatismus aber ist schädlicher als offen bekanntes Nichtwissen, und das Beste, was der Arzt an Psychologie braucht, wird sich nie lernen und lehren lassen.

Den stärksten Gegensatz zu den Tendenzen der Freudschen Schule bietet Rieger in seiner Einschätzung des sexuellen Faktors im Menschen, wenn er den Testikelverlust in Parallele setzt zu der früher auch beliebten strafweisen Abschneidung der Ohren. Rieger meint in gelassener Ruhe „gesundheits- und charakterschädlich" sei weder der eine noch der andere Verlust, sieht äusseres Ohr wie Testikel also als ein leicht missbares Anhängsel an, zieht für den Kastrierten nur das subjektive Moment der „Schande" in Betracht und spricht aus, in Wirklichkeit habe „vielleicht die Ungestörtheit durch testikuläre Einflüsse, gerade am meisten beigetragen zu dem ehernen und diamantenen Charakter des Origenes." Rieger zitiert den Satz des Agathias: „Wem in der Seele ein freier und edler Sinn eingeboren ist, dem entsteht durch nichts ein Hindernis dagegen, dass er durchaus vortrefflich ist", und zieht aus dem Leben der drei Kastraten: Origenes, Narses und Abélard den Schluss, „dass der Mensch an seinem höchsten geistigen Dasein, in Kirche, Staat und Wissenschaft etwas besitzt, was zwar durch den vorhandenen Geschlechtstrieb oft getrübt und gestört werden kann, aber nicht zerstört durch den beseitigten Geschlechts-Trieb[1]". Und vorher schon spricht Rieger aus: „„Gegensatz von geistiger und geschlechtlicher Tätigkeit"" ist eine Formel, die plausibel scheint, weil der Gegensatz in hohem Grade besteht in bezug auf Art und Zweck der Tätigkeiten." Es hänge aber, fährt Rieger später fort, ganz von der übrigen Qualität und Energie

[1]) Bei Rieger gesperrt.

des Menschen ab, ob er, in der gewaltigen Überzahl von Stunden und Minuten, die neben denen der sexuellen Betätigung übrig bleiben, faul oder fleissig, geistig regsam oder ein Brutum sei: „— das Wesentliche ist dieses: die sexuellen Minuten können, jahraus, jahrein, in grösster Intensität vorhanden sein hart neben den Minuten grösster geistiger Intensität."

V.

Ein unglücklicher Dichter. Schlussfolgerungen.

Wenn ich bisher versucht habe, eine Psychologie des Dichters positiv zu entwickeln, gewisse durchgehende Züge, die sich bei mehr als einer Dichterindividualität finden, nachzuweisen, wobei mir natürlich nur Zustände bedeutender Dichter als Unterlage dienen konnten, so gestatte man mir jetzt einmal den entgegengesetzten Weg zu gehen, an einem mittelmässigen Dichter nach Möglichkeit aufzuzeigen, wodurch er sich in seiner psychologischen Eigenart von den wirklich stark dichterisch veranlagten Individuen etwa unterscheidet. Ein solches Beginnen kann natürlich nur sehr bedingten Wert haben, ich hoffe aber, dass etwas mehr als nur die Schilderung einer bestimmten dichterisch mässig veranlagten Individualität doch dabei resultiert. Hebbel sagt einmal, auch die Mittelmässigkeit habe ihre instruktive Seite, und so wird, wenn sich aus der Schaffensweise und psychologischen Eigenart der bedeutenden Dichterindividualitäten etwas für den Dichter generell Verbindliches herausholen lässt, die Gegenprobe, die Konstatierung, was dem minderen Dichter fehlt, nicht vollkommen wertlos sein auch bei dem sehr begrenzten Material, welches ein einzelnes Individuum nach dieser Richtung hin zu bieten vermag. Der Betreffende, dem ich zu diesem Zwecke zuwende, ist der heute wohl fast ganz vergessene Dramatiker Franz Nissel, wie Grillparzer ein Österreicher. Wir besitzen von ihm Dramen sowie ein Werk: „Mein Leben," eine Autobiographie, Tagebuchblätter und Briefe umfassend.

Franz Nissel wurde 1831 als Sohn eines Schauspielers in der Wiener Vorstadt Wieden geboren. Sein Geschick war menschlich wie literarisch ein trauriges. Obwohl seine Dramen hier und da aufgeführt wurden, und, wie es scheint, gelegentlich sogar in einer für uns heute wenig begreiflichen Weise Erfolg hatten, obwohl er sogar für seine „Agnes von Meran" einmal den Schillerpreis bekam, wurde er materielle Not niemals los und starb 1893, nicht ganz unbekannt geblieben, aber doch auch nicht nennenswert bekannt geworden und auf jeden Fall durch die Entwicklung, welche die deutsche Literatur nahm, völlig überholt. „Mein Leben" wurde 1894 von der Schwester des Dichters herausge-

geben. Das Vorwort, welches diese zu dem Buche schrieb, schliesst mit der Frage: „Wird in dies Grab noch eine Auferstehungskunde dringen?“ Man muss diese Frage verneinen. Irgendwelche Werte, die ein Wiederaufleben Nissels bewirken könnten, stecken in seinen Dramen nicht. Nissel wollte künstlerisch Wertvolles geben, hat sein Leben lang nach seiner Kraft ehrlich darum gerungen, irgend etwas, das als Dramatiker seinen Namen auch nur als Talent zweiten oder dritten Ranges erhalten könnte, ist ihm kaum gelungen. Und auch seine persönlichen Aufzeichnungen über sein Leben und seine Entwicklung bieten nicht viel. Auch hier mehr Schilderungen, Exklamationen, subjektive Gefühlsäusserungen als irgendwie bedeutsame Gedanken, als eine tiefergehende Darstellung seines Lebens und seiner Entwicklung. In manchem gemahnen diese Aufzeichnungen an diejenigen Grillparzers, seines Landsmannes. Auch Nissel hat wie Grillparzer unter dem politischen Druck der Zeit gelitten, auch hier Grübelei, Hypochondrie, ewige Unzufriedenheit mit sich, seinem Geschaffenen, seiner Lage, bei Nissel aber noch akzentuiert durch wirkliche, ihn Zeit seines Lebens nicht verlassende materielle Not, vor der Grillparzer seine Beamtenstellung bewahrte. Wie es scheint, war Nissel von schwacher Gesundheit und zu Depressionen wie Grillparzer geneigt, in seinem Wesen schwerflüssig und alles ernstnehmend wie dieser. Wie Grillparzer auch von stark sinnlicher Veranlagung, verliebt er sich, noch nicht 11 Jahre alt, in ein auffallend schönes zehnjähriges Mädchen, gleich ihm ein Schauspielerkind, Lina Strampfer. Auch später macht ihm Liebesverlangen viel zu schaffen. „Schon eine gute Weile quälte mich auch, meine Schwermut nicht wenig vermehrend, eine unbestimmte, mir lange rätselhafte Sehnsucht — rätselhaft ungeachtet meiner kindlichen Affaire mit Lina Strampfer. Und doch war es, wie sich bald zeigen sollte, Liebessehnsucht.“ Damals war er siebzehn Jahre alt. Er verliebt sich für drei Jahre in eine italienische Tänzerin, die ihr eigener Vater verkuppelte. Nissel fasst den Plan sie „wieder empor zu heben, der Tugend und wahrem Glücke zu retten, sie zu entsühnen, zu läutern und zu veredeln durch eine reine und heilige Liebe.“ So schreibt NB nicht der siebzehnjährige, sondern der Mann Nissel. Er lernte italienisch, um sich überhaupt mit ihr verständigen zu können, will es nach einem Jahr gekonnt haben. Zu weiterem kam es nicht. Nebenbei wollte er in dieser Zeit eine neue Religion gründen. „War ich vielleicht in Gefahr in Geistesstörung zu verfallen? Ich weiss es nicht. Aber Tatsache ist, dass ich den ungeheuerlichen Entschluss fasste, als ein neuer Prophet eine neue Religion zu gründen.“ Er schrieb sogar die ersten Bogen einer neuen „Bibel“. Noch der Mann sagt: „Es ist ja selbstverständlich beim Traum der Jugend geblieben und nicht ein Schritt nach aussen zu seiner Verwirklichung getan worden.“ In der Einleitung zu „Mein Leben“, von 1889

datiert, heisst es: „Ich blicke zurück auf ein unerhört trauriges und nahezu verlorenes Leben — verloren wohl auch durch eigene Schuld —, und doch war ich nicht ohne Begabung, nicht ohne Streben, doch schlug vielleicht kein edleres Herz in eines Menschen Brust. (Sic!) Was ich geträumt, gewollt, es war vielleicht zu gross; es begehrte nicht nur die höchsten Gaben, sondern auch den unbeugsamsten Willen und die Gunst der Zeit. Fehlte nur eines, so musste aus den Propheten und geistigen Helden, der zu sein ich mich vermass, der arme Gemütskranke und geistig Verstörte werden, den ich mich fühle seit manchem Jahr. — Ja, wer weiss . . ., ob ich nicht schon krank war an „Grössenwahn", als mein Gedanke den ersten Flug wagte." „Es war kein goldener Traum!", heisst es an anderer Stelle, „— und dass er mich verdüstern musste, ist wohl sehr erklärlich; denn, wenn ich auch die Lehre der Entsagung entschieden verwarf und bekämpfte, das sagte ich mir doch, dass, wer sich zum Führer einer neuen, grossen, religiösen Bewegung aufwerfen, als Prophet einer neuen Heilslehre auftreten wolle, auf eigenes Glück verzichten und sich zu opfern bereit sein müsse. Und so war ich denn überzeugt, dass mir ein dunkles Los geworfen sei. Dass ich Glück und Ziel verlieren würde, hab' ich freilich nicht gedacht." Bald darauf spricht Nissel von Schwindelanfällen, die mehrere Male zu wirklichen Ohnmachten führten, später von Bluthusten. Die politische Erregung der Zeit zieht auch ihn in ihren Bann, seine Gymnasialstudien ekeln ihn, mit einem Freunde zusammen beginnt er Dramen zu schreiben und dem Theater einzureichen. Die Liebe zu der Tänzerin Marietta bestand dabei noch immer: „Sie war es, die so lange mein Ich gefangen gehalten, das gab ihr in meinen Augen unendlichen Wert, ich liebte in ihr meinen Gedanken, sie zu erheben, sie zu veredeln, zu beseitigen." Er wirft das Studium über den Haufen, aber: „Die Notwendigkeit einer . . . . alles überbietenden Produktivität (literarische ist natürlich gemeint) konnte sich bei meinem geschwächten Zustande . . . . nicht Geltung verschaffen." Dann macht er doch noch auf Grund von Privatstudium die „erste Kursprüfung". Todesgedanken bewegen ihn. Damals urteilt der Dramatiker Halm über die Dramen Nissels: „Das, wonach Ihre Helden — und wahrscheinlicherweise Sie selbst streben — das sind . . . hohle Phrasen, die niemals das Interesse des gebildeten Kunstkenners erregen werden; denn sie verstossen gegen das Wesen der Poesie." Aber auch die Liebe, die Sehnsucht nach einem Weibe macht dem Einundzwanzigjährigen stark zu schaffen; er will weder bloss sinnliche, noch eine bloss geistige, platonische Liebe. Und dieser Schrei nach dem Weibe zieht sich bis zu seiner Heirat durch sein Leben, seine Tagebücher hin. Ein Mädchen macht ihm eine schüchterne Liebeserklärung, er aber kann sie nicht lieben und flieht. Weshalb er sie nicht lieben konnte, erfahren wir nicht, wie sich die ganze Darstellung

seines Lebens bei Nissel mehr in grossen und heftigen Worten bewegt, als dass er uns klar in seine Zustände hineinsehen liesse. Auch rückblickend als Mann findet er zu seinen Erlebnissen keine Distanz, klagt, deklamiert, stellt aber nicht dar. Nirgends auch nur ein einigermassen scharf umrissenes Bild seiner innern Situation, der mitspielenden Personen, fast immer nur Affekt und hochtönende Worte von Streben, von Produktivität.

Seine Melancholie bleibt in ihm „blosse bildlose Melancholie", wie Grillparzer einmal von Raimund, wo dieser aus dem ihm allein liegende Komischen heraustrat, sagte. An dem gleichen Raimund lobte Grillparzer den „Sinn für das Zuständliche", der zum guten Teil den Dichter überhaupt charakterisiert, in Nissels Dramen wie seiner Lebensbeschreibung aber fehlt. Nissel tadelt sich, tadelt die Welt, schildert Äusseres hier und da sehr hübsch, es finden sich aber nirgends Sätze, in denen er nach Art der Hebbel und Grillparzer in deren Tagebuchaufzeichnungen sich selbst gegenüber das tiefer charakterisierende Wort findet. Er ist nicht genügend Psycholog. 1855 schreibt er in einem Brief, die Mutter begrüsse den Vater in Versen. „Verkehrte Welt — ich selbst, der Dichter, schreibe Prosa! Ich ziehe die Prosa vor, wo das Herz spricht; denn die Sprache des Herzens ist Wahrheit — nicht Gedicht."

Ein Stendhal konnte den Vers ablehnen, aber äussert sich so, wie Nissel es tut, ein Dichter? Grillparzer bekennt: „Für mich gab es nie eine andre Wahrheit als die Dichtkunst . . . . Dagegen hatten die Dinge des wirklichen Lebens . . . . für mich ein Zufälliges, Unzusammenhängendes, Schattenähnliches, das mir nur unter der Hand der Poesie zu einer Notwendigkeit ward." Man nehme dagegen Nissels: „Die Sprache des Herzens ist Wahrheit, nicht Gedicht." Solche Züge mögen unbedeutsam scheinen, sie sind es kaum, denn dem wirklichen Dichter ist eben Gedicht Wahrheit. Was er dichtet und als Dichter erlebt, ist ihm in höherm Grade wirklich und wahr als alles Übrige. Aus einem solchen Satz wie demjenigen Nissels spricht ein Bewusstsein davon, dass dem Betreffenden sein Gedicht nicht Alpha und Omega, nicht einziger Daseinszweck und Daseinsziel, nichts Erlebtes, sondern etwas bloss Erdichtetes ist. Der wirkliche Dichter fühlt und spricht anders. Eben wie Grillparzer. Der so wie Nissel Urteilende mag sehr wenig fähig sein, wie Nissel es wohl auch nicht war, die Dinge real scharf zu sehen, was der echte Dichter wieder in seiner Weise doch vermag, wenn er auch stets im Anschaulichen bleibt. In den Dichter gehen die Dinge ein, Charaktere, die er erfindet, leben für ihn, sind ihm nichts Erdichtetes, Phantasiertes, sondern echtes Abbild des Wirklichen und somit wahr. Und was dem Dichter für eine von ihm geschaffene Handlung mit den diese Handlung tragenden Charakteren gilt, gilt ihm auch für sein Fühlen, für das innere

Weltbild, das ihm seine Dichteranschauung schafft. Er verkehrt innerlich mit dem allen als etwas, das aus einer zwingenden Notwendigkeit heraus in ihm entstanden ist, und kann somit einen Gegensatz zwischen Wahrheit und Gedicht nie zugeben. Der analysierende Psycholog nach der Art Stendhals kann auf eine andere Art von Wahrheit zielen, die Form als etwas Irreführendes, Fälschendes schelten, dem Dichter ist Form und Gehalt, Bild und Idee ein Einheitliches, Untrennbares, weil aus einem Schöpfungsakt erwachsen. Aber bedeutsam schöpferisch ist nur der echte Dichter, nicht der dichtende Schwärmer vom Typus Nissel[1]), der weder eine eigene Form (Nissel war darin durchaus von Schiller abhängig) noch eine eigene Auffassung, besonders nicht jenes intuitive psychologische Erfassen besitzt, das dem echten Dichter und besonders Dramatiker ermöglicht, wahre Charaktere zu geben. Und dieses intuitive psychologische Erfassen des Dichters, dasjenige, was ihn zum „Seelenmaler", zum „Herzenskündiger" macht, wird sich zuerst immer darin äussern, dass der Dichter zu sich selber Distanz zu nehmen weiss! Nicht, dass die bewusste Selbsterkenntnis der Goethe, Grillparzer, Hebbel, Keller usw. notwendig eine grössere war als die anderer Menschen, aber der Dichter ist sich selbst doch stets mehr Problem, beschäftigt sich auch bewusst mehr mit sich selber, ist Selbstbeobachter. Auch sehr früh schon, wie Grillparzers Tagebücher zeigen. Und wo die bewusste, überlegte Selbsterkenntnis stärker zurücktritt wie beim jungen Goethe fühlt er seine Zustände doch genauer und drückt dies sein Fühlen, ohne dass er sich alles Einzelne dabei klar zu Bewusstsein zu bringen braucht, in dem, was er schriftlich fixiert, aus. Ich habe diese Zweiseelen-Natur des Dichters bei Grillparzer und Stendhal schon betont, bei Goethe ebenfalls nachgewiesen, und selbst, wenn ich Holteis autobiographische Schilderungen neben diejenigen Nissels halte, wie konkret ist da alles, wie spricht sich ein Überwinden der alten Zustände, ein Überschauen seiner ganzen Existenz bei Holtei aus, während der Mann Nissel über die Zustände des Jünglings retrospektiv noch in einer Weise schreibt — bei der Schilderung jener Pläne einer Religionsgründung wird das am klarsten — dass er noch immer als in diesen Dingen befangen erscheint. Und wenn die scharfe Betonung des ewigen „Zusehers" in Grillparzer den Verdacht erweckt, dass hier ein Pathologisches oder subjektive Übertreibung aus pathologischer Stimmung mitspielte, auch bei Nissel ist dieses Krankhafte klar zu Tage liegend, zwar nicht die Grillparzersche clairvoyance in Bezug auf eigene Zustände, sondern die

[1]) Auch die Religionsgründungs-Ideen Nissels scheinen mir der Eigenart des echten Dichters zuwiderzulaufen. Das religiöse Gefühl hat etwas Gestaltloses, geht ins allgemeine, den Dichter dagegen interessieren die Erscheinungen des Lebens in ihrer individuellen Form. Der Religiöse will Lebensnormen schaffen, der Dichter Leben darstellen.

krankhafte Stimmungslage; aber, was Rod „simplement l'intelligence" nennt, fehlt hier eben. Und damit die Basis für ein bedeutsames dichterisches Schaffen. Der Erkennende war in Nissel nicht stark genug. Die Sensibilität des Dichters scheint auch bei Nissel dagewesen zu sein. Sinnlichkeit war sogar in starkem Masse da. Ob Phantasie wage ich bei der Unbestimmtheit dieses Begriffes nicht zu entscheiden; aus seinen Dramen spricht wenigstens keine besondere Anschaulichkeit. Sie sind rhetorisch, oberflächlich pathetisch. Geben weder ein sicher gesehenes Zuständliche noch ein originelles Problem.

1858 schreibt Nissel in seinem Tagebuch: „Die ungestillte Sehnsucht nach glücklicher Liebe wirkt schädlich auf meine Gesundheit ein. Es schwinden alle idealen Träume unter dem furchtbaren Gebot einer Naturmacht. — Nirgends in dieser Richtung ein Hoffnungsschein, und zehn Jahre der ungestillten Sehnsucht hinter — das Ende meiner Jugend vor mir! Hindurch! hindurch mit ungebeugtem Mut! Ich will mit der Vergangenheit abgeschlossen haben — mich der Zukunft zuwenden; ich bin nicht gewesen, wie ich sollte — ich will versuchen, zu werden, wozu ich geboren bin. Unedel war ich nie — doch schwach, so oft, als Tage im Jahre sind." „— ich bedarf ein Weib — ich kann vielleicht mich nicht erheben, mich nicht wiederfinden ohne dies." — „Von Jahr zu Jahr habe ich gehofft auf die Wiedergeburt meiner Jugendkraft, meines frohen Muts — vergebens — mehr und mehr sind sie geschwunden, von Jahr zu Jahr hab ich kühne Entschlüsse gefasst und sie niemals ausgeführt — ich hoffe zwar wieder, ich fasse wieder Entschlüsse, wie aber kann ich den Gedanken wehren, dass alles wieder eitel sein werde wie immer noch. Und in der Tat, so viel auch an dem eigenen Wesen liegt, es liegt noch mehr in der Wirklichkeit; denn nichts fast ist, wie man sich es vorstellt, es sich möglich denkt. Die herabgestimmtesten Anforderungen stellen sich fast immer noch als Ideale, unerreichbare Ideale heraus[1])." — „O Welt! wann kehrst du zur Natur zurück? Ausschweifung oder zerstörende Entsagung ist des Jünglings Los." Ähnliches an sehr vielen Stellen. „Was war ich für ein Thor, mir den Sommer — durch Liebesgram zu verderben —. Das Werthertum! Es führt die Jugend — zum frühen Siechtum. Weg damit! Ach, man hat gut so reden, wenn man sich eben schon den Dreissigern nähert." 1864 heiratet Nissel, selbst mittellos, stellungslos, ein gleichfalls mittelloses adeliges Mädchen und besiegelt damit endgültig sein lebenslängliches materielles Elend. Es kommen Kinder, die Frau wird

[1]) Hier bei Nissel ebenfalls jene Überforderung gegenüber dem Realen, welche aber nicht nur der Dichter, sondern auch jeder blosse Idealist und Phantast und unter Umständen noch stärker als der Dichter zeigt, während in diesem gerade seine Fähigkeit, kühl zu beobachten, sein Interesse für Lebensformen dieser Überforderungsneigung ein Gegengewicht schafft.

krank, als Journalist vermag er nichts zu leisten, seine Dramen bringen ihm nichts oder zu wenig, so dass auch das Befriedigtsein durch eine glückliche Liebe ihn nun nicht glücklich macht.

Noch vorher (1859) heisst es einmal: „Wie wollte ich schaffen und dichten, wenn des Dichters freies und grosses Wirken ihm Eigentum erringen könnte! Eigentum! das ist das Zauberwort! das Eigentum macht erst den Menschen."

Auch bei Kleist finden wir den Schrei: „Ich fühle, dass es mir notwendig ist, bald ein Weib zu haben —." Auch er schreibt (Rahmer) „von unruhigen Wünschen, die ihn unaufhörlich mahnen, und die befriedigt sein wollen, sie stören ihn in seinen Beschäftigungen[1]), und wenn er etwas leisten soll, muss sein Sexualdrang befriedigt sein, er muss bald, sehr bald ein Weib haben." Rahmer sagt direkt: „Dies Verlangen nach einem Weibe wird das Leitmotiv in Kleists Leben." Aber doch nur für eine gewisse Zeit, schon bei dem etwas älteren Kleist treten diese Dinge vor dem Dichterstreben in Kleist zurück. Auf seine Produktion aber hat es eingewirkt. Rahmer hält, und, wie es scheint, berechtigter Weise daran fest, dass das Käthchen von Heilbronn aus den Enttäuschungen von Kleists Liebe zu Juliane Kunze hervorgegangen sei: Kleist stellt das Idealbild eines liebenden Mädchens, welches ihm das Leben nicht gewährte, im Drama hin.

Nissel wird wohl nicht wesentlich sexueller als andere Menschen gewesen sein. Woran lag es, dass bei ihm das Verlangen nach einer glücklichen d. h. seelisch und körperlich befriedigenden Liebe so stark und so lange im Vordergrund seines Bewusstseins stand? Er war eine Natur, die sich jedenfalls das, was sich die meisten Menschen zu verschaffen wissen, auch wenn sie nicht zu heiraten vermögen, nicht zu gewinnen wusste. Seine äussere Lage mochte ihm das erschweren, die „Idealität" seines Liebesempfindens, dass er geistige und körperliche Befriedigung durch das gleiche Weib haben wollte, mochte dabei mitspielen; es wirkt bei solcher Unfähigkeit aber stets noch anderes mit. Der Robustere, Unbedenklichere nimmt eben schliesslich, was er findet. Nissel klagte und entschädigte sich möglicher Weise wie sich der sexuell Bedürftige, wenn ihm die natürliche Befriedigung versagt ist, vielfach einsam als „Träumer" entschädigt. Manche Klage in dem Tagebuche ruht wohl auf dieser Basis. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird geneigt sein, eben dies dort zu lesen. Mag die Empfindungsfrische dabei leiden, besonders wenn diese sonst nur einer Übergangszeit zugehörenden Dinge bis ans Mannesalter heranreichen, unbedingt nötig, in einer den Dichter in einem Individuum schädigenden Weise nötig ist es nicht. Die Bedeutung dieser Dinge für ein Leben ihrem wirklichen

[1]) Von mir gesperrt.

Umfang nach ist überhaupt gar nicht festzustellen, wie es auch der in seinen Schlüssen sonst gewiss nicht vorsichtige Sadger für Lenau nicht unternimmt, trotzdem wir durch den Arzt und Dichter Frankl von Lenau wissen, dass diese „Jugendverirrungen" bei ihm eine Rolle spielten. Eben aber nicht, wie lange und in welchem Masse. So viel ich mich erinnere, ist auch das Gleiche von dem russischen Dichter Gogol bekannt. Dies machte also Nissel nicht zum geringeren Dichter, so wenig wie es in Kleist, für dessen Jugend zum Teil Gleiches, ob mit Recht ist fraglich, angenommen wird, den Dichter erstickte. Und ebenso in andern. Oder ist es ein Zeichen mit (nicht Ursache) der geringern Dichterschaft Nissels, dass diese Dinge so sehr und dauernd im Vordergrund seines Bewusstseins standen, dass ihm keine stark intellektuelle Veranlagung darüber hinweg trug? Lässt sich annehmen, dass dies starke sexuelle Verlangen dem Dichter in ihm hinderlich war, dass er, um dichterisch produktiv in bedeutsamem Masse zu werden in Schopenhauerscher Weise für eine „Umkehrung der Richtung" zu sorgen die Fähigkeit hätte haben müssen? Anders ausgedrückt, war er nicht fähig zu sublimieren, war seine Sexualität nicht genügend ins Unbewusste verdrängt, um sich in produktiver Weise zu äussern?

Einmal (1858) sagt Nissel direkt, es werde wieder Frühling. „Die hübschen Mädchen hüpfen aus ihren Winterhäuschen und machen einem den Kopf verrückt. Der Teufel soll sie holen. Ich brauch einen klaren, unverrückten Kopf jetzt mehr als je." Ich kann nicht im Einzelfall bejahen, was ich vorhin generell negiert habe. Eins ist aber klar, dass dem Dichter ein bestimmtes erotisches Verhältnis auf jeden Fall mehr Anregung bieten kann als eine nur allgemeine Sehnsucht. Wer sich wie Nissel ein solches nicht schaffen kann, wird also auch als Dichter schlecht daran sein. Lyrisch lässt sich ja freilich auch eine allgemeine Sehnsucht aussprechen, da aber auch das gute lyrische Gedicht immer auf eine bestimmte Situation gegründet sein wird, Nissel ausserdem, so weit er überhaupt als Dichter in Betracht kommt, vorwiegend Dramatiker war, hatte für ihn eine erotische Sehnsucht ohne konkretes Objekt wenig Erlebnis- und Erkenntniswert, schuf ihm keine individualisierten Konflikte, die sich gestaltend nutzen liessen, wie denn auch seine Dramen jene hinter jedem echten Dichterwerk stets liegende Realität vermissen lassen, jenes zeugende und befruchtende Erleben, das sich bei Goethe, Grillparzer, Kleist nachweisen lässt. Die Sehnsucht gewann in ihm nicht Gestalt, er konnte im Brief und Tagebuch sagen, was er litt, nicht sein Leiden als Dichter symbolisch objektiviert aussprechen. Er kam von sich nicht los, erlebte nichts, in jenem tieferen Sinne, wie eben die Produktiven erleben. Worauf dieses von sich Loskommen des Dichters beruht, ist freilich schwer zu sagen. Goethe war, wie Grimm meint, „sich selbst eine halbe Romanfigur", er ging neben sich als ein anderer,

Gedachter, nur in seiner Phantasie Existierender her. Der nach Art des Dichters sich selbst anschaulich Sehende fehlt mehr oder minder in dem Nichtdichter. Dieser ist einer, der Dichter zwei: real empfindender Mensch und Spiegel zugleich. Auch eine allzu grosse Zurückgezogenheit in sich ist dem Dichter ungünstig, denn er erlebt nur etwas, indem er Verhältnisse eingeht. Der Dichter „frisst“ Menschen (auch weibliche!) wie Hebbel sich einmal einen „Menschenfresser“ nannte, wie Goethe jeden, der in seine Nähe kam, aussaugte, ihm sein Eigentümliches abgewann. Sobald das geschehen, allerdings auch vielfach erkaltete. Jeder Mensch, der einem Dichter in die Hände fällt, ist ihm Material, der Nächste wie der Fremdeste, wird von ihm, wie Grimm sagt, „anatomisiert“, das gewonnene Resultat gebucht und irgendwo und wann einmal verwandt. So drängt es den Dichter zu Menschen, und wen es nicht dazu drängt, der erleidet Einbusse an Erlebnismaterial. Dass der eine Dichter ein geringeres Material intensiv nutzt aus Not der Lage, der darin besser Gestellte ein grösseres, ändert nichts, aber irgendwoher muss das Material um jeden Preis.

Im übrigen wird sich wohl nur eines konstatieren lassen. Alle bedeutsame menschliche Tätigkeit beruht auf einer in dem betreffenden Individuum steckenden Energie. Je bedeutender dasjenige ist, was von einem Individuum ausgeht, um so bedeutender muss, ganz im allgemeinen gesprochen, die dem Individuum einwohnende psychische Energie und Lebensfülle jeder Art sein. Diese kann sich je nach der Veranlagung durch Taten, Handlungen äussern. Dann bezeichnen wir den Betreffenden als im gewöhnlichen Sinne energisch; sie kann sich aber auch geistig äussern, wo dann nicht das Bild des im gewöhnlichen Sinne Energischen, sondern ein vielfach abweichendes Bild entsteht, das Individuum im platten Sinne als recht unenergisch, unpraktisch, hilflos erscheinen kann, weil seine ganze, bei dem Energischen nach Aussen auf reale Ziele gewandte Kraft in die Bahnen der geistigen Produktivität gelenkt wird. Sobald aber überhaupt irgend etwas Bedeutsames geleistet werden soll, muss Lebensfülle, Kraft vorhanden sein. Mass und Zahl versagen hier. Wir können nur nach Eindrücken urteilen. Energie, Kraft kann aber im Ganzen nur existieren als etwas in bestimmte Richtung Zielendes. In jedem bedeutenden Individuum werden wir diese Zielmässigkeit seiner Energie finden, und ist das ungewollte, durch die Anlage gegebene Streben eines Individuums auf geistige Produktivität gerichtet, wird dies Streben weitgehend alle Energie des Individuums absorbieren. In der Psyche des bedeutenden Dichters wird alles mehr oder minder auf die Dichtung hin tendieren, werden alle übrigen psychischen Äusserungen, da wir das für einen Menschen verfügbare Energiequantum als ein begrenztes annehmen können, sich diesem Hauptstreben unterordnen, alles ihm Entgegenstrebende wird

sich in gewisser Weise auf ein Minimum beschränkt finden. Ein dauerndes, sehr starkes, aktiv gerichtetes geschlechtliches Begehren, welches für sich die Kräfte eines Lebens mit Beschlag belegt, kann somit der geistigen Produktivität nicht besonders günstig sein, und so ist zu erwarten, dass den bedeutenden Dichter seine Natur zwingen wird, da er sich produktiv ausgibt, geschlechtlich seine Kräfte in gewissem Masse zu sparen. Oder aber er müsste so viel Kraft haben, um davon nach mehr als einer Richtung abgeben zu können. Goethe sagte direkt zu Eckermann einmal, man könnte (d. h. er) noch viel mehr leisten, wenn man mässiger wäre. Ob Goethe dabei an sexuelle Mässigkeit gedacht hat, ist freilich nicht sicher, mir aber mit Möbius doch wahrscheinlich. Dass jedoch, wenn einer derart mässig ist, dadurch noch keine ins Unbewusste verdrängte Sexualität entsteht, ist wohl klar. Es handelt sich rein um Kräfteersparnis.

Ein Restif de la Bretonne schriftstellerte auch. Er scheint eine stark und direkt sexuelle Natur ohne besondere Idealität gewesen zu sein und machte aus dem, was er sexuell erlebt hatte, Bücher, war aber kein Dichter, nur ein Beschreiber des von ihm Erlebten. Zacharias Werner, seinen Tagebüchern nach zu urteilen, war ebenfalls sehr stark sexuell, aber wohl nicht stark erotisch im idealeren Sinne veranlagt, war in seiner Jugend Dichter von einiger Bedeutung, wurde später katholisch und Priester. Stendhal wäre nach Rod gern ein Don Juan, dies seine Lieblingskarriere gewesen; was ihn daran hinderte, war zum guten Teil seine Intellektualität, der Schriftsteller in ihm, seine Ehrfurcht vor dem „Sublimen". Auch Heine, erotisch stark genug veranlagt und kein besonderer Idealist in der Liebe seinem Leben wie seinem Dichten nach, spricht einmal aus, wie er, und der Dichter überhaupt, als Don Juan d. h. als einer, der sich viel Geschlechtsgenuss zu verschaffen weiss, überschätzt wurde und werde. Er sei nie der erste und nie der letzte bei einem Weibe gewesen. Dem Dichter besonders förderlich ist vor allem, wie oben wahrscheinlich zu machen gesucht wurde, das nicht strikt sexuelle, sondern nur in einer bestimmten Weise leidenschaftliche erotische Erlebnis. Dieses ist im höheren Grade stofflich anregend, poesiefähig als strikt sexuelles Begehren.

Bei allem Erleben ist unsere Phantasie mitbeteiligt, immerhin bei verschiedenen Individuen in verschiedenem Grade. Ein gelegentlicher Koitus mit einem Weibe, welcher nur der augenblicklichen geschlechtlichen Entladung dient, wird in der Psyche geringe Spuren hinterlassen, hat einen geringeren Erlebnis- und Anregungswert als ein leidenschaftliches Verliebtsein. Dass alles erotische Erleben, weil auf das Ursprünglichste im Menschen gegründet, das mächtigste ist, werde ich ja gewiss nicht leugnen, aber doch eben nur das erotisch-passionelle, nicht das bloss sexuelle Erlebnis. Nichts wirkt so deprimierend auf

ein Individuum als eine Abweisung da, wo es liebt, weil eine solche die stärkste Kritik darstellt, welche die Persönlichkeit im Ganzen erfahren kann. Es fragt sich nun: wie viel ist in der individualisierten, auf ein bestimmtes Objekt gerichteten Herzensneigung noch „Sexualität“, wie viel ist Anschlussbedürfnis, Bedürfnis sich hinzugeben, für jemanden zu sorgen, von jemanden geschätzt zu werden usw., all diese mit dem körperlich Sexuellen, mit der Libido gewiss allerengstens verknüpften, mit ihr jedoch keineswegs absolut identischen, ja von ihrer Stärke oder Schwäche gar nicht einmal direkt abhängigen psychischen Dinge. Diese Frage ist natürlich nicht beantwortbar, weil sich, was dem Sexualtrieb und was als daneben existierend zu denkenden „Ich-Trieben“ -- auch Eitelkeit spielt eine sehr bedeutende Rolle — und einer angeborenen Begeisterungsfähigkeit entstammt, nicht trennen, besonders jene das Individuum über seinen engsten Personalegoismus hinwegreissende Gefüblserhöhung, wie sie in einer opferbereiten Hingebung bei „wahrer“ Liebe auftritt, sich nicht weiter erklären lässt. Diese Hochstimmung des Liebenden gibt dem erotischen Erleben seine besondere Wucht und Bedeutung. Damit es aber zu ihr kommt, muss der Liebende von vornherein entsprechend angelegt sein. Dass er seine Testikel dabei besitze, scheint auch mir freilich, trotz Rieger, wünschenswert, wenn es auch unwahrscheinlich ist, dass bei kastrierten oder aus Anlage unsinnlichen Individuen jede stärkere Zuneigung[1]) zu Personen des anderen Geschlechts fehlen wird. Schliesslich wissen wir ja dem Kastraten gegenüber allerdings auch gar nicht, ob das Geschlechtliche so rein nur in den Ovarien und Testikeln sitzt und mit ihnen auch, wenn die Entfernung schon früh geschieht, entfernbar ist.

Goethe liebte genügend, um sich als Dichter durch diese Verhältnisse angeregt zu finden, etwas zu erleben, Stoff für seine Dichtung dadurch zu gewinnen, liebte sogar „leidenschaftlich“, aber doch mit einer freien Phantasieleidenschaft, die ihm es im Fall Lotte Buff wohl ermöglichte, den Werther zu schreiben, ihn aber doch nicht so ernsthaft unglücklich machte, dass er sich nun etwa wirklich zu erschiessen in die Gefahr kam. Während Grillparzer klagt: „Und kein Genuss, als den du dir versagt“, betont Goethe das Glück einer Situation für einen Jüngling seiner Art, in der von vornherein der strikte Genuss ausgeschlossen war, er also frei lieben konnte, sagt gelegentlich sogar ungescheut, das Glück, fern von der Geliebten zu sein, sei immer grösser. Grillparzer, heftiger begehrend, gelangte nicht zu dieser Freiheit, seltsamer Weise aber kam doch auch er zu einem dauernden Verhältnis, welches sich mit demjenigen, wie verschieden es sonst auch war, Goethes zu Frau von Stein in dem einen Punkt deckt, dass es ebenfalls „pla-

[1]) Beispiele dafür, dass unsinnliche Individuen sehr zärtlich anhänglich sein können, bringt Loewenfeld.

tonisch" blieb. Aus ganz andern Gründen, als sie bei Goethe vorlagen, gewiss, aber wenigstens im bürgerlichen Sinne frei blieb Grillparzer doch. Und wenn er meint, seine spezielle erotische Veranlagung habe ihn als Dichter nicht gefördert, in gewissem Sinn blieb ihm in bezug auf Kathi der Genuss, weil er sich ihn versagt hatte. Er sagt auch einmal direkt, die ästhetische Freude an der Unschuld des Mädchens habe ihn vielleicht bewogen, Kathi virgo bleiben zu lassen. Ob bei dem allem nicht seine seltsame erotische Reaktionsweise, kalt zu werden, wo er Gegenliebe fand, für ihn als Dichter ihre entschiedene Funktion hatte? Seine Natur in diesem Punkt klüger war, als er selber glaubte, ihm mehr herabstimmende Erfahrungen. als sie das Verhältnis zu Kathi mit allem Leid, das es ihm so bot, auf diese Weise erspart blieben? In jedes Menschen Natur fast ist, mehr oder minder, eine derartige instinktive Klugheit, welche ihn Verhältnisse scheuen lässt, denen er nicht gewachsen ist. Grillparzer, wenn er Dichter sein sollte, brauchte ein Korrigenz bei seiner anders als die Goethesche gearteten Leidenschaftlichkeit, er, der „Ideenegoist", dessen Hauptbegehren sich schliesslich doch in den Versen ausspricht:

„Dass ich gern sitzen und sinnen,
Dichten und denken mag,"

der vor allem als Dichter, Träumer möglichst ungestört sein wollte. Grillparzer war vielleicht nur allzu sehr geneigt, jedes Kälterwerden bei sich sofort zu konstatieren, sein tatsächliches Liebesfühlen sofort an einer idealen, im Leben dauernd gar nicht erreichbaren Intensität von Liebesleidenschaft zu messen. Nur deshalb schalt er sich vielleicht kalt. Nur weil er das, was er von sich an Leidenschaft verlangte, stets nur für kurze Zeit aufbrachte.

Und Goethe wiederum kommt nur da zu einem zehnjährigen Verhältnis, wo er entschiedenen Gegendruck, also genau das, was Grillparzer verlangte, um dauerhafter zu lieben, fand, wo er, wie seine Briefe an Frau von Stein zeigen, stets hingehalten wurde, stets neu werben musste. Ein weiterer Beweis dafür, dass das Verhältnis ein platonisches war! Und weil es das war und blieb, gerade deshalb erhielt es sich so lange, deshalb bot es Goethe ständig eine Anregung, die sein Emotivitätsbedürfnis suchte. Aus dem gleichen Grunde kam auch Grillparzer vielleicht nie von Kathi los. Wenn man Grimms oben angeführtem Hauptargument gegenüber betonen könnte, schliesslich habe Charlotte von Stein sich doch nicht gescheut, ihre Enttäuschung, ihre Eifersucht, also ihre Liebe offen einzugestehen, so wagte sie solches trotz allen Affekts, der sie dazu trieb und sonst bewahrte Rücksichten vergessen liess, jedenfalls nur, weil die platonische Art des Verhältnisses so bekannt war, dass sie diese literarische Aussprache des in ihr Nagenden (durch die „Dido") wagen konnte, ohne Missdeutung fürchten zu müssen.

Also auch dies spätere Verhalten Frau von Steins bestätigt Grimms Ansicht statt sie zu widerlegen.

Endlich hat nach Grimms Auffassung Goethes Verhältnis zu Frau von Stein doch eine dichterische Darstellung seinem Grundkonflikt nach gefunden, nämlich in den „Wahlverwandschaften". Wie Goethe zwischen Charlotte von Stein und ihren Mann trat, tritt Ottilie in dem Roman zwischen Charlotte und Eduard. Goethe hat selbst gesagt, das Werk illustriere das Bibelwort: „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen mit ihr!", und in dieser Weise hatte er selbst mit Charlotte Ehebruch begangen. Wie ich oben betont habe: auch, was in solchem Fall nicht geschehen ist, ist gedacht worden, mithin doch geschehen. Man erinnere sich wie in dem Roman Eduard in den Armen Charlottens an Ottilie denkt, Charlotte an den Hauptmann, und es wird klar sein, welche realen Situationen die fiktiven des Romans erzeugt haben. Klar aber auch, dass diese reale Situation für Goethe nur in einem platonischen Verhältnis zu Frau von Stein zustande kommen konnte.

Da Konstellationen wie: Goethe — Frau von Stein, Lenau — Sophie Löwenthal, Hölderlin — Süsette Gontard bei Dichtern nicht selten sind, könnte man versucht sein zu fragen, ob hier nicht mehr als eine zufällig-individuelle Bindungsweise vorliegt, sondern gewisse Naturen, vor allem Dichter, zu einer heftigeren und dauernden Leidenschaft nur gereizt werden, wenn ein Reussieren der ganzen Situation entweder sehr erschwert oder unmöglich gemacht ist. Dass der Dichter aus einer unglücklichen Liebe (wenn er bei einer solchen überhaupt so gar unglücklich ist!) mehr und dauernderen Gewinn ziehen kann als aus einer glücklichen, ist doch in gewisser Weise wenigstens klar. Im Fall Grillparzer läge die Sache dann nur insofern anders, als der Dichter das, was er in der Situation an Widerständen nicht fand, in der eigenen Seele sich schuf. Natürlich lässt sich all so etwas nur als entfernte Vermutung aussprechen. An sich liegt es ja an der Natur des Menschen, dass Widerstände sein Begehren steigern.

Auch Raimund, unglücklich verheiratet und geschieden, lebte in einem platonischen Verhältnisse zu seiner wirklich geliebten Toni, während er seine Frau, die Schauspielerin Luise Gleich, nur unter dem Zwang der Umstände geheiratet hatte. Und Rahmer will bei Kleist in seinen letzten Jahren ein Verhältnis finden, „das auf ähnliche Voraussetzungen sich gründete" wie das zwischen Lenau und Sophie von Löwenthal: dasjenige zu Maria von Kleist. Die Sache ist jedoch, da uns genauere Kenntnisse fehlen, allzu unsicher.

Ähnlich wie Grillparzer von seinem „Sinnen und Dichten" spricht Gottfried Keller einmal von seinem „naiv müssiggängerischen Wesen". Auch in ihm wurde seine Verliebtheit wenig lyrisch produktiv, worauf

Loewenfeld schon hinweist. Es kann dabei so etwas wie Schamhaftigkeit mitspielen, das erotische Empfinden kann zu sehr Herzenssache sein. Kellers erste Lyrik ist vorwiegend politisch gerichtet. In den Novellen kommen dann Kellers Herzenserfahrungen schon zum Ausdruck, wo es ihm, da diese Dinge dort verdeckt ausgesprochen wurden, leichter sein konnte, sie zu beichten.

Lessing in seiner verstandeshellen, männlichen Art hat einmal, als ihm Frau und Kind starb, gesagt: „Ich bin zu stolz mich unglücklich zu denken", eine Einstellung, die für den Lyriker natürlich wenig brauchbar ist. Grillparzer, ganz anders fühlend, bekennt, sein Lied sei immer nur „Sehnsucht und Schmerz" gewesen. Andernorts betont er Kathi gegenüber seine Schamhaftigkeit, die ihm im Leben es unmöglich mache, Gefühle zu äussern. Diese Scheu, Gefühle zu äussern, war auch Stendhal in ausgesprochener Weise eigen. So wühlt der eine Dichter sich mit schmerzreicher Wollust (Lenau!) ständig in all seine Qual ein, drängt es ihn vor allem in subjektiver Weise sein Leid auszusprechen, während die Goethe, Mörike, Keller teils direkt mehr erfreulichen Empfindungen das Wort geben, teils durch eine objektivere Auffassung, durch einen stärkeren Blick für das Ganze, durch Humor usw. uns auch mit dem Leid des Lebens mehr zu versöhnen wissen. Bei einem Goethe kann auch ein stärkeres erotisches Selbstbewusstsein mitgespielt haben, während bei dem in der Liebe wenig glücklichen Keller diese Dinge zu stark unlustbetont gewesen sein mögen, um unverdeckt ausgesprochen zu werden. Grillparzer hatte allem Anschein nach in der Liebe sogar ziemlich viel Glück. Während Keller die Frauen, welche er liebte, Gegenliebe versagten, lagen bei Grillparzer die Widerstände in ihm selber. Keller gab erst der Humor die Freiheit, seine Liebeserfahrungen als Dichter zu nutzen, für den nun eben die Novelle eine mehr entsprechende Form als das lyrische Gedicht darstellt. Es lässt sich überhaupt konstatieren, dass der eine Dichter sich mehr nur subjektiv direkt, der andere nur in objektiverer Weise verdeckt auszusprechen vermag, ohne dass man nun weiter zu gelangen vermöchte als zur Konstatierung einer verschiedenartigen Veranlagungsweise als lyrisch oder episch oder dramatisch gestaltender Dichter, ohne dass sich das, was dieser Verschiedenheit des Darstellungsvermögens zugrunde liegt, nun auf Einzelmomente wie grössere Schamhaftigkeit und Ähnliches zum wenigsten restlos zurückführen liesse.

Goethe hat es möglich gemacht, in seinem „Karlsbader Tagebuch" sehr natürliche Dinge in einer Weise darzustellen, dass sie dem unbefangenen Auffassen nichts Anstössiges mehr bieten. Auch auf die Schilderung des Genfer Erlebnisses in den „Briefen aus der Schweiz" ist, nachdem vorne so viel von der sexuellen Harmlosigkeit Goethes die Rede war, hinzuweisen, um die Gegenseite: Goethes, wie Grimm sagt,

„antike Natürlichkeit“, zu ihrem Recht kommen zu lassen. Es ist eben Sache des Dichters, unterschiedslos all sein wie immer geartetes Zuständliche unbefangen aufzufassen und ebenso gelegentlich auch recht rücksichtslos auszudrücken. Konvention beschränkt ihn darin, wo aber das Natürliche und Allernatürlichste unbefangen als solches gegeben wird, kann es nicht anstössig werden. Voraussetzung dabei ist nur, dass nicht ein Moment in die Sache hineinkommt, welches die Lust am Verbotenen verrät. Nur dann wird die Wirkung eine künstlerische sein. Schlägt ein faunisches Behagen vor, können noch immer Wirkungen erzeugt werden, aber nur solche gemeiner Natur, indem unser Sexualtrieb in einer Weise erregt wird, die ästhetische Wirkungen ausschliesst. Was es bei Goethes „Römischen Elegien“ trotz aller Klarheit des ihnen zugrunde liegenden Sachverhalts dazu nicht kommen lässt, ist die freie natürliche Auffassung des Dichters, welche die gemeine moralisierende Ansicht über diese Dinge als für ihn gar nicht vorhanden bei Seite lässt. Diese wird gar nicht angerufen, während künstlerisch mindere Darstellungen unfreierer Individuen nur aus dem Kontrast des Gegebenen zu dem in dem Darstellenden selbst vorhandenen „bösen Gewissen“ ihre Wirkungen ziehen, zynische Darstellungen diesen Kontrast sogar scharf betonen[1]). Auch derartiges findet sich bei Goethe als Ingredienz eines Werkes und an seinem Orte oft Nötiges, wo es gilt, wie im „Faust“ einen Mephisto hinzustellen, kann eine mehr zentrale Rolle aber nur in satirischen oder der Satire naheliegenden Werken spielen, wie denn ja auch in den Mephisto ein satirisches Moment eingeht. Eine ähnliche Absicht waltet in vielen Maupassantschen Novellen, in denen die unbesiegbare Macht des Sexuellen den zur Heuchelei führenden Einschränkungen der moralischen Konvention lachend oder auch höhnisch entgegengesetzt wird.

Weshalb in Nissel seine sexuelle Sehnsucht nun nicht produktiv wurde, „bildlose Melancholie“ blieb, wird sich immer auf nichts anderes als einen Mangel an dichterischer Begabung zurückführen lassen. Dass

[1]) Deshalb schon kann es sich bei dem Dichter meiner Ansicht nach im allgemeinen nicht um unterdrückte Sexualität handeln. Bei Goethe tritt das Geschlechtliche überall ausserordentlich unbefangen offen zu Tage, und um unterdrückte Sexualität bei Grillparzer zu finden, muss man schon mit Sadger und Stekel zu Fausts „Müttern“ hinabsteigen: zum „Vaterkomplex“ usw. „Die Mütter, Mütter, S'klingt so wunderlich!“ Nochmals: Was Konrad Ferdinand Meyer und Heinrich von Kleist recht ist, weshalb wärs auch nicht für Napoleon billig? Auch er hatte doch einen Vater, von dem wir mehr als von demjenigen Kleists wissen. Auch er ging auf die Menschheit (unser aller Mutter!) mit Hieb-, Stich- und Schusswaffen los, wie Lenau auf die, welche ihn geboren hatte, als Kind (sic!) mit einem Messer. Was Messer und alle Hieb-, Stich- und Schusswaffen immer symbolisch bedeuten, weiss man ja. Welch eine Überfülle sexueller Symbolik liegt in einer Armee mit ihren Kanonen (ganz besonders diesen!), ihren Gewehren, all den schneidenden und stechenden Gegenständen!

diese bei Nissel mangelhaft war, ist nur aus der Art seiner Werke aufzeigbar, nicht aus seinem von dem des echten Dichters etwa abweichenden persönlichen Empfinden. Ich konnte lediglich nachweisen, dass Nissel seiner Autobiographie nach das gleiche Manko, welches er als Dichter zeigt, auch da aufweist, wo er eigene Zustände darzustellen sucht. Ein kleiner Gewinn also ist uns aus der hier versuchten Schilderung der Nisselschen Persönlichkeit erwachsen, schliesslich nur der Gewinn, hier am Minus wie bei Goethe, Grillparzer usw. am Plus zu illustrieren, wie alles Schaffen des Dichters als Grundlage das Erkennen der eigenen Zustände hat. Verbunden natürlich immer mit der Fähigkeit, diese eigenen Zustände auch andern anschaulich zu vermitteln. Was es aber zu einem solchen Auffassen der eigenen Zustände braucht, ist eine gewisse Art von Intellektualität und, da ich hier über die Beziehungen von Sexualität und dichterischer Produktion handle, war es notwendig, dies auch von Bleuler zugestandene primär Intellektuelle im Dichter scharf herauszustellen als ein auf Sexualität nicht zurückführbares Moment. Dieser Intellektualität kann an sich aus sexuellen Triebkräften nie ein Zuwachs kommen. Wir werden immer nur nachweisen können, dass ein Individuum sie hat, produktiv veranlagt ist oder nicht. Ist ein Mensch produktiv veranlagt als Denker oder Dichter, wird sich diese schöpferisch-intellektuelle Note in jeder seiner Lebensäusserungen verraten, liefert ihm auch sein sexuelles Triebleben Material. Mit dieser Konstatierung befinden wir uns auf jeden Fall auf festem Boden, während alle Erörterungen darüber, wie viel das Sexuelle als Triebkraft bedeutet, uns auf einen gar unsicheren führen.

Naturen wie Nissel schaffen in ihrer Weise genau so notwendig wie die höher Talentierten. Etwas Talent sei überall, ohne dies entstehe auch nichts Mittelmässiges, sagt Marie von Ebner-Eschenbach. Und: höher talentiert heisst eben nur, dass in dem bedeutenden Dichter alles dem einen Zweck dient, auf ihn von Geburt und Anlage her ungewollt konzentriert ist, während bei Halb- und Viertelstalenten eine solche Zusammenfassung nicht oder nicht stark genug in Erscheinung tritt. Wirklich abgrenzen lässt sich bedeutsam dichterische Produktivität von poetischem Dilettantismus und partieller Dichterschaft natürlich nicht. Alle solche Erörterungen können uns nur bis zu einem gewissen Punkt führen. Nissels Liebessehnsucht setzte wahrscheinlich nichts oder wenig bei ihm in Bewegung, ging nicht jene Bindung mit einem lebhaften Vorstellungsvermögen origineller Art ein, welche dem Dichter die künstlerische Nutzung des aus diesen Quellen stammenden psychischen Materials ermöglicht.

Auch für die dem Dichter entgegengesetzte Veranlagungsart, für den Tatmenschen, lässt sich nicht behaupten, dass in seinem Leben

das Erotische eine geringere Rolle als beim Dichter spiele, wie auch, dass er stets und ständig nur auf das Ziel des geschlechtlichen Akts tendiere. Nur bei primitiven, phantasiearmen, gemütsarmen und gleichzeitig stark sexuellen Naturen wird das der Fall sein. Auch bei der in Handlungen sich äussernden Produktivität des Tatmenschen, eines Napoleons etwa, spielt die Phantasie, aber doch wieder eine andere Art von primär auf die Tat, nicht auf die dichterische Symbolisierung des Eigenerlebten gerichteter Phantasie ihre bedeutsame Rolle. Immerhin würde sich einem Napelon gegenüber wohl nachweisen lassen, dass sein Liebesbegehren im ganzen realer gerichtet war als dasjenige Goethes, weniger harmlos schwärmend, brutaler, männlicher.

Mit dieser „Männlichkeit" ist es freilich auch eine eigene Sache als etwas sicher Fassbarem. Nietzsche nennt einmal den Mann das „unfruchtbare Tier". Fliess verweist den Künstler als einen links betonten in das „Zwischenreich", spricht gewiss nicht unberechtigt aus, das Weibliche im Künstler gestatte ihm, auch das Gegengeschlecht besser zu verstehen, verschaffe ihm in seinem Empfinden ein Material, welches dem typischen Nur-Mann mangelt. Fliess weist gleich Möbius auf weibliche Züge bei Goethe hin, sagt auch, bei männlichen Künstlern sei „nach einem anfänglichen steilen Schub der Epheben- und Jungenmannszeit die körperliche Libido keineswegs besonders gross, die psychische dafür um so beträchtlicher". Es fragt sich hier wieder, ob nur der Künstler dem Zwischenreich angehört, wie der sonst intellektuell Produktive, der Denker, Philosoph usw. steht, nach dessen Artung immer weit weniger gefragt wird und dem das Weibliche in ihm nicht (oder weniger) als dem Künstler Stoff für sein Schaffen bietet. Wie wir bei der Einschätzung der „feinen Köpfe" (Möbius) als dégénérés supérieurs neben den inférieurs den Nichtdegenerierten, intellektuell mässig Begabten zu verlieren in die Gefahr kommen und es schliesslich in den faktisch existierenden Individuen stets nur mit Entarteten leichteren oder schwereren Grades zu tun erhalten, damit dem Problem, woher eine erhöhte Intellektualität beim Menschen stammt, aber nicht näher kommen, doch nicht erfahren, was den Menschen intellektuell produktiv macht, so entwischt uns schliesslich in der Fliessschen Betrachtungsweise auch der Mann wie das Weib, erscheinen beide ebenso wie der gar nicht Degenerierte bei Möbius als eine Ausnahme, ja als etwas fast nicht Auffindbares. Ich will damit Fliess' Schilderungen nicht als ungegründet hinstellen, sondern nur die Grenzen auch dieser wie aller ähnlichen Betrachtungsweisen betonen.

Ich bin selbst der Ansicht, dass es den absolut männlichen Mann und das absolut weibliche Weib nicht gibt, ganz wie Fliess will. Hebbel litt und starb an Osteomalacie, einer weit überwiegend bei Weibern auftretenden Krankheit, und so wird sich das, was Fliess be-

tont, bei fast jedem Dichter finden lassen. Andererseits aber bleiben „weiblich“ und „männlich“ sehr fliessende Begriffe. Rieger wehrt sich dagegen, wenn, wie es vielfach geschehen, dem Kastraten Weibähnlichkeit zugeschrieben wird, und, wie mir scheint, mit Recht: Kastration macht den Mann anders, aber nicht weibähnlich. Und wenn der Künstler schon ins Zwischenreich gehört, wieviel Individuen gehören dahin, ohne Künstler zu sein? Wo beginnt es und wo endet es überhaupt? Ist „Mann“ und „Weib“ ebenso wie der geistig Normale ohne jede psychisch degenerative Beimischung nicht überhaupt ein Ideal? Man kommt leicht dahin zu meinen, und auch Fliess spricht dahin Zielendes aus, der heutige Mann sei verweiblicht, das heutige Weib vermännlicht. Man lese aber einmal altisländische Novellen[1]). Schon dort wird man finden, dass der hetzende, den Mann in Bewegung setzende, geistig aktive Teil das Weib ist; dem Mann fällt das blosse Totschlagen zu. Er erscheint dort durchaus als der Dumme, Getriebene. Sache des Dichters ist nach Gottfried Keller „süsse Frauenbilder zu erfinden, wie das bittere Leben sie nicht kennt“. Die Ophelia, Cordelia, Imogen, (Shakespeare), Gretchen, Ottilie (Goethe), Käthchen, Eve (Kleist) repräsentieren ein aus der Wunschphantasie des Mannes geschaffenes Frauenbild, für das natürlich Unterlagen in der Wirklichkeit vorhanden sind, dem auch das Weib instinktiv, um so zu scheinen, wie der Mann es haben wollte, zum Teil nachgestrebt und sich angepasst hat: wie weit aber existiert und existierte jemals dies weiblichste Weib? Die Heldinnen der altisländischen Novellen sind anders, sind energisch. Auch sie wurden aber doch wohl der Wirklichkeit nachgeschildert. Und so fragt es sich, ob, wenn wir das Weib an diesem dichterischen Idealbild des Mädchens und der Frau messen, wir nicht Mann wie Frau damit Unrecht tun. Schliesslich ist die typische Frau in ihrer Art so gut „energisch“ wie der Mann, nur in anderer Weise, mit einer in anderer Richtung zielenden Energie, was alles das von Fliess Konstatierte nicht aufhebt, aber uns in bezug auf die dem heutigen Mann gegenüber zu ziehenden Schlüsse zur Vorsicht mahnen muss. Die Frau erscheint zum Teil schon dadurch energischer, weil sie meist durch keine intellektuellen und Allgemeininteressen abgezogen ist, immer nur ihr spezielles praktisches Interesse im Auge hat. In allen alten Dichtungen, besonders der germanischen Welt, erscheint eigentlich die Frau als das intelligentere, klügere Wesen, der Mann nur als guter Totschläger. Die Kultur hat den Mann gezwungen auf diese Art von Aktivität zu verzichten, das schon in den angezogenen isländischen Novellen seine Rolle spielende: cherchez la femme gilt aber noch immer. Nur die Mittel, durch die der Mann heute seine Aktivität äussert, sind andere geworden. Wenn wir jedoch so schlechthin vom Mann reden, denken wir immer noch an jenen

[1]) A. Bonus, Isländerbuch I. München 1907.

jagenden, kriegführenden, seine Männlichkeit durch Brutalität beweisenden Mann. Diese Brutalität ist ihm heute bedeutend beschnitten. Sie war früher seine einzige Waffe, auch dem Weibe gegenüber. So weit er regierte, regierte er durch Furcht. Dadurch erhielt er das Weib in Respekt. Klugheit und List setzte sie dem entgegen und hat diese Eigenschaften bei sich entwickelt als ihre einzige Waffe. Die fortschreitende Kultur zwang auch den Mann intellektuell zu werden. Nur durch Intellektualität, besonders durch Geschäftsklugheit, die allerdings durch Rücksichtslosigkeit und moralische Unbedenklichkeit bedeutend unterstützt werden kann, nicht mehr durch blosse Brutalität vermag er im allgemeinen jetzt im Lebenskampf zu siegen. Die Mittel, mit denen beide Geschlechter kämpfen, sind sich ähnlicher geworden. Nicht der körperlich Stärkste spielt in unserem Leben mehr die Hauptrolle, sondern der modernen Konkurrenzbedingungen psychisch am besten Angepasste. Andere Individuen als früher kommen heute herauf, der typische Nur-Mann ist ein in gewisser Weise Unterlegener geworden. Trotzdem haben Männer unsere Kultur geschaffen, Männer die Bedingungen hergestellt, dass die Frau sich emanzipieren konnte, und gilt uns produktive Intelligenz als eine Männereigenschaft, an der Frauen nach Fliess nur so weit partizipieren, als das ihnen einwohnende Quantum Mann gestattet. Schliesslich ist aber trotz Möbius und seinem „physiologischen Schwachsinn" des Weibes Intelligenz weder etwas rein Männliches noch rein Weibliches, sondern jedes der beiden Geschlechter hat seine eigenartige Intelligenz. Auch Freud sagt, er glaube nicht, dass „der biologische Gegensatz zwischen intellektueller Arbeit und Geschlechtstätigkeit" den physiologischen Schwachsinn der Frau erkläre, gibt dann selbst freilich eine sehr eigenartige Erklärung. Der körperlich schwächliche Mann scheint zuerst Mannesintelligenz entwickelt zu haben als ihm als Korrigenz Nötiges, und diese Mannesintelligenz erwies sich und erweist sich heute noch als die kulturell fruchtbarere, ohne dass wir sagen könnten, worauf dieses Prae eigentlich beruht. Wir sagen, der Mann sei objektiver in seinem Denken. Der Grund muss in seiner ganzen Organisation liegen. Der Mann als Künstler, Denker usw. erscheint heute unmännlicher, mag es auch dadurch sein, dass der spezifische Nur-Mann alten Schlages in unserer Gesellschaft wenig Chancen zum Vorwärtskommen hat. Das ihm gemässe Element ist eine primitivere Welt, und auf diese Weise gewinnt das Weib eine gewisse Präponderanz, da das gleiche, was den intellektuell und damit in der hier beschriebenen Weise „unmännlich" gewordenen (entbrutalisierten) Mann gesellschaftlich stärker an die Oberfläche brachte, auch das „männliche" Weib an Ellbogenfreiheit gewinnen liess.

Alle psychologische Analyse lässt uns der Individualität gegenüber schliesslich im Stich. Wir können sie am Ende immer nur, uns in sie

einfühlend, im ganzen schildern. Einzelne für den Dichter generell verbindliche Züge scheinen mir vor allem in der „Zwei Seelen-Natur" des Dichters zu liegen: Fähigkeit, nur Vorgestelltes sich lebhaft zu vergegenwärtigen, ein starkes Phantasieleben zu führen, sich stark von Eindrücken beeinflussen zu lassen als primär Material gebendes Moment, Intelligenz, psychologischer Scharfblick, die Fähigkeit, eigenen noch so affektbetonten Zuständen gegenüber sich ungewollt Objektivität zu bewahren, als ein Weiteres, das dem Dichter die Möglichkeit gibt, ein sehr wesentliches Drittes, die Beherrschung der Kunstmittel, fruchtbar anzuwenden. Der Dichter braucht starke Affekte, aber doch wieder eine Affektivität von einer Art, die durch Intelligenz, gedankliche Überlegenheit oder wie man es bezeichnen will, in Schranken gehalten wird. Eine Leidenschaftlichkeit einer Art, die alle Kräfte des Intellekts bindet oder für praktische, auch sexuell praktische Zwecke dauernd in Bewegung setzt, ist für geistige Produktivität ungünstig. Auch Möbius sagt schon, es liege kein Grund vor anzunehmen, dass Goethes Geschlechtstrieb im engeren Sinne des Wortes besonders stark gewesen sei, spricht dagegen von seinem starken „geistigen Geschlechtsbedürfnis". Da nun der Dichter überhaupt „geistiger" lebt, wird auch seine Sexualität sich stärker geistig als bei anderen Menschen äussern. Goethe, sagt Möbius, habe ohne Weiber nicht leben gekonnt. „Er brauchte zunächst einen Spiegel." Goethe schrieb an die Stein, er habe wunderliche Gedanken gehabt; „unter anderem, ob ich Sie auch wirklich liebe oder ob nicht Ihre Nähe nur wie die Gegenwart eines so reinen Glases freut, darin sich's so gut sich bespiegeln lässt". Man sieht, wie überall bei Goethe ebenso wie bei Grillparzer der seinen spezifischen Vorteil suchende Dichter steht. „Der Verkehr, fährt Möbius fort, machte ihn produktiv, aber der männliche konnte nicht so viel leisten wie der weibliche, weil zur dichterischen Produktivität eine leichte erotische Erregung nötig ist". Wesentlich aber doch nur für eine Natur wie Goethe und den Lyriker überhaupt. Sonst erhellt doch gerade aus dem oben Angeführten, dass es nicht erotische Erregung allein war, was Goethe bei Frau von Stein und dem Weibe überhaupt fand, sondern jene rezeptive, mehr hingebende Art, welche das typische Weib auszeichnet und es zu dem „reinem Glase" macht, in dem es sich gut sich bespiegeln lässt. Wo ein Mann Goethe derartiges bietet, nimmt er es, besonders der ältere Goethe, auch beim Mann. Man denke an Eckermann und überhaupt an den ganzen „Hof" des Goethe späterer Zeiten. Jung wird Goethe durch Herder gefördert, verhält er sich dem Älteren gegenüber quasi weiblich, aufnehmend. Daneben will er damals schon geben, betont in „Wahrheit und Dichtung" das Glückliche eines Verhältnisses, wenn der Jüngling lehrhaft, das Mädchen lernbegierig ist. So sucht der junge Stendhal seine Schwester durch

Briefe zu erziehen, so lehrt der junge Kleist in einem Mädchenkreis, was er eben erst selber gelernt hat, während der ältere Hebbel in Wien junge Leute an sich zieht; auch, um einen Spiegel zu haben, auf jemand unmittelbar zu wirken. Brauchbar für so etwas sind junge Leute oder Eckermann-Naturen, vor allem aber Weiber, wo dann eine gewisse geschlechtliche Anziehung stets mitspielt, ohne doch für das Verhältnis von vornherein ausschlaggebend sein zu müssen.

Wenn Kuh die Neigung zur Behandlung sexueller Probleme bei Hebbel aus dem sexuellen Darben Hebbels herleiten will, so kann Derartiges im Einzelfall ja schon mitspielen, hat es aber auch nicht sexuell darbende Dichter gegeben, die es stets und ständig zur Behandlung sexueller Probleme drängte und ist auf dieses Moment der Entbehrung in genauer Weise zu rekurrieren deshalb schon unnötig, weil der Dichter auf den „natürlichen" Menschen als Darstellungsobjekt zurückgehen muss und bei ihm stets auf Sexualität trifft. Deshalb findet sich auch im Zentrum der meisten Fontaneschen Romane ein Ehebruch, behandelt überhaupt der Romanschriftsteller gern Liebesgeschichten, weil fast einzig hier noch im modernen Leben ein Ursprüngliches der menschlichen Natur zum Ausdruck kommt, wie Fontane selbst einmal zu seiner Verteidigung gesagt hat. Nur deshalb, weil aus diesen Dingen stärkere affektive Wirkungen zu ziehen sind, nicht weil der Dichter stärker sexuell als der Durchschnittsmensch angelegt ist — gerade ein Fontane war es kaum — bevorzugt er diese Stoffe. Bei sexuell darbenden Naturen wie Nissel und dem jüngeren Kleist kann das Geschlechtsverlangen im Vorstellungsleben des Betreffenden eine grosse und dann der Produktivität kaum besonders förderliche Rolle spielen, bei vielen Individuen wird aber dem körperlich sexuellen Bedürfnis sehr nebenbei genügt, ohne dass das Vorstellungsleben dadurch besonders affiziert wird, also ohne dass stärkere Wirkungen ins Geistige hinein sich bemerkbar machen. Diese treten immer erst ein, wo es zur Liebe im engeren Sinne kommt; nicht alle Menschen neigen aber in stärkerem Masse zur Verliebtheit, nicht einmal alle Dichter. Ein Fontane heiratete, und von weiterer Erotik in seinem Leben erfahren wir nichts. Ähnlich Ibsen. Auch bei Lessing tritt die Liebe erst spät in sein Leben. Ebenso ist Schiller durch seine Heirat in diesem Punkt befriedigt, und wäre schwer nachzuweisen, dass seine Produktion irgend wie mit frischen Schüben erotischer Erregung zusammenhing. Und wo eine neue Liebe den Dichter „begeistert", geschieht es eben auf die gleiche Weise, so weit ihm dies Erlebnis nicht neuen Stoff bietet, wie Hinz und Kunz dann bewogen werden, sich ein bischen zusammen zu nehmen und zu zeigen, was sie für Kerle sind. Gerade dissolute Naturen wie Clemens Brentano hatten es nötig, nicht nach Goethes Art frei unverbindlich zu lieben, sondern stets aufs Neue bei allem, was

ihrer Lebenssituation nach ihnen davon abraten musste, ein Weib strikt zu besitzen, sich mit ihr zu beladen. Bei solchen zeigt sich nur die Ziellosigkeit und Zerfahrenheit ihrer ganzen Lebensführung auch in diesem Punkt. Sie suchen das Weib, um ihrem Leben einen Inhalt, den ihnen ihr intellektuelles Streben und ihre Dichterschaft nicht genügend gibt, auf diese Weise zu schaffen, wollen direkt leben statt zu dichten. Rieger sagt: „. . . . ein Mensch, der sonst nichts zu tun hat, kann sich mehr Zeit für Sexuelles nehmen, ein Mensch, der viel zu tun hat, macht seine Sexualität mit wenig Zeitverlust ab. Dabei kann aber der physiologische Geschlechtstrieb des letzteren viel stärker sein als der des Ersteren." Die direkte geschlechtliche Betätigung wird bei dem, der anderes zu tun hat, vernachlässigt, aber nicht „ins Unbewusste verdrängt", sondern die Energie des Individuums nur nach anderer Richtung verbraucht, praktisch handelnd bei dem nach dieser Seite, intellektuell (dichtend, denkend) bei dem nach jener Seite Veranlagten.

Freud äussert: „Das Verhältnis zwischen möglicher Sublimierung und notwendiger sexueller Betätigung schwankt natürlich sehr für die einzelnen Individuen und sogar für die verschiedenen Berufsarten. Ein abstinenter Künstler ist kaum recht möglich, ein abstinenter junger Gelehrter gewiss keine Seltenheit. Der letztere kann durch Enthaltsamkeit freie Kräfte für sein Studium gewinnen, beim ersteren wird wahrscheinlich seine künstlerische Leistung durch sein sexuelles Erleben mächtig angeregt werden." Freud stellt hier Studium des Gelehrten und Erleben des Künstlers gegenüber. Erstens einmal wird es auch relativ sexuell abstinente Künstler gegeben haben und geben. Man denke an Menzel, etwa auch Gottfried Keller. Dann schafft sein Erleben, seine Emotivität dem Künstler eben Material, das der Gelehrte meist nicht auf diese Weise empfängt; der eine ist auf Erleben angewiesen, der andere nicht. Als blosser Gelehrter schon gar nicht. Ob dann die bedeutenden jungen Forscher so gar abstinent sind, ist eine Frage wieder für sich. Auch sie schaffen nicht aus blossem „Studium", spinnen die Sachen nicht rein aus ihrem Kopf hervor. Freud fährt fort: „Im allgemeinen habe ich nicht den Eindruck gewonnen, dass die sexuelle Abstinenz energische, selbständige Männer der Tat oder originelle Denker, kühne Befreier und Reformer heranbilden helfe, weit häufiger brave Schwächlinge . . ." Sehr richtig, so weit sexuelle Abstinenz etwas „heranbildet"; aber sie bildet eigentlich gar nichts heran, sondern, wo sie besteht, ist sie nur der Ausdruck einer vorhandenen Triebschwäche. „Das sexuelle Verhalten eines Menschen ist oft vorbildlich für seine ganze Reaktionsweise in der Welt": vorbildlich ist es kaum, aber es ist ein integrierender Bestandteil dieser Reaktionsweise. Selbstverständlich: „Wer als Mann sein Sexualobjekt energisch erobert, dem trauen wir ähnliche rücksichts-

lose Energie auch in der Verfolgung anderer Ziele zu": — ein solches Individuum ist eben vielfach ein ganzer Kerl, geschlechtlich wie sonst. Und das erkennen wir unter anderm auch an seiner sexuellen Reaktionsweise, nicht aber macht ihn diese energisch. Oft stimmt es aber auch nicht, ist einer sehr lebhaft hinter den Weibern her, ohne sonst energisch zu sein. Es fragt sich auch, ob der ohne jede Mühe sexuell abstinente junge Gelehrte mehr als blosse gelehrte Handwerkerarbeit leistet, ob der wirklich produktive Arbeiter der Wissenschaft nicht ungefähr die gleichen Bedürfnisse wie der Künstler hat und haben muss, was auch Loewenfeld betont. Den wirklichen Künstler mit dem im Studierzimmer verhockten Duckmäuser, auch wenn dieser etwa einmal mit Fleiss und saurem Bemühen achtungswerte Facharbeit leistet, zu konfrontieren, geht doch kaum an. Allerdings spielt ja auch noch die meist etwas mehr gebundene Lebenssituation des Forschers bei diesem ihre Rolle wie die freiere beim Künstler. Sonst ist nicht einzusehen, weshalb auch der Künstler nicht durch Enthaltsamkeit freie Kräfte für seine Arbeit gewinnen kann, und es fragt sich, ob die traditionelle geschlechtliche „Liederlichkeit" des Künstlers sich am stärksten ausgesprochen bei den künstlerisch bedeutenden Persönlichkeiten findet, die wirklich ihre Kraft für die Arbeit frei zu erhalten streben, und nicht etwa bei den immer zahlreichen Mitläufern, die eben zur Kunst oft nur die Neigung, als sogenannte Künstler mehr Gelegenheit zum sich Ausleben zu haben, zieht.

Man weiss, dass es einen Billroth ursprünglich zur Musik zog, dass äussere Momente den Ausschlag gaben und ihn Chirurg werden liessen. Als Schüler eines Musikkonservatoriums würde der junge Billroth vielleicht sexueller gelebt haben, als es in seiner wissenschaftlichen Studienzeit geschah. Der Forscher, der Chirurg bereitet sich für seine Lebensaufgabe anders vor, ihm ist ein anderer Lebensweg vorgeschrieben, er hat andre Rücksichten zu nehmen. Alles das modifiziert sein ganzes Leben und wirkt auch auf seine sexuelle Betätigung ein. Er nimmt sich, wenn er darnach ist, mehr in Zucht, als der junge Künstler es vielfach nötig hat, ohne dass der Forscher deshalb weniger begehrlich sein müsste. Auch in diesen Dingen spricht Gewöhnung mit, Gelegenheit. Der junge Musiker und Schauspieler kommt in ein Milieu, welches ganz andere Möglichkeiten zu sexueller Betätigung bietet, zum Teil zu einem geschlechtlichen Ausleben direkt verführt. All das will berücksichtigt sein, gibt dem Leben eines Individuums eine ganz andere Färbung. Wer will da entscheiden, was ursprünglicher Anlage, was äussern Umständen in dem Bilde, welches das Leben eines Individuums in den entscheidenden Jahren schliesslich bietet, entstammt? Energische Individuen sind ohne ein starkes, aber wenn sie echt energisch sind, wiederum auch beherrschtes Triebleben kaum denkbar, darin hat Freud vollkommen recht. Auch schliesslich darin, dass unser modernes

Kulturleben solche energische Individuen nicht gerade zu züchten scheint; dennoch fragt sich, ob unsere Zeit an solchen in irgend einer Richtung energischen Individuen ärmer ist, als irgend eine andere es war. Wie ich denn auch nicht sehe, in welcher Zeit die Mehrzahl der Menschen zu einem ausgiebigeren sexuellen Ausleben gekommen sein sollten als die Menschen der Gegenwart. Uns beschäftigten diese Dinge nur mehr, weil wir überhaupt alles genauer unter die Lupe nehmen, differenzierter, bewusster leben, uns alles im stärkeren Masse Problem geworden ist und wir vieles nicht mehr als so selbstverständlich wie die Menschen früherer Zeiten hinnehmen. Es klingt bei der ganzen Betrachtungsweise Freuds und seiner Schüler etwas durch, als ob wir vorgestern noch im Naturzustand gelebt hätten und erst seit gestern nicht mehr. Tatsächlich aber sind seit gestern, seit einem Jahrhundert etwa, doch eher Schranken gefallen, als sich neue aufgetürmt hätten, sind Hemmungen gefallen, die vielleicht auch ihr sehr Gutes hatten, und nie vielleicht war ein bequemes sexuelles Ausleben so sehr erleichtert wie in der modernen Grossstadt. Wir sind wie wohl in allem so auch geschlechtlich begehrlicher, ja reizbarer selbst im Sinne von „reizbarer Schwäche“ geworden als die Menschen vor einem Jahrhundert, und, wenn von der sexuellen Not der Zeit so sehr die Rede ist, rührt es wohl nur daher, dass wir uns den Luxus gestatten und gestatten können, uns um jedes Opfer, das fällt, weit mehr als frühere Zeiten zu kümmern. Eine ausgesprochen dissolute Lebensführung jeder Art verträgt sich ebenso schlecht mit künstlerischer wie mit wissenschaftlicher oder irgend einer Art von bedeutsamer Produktivität. Bei jedem Schaffen gilt es Kräfte für die bestimmte Aufgabe zusammenzuhalten. Der energische Tatmensch wird diese seine Energie, so weit es ihm lohnt, auch in seinem sexuellen Leben zeigen, während der Dichter eben meist nicht in diesem Sinne energisch, sondern ein Träumer ist und als solcher sich vielfach „sein Sexualobjekt nicht energisch erobert.“ Auch er kann freilich sexuell wie sonst energisch sein, oft aber absorbiert sein Dichterträumen all seine Energie und macht ihn als Konkurrenten in der Liebe wie im Leben unenergisch.

Es ist mir auch nicht ersichtlich, auf welche Weise wir in bezug auf das Geschlechtliche heute allgemein so besonders moralisch geworden sein sollten, wo im Geschäfts- und Erwerbsleben doch noch genug Skrupellosigkeit herrscht, um viele Individuen per fas et nefas zu ihrem Ziel kommen zu lassen. Wenn ich vorher schon zugab, unser modernes Kulturleben scheine energische Individuen nicht gerade zu züchten, der scharfe Konkurrenzkampf des modernen Erwerbslebens wäre andrerseits doch durchaus geeignet nach dieser Richtung zu wirken, so dass sich auch hier wieder pro und contra entgegenstehen und es schwer ist zu einem bestimmten Schlusse zu gelangen. Als unleugbar erscheint

die durch die gesteigerte allgemeine Intellektualisierung geschaffene Nervosität. Der Raubritter war weniger nervös als der Börsianer von heute oder wen man als Analogon des Raubritters und Kondottiere in der Gegenwart ansehen will, dass der letztere aber geschlechtlich bedenklicher, skrupulöser sein sollte, will mir nicht unbedingt einleuchten. Er gestattet sich sexuell, was er kann, und wer Geld und den Willen dazu hat, kann sich auch heute sexuell alles gestatten. Die sexuelle Not der Zeit wird also wohl die nervöse Not der Zeit sein, welche aus mehr entstammen wird als bloss aus einer durch eine zu hoch gesteigerte Moralität geschaffene Verhinderung, dem Triebleben des Menschen zu genügen. Wenn Freud dann darauf aufmerksam macht, auch die Ehe sei nicht geeignet, einem jeden Individuum vollkommene geschlechtliche Befriedigung zu verschaffen — und ganz besonders noch wird das in den modernen Ehen der Fall sein, wo nur zwei Kinder gewünscht werden — wer will das bestreiten? Wo ist das Vollkommene im Menschenleben überhaupt? Wie kann Begierde, wo sie schrankenlos auftritt, befriedigt werden? Kulturentwicklung muss natürlich zu einer Beschränkung des Trieblebens führen. Nur datiert diese Beschränkung nicht von heute, sondern ist so alt wie die Kultur. Wie denn, da Freud Hamlet ein Hysteriker ist, also auch Shakespeare, um diese Figur hinstellen zu können, in gewissem Masse Hysteriker sein musste, Freud zugibt, dass schon zu Shakespeares Zeiten und zu allen Kulturzeiten Hysterie existierte. So bleibt es immer sehr schwierig, aus solchen Momenten kultureller Entwicklung pathologische Erscheinungen wie die Hysterie im Genaueren zu erklären. Dass Beschränkungen, wie das Kulturleben sie uns auferlegt, von pathologischen, ihrer Konstitution nach den Bedingungen des Kulturlebens weniger anpassungsfähigen Individuen schwerer als von normalen d. h. besser anpassungsfähigen ertragen werden, ist auch an sich wahrscheinlich. Da aber ebensowohl hysterische Puellae publicae existieren als hysterische Prüde, sich Hysterie bei Individuen von jeder moralischen wie intellektuellen Artung findet, versagen die Freudschen Kriterien doch wieder gegenüber den empirischen Tatsachen und bleibt die hysterische Konstitution aus solchen Momenten unerklärbar. Es gelangen schliesslich nur Konflikte, welche allgemein menschlich sind, bei gewissen moralisch und intellektuell hochstehenden Hysterischen zu einem verschärften Ausdruck, in welchem Bilde dann aber immer die spezifische hysterische und für uns kaum weiter erklärliche Reaktionsweise ausschlaggebend mitwirkt.

Das Sexuelle ist in der Jugend am stärksten, wie auch Fliess von einem „anfänglich steilen Schub“ in der Jugendzeit des Künstlers, was die körperliche Libido betrifft, spricht. Später pflegen, wenn auch körperliche Libido wie Psychosexualität fortbestehen, diese Dinge das Individuum meist nicht so besonders mehr zu plagen. Die grossen

geistig produktiven Leistungen jedoch fallen vorwiegend nicht in die Zeit der stärksten Sexualität, sondern später. In diejenige der voll entwickelten Intellektualität, wobei ich allerdings zugeben muss, dass die konzeptive Produktivität in die Jugendzeit fällt. Oder wo sehr frühe bedeutende Leistungen auftreten, handelt es sich eben um geniale d. h. von vornherein aus Anlage stark intellektuelle Individuen. Bei den Denkern und Philosophen ist dies erst Erwähnte schon fraglos der Fall, oft aber auch bei den Künstlern, wie auch Grimm in bezug auf Goethe betont, dass diese Gestalt keineswegs in solcher Grösse vor uns stände, wenn Goethe nur vierzig Jahre alt geworden wäre. Wie spät haben Ibsen und gar erst Fontane ihr Ausschlaggebendes geschaffen. Also auch die dem Sexuellen noch zuzugestehende Heizkraft ist nicht zu hoch anzuschlagen. Sexuell sind alle Menschen, intellektuell schöpferisch begabt aber eben nur die Produktiven.

Nietzsche spricht einmal aus, das Geschlechtliche des Individuums mache sich bis in die höchsten und feinsten Spitzen seines Geistes bemerkbar. Natürlich! Aber wir sind nicht berechtigt zu sagen, die sexuelle Eigenart eines Individuums bestimme seine spezifisch intellektuelle. Wir können ein Individuum nur seiner sexuellen und intellektuellen Eigenart nach im Ganzen schildern. Es geht nur in gewissen Grenzen an zu sagen, das Individuum sei erst sexuell, und aus dieser Sexualität erwachse dann sein übriges Psychische, besonders seine Intellektualität, sondern das sogenannte Psychosexuelle wie all sein Psychisches sind eng zusammenhängende und untrennbare Äusserungen seines angeborenen individuellen Wesens mit seiner von vornherein idealeren oder weniger idealen Richtung. Wenn Rieger meint, der Mensch besitze in seinem höchsten geistigen Dasein etwas, das durch den Geschlechtstrieb zwar oft gestört und getrübt, nicht aber durch den beseitigten zerstört werden könne, liesse sich daraus die Annahme einer Autonomie des Ethisch-Intellektuellen im Menschen heraushören resp. eine Einschätzung des Geschlechtlichen als des „Reiches der Nacht“ gegenüber dem Geistigen als des „Reiches des Lichts“, was beides vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus nicht statthaft. Der Mensch wird durch sein Triebleben in seiner sonstigen Tätigkeit gestört oder gefördert, je nachdem dieses, resp. er selbst im Ganzen ist. Das Triebleben ist die Basis. Von hier aus wird, wenn man dieses Bild brauchen will, die Maschine geheizt. Es kommt nun aber noch ganz darauf an, wie diese Maschine ist. Mit andern Worten: es kommt darauf an, welch ein Kopf auf diesem Körper sitzt. Der Geniale ist eben vorwiegend Kopf (Gehirn). Bei starker Intellektualität werden aus dem Triebleben kommende Impulse ganz anders als bei schwacher genutzt werden. Und um diese Nutzung, um das, was aus allen Lebenserfahrungen im weitesten Sinne gemacht wird, handelt es sich bei dem Problem geistiger Pro-

duktivität. Wenn Schopenhauer sich äussert: „Ja, man kann sagen, der Mensch sei konkreter Geschlechtstrieb“, so hat er recht: man kann das tun von einem bestimmten, alles Übrige vernachlässigenden Standpunkt aus. Aber auch nur so. Hinter der Liebe liegt noch der Hunger, und ist der Mensch ganz konkreter Hunger, ganz konkretes Wachstum. Wie man denn schon gesagt hat, Fortpflanzung sei Wachstum über die individuelle Norm hinaus.

Eine leicht ansprechbare, aber auch wieder nicht zu hoch oder nur in gewisser Weise hoch ansteigende Affektivität scheint mir neben dem entsprechenden Intellektuellen das für den Dichter Geforderte zu sein. In bezug auf seine Sexualität kommt es nicht so sehr darauf an, wie stark sie sei, als auf ihre dichterischer Produktion günstigere oder weniger günstige psychische Eigenart. Diese lässt sich nur schildern, indem man die ganze psychische Eigenart des Dichters als eines vorwiegend mit der Phantasie Lebenden, aus seiner Einbildungskraft heraus Schaffenden schildert, und für die Erkenntnis dieser Eigenart des Dichters, besonders auch seines Liebens als eines Phantasie-Liebens habe ich in der vorliegenden Arbeit einige Beiträge zu liefern gesucht. Dass bei jeder Verliebtheit die Einbildungskraft ihre Rolle spielt, jede Liebe eine Phantasieliebe ist, ist dann wieder eine Sache für sich. Es kommt hier auf Nuancen an, wird sich aber schwer abstreiten lassen, dass bei dem Dichter und Künstler überhaupt die Phantasie eine grössere Rolle spielt als bei der Mehrzahl der nicht speziell künstlerisch veranlagten Menschen.

Nietzsches Schwester berichtet von diesem, seine Schwärmerei für Frauen habe sich nie über eine „gemässigte, poetisch angehauchte herzliche Zuneigung“ erhoben. „Wie denn überhaupt die grosse Passion, oder die vulgäre Liebe dem ganzen Leben meines Bruders vollständig fern geblieben ist. Seine ganze Leidenschaft lag in der Welt der Erkenntnis, deshalb hatte er für alles andere nur sehr temperierte Empfindungen übrig. Später tats ihm ordentlich leid, niemals zur richtigen amour-passion zu gelangen, aber alle Zuneigungen zu irgendwelchen weiblichen Wesen verwandelten sich in kürzester Zeit in zarte herzliche Freundschaft.“ — Sah er andre heftig verliebt, so fragte er sich staunend: „Und alles das um ein kleines Mädchen?“ Mir spricht etwas dafür, dass Frau Förster in diesen Sätzen Wahres berichtet. Dass Nietzsche von der „vulgären Liebe“ gänzlich unberührt durchs Leben gegangen ist, wird man der Schwester allerdings nicht glauben, wohl aber, dass Nietzsche weder von stark männlich-sexueller Aggressivität, noch überhaupt von sehr verliebter Natur war. Weil er sehr viel auf Freundschaft gab, Nietzsche deshalb gleich für homosexuell zu halten, scheint mir nicht gerechtfertigt. Nun könnte es

jedoch sehr wohl Naturen geben, welche verliebterer Natur als Nietzsche, den „Misels“ Goethes sehr wohl zugetan, ihnen in einer Weise zugetan waren, dass sie in Goethes Art, sobald eine solche Verliebtheit zu entschiedenen Folgen für ihr tatsächliches Leben zu führen drohte, Nietzsches: „Und alles das um ein kleines Mädchen?“ doch zu unterschreiben geneigt wären und sich rechtzeitig zu salvieren vorziehen würden, wohl den Genuss der Verliebtheit erstrebten, nicht aber Neigung zeigten, sich dauernd fesseln zu lassen. Solche Individuen wären der amour-passion in Grenzen immer noch sehr wohl fähig, aber doch nur mit dem Vorbehalt, abzubrechen, sobald die Sache brenzlich würde. Ob man die Ursache des Fähigseins zu einem solchen Abbrechen dann in einer zu geringen Sinnlichkeit und Leidenschaft suchen muss oder in dem Klarsehen bei aller Leidenschaft darüber, welche Schädigungen der Freiheit des Individuums aus einer dauernden Verbindung erwachsen würden, wird auch dem einzelnen Fall gegenüber oft schwer zu sagen sein. Man kann das eine oder das andere annehmen. E. T. A. Hoffmann verliebte sich in Bamberg in seine sechzehnjährige Schülerin Julia. Hoffmann gab damals Musikstunden. Und Ellinger sagt in bezug auf dieses Verhältnis, die Bitternisse, welche für Hoffmann aus dieser Liebe erwuchsen, seien für seine Dichtung nicht unfruchtbar geblieben. „Um dieses unschuldige Verhältnis, mit dem Hoffmann's Frau übrigens bekannt war, richtig zu beurteilen, muss man Hoffmann's Anschauung von der Liebe des Künstlers kennen. Denn so eindringlich er sonst verlangte, dass dem wahren Künstler Leben und Poesie in eines verschmelzen sollte, so entschieden betonte er, dass dem Künstler nichts nachteiliger sei, als wenn die Geliebte, die in ihm den Funken der Kunst zur lebendigen Flamme angefacht, nun auch wirklich seine Frau würde und so das hohe Feuer der Begeisterung in der Prosa des Ehestandes unterginge. Vielmehr sollte sie (hier kommt bei Hoffmann der Romantiker heraus, der in diesem speziellen Sinne Goethe nicht war) in dem Gemüt des Künstlers leben wie ein hohes und unerreichbares Ideal und ihn immer aufs neue zu künstlerischem Schaffen begeistern. Noch in einer der spätesten Erzählungen Hoffmann's kommt diese Anschauung, zu der der Dichter wohl die erste Anregung von Novalis erhielt, zum Ausdruck: „Und die, die du liebst? Sie ist kein irdisches Wesen, sie lebt nicht auf der Erde, aber in dir selbst als hohes reines Ideal deiner Kunst, das dich entzündet, das aus deinen Werken die Liebe aushaucht, die über den Sternen wohnt.“ Was auch Hoffmann also sich in der Geliebten erhalten will, ist das idealisierte (und romantisch hyperidealisierte) Geschöpf seiner Einbildungskraft. Eine solche Liebe kann nun in bewussterer Weise gehegt und gepflegt werden, der Liebende kann wissen, dass jenes verehrte Wesen im Grunde nur in

seiner erotisch entzündeten Phantasie lebt, und hat es dann unter Umständen in einem Augenblick sehr leicht, sich, ernüchtert, auch zu sagen: „Und alles das um ein kleines Mädchen?" Oder aber er kann sich, ohne dass die Sache viel anders wird, stärker in diese Liebe verstricken, braucht dies Verfahren nicht wie Hoffmann bei sich direkt zum Prinzip zu erheben, was Goethe jedenfalls in dieser scharf bestimmten Art Hoffmann's nicht nahe lag.

Literatur.

1. Bleuler, Die Psychoanalyse Freuds. Jahrbuch für psychoanalyt. usw. Forschungen. Bd. II. 2. Hälfte.
2. Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung. 2. Aufl. Leipzig 1907.
3. Fliess, Der Ablauf des Lebens. Leipzig 1906.
4. Freud, Sammlung kl. Schriften z. Neurosenlehre. 2. Folge. 1909. S. 190 u. 191.
5. Grillparzer, Briefe u. Tageb. Stuttgart, Cotta. Und Werke 5. Ausgabe. Bd. XX. Ebenda: „Ein Erlebnis".
6. Grimm, H, Goethe. 5. Aufl. Berlin 1894.
7. Hebbel, Tagebücher. Berlin 1903.
8. Hellpach, Die pathograph. Diagnose über C. F. Meyer. Zentralbl. f. Nervenheilk. u. Psych. 1909. S. 426.
9. Hitschmann, Freuds Neurosenlehre. Wien 1911.
10. Holtei, von, Vierzig Jahre. 4. Aufl. Breslau 1898.
11. Kellner, H. C., Goethes Briefe an Frau von Stein. Reklam. Leipzig.
12. Kuh, Friedrich Hebbels Leben. 2. Aufl. Wien und Leipzig 1907.
13. Kulke, Erinnerungen an Fr. Hebbel. Wien 1878.
14. Loewenfeld, Über die sexuelle Konstitution usw. Wiesbaden 1911.
15. Metz, A., Friederike Brion. Eine neue Darstellung „der Geschichte in Sesenheim". München 1911.
16. Möbius, Goethe. Leipzig 1909.
17. Nissel, Franz, Mein Leben. Stuttgart 1894.
18. Rahmer, H. v. Kleist als Mensch und Dichter. Berlin 1909.
19. Rieger, C., Die Kastration usw. Jena 1900.
20. Rod, Stendhal. Les grands écrivains français. Paris 1892.
21. De Stendhal (Henri Beyle), Correspondance inédite. Paris 1855 u. De l'amour. Paris 1863.

86

Die Halluzination

ihre Entstehung, ihre Ursachen und ihre Realität.

Von

Privatdozent Dr. **Kurt Goldstein**

in Königsberg.

Wiesbaden.

Verlag von J. F. Bergmann.

1912.

Verlag von J. F. BERGMANN in Wiesbaden.

Das Problem des Schlafes.

Biologisch und psychophysiologisch betrachtet.

Von **Dr. Ernst Trömner** in Hamburg.

Mit 13 Figuren im Text.

Preis Mk. 2.80.

Sexualität und Dichtung.

Ein weiterer Beitrag zur Psychologie des Dichters.

Von Dr. med. **Hinrichsen,** Privatdozent in Basel.

Preis Mk. 2.60.

Über die Psychologie der Eifersucht.

Von Dr. **M. Friedmann,** Nervenarzt in Mannheim.

Preis Mk. 3.—.

Über die sexuelle Konstitution

und andere Sexualprobleme.

Von Hofrat Dr. **L. Loewenfeld,** Nervenarzt in München.

Mk. 6.—; gebunden Mk. 7.—.

Auszug aus dem Inhaltsverzeichnis.

Die vorliegende Schrift umfasst drei Abhandlungen, die zu den bedeutendsten literarischen Erscheinungen der neueren Sexualliteratur gezählt werden müssen.

Einleitung.

Unser Wissen von der Welt beruht im letzten Grunde auf der Aufnahme äusserer Eindrücke durch unsere Sinne -- d. h. auf sogen. Wahrnehmungen. Die durch die Wahrnehmungen gewonnenen Einzelerfahrungen suchen wir zu verbinden, nach Elimination alles Zufälligen die immer wiederkehrenden Grundvorgänge und ihre gesetzmäßigen Beziehungen festzustellen und uns daraus ein einheitliches Weltbild zu gestalten, das sich durch eine möglichst weitgehende Unveränderlichkeit und Beständigkeit und gesetzmäßige, widerspruchslose Beziehungen seiner Teile zu einander auszeichnet. Das Vertrauen auf die Konstanz und Gesetzmäßigkeit der Welt lässt uns die Sicherheit für eine Vorhersage des Geschehens in der Zukunft gewinnen und damit eine Maxime für unser Handeln. Denn ein vernunftgemäßes Handeln ist nur möglich unter der Voraussetzung der Unveränderlichkeit und Gesetzmäßigkeit des Weltgeschehens. Es beruht so also auch unser Handeln auf den durch die Wahrnehmungen gewonnenen Erfahrungen. Damit erweist sich unsere Sicherheit gegenüber dem Weltgeschehen abhängig von der Zuverlässigkeit unserer Wahrnehmungen, im bes. von der Richtigkeit der Grundannahme, dass einer jeden Wahrnehmung wirklich ein äusseres Objekt entspricht, durch das sie in irgend einer — gesetzmäßigen — Weise erzeugt ist.

Nun besitzen wir aber zweifellos noch andere seelische Erlebnisse, denen diese direkte Beziehung abgeht, die in uns entstehen, durch die Tätigkeit unseres Geistes auf Grund früherer Wahrnehmungen, denen also kein äusserer augenblicklicher Vorgang entspricht. Wir nennen diese Erlebnisse, die also keine objektive Wirklichkeit besitzen, Vorstellungen oder, da es sich um die Erinnerungen früherer Wahrnehmungen handelt, Erinnerungsbilder.

Ich sitze an meinem Schreibtisch und schaue zum Fenster hinaus. Vor meinen Augen dehnt sich eine wundervolle Winterlandschaft, beschneite Felder, in der Ferne umrahmt von dunklen Waldungen, rechts ein einsames Bauernhäuschen dicht in Schnee gehüllt mit einem uralten Baume davor, dessen zahlloses Geäst sich prachtvoll gegen den hell beleuchteten Himmel abhebt. Ich schliesse die Augen und das prächtige Bild ist verschwunden — doch nicht ganz. Jetzt sehe ich die Felder, da huscht das Bauernhäuschen vor meinem inneren Blicke vorüber, jetzt schimmert der leuchtende Himmel durch die Zweige, — doch es fehlt dem so Gesehenen bei der allgemeinen Ähnlichkeit mit dem vorher Geschauten das Leuchtende, das Beständige, es verschwindet alles, ehe ich es genau betrachten kann, taucht wieder auf, um wieder schnell zu verschwinden. Das erste Erlebnis ist eine Wahrnehmung, das zweite ein Erinnerungsbild, eine sog. Vorstellung.

Es bedarf kaum des Hinweises darauf, von welcher fundamentalen Bedeutung es für unser ganzes Weltbild ist, dass wir beide Phänomene immer scharf von einander unterscheiden und nicht etwa eine Vorstellung ohne weiteres in die Welt der Wahrnehmungen, d. h. die Welt der äusseren Dinge einordnen; dadurch würde in unser Weltbild ein fremdartiges nicht hineingehöriges Element hineingeraten, für das die Gesetzmäßigkeiten, die in unserem Weltbilde herrschen, keine Giltigkeit haben. Das Resultat würde eine Verfälschung der Wirklichkeit mit ihren verhängnisvollen Folgen für unser ganzes Handeln sein. Wir kennen eine derartige Vermischung subjektiver und objektiver Elemente im normalen Leben nicht und sind davor gesichert, weil wir Wahrnehmung und Vorstellung streng zu unterscheiden vermögen und im allgemeinen keine Wahrnehmungen haben, die nicht durch äussere Dinge bedingt sind, oder wenn dies doch einmal der Fall ist, dies doch erkennen und die Pseudowahrnehmungen nicht mit den echten Wahrnehmungen verwechseln.

Dagegen gibt es zahlreiche derartige Wahrnehmungen in pathologischen Zuständen. Subjektive Erscheinungen, Erinnerungsbilder gewinnen den Charakter von Wahrnehmungen, die scharfe Trennung zwischen subjektiv und objektiv, zwischen wirklich und nicht wirklich geht verloren; es kommt so zu einer vollständigen Veränderung und Verwirrung des Weltbildes: eine maßlose Ratlosigkeit ergreift das Individuum, das diese Verwirrung erlebt.

Wir nennen diese pathologischen Wahrnehmungen Halluzinationen oder Sinnestäuschungen (auch Trugwahrnehmungen)

und verstehen darunter also Wahrnehmungen, die sich von den gewöhnlichen dadurch unterscheiden, dass ihnen keine wirklichen Dinge entsprechen, dass sie also ihre Entstehung nicht Vorgängen ausserhalb, sondern innerhalb des Individuums verdanken. Wir sprechen von Sinnestäuschungen, weil hier ein Erlebnis entsteht, das die Täuschung erweckt, als wäre es vermittels der augenblicklichen Tätigkeit der Sinnesorgane gewonnen, während es tatsächlich ohne sie entstanden ist.

Mit diesen Halluzinationen, diesen Wahrnehmungen ohne entsprechendes wirkliches Objekt, wollen wir uns in der folgenden Studie näher beschäftigen.

Die Bedeutung des Studiums der Sinnestäuschungen für die normale Psychologie ergibt sich nach den vorhergehenden Ausführungen ohne weiteres. Die Halluzinationen und die daraus resultierenden Folgen für die Psyche des Individuums zeigen uns erst die ganz fundamentale Bedeutung der scharfen Unterscheidung zwischen „subjektiv“ und „objektiv“ beim Gesunden.

I.

Die Halluzination und ihre Entstehung.

1. Allgemeine Charakteristik und Definition der Sinnestäuschung.

Wir wollen zunächst, den Tatbestand einer Halluzination etwas näher kennen lernen. Einige Beispiele mögen ihn illustrieren. Ein Kranker steht am Fenster und spricht mit lebhafter Stimme zum Fenster hinaus. Wir entnehmen dem Inhalt seiner Worte, dass er jemandem antwortet und erfahren von ihm, dass er vom Fenster her sprechen höre und dass er mit einer „Stimme“ eine Unterhaltung habe. Er hört die „Stimme“ so deutlich wie er uns sprechen hört und ist erstaunt, dass wir sie nicht auch hören. Er hat Gehörs-Halluzinationen.

Ein anderer Kranker liegt verzückt im Bette und schildert uns mit lebhaften Farben die Bilder, die vor seinem Auge vorüberziehen; er sieht prächtige Landschaften, Menschen, eigentümliche Tiergestalten u. a.; — ein anderer lässt sich nicht davon abbringen, dass neben ihm seine verstorbene Mutter stehe, dass Gott ihm in prächtiger Gestalt erschienen ist — beide haben Halluzinationen des Gesichts.

Wieder ein anderer Kranker hat überall am Körper eigentümliche Gefühle, er glaubt elektrisiert zu werden (Halluzinationen des Gefühlssinns), er atmet eigentümliche Düfte ein (Halluzinationen des Geruchssinns), das Essen schmeckt ihm verändert, verdorben (Halluzinationen des Geschmacksinns).

Allen diesen Erlebnissen der Kranken ist das eine Moment gemeinsam, dass es Wahrnehmungen sind, die nur für das eine Individuum existieren[1]), dass es sich also um subjektive

[1]) Anmerkung. Wir behandeln also hier nicht die gesetzmäßig auftretenden Täuschungen, diejenigen Täuschungen, die „gemäß der Natur der gegenständlichen Grundlage und nach ihrem Verhältnis zum Subjekt mit allgemein gültiger gesetzlicher Notwendigkeit für jeden Menschen als solche erscheinen“ (Parish) — wie die optischen Täuschungen, das Doppelsehen bei Augenmuskellähmungen, die scheinbare Bewegung der Sonne um die Erde. Hier handelt es sich nicht um Wahrnehmungen, denen kein äusseres Objekt entspricht, sondern um falsche Verwertung an sich richtiger Wahrnehmungen — falsch im Sinne des Realitätsurteiles. Wir kommen auf diese Frage später näher zu sprechen.

Phänomene handelt, oder anders ausgedrückt um Phänomene, denen kein äusseres Objekt der Art entspricht, wie wir es als Grundlage jeder allen Menschen gemeinsamen Wahrnehmung supponieren. Diese Subjektivität resp. das Fehlen der objektiven Grundlage ist tatsächlich das einzige wirklich Charakteristische jeder Halluzination. Im übrigen braucht sie sich in keiner Weise von den wirklichen Wahrnehmungen zu unterscheiden. Sie kann also als psychischer Tatbestand völlig identisch mit den wirklichen Wahrnehmungen sein.

Diese Wahrnehmung, der kein äusserer Reiz entspricht, kann nur im Individuum entstanden sein. Da wir aber annehmen, dass alles psychische Erleben, das in uns ist, im besonderen alle konkreten Erlebnisse — und um die handelt es sich ja hier — einmal früher durch einen äusseren Reiz erweckt worden ist, also von einer früheren Wahrnehmung herrührt, so müssen wir die Halluzinationen als die Wiederbelebung derartiger früherer Wahrnehmungen resp. deren in uns zurückgebliebenen Residuen, ohne erneuten äusseren Reiz, betrachten. Die Halluzinationen sind also wiederbelebte Erinnerungsbilder früherer Wahrnehmungen, die sich von allen anderen Erinnerungsbildern nur durch gewisse Unterschiede auszeichnen müssen, die bewirken, dass sie uns als Wahrnehmungen imponieren und nicht als Erinnerungsbilder.

Wenn wir ergründen wollen, wodurch dies geschieht, so müssen wir uns zunächst fragen: Wodurch unterscheidet sich denn Wahrnehmung und Erinnerungsbild überhaupt?

2. Wahrnehmung, Erinnerungsbild und Halluzination.

Betrachten wir die Wahrnehmungen etwas näher, so können wir an jeder zwei Bestandteile unterscheiden: einen sinnlichen, der seine Entstehung der Reaktion der Sinnsubstanz auf äussere Reize verdankt, der also durch den äusseren Reiz allein bedingt ist und einen zweiten, dem kein äusserer Reiz entspricht und der durch eine Reihe von Beziehungsvorstellungen dargestellt wird, die in uns mit jeder Wahrnehmung selbst sofort wach werden: die Vorstellung des Räumlichen und Zeitlichen, der Intensität, Identität, Ähnlichkeit, Verschiedenheit gegenüber anderen Wahrnehmungen u. a.

Als die zwei wesentlichsten derartigen Beziehungsvorstellungen jeder Wahrnehmung sind besonders Raum und Zeit anzusehen. Wir können nicht anders als räumlich-zeitlich wahrnehmen. Beide Faktoren bauen sich auf einer Wahrnehmung der Reaktion des Subjektes gegenüber dem Objekt auf. Die Zeit ist nichts als das Bewusstwerden des Wechsels psychischer Vorgänge überhaupt, der durch die wechselnde Affizierung bedingt ist.

Über die Entstehung der räumlichen Vorstellungen sind von jeher lebhafte Diskussionen geführt worden. Es kann wohl über 100 Jahre nach dem Erscheinen der Kritik der reinen Vernunft kein Zweifel darüber bestehen, dass die räumliche Vorstellung uns nicht in den äusseren Reizen gegeben ist, sondern als etwas der Art nach von ihnen Verschiedenes von uns selbst zu den Empfindungen hinzugebracht wird; (das Gleiche gilt natürlich auch für die Vorstellung der Zeit); denn damit die Empfindungen nicht nur als subjektive Veränderungen, sondern als irgendwie mit etwas ausser mir zusammenhängend aufgefasst werden, muss die Vorstellung des Raumes schon ebenso zu Grunde liegen, wie sie die notwendige Voraussetzung für die Auffassung des äusseren Nebeneinander — nicht blossem Verschiedensein — ist.

Dennoch sind die Sinne an dem Zustandekommen der speziellen empirischen Räumlichkeit sehr wohl beteiligt.

Schon Lotze hat für die räumlichen Vorstellungen des Gesichtssinnes vornehmlich die Bewegungsempfindungen in Anspruch genommen und diese als die wesentlichsten Bestandteile seiner Lokalzeichen betrachtet. Durch die Ausführungen verschiedener neuerer Autoren hat diese Annahme unter gewissen Modifikationen sehr an Wahrscheinlichkeit gewonnen. Besonders verdienen hier die Arbeiten von Sachs[1]) und Storch[2]) erwähnt zu werden. Nach ihnen entstehen die räumlichen Vorstellungen durch das Bewusstwerden von Muskelaktionen.

Jedem der Sinnesgebiete (allerdings nicht allen in gleichem Maße, wesentlich überhaupt nur dem Gesicht- und Tastsinn) kommt eine eigene Gruppe von Muskeln zu; jede spezifische Sinnesempfindung wird assoziiert mit einer Muskelaktion, die bestimmt wird durch die wahrscheinlich infolge eines angeborenen Reflexes erfolgende Einstellung des Reizes auf die Stelle des Optimum der Empfindung (beim Auge z. B. also auf den gelben Fleck). So besteht ein gesetzmäßiger Zusammenhang zwischen jedem Punkte der Sinnesfläche und einer bestimmten Muskelaktion, die auf doppeltem Wege zum Bewusstsein gelangte. Einerseits unmittelbar durch den Innervationsakt als „das Bewusstwerden oder das Gefühl motorischer Impulse", als „das Bewusstwerden der Tätigkeit motorischer Zentren" (Stricker). Andererseits durch die Empfindungen die bei den (den äusseren räumlichen Verhältnissen entsprechenden) Bewegungen im Sinnesorgan und seinem Bewegungsapparat entstehen, und sich wesentlich als Muskel- und Tastempfindungen darstellen. Sie werden als sogen. Organempfindungen mehr oder weniger deutlich jede Tätigkeit jedes Sinnesorganes begleiten.

Die Muskelempfindungen im weitesten Sinne des Wortes, also Innervationsempfindungen und Organempfindungen, liefern die sinnlichen Daten, auf denen sich die speziellen Raumverhältnisse aufbauen. Dass wir diese „Empfindung der Reaktion des affizierten Wesens auf den von aussen her gekommenen Reiz" (Sachs) überhaupt als räumliches Moment auffassen, ist eine Tatsache, die die Psychologie bewusst hinnehmen muss, für die keine weitere Erklärung möglich ist, und die meiner Meinung nach nicht rätselhafter ist, als die Tatsache der einfachen qualitativen Empfindung überhaupt.

Wie die Zeit- und Raumvorstellung, so stellen auch die übrigen „nicht sinnlich gegebenen" Bestandteile der Wahrnehmungen Verarbeitungsprodukte der gegebenen Wahrnehmung durch unsern Verstand dar, wobei der Vergleich mit früheren Erfahrungen bei deren Zustandekommen von wesentlicher Bedeutung ist.

---

[1]) Die Entstehung der Raumvorstellungen aus Sinnesempfindungen. Psychiatrische Abhdlg. Herausgegeben von Wernicke, V. Breslau 1897.

[2]) Versuch einer psychophysiologischen Darstellung des Bewusstseins. Berlin, 1902.

Jede Wahrnehmung besteht also aus einer sinnlichen Komponente, die einerseits die spezifische Sinnesqualität, andererseits die Empfindungen enthält, welche die den Reizstellen entsprechenden Muskelaktionen in uns erwecken (die sogen. Organempfindungen), und einer rein intellektuellen Komponente, die durch die Verarbeitung der sinnlichen Faktoren seitens des Intellektes geliefert wird.

Was ist es nun, was von der Wahrnehmung in uns als wiedererweckbar zurückbleibt, was als Erinnerungsbild oder Vorstellung bezeichnet wird? Treten beide von uns in der Wahrnehmung aufgedeckten Elemente auch in der Erinnerung wieder auf, enthält auch das Erinnerungsbild ein sinnliches Moment?

Zweifellos verhalten sich in diesem Sinne verschiedene Menschen recht verschieden. Nur so ist es zu verstehen, dass das Verhältnis von Wahrnehmung und Erinnerungsbild so verschiedenartig beschrieben worden ist. Bekannt sind die differierenden Antworten, welche die von Galton veranstaltete Enquête ergeben hat.

Schon Aristoteles fasste die Vorstellungen als schwache Empfindungen auf; ähnlich äusserte sich Hume, für den jedoch „der lebendigste Gedanke noch hinter der schwächsten Empfindung zurückbleibt."

Ebbinghaus charakterisiert die Vorstellungen als „etwas Blasses und Körperloses im Vergleich zu den Empfindungen", als „lückenhaft und ärmer an unterscheidbaren Merkmalen", als ausgezeichnet „durch eine eigentümliche Unbeständigkeit und Flüchtigkeit".

Diese Schilderung mag wohl mit den Selbsterfahrungen der meisten Menschen wenigstens unter gewöhnlichen Umständen übereinstimmen, keineswegs aber mit denen aller.

Für eine Reihe von Autoren sind die Vorstellungen prinzipiell von den Empfindungen verschiedene psychische Gebilde, haben mit diesen überhaupt nichts gemein — um nur einige zu nennen — Lotze, Jodl, Meynert, Hagen, Ziehen u. a. So sagt Jodl, die Vorstellung ist „weder eine schwache, noch eine starke Empfindung, sondern gar keine Empfindung." Meynert sieht, ähnlich wie Lotze, im Erinnerungsbild nur ein Symbol im Verhältnis zur Sinnesempfindung selbst.

Im Gegensatz hierzu stehen die Angaben derer, die ihre Erinnerungsbilder als nur geringfügig von den wirklichen Empfindungen an Intensität verschieden schildern, bei denen also eine grosse Ähnlichkeit zwischen Erinnerungsbild und Wahrnehmung besteht. Die Zahl derartiger Menschen ist keineswegs so gering, als oft angenommen wird. Man muss natürlich nicht nur so extreme Fälle in Betracht ziehen, wie der oft zitierte Cardanus, der vor seinen Augen sehen konnte was er wollte, oder der sich ganz ähnlich verhaltende Maler Theon, den Quintilian erwähnt u. a. Gewiss handelt es sich hier um relativ seltene Extreme. Deshalb möchte ich hier folgende eigene Beobachtung eines derartigen Individuums kurz mitteilen.

Es handelt sich um einen 54jährigen Mann, namens Louis Tr., mit neuropathischer Belastung, der abgesehen von gewissen Halluzinationen, auf die wir später zu sprechen kommen, keine psychischen Anomalien aufwies. Was nun seine Erinnerungsbilder betrifft, so unterscheidet er sich in Bezug auf sämtliche Sinne, mit Ausnahme des optischen, in nichts von den meisten Menschen. Seine optischen Erinnerungsbilder besitzen aber eine ausserordentlich sinnliche Lebhaftigkeit und zwar, wie es scheint, schon seit frühester Jugend. Er hat, wie er sehr

charakteristisch ganz spontan angibt, als Knabe in der Weise auswendig gelernt, dass er sich ganze Seiten als Sehbilder einprägte und nachher das so Gelernte durch einfaches Ablesen zu reproduzieren vermochte. Er habe schwer gelernt und so sein Gedächtnis verbessert. Beim gewöhnlichen Denken hat er keine besonders lebhaften Gesichtsbilder. Wenn er aber will, kann er sich alle konkreten Dinge so deutlich vorstellen, als wenn er die Gegenstände wirklich vor sich sähe. Sie sind nicht undeutlich und nicht verschwommen, zeigen die natürlichen Formen und Farben. Wenn er sich einerseits auch bewusst ist, dass es seine Vorstellungen sind, so erscheinen sie ihm doch in gewissem Sinne unabhängig von ihm in der Aussenwelt. Er kann sie mit den Blicken abtasten. Es scheint ihm aber, besonders als man ihn daraufhin exploriert, als wenn er die Vorstellungen mit anderen Augen sähe als die wirklichen Dinge. Er kann nicht ohne weiteres von den einen auf die anderen übergehen, nicht beide zusammen sehen. Trotz der ausserordentlichen Lebhaftigkeit ist er nie über die Subjektivität des Vorganges zweifelhaft gewesen.

Bei einer Umfrage besonders unter Künstlern würde sich wahrscheinlich noch eine nicht geringe Zahl ähnlicher Beispiele finden. Nur graduell, und garnicht in besonders hohem Maße, davon verschieden verhalten sich aber recht viele Menschen. Die grösste Mehrzahl der vielen Personen, die Fechner in diesem Sinne fragte, gab z. B. an, mit „grösster Bestimmtheit die Farben der Gegenstände deutlich noch in Erinnerung produzieren zu können“ (Psycho-Phys. II, S. 487) Meine Selbstbeobachtungen haben mir für die Formen- und Farbenerinnerungen eine beträchtliche Lebhaftigkeit ergeben, die besonders durch darauf gerichtete Übung sehr verstärkt werden konnte. Ähnlich haben sich auch Cornelius, Herbert Spencer, Kandinsky u. a. über die sinnliche Lebhaftigkeit der Vorstellungen ausgesprochen.

Unsere kurze Zusammenstellung hat jedenfalls gezeigt, dass die Reproduktionsfähigkeit der sinnlichen Komponente der Wahrnehmung nicht bei allen Menschen in gleichem Mafse vorhanden ist. Dennoch versteht jeder den anderen, wenn er von Vorstellungen spricht. Schon daraus lässt sich von vornherein annehmen, dass die Vorstellungen aller Menschen einen gemeinsamen Faktor enthalten, der von dem variablen sinnlichen Element der Vorstellungen verschieden ist. Es ist offenbar die zweite Komponente der Wahrnehmung, deren Reproduktion den wesentlichen Kern der Vorstellungen ausmacht, der von allen Menschen auch als identisch aufgefasst wird — die intellektuelle Komponente der Wahrnehmung.

Von dieser spielt wenigstens bei allen Gesichts- und Tasterinnerungsbildern die räumliche Vorstellung eine ganz besondere Rolle.

Wenn wir ein derartiges Erinnerungsbild in uns wachrufen, so haben wir zunächst das Bewusstsein eines Komplexes räumlicher Verhältnisse; von da aus klingen mehr oder weniger deutlich die sinnlichen Bestandteile der Farbe, der Tastempfindung, der Bewegungsempfindung an. Den wesentlichen Bestandteil optisch-taktiler Wahrnehmungen repräsentieren aber in der Erinnerung die räumlichen Vorstellungen derselben.

Auch die akustische Wahrnehmung enthält neben einem sinnlichen Faktor einen intellektuellen, der sich als Erfassung des Verhältnisses der Töne zu einander darstellt. Diese eigenartige Intervallvorstellung, die uns ebenso selbstverständlich

ist, wie die räumliche Vorstellung der Sehobjekte, lässt sich ebenfalls auf motorische Anteile zurückführen. Storch hat es wahrscheinlich gemacht, dass die Stelle der Augenmuskulatur bei den Gesichtswahrnehmungen hier die Muskulatur der phonetischen Organe einnimmt. Mit jedem Laut kombiniert sich eine bestimmte Bewegungskombination der diesen erzeugenden phonetischen Muskeln. Diese Zurückführung des Erfassens der Beziehungen akustischer Wahrnehmungen auf die Fähigkeit sie hervorzubringen gilt jedenfalls für alle komplizierteren Lautgebilde.

Ausserdem existiert für alle akustischen Wahrnehmungen eine dem Einstellreflex des Auges entsprechende, allerdings viel unvollkommenere, Einstellbewegung des Ohres und ganzen Körpers. Für alle von aussen kommenden akustischen Wahrnehmungen besteht die Möglichkeit durch Bewegung ein Optimum ihrer Wahrnehmbarkeit herzustellen.

Die Erinnerungsbilder akustischer Wahrnehmungen enthalten bei den meisten Menschen nur sehr wenig Sinnliches; was zurückbleibt, ist wesentlich die Vorstellung der Verhältnisse der Töne zu einander, die sogen. Intervallvorstellung. „Wir erkennen eine Melodie ohne weiteres in einer ganz anderen Tonart wieder als diejenige ist, in welcher wir sie das erstemal gehört haben. Ganz im Gegensatz hierzu ist es ungemein schwierig und bedarf vieler Mühe und Einübung, die absolute Höhe eines Tones im Gedächtnis zu behalten". [Sachs[1]] Es gibt zweifellos nicht wenige Menschen, deren Auffassungs- und Erinnerungsvermögen für diese Intervalle recht gering ist, die Melodien z. B. nicht zu behalten imstande sind. Eine Ausnahmestellung nehmen nur die Intervallvorstellungen der Sprachlaute[2]) ein, für die bei allen Menschen ein allerdings auch mehr oder weniger grosses Erinnerungsvermögen besteht. Auch die rein sinnlichen Komponenten der Sprachwahrnehmungen sind in weit höherem Maße zur Reproduktion befähigt, als dies bei allen anderen Wahrnehmungen möglich ist. Allerdings sind es nur bei einem Teil der Menschen — wohl aber dem grössten — akustische Erinnerungen, die die Sprachvorstellungen begleiten, während bei anderen die muskulären Bestandteile der Sprache anklingen (Typus Stricker). Zeigen die akustischen Erinnerungsbilder schon bei einer grossen Anzahl Menschen nur eine recht geringe Reproduktionsfähigkeit, so tritt dies bei den Erinnerungsbildern des Geruchs und Geschmackes in noch weit höherem Maße hervor. Die meisten Menschen verhalten sich hier so, wie Meynert gegenüber Licht- und Tonerinnerungen, bei dem „der Erinnerung an das blendendste Sonnenlicht von Lichtempfindung nicht der billionste Teil der Leuchtkraft eines Glühwürmchens innewohnt und der Erinnerung intensivsten Explosionsdonners nicht der billionste Teil der Intensität einer Schallwahrnehmung, wie sie etwa von einem auf Wasser fallenden Haar ausgehen könnte". Die Menschen, die sich den Geruch einer Rose oder den Geschmack einer Speise frei reproduzieren können, gehören zu den Ausnahmen. Die Erinnerungsbilder derartiger Wahrnehmungen bestehen „vielleicht überhaupt nur in der Reproduktion der

---

1) Bau und Tätigkeit des Grosshirnes. Breslau 1893.

2) Diese Vorzugsstellung der Sprachlaute hat wohl ihre Ursache darin, dass für diese bei jedem Menschen die Möglichkeit gegeben ist, die ihnen entsprechenden Intervallvorstellungen durch die Tätigkeit der eigenen phonetischen Muskulatur zu erregen, und diese Erregung infolge des Zwanges, den die Notwendigkeit der Verständigung auferlegt, immer wieder in gleicher Weise zustande kommt, sodass eine funktionelle Übererregbarkeit geschaffen wird. Andrerseits ist zu bedenken, dass die Sprachlaute zwar kompliziertere Klangbilder als die einfache Tonfolge der Melodie darstellen, dass sie aber keine so scharfe Präzisierung wie diese erfordern, ohne dadurch an Charakteristik zu verlieren.

mit direkten schwachen Muskelerregungen verbundenen Tastempfindungen, welche die Sinnesreize begleiten" (Wundt). Also wesentlich gehen auch hier nicht die spezifisch sinnlichen Bestandteile in die Vorstellungen ein, sondern die sie begleitenden räumlichen Momente, die wegen ihrer Unbestimmtheit recht schlechte Abbilder der wirklichen Wahrnehmungen sind.

Dass die sinnliche Reproduktion auch hier nicht vollkommen unmöglich ist, zeigt sich, wenn das Erinnerungsbild durch die tatsächliche Wahrnehmung der optischen oder taktilen Komponenten des Geschmacksobjektes lebhafter erregt wird. So ist die Vorstellung des sauren Apfels gewiss lebhafter und kann einen ganz deutlichen sinnlichen Beigeschmack gewinnen, wenn wir einen grünen Apfel vor uns sehen oder „gar jemanden erblicken, der in ihn hineinbeisst und dabei das Gesicht kräftig verzieht" (cf. Ebbinghaus), als wenn wir den Geschmack uns ohne diese Unterstützungen vorstellen wollen.

Überall finden wir als das Wesentliche der Vorstellung einen eigentümlichen psychischen Vorgang, der sich auf die die spezifischen Empfindungen begleitende Innervation bestimmter Muskelgruppen zurückführen lässt. Wir verstehen daraus einerseits, warum die Erinnerungsbilder des Gesichts- und Tastsinns, deren Wahrnehmungen von einer ausgesprochendsten Muskeltätigkeit stets begleitet sind, so sehr viel ausgeprägter sind als die des Geschmacks und Geruchs, deren Wahrnehmungen fast völlig der motorischen Komponente entbehren. Wir verstehen ferner, warum von den erwähnten Autoren die Vorstellungen als prinzipiell verschieden von den Wahrnehmungen bezeichnet worden. Sie haben, weil sie zu einer Reproduktion der spezifisch sinnlichen Komponente der Wahrnehmung vermöge ihrer eigentümlichen Anlage fast gar nicht imstande sind, eben nur den nicht-sinnlichen Teil der Reproduktion im Auge, der ja auch tatsächlich etwas prinzipiell Verschiedenes, allerdings nicht gegenüber der Wahrnehmung an sich, sondern nur gegenüber deren sinnlicher Komponente darstellt. Betont man diesen Punkt, so gilt gewiss für sie das Wort Jodls: „Die Vorstellung ist weder eine starke noch eine schwache Empfindung, sondern gar keine".

Dass auch bei dieser Klasse Menschen Residuen der sinnlichen Komponente der Wahrnehmungen vorhanden sind, daran wird wohl niemand zweifeln — es wäre ja sonst der einfachste Identifizierungsvorgang für sinnliche Elemente unmöglich. Nur sind sie offenbar bei ihnen viel schwerer erregbar als bei vielen anderen Menschen. Übrigens scheint dieser Zustand erst nach einer gewissen Zeit einzutreten, da auch sie kurz nach der Wahrnehmung die Möglichkeit der Erinnerung an sinnliche Farben und Formen in der Art der Fechnerschen Erinnerungsnachbilder besitzen.

Wir kommen so zu dem Resultate, dass das Erinnerungsbild einer Wahrnehmung ebenso wie diese selbst aus einem sinnlichen und einem nicht-sinnlichen Bestandteil zusammengesetzt ist, wenn auch dem sinnlichen Bestandteile bei beiden Phänomenen eine recht verschiedene Wertigkeit zukommt.

Gewiss ist die sinnliche Differenz bei manchen Menschen eine so grosse, dass dieses Moment allein für sie eine strikte Unterscheidung zwischen Wahrnehmung und Erinnerungsbild darstellt; es ist aber kein Zweifel, dass dies nicht bei allen Menschen der Fall ist, ja dass bei manchen wie z. B. bei dem vorerwähnten Herrn Tr. die Erinnerungs-

bilder einen derartigen Grad sinnlicher Lebhaftigkeit erreichen, dass sie nach seiner Angabe in dieser Beziehung sich in keiner Weise von den wirklichen Wahrnehmungen unterscheiden, ohne dass sie deshalb für wirklich gehalten zu werden brauchen. Daraus geht jedenfalls hervor, dass es nicht die Intensität der sinnlichen Komponente der Wahrnehmung ist, die den prinzipiellen Unterschied zwischen Wahrnehmung und Erinnerungsbild darstellt.

Ganz ähnlich verhält es sich auch mit den anderen Momenten, die häufig als Unterschied zwischen beiden Phänomenen angeführt werden, wie ich an anderer Stelle ausführlich dargelegt habe[1]).

So zunächst mit den Organempfindungen. Spielt der Reizzustand, in den das Sinnesorgan durch das äussere Objekt versetzt wird, schon bei der Wahrnehmung nur eine geringe Rolle — wird doch z. B. Leuten, die an einem Auge erblinden, dieses garnicht bewusst, solange ihre Aufmerksamkeit nicht darauf gelenkt wird — so fehlen andererseits die durch die Bewegung des Sinnesorganes zugleich mit der Wahrnehmung entstehenden Empfindungen in Muskeln. Sehnen etc. auch dem Erinnerungsbild nicht vollkommen; so erweckt mir die Erinnerung an einen sich bewegenden Gegenstand die Empfindung der Blickbewegungen. Die Stärke der reproduzierten Organempfindungen mag verschieden sein, einen prinzipiellen Unterschied zwischen Wahrnehmung und Vorstellung stellt sie nicht dar. Von ihrer Intensität wird die Deutlichkeit der Projektion des Erinnerungsbildes nach aussen in gewisser Weise abhängig, aber kein Erinnerungsbild entbehrt dieser Projektion ganz, die Erinnerungsbilder sind vielmehr wie die Wahrnehmungen in den Raum projiziert.

Eine besonders charakteristische Eigentümlichkeit der Wahrnehmungen ist das Bewusstsein der Abhängigkeit derselben von den Bewegungen unserer Sinnesorgane.

Einerseits verändern die Wahrnehmungen bei Bewegungen des Sinnesapparates ihre Lage zum Körper des Individuums wie zu anderen Objekten nicht, andererseits haben wir die Möglichkeit, durch bestimmte Einstellungen des Sinnesapparates jeden Punkt der Wahrnehmung uns besonders deutlich zu machen. Es ist aber kein Zweifel, dass auch diese Beziehung den Erinnerungsbildern, wenn sie recht lebhaft und bestimmt sind, nicht abzugehen braucht.

Und das Gleiche gilt schliesslich auch von der sog. Stabilität der Wahrnehmungen, die den Erinnerungsbildern ebenfalls nicht zu fehlen braucht und von dem Gefühl der „Rezeptivität", das seit Fechner immer wieder als besonders charakteristisch für die Wahrnehmung gegenüber der Spontaneität der Vorstellung angeführt worden ist. Gewiss kommt diesem die Wahrnehmungen meist begleitenden Gefühle eine nicht geringe Bedeutung zu; aber einerseits können Bewusstseinsphänomene spontan, d. h. mit dem Willen des Individuums entstehen und doch sonst völlig Wahrnehmungscharakter haben. So z. B. die lebhaften Vorstellungen, die der vorerwähnte Herr hervorrufen konnte. Andererseits gibt es Bewustseinsphänomene, bei denen von Spontaneität keine Rede ist und die deshalb noch lange nicht für Wahrnehmungen gehalten werden. Man denke an die oft plötzlich auftauchenden Erinnerungsbilder verschiedenster Art. Der so oft erwähnte Herr befand sich seinen Vorstellungen gegenüber, wenn er sie zunächst auch willkürlich hervorgerufen hatte, nachher doch im Zustande einer gewissen Rezeptivität

[1]) Zur Theorie der Halluzinationen: Arch. für Psychiatrie, Bd. 44.

und Passivität. Ähnlich verhält sich das Individuum gegenüber den von Henle u. a. beschriebenen sinnlich lebhaften Erinnerungsbildern, den sog. Phantomen des Sinnengedächtnisses, wie sie Fechner bezeichnete. Diese Phänomene treten ganz unwillkürlich mit dem Gefühl der Rezeptivität auf und werden trotzdem nicht für wirklich gehalten. Andererseits ist doch kaum zu leugnen, dass die Wahrnehmung eines nur nicht ganz einfachen Objektes auch mit einem gewissen Gefühl eigener Tätigkeit, Spontaneität, verbunden ist. Die Wahrnehmung ist „kein offenes Tor, durch welches äussere Dinge, wie sie sind, in uns hineinwandern können, sondern ein Prozess, durch welchen die Erscheinung von Dingen in uns entsteht." (Lange.) Die Kenntnis der Aussenwelt gelangt nicht ohne unser Zutun in unser Bewusstsein, sondern sie muss mühsam von uns erworben werden.

In neuerer Zeit ist gegen meine hier dargelegten Ausführungen der Einwand erhoben worden, dass doch zwischen Wahrnehmung und Vorstellung ein prinzipieller Unterschied in einer eigenartigen Leibhaftigkeit, die die Wahrnehmung auszeichnet, besteht [Jaspers[1]]. Diese Leibhaftigkeit ist jedoch nichts spezifisch Neues, das nicht schon in den erwähnten Eigentümlichkeiten der Wahrnehmung enthalten wäre. Der Ausdruck bedeutet nur ein besonderes charakteristisches Gefühl, das unsere Wahrnehmungen begleitet, das sich aber auf verschiedenen der erwähnten Momente aufbaut. Es ist kein Zweifel, dass es besonders geeignet ist (eben weil es eine Reihe der wichtigen Momente in sich zusammenfasst), ein Erlebnis, welches es begleitet, unmittelbar als Wahrnehmung d. h. als objektiv begründet zu betrachten. Einen prinzipiellen Unterschied gegenüber den Vorstellungen stellt es aber nicht dar, es geht vielmehr auch den Vorstellungen nicht ganz ab, und es bestehen hier ähnlich graduelle Unterschiede, wie bei den anderen vorher erwähnten Momenten, im besonderen der Sinnlichkeit. Ich bin an anderer Stelle ausführlich auf diese Polemik eingegangen.

Ich bin auch da wieder nach nochmaliger gründlicher Prüfung der Tatsachen zu dem Resultat gekommen, dass keines der wesentlichen Momente, soweit sie in der jedesmaligen Einzelwahrnehmung ohne weiteres enthalten sind und für die Unterscheidung von Wahrnehmung und Erinnerungsbild in Anspruch genommen werden können, allein in jedem Falle ausreichend ist. Auch das Zusammentreffen aller gemeinsam kann die Wahrnehmung noch nicht als solche genügend charakterisieren. Denn wir haben gesehen, dass der erwähnte Herr an der Subjektivität seiner Erinnerungsbilder, die an sich alle bisher erwähnten Eigentümlichkeiten der Wahrnehmungen aufwiesen, doch niemals im geringsten zweifelte. Da es also Eigenschaften des einzelnen Erinnerungsbildes an sich nicht gewesen sein können, die ihn bei seinem richtigen Urteil bestimmt haben, so müssen wir annehmen, dass andere ausserhalb des Tatbestandes des Erinnerungsbildes gelegene Umstände dabei eine Rolle gespielt haben. Das ist tatsächlich der Fall.

Der Grund, warum wir Wahrnehmung und Erinnerungsbild von einander prinzipiell trennen, liegt nicht in einem verschiedenen Tatbestande, sondern in der Erkenntnis der verschiedenartiger Beziehungen, die das Einzelerlebnis im jeweiligen Falle zu der Gesamtheit der sonst

[1]) Zur Analyse der Trugwahrnehmungen. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie. VI, H. 4.

noch vorhandenen Erlebnisse hat. Diese Erkenntnis führt uns zu dem Schluss, dass das eine Erlebnis, die Wahrnehmung, durch eine äussere Ursache, das andere, das Erinnerungsbild, in uns entstanden sein muss; wie wir zu dieser Erkenntnis kommen, werden wir später eingehend erörtern.

Hier wollen wir vorläufig nur so viel hervorheben, dass für die Erkennung dieser Differenz, also für das Zustandekommen des Realitätsurteils im gewöhnlichen Leben alle die erwähnten Differenzen zwischen Wahrnehmung und Erinnerungsbild, wenn sie auch nur gradueller Natur sind und so wenig sie den prinzipiellen Unterschied zwischen beiden Phänomenen darstellen, doch eine bedeutende Rolle spielen. Im Besonderen gilt dies von der Intensität der Bewusstseinsvorgänge und dem Gefühl der Leibhaftigkeit. Die Erinnerungsbilder jedes Individuums besitzen eine ganz bestimmte, nur in geringen Grenzen schwankende, dem Individuum bekannte maximale Intensität, die, wie das Individuum weiss, nur bei Erregung des Sinnesorganes durch einen äusseren Reiz überschritten wird; deshalb verbindet sich sofort mit dem Auftauchen der stärkeren Intensität, dem Überschreiten der normalen Durchschnittsintensität, das unmittelbare Urteil: Wahrnehmung (wir bezeichnen dieses Realitätsurteil wegen seiner Unmittelbarkeit als unmittelbares Realitätsurteil gegenüber dem mittelbaren, dessen Zustandekommen wir später besprechen werden).

Die objektiv gleiche Intensität eines Bewusstseinszustandes kann deshalb das eine Individuum schon zu dem Urteil Wahrnehmung veranlassen, während sie dem andern noch als lebhaftes Erinnerungsbild imponiert, je nachdem nämlich, ob sie oberhalb oder unterhalb der individuellen Schwelle liegt.

Es ist dabei zunächst ganz gleichgültig, woher das Erlebnis jene Eigentümlichkeiten gewinnt, die es für das Individuum zur Wahrnehmung machen. Ist der Reiz eines äusseren Objektes die Ursache, so ist es eine echte Wahrnehmung, sind es innere, im Individuum selbst sich abspielende Vorgänge, die den gleichen Bewusstseinszustand hervorrufen, so haben wir ein nicht objektiv begründetes Erlebnis, das uns als Wahrnehmung imponiert, eine Halluzination. Die Halluzination ist also ein subjektiver Vorgang wie das Erinnerungsbild, sie unterscheidet sich wie die Wahrnehmung vom Erinnerungsbild nur durch die graduellen Unterschiede, die wir kennen gelernt haben, von der echten Wahrnehmung dagegen, objektiv betrachtet, durch das Fehlen der äusseren Ursache, subjektiv dagegen, als einzelner psychischer Tatbestand, durch Nichts.

Es erhebt sich nun die Frage: Wie ist es möglich, dass die Erinnerungsbilder eines Individuums jene Eigentümlichkeiten gewinnen, die sie als Wahrnehmung imponieren lassen, ohne dass der für die

normalen Menschen dazu notwendige äussere Reiz vorhanden ist, mit anderen Worten: Wie entsteht eine Halluzination? Ehe wir darauf eingehen, müssen wir kurz die Entstehung der normalen Wahrnehmung und des Erinnerungsbildes besprechen.

3. Psycho-physische Erklärung der Entstehung von Wahrnehmung und Erinnerungsbild.

Wir wollen dabei von der Voraussetzung ausgehen, dass das psychische Geschehen in engster Beziehung zu dem materiellen Substrat im Gehirn und zwar im besonderen zu dessen äusserster Schicht, der sog. Hirnrinde, steht; eine Voraussetzung, die zu beweisen hier zu weit führen würde, die aber so Allgemeingut der wissenschaftlichen Forschung ist, dass wir sie ohne weiteres hinnehmen dürfen. Der normale Ablauf der psychischen Vorgänge ist an den normalen Zustand der Hirnrinde gebunden. Die Auffassung von der Art der Beziehung zwischen psychischem Geschehen und materiellem Vorgang in der Rinde wird eine verschiedene sein, je nach den allgemeinen Vorstellungen, die man sich von der Art der Beziehungen zwischen Materiellem und Psychischem überhaupt macht. Es stehen sich dabei bekanntlich eine Reihe Anschauungen mehr oder weniger schroff gegenüber. Mir erscheint für den wissenschaftlich denkenden Psychologen jedoch nur ein Standpunkt möglich, von dem allein aus man den Tatsachen gerecht zu werden vermag — das ist der des psychophysischen Parallelismus. Es bleibt dabei gleichgültig, in welcher Weise man sich diesen Parallelismus des näheren denkt; das Wesentliche ist die Annahme, dass zwischen der psychischen und materiellen Reihe ein Parallelismus in dem Sinne besteht, dass jedem psychischen Gliede ein materielles und zwar, damit die Beziehung eine eindeutige bleibt, dem gleichen psychischen das gleiche materielle, und jeder Veränderung des einen eine parallele Veränderung des anderen entspricht.

Nun wissen wir durch zahllose Erfahrungen, dass die verschiedenen psychischen Funktionen, wie z. B. das Sehen, Hören, Sprechen etc., an verschiedenen Hirnstellen ihr materielles Substrat haben, dass sie „lokalisiert“ sind, wie man sagt. Eine Erkrankung oder Zerstörung dieser Stellen, dieser „Zentren“ ruft eine Beeinträchtigung resp. Aufhebung der bestimmten psychischen Funktionen hervor. Alle verschiedenen psychischen Leitungen sind also auf der Hirnrinde bis zu einem gewissen Grade nebeneinander lokalisiert.

Wie ich an anderer Stelle[1]) ausführlich dargelegt habe, müssen wir uns gemäß dem Prinzip des psychophysischen Parallelismus diese

[1]) Einige prinzipielle Bemerkungen zur Frage der Lokalisation psychischer Vorgänge im Gehirn. Medizin. Klinik 1910, Nr. 35.

Anordnung entsprechend dem Aufbau der psychischen Vorgänge aus ihren Elementen vorstellen. Nach diesem Prinzip muss psychisch Gleichem dasselbe Materielle, psychischem Differentem verschieden Materielles entsprechen. Da alle psychischen Erlebnisse vielerlei Gemeinsames enthalten und nur die psychischen Elemente wirklich different sind, so können wir nur die Elemente different lokalisiert denken und müssen ebenso, wie die psychischen Erlebnisse aus den Elementen zusammengesetzt sind, ihnen auch einen komplizierten zusammengesetzten materiellen Vorgang in Parallele setzen.

Unsere psychologische Analyse hat uns Wahrnehmung und Vorstellung als nicht prinzipiell, sondern nur quantitativ verschiedene Phänomene aufgezeigt, wir sind deshalb genötigt und berechtigt den gleichen psychischen Vorgängen auch ein gleiches anatomisches Substrat zuzuerkennen, d. h. die Wahrnehmungen in dieselben Gebiete des Gehirns zu verlegen wie die Erinnerungsbilder. Wir hatten weiter gesehen, dass sowohl Wahrnehmung wie Erinnerungsbild nicht einheitlicher Natur sind, sondern dass sie aus zwei psychologisch sogar prinzipiell verschiedenen Bestandteilen, einem sinnlichen und einem nichtsinnlichen, intellektuellen, zusammengesetzt sind. Wir werden deshalb für diese beiden verschiedenen Bestandteile auch verschiedene Zentren in Anspruch nehmen dürfen.

Was zunächst die Repräsentation der verschiedenen sinnlichen Qualitäten betrifft, so können wir nach vielfachen bekannten Erfahrungen hierfür die sog. Sinneszentren in Anspruch nehmen, die man auch als Perzeptionsfelder bezeichnet. Wir unterscheiden danach ein Perzeptionsfeld der Gesichts-, Gehörs-, Geschmacks-, Geruchs- und Tastempfindung. Da sich die sinnlichen Qualitäten bei jedem Sinne auf eine relativ kleine Zahl prinzipiell differenter, d. h. nicht weiter zu vereinbarender oder weiter zu trennender Qualitäten, psychische Elemente, zurückführen lassen, so müssen wir dementsprechend verschiedene Elemente in den Sinnesfeldern lokalisiert denken, deren mannigfach verschiedenartige und kombinierte Erregung die ganze Fülle des sinnlichen Bestandteiles unserer psychischen Erlebnisse liefert. Hier näher darauf einzugehen, würde zu weit führen. Nur eines muss ich noch hervorheben. Wir besitzen gewisse sehr geläufige sinnliche Erinnerungsbilder komplizierterer Art, die uns anderen gegenüber zunächst als sinnlich nicht zusammengesetzt, sondern als sinnliche Einheit erscheinen, z. B. der Klang eines bekannten Wortes, der ja tatsächlich aus einer Reihe aufeinanderfolgender Geräusche zusammengesetzt ist, und ähnliches. Wir dürfen wohl annehmen, dass diese sinnlichen „höheren" Einheiten, wie wir sie gegenüber den einfachen Elementen nennen können, auch durch gewisse strukturelle Besonderheiten, festere assoziative Beziehungen zwischen den Elementen ausgezeichnet sind, die wir als sensorische Merksysteme

bezeichnen können. Wir verstehen darunter also eine besonders innige Verknüpfung einzelner Elemente untereinander, die dazu führt, dass bei Anregung von irgend einer Seite immer der ganze Assoziationskomplex als Ganzes abläuft, was uns psychisch den Charakter einer besonderen Einheit liefert. In die Nähe der Perzeptionsfelder der einzelnen Sinne dürfen wir auch die sog Organempfindungen, besonders also die die Bewegungen der Sinnesorgane begleitenden Empfindungen lokalisieren.

Wenn wir nun an die Lokalisation des nicht-sinnlichen Bestandteils der Wahrnehmungen und Vorstellungen herantreten, müssen wir uns noch einige psychologische Eigentümlichkeiten desselben vor Augen führen. Die Aufnahme der Eindrücke der Aussenwelt ist kein so einfacher Vorgang, wie man es sich gewöhnlich vorstellt. Sie ist nicht eine einfache Wiederspiegelung der Aussenwelt in uns, sondern sie ist ein synthetischer Vorgang, eine Verarbeitung der durch die Aussenwelt gesetzten Reize durch uns. Die Wahrnehmung eines mit verschiedenen Sinnen wahrnehmbaren Objektes ist weiter nicht einfach die Summe der sie zusammensetzenden Einzelwahrnehmungen, sondern die Verschmelzung derselben zu einer Einheit, die gegenüber der Verschiedenartigkeit der Sinneseindrücke durch den identischen Charakter des nicht-sinnlichen Bestandteiles repräsentiert wird. Dieser nicht-sinnliche Bestandteil bleibt nämlich, wenn es sich um „dasselbe" Objekt handelt, immer einheitlich, der gleiche, ganz gleichgiltig, wie verschiedenartig der sinnliche Eindruck ist, je nachdem mit welchem Sinne wir die Wahrnehmung machen: Die räumliche Vorstellung der Rose, ihre Beziehung zu anderen Blumen, ihre Differenzen, Ähnlichkeiten, ihre Benennung u. a. m. — all das bleibt dasselbe, ganz gleichgiltig, ob wir die Rose riechend, tastend oder sehend wahrnehmen. Wir haben kein optisches oder taktiles Bild von einem Gegenstand, sondern nur ein einheitliches Bild, eine einheitliche Vorstellung, die eben durch den nicht sinnlichen Anteil dargestellt wird, mit optischem oder taktilem sinnlichem Anteil. Deshalb können wir auch nicht für jeden Sinn ein besonderes Feld für die nicht-sinnliche Komponente seiner Erlebnisse annehmen, wir müssen vielmehr diese ja für die Erlebnisse aller Sinne gleiche nicht-sinnliche Komponente in ein einziges Feld verlegen, das den zahlreichen sinnlichen Zentren übergeordnet ist und dessen Leistung den nicht-sinnlichen Anteil liefert. Wir bezeichnen den entsprechenden Hirnteil gegenüber den Sinnesfeldern als Begriffsfeld. Dieses übergeordnete Organ nimmt einen grossen Teil der Hirnrinde ein und steht mit den Sinneszentren und mit den motorischen Zentren in Verbindung. Uns interessiert hier wesentlich die Beziehung zu den Sinneszentren.

Wir müssen diese uns wieder in der Weise vorstellen, dass wir dadurch die psychologischen Tatsachen erklären können. Beide Ab-

schnitte des Gehirns, das Begriffsfeld und die Sinnesfelder, müssen immer gleichzeitig in Tätigkeit sein, die Tätigkeit des einen vielmehr immer zu einer Miterregung des andern führen, ebenso wie durch einen äusseren Reiz die Vorstellung erregt wird, die Vorstellung andererseits auch gewisse sinnliche Elemente wachruft. Bei dieser Miterregung handelt es sich um eine Gedächtnisleistung. Wie man sich auch den dem Gedächtnis entsprechenden Vorgang vorstellen mag, man muss sich ihn doch, ganz allgemein ausgedrückt, so denken, dass durch eine frühere Erregung bestimmte Veränderungen im anatomischen Substrat gesetzt werden, neben und hintereinander ablaufende materielle Vorgänge, die auch nach Aufhören der primären Erregung wieder in derselben Weise wie früher in Tätigkeit gesetzt werden können.

Man kann sich diese Vorgänge am besten als Wellenbewegungen veranschaulichen, bei denen die Form der Welle das Charakteristische, Qualitative des Vorganges und die dementsprechenden subjektiven Erlebnisse darstellt, während die Grösse der Amplitude die Quantität, die Stärke des qualitativen Erlebnisses, repräsentiert. Die Form der Welle ist für jedes Erinnerungsbild bei jedem Individuum etwa gleich (Differenzen bestehen nur je nach der uns hier nicht interessierenden Korrektheit des Gedächtnisses).

Wir müssen weiter annehmen, dass bestimmte Wellenbewegungen im Begriffsfeld mit bestimmten im Sinnesfeld zu einer funktionellen Erregungseinheit zusammengefasst sind, nämlich die, die zu einem bestimmten Erinnerungsbild zusammengehören und die wir als Einheit des Erinnerungsbildes erleben. (Sogenannte Merksysteme.) Die Erregung der Wellenbewegung im einen Feld erweckt die im andern. Es zeigt sich dabei jedoch eine wichtige Differenz. Sobald die Erregung der sinnlichen Qualität nur eine gewisse Intensität und Deutlichkeit erreicht hat und die Reizschwelle überschritten ist, kommen die Vorstellungen deutlich zum Bewusstsein. Dagegen sind die sinnlichen Elemente auch bei stärkster Erregung des Vorstellungsanteiles eines Erinnerungsbildes nur in beschränktem Maße zu erwecken. Diese Differenz könnte entweder in einem für beide Erregungsrichtungen verschiedenen Leitungswiderstand oder im Wesen der sinnlichen Residuen selbst begründet sein.

Da es sich bei dem nichtsinnlichen und beim sinnlichen Anteil um psychisch verschiedene Vorgänge handelt, wird man nicht einfach von einer Fortleitung derselben Erregung von einem auf das andere Zentrum sprechen dürfen, sondern wird spezifisch verschiedene Erregungsformen, verschiedene Wellenbewegungen, annehmen müssen, die nicht einfach in einander übergehen, sondern aufeinander nur durch den Kontakt einwirken, sich gegenseitig nur auslösen. Einer bestimmten Erregungsform des einen entspricht eine bestimmte des anderen — das

ist ihre ganze Beziehung. Diese gegenseitige funktionelle Beziehung, diese Abstimmung ist uns als bedingt in unserer augenblicklichen Konstitution gegeben, wir lernen nur an der Hand der Erfahrung das feinere gegenseitige Verhältnis kennen. So entstehen die Raumvorstellungen nicht einfach aus den Sinnesempfindungen, sondern werden durch sie nur erweckt und die Sinnesempfindungen liefern nur die Daten, auf denen sich die Spezialräumlichkeit aufbaut.

Da die beiden Zentren sich nur auslösend beeinflussen, kann die erwähnte Differenz durch verschiedenen Leitungswiderstand nicht erklärt werden, sie kann vielmehr nur im Wesen der sinnlichen Residuen selbst gelegen sein, in der Amplitude der Welle, die ja, wenn wir wieder auf das Bild der Wellenbewegung zurückgreifen, die Stärke des qualitativen Erlebnisses repräsentiert. Wie wir vorher gesehen haben, vermag jedes Individuum seine sinnlichen Erinnerungsbilder nur bis zu einer gewissen maximalen Lebhaftigkeit zu erwecken. Aber auch diese maximale Lebhaftigkeit erleben wir keineswegs immer. Wir erreichen sie eigentlich überhaupt nur, wenn unsere Aufmerksamheit besonders auf sie gerichtet ist, während wir für gewöhnlich nur den Eindruck eines fast minimalen Sinnlichkeitsanteils unserer Vorstellungen haben. Je mehr unsere Geistestätigkeit auf das nichtsinnliche Moment konzentriert ist, desto mehr tritt das sinnliche zurück. So z. B. beim abstrakten Denken. Andererseits gewinnen unsere Erinnerungsbilder an Lebhaftigkeit in den Zuständen, die durch eine herabgesetzte Verstandestätigkeit charakterisiert sind — so bei der schweifenden Phantasietätigkeit, z. B. vor dem Einschlafen. Weiterhin ist die Stärke der Erinnerungsbilder abhängig von dem Vorhandensein wirklicher Wahrnehmungen in der Weise, dass sie bei Fehlen letzterer zunimmt und umgekehrt. Die Erinnerungsbilder vieler Menschen werden bei Augenschluss stärker.

Die Grösse der Amplitude der Wellenbewegung im Sinnesfelde ist also ausserordentlich schwankend. Aus den psychologischen Überlegungen ersahen wir, dass sie vor allem von der Tätigkeit des Vorstellungsfeldes abhängig ist. Diese Abhängigkeit müssen wir auch anatomisch-physiologisch zu verstehen suchen. Wir können es am besten, wenn wir annehmen, dass ausser der funktionellen Beziehung zwischen Begriffsfeld und Sinnesfeld, die wir vorher kennen gelernt haben, noch eine andere besteht, die entgegengesetzt zu der ersteren nicht eine Anregung, sondern eine gegenseitige Hemmung bewirkt. Diese Beziehung ist bedingt durch die gemeinsame Abhängigkeit der beiden Felder von der gleichen Ernährungsquelle, und wir wollen sie deshalb als nutritive bezeichnen. Wir können annehmen, dass die für die Tätigkeit des Gehirnes zur Verfügung stehende Gesamtenergie in gewissen Grenzen konstant ist, vor allem ein Maximum nicht übersteigen kann. Jeder Mehrverbrauch an einer Stelle wird einen Mangel

an einer anderen bedeuten, die Mehrleistung an einer eine Unterleistung an einer anderen zur Folge haben müssen. Es wird andererseits bei Unterleistung der einen Stelle die Möglichkeit einer Konzentration der Energie an einer anderen bestehen, was hier zu besonderer Leistungsfähigkeit führen kann.

Nun kann man weiter annehmen, dass die Grösse der Amplitude der Wellenbewegung abhängig ist von der Stärke der Energie. Während die Wellenform auch bei schwächster Energie die gleiche bleibt, wird die Amplitude verschieden hoch je nach der Stärke der bewegenden Kraft. Ebenso wie bei der Bewegung eines an einem Ende befestigten Schlauches von bestimmter Länge die Wellenform die gleiche bleibt, und nur die Höhe der Amplitude wechselt, je nach der Stärke, mit der er bewegt wird.

Beim Denken wird vom Vorstellungsfeld so viel von der überhaupt verfügbaren Energie absorbiert, dass für die Sinnesfelder nur sehr wenig übrig bleibt, daher die geringe Lebhaftigkeit der sinnlichen Erinnerungsbilder.

Wir haben nun die Fähigkeit die Energie so zu verteilen [1]), dass auch das Sinnesfeld einen beträchtlichen Teil erhält, wenn wir nämlich die Aufmerksamkeit auf den sinnlichen Teil der Erinnerungsbilder richten; dann wird die Amplitude grösser, und die sinnlichen Erinnerungsbilder gewinnen eine besondere Lebhaftigkit. Der Grösse dieser Lebhaftigkeit ist aber eine individuelle Grenze gesetzt, die durch keinerlei Anstrengung vermehrt werden kann. Wir wollen uns auch dies wieder bildlich veranschaulichen Auch die Grösse der Amplitude der Wellenbewegung des Schlauches kann nicht über ein gewisses Maximum steigen, das durch den Elastizitätscoeffizienten bestimmt ist, durch das Material, die ganze Konstitution, die ganze individuelle Beschaffenheit des Schlauches Ganz ähnlich können wir uns das Maximum der sinnlichen Erinnerungsbilder respektive die erreichbare Amplitude der Wellen aus der individuellen Beschaffenheit des Gedächtnissubstrats erklären, die jedem Individuum als persönliche Disposition aus der Erfahrung bekannt ist.

Wird die Energie bei der Wellenbewegung des Schlauches noch erhöht, so ist dies eine zeitlang ohne Veränderung der Amplitude möglich, bis es plötzlich zu einer Überdehnung und zum Platzen des Schlauches kommt. Etwas ähnliches geschieht bei den energetischen Wellen, die dem Gedächtnis zu Grunde liegen, nicht; sie behalten zwar auch bei noch weiterer Zunahme der Energie zunächst die gleiche

[1]) Diese Annahme einer willkürlichen Verteilungsmöglichkeit ist nicht ad hoc gemacht, sondern erschlossen als notwendiger Parallel-Vorgang zu dem Erlebnis der Wirkung der Aufmerksamkeit. aber als solcher Schluss ebenso berechtigt, wie die Annahme, dass wir bei der Verstandestätigkeit, die ja auch etwas willkürliches sein kann, die Energie auf das Vorstellungsfeld konzentrieren.

Amplitude, dann kommt es aber plötzlich zu einer Änderung des Elastizitätscoeffizienten. Die Amplitude wird doch noch grösser und übersteigt das gewöhnliche Maximum. Die sinnlichen Erinnerungsbilder erhalten eine ganz über das gewöhnliche Maß hinausgehende Lebhaftigkeit. So z. B. bei allen Zuständen, bei denen die Verstandestätigkeit darniederliegt, bei denen also eine übermäßige Menge Energie den Sinnesfeldern zuströmt. Etwas ähnliches findet statt bei der Erregung der Sinnesfelder durch Reize von den Sinnesorganen her, bei der gewöhnlichen Wahrnehmung. Hier kommt es in Folge des spezifischen Reizes offenbar zu einer besonders starken Energiezufuhr zu den Sinnesfeldern.

Wir haben demnach gesehen, dass zwischen Begriffsfeld und Sinnesfeld eine doppelte Beziehung besteht, eine funktionelle und eine nutritive, die mit einander nichts zu tun haben und deren Berücksichtigung erst die eigentümliche psychologische Beziehung zwischen dem nicht-sinnlichen und sinnlichen Teil von Wahrnehmung und Vorstellung völlig zu erklären vermag. Zur besseren Veranschaulichung dieser verschiedenartigen Beziehung möge folgendes Bild dienen. Stellen wir uns vor, dass es sich in den beiden Feldern um zwei Maschinen handelt, die zwei ganz verschiedene Leistungen vollbringen, mit einander aber in folgender doppelter Beziehung stehen: sie werden einerseits von derselben Kraftquelle versorgt, andererseits wird die Tätigkeit der einen durch die der andern nach Art eines Kontaktes ausgelöst, sodass beide immer gemeinsam tätig sein müssen. In welcher Weise wird sich nun die Tätigkeit der beiden Maschinen gestalten? Dadurch, dass sie sich gegenseitig nur durch einen Kontakt beeinflussen, wird ein Schneller- und Stärkergehen der einen niemals die andere in schnellere und stärkere Tätigkeit versetzen können. Sie können sich durch ihre Leistungen an sich nicht quantitativ beeinflussen — dem entspricht die funktionelle Beziehung zwischen Sinnesfeld und Begriffsfeld. Dadurch, dass beide Maschinen aus derselben Kraftquelle versorgt werden und diese Kraftquelle eine gewisse, nur in geringen Grenzen schwankende Konstanz hat, vor allem ein bestimmtes Maximum nicht übersteigen kann, dadurch wird die Tätigkeit der beiden Maschinen sich indirekt gegenseitig beeinflussen. Die stärkere Tätigkeit der einen wird der anderen die notwendige Kraft nehmen und ihre Tätigkeit dadurch reduzieren. Dies ist die nutritive Beziehung zwischen Sinnes- und Begriffsfeld. Es ist ohne Weiteres klar, dass diese beiden Beziehungen zwischen beiden Maschinen nichts miteinander zu tun haben.

Ich fasse also zusammen: Die Lebhaftigkeit der sinnlichen Residuen ist nur der Ausdruck der funktionellen Tätigkeit des Sinnenfeldes, der Sinnesmaschine, und kann durch die verstärkte Tätigkeit des Begriffsfeldes nicht

erhöht werden, sie kann jedoch dadurch indirekt von demselben beeinflusst werden, dass Ersparnis an Energie in diesem (durch Minderleistung) die Sinnesresiduen zu verstärkter Tätigkeit bringen kann.

4. Theorien der Entstehung der Halluzinationen. Verschiedene Erklärung der verschiedenen Arten von Halluzinationen.

Vermögen wir nun auf Grund dieser Anschauungen die Entstehung der Halluzinationen zu erklären? Ehe wir auf unsere eigene Anschauung eingehen, wollen wir die verschiedenen Theorien besprechen, die über die Entstehung der Halluzinationen aufgestellt worden sind.

Wir haben zunächst kurz die periphere Theorie zu erwähnen. Zweifellos gibt es halluzinatorische Erscheinungen, die im peripheren Sinnesapparat entstehen. Da wir wissen, dass die Reizung des gesamten Sinnesapparates an jeder Stelle von der Peripherie bis zur zentralen Sinnesfläche, also z. B. von der Netzhaut bis zum Projektionsfelde für den Gesichtssinn im Hinterhauptslappen des Gehirnes, uns als sinnliche Erscheinung bewusst wird, so muss es möglich sein, dass an jeder Stelle eine Halluzination entsteht. Tatsächlich kennen wir Gesichtshalluzinationen, die durch den Druck auf den Sehnerven, Gehörshalluzinationen, die durch entzündliche Erscheinungen im Ohr u. a. hervorgerufen werden. Alle diese Sinnestäuschungen, die auf periphere Ursachen zurückzuführen sind, sind durch die Einfachheit, durch das Elementare der Wahrnehmung ausgezeichnet. Es handelt sich um einfache Lichtblitze, sausende Geräusche etc. Kompliziertere Halluzinationen können aber niemals in der Peripherie entstehen. Es wäre höchst unwahrscheinlich, ja, es scheint unmöglich, dass durch einen diffusen Reiz etwa durch Druck oder Entzündung ein Teil der Sehnervenfasern dergestalt gereizt würde, dass die Ordnung der gereizten Fasern genau dem Bilde eines Baumes entspräche, dass so also die Halluzination eines Baumes entstände. Eine derartige Reizung ist nur durch das Objekt selbst oder an einer Stelle möglich, wo das Erinnerungsbild des Objektes deponiert ist, das heisst in der Hirnrinde. Alle komplizierteren Halluzinationen können deshalb nur in der Hirnrinde entstehen.

Diese Entstehung der Halluzination in der Hirnrinde kann aber noch in doppelter Weise gedacht werden.

Ausgehend von der Anschauung, dass schon normalerweise alles Vorstellen von einer leisen Miterregung im zentralen Sinnesorgan begleitet ist (Griesinger), nahm man an, dass eine Steigerung dieses Vorganges zu Halluzinationen führe. Dafür sollten besonders eine Reihe von Momenten sprechen, die sich aus den Beobachtungen selbst ergaben,

die für einen Ausgang der Halluzinationen von den Vorstellungen sprachen: der enge Zusammenhang zwischen dem Vorstellungsleben und den Halluzinationen der Kranken, der Umstand, dass manche Kranke sich des Ursprungs ihrer Halluzinationen aus ihren Vorstellungen halb bewusst werden, ferner die Häufigkeit der Gehörshalluzinationen, die gewöhnlich am deutlichsten einen engen Zusammenhang mit dem Vorstellungsleben aufweisen, schliesslich die Möglichkeit der gelegentlichen willkürlichen Hervorrufung von Halluzinationen. Gegen diese Theorie, (die man als zentrifugale Theorie bezeichnet, weil sie eine Entstehung der Halluzination durch eine Erregung annimmt, die entgegen dem Verlauf bei der normalen Wahrnehmung vom Zentrum, dem Vorstellungsfeld, znr Peripherie, dem Sinnesfeld, verläuft) und die besonders von Krafft-Ebing vertreten wurde, hat sich schon ein älterer Autor, Hagen, mit Energie gewendet. Er betont besonders, dass sie einerseits die häufige Fremdheit der Halluzinationen für den Halluzinanten, ja die nicht selten vollkommene Unabhängigkeit von dem Vorstellungsleben desselben, die Unwillkürlichkeit, mit der die Halluzinationen auftreten, nicht zu erklären vermag, andererseits die scharfen Differenzen zwischen Vorstellung und sinnlicher Wahrnehmung zu verwischen drohe. Er verlegt selbst demgegenüber den Ausgang der Halluzinationen in das Sinneszentrum, verteidigt also eine reine sensorielle Theorie der Halluzinationen. Im Sinneszentrum kommt es nach Hagen zu einer hochgradigen Erregbarkeit, infolge deren Reize, die auf dasselbe wirken, in den von hier ausgehenden Nerven in zentrifugaler Richtung eine ungewöhnliche und meistens vollkommen der Willkür entrückte Funktionsäusserung hervorrufen.

Diesen beiden Theorien gegenüber haben schliesslich die meisten neueren Autoren im Anschluss an Kahlbaum eine doppelte Entstehung der Halluzinationen annehmen zu müssen geglaubt. Ein Teil der Halluzinationen entstehe im Sinneszentrum — er ist durch die Unabhängigkeit vom Vorstellungsleben gekennzeichnet; für andere aber ist der Ausgang von den Vorstellungen aus, also ein Übergang der Erregung vom Begriffsfeld aufs Sinnesfeld, eine „zentrifugale“ Erregung anzunehmen. Diese letzteren Halluzinationen werden als Reperzeptionshalluzinationen gegenüber den ersteren, den Perzeptionshalluzinationen, bezeichnet.

5. Einheitliche Erklärung aller Halluzinationen.

Es ist kein Zweifel, dass die klinische Beobachtung zwei entsprechende Gruppen von Halluzinationen abzugrenzen fordert. Während bei der einen Gruppe die Halluzinationen einen anscheinend dem Individuum völlig fremdartigen Inhalt haben, mehr isoliert und völlig un-

willkürlich auftreten, sich dabei meist durch grosse Lebhaftigkeit auszeichnen, stehen die anderen Halluzinationen in innigstem Konnex mit den Vorstellungen, können nicht selten von dem Kranken willkürlich verändert werden und sind weit zahlreicher, vielgestaltiger, dabei aber häufig bei weitem weniger lebhaft. Erfordert nun diese Differenz aber wirklich die Annahme einer verschiedenen Entstehung? Wie wir vorher gesehen haben, sind sowohl bei der Wahrnehmung, wie bei der Vorstellung Sinnesfeld und Begriffsfeld in Tätigkeit. Jedem Erinnerungsbild entspricht ein Erregungskomplex, der in beiden Feldern einen Anteil besitzt. Wo dieser Komplex auch erregt wird, immer läuft er als Ganzes, also in seinen beiden Komponenten ab, und es resultiert ein Bewusstseinszustand, der sich aus der Stärke der Erregungen in beiden Komponenten zusammensetzt. Wahrnehmung und Erinnerungsbild unterscheiden sich dadurch, dass die Stärke der sinnlichen Komponente differiert, je nachdem ein äusserer Reiz vorliegt oder nicht. Nach unserer Anschauung sind auch bei der Halluzination beide Hirnabschnitte in Tätigkeit, nur kommt die abnorme Stärke des sinnlichen Teiles des subjektiven Erlebnisses hier nicht durch einen äusseren Reiz wie bei der Wahrnehmung, sondern durch einen inneren Reiz zustande. Bei den Perzeptionshalluzinationen können wir ohne weiteres annehmen, dass dieser Reiz primär im Sinnesfeld einsetzt und dort zu einer abnormen Erregung der sinnlichen Residuen führt. Je nachdem, welcher Assoziationskomplex erregt wird, wird das eine oder andere Erinnerungsbild erweckt werden. Dabei wird selbstverständlich wie bei der normalen Wahrnehmung auch der nichtsinnliche Bestandteil des Erinnerungsbildes vom sinnlichen her erweckt. Die Tatsache, dass hier der Reiz im Sinnesfeld selbst ansetzt, erklärt ohne Schwierigkeit die verschiedenen Eigentümlichkeiten der Perzeptionshalluzinationen, bes. ihre Unabhängigkeit von den Vorstellungen des Individuums.

Auch für die Reperzeptionshalluzinationen ist es notwendig, dass eine abnorme Erregung im Sinnesfelde vorliegt. Es fragt sich nur, woher diese kommt. Wir hatten vorher gesehen, dass eine noch so lebhafte funktionelle Erregung vom Begriffsfelde her die sinnlichen Residuen niemals zu so abnormer Stärke erwecken kann, ja dass die Vorstellungstätigkeit an sich gewöhnlich zu einer Herabsetzung der Stärke der sinnlichen Residuen führt.

Wir können deshalb der Anschauung, die die Ursache der Erregung der sinnlichen Residuen in der Verstärkung der Vorstellungen sieht, nicht beistimmen. Wir müssen vielmehr auch bei den Reperzeptionshalluzinationen von vornherein annehmen, dass, wenn wirklich eine besonders verstärkte Vorstellung halluziniert wird, die Sinnesresiduen nicht durch diese Verstärkung an sich so abnorm stark wachgerufen werden, sondern auf irgend eine andere Weise, indem neben der

funktionellen Anregung von der Vorstellung her ein weiteres Moment zu der abnormen Erregung der angeregten sinnlichen Residuen führt.

Dies kann man sich in zweifacher Weise denken. Entweder wieder durch einen primären Zustand abnormer Erregbarkeit im Sinnesfeld; wenn man diesen diffus über das ganze Sinnesfeld ausgebreitet annimmt wird jede Anregung, die von den Vorstellungen gegeben wird, auf abnorm starke sinnliche Erregungen stossen, alles, was der Patient denkt, wird halluziniert. Dies finden wir tatsächlich bei bestimmten Patienten besonders in der Form, dass alle ihre Gedanken von ihnen halluzinatorisch gehört werden. Handelt es sich dann etwa um Gedanken, die dem Kranken selbst garnicht voll zum Bewusstsein kommen, die aber doch, wenn auch unterbewusst in seinem Geistesleben eine Rolle spielen. wie wir es auch im normalen Seelenleben kennen, und werden auch diese halluzinatorisch laut, so gewinnt der Kranke den Eindruck, dass Fremde über ihn sprechen.

Bei der zweiten Art des Zustandekommens der abnormen Erregung der Sinnesresiduen handelt es sich nicht um eine Reizung derselben durch eine im Sinnesfelde primär einsetzende Erkrankung. Die Erregung ist vielmehr bedingt durch einen krankhaften Prozess im Begriffsfelde, der in nutritiver Beziehung auf das Sinnesfeld zurückwirkt. Wir können auch hier wieder auf Vorgänge rekurrieren, denen wir schon bei der Besprechung der Lebhaftigkeit unserer normalen Vorstellungen begegnet sind. Wir hatten festgestellt, dass die durch Herabsetzung der Vorstellungstätigkeit bedingte Ersparnis an nutritiver Energie im Begriffsfeld eine Rückstauung ins Sinnesfeld und dadurch eine Verstärkung der Sinnesresiduen zur Folge haben kann. Dies tritt nun bei einer krankhaften Herabsetzung der Vorstellungstätigkeit in verstärktem Maße in Erscheinung und führt dadurch zu einer halluzinatorischen Erregung der Sinnesresiduen. Eine derartige Einschränkung der Vorstellungstätigkeit finden wir bei Geisteskranken häufig. Sie kommt in dem Nachlassen aller geistigen Fähigkeiten, im besonderen in einem mangelhaften Urteil zum Ausdruck. Nicht selten vergesellschaftet sich mit dieser allgemeinen Minderleistung des Vorstellungsvermögens eine besondere Verstärkung einzelner Vorstellungen oder Vorstellungsgruppen, die dann als besondere Ideen das ganze Geistesleben des Kranken beherrschen, so z. B. den Melancholischen gewisse Ideen der Versündigung, den Grössenwahnsinnigen die Ideen der abnormen Bedeutung und ähnliches. Wie von verschiedenen Autoren hervorgehoben worden ist, ist dieses Vorherrschen wahrscheinlich nur möglich durch die allgemeine Herabsetzung der übrigen Vorstellungsfunktionen, die dieses überhaupt erst aufkommen lässt. Charakteristisch ist für diese Ideen, dass sie nicht wie die Vorstellungen des Gesunden im innigen Zusammenhang mit allen anderen Vorstellungen des Individuums, sondern meist isoliert

dastehen, und wenn sie, wie meist, objektiv falsch sind, durch die Gründe des Gesunden nicht korrigierbar sind, weil eben die allgemeine Vorstellungstätigkeit, die den Gesunden zur Korrektur falscher Ideen führt, infolge der Krankheit beeinträchtigt ist. Man bezeichnet den noch in Tätigkeit befindlichen Teil des Begriffsfeldes als funktionierenden Rest[1]) und die Störung der Geistestätigkeit, die durch die Reduktion der allgemeinen Vorstellungstätigkeit bedingt wird, als Bewusstseinsenge, weil dadurch tatsächlich der ganze Gesichtskreis des Individuums eine ausserordentliche Verengerung erfährt. Es ist ja kein Zweifel, dass bei der Bewusstseinsenge, energetisch ausgedrückt, ein Verbrauch von nutritiver Energie nur in einem ganz geringen Teil des Begriffsfeldes besteht, sodass wenn auch an dieser Stelle abnorm viel verbraucht wird, immerhin noch ein beträchtlicher Teil von der Energie, die für das Begriffsfeld überhaupt zur Verfügung ist, frei wird und in das übrige Gehirn, so besonders auch in die Sinnesfelder abfliessen kann. Daraus resultiert eine enorme Energieansammlung in den Sinnesfeldern. Die Halluzination ist also hier durch Vorgänge im Begriffsfelde bedingt, aber nicht, wie die zentrifugale Theorie annahm, durch Verstärkung bestimmter Vorstellungen, sondern durch einen Prozess, der allerdings gleichzeitig gewisse Vorstellungen heraushebt, aber andererseits durch Veränderung der nutritiven Energieverhältnisse eine direkte Erregung der Sinnesfelder zur Folge hat, die erst wieder der Grund für das Auftreten der Halluzination ist.

Erst dadurch, dass die Übererregbarkeit im Sinnesfeld unabhängig gemacht wird von einer evtl. verstärkten funktionellen Anregung durch die Vorstellungen, erklärt es sich, dass die Kranken nicht nur das halluzinieren, was innerhalb ihres Wahnsystems liegt, also innerhalb der Gruppe besonders stark erregter Vorstellungen, sondern dass jede beliebige Vorstellung halluziniert werden kann.

Die Vorstellung, die halluziniert wird, wirkt überhaupt nur inhaltbestimmend für die augenblickliche Halluzination, nicht die Halluzination erweckend, sie ist die Veranlassung zum Auftreten der Halluzinationen, nicht aber die Ursache des Halluzinierens. Es ist nun leicht erklärlich, dass diejenigen Ideen, die das psychische Leben des Kranken beherrschen, besonders auch auf den Inhalt der Halluzination von Einfluss sein werden, daher der Inhalt der Halluzination so oft mit dem der Wahnideen übereinstimmt.

Diese Bewusstseinsenge kann jederzeit einsetzen und wieder verschwinden.[2]) Daher haben die Wahnideen nicht immer

[1]) cf. hierzu Berze: Über das Bewusstsein der Halluzinierenden. Jahrb f. Psychiatrie 1897.

[2]) cf hierzu Berze l. c.

dieselbe prominente Bedeutung für den Kranken, daher halluzinieren auch die Kranken nicht immer. Es handelt sich bei der der Bewusstseinsenge zu Grunde liegenden Störung wohl um eine allgemeine Funktionsstörung des Begriffsfeldes, um eine abnorme Funktion, die immer, ganz gleich welche Vorstellung auftaucht, zu einer gewissen Isolierung derselben (infolge der allgemeinen Funktionsstörung) führt, nicht etwa um eine dauernde Isolierung derselben gleichen Vorstellung — daher können alle möglichen Vorstellungen in dem funktionierenden Reste und deshalb auch halluzinatorisch auftauchen. Es können aber auch Vorstellungen halluziniert werden, die dem Kranken garnicht besonders lebhaft bewusst werden, also gewiss nicht die besonders starke Erregungssteigerung besitzen, die nach der zentrifugalen Theorie zur Erregung der sinnlichen Residuen führen soll.

Es ist nicht die Stärke der Vorstellung die Ursache der Halluzination, sondern der Eintritt der Funktionsstörung im Begriffsfelde, der einerseits zum isolierten verstärktem Auftauchen gewisser Vorstellungen, andererseits durch den Energieabfluss ins Sinnesfeld zum Auftreten von Halluzinationen führt.

Wir kommen also zu folgendem Ergebnis:

Wie zu jeder Wahrnehmung eine bestimmte Erregung der sinnlichen Residuen nötig ist, die an Stärke die der Erinnerungsbilder übersteigt, so gilt das gleiche für die Halluzinationen, nur dass dies hier nicht durch äussere, sondern durch innere Reize zu stande kommt. Diese werden entweder geliefert durch primäre Erkrankungen des Sinnesfeldes (bei den Perzeptionshalluzinationen) oder durch Rückstauung der nutritiven Energie vom Begriffsfeld ins Sinnesfeld infolge einer Erkrankung des Begriffsfeldes (bei den Reperzeptionshalluzinationen). Nicht selten sind beide Vorgänge gemeinsam bei der Entstehung der Halluzinationen beteiligt. In jedem Fall entsteht eine Halluzination erst, wenn das Sinnesfeld sich in einem Reizzustand befindet. Liefert das Sinnesfeld so immer die spezifische sinnliche Qualität der halluzinatorischen Erlebnisse, so wird der Inhalt der Halluzinationen nur in den selteneren Fällen durch Vorgänge im Sinnesfeld allein bedingt, meist wird er durch die Vorstellungen geliefert, die das Individunm beherrschen und dadurch zu einer funktionellen Erregung im Sinnesfeld führen, die aber hier mit einer halluzinatorischen Stärke beantwortet wird. Auf diese Weise lassen sich alle Halluzinationen durch ein Grundprinzip, die abnorm starke Erregung der sinnlichen Residuen, erklären.

Ergänzende Betrachtungen über die verschiedenen Formen der Anomalien der Wahrnehmung.

Wir haben unseren bisherigen Darlegungen der Einfachheit halber das ausgesprochene Bild der voll ausgebildeten Halluzination zu Grunde gelegt. Dies stellt aber nur eine Form der Anomalien der Wahrnehmung dar, und es kommen ausserdem noch verschiedene andere vor, auf die wir jetzt etwas näher eingehen wollen. In einem weiteren Abschnitt wollen wir dann noch unsere Ausführungen insofern ergänzen, als wir die Anomalien der verschiedenen Sinnesgebiete im einzelnen ins Auge fassen.

1. Illusion, Halluzination und Pseudohalluzination.

Bei den einfachsten Anomalien der Wahrnehmung erscheinen nicht Wahrnehmungen ohne jeden äusseren Reiz wie bei den Halluzinationen, sondern die vorhandenen Empfindungserlebnisse werden nur anders, als sie in dem äusseren Reiz gegeben sind, wahrgenommen. Zunächst kann die Intensität abnorm zunehmen, die Töne werden lauter, die Farben leuchtender wahrgenommen, als sie wirklich sind. Man bezeichnet diese Zustände als Überempfindlichkeit, Hyperästhesie. Sie sind der Ausdruck abnormer Erregungszustände im Sinnesfelde und kommen deshalb häufig mit Halluzinationen zusammen vor.

In anderen Fällen kann es zur Veränderung der Qualität kommen, sodass z. B. alle Gegenstände in anderen Farben, als sie wirklich haben, gesehen werden. Bei bestimmten Vergiftungen (Santonin) erscheinen dem Vergifteten alle Gegenstände gelb oder violett; andere Kranken sehen wieder alles dunkler, ein weisser Mantel erscheint grau, Milch sieht aus wie schmutziges Wasser, die Farbe der Gesichter ist eigenartig braun, ähnlich wie bei Chinesen oder Indianern. Hier löst also ein wirklicher Reiz eine falsche Empfindung aus dadurch, dass Veränderungen im Sinnesfeld vorliegen, von deren Natur wir allerdings nicht mehr wissen, als dass sie durch bestimmte Ursachen, z. B. Gifte, hervorgerufen werden.

Kurz erwähnen möchte ich noch, dass auch die räumlichen Verhältnisse dem Kranken verändert erscheinen können. Die Gegenstände können abnorm gross oder abnorm klein oder schief, verzerrt gesehen werden.

Alle diese erwähnten Anomalien der Wahrnehmungen bilden den Übergang zu den sogenannten Illusionen, die dadurch charakterisiert sind, dass von den wirklich wahrgenommenen Elementen einzelne verschwinden, während andere gar nicht vorhandene hinzugefügt werden, sodass neue den äusseren Reiz nur höchst unvollkommen entsprechende Wahrnehmungen entstehen, bei denen jedoch eine so innige Verschmelzung der direkten durch äussere Reize erweckten und reproduzierten Empfindungselemente stattfindet, dass eine Unterscheidung beider nicht

möglich ist; die Illusionen sind von den vorher erwähnten Vorgängen durch die Kompliziertheit der Veränderung der direkten Wahrnehmungselemente ausgezeichnet.

Wir kennen derartige Illusionen schon im normalen Leben. Fast in jeder Wahrnehmung finden sich reproduzierte Elemente. Wir ergänzen z. B bei einem sehr flüchtigen Eindrucke das, was uns bei bekannten Objekten an äusseren Reizen nicht gegeben wird, ohne weiteres aus der Erinnerung und zwar zu voller sinnlicher Lebhaftigkeit. Dies geschieht z. B. bei dem vorerwähnten Anhören von Worten, die ja gewöhnlich nur ungenau und unvollständig ausgesprochen werden und doch mehr oder weniger vollständig und richtig gehört werden.

Bei Gesichtswahrnehmungen tritt die physiologische Illusion sehr deutlich hervor, indem wir meist nur einzelne besonders hervorstechende Punkte eines Gegenstandes wirklich sehen, alle anderen reproduzieren. Besonders tätig ist diese illusionistische Tendenz beim Anblick von Bildern, bei denen der Maler fast nur andeutet, wir aber alles sehen. Dass es sich dabei um wirkliche Reproduktion sinnlicher Elemente handelt, geht daraus hervor, dass wir uns der Unvollständigkeit der Wahrnehmung sofort bewusst werden, wenn wir die im wirklichen Reiz gegebenen Elemente genauer, aufmerksamer betrachten. Dann stellen wir fest, dass wir tatsächlich vieles sehen oder hören, was doch nicht im Reiz gegeben war. Das Auftreten von Illusionen wird durch Affekte, die die Wahrnehmungen begleiten, begünstigt, wie Furcht, Erwartung und dergl. Ich erinnere dabei an Schillers Gedicht:

Hör ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch die Pappeln schwirrt.

Hör ich nicht Tritte schallen?
Rauschts nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht ist dort gefallen
Von der eignen Fülle schwer.

Seh ich nichts Weisses dort schimmern?
Glänzt's nicht, wie seid'nes Gewand?
Nein, es ist der Säule Flimmern
An der dunklen Taxuswand.

Hier schildert der Dichter wie durch den Einfluss eines Erwartungsaffektes wirkliche Gehörs- und Gesichtswahrnehmungen illusionistisch verändert werden.

Diese physiologische Illusion findet sich besonders bei unvollständigen Sinneseindrücken. Dann zaubert die Phantasie, wie man sagt, aus Wolken, alten Gemäuern, unbestimmten Gesichtseindrücken in

der Dämmerung allerhand Gestalten. Gesichter hervor, die ganz deutlich gesehen werden.

Besonders instruktiv schildert dies Leonardo da Vinci, indem er schreibt: „Wenn Du in allerlei Gemäuer hineinschaust, das mit allerlei Flecken beschmutzt ist, oder in Gestein von verschiedener Mischung — hast Du da irgendwelche Szenerie zu erfinden, so wirst Du dort Ähnlichkeiten mit diversen Landschaften finden, die mit Bergen geschmückt sind, Flüsse, Felsen, Bäume, Ebenen, grosse Täler und Hügel in wechselvoller Art; auch wirst Du dort allerlei Schlachten sehen und lebhafte Gebärden von Figuren, sonderbare Physiognomien und Trachten und unendlich viele Dinge, die Du auf eine vollkommene und gute Form zurückbringen kannst“ (cit. n. Jaspers, Z. f. d. ges. Neur. u. Psych. 1911).

Von diesen physiologischen Illusionen unterscheiden sich die pathologischen nur gradweise, indem die wirkliche Wahrnehmung mehr oder weniger ganz verloren geht und an ihre Stelle ganz vorwiegend reproduzierte Elemente treten. So, wenn ein Delirant aus einem leeren Blatt Papier ganze Sätze vorliest, die er aus den Unebenheiten und Verfärbungen des Papiers illusioniert; wenn ihm eine einfache Strichzeichnung zum Ausgangspunkt für das Sehen buntester Bilder wird u. ähnl.; wenn ein anderer Kranker aus dem Geräusch, das der Regen erzeugt, ganze Gespräche hört.

Ich hebe besonders hervor, dass bei den Illusionen die reproduzierten Elemente wirkliche Sinneserlebnisse werden und dass es sich nicht etwa nur um Umdeutung wirklicher Wahrnehmungen handelt, wie wir sie im normalen Leben wie auch bei Kranken nicht selten finden, und die man gegenüber diesen sensoriellen Illusionen als intellektuelle bezeichnet.

Die Illusion steht in ganz ausgesprochenem Maße in Beziehung zu dem Vorstellungsleben des Kranken, sie wird durch dieses in ihrem Inhalt beeinflusst. Aus denselben Geräuschen hört der eine Kranke, entsprechend seiner Stimmung die verlockendsten, der andere die schauerlichsten Töne heraus.

Die Illusionen verdanken ihre Entstehung einem ähnlichen Vorgange wie die Halluzinationen; auch hier kommt es ja zu einem sinnlichen Erlebnis, dem kein entsprechender äusserer Reiz gegenüber steht. Bei der physiologischen Illusion geschieht dies dadurch, dass die einzelnen Teilen eines bestimmten Erinnerungsbildes entsprechenden äusseren Reize das ganze Erinnerungsbild sinnlich erwecken. Bei den pathologischen Illusionen hält sich diese Erregung nicht innerhalb dieses einen Erinnerungsbildes, sondern es findet eine weit über dieses erste Erinnerungsbild hinausgehende Erregung im Sinnesfelde statt. Die Möglichkeit hierfür liegt ähnlich wie bei den Halluzinationen in einer abnormen Erregbarkeit der Sinnesresiduen. Welche Erinnerungsresiduen dabei halluziniert werden, das hängt einerseits von dem Reiz ab, andererseits aber von der Vorstellungstätigkeit des Individuums. Diejenigen Sinnesresiduen, die den Vorstellungen, die im Mittelpunkt des Interesses des Individuums stehen, z. B. dem Kreise seiner Wahnvorstellungen

entsprechen, befinden sich dadurch in einer funktionellen Übererregbarkeit und werden infolgedessen auf irgend einen Reiz hin leichter erweckt als die übrigen. Die überwertigen Vorstellungen wirken hier ähnlich Inhaltbestimmend wie bei den Halluzinationen, wobei ganz entfernte Ähnlichkeiten zwischen beherrschender Vorstellung und Reiz genügen können, um eine Illusion bestimmten Inhaltes an ihn anzuschliessen. Der innige Zusammenhang zwischen Halluzinationen und Illusionen zeigt sich auch darin, dass beide Phänomene sehr häufig gleichzeitig auftreten, und dass beide Phänomene sogar nicht selten ineinander übergehen können. Einen derartigen Übergang schildert Leubuscher:

Ein Bild z. B., das an der Wand hängt, scheint dem Kranken aus dem Rahmen herauszutreten, in Lebensgrösse auf ihn zuzuschreiten; das wäre zunächst eine Illusion; die Figur bewegt sich, es wird eine andere Figur daraus, die nicht mehr zu dem früheren Bilde passt, das ist dann eine Halluzination.

Tritt schliesslich ganz ohne äusseren Reiz ein sinnliches Erlebnis auf, so sprechen wir von einer Halluzination. Bei den echten Halluzinationen müssen wir verschiedene Unterschiede machen, je nach der Wirklichkeitsähnlichkeit, die sie besitzen. Es gibt Halluzinationen, denen z. B. die Organempfindungen abgehen; die Kranken sprechen dann von Stimmen, die sie nicht mit den Ohren hören, oder von Bildern, die sie nicht mit den Augen sehen. Diese Halluzinationen haben dann eine gewisse Ähnlichkeit mit sehr lebhaften Vorstellungen. Es finden sich alle Übergänge zwischen den lebhaften Vorstellungen und den der Wirklichkeit ähnlichsten Halluzinationen, die sich von wirklichen Wahrnehmungen in keiner Weise unterscheiden.

Man hat eine besondere Form von Halluzinationen abzugrenzen versucht, die dadurch ausgezeichnet sein sollen, dass sie nie für wirklich gehalten werden. Klassische Beispiele dieser Art von Halluzinationen hat besonders ein russischer Arzt, Kandinsky[1]), beschrieben und sie als Pseudohalluzinationen von den echten Halluzinationen abzugrenzen versucht. Ich habe mich schon an anderer Stelle gegen diese Abgrenzung gewandt und muss Interessierte dorthin verweisen[2]). Hier möchte ich nur folgendes kurz hervorheben: Die optischen Pseudohalluzinationen Kandinskys besitzen alle Eigenschaften echter Wahrnehmungen resp. Halluzinationen, sie unterscheiden sich von den Wahrnehmungen nur dadurch, dass sie nicht im selben Raume wie diese zu liegen scheinen. Der Halluzinant sieht sie nicht mit den äusseren, sondern mit den „inneren“ Augen. Wie ich an anderer Stelle ausführlich dargelegt habe, handelt es sich bei dieser räumlichen Differenz um eine Eigentümlichkeit, die alle subjektiven optischen Phänomene gegenüber

[1]) Kritische und klinische Betrachtungen im Gebiete der Sinnestäuschungen, Berlin 188[illegible].

[2]) Zur Theorie der Halluzinationen l. c.

den objektiven auszeichnet und die auch erklärt, warum subjektive optische Wahrnehmungen und so auch Halluzinationen gewöhnlich nicht für real gehalten werden. Es geschieht dies nur dann, wenn diese Differenz übersehen wird. Dies findet nun bei normalem Bewusstsein nicht (oder nur unter ganz besonderen Umständen) statt. Die optischen Halluzinationen bei normalem Bewusstsein sind also in diesem Sinne alle Pseudohalluzinationen. Da es sich dabei jedoch um eine Abgrenzung nach einem sekundären Momente, nämlich dem Realitätsurteil, handelt, halte ich sie bei der Unterscheidung der Arten von Halluzinationen nach dem Tatbestande nicht für berechtigt.

Die Pseudohalluzinationen des Gehörsinnes unterscheiden sich dagegen schon dem Tatbestande nach von den echten Gehörshalluzinationen. Damit hier ihre Subjektivität erkannt wird, ist eine Abweichung von dem Tatbestande der normalen Wahrnehmung notwendig. Diese Abweichung besteht gewöhnlich in dem Fehlen der Organempfindungen, aus dem die Kranken schliessen, dass die Stimmen nicht ausser, sondern in ihnen entstehen. Im übrigen kommen wir auf die Frage des Realitätsurteils, um das es sich bei der Abgrenzung der Pseudohalluzinationen handelt, später ausführlicher zu sprechen.

2. Die Wahrnehmungsanomalien der verschiedenen Sinnesgebiete.

Halluzinationen kommen auf sämtlichen Sinnesgebieten vor. Die Halluzinationen des Gesichtssinnes bezeichnet man als Visionen. Es handelt sich entweder um einfache Wahrnehmungen wie Sehen von Lichtschein, Lichtblitzen, einzelnen aufleuchtenden Farben, Sehen von Feuer. So halluzinieren Epileptiker nicht selten rote Farben, aus denen bei ihnen durch krankhafte Verarbeitung die Vorstellung von Blut entsteht. Weiterhin können alle möglichen Bilder und körperlichen Gegenstände halluziniert werden: so einzelne Gestalten, Tiere, Gegenden, Szenerieen und Situationen. Die Halluzinationen verharren entweder an einer Stelle oder bewegen sich und wechseln den Platz. So sah ein Kranker dauernd einen Hund neben sich; von Pascal wird erzählt, dass er nach einem Sturze von einer Brücke fortwährend einen Abgrund vor sich sah, vor welchem er sich so fürchtete, dass er sich an den Möbeln festhielt, um nicht hineinzufallen. Bei andern wieder wechseln die Bilder ausserordentlich schnell oder die gleichen Halluzinationen sind in lebhafter Bewegung. Auch dem Laien bekannt sind die kriechenden Ratten und Mäuse, die der Alkoholdelirant halluziniert.

Die Natürlichkeit der Halluzinationen ist entweder eine sehr grosse, sie erscheinen körperlich und in natürlichen Farben oder sie sind blass, farblos, es sind nur Bilder.

Die Halluzinationen des Gehörs spielen bei Geisteskranken eine hervorragende Rolle. Als einfache elementare Halluzinationen treten hier Rauschen, Schiessen, Knallen, Klopfen und ähnliche Geräusche auf. Gelegentlich werden einzelne Töne oder Melodien halluziniert; so wird von Schumann berichtet, dass er einzelne Töne halluzinierte, die ihn verfolgten, sich zu Akkorden entwickelten und schliesslich zu ganzen Kompositionen wurden; er meinte Beethoven und Mendelsohn diktierten ihm die Noten aus dem Grabe.

Am häufigsten kommen Gehörshalluzinationen in Worten oder Sätzen vor. Nicht selten sind es einzelne Worte, die immer wieder in stabiler Weise vom Kranken gehört werden. So schildert ein Kranker (Kieser), dass er ein und dasselbe Wort ohne Unterbrechung 2 bis 3 Stunden lang gehört habe. Die gehörten Worte verstehen die Kranken gelegentlich nicht. Am häufigsten allerdings stehen sie mit ihren Gedanken in innigem Konnex. So hört der Grössenwahnsinnige sich Kaiser, König, Weltherr, Heiland rufen, der Melancholiker hört die Worte: Verflucht, Sünder, Beschimpfungen aller Art; der Alkoholiker hört, dass er zu viel trinkt und ähnliches Die innige Beziehung zu dem Gedankengang des Kranken ist gerade für die Gehörshalluzinationen etwas besonders charakteristisches, und sie findet ihre Erklärung darin, dass wir gewohnt sind, unsere Gedanken in Worte zu kleiden und dass sich dadurch eine ausserordentlich nahe Beziehung zwischen Denken und Sprache ausgebildet hat, die weit inniger ist, als sie zwischen dem Denken und den optischen Erinnerungsbildern etwa besteht. Demgemäß werden, wenn nur im akustischen Sinnesfeld die zum Halluzinieren notwendigen Vorbedingungen gegeben sind, besonders häufig Worthalluzinationen auftauchen. Gelegentlich erscheinen allerdings dem Kranken die halluzinierten Worte völlig fremd und ohne Beziehung zu seinem Denken. Der Inhalt gibt uns aber im Vergleich mit den Gedanken, die den Kranken beschäftigen, doch ein deutliches Bild dieses Zusammenhanges, der nur dem Kranken nicht immer zum Bewusstsein kommt. Es ist kein Zufall, dass die Stimmen bei Beginn einer Geisteskrankheit, die dem Kranken so oft ganz unabhängig von seinem Denken zu sein scheinen, fast immer nur beängstigenden Inhaltes sind. Sie sind eine Begleitung der ängstlichen Ratlosigkeit, die das psychisch erkrankte Individuum ergreift. Auch dass die Stimmen auf einen Gedanken oder ein wirkliches Wort antworten, kann ja nur darin begründet sein, dass sie durch Gedanken des Kranken hervorgerufen werden, die ihm nur augenblicklich nicht zum Bewusstsein kommen. In ganz hervorragendem Maße tritt die unbewusste Abhängigkeit der Stimmen vom Denken bei jenen komplizierten Gesprächen hervor, die die Kranken über ihre internsten Angelegenheiten führen hören. Eine besonders interessante Art der Gehörshalluzinationen ist das sogenannte Gedankenlautwerden. So hört man von Kranken häufig die

Äusserung, dass ihre Gedanken allen Menschen bekannt seien. Sie kommen zu dieser Annahme aus verschiedenen Gründen; häufig handelt es sich um wahnhafte Deutungen wirklicher oder halluzinatorischer Vorgänge. Bei einem Teil der Fälle aber, und das sind die, die uns hier beschäftigen, hören die Kranken alle ihre Gedanken laut ertönen.

Die Angaben, die ein von mir beobachteter Kranker über sein Gedankenlautwerden machte, sind für diese Kategorie der Fälle geradezu typisch:

Es handelt sich um einen chronischen Kranken. Alles was er denkt, hört er von der Stimme seiner früheren Verlobten nachgesprochen. Er hört es bald leiser, bald lauter. Wenn er selbst laut spricht oder mit jemanden sich eingehend unterhält, hört er die Stimme nicht. Er macht dafür selbst die Ablenkung der Aufmerksamkeit verantwortlich. „Wenn er mit jemanden spricht, so sei die Unterhaltung so auf die Persönlichkeit des anderen konzentriert, dass die Stimme nicht aufkommt. Da sei sie wohl auch in dieser Zeit". Die Stimme spreche die Gedanken oft schon nach, ehe er sie ausgesprochen, ehe sie auf seine Lippen gekommen, wenn er etwas sage. Die Gedanken kämen aus seinem Herzen, würden von dort auf das Herz der Cl. Ph. übertragen, von deren Herzen auf ihren Gehirnspiegel und von dort auf ihre Lippen. Sie spricht die Worte dann aus, sie sei die reine Plappermaschine. Er hört es im selben Moment, wo er es aussprechen wollte. Auch wenn er schreibt und liest, wird alles nachgeplappert; er hat sich schon oft den Spass gemacht, um die Stimme auszuprobieren, die Lotterienummern hintereinander zu lesen, alles wurde nachgeplappert. Beim Schreiben hat er oft das Gefühl, „als wenn es diktiert würde". Er arbeitet selbst mit dem Verstand, die Sätze werden aber geformt, es ist wohl Suggestion. Einzelne Worte, die ihm nicht einfallen, hört er auch.

Er erklärt sich das Hören beim Schreiben dadurch, dass von seiner „Schlagsehne" in dem rechten Arm, in der er eine Spannung fühlt, „die angeschlossen ist", die Übertragung vor sich geht auf die anderen, die es nachsprechen. Dass ihm oft ein Wort gesagt wird, ehe es ihm selbst einfällt, erklärt er dadurch, dass der Vorgang des Nachdenkens über das nicht einfallende Wort übertragen wird und die anderen so das Wort nachplappern können, ohne dass er es selbst schon gefunden hat.

Es handelt sich hierbei um Gehörshalluzinationen, die dadurch besonders ausgezeichnet sind, dass sie alle Gedanken des Kranken begleiten Ihre Entstehung ist nach unserer früheren Ausführung leicht erklärlich; wenn wir annehmen, dass sich das akustische Perzeptionsfeld in abnorm starkem Erregungszustande befindet, so werden alle Gedanken, die der Kranke denkt, eine bei weitem stärkere akustische sinnliche Komponente haben, als den normalen Spracherinnerungen entspricht. Der Kranke gewinnt dadurch den Eindruck einer Wahrnehmung und zieht daraus den Schluss, dass es sich um eine von aussen bedingte Erregung — nämlich durch das Nachsprechen seiner Gedanken durch seine Verlobte — also gesprochene Wort handelt.

Besonders interessant sind die Vorgänge des Gedankenlautwerdens beim Schreiben und Lesen.

Schon normalerweise klingen auch beim Lesen und beim Schreiben die akustischen Residuen der Worte mehr oder weniger deutlich an. Befindet sich das akustische Perzeptionsfeld in gesteigerter Erregbarkeit, so hört der Kranke laut, was er liest. Dieses Hören kann entweder gleichzeitig mit dem Erfassen des Gelesenen erfolgen oder ihm nachfolgen oder vorhergehen, eine Differenz, die sich einfach durch die verschiedene Richtung der Aufmerksamkeit erklärt. Der psychische Vorgang, auf den die Aufmerksamkeit konzentriert wird, also entweder das Hören oder das Lesen, kommt zuerst zum Bewusstsein. Ganz ähnlich steht es mit den Erscheinungen beim Schreiben. Konzentriert der Kranke seine Aufmerksamkeit auf den Schreibakt, so hört er die Stimmen gleichzeitig oder nachher. Lauscht er auf die Stimmen, so sagen sie ihm vor, was er schreiben will, eventuell diktieren sie ihm, was er schreiben soll, wenn es sich um Gedanken handelt, die ihm selbst nicht sofort einfallen, d. h. noch nicht deutlich ins Bewusstsein getreten waren.

Die Gehörshalluzinationen können sehr verschiedene Stärken haben. Die Stimmen sind leise wie durchs Telefon oder laut: „Wie Sie sprechen, Herr Doktor!“ Manchen Kranken klingen die Worte so laut wie der Donner. Auch in qualitativer Beziehung können die Stimmen sich verschieden verhalten, indem sie entweder als wirklich gesprochene Worte von aussen durchs Ohr gehört werden oder innen im Geiste vernommen werden. Diese zweite Art der Gehörshalluzinationen entbehrt der Organempfindungen, die Kranken sprechen dann von sogenannten inneren Stimmen. Nicht selten werden die Stimmen nur mit einem Ohre gehört. Es hängt dies gewöhnlich damit zusammen, dass sich irgend eine Erkrankung des Ohres findet, die in dem besprochenen Sinne anregend auf das Auftreten der Halluzination wirkt und durch die Lenkung der Aufmerksamkeit auf das kranke Ohr Veranlassung dazu wird, dass der Kranke die Halluzination auf einem Ohre zu hören glaubt.

Die Halluzinationen des Geruches bestehen entweder in unbestimmten Wahrnehmungen; die Kranken äussern sich dann „es riecht schlecht“, „erstickend“, „angenehm“. Oder die Geruchswahrnehmungen erscheinen dem Kranken so präzis, dass er sie als bekannte Gerüche identifiziert. „Die Luft riecht nach Schwefel“, „es riecht nach Leichengestank“, „nach Petroleum“, „nach Kohlendampf“, „nach giftigen Gasen“, „nach Rosen“, „Veilchen“ u. ähnl. Meist zeigen die Halluzinationen deutlich die Beeinflussung durch die herrschende Ideen oder durch andere Halluzinationen. So hatte ein melancholischer Kranker Angst und Halluzinationen und Illusionen des Gesichts, die seiner Vor-

stellung von Hölle und Teufel entsprachen. In einem Anfall besonderer Angst behauptet er, er sei der Teufel. Jetzt roch die Luft, die ihm früher nur dick und schwer und voll von einem schädlichen Dunst zu sein schien, nach Schwefel, entsprechend der Annahme, dass er in der Hölle sei. Nicht selten bilden Erkrankungen der Nasenhöhlen, die zur Reizung des Geruchsnerven und dementsprechenden subjektiven Geruchsempfindungen Veranlassung geben, die Grundlage für die Entstehung komplizierterer Geruchshalluzinationen, ähnlich wie die subjektiven Gehörsgeräusche für Gehörshalluzinationen. Etwas ähnliches findet man auch häufig bei den Geschmackshalluzinationen als Folge von Reizung der Geschmacksnerven durch Erkrankungen der Mundschleimhaut. Die Geschmackshalluzinationen sind ebenfalls einfacher oder komplizierter Art. Es scheint alles süss oder salzig, sauer, fade, metallisch zu schmecken. Andere Kranke meinen köstliche oder stinkend ekelhafte Speisen zu essen, die sie — infolge gleichzeitiger Gesichts- und Tasthalluzinationen — auch zu sehen und zu fühlen glauben. Sie essen Fisch, trinken Schnaps und ähnliches.

Die Halluzinationen des Tastsinns führen zu der Wahrnehmung, dass die Kranken elektrisiert, gezupft, gestochen, geschnitten werden. Anderen erscheint ein Glied abgeschnitten oder abgestorben wie Holz, Glas. Manche Kranke, die Gefühlshalluzinationen im Leibe haben, deuten diese als Kindsbewegungen oder sie glauben, dass ein Tier im Leibe wäre und ähnliches.

Es gibt auch Halluzinationen der Empfindungen, die unsere Bewegungen gewöhnlich begleiten. Sie erwecken, ebenso wie die durch äussere Wahrnehmungen hervorgerufenen wirklichen Bewegungen, die Vorstellung bestimmter räumlicher Verhältnisse und führen dadurch zu einer falschen Auffassung der Wirklichkeit. So führen Halluzinationen im Augenbewegungsapparat dazu, dass die Kranken die Gegenstände abnorm klein oder gross oder verzerrt sehen. Halluzinationen im Apparat der Körpermuskulatur erwecken die Empfindung, als ob der Körper sich rolle, als ob der Kranke fliege, schwebe, herabstürze und ähnliches. Man sieht dann nicht selten, dass derartige Kranke eigentümliche Bewegungen machen, um der Wirkung der halluzinierten Bewegung entgegen zu arbeiten. Sie halten sich am Bette fest, um nicht hoch zu fliegen und ähnliches.

Bei sehr vielen Menschen ist alles Denken von einem leichten Innervieren der Sprachmuskeln begleitet, oft sieht man — besonders beim Schreiben — die Individuen die Lippen wirklich bewegen. Treten die Empfindungen derartiger Bewegungen beim Denken halluzinatorisch stark ins Bewusstsein, so kommt der Kranke zu dem Glauben, dass seine Lippen wirklich bewegt werden. Er schliesst dann daraus, dass

andere seine Gedanken von seinen Lippen ablesen können und so seine Gedanken ihnen bekannt werden. So war ein Kranker überzeugt, dass die unsichtbaren Spione seine Gedanken erfahren können, indem sie vermittelst einer besonderen Maschine die Bewegungen seiner Zunge, die er beim Denken in Worten mache, registrieren und ähnliches.

Nicht selten kommen gleichzeitig Halluzinationen auf verschiedenen Sinnesgebieten vor. Die Kranken sehen Gestalten, die zu ihnen sprechen und ähnliches. Es ist klar, dass derartige Sinnestäuschungen ganz besonders leicht dazu führen, eine Halluzination für wirklich zu halten. Sieht z. B. jemand eine Gestalt und fasst nach ihr und greift dabei ins Leere, so wird er relativ leicht zu der Überzeugung kommen, dass es sich um eine Täuschung handelt. Hat er aber dabei die Empfindung, wirklich die Gestalt zu fassen, so wird dies seinen Glauben an die Realität ganz besonders verstärken.

II.

Die Ursachen für das Auftreten von Halluzinationen.

1. Die eigentlichen Ursachen.

Wir hatten als die anatomisch - physiologische Grundlage der Halluzination die abnorme Steigerung der Erregung im Sinnesfelde kennen gelernt. Wir wollen nun diejenigen Ursachen besprechen, die zu einer derartigen Erregung führen und werden damit die Zustände kennen lernen, bei denen Halluzinationen auftreten.

Eine Erregung des Sinnesfeldes kann zunächst durch eine Reizung des Sinnesorganes und der dasselbe mit den Sinneszentren verbindenden Nervenstränge zustande kommen. So können Halluzinationen durch krankhafte Veränderungen im Verlaufe des ganzen Sinnesapparates entstehen. Wie wir schon vorher sahen, zeichnen sich diese peripher verursachten Halluzinationen durch ihren elementaren Charakter aus. Wenn es durch periphere Schädigungen zu komplizierteren Halluzinationen kommt, so ist dies immer ein Zeichen dafür, dass schon eine Übererregbarkeit der zentralen Sinnesflächen besteht, die eigentlich die Ursache für das Auftreten der Halluzinationen ist, zu der der periphere Reiz nur die Veranlassung gegeben hat. Wie dies geschieht, werden wir später kennen lernen.

Eine Reizung im zentralen Sinnesfeld selbst kommt zunächst durch gröbere Schädigungen wie den Druck einer Geschwulst oder eines durch einen Unfall eingedrückten Schädelknochens, eine Blutung im Gehirn und ähnliches zustande.

Die Halluzinationen sind in diesem Falle gewöhnlich einfacherer Art oder weisen einen unzusammenhängenden Charakter auf. Die Kranken sehen z. B. entweder Lichterscheinungen oder hören zusammenhanglose Worte sprechen. Es erklärt sich dies dadurch, dass durch diese groben Schädlichkeiten nicht einzelne Assoziationskomplexe, Merksysteme, sondern in mehr oder weniger ausgedehntem Maße viele derartige Merksysteme in wahlloser Weise in Erregung versetzt werden, dass andererseits gleichzeitig gewöhnlich eine Schädigung der Merk-

systeme stattfindet. Dadurch können nicht mehr die normalen Erinnerungsbilder in geordneter Weise wach gerufen werden, und die Halluzination enthält ein Durcheinander einzelner Teile verschiedener Erinnerungsbilder. Ist die Schädigung eine sehr hochgradige, so können überhaupt keine komplizierten Erinnerungsbilder mehr wach gerufen werden, sondern das Substrat antwortet nur noch mit seiner primitivsten Leistung, dem Auftreten einer elementaren Empfindung. So sah ein Kranker, der durch eine Hirnblutung eine plötzliche Zerstörung seiner Sehsphäre davontrug und völlig erblindete, in dem Moment des Eintritts der Blutung Feuer vor den Augen.

Neben diesen grob mechanischen Schädlichkeiten führen besonders häufig Vergiftungen zu einer Reizung der Sinnesfelder und zu Halluzinationen. Diese Halluzinationen zeichnen sich gegenüber den bei gröberen Schädlichkeiten auftretenden durch einen mehr geordneten Charakter aus, der den normalen Erinnerungsbildern entspricht. Wir müssen deshalb annehmen, dass hier der Reiz innerhalb der vorgebildeten Assoziationsmechanismen verläuft. Dasselbe gilt auch für die Halluzinationen bei Geisteskrankheiten, denen ja auch die Zustände von Vergiftungen mit Sinnestäuschungen zum grössten Teil zuzurechnen sind, und die die häufigste Ursache für das Auftreten von Halluzinationen abgeben.

Welcher Art der Reiz bei den Geisteskrankheiten ist, das wissen wir ebensowenig, wie wir überhaupt über die eigentlichen Vorgänge im Gehirn bei den Geisteskrankheiten unterrichtet sind.

Nicht alle Geisteskrankheiten disponieren in gleicher Weise zum Auftreten von Halluzinationen. Es würde hier zu weit führen und ausserhalb des Interesses der Leser dieser Abhandlung liegen, im einzelnen näher darauf einzugehen

Wie wir vorher sahen, kann die Halluzination entweder durch eine direkt im Sinnesfelde selbst einsetzende oder eine indirekte (von einer Erkrankung des Begriffsfeldes abhängige) Veränderung bedingt sein. Meist sind wahrscheinlich beide Momente allerdings in verschiedener Stärke als Ursache der Halluzinationen zu betrachten, d. h. es besteht eine durch die Geisteskrankheit bedingte primäre Erregungssteigerung im Sinnesfeld und eine infolge der Erkrankung des Vorstellungsfeldes bedingte Rückstauung nervöser Energie ins Sinnesfeld. die ihrerseits die sinnlichen Residuen abnorm erregt.

Bei den erwähnten Halluzinationen bei Vergiftungen haben wir wahrscheinlich zum mindesten auch eine direkte Reizung des Sinnesfeldes durch das Gift anzunehmen, die auch in der gewöhnlich dabei vorhandenen abnormen Empfindlichkeit gegenüber wirklichen Wahrnehmungen, so gegenüber Licht, Geräuschen etc. hervortritt.

Am bekanntesten und häufigsten sind die Halluzinationen bei der Alkoholvergiftung. Sie zeichnen sich durch eine sehr grosse sinnliche Lebhaftigkeit, Massenhaftigkeit und häufig sehr lebhafte Bewegungen aus, in denen sie sich befinden. So sehen die Kranken massenhafte kleinere und grössere Gegenstände, Flocken, Münzen, Gläschen, Flaschen und häufig vielerlei Tiere, wie Spinnen, Ratten und Mäuse. Nicht selten drängen grosse Menschenmengen auf sie ein, Gespenster huschen um sie herum und ähnliches. Die Kranken hören Brausen und Klingen, Vogelgesang und Glockenläuten, aber auch Worte, die sich meist mit ihrer Person beschäftigen. Auch die übrigen Sinne sind oft beteiligt. Die Kranken fühlen Tiere auf ihrem Körper kriechen, haben eigentümliche Geruchshalluzinationen, die Speisen schmecken ihnen verändert, nach Arsenik, Petroleum etc. Für gewisse Formen der alkoholischen Erkrankungen ist das Halluzinieren ganzer Unterhaltungen besonders charakteristisch. Nicht selten zeigt sich die Steigerung der Erregungen im Sinnesfeld auch im Schlaf im Auftreten von sehr lebhaften Träumen, die nicht nur den Gesichtssinn, sondern auch die anderen Sinne betreffen können. Die Kranken hören im Traum Sprechen, Geräusche etc. So berichtet Weber im Demokritos von einem Traum nach einer Punschpartie, indem er glaubte, das Feuerzeichen gehört zu haben und ans Fenster trat, ärgerlich, wie er schreibt, dass er nicht auch die Feuerspritze hörte.

Ähnlich wie der Alkohol wirken halluzinationserregend der Äther, die Belladonna, das Chloroform, das Haschisch, das Opium und andere Gifte. Die Halluzinationen im Ätherrausch sind oft besonders beglückenden, die beim Chloroform dagegen unangenehmen Inhalts. Kleinen Dosen der Belladonna wird ähnlich wie dem Opium die Fähigkeit zugeschrieben, besonders erotische Halluzinationen zu erwecken. Das Haschisch, das von orientalischen Völkern geraucht oder getrunken wird oder mit Mandeln vermischt als Konfekt gegessen wird, erweckt Störungen der normalen Seelenvorgänge mit Halluzinationen, die stark lustbetont sind. Die Halluzinierenden erzählen von besonders leuchtenden Farben und himmlischen Wonnen, die ihnen vorgezaubert werden.

Den Vergiftungen nahe stehen die Halluzinationen bei akuten körperlichen Erkrankungen, besonders wenn diese mit Fieber einhergehen. Sie sind keine seltene Erscheinung, besonders bei Kindern, bei denen offenbar leicht eine Erregbarkeitssteigerung der Sinnesflächen eintreten kann, weil bei ihnen auch schon normalerweise eine leichte Ansprechbarkeit der Sinnesfelder besteht, die in der Lebhaftigkeit der kindlichen Vorstellungen zum Ausdruck kommt. Wahrscheinlich handelt es sich bei den Halluzinationen bei körperlichen Erkrankungen auch um die Folge von Vergiftungen durch Gifte, die die körperliche Erkrankung liefert, zum Teil aber um direkte Wirkung der Temperatursteigerung, die als Reiz auf die Sinneszentren wirkt.

Spielt bei den Vergiftungen die direkte Reizung der Sinneszentren eine besondere Rolle, so kommt bei vielen anderen Geisteskrankheiten (es handelt sich besonders um diejenigen, bei denen die später näher geschilderte paranoische Bewusstseinsveränderung vorliegt) hinwiederum der Rückstauung der nutritiven Energie vom erkrankten Begriffsfeld eine ganz hervorragende Bedeutung zu. Die Halluzinationen bei diesen Geisteskrankheiten zeichnen sich oft durch relativ geringere Lebhaftigkeit aus, sodass nicht selten erst begünstigende Momente hinzutreten müssen, um die Halluzinationen deutlich in Erscheinung treten zu lassen.

2. Die Hilfsmomente. Experimentell erzeugte Halluzinationen.

Diese Hilfsmomente für das Auftreten von Halluzinationen sind sehr verschiedenartig. Sie können zunächst durch die schon erwähnten peripheren Reizzustände geliefert werden, wie sie in Erkrankungen der Sinnesorgane gegeben sind. Ihre Bedeutung zeigt sich darin, dass manche Kranke nur solange halluzinieren, als der periphere Reiz besteht. Es lässt sich dies folgendermaßen erklären: Besteht z. B. schon infolge einer psychischen Erkrankung eine Übererregbarkeit der Sinnesflächen, die an sich noch nicht genügt, um die Erinnerungsbilder halluzinatorisch zu erwecken, die Amplitude über das normale Maß zu erhöhen, so kann die diffuse Erregung von der Peripherie dies zustande bringen, und es resultiert eine Halluzination, die scheinbar durch die periphere Erkrankung entstanden ist. Die Erregung in der Peripherie kann dabei neben der Halluzination den Kranken als sog. subjektive Sinnesempfindung, d. h. eine Empfindung, die nur aus den elementaren Qualitäten des betreffenden Sinnes gebildet wird, zum Bewusstsein kommen. Nicht selten halluzinieren Kranke nur solange, als diese subjektiven Sinnesempfindungen bestehen. In anderen Fällen handelt es sich um illusionäre Veränderungen der elementaren, peripher entstandenen Halluzinationen. Nur unter der Annahme des engen Zusammenhangs der Halluzinationen mit zentralen Vorgängen ist es zu verstehen, warum diese peripher erzeugten Halluzinationen häufig so nahe Beziehungen zu dem Vorstellungsleben des Halluzinierenden zeigen, warum die Natur des peripheren Reizes meist gleichgültig ist, sodass nicht nur organische Erkrankungen des peripheren Sinnesorganes zu derartigen Halluzinationen führen, sondern schon die durch verschiedenste Momente hervorgerufenen subjektiven Sinnesempfindungen.

Den Zuwachs an Erregung im Sinnesfeld braucht überhaupt gar keine krankhafte Veränderung im Sinnesapparat zu liefern, sondern es kann dies auch durch eine wirkliche Wahrnehmung geschehen. Wir lernen damit ein weiteres wichtiges Hilfsmoment für das Auftreten

von Halluzinationen kennen. Manche Kranken halluzinieren nur bei offenen Augen, während ihre Halluzinationen bei geschlossenen Augen verschwinden, sie hören ihre Stimme nur bei gleichzeitig vorhandenen wirklichen Gehörswahrnehmungen. So berichtet Jolly von einem Patienten, der aus den Tropfen des aus dem Wasserhahn ausfliessenden Wassers Mädchenstimmen halluzinierte, die mit dem Zudrehen immer verschwanden, beim Aufdrehen immer wieder auftraten.

Man hat auf Grund dieser Beobachtungen versucht, künstlich Halluzinationen hervorzurufen. Es gelingt dies tatsächlich auf verschiedene Weise, indem man entweder die subjektiven Sinnesempfindungen künstlich wachruft oder den Kranken besonderen wirklichen Wahrnehmungen aussetzt.

Erzeugt man durch Druck auf den Augapfel die bekannten Druckbilder, so kann man bei halluzinierenden Kranken verschiedenartige Halluzinationen erwecken. Reizt man den Hörnerven durch den elektrischen Strom, so treten Gehörshalluzinationen auf. Um Gesichtshalluzinationen zu erzeugen, hält man dem Kranken etwa ein leeres Blatt Papier vor und er liest ganze Sätze vor, die er auf dem Papier geschrieben sieht und ähnliches. Besonders eingehend sind diese künstlich hervorgerufenen Halluzinationen für den Gehörssinn studiert. Man hat als wirkliche akustische Wahrnehmungen tönende Stimmgabeln, Klopfen, Drehorgelspielen u. ähnl. benutzt. Hierbei ist neben dem Auftreten von Halluzinationen überhaupt, eine bestimmte Abhängigkeit, eine Beziehung zwischen der Art des Reizes und der Halluzination hervorzuheben. So zeigte sich z. B., dass der Rythmus des Reizes im Rythmus der Halluzination wiederkehrte, dass z. B. bei Klopfen in einem bestimmten Takt die Halluzinationen ebenfalls im gleichen Takt gehört wurden. Auch die Tonhöhe des Reizes kehrte nicht selten in der Halluzination wieder.

Es gelingt aber auch Halluzinationen durch eine Wahrnehmung auf einem anderen Sinnesgebiet zu erwecken (sog. Reflexhalluzinationen), z. B. durch Schmerzreize Gehörshalluzinationen. Besonders instruktiv ist hierfür eine Beobachtung Moravzik's: Ein Alkoholist war bereits frei von Halluzinationen, als im Verlauf eines Gespräches plötzlich eine Stimmgabel hinter seinem Kopf ertönte. Nach kurzem ruhigen Hinsinnen beginnt Pat. unter den Zeichen einer lebhaften Angst mit den Füssen zu treten, wirft sich zu Boden, schlägt den Fussboden und klopft seine Kleider, als ob er etwas wegkehren wollte und beklagt sich über das zahlreiche Ungezieťer. Nach Entfernung der Stimmgabel bemerkt Pat. überrascht, dass das Ungeziefer verschwunden sei, doch erschien dasselbe sofort nach neuerlichem Ertönen der Stimmgabel. Hier haben die Gehörsreize Gefühlshalluzinationen wachgerufen. Auch die Reflexhalluzinationen können denselben Rythmus aufweisen, wie die Reize. Immer handelt es sich bei diesen künstlich erzeugten Halluzinationen

um Geisteskranke, bei denen die Ursache der Halluzination in einer zentralen Erkrankung zu suchen ist, der periphere Reiz nur die Anregung für das Auftreten der Halluzinationen gab. Interessant ist besonders die schon erwähnte Tatsache, dass die zentrale Erregung in gewisser formaler Beziehung durch den peripheren Reiz beeinflusst werden konnte, dass der Rythmus des Reizes den Rythmus des Ablaufs der zentralen Vorgänge bestimmte und dass diese Beeinflussung von einem Teil des Gehirn auf einen ganz anderen übergehen kann (wie der Rythmus des Stechens den Rythmus der Gehörshalluzinationen bestimmt). Wir kennen etwas ähnliches übrigens von den normalen Vorgängen, wenn unsere Bewegungen durch eine rythmisch scharf akzentuierte Melodie uns förmlich aufgezwungen werden, sodass wir im bestimmten Takte gehen müssen.

Wie eine Halluzination durch eine wirkliche Wahrnehmung erweckt werden kann, so kann dies auch durch eine Halluzination auf einem andern Sinnesgebiete geschehen. Ein Kranker, der eine Gestalt sieht, fühlt ihre Hand an seinem Körper und zwar nur solange er sie sieht. Hier ruft das optische Erinnerungsbild das zugehörige taktile hervor, wie es auch normalerweise geschieht, beide erscheinen nur infolge der Übererregbarkeit im Sinnesfeld in halluzinatorischer Stärke.

Im Gegensatz zu den erwähnten Halluzinationen wird das Eintreten der Halluzinationen in anderen Fällen durch das Abhalten von Sinneseindrücken begünstigt, während die Halluzinationen bei starken äusseren Eindrücken verschwinden. Deshalb verschliessen manche Kranke, die angenehme Halluzinationen haben, denen sie gerne lauschen, ihre Ohren mit Watte, andere dagegen, die an unangenehmen sie sehr belästigenden Gehörstäuschungen leiden, halten sich am liebsten besonders an den Orten auf, wo der grösste Lärm ist, weil sie wissen, dass dann ihre Halluzinationen verschwinden. Diese Beeinflussung der Halluzinationen durch wirkliche Wahrnehmungen erklärt sich dadurch, dass die relativ wenig lebhaften Halluzinationen gegenüber der Stärke der Wahrnehmungen nicht aufzukommen vermögen. Auch ist zu bedenken, dass die wirkliche Wahrnehmung von der nervösen Energie im Sinnesfeld so viel verbraucht, das nicht genügend übrig bleibt, um die sich etwa nur in einem geringen Reizzustand befindenden sinnlichen Residuen zu halluzinatorischer Stärke erwecken, dass andererseits bei Abschluss der Sinnesorgane die ganze Energie dafür zur Verfügung steht.

Bei den künstlich hervorgerufenen Halluzinationen kommt neben dem erwähnten Moment zweifellos für ihre Hervorrufung der Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf sie und der Erwartung eine nicht geringe Bedeutung zu. In diesem Sinne sind die Experimente von Aschaffenburg von besonderem Interesse, bei denen Halluzinationen dadurch hervorgerufen werden konnten, dass man den

Kranken an einem Haustelefon hören liess. Da hier keinerlei wirkliche Wahrnehmung vorlag, konnte nur die Erwartung die Halluzination erweckt haben. Sie spielt bei den spontanen Halluzinationen auch eine wichtige Rolle. Viele Kranke hören ihre Stimmen nur, wenn sie ihnen lauschen, sie sehen ihre Gesichtstäuschungen deutlicher, wenn sie sie genauer betrachten, während bei Ablenkung der Aufmerksamkeit die Halluzinationen gelegentlich zum Verschwinden kommen. Manche Kranken benutzen diese Tatsachen, um sich selbst von lästigen Sinnestäuschungen zu befreien, indem sie sich intensiv mit etwas anderem beschäftigen. Auf die Aufmerksamkeitskonzentration ist auch die Tatsache zurückzuführen, dass Geisteskranke ihre Halluzinationen willkürlich hervorrufen können. So berichtet Kahlbaum von einem Kranken, der sagte: Nun passen Sie einmal auf, sobald ein Wölkchen kommen wird, werde ich Gottes Stimme hören. Und dies geschah wirklich.

Die Erwartungsstimmung kann auch durch suggestive Beeinflussung durch einen anderen erweckt werden. So kann man viel halluzinierenden Kranken das Auftreten bestimmter Halluzinationen suggerieren. Besonders leicht gelingt dies mit solchen Halluzinationen, die ihrem Inhalt nach innerhalb der Vorstellungskreise liegen, die den Kranken besonders beschäftigen und für die schon von vornherein eine besondere Ansprechbarkeit angenommen werden kann. Deshalb lassen sich Alkoholkranke am leichtesten Bierflaschen, Schnapsgläschen und ähnliche Dinge suggerieren, die ja in ihrem Vorstellungsleben eine grosse Rolle spielen.

Die Erklärung dieser Bedeutung der Aufmerksamkeitshinlenkung ergibt sich aus unseren früheren Ausführungen über die Möglichkeit, die nervöse Energie bis zu einem gewissen Grade willkürlich zu konzentrieren. Ebenso wie es dem Gesunden möglich ist, durch Konzentration der nervösen Energie auf das Sinnesfeld seine Vorstellungen bis zu einem gewissen Grade lebhafter zu gestalten, so vermag der Halluzinierende dadurch die sich schon in einem Reizzustand befindlichen Vorstellungen zu halluzinatorischer Stärke zu erwecken.

Wahrscheinlich kommt dabei noch ein anderes Moment in Betracht, — die Herabsetzung der Verstandestätigkeit, die, einerseits in der Einengung des Bewusstseins in Erscheinung tritt — eine solche besteht zweifellos in Zuständen gespannter Erwartung und Aufmerksamkeitsrichtung auf ein bestimmtes Erlebnis — andererseits zum Abfliessen der nervösen Energie ins Sinnesfeld, und dadurch zum Hervortreten der Halluzination, führt.

Diese Herabsetzung der Verstandestätigkeit und die Einengung des Bewusstseins spielt weiter eine bedeutende Rolle bei einer Reihe anderer Halluzinationen auslösender Dispositionen. So bei der Möglichkeit, Halluzinationen im hypnotischen Zustand zu sug-

gerieren, bei dem eine Einengung des Bewusstseins durch psychische Beeinflussung erzeugt wird.

Weiter ist sie wohl mit als Erklärung für die Tatsache heranzuziehen, dass Kranke Halluzinationen durch Fixieren bestimmter, besonders glänzender Gegenstände, also durch monotone Sinnesreize oder durch immer in der gleichen Weise wiederholte Bewegungen bei sich hervorzurufen vermögen, ferner, dass Angst, Aufregung das Halluzinieren zum Ausbruch bringt. Durch die Angst wird zweifellos eine Einengung des Bewusstseins auf eine bestimmte, eben die Angst erweckende Vorstellungsgruppe und eine Assoziationslähmung, also geringere Tätigkeit im Begriffsfelde bewirkt, die die Vorbedingung für die Rückstauung der Energie ins Sinnesfeld ist. Ähnlich wirkt auch die Abspannung, bei der auch eine herabgesetzte Leistung im Vorstellungsfelde anzunehmen ist. Manche Kranke halluzinieren nur in solchen Zeiten der Abspannung, z. B. vor dem Einschlafen.

3. Halluzinationen geistesgesunder Individuen. Halluzinationen historischer Persönlichkeiten. Die sogenannten Wachhalluzinationen.

Vorübergehende abnorme Bewusstseinszustände müssen wir auch bei den Halluzinationen geistig gesunder Individuen annehmen, soweit es sich nicht um die Folgen lokaler Erkrankung eines Sinnesfeldes bei ihnen handelt.

Diese Trugwahrnehmungen gesunder Personen sollen uns wegen des grossen Interesses, das sie zweifellos beanspruchen, etwas eingehender beschäftigen. Von einer grossen Reihe berühmter, geistig hoch stehender Männer wird berichtet, dass sie zeitweise Sinnestäuschungen gehabt haben. Sokrates wurde von einer inneren Stimme gewarnt, wenn er etwas tun oder lassen sollte; ähnlich soll den Cardanus ein Schutzgeist vor Fehlern bewahrt, Descartes eine halluzinierte Gestalt zum weiteren Forschen angehalten haben. Drusus trat eine riesengrosse Erscheinung entgegen, als er den Rhein überschreiten wollte. Attila bedrohte die Halluzination eines alten Priesters mit gezogenem Schwerte mit dem Tode und hielt ihn dadurch vom Zuge gegen Rom ab. Napoleon soll nach dem Berichte Thierrys bei wichtigen Gelegenheiten einen glänzenden Stern gesehen haben, der ihm vorwärts zu gehen befahl.

Eine Reihe der Halluzinationen historischer Personen betrifft Künstler. So wird von dem Maler Montana erzählt, dass er die Bilder, bevor er sie malte, so lebhaft vor Augen sah, dass er jemanden, der zwischen ihn und die halluzinierten Bilder trat, aufforderte, beiseite zu gehen. Ähnlich soll Raffael das Bild der Madonna halluzinatorisch geschaut haben, ehe er sie malte. Von Cellini, Tasso, Byron, Schumann, Beethoven und anderen werden Halluzinationen berichtet.

Besonders die grossen Religionsstifter haben nicht selten Halluzinationen gehabt. Bekannt sind die Visionen des Ezechiel, bekannt ist die Geschichte Luthers, der nach dem Teufel mit dem Tintenfass geworfen haben soll; auch soll er die Worte gehört haben: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben!" Savoranola hatte schon in der Jugend Visionen und sah später den Himmel sich öffnen. Von Jesus werden eine Reihe von Vorgängen erzählt, die zweifellos auch als Halluzinationen zu betrachten sind.

Die Beurteilung dieser Halluzinationen historischer Persönlichkeiten ist allerdings keineswegs einfach. Einerseits sind die Berichte nicht immer völlig einwandfrei; oft handelt es sich nur um Wiedererzählungen. So ist es oft nicht einmal mit Sicherheit zu unterscheiden, ob es sich wirklich um richtige Halluzinationen gehandelt hat. Dies scheint mir z. B. bei der inneren Stimme des Sokrates sehr zweifelhaft. Oder ob die Personen zur Zeit des Halluzinierens wirklich geistig gesund waren. Letzteres ist sicher bei einer beträchtlichen Zahl nicht der Fall gewesen. So befand sich Cellini zur Zeit des Halluzinierens in einem Gefängnis, in dem er vom Licht fast ganz abgeschlossen war und mangelhaft ernährt wurde. Er berichtet selbst, dass er seine Kräfte abnehmen fühlte. Er befand sich offenbar in einem schwer erschöpften Zustande, und die auftretenden Halluzinationen sind als Ausfluss einer schweren Erschöpfung des Hirns aufzufassen. Dafür spricht auch das Schöne, Glänzende, stark Lustbetonte der Erscheinungen — Eigenschaften, die sich gerade bei den Halluzinationen der Erschöpfungszustände relativ häufig finden. Bei anderen wie Tasso, Schumann handelte es sich zweifellos um ausgesprochene Geisteskrankheiten, als deren Folgeerscheinung die Halluzinationen auftraten. Die Kranken boten dann auch andere Zeichen geistiger Störung. Wieder in anderen Fällen gingen zweifellos grosse Aufregungen und seelische Erschütterungen dem Auftreten der Halluzinationen voraus. Daher kommt es wohl auch, dass besonders die religiösen Männer von Halluzinationen heimgesucht werden. Es sind dies Halluzinationen in der Ekstase. Es ist fraglich, ob man den Zustand der Ekstase als normalen oder pathologischen auffassen soll. Jedenfalls besteht bei ihm eine unter dem Einfluss bestimmter sehr affektbetonter Vorstellungen zustande gekommene Hemmung der Assoziationstätigkeit und eine ausserordentlich starke Einengung des Bewusstseins, die auch in der starken Herabsetzung des Gefühlsvermögens derartig ekstatischer Personen in Erscheinung tritt und die ekstatischen Personen — man denke besonders an die Fälle religiöser Verzückung — unempfindlich für äussere Eindrücke, Schmerzen etc. macht. Aus dieser Bewusstseinsveränderung erklärt es sich auch, warum die Halluzinationen meist für wirklich gehalten werden. Von den eigentlichen Geisteskrankheiten unterscheiden sich diese Zustände

durch den vorübergehenden Charakter und das Erhaltenbleiben der geistigen Fähigkeiten, die nur auf kurze Zeit gelähmt werden. Es ist kein Zweifel, dass zwischen den Zuständen der Ekstase und den eigentlichen Geisteskrankheiten nahe Beziehungen bestehen. Dem meist beglückenden Inhalt dieser Sinnestäuschung ist es wohl zuzuschreiben, dass bei vielen Völkerschaften die Neigung besteht, diese Zustände von Ekstase künstlich hervorzurufen, so z. B. bei den Grönländern, Jakuten, den Fetische anbetenden Negern, den Einwohnern Polynesiens, durch Erzeugung starker eintöniger Geräusche, Tanzen, Geisseln, Fasten und ähnlicher Zustände, die zu einer Abspannung und Ermüdung Veranlassung geben. Auch narkotische Mittel werden zu ähnlichem Zwecke verwendet; die aus dem Mittelalter bekannten Hexensalben bestanden wohl auch aus derartigen Stoffen, die geeignet waren, ekstasische Zustände hervorzurufen.

Für andere Halluzinationen geistig gesunder Menschen ist die individuelle Anlage ihrer Sinnessphäre verantwortlich zu machen. Es ist kein Zufall, dass ein grosser Teil der Halluzinationen Künstler betrifft. Die Anlage zu lebhafter Phantasietätigkeit, die den Künstler auszeichnet, und in einer schon normalerweise vorhandenen besonderen Stärke der sinnlichen Residuen besteht, wird besonders leicht dazu führen können, dass die sinnlichen Residuen zu halluzinatorischer Stärke erweckt werden. Gewöhnlich kommt noch eine affektbetonte Stimmungslage, oft ein der Ekstase ähnlicher Bewusstseinszustand hinzu, um die Halluzinationen wachzurufen.

Wenn es auch schwer sein dürfte, namentlich ohne genaues Eingehen auf Quellen, die Ursache für das Auftreten der Halluzinationen dieser historischen Persönlichkeiten in jedem Falle anzugeben, so kann man wohl im allgemeinen sagen, entweder handelte es sich um eine ausgesprochene oder vorübergehende Geistesstörung oder es lagen Zustände abnormer körperlicher Schwäche oder Gemütserregung, ekstatischer Begeisterung oder ähnliches vor, also Zustände, die Übergänge zwischen dem gesunden Geistesleben und den eigentlichen Krankheiten darstellen. Der Umstand, dass die Halluzinationen meist für objektiv reale gehalten wurden, spricht auch dafür, dass es sich entweder um geistige Störungen oder jedenfalls um abnorme Bewusstseinszustände gehandelt hat, die zu einer wenigstens vorübergehenden Veränderung der gesamten Geistestätigkeit geführt haben.

Auch bei nicht hervorragenden geistig gesunden Individuen sind einzelne Halluzinationen unter gewissen Umständen nichts seltenes.

Einen Einblick in ihre Entstehungsweise und Häufigkeit hat uns eine internationale Enquête über diese sog. Wachhalluzinationen, die hauptsächlich durch die englische Society for Psychical Research

veranstaltet wurde, gegeben. Gleichzeitige ähnliche Erhebungen durch W. James in Amerika, von Schrenk-Notzing in Deutschland, Marillier in Frankreich haben das Material vervollständigt, das durch Parish[1]) eine eingehende Bearbeitung erfahren hat.

Wenn wir diese Halluzinationen gesunder Individuen näher betrachten, so zeigt es sich, dass eine Reihe der Momente, die wir bei Geisteskranken als disponierend für das Auftreten von Halluzinationen kennen gelernt haben, eine ähnliche Rolle auch bei Gesunden spielt. So treten die wohl am allgemeinsten bekannten Halluzinationen bei geistig Gesunden z. B. besonders häufig vor dem Einschlafen auf. Man sieht allerlei Bilder, Gegenstände, Landschaften; eigentümlich ist auch die nicht seltene Gefühlshalluzination, dass man glaubt, grosse Pakete in den Händen zu haben, die oft riesige Dimensionen annehmen, wie auch die eigenen Glieder vergrössert erscheinen können. Zu dieser Art von Halluzinationen gehört auch ein beträchtlicher Teil der Wachhalluzinationen; sie traten nicht selten um die Zeit zwischen Schlafen und Wachen auf, entweder vor dem Einschlafen oder nach dem Erwachen.

So berichtet eine Frau S.: „Frühmorgens sah ich plötzlich, während ich noch im Bette lag (ich glaube völlig wach gewesen zu sein) die Gestalt meiner vor 2 Jahren verstorbenen Mutter (die mir im Traum und Halbschlaf häufiger erscheint, aber nie so deutlich wie diesmal). Sie hielt mein zur Zeit noch lebendes und sich gesund befindendes Kind bei der Hand. Auf meine Anrede verschwand die Gestalt ebenso plötzlich wie sie erschienen war. Diese Halluzination hatte ich zwischen $^1/_2$5 und 5 Uhr morgens am 2. 12. 1889."

Für diese Zustände bedarf es kaum eines Nachweises einer herabgesetzten Verstandesleistung; begünstigt werden die Halluzinationen noch durch Ermüdung und Erschöpfung oder psychische Erregung, die ebenfalls zu einer Herabsetzung der Verstandesleistung und zu einer Reizung der Sinnesfelder führen. So spielt wohl die lebhafte Gemütserregung und Schlaftrunkenheit eine Rolle bei der Halluzination einer Mutter, die aus dem Schlaf zu ihrem erkrankten Kinde aufspringt und eine Gestalt sieht.

Die Wirkung lebhafter Gemütserregung und vielleicht auch Erschöpfung zeigt sich, wenn ein Mann der Enquête berichtet: „Meine Frau ist am 3. 4. 1887 gestorben, Mitternacht $^3/_4$1 Uhr. Früh beim Erwachen, es mochte 6 oder 7 Uhr sein, hörte ich sie ganz deutlich mit ihrer lieben Stimme mich bei meinem Namen rufen: „August!", als ob sie mich trösten wollte."

In manchen Fällen spielt die ermüdende Wirkung des Fixierens blanker Gegenstände auch bei den Wachhalluzinationen eine grosse Rolle; so wenn z. B. die Halluzination beim Hineinschauen in einen Spiegel erscheint. Diese Wirkung des Fixierens tritt auch besonders hervor bei den eigentümlichen Erscheinungen der sogenannten Kristallvisionen, die nach Parish folgendermaßen hervorgerufen werden: Indem man alle Gedanken und jede Erwartungsspannung zu bannen sucht, lässt man

[1]) Über die Trugwahrnehmungen. Leipzig 1894. Abel.

das Auge unverwandt auf einem Brillanten, ein schwarz eingerahmtes Brennglas, einem Glase Wasser oder etwas ähnlichem ruhen. Für viele Personen treten nun nach einer Zeit in dem Kristall Erscheinungen auf. Sie sehen Städte, Kirchtürme, bekannte Gesichter und ähnliches. Der eingehenden Schilderung bei Parish entnehme ich noch einige Einzelheiten: Die Kristallvisionen sind seit uralter Zeit bekannt. Die Wahrsagerei aus Kristall, oder aus spiegelnden Gegenständen (Metallspiegel, Beryll und ähnlichen Steinen, Gefässen voll Wasser, Quellen, in die Handflächen gegossene Flüssigkeiten, eingeölten Fingernägeln etc.) lässt sich bei den Assyrern, Persern, Ägyptern, in Griechenland, Rom, China, Indien, Japan, bei den Insulanern der Südsee u. s. w. als gebräuchlich nachweisen. Zu hoher Blüte gelangte die Kunst, deren Erfindung Äschylos dem Prometheus, Cicero den Assyrern, Zoroaster dem Ahriman, die Kirchenväter dem Vater der Lüge zuschreiben, in Europa am Ende des Mittelalters und im 16. und 17. Jahrhundert, wo Gelehrte an den Höfen italienischer Fürsten, der englischen Elisabeth, der Katharina von Medici und der Kaiser Maximilian und Rudolph sie ausübten. — In Griechenland waren ausser der eigentlichen Kristallomantik noch andere Arten im Gebrauch. So die Hydromantik, die als berühmtes Orakel in Patrae im Tempel der Demeter geübt wurde. Hierbei senkte man einen Spiegel bis eben zur leisen Berührung der Oberfläche einer heiligen Quelle herab und weissagte aus den an ihm beobachteten Visionen. Ferner die Lekonomantik, bei welcher ein mit Wasser oder mit einer Mischung von Öl und Wein gefülltes Gefäss die Stelle des Kristalls vertrat, die Katoptromantik, bei der nur Metallspiegel in Anwendung kamen; die Gastromantik, bei welcher ein Knabe unter Fackelbeleuchtung und Beschwörungen den Mittelpunkt von wassergefüllten Gefässen betrachtete; schliesslich die Onychomantik, die an den fett- und ölbedeckten Fingernägeln eines unschuldigen Knaben stattfand.

Ihre besondere Bedeutung gewinnen alle diese Visionen durch ihren Inhalt, der häufig von den dem Individuum anscheinend unbewussten Vorstellungen abhängig ist und dadurch den Anschein der Fähigkeit des Weissagens erweckt. Die Vorstellung vom Zauberspiegel der bösen Stiefmutter im Schneewittchen, wie in anderen Sagen und Märchen, ist wohl auf derartige Beobachtungen zurückzuführen. Häufig sind es unbewusst aufgenommene Wahrnehmungen, die in den Kristallvisionen anscheinend zum erstenmal zum Bewusstsein kommen, bis das Individuum durch Überlegung doch sich der früheren Erlebnisse wieder erinnert.

Wie das Blicken auf glänzende Flächen Visionen hervorruft, so das Lauschen auf monotone Geräusche Gehörtäuschungen. Auch hieran hat der Aberglaube Vorstellungen von Weissagungen angeschlossen. Ich erinnere an die Weissagungen aus dem rauschenden Hain zu Dodona, an die Muschelweissagungen der Buddhisten Tibets und ähnliches.

4. Die Träume.

Als halluzinatorische Erscheinungen bei Gesunden dürfen wir auch die Träume betrachten.

Die Beziehungen zwischen dem Auftreten von Halluzinationen und Träumen tritt uns schon dadurch entgegen, dass viele halluzinierende Geisteskranke sehr lebhaft träumen, dass im Anbeginn mancher Psychosen sehr lebhafte Träume auftreten.

Dass im Traum eine herabgesetzte Verstandesleistung statt hat, die wir als Ursache der halluzinatorischen Erlebnisse in Anspruch nehmen können, kommt in dem ungeordneten Charakter der Traumerlebnisse zum Ausdruck und der mangelhaften Kritik gegenüber den unmöglichsten Beziehungen, die sich im Traume finden. Es besteht also wohl die Möglichkeit für die Annahme eines Energieabflusses ins Sinnesfeld. Es ist allerdings zu berücksichtigen, dass es sich im Schlafe doch zweifellos überhaupt um die Wirkung einer allgemeinen Herabsetzung der nutritiven Energie handelt, dass also auch für die Erregung der Sinnesresiduen durch die Herabsetzung der Verstandestätigkeit gar keine Energie frei wird. Es entspräche dieser Annahme, wenn manche Autoren überhaupt leugnen, dass die Träume den Halluzinationen gleich zu setzen sind, da ihnen überhaupt keine besonders sinnliche Lebhaftigkeit zukommt. Zuzugeben ist, dass der Wahrnehmungscharakter der Träume mit Sicherheit nicht zu erweisen ist, weil wir ja niemals Träume und wirkliche Wahrnehmungen zu gleicher Zeit haben und sie also auch nicht vergleichen können. Aus den Beobachtungen des Weiterträumens im halbwachen Zustande, die nicht ganz selten sind, wie mancher sehr lebhaften Erinnerung an Träume, so dass das Individuum gar nicht zu entscheiden vermag, ob es sich um die Erinnerung an einen Traum oder an eine wirkliche Wahrnehmung handelt, glaube ich jedoch annehmen zu müssen, dass die Träume eine besondere Lebhaftigkeit besitzen und mit den Halluzinationen in eine Reihe zu setzen sind. Es kommen besonders bei Halluzinanten im Schlafe neben den gewöhnlichen Traumvorgängen auch solche vor, die sich durch ganz besondere Lebhaftigkeit unterscheiden und die man als echte Halluzinationen im Traume dem gewöhnlichen Traumerleben gegenüber gestellt hat. Die Lebhaftigkeit ist gewöhnlich so gross, dass die Schlafenden dadurch erweckt werden; so berichtet ein bekannter Psychiater von einer Selbstbeobachtung, dass er im Schlafe eine elektrische Klingel zu hören glaubte, wovon er erwachte. Über die eigenartige Beziehung zwischen Träumen und Halluzinationen besitzen wir eine sehr instruktive Selbstschilderung von einem zeitweise geisteskranken Arzte, Kandinsky, der folgendes schreibt:

„Während der Periode des Sinnesdeliriums waren meine Träume ungemein lebhaft. Es war ein Halluzinieren im Schlafe. Überhaupt

bietet der Zustand des Wachens und des Schlafes bei einem halluzinierenden Kranken keinen so scharfen Unterschied dar: einerseits sind die Traumbilder so lebhaft, dass der Kranke sozusagen im Schlafe wacht, andererseits sind die Halluzinationen des wachen Zustandes so wunderlich und mannigfaltig, dass man sagen kann, der Kranke träumt wachend. Meine Träume während der Krankheit waren oft nicht weniger lebhaft als etwas in Wirklichkeit Erlebtes; zuweilen wenn einige Traumbilder in meiner Erinnerung aufstiegen, konnte ich nur nach langsamem und mühsamem Erwägen entscheiden, ob ich dieselben in Wirklichkeit erlebt oder nur geträumt hatte."

Man hat bei den Traumerlebnissen, wie bei den Trugwahrnehmungen unterschieden zwischen Halluzinationen und Illusionen. Im ersten Falle handelt es sich um das freie Auftauchen verschiedenartigster Erlebnisse, für die in vielen Fällen innige Beziehungen zum Vorstellungsleben im Wachen bestehen. Ich erinnere nur an die bekanntesten Wunschträume, in denen langgehegte Wünsche im Traume in Erfüllung gehen. Nicht selten werden im wachen Zustande scheinbar ganz vergessene Erlebnisse im Traume wieder wach, wodurch der Eindruck erweckt wird, dass der Traum uns Kunde von Dingen gibt, die wir wachend nicht gewusst haben. In ähnlicher Weise werden ja dem Halluzinierenden scheinbar ganz unbekannte Dinge durch seine Halluzinationen bekannt.

Bei den Traumillusionen werden die Träume durch äussere Reize hervorgerufen. Diese können auf allen Sinnesorganen zugeführt werden. Dabei kommt das Auge, da es ja im Schlafe geschlossen ist, am allerwenigsten in Betracht, jedoch vermögen der durchs Fenster eindringende Mond- oder Sonnenschein auch durch die Lider hindurch die Netzhaut zu erregen und dadurch unserem Gehirn Reize zuzuführen. Sie sind deshalb auch nicht selten die Erzeuger von Träumen. So berichtet Weygandt von einem Traum, in dem ihm lebende Bilder in glänzender Magnesiumbeleuchtung erstrahlten, und dessen Ursache die leuchtende Morgensonne war. Krauss erzählt, dass er sich einst in einer verliebten Attitude überraschte, die Arme nach dem gegenüber liegenden Fenster ausgestreckt, in dem das Bild der fernen Geliebten erschien. Voll erwacht, erwies sich ihm die liebliche Gestalt als der hereinscheinende Vollmond.

Eine grössere Rolle als die optischen Reize spielen die akustischen. Derartige Träume, bei denen ein zufällig entstehendes Geräusch, ein herabfallender Gegenstand, eine zugefallene Tür und ähnliches in ein Traumerlebnis verarbeitet wird, sind wohl jedem bekannt. Weygandt träumte auf einer Reise beim Pfiff der Lokomotive von einem Mädchen, das laut und schrill schrie, als es ausgescholten wurde. Bei Geruchs- und Geschmackseinwirkungen auf den Schlafenden, wie z. B. intensivem

Blumenduft, werden häufig Situationen geträumt, bei denen früher derselbe Geruch eine Rolle spielte, wie durch Gerüche auch im wachen Bewusstsein sehr leicht Erinnerungen an ganze Situationen erweckt werden. So erzählt Parish von einem Fall, wo sich jemand während des Schlafes von seinem Bedienten in einer, in dessen Belieben gestellten Nacht, das Kopfkissen mit einem Parfüm besprengen liess, dem er nur während eines bestimmten Landaufenthalts, damals aber in sehr hohem Grade gehuldigt. Der Träumende sah sich in die betreffende Landschaft versetzt. Ausserordentlich häufig werden Hautempfindungen im Traume verarbeitet. Dabei können die geringfügigsten Ursachen zu den unangenehmsten Träumen Veranlassung geben, wie z. B. wenn der Druck eines Strohhalms zwischen zwei Zehen den Traum erzeugt, gepfählt zu werden. Eine herabgerutschte Bettdecke ist nach Parish im Traum häufig Ursache grosser Verlegenheit, wenn man träumt, in mangelhafter Toilette auf der Strasse oder in Gesellschaft zu erscheinen. Krankhafte Veränderungen der inneren Organe, die zu unangenehmen Empfindungen Veranlassung geben, haben häufig unangenehme Träume zur Folge. So ist das sogenannte Alpdrücken durch derartige Störungen bedingt.

Bei dieser Ausgestaltung wirklicher Wahrnehmungen zu Träumen kommt es einerseits auf die Natur des Reizes, andererseits aber ebenso wie bei den normalen Illusionen auf die Vorstellungsgruppen an, die das Individuum beherrschen oder einmal im Zusammenhang mit der Wahrnehmung beherrscht haben und dadurch besonders leicht durch ihn erweckt werden.

III.

Das Realitätsurteil der Halluzinationen.

Wir haben bisher die Halluzinationen als psychisches Phänomen zu analysieren und ihre hirnphysiologische Entstehung zu erklären versucht. Es wurde dabei ganz ausser Acht gelassen, ob die halluzinatorische Wahrnehmung als wirkliche, d. h. den durch äussere Reize hervorgerufenen Erlebnissen gleichwertig betrachtet wird oder nicht. Mit dieser Frage, d. h. also mit dem Realitätsurteil der Halluzinationen haben wir uns jetzt näher zu beschäftigen.

1. Einleitende Bemerkungen über das Realitätsurteil der halluzinatorischen Wahrnehmungen.

Es gibt eine Ansicht, die das bejahende Realitätsurteil, d. h. die Anerkennung der Wirklichkeit einer Halluzination zu den integrierenden Bestandteilen derselben zählt. Es ist auch kein Zweifel, dass die Halluzinationen Geisteskranker – und um die handelt es sich ja vorwiegend — meist für wirklich gehalten werden; dies ist jedoch erstens auch bei Geisteskranken nicht immer der Fall, es werden sogar manchmal die gleichen Halluzinationen zu einer Zeit für wirklich gehalten, zu einer anderen nicht, vor allem aber werden die Halluzinationen Geistesgesunder meist als subjektive Vorgänge erkannt. Daraus geht hervor, dass das Realitätsurteil etwas ist, was das psychische Phänomen der Halluzination begleiten kann, aber nicht begleiten muss, dass es also nicht zum Wesen dieses Vorganges gehört.

Wie kommt dieses Realitätsurteil zustande? Die Anschauung, die das Realitätsurteil für einen integrierenden Bestandteil der Halluzinationen erklärt, nimmt dasselbe auch von der Wahrnehmung an – und das mit Recht; handelt es sich ja doch um völlig homologe Vorgänge. Mir allerdings erscheint auch das Realitätsurteil der normalen Wahrnehmung ebenso als ein sekundäres Phänomen, das einer besonderen Erörterung bedarf. Wir wollen bei der Besprechung des Realitätsurteils der Halluzinationen von dem der Wahrnehmungen ausgehen und uns zunächst fragen, wie dieses zustande kommt.

Es ist kein Zweifel, dass das verschiedene Realitätsurteil der Hauptunterschied zwischen Wahrnehmung und Vorstellung ist. Ist nun etwa in der Wahrnehmung als psychischem Einzelphänomen etwas spezifisches vorhanden, das dieses Urteil bedingt?

Nach unseren früheren Ausführungen, die ergeben hatten, dass überhaupt kein prinzipieller Unterschied zwischen Wahrnehmung und Vorstellung besteht, müssen wir diese Frage verneinen. Man hat alle die Momente, die wir vorher als angebliche Unterscheidungsmerkmale zwischen Wahrnehmung und Vorstellung kennen gelernt haben, im besonderen als Grundlage für das Realitätsurteil herangezogen: den Intensitätsgrad der spezifisch-sinnlichen Komponente der Wahrnehmung, die Organempfindungen, die Abhängigkeit von den Bewegungen der Sinnesorgane, die Spontaneität der Vorstellungen gegenüber der Rezeptivität der Wahrnehmungen, den Charakter der Leibhaftigkeit u. a. Es ist auch sicherlich richtig, dass alle diese Momente bei dem Realitätsurteil im gewöhnlichen Leben eine bedeutsame Rolle spielen, es ist aber andererseits kein Zweifel, dass alle diese Momente nicht die wesentliche Grundlage zur Gewinnung eines richtigen Realitätsurteils abgeben. Wir haben z. B. gesehen, dass Herr Tr. an der Subjektivität seiner Erinnerungsbilder, die an sich alle erwähnten Eigentümlichkeiten der Wahrnehmungen aufwiesen, doch niemals im geringsten zweifelte. Da es nicht Eigenschaften der Erinnerungsbilder an sich gewesen sein können, die ihn dabei bestimmt haben, so müssen wir annehmen, dass andere ausserhalb des psychischen Phänomens des Erinnerungsbildes selbst gelegene Umstände dabei eine Rolle gespielt haben. Wenn wir diese Umstände kennen lernen wollen, müssen wir den Begriff der Wirklichkeit zunächst im allgemeinen etwas näher betrachten.

2. Bestimmung des Begriffes der Realität und das Realitätsurteil bei der normalen Wahrnehmung und dem Erinnerungsbilde.

Man hat gewöhnlich bisher versucht, den Begriff der Wirklichkeit nach dem Unterschied zwischen innen und aussen zu bestimmen. Auch wir haben in unserer Einleitung uns zunächst mit einer derartigen Bestimmung begnügt. Was aussen, mit den Sinnen fassbar ist, ist objektiv, wirklich, was in uns ist, das ist subjektiv, unwirklich. Die Wahrnehmbarkeit wird dadurch als identisch mit der Wirklichkeit erklärt. Nun gibt es zweifellos Dinge, die wir dauernd wahrnehmen und doch nicht mehr als wirklich betrachten; wie z. B. der Gang der Sonne am Himmelsgewölbe, der sicherlich für den sehenden Menschen Wirklichkeit besitzt und doch ebenso sicher eine Täuschung, ein nicht Wirkliches, ein Subjektives ist. Umgekehrt ist für unsere Sinne bei

gewöhnlicher Wahrnehmung vieles nicht wirklich, was für die tiefer gehende Erfahrung eine unbezweifelbare Wirklichkeit, Objektivität besitzt — ich denke hier z. B. an die Röntgenstrahlen. Es kann etwas also „aussen“ sein und doch subjektiv und umgekehrt. Was dem gewöhnlichen Erleben realste Wirklichkeit ist, wie die Sinneswahrnehmung, ist für die wissenschaftliche Forschung subjektiv.

Es fragt sich nun, woran orientiert sich denn der Begriff der Wirklichkeit?

Was heisst eigentlich „wirklich“?. Wir wollen zunächst versuchen, den Tatbestand festzustellen, den wir bei unseren Wirklichkeitsurteilen erleben, um dann die Gründe zu eruieren, weshalb wir ein Erlebnis als „wirklich“ gegenüber einem anderen „unwirklichen“ auszeichnen. Wir wollen dabei von der „Wirklichkeit“ der Wahrnehmungen gegenüber der „Unwirklichkeit“ der Erinnerungsbilder ausgehen.

Wir haben gesehen, dass zwischen Wahrnehmung und Erinnerungsbild als psychischen Tatbeständen keine prinzipiellen Differenzen bestehen; trotzdem verwechseln wir beide Phänomene im gewöhnlichen Leben nicht, ja ganz unmittelbar tritt das Bewusstsein der Wirklichkeit bei den Wahrnehmungen gegenüber der Unwirklichkeit der Erinnerungsbilder in uns auf. Die Gründe dafür sind folgende. Wir wissen, dass allen durch äussere Dinge verursachten Erlebnissen gemeinsame Eigentümlichkeiten zukommen, und dass ein Zusammenhang zwischen ihnen in der Weise besteht, dass sich jedes neue ohne weiteres in das schon vorhandene, in das augenblickliche Wahrnehmungsfeld ordnen lässt, eine Beziehung, die den Erinnerungsbildern abgeht, weshalb sie uns aus dem Wahrnehmungsfeld herauszufallen scheinen. Dieses Herausfallen resp. die Zusammengehörigkeit kommt uns durch verschiedene Momente zum Bewusstsein; zunächst durch die relativen Differenzen zwischen Wahrnehmung und Erinnerungsbild, die wir schon vorher eingehend besprochen haben, wobei die vorher besprochene individuelle Schwelle ihre bedeutsame Rolle spielt. Wird diese, wie es auch bei Gesunden gelegentlich durch nicht ausser uns gelegene Reize zustande kommt, überschritten, dann verbinden wir derartige Erlebnisse unmittelbar mit dem Bewusstsein der Wirklichkeit. So hält wohl jeder, der von dem Ohrenklingen und Glockenläuten, das bei Ohrenerkrankungen nicht selten auftritt, nichts weiss, diese subjektiven Gehörswahrnehmungen zunächst für wirklich, und erst sekundär tritt eine Korrektur des Realitätsurteils auf, und zwar auf Grund weiterer Momente, die uns das Herausfallen der einzelnen Wahrnehmung aus dem übrigen Wahrnehmungs-

feld zum Bewusstsein kommen lassen. Da ist zunächst der Inhalt der Wahrnehmung von grösster Bedeutung. Während alle wirklichen Wahrnehmungen inhaltlich in engster Beziehung stehen, gehen diese Beziehungen den Vorstellungen ab, sie erscheinen uns daher inhaltlich isoliert gegenüber dem geschlossenen Wahrnehmungsfeld. Aus diesem Grunde erkannte z. B. der Patient Tr. seine sinnlich lebhaften Vorstellungen ohne weiteres als subjektive. Umgekehrt zeigt es sich, dass wir ein subjektives Erlebnis um so leichter als objektives auffassen, je mehr es inhaltlich mit den wirklichen Wahrnehmungen übereinstimmt. Wir wissen alle, wie leicht wir uns von der Wirklichkeit eines Erlebnisses überzeugen lassen, wenn es unseren Hoffnungen oder Befürchtungen entspricht, mit anderen Worten, wenn es inhaltlich in den Rahmen der Situation hineinpasst. Wir übersehen dann nicht selten grobe Differenzen, weil die starke Gefühlsbetonung des Erlebnisses, die eben durch dieses Hineinpassen erreicht wird, unser kritisches Vermögen trübt.

Noch bedeutungsvoller als der Inhalt ist wenigstens für die mit dem Gesichts- und Tastsinn gewonnenen Erlebnisse das räumliche Moment. Es besteht eine räumliche Inkongruenz zwischen Wahrnehmung und Erinnerungsbild. Es fehlen den Erinnerungsbildern nicht die Organempfindungen, nicht die Projektion in den Raum, nicht die für die Wahrnehmungen bekannte Abhängigkeit von den Bewegungen der Sinnesorgane. Was die Erinnerungsbilder aber von den Wahrnehmungen unterscheidet, ist der Umstand, dass ich zwar jede Wahrnehmung mit jeder anderen, niemals aber ein Erinnerungsbild mit einer Wahrnehmung in dasselbe Sehfeld zu bringen vermag. Beide Phänomene weisen eine Abhängigkeit von den Bewegungen des Sinnesorganes auf, aber es ist nicht für beide dieselbe. Es ist nicht möglich, von den Erinnerungsbildern einfach auf die Wahrnehmungen überzugehen und umgekehrt. Zwischen den Wahrnehmungen untereinander besteht eine räumliche Kontinuität, ähnlich zwischen den Erinnerungsbildern, nicht aber zwischen den Erinnerungsbildern einer- und den Wahrnehmungen andererseits. Es ist deshalb für das Bewusstsein nicht derselbe Raum, der die Wahrnehmungen enthält, wie der, in dem die Erinnerungsbilder sich befinden. Diese räumliche Diskontinuität lässt uns schliessen, dass es sich um verschiedenartige Phänomene handelt, wobei wir wieder das isolierte als subjektiv gegenüber den übrigen auszeichnen.

Schliesslich spielt für das Realitätsurteil die Möglichkeit der Kontrolle der einsinnigen Wahrnehmungen durch die übrigen Sinnesorgane gemäß den vielfältigen früheren Erfahrungen noch eine besondere Rolle; die geht den Erinnerungsbildern ab. Tatsächlich wird sie in manchen Fällen allein den Ausschlag geben, wenn

aus besonderen Gründen z. B die räumliche Inkongruenz nicht deutlich zum Bewusstsein kommt und das sinnlich lebhafte Erinnerungsbild in die gesamte Situation hineinpasst, wie z. B. bei manchen hypnagogen Halluzinationen.

Das Realitätsurteil ist nicht bei allen Erlebnissen ein gleich sicheres. Am sichersten ist es bei den optisch-taktilen Erlebnissen, weil das räumliche Moment, das im wesentlichen nur diesen Erlebnissen zukommt, ein besonders gutes Kriterium liefert und weil ausserdem ein Vergleich des Einzelerlebnisses mit wirklichen Wahrnehmungen bei diesen am meisten möglich ist. Weit weniger sicher ist es bei den akustischen. Auch die akustischen Wahrnehmungen zeigen eine Abhängigkeit von den Bewegungen der Sinnesorgane, aber diese ist weit unbestimmterer Art, als bei den optischen; deshalb werden Unterschiede weit schwerer zum deutlichen Bewusstsein kommen und weit leichter übersehen werden. Wir besitzen keine der räumlichen Kontinuität der optischen Wahrnehmungen entsprechende Erscheinung bei den akustischen. Der Vergleich der akustischen subjektiven Phänomene mit wirklichen akustischen Wahrnehmungen wird immer nur ungenügende und unzulängliche Anhaltspunkte für das Urteil der Realität liefern. Deshalb ist auch für sehr lebhafte akustische Erinnerungsbilder ohne weiteres ein sicheres Erkennen ihrer subjektiven Natur kaum möglich. So berichtet Fechner: „wenn er nach angestrengtem Arbeiten mit dem Sekundenzähler abends im Bette lag und selbst noch am anderen Morgen, wenn alles still war, so hörte er auf das Allerdeutlichste den Schlag des Sekundenzählers mit seinem eigentümlichen Takte etwa so, als wenn eine Pendeluhr im Nebenzimmer ginge, so dass er sich besonders überzeugen musste, dass keine derartige äussere Ursache wirklich vorhanden sei". Hier liess also nur die Kontrolle durch andere Sinnesorgane allein das Phänomen als subjektiv erkennen. Gerade diese Kontrolle ist aber bei akustischen Wahrnehmungen aus leicht begreiflichen Gründen nur in beschränktem Maße möglich. Dann wird gelegentlich der Inhalt der Wahrnehmung allein ausschlaggebende Bedeutung gewinnen. Liegen die Verhältnisse bei den Geschmackswahrnehmungen wegen der Möglichkeit der Kontrolle durch den Gesichts- und Tastsinn vielleicht etwas günstiger als bei den akustischen, so entbehrt das Realitätsurteil der Geruchswahrnehmungen fast aller Stützen. Natürlich kommen auch für diese Wahrnehmungen alle erwähnten Momente in Betracht, aber das, was wir als das wesentlichste kennen gelernt haben, die räumliche Inkongruenz, in ganz minimaler Weise. Zwischen Erinnerungsbildern und Wahrnehmungen ist eine Verwechselung allerdings hier deshalb kaum zu befürchten, weil die Erinnerungsbilder dieser Sinne bei dem grössten Teil der Menschen niemals eine nennenswerte Intensität erreichen.

Wenn wir nun von diesen Gesichtspunkten aus Wahrnehmung und Vorstellung gegenüber stellen, so finden wir, dass wir von zwei Erlebnissen dasjenige „wirklich“ nennen, welches sich besser, widerspruchsloser in dem gesamten Bereich der überhaupt möglichen Erlebnisse einordnet.

Fällt dieses Vergleichen eines Erlebnisses mit anderen fort, haben wir nur in jeder Beziehung gleichartige Erlebnisse, so kommt es überhaupt gar nicht zu der Frage nach der Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit. So ist es z. B. während des Träumens; hier leben wir ausschliesslich in Vorstellungen — eine Vergleichsmöglichkeit mit Wahrnehmungen ist wenigstens bei der überwiegenden Zahl der Träume nicht vorhanden — und halten die Vorstellungen für die volle Wirklichkeit, dass heisst, wir denken garnicht daran, dass die Erlebnisse nicht wirklich sein könnten, der Unterschied von Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit kommt uns garnicht zum Bewusstsein.

Ganz ähnlich wie bei der Wirklichkeitsbestimmung von Wahrnehmung und Vorstellung verfahren wir bei der Beurteilung der Wirklichkeit der auf Grund wissenschaftlicher Erfahrung gewonnenen Erkenntnisse. Wie dort die Vorstellung wird hier die sinnliche Wahrnehmung, die uns noch eben als das Realste erschien, in ihrer Wirklichkeit diskreditiert und als unwirklich beurteilt. Dagegen treten neue Wirklichkeiten auf, die wieder dadurch charakterisiert sind, dass sie sich in ein anderes Erfahrungsgebiet, nämlich in das der wissenschaftlichen Erkenntnis, in welches die Sinneswahrnehmungen nicht hineinpassen, einordnen.

Diesem umfassenderen wissenschaftlichen Weltbilde gegenüber ist die Sinneswahrnehmung das Isolierte, Unbedeutendere, inhaltlich den verschiedenen wissenschaftlichen Ergebnissen Widersprechende und den Kontrollen der wissenschaftlichen Forschung nicht Standhaltende, ähnlich wie die Vorstellung es gegenüber der Wahrnehmung ist. Ebenso wie der Halluzinant durch die Stärke und Fülle seiner Halluzinationen gegelentlich so stark ergriffen wird, dass ihm die halluzinierte Welt als die wirkliche erscheint, ebenso stehen wir der Welt der Wahrnehmungen gewöhnlich gegenüber; auch sie erscheint unmittelbar wirklich und es bedarf einer starken Abstraktion und wissenschaftlichen Einsicht um die Wirklichkeit der Sinneswahrnehmungen durch die der Wissenschaft zu ersetzen.

Wir haben aus diesen Darlegungen ersehen, dass es sich bei dem sogenannten Realitätsurteil 1. nicht um ein absolutes, sondern nur ein relatives Urteil handelt, das etwas über die Beziehungen eines Erlebnisses zu anderen aussagt, sodass dasselbe Erlebnis bald als wirklich bald als nicht wirklich erklärt werden kann; 2. dass die Realität eines Erlebnisses nicht etwas in dem Erlebnis ohne weiteres gegebenes ist, sondern auf einem Urteile basiert,

das einen Vergleich des Einzelerlebnisses mit der Gesamtheit der zur Verfügung stehenden Erlebnisse darstellt. Lässt sich das Einzelerlebnis unter die anderen ohne weiteres einordnen, so ist es „wirklich“, steht es dagegen gegenüber der Gesamtheit der Erlebnisse isoliert und ihnen widersprechend da, so ist es diesen gegenüber „nicht wirklich“.

Dasselbe Erlebnis kann, da es sich nun nur um die Beziehung zu einem bestimmten Kreis von Erlebnissen handelt, bald als wirklich, bald als nicht wirklich bezeichnet werden, wie wir es bei der Sinneswahrnehmung kennen gelernt haben. Die Ausdehnung des Kreises, des Geltungsbereiches eines bestimmten Wirklichkeitsurteiles wird bestimmt durch den jeweiligen Gesichtspunkt, den der Beurteiler einnimmt.

Was ist nun aber der Grund, dass wir dieses Nichthineinpassen in die Erlebnisse eines bestimmten Geltungsbereiches als nicht wirklich bezeichnen?

Das Urteil „wirklich“ ist ein Werturteil, wobei der Wert bestimmt wird durch die Bedeutung für das Sichzurechtfinden in der Welt und das darauf beruhende Handeln. Das primitive Erkennen nimmt alles, was es erlebt, für wirklich. Der naive Mensch steht deshalb der unendlichen Mannigfaltigkeit des Weltgeschehens mit ihren scheinbaren Widersprüchen ratlos gegenüber und weiss sich nicht anders zu helfen, als dass er sich überirdische Wesen schafft, die ihn in seinen Handlungen, seinen Reaktionen gegenüber dem anscheinenden Zufall und der Gesetzlosigkeit des Weltgeschehens leiten sollen. Allmählich entdeckt er aber, dass hinter dem scheinbar Zufälligen eine Gesetzmäßigkeit liegt, die er nun mit allen Mitteln zu erkennen strebt, in der richtigen Erkenntnis, dass nur in der Gesetzmäßigkeit des Weltgeschehens für ihn eine Garantie für eine Vorhersage in die Zukunft und damit eine Maxime für sein Handeln gegeben sein kann. Er verbindet die durch Wahrnehmungen gewonnenen einzelnen Erfahrungen unter einander mit Elimination alles Zufälligen, er sucht die immer wiederkehrenden Grundvorgänge und ihre gesetzmäßige Beziehung festzustellen und daraus ein einheitliches Weltbild zu gestalten, das sich durch eine möglichst weitgehende Unveränderlichkeit, Beständigkeit und Gesetzmäßigkeit, sowie widerspruchslose Beziehungen seiner Teile zueinander auszeichnet. Je mehr der Erscheinungen sich unter einem einheitlichen Gesichtspunkt unterordnen lassen, desto einfacher und durchsichtiger wird das Weltbild, desto leichter wird es sein, sich in ihm zurecht zu finden, desto wirklicher nennen wir es. Der Begriff der Wirklichkeit bestimmt sich also nicht nach dem Sein, der Tatsache an sich, sondern nach dem Wert einer Tatsache als Möglichkeit zur Auffassung und dem Verständnis der Gesamtheit der Tatsachen[1]). Der

[1]) Denjenigen, der sich über die Frage des Realitätsurteils eingehender unterrichten will, möchte ich auf die vorzüglichen Ausführungen in dem Werke: Substanzbegriff und Funktionsbegriff von Ernst Cassirer, Berlin 1910, Br. Cassirer hinweisen.

Fortschritt der Wissenschaft geht nun dahin, die Konstanten, Objektivitäten festzustellen, die für ein möglichst umfassendes Bereich, schliesslich für die gesamte Erfahrung Geltung haben. Das sind die wirklichsten Dinge, so z. B. die Konstanten der Physik.

Im Laufe der Menschheitsentwicklung hat sich der Begriff der Wirklichkeit sehr gewandelt und immer mehr von unseren Erlebnissen ist als subjektiv erkannt worden. Die feststehenden im allgemeinsten Sinne und Bereich wirklichen Dinge haben immer mehr Unabhängigkeit von den Zufälligkeiten des Augenblicks in Raum und Zeit gewonnen, sind immer mehr zu unabänderlichen Konstanten geworden; damit haben sie ein zunehmendes Sicherheitsgefühl in uns gegenüber der unendlichen Mannigfaltigkeit der Welt erzeugt, indem sie die Sicherheit und Bestimmtheit unseres Handelns — das heisst: unserer Reaktionen auf das Weltgeschehen — in zunehmendem Maße erhöht haben. Wir sind aber vorläufig weit davon entfernt, alle Erscheinungen nach einem Prinzip erklären zu können und müssen uns zufrieden geben, wenn wir bestimmte Gruppen von Erscheinungen unter ein Erklärungsprinzip bringen können. Diejenigen Dinge, die sich in einer Gruppe widerspruchslos einreihen lassen, bezeichnen wir in diesem Geltungsbereich als wirklich. So stehen sich die psychischen und physischen Dinge als verschiedenen Gruppen angehörig gegenüber, die wir nicht miteinander vereinbaren können und die jede ihre gesonderte Wirklichkeit haben. Nun haben aber die physischen Dinge einen weit umfassenderen Geltungsbereich als die psychischen, die in ihnen zu Tage tretenden Gesetzmäßigkeiten garantieren ein Zurechtfinden in einem weit grösseren Bereich des Weltgeschehens, wir bewerten sie deshalb höher, nennen sie wirklicher. Selbstverständlich behalten deshalb die für den Bereich des Psychischen geltenden Gesetzmäßigkeiten in diesem ihre Bedeutung, ihre Wirklichkeit. So sind z. B. für die psychologische Optik die verschiedenen Farbenwahrnehmungen wirkliche Erlebnisse, also Realitäten, für den Physiker dagegen ist das Reale an den Farben nicht dieses psychische Erlebnis, sondern der gesetzmäfsige Ablauf von Wellenbewegungen. Für jeden ist also das Wirkliche etwas Verschiedenes und es gilt nur in einem beschränkten Machtbereich; da aber die Erkenntnis der physikalischen Realitäten eine weit umfassendere Erklärung der Licht- und Farbenerscheinungen als die der psychologischen ermöglicht, also einen grösseren Teil der Welt für uns verständlich macht, so können wir sie als wirklicher bezeichnen.

Wir verstehen jetzt, warum wir die Wahrnehmungen gegenüber den Erinnerungsbildern als wirklich bezeichnen, nämlich, weil die Welt, die sie repräsentieren, weit geschlossener und umfassender ist und dadurch in weit höherem Mafse geeignet ist, als Grundlage eines Sich-

zurechtfindens zu dienen. Ebenso wie die sinnliche Wahrnehmung gegenüber den Realitäten der Physik ein subjektives Phänomen von geringerer Wirklichkeit darstellt, ähnlich steht es mit dem Verhältnis von Wahrnehmung und Vorstellung. An sich betrachtet haben auch die Vorstellungen ihre Wirklichkeit, die uns erst voll zum Bewusstsein kommt, wenn der Vergleich mit wirklichen Wahrnehmungen nicht möglich ist, wie z. B. bei den Träumen. Aneinander gemessen haben die Traumerlebnisse ihre volle Wirklichkeit und wir sind auch nicht imstande, ihre Unwirklichkeit zu erkennen, solange wir träumen, d. h. solange ein Vergleich mit den für den nicht Träumenden als wirklich geltenden Wahrnehmungen nicht möglich ist. Mit dem Erwachen, d. h. mit der Möglichkeit des Vergleiches erscheinen sie diesen gegenüber aus den angegebenen Gründen als unwirklich. So erscheint dem, dem die Gesetzmäßigkeit des wissenschaftlichen Weltbildes sich erschlossen hat, sein ganzes bisheriges in dem Wirrwarr der Wahrehmungen gefangenes Leben wie ein Traum.

Interessant und erst in diesem Zusammenhang verständlich ist die Tatsache, dass wir auch die einzelnen Arten der Wahrnehmungen keineswegs in gleicher Weise für den Aufbau unseres Weltbildes benutzen, sondern dass wir für die Aufstellung der höchsten Wirklichkeiten uns vorwiegend auf die optisch-taktilen Erlebnisse stützen. Das erklärt sich einfach dadurch, dass sie einen viel umfassenderen Bereich der Welt zu umfassen vermögen, als zum Beispiel die Geruchserlebnisse, und dass auch bei ihnen die Unterscheidung von Wahrnehmung und Vorstellung am leichtesten und sichersten möglich ist.

Nach dem so gewonnenen Standpunkte dürfen wir von vornherein annehmen, dass ein geistig gesundes Individuum eine Halluzination, so lange ein Vergleich mit wirklichen Erlebnissen möglich ist, immer als subjektiven Vorgang erkennen wird. Dies ist auch tatsächlich der Fall. So lässt zunächst jede Abweichung der Halluzination in qualitativer Beziehung, z. B. das Fehlen der Organempfindungen, den Gesunden das Erlebnis für nicht real halten. Ist die Halluzination aber völlig wirklichkeitsgetreu, so wird ihre Subjektivität dann doch aus dem Fehlen der Beziehungen zu dem gesamten Wahrnehmungsfelde erkannt. So erweckt der abnorme Inhalt oft sofort Zweifel an der Realität, auch dann, wenn wegen der Flüchtigkeit der Halluzination ein Vergleich mit wirklichen Wahrnehmungen nicht möglich ist. Dieses konnte ich z. B. sehr gut bei dem vorher erwähnten Herrn Tr. beobachten. Er hatte ausgesprochene Halluzinationen des Gesichtes, die alle Eigentümlichkeiten echter Gesichtswahrnehmungen aufwiesen. Er gab nun an, dass es (allerdings neben anderen Momenten) vor allem der abnorme Inhalt, der gar nicht in die augenblickliche Situation hineinpasste, war, der ihn sofort zur Erkenntnis der Subjektivität

brachte; der Inhalt allein hätte dazu jedenfalls schon genügt. Passt andererseits die Halluzination inhaltlich in die Situation hinein, so verführt dies leicht wenigstens zu einem vorübergehend falschen Realitätsurteil. Dies gilt im besonderen für die Halluzinationen jener Sinnesgebiete, bei denen schon das Realitätsurteil der normalen Wahrnehmungen relativ unsicher ist, wie z. B. bei den akustischen Halluzinationen. Sehr instruktiv ist in diesem Sinne folgende Beobachtung, die ich in meiner Arbeit „Zur Theorie der Halluzinationen" mitgeteilt habe.

Eine 49jährige Frau, die ausser einer geringen Gedächtnisschwäche keinerlei psychische Störungen aufwies, halluzinierte bes. Nachts andauernd Kindergeschrei, das wie aus der Ferne kommend klang. Auch vernahm sie Melodien, deren Text sie nicht verstand, die sie aber der Melodie nach als ihr bekannte Lieder identifizierte. Die Frau hielt sowohl das Schreien wie das Singen zunächst für wirklich. Sie glaubte, dass jemand nebenan singt, und fragte wiederholt die Nachbarin, wieso denn ihr Kind in der Nacht soviel schreie. Erst als ihr diese versicherte, dass dies nicht der Fall sei und als ihr Mann, den sie wiederholt der Halluzinationen wegen weckte, immer wieder verneinte etwas zu hören und sie sich schliesslich auch selbst sagte, dass das Kind doch nicht immerfort schreien könne, kam sie darauf, dass es sich um eine Täuschung handle. Wiederholter Zuspruch und meine eingehende Erklärung, für die die Frau sehr zugänglich war, überzeugten sie schliesslich ganz von der Krankhaftigkeit und Subjektivität der Wahrnehmungen.

Wenn es auch keine Frage ist, dass die Natürlichkeit der Halluzinationen die Frau in ihrem unmittelbaren (falschen) Urteil bestimmte, so kam doch der Inhalt, der die Wahrnehmungen ihr so sehr möglich erscheinen liess, sehr unterstützend hinzu. Der Inhalt war es vor allem auch, der sie so lange an dem falschen Urteil festhalten liess, und erst als sie die Halluzinationen als inhaltlich unmöglich erkannt hatte, war sie wirklich von ihrer Irrealität überzeugt.

Es entspricht ganz unseren Ausführungen über das Realitätsurteil akustischer Wahrnehmungen, dass akustische Halluzinationen, wenn sie inhaltlich möglich sind, so leicht für wirklich gehalten werden, ganz im Gegensatz zu den optischen, bei denen uns zur Erkenntnis ihrer Subjektivität ein besonders sicheres Mittel zur Verfügung steht — die räumliche Inkongruenz.

Die fundamentale Bedeutung des räumlichen Momentes zeigt sich darin, dass optische Halluzinationen von Gesunden niemals für real gehalten werden, selbst wenn alle anderen Eigenschaften, wie Intensität, Stabilität etc. und auch der Inhalt eine Täuschung ermöglichen. Wo es bei optischen Halluzinationen dennoch zu einem Zweifel oder gar einem falschen Realitätsurteil kommt, liegen entweder sekundäre Verhältnisse vor, die verhindern, dass die Inkongruenz zum Bewusstsein kommt, wie z. B. bei einem einmaligen flüchtigen Erscheinen der subjektiven Wahrnehmung. Oder es handelt sich um ein nicht normal funktionierendes Bewusstsein.

Veränderungen der Bewusstseinstätigkeit mit ihren Folgen, den Störungen der Urteilsfähigkeit, sind überhaupt die Hauptursache für das Zustandekommen eines falschen Realitätsurteils. Ihre Wirkung zeigt sich am ausgesprochensten bei den Halluzinationen Geisteskranker.

3. Das Realitätsurteil der Halluzinationen Geisteskranker.

Wir können bei Geisteskranken zwei wesentlich verschiedene Arten der Veränderung des Bewusstseins unterscheiden, die wir als deliriöse und paranoische Bewusstseinsveränderung kurz bezeichnen wollen.

Bei der ersteren, die ihren Namen daher hat, weil sie sich beim Delirium tremens der Trinker am ausgesprochendsten findet, handelt es sich um eine allgemeine Trübung des Bewusstseins mit Herabsetzung aller psychischen Leistungen.

Die Kranken sind verwirrt, finden sich nicht in der Umgebung zurecht, machen allerhand verkehrte Handlungen und haben gewöhnlich vielerlei Sinnestäuschungen. Infolge der schweren Störung der Geistestätigkeit werden die gröbsten Abweichungen der Halluzinationen von wirklichen Wahrnehmungen übersehen, die räumliche Inkongruenz kommt gar nicht zum Bewusstsein. Deshalb werden auch optische Halluzinationen nicht als irreal erkannt. Inhaltliche Unmöglichkeiten erwecken infolge der Herabsetzung der Assoziationstätigkeit keine unmittelbaren Zweifel. Als unterstützendes Moment für das Auftreten des falschen Realitätsurteils kommt schliesslich noch hinzu, dass auch die Auffassung wirklicher Wahrnehmungen meist beeinträchtigt ist, so dass auch aus diesem Grunde das Vergleichen unmöglich ist.

Die Ursache des falschen Realitätsurteils bei der delirösen Bewusstseinsstörung liegt also einerseits in der Störung aller assoziativen Tätigkeit, andererseits in der Unmöglichkeit eines genügenden Vergleiches mit vollwertigen wirklichen Wahrnehmungen.

Ganz anderer Art ist die paranoische Bewusstseinsveränderung, die wir für das falsche Realitätsurteil einer anderen Gruppe von Kranken verantwortlich machen müssen. Es handelt sich dabei um Kranke, die oft äusserlich wenig auffälliges bieten, sich in jeder Beziehung evtl. auch noch in ihrer Berufsbeschäftigung geordnet benehmen, bei denen also die Tätigkeit der geistigen Kräfte im allgemeinen erhalten ist. Die Erkrankung dokumentiert sich nur in dem Vorhandensein von Vorstellungen, denen von den Kranken eine ganz besondere Bedeutung zugelegt wird, die aber tatsächlich objektiv falsch sind, und die wir als Wahnideen bezeichnen. Zunächst entstehen gewöhnlich abnorme

Beziehungsvorstellungen: Harmlose Bemerkungen der Umgebung, zufällige Bewegungen der Leute, denen der Kranke auf der Strasse begegnet, werden von ihm in bestimmte Beziehungen zu seiner Persönlichkeit gebracht; er sieht in ihnen Zeichen, die ihm etwas andeuten sollen und legt sie sich in verschiedenster Weise aus. Es ist nicht zufällig, dass er dem oder dem begegnet; die Menschen bleiben seinetwegen stehen, treten seinetwegen zur Seite, verständigen sich seinetwegen durch irgendwelche Zeichen. Er gewinnt die Überzeugung, dass man sich um ihn kümmert. Diese Überzeugung führt ihn einerseits zur Vorstellung einer besonderen Bedeutung seiner Person, aus der sich die verschiedenartigsten Grössenideen entwickeln, andererseits zu Vorstellungen, dass man ihn beobachtet, um seiner habhaft zu werden, ihn fortzuschaffen etc., also zu Ideen des Verfolgtwerdens. So gerät allmählich die Person des Kranken in eine ganz falsche Stellung zur Welt, die eine tiefgreifende Umwandlung der gesamten Lebensanschauungen, eine Verrückung des Standpunktes, bedeutet, welchen der Kranke gegenüber den Personen und Ereignissen seiner Umgebung einnimmt (Kraepelin). Man bezeichnet derartige Kranke als „Verrückte", als Paranoiker, den Geisteszustand als paranoisch.

Welche Ideen sich auf dem Boden dieser falschen Auffassung der Stellung zur Welt entwickeln und den Kranken beherrschen, hängt teils von äusseren Umständen, der gesellschaftlichen Stellung, dem Bildungsgrad etc., teils von der individuellen Charakteranlage des Individuums ab. So hält sich der eine Kranke für den Kaiser, ein anderer für den wiedergekehrten Erlöser, der eine glaubt sich von den Sozialdemokraten verfolgt, ein anderer von der Heilsarmee u. a. mehr. Der Inhalt der Ideen ist ausserordentlich mannigfaltig. Charakteristisch für alle ist die enge Beziehung zur eigenen Persönlichkeit. Auf Grund der herrschenden Ideen wird die ganze Umgebung von dem Kranken umgedeutet. So sieht z. B. eine derartige Kranke das Krankenhaus als Gotteshaus an, alles trage das Gepräge einer kirchlichen Festlichkeit. Der Zweck ihres Aufenthaltes hier sei wohl der einer Vorbereitung für eine spätere bedeutende Stellung. Jetzt sei sie noch sehr unwürdig und es widerfahre ihr eine grosse Ehre, dass man sie hier aufgenommen habe; die Mitkranken hält sie für verkleidete Männer, meist hochgestellte Geistliche, die hier zur Busse da seien. Auftretende Halluzinationen, die wie wir vorher sahen inhaltlich durch die überwertigen Ideen häufig bestimmt werden, bestärken die Kranken noch in ihren falschen Gedankengängen, indem sie eine Bestätigung derselben zu bringen scheinen. So setzen sich immer mehr falsche Vorstellungen in der Seele des Kranken fest, in einem mehr oder weniger systematischen Zusammenhang um eine erste falsche Vorstellung oder Vorstellungsgruppe sich gruppierend. Wenn auch diese Wahnideen untereinander

logisch verknüpft sein können und der Kranke auch im gewöhnlichen Leben keine schweren geistigen Defekte, keine groben Störungen der Auffassung, des Gedächtnisses etc. aufzuweisen braucht, so spricht doch der Umstand, dass bei ihm eine Unmasse falscher Vorstellungen bestehen können, die im schärfsten Widerspruche mit der Wirklichkeit stehen, ohne dass der Kranke diesen Widerspruch erkennt, dafür, dass doch eine Herabsetzung der Assoziationstätigkeit vorliegt, die eben die kritische Beurteilung verhindert und überhaupt erst die Möglichkeit erklärt, dass derartige falsche Ideen so in den Vordergrund des Geisteslebens treten können. Es handelt sich um jene eigenartige Funktionsstörung im Begriffsfelde, die wir vorher genau erörtert haben und als deren hauptsächlichstes Ergebnis in psychologischer Beziehung wir, abgesehen von den Halluzinationen, die Einengung des Bewusstseins hervorgehoben haben.

Diese Einengung des Bewusstseins muss ihre Wirkung auch auf die Wahrnehmungstätigkeit ausüben. Wir haben schon kurz angedeutet, dass die wirklichen Wahrnehmungen falsch, — d. h. im Sinne der herrschenden Beziehungsvorstellungen — aufgefasst werden. Häufig kommt es dadurch zu intellektuellen und wirklich sensoriellen Illusionen, indem der Kranke die Dinge so verändert sieht, als er sie zu sehen erwartet — eine pathologische Steigerung jener Neigung zu Illusionen, die wir auch von den Zuständen der normalen Erwartung kennen. Aus der Bewusstseinsveränderung resultiert auch eine ganz besondere Stellung der Kranken zu den häufig bei ihnen auftretenden Halluzinationen.

Da die Auffassung nicht gröblich gestört zu sein braucht, werden qualitative Unterschiede der Halluzinationen gegenüber wirklichen Wahrnehmungen den Kranken wohl zum Bewusstsein kommen. Deshalb werden Sinnestäuschungen, wenn sie derartige Abweichung aufweisen, selbst wenn sie nicht für subjektive Erscheinungen erkannt werden, doch nicht für gleichwertig mit wirklichen Wahrnehmungen angesehen. Die Kranken sprechen dann bei optischen Halluzinationen von Bildern, von lebhafter Phantasietätigkeit und ähnlichem.

Wegen der räumlichen Inkongruenz, die die Kranken wohl wahrnehmen, ist es selten, dass Gesichtshalluzinationen für wirkliche Gestalten gehalten werden.

Akustische Halluzinationen werden häufig als innere Stimmen, die im Kopfe gebildet werden, nicht von aussen kommen, betrachtet, in der richtigen Beurteilung des Fehlens der Organempfindungen, das die Gehörshalluzinationen nicht selten auszeichnet. Dass die Kranken trotzdem die Subjektivität der Pseudowahrnehmungen nicht erkennen, das liegt besonders an dem Inhalt der Halluzinationen. Wie der Inhalt schon bei den Halluzinationen normaler Individuen zu einem falschen

Realitätsurteil veranlassen kann, so tut er es in hervorragendem Maße beim Paranoiker. Dabei ist die Auffassung des Inhalts als real möglich oder nicht eine ganz andere geworden als beim Gesunden. Vieles, was dem normalen Bewusstsein von vornherein als absurd erscheint, wird wegen der inhaltlichen Übereinstimmung mit den den Paranoiker beherrschenden Ideen, die für ihn die höchste Wahrheit enthalten, ohne weiteres als wirklich anerkannt, da der Paranoiker von seinen kritischen Fähigkeiten überhaupt meist keinen Gebrauch macht. Der Inhalt allein ist ihm eine genügende Garantie für die Realität der Wahrnehmung, und wenn wirklich sich Abweichungen und Widersprüche ihm aufdrängen, versucht er sie lieber durch die abenteuerlichsten Ideen zu erklären, ehe er den Glauben an ihre Wirklichkeit aufgibt. Darin besteht zwischen dem Paranoiker und dem psychisch Gesunden, der sich durch den Inhalt gelegentlich zu einem falschen Realitätsurteil verführen lässt, ein prinzipieller Unterschied. Während der letztere sich durch Gegengründe überzeugen lässt, ist dieses bei dem Paranoiker auf keine Weise möglich. Der Gesunde schliesst z. B. daraus, dass er eine Person, die er dicht hinter sich sprechen hört, beim Umdrehen nicht sieht, oder nicht mit den Händen greifen kann, dass er sich getäuscht haben muss — der Paranoiker sieht die Gründe des Gesunden auch ein, aber er glaubt deshalb noch nicht, die Realität der Halluzinationen aufgeben zu müssen, und nimmt lieber an, dass die betreffenden Personen sich unsichtbar und unfühlbar machen können und ähnliches.

Erst diese wahnhafte Verarbeitung, die „Einredung“, wie sie ein grosser Psychiater, Meynert, bezeichnet hat, führt zu den falschen Realitätsurteilen. Dies zeigt sich besonders schön bei der Beurteilung des sogenannten Gedankenlautwerdens seitens der Kranken. Es handelt sich dabei um der Wirklichkeit sehr ähnliche Sinnestäuschungen, die deshalb unmittelbar den wirklichen Wahrnehmungen völlig gleich erscheinen können. Tritt bei einem geistig Gesunden dies Phänomen auf, so wird er wohl auch einen Augenblick stutzig werden, er sagt sich aber sofort, es müsse sich um eine subjektive Störung handeln, da doch niemand seine eigene Gedanken wissen könne. Der Paranoiker dagegen hält das Gehörte für Worte, die andere sprechen, weil er infolge seiner wahnhaften Deutung nichts darin findet, dass die anderen seine Gedanken kennen, also es für völlig möglich hält, dass sie sie laut aussprechen; ja er glaubt an die Realität seiner Halluzination vielleicht ganz besonders deshalb ohne weiteres, weil er schon vorher davon überzeugt war, dass die anderen seine Gedanken wüssten. Zu welch ungeheuerlichen Ideen greifen manche Patienten, um die Möglichkeit des Zustandekommens der Pseudowahrnehmungen zu erklären und um nur nicht ihre Überzeugungen aufgeben

zu müssen! Immer neue Erfindungen und Entdeckungen der Naturwissenschaften kommen diesem Suchen nach Erklärungen entgegen, wobei gerade der Umstand, dass der Kranke über die Naturvorgänge meist nicht genau unterrichtet ist, es ermöglicht ihnen die abenteuerlichsten Fähigkeiten zuzuschreiben. So wechseln die Erklärungswahnideen je nach dem Bildungsgrad des Einzelnen und nach dem Wissen der Zeit überhaupt, in der der Kranke lebt. Während früher die Stimmen durch einfache Apparate, wie durch ein Sprachrohr oder durch Löcher in der Wand dem Kranken zugeführt wurden, werden sie jetzt meistens mit dem Telegraphen oder dem Telephon in Beziehung gebracht. Seit der Entdeckung der Fortpflanzung der Elektrizität ohne Draht spielt die Telegraphie oder Telephonie ohne Draht bei den Erklärungsideen eine gewaltige Rolle. Zur Erklärung optischer Sinnestäuschungen wird auf alle möglichen optischen Instrumente, Spiegelvorrichtungen, Projektionapparate und ähnliches rekurriert. Die Hypnose ermöglicht fast alles zu erklären.

Die prinzipielle Bedeutung dieser wahnhaften Verarbeitung für das Realitätsurteil zeigt sich deutlich bei Kranken, bei denen die Schwere der Bewusstseinsveränderung wechselt — dann wechselt nämlich in gleichem Sinne auch das Realitätsurteil. Das ist z. B. nicht selten bei Kranken zu beobachten, die sich in der Besserung befinden. Zur Illustration dieses Vorganges führe ich kurz ein Beispiel an:

Es handelt sich um einen Kranken, der äusserlich völlig geordnet, sehr zahlreiche Wahnideen und Gehörstäuschungen hatte. Er glaubte, dass er von seinem Wirte beeinflusst werde, hörte die Familie im Nebenzimmer über ihn sprechen, sie kannten seine Gedanken etc. Er glaubte, dass die Übertragung der Sprache durch Hypnose von statten ginge. Besonders wahrscheinlich erschien ihm alles, weil wirklich eine Reihe eigentümlicher, wirklicher Vorkommnisse in sein Wahnsystem sehr gut hineinpassten, und die Halluzinationen ihm nur eine Bestätigung zu bringen schienen; andererseits weil er der Meinung war, wie er gelesen hatte, dass die Hypnose noch eine gar nicht zu beurteilende Menge dunkler Erscheinungen enthalte, und dass hier noch grosse Entdeckungen zu erwarten seien. Es schien ihm also gar nicht unmöglich, dass die akustische Phänomene durch hypnotische Maßnahmen übertragen werden und dass durch dieselben auch die Gedanken fremder Menschen gegen ihren Willen erforscht werden könnten, zumal die Stimmen selbst — als Ausfluss seiner Gedanken — diese Annahmen bestätigten. Es gelang mir durch meine Gegengründe die Erklärungsideen des Kranken so zu entkräften, dass er, trotzdem er die Sinnestäuschungen wie vorher hatte, doch auf Grund der logischen Schlüsse zu der Überzeugung kam, dass es sich um Täuschungen handeln müsse. Dabei waren die Sinnestäuschungen selbst nach Aussage des Kranken in keiner Weise verändert Sie waren so lebhaft und wirklichkeitsähnlich wie vorher. Verändert hatte sich dagegen sein Bewusstseinszustand, die Vorherrschaft der krankhaften Vorstellung war gebrochen, seine Denkrichtung war eine andere geworden und auch das Realitätsurteil. Je mehr die Gesundung fortschritt, umsomehr gewannen die Gegengründe gegenüber seinen Erklärungswahnideen an Stärke, um so leichter war es mir und auch ihm selbst, ihn zu einer richtigen Beurteilung der Halluzinationen zu bringen. Zunächst siegte jedoch noch sehr oft, besonders wenn er allein war, die

krankhafte Wahnbildung über die natürlichen Überlegungen, sodass er oft wieder durch erstere zu der Anerkennung der Realität seiner Ideen und der Stimmen gezwungen wurde. Der intelligente Kranke schildert diesen inneren Kampf selbst sehr charakteristisch: „Meine Gedankenwelt befand sich daher gewissermaßen in einem Kampf der überzeugten Vernunft gegen eine unvernünftige, krankhafte und phantastische Täuschung der Sinne. Wenngleich ich den festen Willen hatte, die letztere aus meinem Denken zu verscheuchen, so kämpfte doch noch immer die durch vermeintliche Beweise zu sehr festgewurzelte Idee (nämlich die Idee der hypnotischen Beeinflussung) gegen diesen Willen. Er musste zunächst weichen."

Beachtenswert ist bei dem Zustandekommen des falschen Realitätsurteils noch ein Moment: die Wucht, mit der die Halluzinationen auftreten. So wird mancher Kranke, der in den Zeiten, in denen er nicht halluziniert, vollständig davon überzeugt ist, dass es sich um subjektive Erscheinungen handelt, durch die kolossale Leibhaftigkeit der Sinnestäuschungen und den meist stark gefühlsbetonten Inhalt derselben so ergriffen, dass er ohne weiteres, wenigstens, so lange er halluziniert, an ihre Realität glaubt. Durch das heftige Ergriffensein wird die associative Tätigkeit momentan lahm gelegt und das Auftauchen korrigierender Gedankenreihen verhindert (Berze). Es kommt also mehr akut — unter dem Einfluss der Halluzinationen selbst — zu einer Bewusstseinsveränderung, wie wir sie vorher chronisch als Grundlage des falschen Realitätsurteils angenommen haben.

Deliriöse und paranoische Bewusstseinsveränderung finden sich nicht selten nebeneinander in verschieden starker Ausbildung bei demselben Kranken und beeinflussen das Realitätsurteil dadurch in verschiedenartigster Weise. Je schwerer die Veränderung des Bewusstseins ist, desto mehr wird die Halluzination von der normalen Wahrnehmung abweichen und doch noch für real gehalten werden können und umgekehrt. Dabei werden die Differenzen in der Sicherheit des Realitätsurteils bei den Erlebnissen der verschiedenen Sinne, die wir vorher kennen gelernt haben, auch hier ihre Wirkung ausüben, indem die Irrealität der optischen Halluzinationen viel leichter erkannt ward, als die der akutischen usw.

4. Das Realitätsurteil der Halluzinationen geistesgesunder Individuen.

Veränderungen des Bewusstseins spielen auch eine Rolle bei dem falschen Realitätsurteil geistesgesunder Individuen.

So ist das positive Realitätsurteil, das zahlreiche Wachhalluzinationen im Moment des Halluzinierens begleitete, einerseits durch die Umstände, unter denen die Sinnestäuschungen auftraten, bedingt: durch die leichte, der deliriösen Bewusstseinsveränderung ähnliche Bewusstseinstrübung, die in den Zeiten vor dem Einschlafen oder kurz nach dem Erwachen, bei Erschöpfung und ähnlichen Zuständen besteht; andererseits durch

das Fremdartige, häufig Erschreckende der plötzlich auftauchenden Halluzinationen, das in oben schon hervorgehobener Weise das Zustandekommen eines richtigen Urteils verhindert. Dass eine vorübergehende Bewusstseinsveränderung die Ursache des falschen Realitätsurteils ist, zeigt sich darin, dass die betreffenden Personen kurze Zeit nach dem Verschwinden der Halluzination, in völlig wachem oder ganz ruhigem Zustande, gewöhnlich sofort die richtige Erkenntnis der Subjektivität ihrer Erscheinungen gewinnen. Nicht immer tritt diese Korrektur jedoch ein; es ist dies verschieden, je nach der Stellung, die das Individuum zu der Frage der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der fraglichen Erscheinung einnimmt.

Hier zeigt sich wieder die Bedeutung des Inhalts. Ich erinnere hier nochmals an die vorher erwähnte Patientin mit dem halluzinierten Kindergeschrei, das sie für wirklich hielt, so lange es ihr möglich erschien. Hier sind es die äusseren Umstände, die zu der Anerkennung der Möglichkeit der Wahrnehmung bestimmten. In den meisten anderen Fällen hängt die Auffassung einer Halluzination als möglich oder unmöglich von der ganzen Denkweise des Individuums, von seinem Charakter, von seinem Bildungsgrade, Neigung zu Aberglauben etc. sowie von den allgemein herrschenden Anschauungen ab. Hier zeigt sich die grosse Bedeutung unserer früheren Auseinandersetzungen über den Begriff der Wirklichkeit. Die gleiche Halluzination wird deshalb von dem einen Individuum ihrem Inhalt nach schon als sicher subjektiv erkannt, während dies bei dem anderen nicht der Fall zu sein braucht.

Handelt es sich dabei um ein falsches Wirklichkeitsurteil, das auf Unwissenheit beruht, so wird es wenigstens nachher durch Belehrung korrigierbar sein. Das trifft aber nicht zu für jene Urteile, die auf dem Boden des Glaubens erwachsen sind. Diese bedürfen schon deshalb einer besonderen Besprechung, weil hierzu die Mehrzahl der positiven Realitätsurteile historischer Persönlichkeiten gehört. Es handelt sich ja bei den geistig wirklich gesunden historischen Personen, die Halluzinationen mit positivem Realitätsurteil gehabt haben, vorwiegend um religiöse Individuen. So wird ein naturwissenschaftlich gebildetes, religiös aufgeklärtes Individuum die Erscheinung eines Engels sofort als subjektives Erlebnis beurteilen, während der religiös Gläubige, der das Erscheinen eines Engels für völlig möglich hält, an der Realität der Erscheinung ohne weiteres nicht zweifeln wird. Das falsche Realitätsurteil erklärt sich auch hier durch die besondere Stellung, die der Gläubige gegenüber der Frage der Möglichkeit einnimmt.

Der religiöse Schwärmer, der durch Fasten, durch tiefes Versenken in die gleichen Gedankengänge sich in einen gewissen Zustand körperlicher und geistiger Abspannung versetzt hat, erfleht in brünstigen Gebeten ein Zeichen vom Himmel im festen Glauben, dass etwas der-

artiges möglich ist. Seine Erwartung wird nicht enttäuscht, die Halluzination erscheint (wie wir vorher sahen, bedingt durch die ganze Konstellation, in der sich das Individuum befindet), die gewaltige suggerierende Wirkung des infolge der allgemeinen Anschauungen, infolge des Glaubens von vornherein für wahr gehaltenen Inhalts der Halluzination lässt eine Prüfung der Realität zunächst überhaupt nicht aufkommen und sorgt auch später mit der ganzen gewaltigen Macht, die der Glaube und Aberglaube ausübt, dafür, dass eine Korrektur nicht stattfindet. Es ist kein Zweifel, dass zwischen der Einengung des Bewusstseins, die wir als Ursache des falschen Realitätsurteils bei Geisteskranken annehmen, und dem Bewusstseinszustande des Gläubigen und Abergläubigen ausserordentlich viel Ähnlichkeiten bestehen, die auch in ihrer Wirkung auf das Realitätsurteil zum Ausdruck kommen, Auch hier ist das Charakteristische das Vorherrschen völlig unkorrigierbarer Vorstellungen (nicht von Irrtümern, die durch Belehrung zu beseitigen sind). Auf eine zweifellos der Erscheinung von Wahnideen nicht unähnliche Art und Weise, bei der die lebhafte Gefühlsbetonung eine gewaltige Rolle spielt, setzen sich in der Seele des Individuums Überzeugungen fest, gegen die die logischen Überlegungen nichts auszurichten vermögen, weil diese Überzeugungen nicht auf ihnen aufgebaut sind und weil ihre Wahrheit dem Individuum höher als alle logische Wahrheit erscheint.

Nicht selten macht sogar gerade der Gegensatz gegenüber allem Natürlichen gewisse Ideen besonders glaubhaft. Die harte Logik der Tatsachen hat für viele Menschen etwas furchtbar Unbefriedigendes. Ihr ganzes Gefühlsleben sträubt sich dagegen, ihre innerste Sehnsucht strebt darüber hinaus und findet ihre Befriedigung erst im Glauben an Dinge, die der Logik widersprechen, die aber überhaupt erst ihrem ganzen Dasein einen Sinn zu geben scheinen. Das credo quia absurdum lässt das Unmöglichste wirklich werden und wird so die Grundlage für die falschesten Realitätsurteile.

Eine dem Glauben ähnliche Gemütsverfassung finden wir, wenigstens zu gewissen Zeiten, bei vielen hervorragenden Geistern, nämlich wenn sie unter der Wirkung einer grossen Idee stehen. Jedes Genie ist gläubig. Es glaubt von vornherein an seine Idee, auch wenn sie ihm noch in manchem der gewöhnlichen Logik zu widersprechen scheint. Seine tiefe Überzeugung von der Richtigkeit entspringt einem unverrückbaren Gefühl der Richtigkeit. Wie auch hier zwischen dem Genius und dem Geisteskranken innige Berührungspunkte bestehen, ist oft genug schon betont worden, nicht genug vielleicht, dass es sich nur um Ähnlichkeiten der Denkweise in formaler Beziehung handelt.

So verändert die Gemütsverfassung des Genius seine Stellung gegenüber der Frage der Möglichkeit eines Erlebnisses. Es hält manches

für möglich, was dem gewöhnlichen Menschen als nicht möglich erscheint. Dass dabei nicht selten eine falsche Auffassung resultiert, ist nicht zu verwundern. Dadurch wird aber ein günstiger Boden für die Entstehung eines falschen Realitätsurteils geschaffen.

Durch unsere Ausführungen über das Realitätsurteil der halluzinatorischen Erlebnisse dürfte deutlich geworden sein, dass dieses sich auf derselben Grundlage aufbaut, die wir vorher für das Realitätsurteil der wirklichen Wahrnehmungen kennen gelernt haben. Die Halluzination an sich braucht keineswegs immer mit einem falschen Realitätsurteil verbunden zu sein, sondern das Realitätsurteil ist hier ebenso etwas Sekundäres wie bei der normalen Wahrnehmung.

Wird eine Halluzination für real gehalten, so dürfen wir immer annehmen, dass psychische Abnormitäten irgend welcher Art vorliegen, die entweder krankhafter Natur sind oder in besonderen Anlagen und Zuständen der Persönlichkeit ihre Ursache haben.

Die *Halluzination an sich ist keine Geisteskrankheit, erst das falsche Realitätsurteil stempelt das Individuum*, soweit es sich überhaupt um einen Kranken handelt, *zum Geisteskranken*.

Schluss.

Wir hatten eingangs hervorgehoben, wie wichtig es ist, subjektive und objektive Erlebnisse aufs schärfste zu unterscheiden, und wie ein Verwischen der Grenze das ganze Weltbild umgestalten und die schwersten Folgen für das Handeln des Individuums herbeiführen muss. Das zeigt sich aufs deutlichste bei den Handlungen derartiger Personen mit Halluzinationen, die sie für wirklich halten. So wenig wesentlich die Tatsache des Halluzinierens an sich sein kann, so kolossal bedeutungsvoll wird sie durch den Eintritt des falschen Realitätsurteils.

Die Religions- und die Profangeschichte weist eine grosse Reihe von Beispielen auf, die dartun, wie auf Grund des falschen Realitätsurteils halluzinatorischer Erlebnisse Handlungen von weittragendster Bedeutung ausgeführt wurden. Ich muss mich darauf beschränken, einzelne kurz anzuführen.

Sinnestäuschungen der verschiedensten Art waren es, die Peter der Eremit für wirkliche Kundgebungen des Himmels hielt, die in ihm das Gefühl innigster Beziehung zum Himmel bestärkten, die ihn mit immer neuer Begeisterung zum Kreuzzuge predigen liessen und seinem Glauben eine so sichere Grundlage gaben. Die Krieger, die seinem Aufruf folgten, wurden durch Halluzinationen, die als Ausfluss ihrer ekstatischen Begeisterung bei ihnen nicht selten auftraten, zur Tapferkeit angetrieben. Wir besitzen eine grosse Zahl von Erzählungen aus der Geschichte der Kreuzzüge, die über Erscheinungen vor der Schlacht berichten, wie z. B. vor der Schlacht von Dorylée die Halluzination eines heiligen Georg die Krieger angefeuert haben soll. So ist die gewaltige Bewegung der Kreuzzüge nicht zum mindesten auf falsche Realitätsurteile von Halluzinationen zurückzuführen.

Halluzinationen bestimmen den Weg der Jeanne d'Arc und wurden dadurch von grösster Bedeutung für die Geschichte Frankreichs.

Loyola veranlassten himmlische Stimmen, in denen er die Jungfrau Maria zu erkennen glaubte, zur Gründung der so bedeutungsvollen Gesellschaft Jesu.

Savonarola unternahm die wichtigsten Schritte seines an Wirkungen so reichen Lebens unter dem Einfluss verschiedenartiger Halluzinationen. Er stand seit seiner Jugend unter dem Eindruck von Visionen und glaubte sich daraufhin von Jesus gesandt.

Luther wurde bei seinem gewaltigen Reformationswerk durch Halluzinationen nicht unwesentlich unterstützt. Es begegnete ihm nicht selten, dass er nachts mit dem Teufel disputierte. Aus diesen Disputatioen schöpfte er manches Argument seines Kampfes gegen den kirchlichen Ritus.

Napoleon soll sich, wie wir schon vorher nach einem Berichte von Thierry erwähnten, in wichtigsten Entscheidungen durch eine Halluzination haben leiten lassen.

Die halluzinatorischen Erlebnisse vieler Märtyrer in ihren ekstatischen Zuständen wurden die Veranlassung für die vielen Martyrien, die die Legende berichtet. Das gleiche Moment spielte eine gewaltige Rolle bei den Greueltaten der Hexenprozesse. Weil sie fest an den Umgang mit dem Teufel glaubten, den sie halluzinatorisch erlebt hatten, klagten sich diese Unglücklichen allerlei Scheusslichkeiten wegen an und nahmen geduldig die Marterqualen auf sich.

Die wenigen Beispiele, die sich leicht vermehren liessen, dokumentieren die weltgeschichtliche Bedeutung, die den vom positiven Realitätsurteil begleiteten Halluzinationen zukommt.

Die furchtbarsten Wirkungen der Halluzinationen und des falschen Realitätsurteils zeigen sich aber bei den Geisteskranken. Hier werden auf Grund von Halluzinationen die sinnlosesten und greulichsten Handlungen begangen, die den Geisteskranken für sich und seine Umgebung so gefährlich machen. Ein beträchtlicher Teil der Selbstmorde wie der Angriffe auf andere Personen von seiten Geisteskranker geschieht unter dem Einfluss von Sinnestäuschungen, die für wirklich gehalten werden.

87

Über Gewöhnung

auf

normalem und pathologischem Gebiete.

Von

Professor Dr. K.arl Heilbronner-Utrecht.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1912.

Vorbemerkung.

Die nachfolgende Darstellung ging ursprünglich aus von Betrachtungen, die sich anlässlich mancher — z. T. hiervon abweichend aufgefasster — pathologischer Zustände aufdrängen mussten, für deren Genese die Gewöhnung eine wesentliche Rolle zu spielen schien. Da diesen Zuständen nicht nur eine ärztliche, sondern darüber hinaus allgemeinere Bedeutung zukommt, und da eine veränderte Auffassung eventuell auch eine veränderte Behandlung zur Folge haben kann, durfte ein Interesse weiterer Kreise vorausgesetzt werden.

Dem Wunsche, vorher einige Tatsachen über die normale Gewöhnung und die Methoden zu ihrer Untersuchung darzustellen, glaubte der Verfasser sich nicht widersetzen zu sollen.

Wenn es richtig ist, dass wir in der Häufigkeit, mit der ein Vorgang in Sprichwörtern, geläufigen Redensarten und Zitaten erwähnt wird, tatsächlich einen gewissen Maßstab für seine Bedeutung erblicken dürfen, dann würde sich schon daraus ergeben, welche Wichtigkeit den Vorgängen zukäme, die zusammen unter dem Gesichtspunkte der Gewohnheit und der Gewöhnung zu betrachten sind. Der Gedanke des: „Jung gewohnt, alt getan“, kehrt in den verschiedensten Modifikationen und Anwendungsgebieten, aber mit unverändertem Grundgedanken wieder; der Mensch der es „gut gewöhnt“ ist, erregt ebensoviel Neid als etwa ein anderer, der es „früher besser gewöhnt“ oder gar „verwöhnt“ war, je nach dem Standpunkte des Urteilenden Mitleid oder Schadenfreude erweckt. Dabei mag es auffallen, wie sehr der Sprachgebrauch dazu neigt, allem was „gewohnheitsmäßig“ geschieht oder geworden ist, gewissermaßen eine schlechtere Zensur zu erteilen, und nur Handlungen und Eigenschaften weniger erfreulicher Art den Charakter des „Gewohnheitsmäßigen“ beizulegen. Dem tadelnden „Verwöhnen“ hat die deutsche Sprache kein gleich gebräuchliches Wort gegenüber zu stellen, das etwaige erfreuliche Wirkungen der Gewöhnung ebenso scharf kennzeichnete; wir sprechen geläufig von „schlechten Gewohnheiten“, häufig in einem der Allgemeinheit ganz besonders tadelnswert erscheinenden Sinne, aber nur ausnahmsweise und nicht ohne einen leicht ironischen Beiklang von angenehmen oder „löblichen“ Gewohnheiten. Wer einigemale gestohlen hat oder sonst mit dem Strafgesetz in Konflikt geraten ist, hat bald genug zu gewärtigen, dass er als „Gewohnheitsdieb“ oder „Gewohnheitsverbrecher“ bezeichnet wird; auch wer unendlich viel häufiger und länger von seiner steten Hilfsbereitschaft und seinem wohltätigen Sinne Zeugnis gegeben hat, wird dagegen vergeblich auf den Titel eines Gewohnheitswohltäters warten. Zahllose Personen sind „gewöhnt“, täglich und

regelmäßig kleinere oder grössere Quantitäten Alkohols zu sich zu nehmen, als „Gewohnheitstrinker“ aber bezeichnet die Allgemeinheit nur denjenigen bei dem der Alkoholkonsum (oder richtiger wohl die Folgen desselben) eine Ausdehnung gewonnen haben, die eben dieser Allgemeinheit tadelnswert und verwerflich erscheinen. Wer zum „Sklaven seiner Gewohnheiten“ geworden ist, muss sich gefallen lassen, als „Gewohnheitstier“ bezeichnet zu werden, selbst da, wo die Richtung nach der sich die Gewohnheiten entwickelt haben, keineswegs ein so absprechendes Urteil rechtfertigen würde. Wie tief die Gewohnheit auch von den Besten eingeschätzt wird, lehrt uns Schillers Satz:

Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.

Am deutlichsten aber prägt sich diese Wertschätzung wohl in einem Sprachgebrauch aus, dessen Ursinn uns eben in Folge langer „Gewöhnung“ kaum jemals mehr recht zum Bewusstsein kommt: eine der schmeichelhaftesten Anerkennungen, die wir einer Person oder Sache machen können, bedeutet es, wenn wir sie als „ungewöhnlich“ oder gar „aussergewöhnlich“ bezeichnen; mit dem Begriffe des „Gewöhnlichen“ aber verbindet sich zum mindesten der der Geringschätzung, häufig der ausgesprochener Missbilligung: der „gewöhnliche Mensch“ entbehrt bestenfalls hervorragende Eigenschaften, schlimmstenfalls kann die Bezeichnung eine schwere Beleidigung darstellen.

Wer vom Standpunkte des Naturwissenschaftlers und speziell des Arztes aus das Problem der Gewöhnung zu untersuchen unternimmt, wird unbeschadet seiner sonstigen persönlichen Stellung zu den zahlreichen oben gestreiften Fragen natürlich von jeder Billigung oder Missbilligung und damit der ethischen oder sozialen Wertschätzung zunächst absehen müssen; auch dann noch wird speziell dem Arzte anfänglich der Eindruck sich aufdrängen können, dass die Gewöhnung sich vornehmlich in einer dem Individuum schädlichen und nachteiligen Richtung geltend zu machen strebe, dass für ihn die pathologische, krankhafte Gewöhnung im Vordergrunde des Interesses zu stehen habe. Die weitere Besprechung wird zu lehren haben, ob und wie weit eine derartige Auffassung zu Recht besteht, wodurch und wieso es etwa zu einer Verkennung und Unterschätzung dieses biologischen Faktors gekommen sein mag und ob etwa aus analogen Gründen auch die oben skizzierte allgemeine Geringschätzung der Gewöhnung einer gewissen Korrektur bedarf.

Vorher wird es nötig sein, sich darüber zu verständigen, was wir unter Gewohnheit resp. Gewöhnung zu verstehen haben: man wird sich der allgemeinen Ansicht anschliessen dürfen, dass wir von Gewöhnung und Gewohnheit im eigentlichen Sinne nur im Bereiche der belebten organischen

Natur zu sprechen berechtigt sind; wir denken nicht daran, dass der Stein, selbst wenn er Jahrhunderte lang dem fallenden Tropfen ausgesetzt gewesen war und davon die deutlichsten Spuren trägt, sich daran gewöhnt habe: wir sprechen auch im allgemeinen nicht von einer Gewöhnung, wenn der Schlüssel, der zunächst nur mühsam und unter Kraftaufwand im Schlosse zu bewegen war, etwa durch den Gebrauch so adaptiert ist, dass er mühelos funktioniert — trotzdem hier in einer Beziehung schon engere Beziehungen zu dem vorliegen, was man als Gewöhnung bezeichnet, und von mancher Seite (James u. a.) gerade derartige Beispiele zur Illustration der Gewöhnung herangezogen werden. Es wäre aber anderseits auch nicht berechtigt anzunehmen, dass sich die Gewöhnung auf tierische Organismen beschränke und an psychische resp. bewusste Vorgänge gebunden sei; die weiteren Erörterungen werden vielmehr lehren, dass uns gerade Untersuchungen an pflanzlichen Organismen besonders lehrreiche Einblicke in gewisse Vorgänge bei der Gewöhnung eröffnet haben.

Das Wesen der Gewöhnung setzt die Wiederholung, in der Überzahl der Fälle eine mehrmalige Wiederholung, eines Vorganges voraus, der im allgemeinen für den zu gewöhnenden Organismus die Qualität eines Reizes haben wird. Die Wiederholung an sich bedingt aber nicht ohne weiteres und unter allen Umständen eine Gewöhnung resp. Gewohnheit; ganz abgesehen von den Fällen, in denen die wiederholte Applikation eines Reizes, die Wiederholung einer bestimmten Situation u. ä. mit dem Fortbestande des Organismus unverträglich sind und zum Tode führen, ehe es zu einer — virtuell vielleicht möglichen — Gewöhnung gekommen ist, gibt es sicher Reize, an die sich der Organismus, wie auch der Laie zu sagen pflegt, „nicht gewöhnen kann". Wo es zur Gewöhnung kommt, muss demnach eine Zustandsveränderung des zu gewöhnenden Organismus eintreten können, die auch nach Aufhören des Reizes noch andauert, wohl nur in der Minderzahl der Fälle für alle Zeit, in der Mehrzahl nachweislich wenigstens nur für begrenzte Frist; gerade diese — wenn auch zeitlich begrenzte — Dauerwirkung muss zur Folge haben, dass die Wirkungen aufeinanderfolgender Reize sich summieren und dass der Gewöhnungseffekt im Allgemeinen mit der zunehmenden Häufigkeit oder Dauer des Reizes wächst.

Aber auch der Eintritt einer solchen Dauerwirkung bedeutet an sich noch nicht eine Gewöhnung; wir pflegen von Gewöhnung nicht zu sprechen, wo ganz allgemein der Effekt ein rein mechanischer ist; wir sprechen nicht von Gewöhnung, wo etwa häufig wiederholter oder fortwährender Druck eine Schwiele erzeugt hat, auch wenn dies zur Folge hat, dass der Betroffene den ursprünglich durch den Druck hervorgerufenen Schmerz nicht mehr fühlt; wir sprechen ebensowenig von Gewöhnung oder Gewohnheit, wenn eine häufige Belastung zu

unausgleichbaren Formveränderungen des Knochengerüstes geführt hat, wie man sie z. B. bei Sackträgern in den oberen Partien der Wirbelsäule beobachtet.

Zum Wesen der Gewöhnung gehört es, dass der gewöhnte Organismus in seiner Reaktionsfähigkeit verändert ist und zwar zunächst und am häufigsten gegenüber dem Gewöhnungsreize, derart, dass er bei einer Wiederholung oder Fortdauer dieses Reizes anders reagiert als bei der erstmaligen resp. beginnenden Applikation. Die Veränderung in der Reaktion stellt sich in vielen Fällen als eine quantitative dar: die Reaktion kann bei gleichbleibendem wiederholtem Reize geringer werden, wie das namentlich für schädliche, giftige resp. toxisch wirkende Reize so häufig beobachtet wird (eine Ausnahme, die neuerdings so viel behandelte Anaphylaxie wird noch zu erwähnen sein); sie kann aber auch bei gleichbleibendem wiederholten Reize intensiver werden resp. durch zunehmend schwächere Reize auslösbar werden, wie speziell bei der Besprechung der pathologischen Gewöhnungen zu erörtern sein wird; die Gewöhnung kann aber auch — immerhin seltener — zu qualitativer Modifikation der Reaktion führen; sie kann weiterhin ganz exquisit elektiv in dem Sinne sein, dass das Zutagetreten des Gewöhnungseffektes die Wiederholung eines absolut identischen Reizes zur Voraussetzung hat, oder sie kann mehr generell in Erscheinung treten, sodass der gleiche Effekt auch durch ähnliche, verwandte Reize erzielt werden kann; sie kann sich weiterhin in den elementarsten Funktionen dokumentieren, zu denen schon die niedersten Organismen befähigt sind; sie lässt sich anderseits — und daran wird wohl im Allgemeinen gedacht, wenn man von Gewohnheit und Gewöhnung spricht — bis in die höchsten psychischen Leistungen hinein verfolgen.

Es kann angesichts dieser Verhältnisse nicht Wunder nehmen, wenn es bei aller Übereinstimmung über das Wesen der Gewöhnung, in dem Sinne, wie sie oben zu umschreiben versucht wurde, ausserordentlich schwer wäre, Einigung darüber zu erzielen, wie weit die Grenzen des Begriffes zu erstrecken sind. Die Eigenschaft, auf Reize hin sich zu verändern, kommt wohl allen lebenden Organismen zu; dass diese Veränderungen den Moment der Reizeinwirkung überdauern, lässt sich in vielen Fällen erweisen, in noch zahlreicheren mit guten Gründen vermuten; dass der veränderte Organismus auf erneute Reize — gleichviel ob derselben oder anderer Art — anders reagiert als der ursprüngliche getan hat oder getan hätte, kann nicht Wunder nehmen; unser Versuch, die Gewöhnung zu umschreiben, hätte dieselbe also nur als einen — noch nicht einmal genügend definierten — Spezialfall einer generellen Eigenschaft aller belebten Substanz erwiesen. Es scheint, dass jede einschlägige Betrachtung zuletzt zu dem gleichen wenig befriedigenden Schlusse leitet. Von einer immerhin anderen Betrachtungs-

weise ausgehend kommt W. James in seiner bekannten Psychologie zu dem Satze: „Sobald man versucht, zu definieren was Gewohnheit ist, stösst man auf die Grundeigenschaften der Materie." Die Definitionen der Gewohnheit und Gewöhnung versuchen darum, auch — ganz abgesehen von der nach dem individuellen Standpunkte der Autoren recht verschiedenen Formulierung — bald mehr, bald minder grosse Gebiete dem Begriffe der Gewöhnung zu subsumieren; speziell auf psychischem Gebiete — und gerade diese Seite der Gewöhnung wird von Philosophen und noch mehr von Pädagogen begreiflicherweise in erster Linie berücksichtigt — fällt es nicht schwer, letzten Endes jegliches Geschehen, in dem ein Residuum früherer Erlebnisse nachweislich ist, vor allem jedes Produkt von Übung und Erlernen und damit besonders jedes Erziehungsresultat im allerweitesten Sinne als Produkt der Gewöhnung und Gewohnheit aufzufassen. So wird es verständlich, wie etwa eine „psychologisch-pathologische Untersuchung" von Radestock über die Gewöhnung, die besonders wegen ihrer reichlichen Sammlung einschlägigen älteren literarischen Materiales Erwähnung verdient, zu einem Streifzuge durch die mannigfachsten Gebiete der Pädagogik wird. Es scheint zwecklos, hier die verschiedenen Definitionsversuche aufzuführen oder gar der Kritik zu unterwerfen; die zur Zeit wohl kaum lösbaren Schwierigkeiten des Problems dürften genügend aus einer der jüngsten Zeit angehörigen Bemerkung E. Dürrs erhellen, der schreibt: „Man sollte überhaupt zwei Bedeutungen des Begriffes Gewohnheit sorgfältig auseinanderhalten. In der einen hat Gewohnheit (besser „Gewöhnung") den Sinn der Veränderung (in Geschwindigkeit usw.) eines Kausalverlaufes bei öfterem Sichabspielen. Dies ist der Heringsche Begriff von Gewohnheit (und Gedächtnis). In der anderen Bedeutung gebraucht man das Wort Gewohnheit, wenn auf Grund eines zufälligen Zusammentreffens zweier Vorgänge ein Kausalzusammenhang zwischen ihnen sich bildet. Diese Art von Gewohnheit (die Assoziationsbildung) kommt vermutlich nur bei den mit Nervensystem begabten Organismen vor." Nur ein Wort noch zur Terminologie: sprachlich richtiger wäre es wohl eigentlich, unter Gewöhnung den Vorgang zu verstehen, der zuletzt zu dem Zustande der Gewohnheit geführt hat. Der Sprachgebrauch hat diese Scheidung zum grossen Teile verwischt (wenn er auch noch manche feinere Differenzen zwischen den beiden Ausdrücken hat bestehen lassen [s. u.]), und so wird es sich kaum vermeiden lassen, dass wie im Vorgehenden auch weiterhin die beiden Worte promiscue gebraucht werden.

Es erscheint am zweckmäßigsten, anstatt weiterer theoretischer Erörterungen im Folgenden aus dem überreichen Tatsachenmateriale über die Gewöhnung einige Beispiele herauszugreifen und zwar jeweils in der Ordnung, dass zunächst die elementarsten Verhältnisse dargestellt

werden, wie sie sich zum grossen Teile im Laboratoriumsexperiment an Tieren, eventl. auch Pflanzen darstellen lassen, weiterhin die analogen Verhältnisse beim Menschen unter normalen Umständen, zum Schlusse die Beziehungen der vorher behandelten Geschehnisse zur Pathologie.

Man kann ganz grob und ohne dass damit ein prinzipieller Unterschied angedeutet werden soll, zweierlei Kategorien der Gewöhnung unterscheiden, jenachdem die Veränderung der Reaktion und Reaktionsfähigheit, die wir oben als das wesentlichste Charakteristikum des Vorganges herauszuheben versuchten, den „gewöhnten" Organismus in seiner Totalität oder jedenfalls in weitem Umfange und in einer Vielheit von Organen betrifft, oder nur einzelne, an umschriebene Teile oder Organe geknüpfte Funktionen: ein feineres Sprachgefühl wird, ohne dass auch diese Scheidung etwa generell durchzuführen wäre oder auf prinzipielle Bedeutung Anspruch machte, in den Erscheinungen der ersten Kategorie den eigentlichsten Erfolg einer „Gewöhnung" sehen, während diejenigen der zweiten am häufigsten zum Auftreten von „Gewohnheiten" Anlass geben dürften.

Als das Prototyp der ersten Kategorie können die Erscheinungen der Gewöhnung an Gifte gelten; die einfachsten Typen der zweiten Form werden uns die grundlegenden Versuche Pawlows und seiner Schüler darbieten.

Die Gewöhnung an Gifte stellt ein ausserordentlich dankbares Studienobjekt dar, weil sie sich verhältnismäßig leicht experimentell und zudem quantitativ untersuchen lässt. Die wesentlichsten Resultate dieser seit lange betriebenen Untersuchungen hat uns Hausmann zusammengestellt; aus seiner Darstellung seien zunächst einige Erfahrungen an den für derartige Untersuchungen besonders geeigneten niedersten Lebewesen angeführt.

Als Gifte können allgemein Körper bezeichnet werden, die vermöge ihrer chemischen Konstitution, in grösserer oder geringerer Dosis in einen Organismus eingeführt, Störungen der Funktion und bei genügender Dosis den Tod des Organismus herbeiführen. Welche Dosis die eine oder andere Wirkung hat, hängt einerseits von der Zusammensetzung des als Gift zu gebrauchenden Stoffes und der spezifischen Art des untersuchten Organismus ab, anderseits aber davon, ob die betreffende Dosis erstmalig und plötzlich oder ganz allmählich in steigender Menge appliziert wird. Es ist nicht allgemein bekannt, dass auch unser „harmloses" Küchensalz, das Chlornatrium, als Gift zu wirken vermag, nicht nur in extremen Dosen. Für Organismen, die wie gewisse Süsswasserprotozoen in sehr verdünnten Salzlösungen leben, sind diejenigen Kochsalzkonzentrationen, welche z. B. das Meerwasser darbietet und die für die marinen Formen Lebensbedingung sind, tötlich; es gelingt aber durch allmähliche Konzentration der Lösungen die Süsswasserformen an

die Konzentration des Meerwassers zu gewöhnen. Umgekehrt lassen sich marine Formen von Protozoen durch allmähliche Hinzufügung von Süsswasser zu dem von ihnen bewohnten Meerwasser an den Aufenthalt im Süsswasser gewöhnen, und zwar mit so durchschlagendem Erfolge, dass dann die plötzliche Hinzufügung von Meerwasser, also ihres ursprünglichen Lebenselementes, sie zugrunde richtet und tötet. Um sie darin wieder existenzfähig zu machen, müssen diese durch Gewöhnung zu Süsswasserbewohnern gewordenen marinen Formen, ebenso wie die echten Süsswasserformen, durch allmähliche Konzentration der Lösungen wieder an Salzwasser gewöhnt werden.

Diese von verschiedenen Autoren an verschiedenen Formen angestellten Untersuchungen illustrieren nicht nur ganz allgemein die Gewöhnung, sondern sie weisen uns auch noch auf eine besondere Wirkung derselben: die — in diesem Falle allmähliche — Veränderung der als Reiz wirkenden Aufenthaltsflüssigkeit, hat nicht nur eine Veränderung der Reaktion des Organismus in dem Sinne zur Folge gehabt, dass ein ursprünglich als Gift wirkender „Reiz“ dieser Eigenschaft verlustig ging — er hat die für unsere weiteren Betrachtungen noch viel wichtigere Folge gehabt, dass derselbe Reiz geradezu zu einer Lebensbedingung für den „gewöhnten“ Organismus wurde, die nicht ohne Gefahr, in diesem Falle selbst für die Existenz desselben, wieder verändert werden konnte. Die Frage, ob und wieweit Gleiches auch beim Menschen vorkommt, wie weit auch für den Menschen die weitere Zufuhr eines Giftes, an das er einmal gewöhnt war, Vorbedingung seines Wohlbefindens, ja eventuell Existenzbedingung werden kann, wird uns speziell auch unter dem Gesichtspunkte der Giftentwöhnung noch eingehender zu beschäftigen haben.

Die Untersuchungen an niedersten tierischen Organismen haben uns auch ausserordentlich wichtige Einblicke in die oben schon einmal erwähnte Spezifität der Gewöhnung verschafft; wir verdanken sie den Forschungen Ehrlichs und seiner Mitarbeiter. Ehrlich konnte feststellen, dass durch Verfütterung von Fuchsin an mit Trypanosomen infizierte Mäuse die Parasiten aus dem Blute der Versuchstiere zeitweilig zum Verschwinden gebracht wurden; traten sie nach einiger Zeit wieder auf, dann hatte Wiederholung der Fuchsinbehandlung denselben Erfolg; es ergab sich aber, dass die Rückfälle in immer kürzeren Intervallen auftraten und dass zuletzt die Fuchsinfütterung auf die Trypanosomen überhaupt keine Wirkung mehr auszuüben vermochte; die Möglichkeit, dass etwa der vielfach mit Fuchsin beladene Organismus der Mäuse dieses unschädlich mache, konnte durch den ebenso genialen als einfachen Versuch ausgeschlossen werden, dieselben Trypanosomen auf „neue“ Mäuse zu übertragen; auch die Verfütterung von Fuchsin an diese neuen Wirte blieb ohne Wirkung auf die Trypanosomen: diese waren

an das Fuchsin gewöhnt, „fuchsinfest“ geworden. In der Folge ergab sich, dass analoge Wirkungen durch eine Reihe anderer chemischer Stoffe, Atoxyl, Trypanrot, Trypanblau zu erzielen waren, dass aber die Festigkeit gegen eines dieser Agentien keineswegs auch dasselbe Verhalten gegen die anderen zur Folge hatte; „atoxylfest“ gewordene Trypanosomenstämme wurden durch die anderen Agentien weiter geschädigt; dagegen erwiesen sich trypanrotfest gewordene Stämme als resistent gegen Trypanblau und umgekehrt. Auf die grundlegenden Schlüsse, die Ehrlich aus derartigen Beobachtungen für sein Lebenswerk, die experimentelle Chemotherapie, zu ziehen vermochte, kann hier nicht eingegangen werden: diese exakten Feststellungen werfen aber Licht auf andere Beobachtungen, die wir am Krankenbette zu machen Gelegenheit haben und deren Bedeutung für das therapeutische Handeln noch zu erwähnen sein wird.

In beschränktem Umfange liessen sich Gewöhnungserscheinungen an Gifte auch bei Bakterien nachweisen; das Vielfache einer Giftmenge im Nährboden, das ungewöhnte Bakterien tötete, wurde von gewöhnten ohne Schädigung ertragen; besonders lehrreiche Beobachtung gestattete der Bazillus prodigiosus, jener eigenartige Parasit, dessen Fähigkeit einen purpurroten Farbstoff zu produzieren, in früheren Zeiten zur Annahme von Wundern zu nötigen schien: jede Schädigung, vor allem durch Antiseptika, hemmt diese Fähigkeit — der an Antiseptika gewöhnte Stamm aber entwickelt seinen Farbstoff wie der ungeschädigte.

Eine wichtige Beobachtung verdient aus den einschlägigen Befunden noch Erwähnung: nicht alle Bakterien waren der Gewöhnung gleich zugänglich, und es erscheint gerade wieder mit Rücksicht auf analoge Erfahrungen beim Menschen erwähnenswert, dass z. B. beim Erreger der Hühnercholera, der an sich gegen Sublimat besonders empfindlich ist, auch die Gewöhnung an das Gift sich in den allerengsten Grenzen hielt.

Auch praktisch-technische Bedeutung scheint den Untersuchungen über die Gewöhnung von Hefe an ursprünglich schädliche, also giftige Agentien, vor allem Flusssäure, zuzukommen, sofern es nämlich gelingt, die Hefe dadurch widerstandsfähig gegen diese Agentien zu machen, während andere Organismen (Spaltpilze), denen diese Gewöhnungsfähigkeit wieder fehlt, dadurch vernichtet werden, sodass es also möglich ist diese unerwünschten „Infektionen“ der Hefe zu verhindern resp. zu stören — gewissermaßen das Gegenstück zu den vorher erwähnten Versuchen, in denen gerade der Infektionserreger giftfest geworden war.

Wichtiger erscheinen von diesen wesentlich von J. Effront ausgeführten Hefeuntersuchungen für die allgemeine Kenntnis der Gewöhnung die beiden folgenden Resultate: Nach den Untersuchungen dieses Autors lernt die Hefe nicht nur, wie wir es generell bisher kennen gelernt, überhaupt das schädliche Agens ertragen; die ge-

wöhnte Hefe wird ausserdem in ihren verschiedenen Lebensäusserungen verschieden beeinflusst: ihre Gärkraft ist erheblich gesteigert, ihre Vermehrungsfähigkeit wesentlich beeinträchtigt, das gegenseitige Verhältnis der einzelnen Gärungsprodukte ist gegenüber den von „normaler“ Hefe erhaltenen geändert.

Schon hier, also unter den fast denkbar einfachsten Verhältnissen die Erfahrung, dass die Giftgewöhnung nicht statthaben kann ohne eine erhebliche Umwälzung in der Gesamtfunktion des „gewöhnten“ Organismus; wir werden derselben Beobachtung, wenn auch nicht in gleich durchsichtiger Weise, bei der Gewöhnung des Menschen an Gifte wieder begegnen, und wir werden da zu erörtern haben, dass sich diese Änderung des Gesamtorganismus beim Menschen fast ausnahmslos im Sinne einer Dauerschädigung geltend macht. Ob man die eben erwähnten Veränderungen in der Funktion der Hefe als Schädigung derselben auffassen will, wird schwer zu entscheiden sein, wenn man auch geneigt sein wird, bei derartigen Organismen die Fortpflanzungsfähigkeit als eine der wichtigsten Funktionen und ihre Störung als eine sehr wesentliche Beeinträchtigung der Lebenstätigkeit aufzufassen.

Eine unzweifelhafte Schädigung durch die Giftgewöhnung dürfte sich dagegen aus der zweiten der erwähnten Effront'schen Feststellungen ergeben: Die an Flusssäure gewöhnte und gegen diese in gewissen Grenzen unempfindlich gewordene Hefe ist gegen andere Gifte empfindlicher geworden und wird z. B. durch eine Milchsäurekonzentration gehemmt, die für „normale“ Hefe unschädlich ist.

Zahlreiche im wesentlichen analoge Befunde wurden namentlich in Untersuchungen aus dem Laboratorium Pfeffer's an Schimmelpilzen und Algen erhoben; es ergab sich, dass sie sowohl an — zunächst schädlich wirkende — Konzentrationen von Salzen in den Nährsubstraten als auch an eigentliche Gifte (z. B. Metallsalze) gewöhnt werden können. Auch hier ergaben sich wieder mannigfache spezifische Differenzen, deren Bedeutung nicht ohne weiteres verständlich ist: so liess sich zeigen, dass Gewöhnung an Kupfer auch eine erhöhte Resistenz gegen Zinklösungen verlieh, dass sich Nickel, Kadmium und Quecksilber in dieser Beziehung gegenseitig bis zu einem gewissen Grade vertreten konnten. dass aber auffallenderweise erhebliche Gewöhnung an Nickel keinerlei Schutz gegen das dem Nickel in jeder Beziehung nächst verwandte Kobalt verlieh. Wichtiger als diese zur Zeit kaum erklärbaren Besonderheiten erscheinen im Zusammenhang dieser Darstellung diejenigen spezifischen Befunde, die sich aus der Artung der zu gewöhnenden Organismen ergaben, und am interessantesten die Feststellungen, die sich an Algen treffen liessen: im Allgemeinen erscheint ihre Anpassungsfähigkeit umso geringer, je höher sie organisiert sind.

Erwähnung verdient noch, dass sich auch so niedere Organismen, wie Schimmelpilze, an dieselben Gifte gewöhnen lassen, die in der menschlichen Pathologie die Hauptrolle spielen. Mit vorsichtigen Methoden gelingt es, Schimmelpilze an die 4fache der ursprünglich tolerierten Menge Äthylalkohols, wie er in den alkoholischen Getränken enthalten ist, zu gewöhnen und Konzentrationen von Morphinlösungen, die zunächst dem Wachstum nachteilig scheinen, stellen nach 5 Tagen der Gewöhnung maximal günstige Bedingungen dar.

Differenzen ergaben sich endlich auch noch in der Festigkeit mit der die neu erworbenen Eigenschaften festgehalten wurden; selbst gleiche Arten verhalten sich in dieser Beziehung gegenüber den verschiedenen Agentien verschieden: so z. B. die Hefen gegenüber Konzentrationsänderungen der Nährlösungen einerseits, gegenüber Flusssäure anderseits: die leicht erworbene Gewöhnung an die erstere geht sehr rasch wieder verloren, die gegen letztere erhält sich sehr lange. Beispiele ausserordentlich nachhaltiger Gewöhnung ergibt die oben schon erwähnte Arzneifestigkeit der Trypanosomen: ein atoxylfest gemachter Stamm hatte nach Passage durch 103 Wirtstiere nach fast 10 Monaten seine Festigkeit bewahrt; andere Stämme hatten allerdings die Giftfestigkeit viel früher wieder eingebüsst. Man sollte, wie beiläufig bemerkt sein mag, glauben, dass gerade dieses Erhaltenbleiben der Giftgewöhnung durch Generationen hindurch, demnach die Übertragung einer zweifellos erworbenen, in diesem Falle geradezu mühsam gezüchteten Eigenschaft, in der viel umstrittenen Frage der Vererbung erworbener Eigenschaften geradezu entscheidend wirken müsse; doch darf, so lehrreich die Ergebnisse an sich sind, doch nicht übersehen werden, dass die Verhältnisse bei der Fortpflanzung durch Teilung und Sprossung, wie sie bei den bisher besprochenen Formen statthat, von der Vermehrung durch Keimzellen so grundsätzlich verschieden sind, dass Schlussfolgerungen von den einen auf die anderen nur mit grosser Reserve zulässig sind.

Die Schwierigkeiten, die sich dem Versuche entgegenstellen, die experimentell klargestellten Verhältnisse bei niedersten Organismen auf höhere und speziell den Menschen zu übertragen, werden uns noch wiederholt begegnen; es soll deshalb auch im Rahmen dieser Darstellung, deren Ziel ja im wesentlichen die Klarlegung der Verhältnisse beim Menschen ist, nicht auf die verschiedenen Befunde eingegangen werden, die sich als morphologischer Ausdruck der Gewöhnung feststellen liessen; es handelt sich zum Teil um feinere physikalische Veränderungen, einigermaßen analog den Kapselbildungen der Bakterien, zum Teil um grobe Formveränderungen.

Es erhellt ohne Weiteres, dass die Gewöhnung an Gifte nicht die einzig mögliche Gewöhnungsform ist; sie stellt nur ein besonders

günstiges und dankbares Untersuchungsobjekt dar; auch andere Formen der Gewöhnung lassen sich an niederen Organismen studieren; der schon erwähnte Bac. prodigiosus, der in den Schwankungen seiner Fähigkeit, Farbstoffe zu produzieren, gewissermaßen selbst ein Reagens auf das Maß der Gewöhnung an äussere Einflüsse mit sich trägt, erwies sich auch für andere Arten der Gewöhnung als geeignetes Objekt; er verliert z. B. die Fähigkeit bei Temperatursteigerung, gewinnt sie wieder, wenn er an die höhere Temperatur gewöhnt ist. Hier könnten ganz allgemein all' die unzähligen Versuche angeführt werden, in denen es gelang, Mikroorganismen an variable Faktoren des — Modifikation Nährbodens im weitesten Sinne, Temperaturveränderungen, Erhöhung des Atmosphärendruckes, Wirkung von Licht und Elektrizität — zu akklimatisieren. Auf die Details dieser Untersuchungen kann hier nicht eingegangen werden; so interessant sie an sich sind, bieten sie für die uns hier beschäftigenden Probleme keine prinzipiell neuen Gesichtspunkte; es sei auch ausdrücklich hervorgehoben, dass diese Untersuchungen — im Gegensatze zu den ersterwähnten über die Giftgewöhnung — nicht in erster Linie zum Studium des Gewöhnungsproblems an sich unternommen sind, sondern viel mehr unter dem Gesichtspunkte, die durch die Gewöhnung und Akklimatisation dieser Organismen gesetzten Änderungen ihrer Funktion bestimmten Zwecken dienstbar zu machen: die meisten dieser Versuche sind in der Absicht angestellt Mikrobenstämme mit verminderter (ausnahmsweise auch erhöhter) Virulenz und Pathogenität zu züchten, und diese für die Prophylaxe und Therapie gleich bedeutsamen Versuche stellen einen der Fälle dar, in denen sich die Kenntnis der Gesetze der Gewöhnung als unmittelbar praktisch nutzbringend erwies.

Auch beim Menschen und allen höheren Organismen stellt begreiflicherweise die Gewöhnung an Gifte nur einen kleinsten Teil der hier zunächst zu betrachtenden Fälle dar, in denen eine Gewöhnung des Gesamtorganismus an bestimmte Einflüsse oder — was nicht wesentlich davon verschieden ist — Änderungen des Milieus erfolgt. Unter diesem Gesichtspunkte wäre zunächst ein gleichfalls praktisch ausserordentlich bedeutsames Problem in's Auge zu fassen: die Akklimatisation im engeren Sinne, die Gewöhnung, Adaption der Menschen an neue klimatische Verhältnisse: das Problem ist zu kompliziert, um hier näher darauf einzugehen; es kommen dabei als wirksame und eben durch die Gewöhnung so viel als möglich ihrer wesentlich schädigenden oder wenigstens hindernden Wirkung zu entkleidende Momente eine Reihe von Faktoren in Betracht, die z. T. schon isoliert erhebliche physiologische Wirkungen zu üben geeignet sind: erinnert sei an die Einwirkung der Luftdrucksveränderungen beim Übergang von der Ebene in grössere Höhen mit ihrer viel studierten Wirkung auf die Zahl der Blutkörperchen, den Einfluss von

Aussentemperatur und Luftfeuchtigkeit auf die Wärmeregulation, ihren Einfluss auf das Flüssigkeits- und Nahrungsbedürfnis; man vergesse aber nicht, dass manches von dem, was die Akklimatisation erschwert — und zwar ebensosehr die Akklimatisation des hochkultivierten Mitteleuropäers in den Tropen, wie etwa die Gewöhnung eines Eskimos an unser Klima — seine Wurzeln in Faktoren hat, die von dem Klima an sich ganz unabhängig sein dürften, dass ferner manche der vermeintlich durch die klimatischen Faktoren bedingten Schädlichkeiten (man erinnert sich des Tropenkollers, der vor einigen Jahren noch zu lebhaften Diskussionen Anlass gab) auf rein soziale, vom Klima ganz unabhängige Momente zurückzuführen sind, z. T. sogar von sehr wohl umschriebenen und vermeidbaren Schädlichkeiten abhängen, denen sich die Betroffenen ausgesetzt hatten. Etwas einfachere -- wiewohl noch nicht sehr eindeutige Verhältnisse — liefert darum die Akklimatisation der Tiere: wie vielerlei Gesichtspunkte auch hier immerhin noch in Betracht kommen könen, mag eine — im Grunde recht laienhafte — Frage lehren, die sich mir unabhängig von allen hier einschlägigen Problemen allsommerlich aufdrängt, wenn ich in höheren Gebirgslagen oder noch mehr an irgend einer spärlich bewachsenen nordischen Fjordwand ein paar magere Kühe kletternd ihr spärliches Futter suchen sehe: was nämlich aus einer feisten holländischen Kuh, die im Umkreise weniger Meter reichliche Nahrung zu finden gewohnt ist, werden würde, wenn sie einmal nur 8 Tage darauf angewiesen wäre, in gleicher Weise zu existieren. Welche Leistungen gleichwohl die Akklimatisation auf diesem Gebiete zu erzielen vermag, lehren genugsam die Erfolge der Tierzüchter; für den ferner Stehenden am eindrucksvollsten, wenn auch praktisch nicht unmittelbar von gleicher Bedeutung wie die eben genannten Erfolge, ist es wohl, wenn er in modernen zoologischen Gärten jetzt Tiere im Freien überwintern sieht, die man noch vor kurzem in unseren Breiten nur mit den grössten Vorsichtsmaßregeln überhaupt existenzfähig erhalten zu können glaubte: übrigens nur ein Spezialfall, der illustriert was durch die „Abhärtung", die Gewöhnung an zunächst nachteilig oder selbst deletär wirkende Witterungseinflüsse, erreicht werden kann. Auch hier würde sich wieder die Frage anschliessen, wie weit auch den Nachkommen die Gewöhnung der Eltern bei der Anpassung an das neue Klima zugute kommt und ob resp. wieweit es etwa auf diesem Wege nicht nur zu einer Elektion, sondern evtl. zu einer Neuzüchtung und Übertragung nützlicher Eigenschaften kommen kann; wieder ein Hinweis darauf, wie das Problem der Gewöhnung eng mit allen grundsätzlichen Fragen der Biologie zusammenhängt.

Die typischsten Beispiele einer Gewöhnung an schädliche, unter Umständen direkt lebensgefährdende Agentien bietet auch für die höheren

Tiere und den Menschen wieder die Gewöhnung an Gifte. Auch hier muss aber von der eingehenderen Besprechung einer Kategorie abgesehen werden, von der Gewöhnung an Gifte bakteriellen Ursprunges: es darf als bekannt vorausgesetzt werden, dass die Krankheitserreger ihre deletäre Wirkung zum grossen Teile durch Gifte entfalten, die, sei es als Produkt des lebenden Erregers, sei es als Bestandteile des abgestorbenen Mikroorganismus, sich dem befallenen Organismus mitteilen; es darf weiter als bekannt vorausgesetzt werden, dass in vielen Fällen eine einmalige Erkrankung Schutz gegen erneutes Befallenwerden von derselben Infektionskrankheit verleiht, dass überdies aber experimentell durch wiederholte Infektion mit kleinsten Mengen von Erregern resp. mit abgeschwächten Kulturen von solchen, im so vorbereiteten Organismus sich eine Widerstandsfähigkeit für an sich tödliche Mengen des Infektionserregers erzeugen lässt, Erfahrungen die ja für die Vorbeugung und Behandlung der Infektionskrankheiten von weittragender Bedeutung geworden sind. Diese Art der Gewöhnung darf nun als eine ganz besondere deshalb bezeichnet werden, weil sich ergeben hat, dass der Erfolg dieser Gewöhnung zum grössten Teil gebunden ist an das Auftreten von Gegengiften (Antitoxinen) im vorbehandelten Organismus, die in mannigfacher Weise teils durch Neutralisation der Toxine, teils durch ihre schädigende Wirkung auf die Infektionserreger selbst, die Gefahr abwenden. Analoge Vorgänge stellen sich nun nicht nur als Abwehrmaßregeln gegenüber organisierten Erregern und ihren Produkten ein, sondern auch gegenüber den vergiftenden Einflüssen, die nicht organisiertes artfremdes Eiweiss auszuüben pflegt, wenn es einem tierischen Organismus auf einem anderen Wege als dem der Aufnahme durch den Verdauungskanal zugeführt wird; mit beiden Methoden lässt sich übrigens unter besonderen z. T. schon bekannten Umständen auch gerade das Gegenteil einer Gewöhnungswirkung erzielen: es kann vorkommen, dass eine erste Infektion resp Vergiftung statt einer Zunahme der Resistenz eine Verminderung derselben zur Folge hat; diese Erscheinungen der Überempfindlichkeit und Anaphylaxie stehen zur Zeit geradezu im Mittelpunkt der einschlägigen wissenschaftlichen Untersuchungen und Erörterungen. Berücksichtigt man nun, dass es gelungen ist, in vieler Beziehung analoge Erfolge, wie man sie mit Infektionserregern und mit tierischen Eiweissarten erzielte, auch mit manchen Pflanzengiften zuerst mit Ricin, der wirksamen Substanz des Ricinussamens, zu erzielen, so läge die Hoffnung nahe genug, dass die geradezu von Tag zu Tag zu verfolgenden Fortschritte der Lehre von der Infektion und Immunität, auch auf das Wesen der Vergiftung und der Giftgewöhnung im allgemeinen Licht werfen würden.

Die Hoffnung hat sich, vorläufig wenigstens, noch als eitel erwiesen und man muss zugestehen, dass wir, soweit es sich um die „gewöhn-

lichen" Gifte und die Gewöhnung daran handelt, nicht nur vielfach einer genügenden Einsicht in die Ursachen der Vorgänge entbehren, sondern sogar die Vorgänge selbst viel weniger genau kennen als in den bisher behandelten Fällen. Die Differenzen sind zum grossen Teil dadurch bedingt, dass das Tierexperiment mit seinen willkürlich zu gestaltenden und darum auch relativ einfachen Bedingungen uns für die beiden Kategorien von Fällen nicht gleichmäßig Auskunft zu geben vermag: die Verhältnisse, wie sie bei den Infektionen im weitesten Sinne im Tierexperimente festgestellt wurden, lassen sich unschwer auf den Menschen übertragen resp. zur Erklärung der Geschehnisse bei Infektionskrankheiten beim Menschen heranziehen; die Vergiftungen im engeren Sinne verlaufen nun allerdings bei Menschen und höheren Tieren, die als unmittelbare Vergleichsobjekte heranzuziehen wären, gleichfalls übereinstimmend, sodass also die Toxikologie im engeren Sinne, die Lehre von der Giftwirkung überhaupt, durch das Tierexperiment sehr wesentlich gefördert wurde; für die uns hier hauptsächlich beschäftigende Frage der Gewöhnung an Gifte aber hat das Experiment an höheren Tieren nicht den gleichen Aufschluss gebracht, und wir sind in dieser Beziehung zumeist auf die Beobachtung am Menschen angewiesen, die begreiflicherweise, da wir auf zufällige — wenn auch leider für manche Gifte nur allzuzahlreiche Erfahrungen — unter zudem meist komplizierten Verhältnissen angewiesen sind, häufig keine eindeutigen Schlüsse zulässt.

Die Erklärung für die relativ bescheidenen Erfolge der einschlägigen experimentellen Untersuchungen liefert zum Teil ein von Hausmann speziell betonter Umstand: so unzweifelhaft die Tatsache der Giftgewöhnung auch für den Menschen und die höheren Tiere feststeht und so wichtig die Folgen der Gewöhnung sein mögen: quantitativ ist das Maß möglicher Gewöhnung des Menschen und höherer Tiere an die Gifte des täglichen Lebens — namentlich im Vergleich zu den Graden der Gewöhnung an bakterielle Schädlichkeiten — ausserordentlich gering; vielleicht eine Weiterentwicklung eines uns früher schon begegneten Prinzipes, dass die höhere Organisation die Gewöhnungsfähigkeit geringer werden lässt. Die Dosis, die beim höheren Tiere nachweisliche Störungen erzeugt, liegt der tötlichen schon viel zu nahe; jene leichteren Störungen aber, die durch weit unter der tötlichen Dosis liegende Giftmengen hervorgerufen werden, und die tatsächlich durch Gewöhnung hintangehalten werden, lassen sich ihrer Art nach beim Tiere überhaupt nicht nachweisen (ohne dass sie darum zu fehlen brauchen!), sodass also der Einfluss der Gewöhnung auf dieselben noch weniger zu verfolgen ist. Erschwerend wirken endlich bei höheren Tieren, noch mehr beim Menschen die individuellen Differenzen, die, allerdings auch bei niedersten Organismen andeutungsweise festzustellen, bei höheren Organismen so ausgesprochen werden können, dass es

kaum möglich ist, für ein bestimmtes Gift jene geringste Dosis festzustellen, die sicher bei jedem Individuum schädlich, geschweige denn tötlich wirken muss; dabei ist zu berücksichtigen, dass ausser den individuellen Differenzen in der Toleranz gegen Gifte nach klinischen Erfahrungen beim Menschen sicher angenommen werden darf, dass auch individuelle Differenzen in der Gewöhnungsfähigkeit bestehen, die mit der Toleranz an sich, wie es scheint, nicht ohne weiteres parallel zu gehen braucht, also ein anderes Verhältnis, als wir es oben für niedere Organismen kennen lernten. Im übrigen aber wird die nachfolgende Darstellung, die aus den erörterten Gründen im wesentlichen die klinischen Erfahrungen berücksichtigt, in manchen Beziehungen an die Erfahrungen bei der Giftgewöhnung niedrigster Organismen anzuknüpfen Gelegenheit bieten.

Man wird bei der Giftgewöhnung der höheren Tiere und des Menschen schon wegen der grossen, aber nicht in allen Beziehungen gleich grossen praktischen Bedeutung dieser Folgen strenger als bei den niederen Lebewesen die verschiedenen Folgen auseinanderzuhalten haben, welche die länger fortgesetzte Zufügung von Giften herbeiführen kann: hierher gehört wieder in erster Linie und als spezifischstes Gewöhnungsresultat die allmählich für viele Gifte eintretende Toleranz, die Fähigkeit des Organismus, ohne oder mit geringeren schädlichen Folgen eventuell sogar Dosen zu ertragen, die beim ungewöhnten Organismus zum Tode oder zu stürmischen Erscheinungen führen würden. Es mag besonders hervorgehoben werden, dass diese Gewöhnung keineswegs für alle Gifte erfolgt; für Blei z. B. scheint, trotzdem seine Aufnahme beim Menschen entsprechend der Ursache der Vergiftungen nur in sehr minimalen, zunächst überhaupt keine Symptome verursachenden Dosen zu erfolgen pflegt, überhaupt keine Gewöhnung zu erfolgen; jedenfalls müsste dieselbe hinter den Erscheinungen der chronischen Vergiftung zurücktreten und sich so dem Nachweis entziehen. Dass solche chronische Giftwirkungen an die meisten Gewöhnungen fast untrennbar gebunden sind, ist oben schon erwähnt; noch strenger als bei den niederen Organismen werden sich unter diesen chronischen Giftschädigungen zwei Kategorien trennen lassen, einmal die chronische Intoxikation, d. h. quantitativ oder auch qualitativ (manchmal sehr eigentümlich elektiv, d. h. mit Auswahl bestimmter Leistungen) modifizierte Erscheinungen der Art, wie man sie bei der einmaligen akuten Vergiftung auftreten sieht, zum anderen Erscheinungen, wie wir sie andeutungsweise auch bei niederen Organismen auftreten sahen und die unter dem allgemeinen Gesichtspunkt der Resistenzverminderung, der Herabsetzung der Widerstandskraft gegen anderweitige schädigende Einflüsse zusammengefasst werden können. Von sehr grosser praktischer Bedeutung ist endlich die Frage, wie weit für den gewöhnten Organismus

die Zufuhr des Giftes zu einer Existenzbedingung wird; dabei sollen unter diese Kategorie von Gewöhnungserscheinungen nur diejenigen Fälle gerechnet werden, in denen der Wegfall des Giftes tatsächlich die Funktion des Organismus zum mindesten zeitweise aus dem Gleichgewicht bringt: nicht hierher gerechnet werden sollen dagegen diejenigen Fälle, in denen die Gewöhnung an ein Gift, das als Genussmittel gebraucht wurde, den Wunsch steten Weitergebrauches geweckt hat, sodass die Entziehung zwar als Entbehrung empfunden wird, ohne dass aber doch die dauernde Entziehung irgendwelche funktionsstörende Wirkung hätte.

Als eines der bekanntesten Beispiele der Giftgewöhnung darf wohl die Gewöhnung an Nikotin, richtiger vielleicht an die beim Rauchen entstehenden Verbrennungsprodukte bezeichnet werden: die Folgen der ersten Rauchversuche bedürfen keiner Schilderung; immerhin mag erwähnt sein, dass sie nicht bei allen Individuen und jedenfalls nicht bei allen in gleich intensiver Weise sich geltend machen; es ergibt sich also, dass durchaus entsprechend den einleitenden Bemerkungen der Grad der natürlichen Toleranz gegen Nikotin wechselt; ob die Gewöhnungsfähigkeit mit dieser natürlichen Toleranz parallel geht, ist leider exakt nicht zu entscheiden: sicher kann man Leute beobachten, die Nichtraucher geblieben sind, weil die „Erfolge“ der ersten und evtl. einiger weiterer Rauchversuche ihnen die Lust zu weiteren benommen haben: es ist aber nicht sicher, dass dieser anfänglichen Intoleranz eine verringerte Gewöhnungsfähigkeit parallel geht; da ja die Gewöhnung freiwillig zu geschehen hätte, ist die Möglichkeit durchaus nicht von der Hand zu weisen, dass bei denselben Individuen gleichfalls Gewöhnung eingetreten wäre, wenn sie etwa — sei es auch nur durch den Spott der Kameraden — gezwungen gewesen wären, die ersten „Schwierigkeiten“ zu überwinden. Lehrreich ist die Nikotingewöhnung bezüglich der zeitlichen Verhältnisse der Gewöhnung: es ist durchaus keine seltene Erfahrung, dass nach nicht allzu kurzer freiwilliger oder erzwungener Nikotinabstinenz erst wieder eine Neugewöhnung zu erfolgen hat, die allerdings dann zumeist besonders rasch eintritt. Chronische Nikotinschäden können zwar eintreten; sie pflegen aber — trotz mancher gegenteiliger Ansichten — im allgemeinen nur bei exzessivem Missbrauch und unter speziellen Voraussetzungen (Cigarettenraucher!) aufzutreten; ob es entsprechend der verminderten Toleranz gegen einmalige Intoxikation auch eine erhöhte Disposition zu chronischer Vergiftung gibt, entzieht sich der exakten Feststellung. Das Nikotin stellt den Typus derjenigen Genussmittel dar, die zwar beim daran Gewöhnten den Wunsch steter Wiederholung unterhalten, bei denen aber von einer „Umstimmung“ des Organismus in dem Sinne, dass die weitere Zufuhr des Giftes zur Existenzbedingung wird, nicht die Rede sein kann; so ungern und

schwer der Raucher im allgemeinen sich entschliesst, auf den gewohnten Genuss zu verzichten, so beschwerdefrei gestaltet sich fast ausnahmslos die erzwungene Entbehrung.

Einen ziemlich reinen Typus der Giftgewöhnung stellt auch die Gewöhnung an Arsen dar; sie ist um so interessanter, weil hier tatsächlich die Wirkung der Gewöhnung quantitativ nicht unbedeutend ist; wenn auch das Maß der Gewöhnung vielfach überschätzt worden sein mag, so steht doch fest, dass die „Arsenikesser“ Dosen ohne Schädigung zu vertragen lernten, die beim nicht Gewöhnten zum mindesten zu schweren Vergiftungserscheinungen geführt hätten. Dabei scheinen bei denjenigen Individuen, bei denen es überhaupt zur Arsengewöhnung kommt, auch die wohlbekannten Erscheinungen der chronischen Arsenvergiftung auszubleiben. Von einer Gewöhnung des Organismus an chronischen Arsengebrauch in dem Sinne, dass die Darreichung von Arsenik zur Lebensbedingung würde, ist früher wiederholt berichtet; die Angaben konnten aber bei Nachprüfungen nicht bestätigt werden: wohl beobachtete man bei Pferden, die ja aus ästhetischen oder — betrügerischen Gründen nicht selten mit Arsen gefüttert werden, dass das glänzende Aussehen nach Aussetzen des Arsens schwand; offenbar handelt es sich aber dabei um denselben Vorgang, den wir beobachten, wenn nach Aussetzen eines schmerzstillenden Mittels die Schmerzen wieder auftreten: die Tiere zeigten wieder ihr früheres unscheinbares Aussehen. Sehr auffallend ist es, dass Tiere — und wohl auch Menschen? — die gegen die Arsenikfütterung bis zu einem gewissen Grade unempfindlich geworden waren, gegen Einspritzungen von Arsenlösungen dieselbe Empfindlichkeit zeigten, wie ungewöhnte; die naheliegende Erklärung, dass die Gewöhnung an die Arsenfütterung einfach auf eine allmählich eintretende Erschwerung der Arsenresorption durch den Darm zurückzuführen sei, ist trotzdem nicht unbestritten.

Praktisch am wichtigsten, klinisch am besten bekannt ist die Gewöhnung an Narkotika im weitesten Sinne; warum dieselben so häufig zu Gewöhnungserscheinungen Anlass geben, darf generell eben dargestellt werden. Die Bedeutung der Narkotika und des — vielfach nahe verwandten — Alkohols liegt darin, dass hier ebenso wie übrigens vielfach bei der arzneilichen Behandlung überhaupt, gewisse Wirkungen, die an sich als giftige aufzufassen sind und bei Steigerung der Dosen sich auch unzweifelhaft als solche erweisen, therapeutischen oder sonst erwünschten Zwecken dienstbar gemacht werden; ganz allgemein kann angenommen werden, dass man sich zu diesem Zwecke der lähmenden Wirkung der zahlreichen hierhergehörigen Substanzen zu bedienen wünscht; gerade für diese leichtesten Grade der Lähmung, die naturgemäß, soll es nicht zu schwerer Schädigung kommen, die lebenswichtigen Organe zu verschonen hat, tritt aber ersichtlich sehr rasch Gewöhnung

ein, sodass der erwünschte Erfolg nach Applikation gleicher Dosen nicht mehr erzielt wird, zur Erzielung gleichen Erfolges demnach grössere Dosen angewandt werden müssen. Die Erscheinung ist auch in weiteren Kreisen für die eigentlichen Schlafmittel wohlbekannt; Dosen, die ein- oder einigemale ausreichend gewirkt haben, versagen nach mehreren Wiederholungen, um nach einer gewissen Pause wieder wirksam zu werden — sobald eben der Zustand der Gewöhnung sich wieder ausgeglichen hat. Es ist deshalb eine der wichtigsten Pflichten des Arztes, wenn er schon zu länger dauerndem Gebrauch von Schlafmitteln raten muss — meist lässt sich das übrigens umgehen, wenn er sich aller sonstigen schlaffördernden Agentien zu bedienen weiss, — zum Mindesten niemals längere Zeit hindurch das gleiche Schlafmittel zu verordnen, sondern verschiedene abwechselnd gebrauchen zu lassen; die Gewöhnung und damit die Herabsetzung der Wirksamkeit erstreckt sich nämlich jeweils nicht auf alle Schlafmittel, sondern nur auf das wiederholt gebrauchte selbst und etwa seine nächsten chemischen Verwandten, sodass also ein anderes — chemisch ganz differentes — seine volle Wirksamkeit zu entfalten imstande ist.

Auffallenderweise scheint für ein Mittel, das in manchen Beziehungen den Schlafmitteln nahe steht, für das Brom, die Bedeutung der Gewöhnung sehr gering. Zwar wird vielfach angegeben, dass bei der Brombehandlung der Epilepsie wegen der eintretenden Gewöhnung an das Mittel eine allmähliche Steigerung der Dosis nötig wäre; wir haben uns niemals von der Berechtigung dieser Forderung überzeugen können, wohl aber wiederholt davon, dass ein Übersteigen der erfahrungsgemäß festgestellten, eben tolerierten Dosis, auch noch nach so langer Gewöhnung an diese immer wieder von Intoxikationserscheinungen gefolgt war. Dagegen scheint gerade die Brombehandlung der Epilepsie eines der nicht gerade allzuhäufigen Beispiele darzubieten, in denen die regelmäßige Zufuhr des gewohnten Mittels tatsächlich eine der Lebensbedingungen für den daran gewöhnten Organismus geworden ist. Man beobachtet so häufig bei Epileptikern nach plötzlicher Unterbrechung der Brommedikation schwere Häufung ihrer krankhaften Zustände, dass hier die Annahme, es sei nach Aufhören der Medikation einfach wieder der ungünstige Status quo ante eingetreten, sicher nicht ausreicht, sondern mit einer positiven Schädigung durch die Entziehung gerechnet werden muss.

Auf die praktischen Konsequenzen, die sich aus solchen Erfahrungen ergeben, darf wohl beiläufig hingewiesen werden: der Laie kann, auch wenn er gelegentlich von diesen Dingen hört, die Verhältnisse nicht genügend übersehen; es ist darum nicht zu verantworten, wenn gerade Epileptiker auf eigene Faust oder nach den Anweisungen irgendwelcher Pfuscher sich mit Brom füttern (fast alle die unzähligen Geheimmittel gegen Epilepsie sind bromhaltig); die Leitung einer Bromkur gehört zu

den — noch dazu recht verantwortungsvollen — Aufgaben des Arztes, und noch mehr gilt das Gesagte für den Gebrauch von Schlafmitteln; anderseits sollte aber auch der Arzt selbst dem scheinbar verlässigsten Kranken niemals Schlafmittel in grösserer Menge und zu unbeschränktem Gebrauch und damit fast unvermeidlich zur Gewöhnung zur Verfügung stellen.

Die Gefahr der Gewöhnung wird natürlich da besonders gross werden, wo das narkotische Mittel nicht nur mittelbar als schlaffördernd oder schmerzstillend erwünschte Wirkungen ausübt, sondern darüber hinaus (eventuell also auch beim ganz Gesunden!) unmittelbar angenehme Wirkungen erzeugt, sei es (die vielerörterte Frage muss hier unbesprochen bleiben), wie vielfach angenommen wird, durch initiale Reizwirkungen, sei es auf anderen Wegen. In beschränktem Maße kommt eine solche Wirkung denjenigen Schlafmitteln zu, die initial rauschartige Wirkungen, erzielen und es ist bekannt, dass in manchen Gegenden der Äther (der sonst gleich Chloroform als Narkosemittel dient) zu solchem Zwecke angewandt wird, sodass es zum gewohnheitsmäßigen Gebrauche kommt. In viel geringerem Maße führen die Schlafmittel im engeren Sinne zur Gewöhnung, und die Verhältnisse, unter denen es jeweils dazu kommt, sind noch dazu meist recht komplizierte: das Prototyp der hierhergehörigen Zustände bildet dagegen die Gewöhnung an Morphin, das wirksamste der im Opium enthaltenen Alkaloide. Die Morphingewöhnung bietet abgesehen von ihrer leider noch immer recht grossen praktischen Bedeutung schon deshalb auch besonderes wissenschaftliches Interesse, weil hier tatsächlich der Fall einer quantitativ sehr erheblichen Gewöhnungsmöglichkeit vorliegt; diese Tatsache kann als feststehend angenommen werden, auch wenn man berücksichtigt, dass die Morphinisten und zwar namentlich diejenigen, die vor einer Entziehungskur stehen, häufig genug ihre gewohnheitsmäßige Dosis übertrieben hoch angeben, um noch einige Zeit sich einer grösseren Menge erfreuen zu können. Während die Arzneibücher als höchste Einzeldosis, die nur ausnahmsweise überschritten werden soll 0,03 gr, als höchste Tagesdosis 0,1 gr angeben, und ausnahmsweise schon eine einmalige Dosis von 0,2 gr tötlich wirken, darf als gesichert angenommen werden, dass Morphinisten täglich mehrere Gramm Morphin zu ertragen lernen; dabei pflegt die Gewöhnung gerade an Morphin recht rasch zu geschehen. Trotzdem wäre es unrichtig, wollte man etwa annehmen, dass beim Morphingewöhnten die Morphinwirkung überhaupt ausbliebe: man kann sich zunächst jederzeit bei rascher Entwöhnung in Perioden, wo der Effekt der Gewöhnung sicher noch nicht geschwunden ist, überzeugen, wie auch Mengen von Morphin, die den bis dahin gebrauchten gegenüber geradezu als verschwindend klein zu erachten sind, trotzdem deutliche Wirkungen erzielen; man kann aber insbesondere konstatieren, dass

eine der typischsten körperlichen Wirkungen des Morphins, die Verengerung der Pupillen, durch keine noch so lange Gewöhnung schwindet, vielmehr dauernd als ein dem Erfahrenen gegenüber wenigstens verdächtiges Zeichen bestehen bleibt.

Dieser Zustand des Gewöhntseins an das Morphin, einer wenn auch nur partiellen und relativen Festigkeit gegen die giftigen Wirkungen des Mittels, wäre an sich zum Mindesten indifferent; die entsetzliche soziale Bedeutung des Morphinismus liegt in anderen Momenten begründet, und es ist nötig, sich diese klar zu machen, da sie in prinzipiell wenigstens gleicher Weise für alle analogen Zustände in Betracht kommen.

Die Gewöhnung wirkt nur dem Auftreten der akuten Vergiftungserscheinungen — mit den oben umschriebenen Einschränkungen — entgegen; mit desto unheimlicherer Sicherheit machen sich unterdessen schleichend eine Reihe von Erscheinungen geltend, die man als Ausdruck der chronischen Vergiftung aufzufassen pflegt, beim Morphinisten abgesehen von körperlichen Störungen die sich namentlich in der Beeinträchtigung des Ernährungszustandes äussern, vor allem ein Nachlassen in intellektueller und noch mehr in ethischer Beziehung.

Die Beurteilung gerade der letzteren Erscheinungen ist allerdings nicht ganz leicht; die Bedingungen, unter denen es zum chronischen Morphingebrauch kommt, sind nämlich nicht ganz einfache, und auch der länger fortgesetzte Gebrauch des Mittels in mäßigen Dosen — etwa unter ständiger ärztlicher Kontrolle zur Bekämpfung chronisch-schmerzhafter Zustände — scheint nicht notwendig zur chronischen Intoxikation führen zu müssen. Dem zunehmenden Missbrauch und damit auch fast unausweichlich dem, was man als chronische Intoxikation aufzufassen pflegt, verfallen fast ausnahmslos Personen, die von vornherein, vor allem in nervöser Beziehung, als minderwertig gelten müssen: man wird also in vielen Fällen zum Mindesten mit der Möglichkeit zu rechnen haben, dass die unerfreulichen Eigenschaften speziell auf moralischem Gebiete wenigstens teilweise individuelle Besonderheiten darstellen, die sich wie so häufig, unter ungünstigen Verhältnissen in besonders störender Weise bemerkbar machen. Zur gerechten Würdigung der — oft tatsächlich abstossend wirkenden — „moralischen Verkommenheit“ und Verlogenheit des Morphinisten mag speziell auch daran erinnert werden, wie er vor allem in einem steten Kampfe mit den staatlichen Einrichtungen lebt, die ihm die legale Erlangung des „unentbehrlichen“ Mittels unmöglich machen und ihm Lug und Trug von seinem Standpunkt geradezu als berechtigte oder doch wenigstens unvermeidliche Maßregeln erscheinen lassen.

Im Sinne früher erwähnter Beobachtungen, nicht uninteressant erscheint wohl ein Hinweis darauf, dass man besonders schwere Folge-

zustände chronischen Morphinmissbrauches bei Individuen auftreten sieht, die gleichzeitig auch Alkoholisten sind, sodass man gelegentlich sogar die sicher zuweit gehende Behauptung hört, nur chronische Trinker würden Morphinisten; immerhin scheint auch hier die Gewöhnung an ein Gift (richtiger wohl auch hier eine chronische Intoxikation!) die Widerstandsfähigkeit des Organismus auch gegen ein anderes herabzusetzen.

Die verderbliche gesundheitliche und damit soziale Bedeutung des Morphins liegt aber weder in der besonderen Gewöhnungsfähigkeit, noch in der besonders raschen Entwicklung chronischer Intoxikation, sondern in seiner Eigenschaft als Genussgift. Nur ganz ausnahmsweise dürfte es vorkommen, dass es zum Morphinmissbrauche dadurch kommt, dass ein lange dauerndes schmerzhaftes Leiden und die mit fortschreitender Gewöhnung immer geringer werdende schmerzstillende Wirkung allein zuletzt zu bedenklichen Dosen führt. Fast immer spielt neben der durch die Schmerzstillung bedingten relativen auch die durch das Morphin unmittelbar erzeugte Euphorie eine Rolle — am eindeutigsten natürlich bei jenen bedauernswerten Opfern, die etwa als Studenten, Pflegerinnen oder Angehörige von Morphinisten aus Neugierde oder gar von diesen verleitet, zur ersten Spritze gegriffen und dem Drange, sich den Genuss weiter zu verschaffen, dann nicht widerstehen konnten.

Doppelt deletär wirkt nun das Morphin deshalb, weil es tatsächlich bis zu einem gewissen Grade bei längerem Gebrauche Veränderungen im Organismus hervorzurufen scheint, die dessen ungestörte Funktion von der weiteren regelmäßigen Zufuhr abhängig machen; die plötzliche totale Entziehung führt demnach zu Funktionsstörungen, zu Abstinenzerscheinungen. Die Bedeutung derselben wird allerdings verschieden bewertet; namentlich Schröder ist neuerdings wieder sehr entschieden dafür eingetreten, dass die Bedeutung der Abstinenzerscheinungen, speziell die Gefahr der plötzlichen Entziehung für den körperlichen Zustand eventl. sogar das Leben, überschätzt werde; in diesem Sinne wäre sicher auch geltend zu machen, dass bei Tieren, bei denen allerdings auch eine Gewöhnung an Morphin nur in beschränktem Umfange statthat, Abstinenzerscheinungen bei plötzlicher Entziehung vermisst werden. Diese für die Behandlung des Morphinismus resp. für die Durchführung der Entziehungskuren sehr wichtige Frage kann hier nicht weiter verfolgt werden; ganz sicher verursacht die plötzliche Entziehung oder auch nur ungewohnt lange Vorenthaltung der gewohnten Dosis eine Reihe subjektiver und objektiver Erscheinungen, die alle Pläne der Enthaltsamkeit zum Scheitern bringen, und so implizite auch zur Steigerung der Dosis führen.

Wie sich aus dieser Übersicht ergibt, stellt das, was man als Morphinismus zu bezeichnen pflegt, ein Gemisch recht verschieden auf-

zufassender Geschehnisse dar; die Behandlung des Morphinisten ist darum auch nicht damit beendet, dass man ihn einige Tage morphinfrei ohne Beschwerden hält, und sie ist, wie nicht verschwiegen werden soll, vor allem bei älteren Fällen nicht allzu aussichtsvoll; die Prophylaxe ist auch hier der beste Teil der Behandlung; die Bedeutung der Gefahr kann Ärzten und Laien nicht eindrücklich genug vor Augen geführt werden; der Arzt muss sich klar darüber sein, welche Verantwortung er damit übernimmt, wenn er einem Kranken eine erste Morphineinspritzung gibt, er soll sich namentlich zum Grundsatze machen keinem Kranken Morphin und Spritze anzuvertrauen; es sei denn, dass es sich darum handele, einem dem Tode Verfallenen die letzte Leidenszeit erträglich zu gestalten; hier wäre es grausam, die einzig mögliche Linderung vorzuenthalten; den Arzt wie den Nichtarzt aber dürfen weder Neugierde noch die verlockenden Schilderungen der dem Gifte Verfallenen verleiten, mit dem Inhalte der Morphinspritze Bekanntschaft machen zu wollen.

Im Wesentlichen nach demselben Typus wie beim Morphin verlaufen einige andere Vergiftungen: mit dem eine zeitlang als Ersatz des Morphins empfohlenen, bald als noch gefährlicher erkannten Kokaïn, mit den Morphinderivaten Dionin, Kodeïn, Heroïn; man hat sich vielfach bemüht und glaubte auch gelegentlich schon dahin gelangt zu sein, Ersatzmittel gerade des Morphins zu finden, die ohne Gefahr der Gewöhnung angewandt werden sollten: unter Berücksichtigung der im Vorigen erörterten generellen Gesichtspunkte bezüglich der Gewöhnung wird man diese Versuche von vornherein als aussichtslos bezeichnen dürfen.

Zwei andere Gifte: Opium, die Muttersubstanz des Morphins, und Haschisch (indischer Hanf), spielen in unseren Gegenden keine Rolle und die sich widersprechenden Berichte über ihre Wirkung erlauben kein sicheres Urteil: auffallend mag es erscheinen und dieselbe Erfahrung wird uns alsbald nochmal zu beschäftigen haben, dass auch beim gewohnheitsmäßigen Haschischraucher akute toxische Geisteskrankheiten (delirante Zustände) nicht allzuselten vorkommen sollen; die Gewöhnung würde also bei Haschisch (generell oder nur individuell?) besonders gering sein, oder doch das Vorkommen gelegentlicher (modifizierter!), akuter Giftwirkungen nicht ausschliessen.

Nur kurz soll hier auf den gewohnheitsmäßigen Alkoholgenuss eingegangen werden: die Verhältnisse sind bekannt und auch für weitere Kreise so vielfach besprochen und behandelt, dass die Darstellung hier sich darauf beschränken kann, festzustellen, wie weit die mehrfach hervorgehobenen allgemeinen Gesichtspunkte auch für die Alkoholgewöhnung Geltung haben, und welche Konsequenzen sich daraus für die Auffassung und die Behandlung des Alkoholismus ergeben.

Man wird kaum zu befürchten brauchen, den sonst nicht immer ganz unberechtigten Vorwurf propagandistischer Übertreibung auf sich zu laden, wenn im Folgenden die Alkoholfrage einfach unter dem Gesichtspunkte der Giftgewöhnung behandelt wird; der Alkohol ist pharmakologisch als Gift und zwar ganz speziell als Genussgift aufzufassen.

Dass es sich um ein Gift handelt, wird deutlich, wenn man die Wirkung selbst recht geringer, „unschuldiger“ Mengen auf den „ungewöhnten“ Organismus zu beobachten Gelegenheit hat; die Gewöhnungsfähigkeit scheint gerade für Alkohol individuell recht variabel; eine Einschränkung, wie wir sie oben beim Nikotin machen mussten, dass es sich auch bei den Personen, die das Trinken nicht „lernen“, eben um solche handeln könne, die nach einer erstmaligen schlimmen Erfahrung den Mut zu weiteren Versuchen verloren hätten, fällt hier weg; altgewohnte Anschauungen und Gebräuche, über deren Berechtigung oder Reformbedürftigkeit zu sprechen hier nicht der Ort ist, haben dahin geführt, dass es der Mehrzahl zum mindesten der männlichen Erwachsenen geradezu als Schande gilt, keinen Alkohol zu vertragen; die Zahl der Leute, die darum immer wieder Versuche machen, ohne darum doch zur Gewöhnung im engeren Sinne, d. h. zu vermehrter Resistenz zu gelangen, ist nicht gering. Dabei fallen diese „Gewöhnungsunfähigen“ hier keineswegs mit den Intoleranten ohne weiteres zusammen, d. h. denjenigen bei denen schon besonders geringe Mengen Vergiftungserscheinungen hervorrufen. Man kann vielmehr immer wieder Leute finden, die gegen die vielfach üblichen Quanten des täglichen Gebrauches durchaus widerstandsfähig sind, diese lange fort gebrauchen und doch dadurch nicht gleich der Mehrzahl der anderen gegen die bedenklichen Wirkungen gelegentlicher reichlicherer Zufuhr resistent werden. Auf die Differenzen, die sich individuell auch bezüglich der einmaligen Alkoholwirkung ergeben, kann hier nicht eingegangen werden: die schwere Alkoholintoxikation, die eigentliche Betrunkenheit, bietet zwar bei allen Individuen ziemlich das gleiche wenig erhebende Bild; die leichteren Grade der Intoxikation dagegen und vor allem die Formel, nach der sich allmählich die schweren Erscheinungen zu entwickeln pflegen, sind individuell recht verschieden und, wie es scheint, auch durch die Gewöhnung ziemlich unbeeinflussbar. Die Dauer der Alkoholgewöhnung scheint keine sehr nachhaltige zu sein: Studenten, die sich zum Zwecke eines Examens einige Wochen oder Monate des gewohnten Alkoholgenusses enthalten haben, nach Ablauf desselben, in noch weniger ansprechender Form alte Trinker nach Überstehen einer erzwungenen Abstinenz in der Gefangenschaft liefern die Illustration dafür; auch hier scheint der Wiedereintritt der Gewöhnung sehr rasch zu geschehen.

Der Grad der möglichen Alkoholgewöhnung wird im allgemeinen wohl überschätzt; genaue Daten über die minimale tötliche Dosis Alkohol

für den Menschen sind nicht bekannt, noch weniger bezüglich einer sicher tötlichen, d. h. mit dem Weiterbestande des Lebens absolut unverträglichen: darum ist auch kaum zu entscheiden, wieweit die extremen Alkoholmengen, welche alte Potatoren ertragen können, ohne die vorausgegangene Gewöhnung deren Leben bedrohen würden. Dass der Gewöhnte, dass vor allem also der eigentliche Gewohnheitstrinker, überhaupt nicht mehr trunken würde, ist dagegen sicher nicht zutreffend: äusserstenfalls wird man anerkennen dürfen, dass manche körperliche Erscheinungen der Alkoholintoxikation (Sprach- und Gangstörungen) bei manchen alten Säufern auffallend wenig in die Erscheinung treten; dass die psychischen Erscheinungen der Trunkenheit auch bei den ältesten Gewohnheitstrinkern nicht auszubleiben pflegen, lehrt die alltägliche Erfahrung. Man kann sogar und zwar in den eigentlichen Schnapsgegenden nicht selten eine Beobachtung machen, die dem Prinzip der Gewöhnung geradezu zuwidersprechen erscheint: dass es beim Gewohnheitstrinker in gleicher Weise, wie beim Haschischmissbrauch erwähnt werden musste, zu einer verstärkten Reaktion auf Alkohol kommt; am deutlichsten offenbart sie sich in der Form der sog. pathologischen Räusche. Man wird nun allerdings zu berücksichtigen haben, dass ein sehr grosser Teil dieser Zustände seine Ursache wieder in individuellen Eigentümlichkeiten findet (darum auch bei nicht gewohnheitsmäßigen Trinkern auftreten kann); eine Kategorie derselben aber ist eine Eigentümlichkeit gerade der schweren und langjährigen Trinker; etwas genauere Analyse lehrt nun, dass diese verstärkten Reaktionen der alten Potatoren auf einmalige Alkoholzufuhr nicht einfach als Analoga des einfachen Rausches aufgefasst werden dürfen; die Bezeichnung: pathologische Räusche bedeutet nicht, dass sie besonders leicht ausgelöst werden, sondern vor allem auch, dass sie sich aus Symptomen zusammensetzen, die nicht nur dem durchschnittlichen Typus des Rausches im Allgemeinen fremd sind, sondern auch in früheren Räuschen der gleichen Individuen vermisst wurden. Diese Zustände schliessen sich damit enge an die akuten Geistesstörungen, die man bei Gewohnheitstrinkern auftreten sieht (ihr bekanntester Typus ist das Delirium tremens) und deren Auftreten an vorhergegangenen chronischen Alkoholkonsum gebunden ist, ohne dass es doch bis jetzt gelungen wäre, vollständig aufzuklären, was eigentlich zum Ausbruche dieser Psychosen Anlass gibt.

Man wird allerdings immer wieder die chronische, durch den gewohnheitsmäßigen Alkoholkonsum gesetzte dauernde Veränderung damit in Beziehung zu bringen versuchen. Ihr Verhältnis zur Gewöhnung qua talis aber ist gerade beim Alkohol nicht ohne weiteres auf eine einfache Formel zu bringen. Es lässt sich nicht leugnen, dass es Individuen gibt, denen trotz eines das Durchschnittsmaß übersteigenden Alkoholkonsums alle chronischen Erscheinungen körperlicher wie psychi-

scher Art erspart bleiben. Dass das für sehr viele Leute, die sich auf den regelmäßigen mäßigen Genuss beschränken, zutrifft, dürfte noch weniger zu widerlegen sein; die viel umstrittene Frage der Forderung allgemeiner Totalabstinenz wäre wahrscheinlich leichter zu beantworten und würde mit weniger Erbitterung von beiden Seiten erörtert, wenn sich a priori feststellen liesse, welchen Individuen diese Toleranz gegen die leichte chronische Gefährdung eigen ist. Sie braucht mit der für die akute Schädigung nicht parallel zu gehen; man kann Personen kennen lernen, bei denen Trunkenheitszustände keineswegs selten sind und bei denen trotz chronischen Konsums die Dauerschädigung vor allem auf psychischem Gebiete sehr gering ist; anderseits sieht man gelegentlich z. B. ein Delirium tremens, also die spezifische Erkrankung des chronisch geschädigten Trinkers, bei Individuen, die nie wesentliche Erscheinungen akuter Intoxikation gezeigt haben; bei ihnen scheint also der Toleranz gegen die akute Schädigung eine viel geringere gegen die chronische gegenüber zu stehen.

Der grossen Mehrzahl der Trinker im engeren Sinne bleiben chronische Intoxikationserscheinungen als Folge des gewohnheitsmäßigen Genusses nicht erspart. Sie sind — wieder mit individuellen Differenzen — ausserordentlich vielgestaltig, teils körperlicher, teils psychischer Art; in Erinnerung an früher erwähnte Erfahrungen mag besonders daran erinnert werden, dass gerade die Alkoholgewöhnung des Organismus ganz besonders die Resistenz gegen anderweitige Schädigungen herabzusetzen geeignet ist: es gibt kaum eine Schädigung, durch die der Trinker nicht schwerer gefährdet würde als der Nichttrinker. Eine der schwersten Folgen des gewohnheitsmäßigen Alkoholgenusses stellt praktisch jene eigentümliche psychische Veränderung dar, derzufolge es dem Trinker unmöglich wird, dem Wunsche oder der Verleitung zu weiterem Alkoholkonsum trotz aller guten Vorsätze und Versprechungen Widerstand zu bieten, und die zur Folge hat, dass sich aus dem gewohnheitsmäßigen Trinken der eigentliche Alkoholismus, die Trunksucht, in unmerklichem Übergange entwickelt.

Man hat — namentlich früher — vielfach angenommen, dass der Alkohol, ebenso wie das Morphium, für den Gewöhnten zur Existenzbedingung werde, zum mindesten insofern, dass seine plötzliche Entziehung nicht nur zu subjektiven Beschwerden, sondern auch zu objektiven Schädigungen und selbst Gefahren führe. Die Zeiten sind noch nicht allzulange vorbei, wo es geradezu als Kunstfehler gegolten hätte, dem aus irgendwelchem Grunde in's Krankenhaus aufgenommenen Gewohnheitstrinker plötzlich den Alkohol zu entziehen; davon ist allerdings heutzutage keine Rede mehr. Aber auch das andere Extrem, die Anschauung, dass die Entziehung des Alkohols gar keine Erscheinungen mache, hat sich auf die Dauer nicht als berechtigt erwiesen.

Zunächst gibt es eine Erscheinung, die, durch die Entziehung des Alkohols auftretend oder wenigstens gesteigert, durch Alkoholzufuhr wieder gebessert wird: das bekannte Händezittern. Die Angabe mancher Trinker, sie müssten schon morgens wieder trinken, weil sie sonst durch dieses Zittern an jeder Arbeit behindert würden, ist, wie sich durch Versuche nachweisen lässt, nicht nur eine Ausrede, die dem erneuten Trinken zum Vorwande dienen muss. Auch die „Abstinenzdelirien" sind nicht so ausschliesslich Phantasieprodukte, wie es einige Zeit lang erscheinen wollte. Bonhoeffer konnte feststellen, dass bei sehr dekrepiden, alten Trinkern, plötzliche Alkoholentziehung tatsächlich das Auftreten allerdings sehr leichter deliranter Zustände zur Folge haben kann. Im Übrigen aber sind die Abstinenzerscheinungen bei Alkoholentziehung sehr gering und von so kurzer Dauer, dass man vielfach selbst zweifeln kann, ob man mit Abstinenzerscheinungen oder mit etwas protrahierten Folgezuständen der letzten Exzesse zu tun hat; von einer wirklichen Gefährdung durch brüske Entziehung kann sicher nicht die Rede sein und, was besonders wichtig ist: die subjektiven Beschwerden bei der Entziehung und damit das unmittelbare Verlangen nach dem Genussmittel sind beim Alkoholisten unvergleichlich viel geringer als beim Morphinisten. Die noch recht verbreitete Annahme, dass der Trinker von einem „unwiderstehlichen Bedürfnis" immer wieder zum Alkohol gedrängt werde, entspricht nicht den Tatsachen, und jeder, der Trinker bei erzwungener Abstinenz zu beobachten Gelegenheit hat, wird die Erfahrung machen, wie wenig sie darunter leiden. Wenn trotzdem die Heilung des Trinkers viel schwerer gelingt, als man demnach erwarten sollte, wenn namentlich auch nach noch so langen Probe- und Bewährungsfristen Rückfälle so häufig sind, so sind die Gründe anderwärts zu suchen; einmal ist nicht zu übersehen, was sich aus den Forschungen der letzten Jahre immer deutlicher ergibt, dass von den Individuen, die wirklich trunksüchtig geworden sind, ein überwiegender Teil von vornherein schon in irgendwelcher Beziehung minderwertig und darum auch in jeder Beziehung weniger widerstandsfähig war; zum anderen fällt schwer in die Wagschale, dass die schon erwähnten allgemeinen Anschauungen der Übung der Abstinenz der Voraussetzung aller wirklichen Trinkergenesung geradezu feindlich im Wege stehen.

Diese nüchterne Betrachtung der Verhältnisse zwischen Gewöhnung, Dauerschädigung und Abstinenzerscheinungen ist auch praktisch nicht ohne Belang: sie lehrt zunächst, dass die Alkoholentziehung weder schwierig noch gefährlich ist; sie lehrt aber weiter, dass mit der momentanen „Entwöhnung", soweit von einer solchen überhaupt die Rede zu sein braucht, richtiger spricht man von Entziehung, für die Wiederherstellung des Trinkers noch nicht das Wesentliche getan ist;

die Hauptaufgabe kommt erst später und gerade sie ist nicht ausschliesslich oder auch nur in erster Linie eine ärztliche: wohl muss darauf gedrungen werden, dass jeder Trinker, der etwa in eine Anstalt aufgenommen oder gleichviel welcher Behandlung unterstellt wird, einer ärztlichen Untersuchung unterzogen werde, um zu verhindern, dass Veränderungen übersehen werden, die — gleichviel ob Ursache oder Folge des Alkoholmissbrauches — spezifisch medizinische Behandlung nötig machen. Im übrigen aber wird auch der Arzt anzuerkennen haben, dass bei der Bestreitung des Alkoholismus im allgemeinen, ebenso wie bei der Rehabilitierung des einzelnen Trinkers der nichtärztlichen Tätigkeit ein weites Feld offen liegt.

Äusserlich recht verschieden von den bisher besprochenen Gewöhnungserscheinungen stellen sich die der zweiten eingangs aufgestellten Kategorie dar: das Gemeinsame liegt, um das nochmal zu erwähnen, in der durch Wiederholung des Reizes gesetzten Veränderung der Reaktion, die sich aber in den nunmehr zu besprechenden Fällen auf bestimmte Organe und Funktionen beschränkte darstellt: die Gewöhnungserscheinungen dieser zweiten Kategorie sind ein Vorrecht der höher entwickelten Organismen, bei denen es zur Ausbildung eines differenzierten Zentralnervensystems gekommen ist: nur unter Mitwirkung eines solchen kann ein über die früher besprochenen allgemeinen Anpassungserscheinungen hinausreichender individueller Erwerb stattfinden; andererseits würde aber eine auch nur einigermaßen erschöpfende Darstellung all' dieser Gewöhnungserscheinungen einen grossen Teil der Physiologie des Zentralnervensystems und, soweit sie nachweislich oder vermutlich von psychischen Prozessen begleitet sind und speziell unter Berücksichtigung dieser Seite betrachtet werden, der Psychologie umfassen.

Um sich die Bedeutung der hier zu erörternden Formen der Gewöhnung und vor allem der zu ihrer Ergründung angestellten Versuche klar zu machen, erscheinen einige ganz kurze Vorbemerkungen unerlässlich: während der Organismus ohne Zentralnervensystem nur als Ganzes auf äussere Reize zu reagieren vermag, partiell höchstens soweit auch der Reiz selbst nur lokal angreift, ermöglicht das Zentralnervensystem die Differenzierung der Reaktion in der Weise, dass, unabhängig vom Angriffsorte des Reizes, Reaktionen in bestimmten Gebieten des gereizten Organismus auftreten. Als Eintrittspforte des Reizes dienen die Sinnesorgane, die Reaktion wird in sehr vielen Fällen durch muskuläre, in vielen aber durch andere (drüsige u. ä.) Apparate vermittelt. Ein Teil dieser Reaktionen nun scheint in der Organisation des Zentralnervensystems dermaßen vorgebildet, dass sie auf den entsprechenden Reiz notwendig erfolgen müssen, — es sei denn, dass krankhafte Störungen im Aufnahme- resp. Reaktionsapparat, im Zentralnerven-

system oder deren gegenseitigen Verbindungen vorliegen; ein Beispiel einer rein muskulären Reaktion wäre etwa die Verengerung der Pupille bei Lichteinfall, ein Beispiel einer drüsigen die Tränenabscheidung, die wir bei manchen Reizen auf die Nasenschleimhaut, bei Annäherung einer Zwiebel u. dgl. auftreten sehen. Wir bezeichnen diese Reaktionen als Reflexe und zwar nach der von Pawlow eingeführten Terminologie, als unbedingte Reflexe, weil ihr Auftreten nach Applikation des Reizes an keinerlei weitere Voraussetzungen gebunden ist. Hier setzen nämlich die grundlegenden Untersuchungen der Pawlow'schen Schule ein, die uns zwar — dieser Einschränkung wollen wir stets eingedenk bleiben — der für unsere Betrachtungsweise unlösbaren Frage nach dem Wesen der psychischen Vorgänge nicht näher gebracht haben die uns aber den Weg gewiesen haben auf dem wir den Gesetzen nachgehen können, nach denen sie sich vollziehen, und die uns mit einer Reihe gerade auch für unser Thema grundlegender Tatsachen bekannt gemacht oder uns in unklaren Umrissen geschaute klarer zu sehen gelernt haben.

Pawlow ging aus von der Tätigkeit der Speicheldrüsen des Hundes; das Einbringen von Nahrung in die Mundhöhle führt reflektorisch, und zwar in sehr feiner Abstufung je nach der Art der eingeführten Nahrung, zur Funktion der Speicheldrüsen: zur Speichelabsonderung; dieser Reflex ist ein unbedingter Reflex im Sinne Pawlows, der Reiz ein unbedingter in seinem Sinne. Es war nun schon lange bekannt, dass auch andere „psychische" Reize, etwa das Zeigen oder der Geruch von Nahrung die gleiche Wirkung haben, und zwar nicht nur beim Hunde; auch dem Menschen kann beim Anblick oder Geruch eines leckeren Gerichtes „das Wasser im Munde zusammenlaufen". Es ist das Verdienst Pawlows, die näheren Bedingungen dieser Reflexe klargestellt zu haben. Zunächst liess sich erweisen, dass der Reflex nicht ebenso bedingungslos eintrat, wie der auf die wirkliche Nahrungszufuhr, dass er vor allem bei weiteren Versuchen ausblieb, sobald man einigemale dem Hunde den vorgehaltenen Bissen nicht zuletzt gab; auf diese und analoge für die Frage der „Abgewöhnung" prinzipiell bedeutsame Feststellungen wird noch zurückzukommen sein. Im Gegensatze zu den unbedingten Reflexen nannte Pawlow Reflexe, wie den hier besprochenen, bedingte oder Bedingungsreflexe, die Reize, von denen sie abhängig sind, Bedingungsreize; das Zeigen des Fleisches stellt einen natürlichen Bedingungsreiz dar, der sich aber infolge seiner Zusammensetzung aus zahlreichen Komponenten (Gesichts-, Gehörs-, Geruchsreizen) für die eingehendere Untersuchung viel weniger günstig erweist, als die weiterhin von Pawlow und seiner Schule fast ausschliesslich benutzten künstlichen einfachen Bedingungsreize. Als solcher liess sich z. B. ein einfacher Ton benutzen; liess man denselben eine zeitlang regel-

mäßig bei der Fütterung des Hundes erklingen, so genügte nach einer Reihe von Wiederholungen (deren Zahl je nach der Art des gereichten Futters schwankte) das Ertönen des Tones allein, um die Speichelsekretion hervorzurufen. Statt akustischer Reize liessen sich auch Berührungen oder Wärmereize verwenden; dabei ergab sich sowohl für Töne als auch für Berührungen eine strenge Spezifität der Bedingungsreize: minimale Änderungen der Tonhöhe, geringe Verschiebung der Berührung genügten, um den Reflex ausfallen zu lassen. Soweit die Versuche in die Tätigkeit der Sinnesfunktion der Tiere (der „Analysatoren" Pawlows) Licht zu bringen geeignet waren, fallen ihre Ergebnisse ausserhalb des Rahmens dieser Betrachtungen. Dagegen verdienen eine Reihe von Feststellungen, die gewissermaßen den Verlauf der hier besprochenen Formen der Gewöhnung zu illustrieren geeignet sind, noch Erwähnung. War, wie oben erwähnt, ein natürlicher Bedingungsreflex zum Schwinden gebracht, so liess sich nach einiger Zeit doch feststellen, dass er ohne weiteres wieder aufgetreten war. In dieser Beziehung müssen demnach die natürlichen Bedingungsreflexe den unbedingten näher stehen als den künstlichen; man wird daraus schliessen dürfen, und das wird sich weiterhin bestätigen, dass die dauernde Abgewöhnung um so schwerer zustande kommt, je näher die abzugewöhnende Handlung ihrer Art nach dem natürlichen Bedingungsreflex steht. Ganz allgemein liess sich feststellen, dass die künstlichen Bedingungsreflexe rascher verloren gingen (wenn sie auch z. T. noch nach Monaten nachweislich waren!), und schwerer wieder zu erzielen waren als die natürlichen; dass die Bedingungsreflexe von Gesicht und Gehör auf die Speicheldrüse des Hundes langsamer und schwächer entwickelt waren, als die von Geruch und Gefühl, dürfte kein Zufall sein; ganz allgemein zeichnen sich alle künstlichen Bedingungsreflexe durch eine gewisse Inkonstanz oder Labilität aus; das ergibt sich auch aus ihrer Beeinflussbarkeit durch die mannigfachen Hemmungen, deren Studium sich Pawlow in den letzten Jahren vornehmlich zugewandt hat. Zunächst zeigte sich, dass ausser den bisher ausschliesslich besprochenen aktiven Reflexen auch passive zu berücksichtigen sind: es ergab sich, dass die Applikation desselben Wärme- oder Kältegrades auf dieselbe Stelle der Haut oft wiederholt oder noch besser ununterbrochen fortgesetzt, zu einem somnolenten Zustande, weiterhin zum tiefen Schlafe des vorher lebhaften Tieres führt. Man wird mit Pawlow hoffen dürfen, dass die weitere Verfolgung dieser Erfahrungen uns Einblicke in die Probleme des Schlafes und vielleicht auch der Hypnose ermöglichen wird. Zunächst liefert sie uns den exakten Beweis für die Zweckmäßigkeit der uralten Übung des in den Schlaf Singens, Einlullens oder auch Wiegens der Kinder; sie erklärt aber auch unter einfachsten Verhältnissen, wie es kommen kann, dass das Rauschen desselben Wasserfalles, der den eben angekommenen

Sommergast in den ersten Nächten zur Verzweiflung zu bringen drohte, denselben einschläfert, sobald er sich einmal daran gewöhnt hat; sie erklären vielleicht auch, warum der Müller wach werden soll, wenn seine Mühle stehen bleibt, warum der in der Vorlesung eingeschlummerte Student wach wird, sobald der Vortragende eine Pause macht, und wieso man im Strassenlärm einer Grossstadt oder in nächster Nähe eines Rangierbahnhofes ungestört von diesem gewohnten Lärm schlafen und doch von dem leisen Summen einer vorbeifliegenden Mücke wach werden kann.

Umgekehrt liess sich in Pawlows Versuchen erweisen, dass eine sehr grosse Anzahl verschiedenster anderer Einflüsse den Bedingungsreflex zu hemmen geeignet waren; häufige Wiederholung hob auch diese Hemmung auf: „verschwindende Hemmung“; der Vorgang, illustriert auf einfachste Verhältnisse reduziert, wie es kommt, dass wir irgend welche „Störungen“, die uns zunächst zumal durch die „Orientierungs- resp. Einstellungsreflexe“ (Pawlow) an jeder geordneten Tätigkeit zu verhindern drohen, zuletzt überhaupt nicht mehr wahrnehmen. Als Hemmungen fasst Pawlow auch den schon erwähnten Fall auf, dass der bedingte Reflex ausbleibt, wenn er wiederholt nicht mehr mit dem unbedingten zusammenzufallen Gelegenheit hatte (bedingte Hemmung); auf die weiteren Ergebnisse, nach denen auch diese Hemmung durch einen neuen Reiz (etwa das Aufleuchten einer Lampe) wieder gehemmt werden kann, sodass also der bedingte Reflex wieder zum Vorschein kommt, kann hier nicht näher eingegangen werden. Sollte die Beobachtung vielleicht Licht auf die klinische (und wohl auch pädagogische?) Erfahrung werfen, dass ein unerwarteter Reiz (Schreck) plötzlich eine vermeintlich überwundene habituelle Erscheinung wieder zu Tage kommen lassen kann?

Ganz ähnliche Ziele wie Pawlow verfolgte Bechterew mit der Untersuchung der „motorischen Assoziationsreflexe“, über die ganz neuerdings Raissa Golant zusammenfassend berichtet hat; (fast alle einschlägigen Mitteilungen der Pawlowschen wie der Bechterewschen Schule sind russisch erschienen). Zu erwähnen wären endlich die „Tondressuren“, die Kalischer an verschiedenen Tieren, neuerdings an Affen, vornahm: indem er den Tieren bei einem bestimmten Tone (Fresston!) eine gezeigte Mohrrübe überliess, bei anderen Tönen sie vorenthielt, gewöhnte er sie daran, nur auf den Fresston zuzugreifen; die unter anderen Gesichtspunkten gewählte Versuchsanordnung Kalischers wäre zum Studium der von Pawlow angegriffenen Probleme an sich vielleicht weniger günstig, weil die Greifbewegung viel mehr als die Speichelsekretion „willkürlichen“ Einflüssen unterliegt; gerade deshalb aber können seine Ergebnisse im Zusammenhang unserer Erörterungen die Beziehungen der Pawlowschen Versuche zur Dressur und im weiteren Sinne zur Erziehung illustrieren.

Dass die Verhältnisse beim Menschen prinzipiell nicht anders liegen, als in den Versuchen Pawlows festgestellt wurde, ist nicht nur a priori zu vermuten, sondern auch experimentell erwiesen. Krasnagorski hat durch Kombination verschiedener Reize mit der Nahrungsaufnahme bei Kindern bis zu sechs Jahren künstliche Bedingungsreflexe erzeugen können, und er fand dabei mit für unsere Zwecke unwesentlichen Modifikationen die Gesetze bestätigt, die sich im Tierexperiment ergeben hatten. Seine Darstellung enthält aber noch einen wichtigen Hinweis: er macht gelegentlich darauf aufmerksam, dass bei einem der von ihm untersuchten Kinder, einem „sehr lebhaften und begabten" Kinde, die bedingten Reflexe überhaupt sehr langsam erloschen; das weist auf ein Moment hin, das uns in den bisher besprochenen einschlägigen Untersuchungen nicht begegnet ist — auf individuelle Differenzen der Gewöhnungsfähigkeit in ihren verschiedenen Komponenten auch auf diesem Gebiete. Gelänge es tatsächlich für den Menschen eine gleich sichere indikatorische Reaktion zu finden wie die Speichelsekretion bei Pawlows Hunden, so bestände Aussicht an der Hand derselben eine Reihe derjenigen Leistungen unmittelbar zu untersuchen, auf die wir jetzt aus komplizierten psychologischen Untersuchungen und Beobachtungen mehr schliessen, und so, wenn auch in erheblich bescheidenerem Maße, als es den wohl allzu sanguinischen Erwartungen Bechterews entspricht, einige Fundamente für eine wirklich objektive Psychologie zu schaffen; speziell liesse sich vielleicht erhoffen, dass sich so die Grundlage des Gedächtnisses einerseits, der Suggestibilität anderseits der Untersuchung zugänglich machen liesse.

Zunächst muss zugestanden werden, dass die einschlägigen Untersuchungen und Methoden uns für die menschliche Psychologie und, wie vorweg genommen sein möge, die menschliche Psychopathologie noch keine neuen Tatsachen zu liefern vermochten, während sie allerdings geeignet sind, bekannte Tatsachen in ein helleres Licht zu stellen und die Annahmen und Theorien, die man zur Erklärung derselben aufgestellt hat, plausibler erscheinen zu lassen. Die Erklärung, die Pawlow für das Zustandekommen der bedingten Reflexe zu geben versucht, hat denn auch mannigfache Beziehungen zu den Theorien mit denen die Assoziationspsychologie das Problem des psychischen Geschehens verständlich zu machen trachtet. Als Voraussetzung für das Auftreten des bedingten Reflexes gilt Pawlow „dass das neue indifferente Agens in der Zeit ein- oder mehrmal mit der Wirkung eines anderen Agens zusammentrifft, welch letzteres schon mit dem Organismus in Verbindung steht, d. h. sich in irgendwelche Tätigkeit des Organismus verwandelt". Den Vorgang dabei stellt er sich folgendermaßen vor: „Wenn ein neuer, früher gleichzeitiger Reiz, nachdem er in die Grosshirnhemisphären gelangt ist, in diesem Augenblick im Nervensystem einen in starkem Erregungs-

zustand befindlichen Herd antrifft, so fängt der bis hierher gelangte Reiz an, sich zu konzentrieren, sich gewissermaßen einen Weg zu diesem erregten Herd und von ihm weiter zum entsprechenden Organ zu bahnen, und wird auf diese Weise zum Erreger des Organs." Man vergleiche damit, wie einer der konsequentesten Vertreter der Assoziationspsychologie, Ziehen, das Zustandekommen äusserer Assoziationen zu erklären versucht: Wenn von 3 Vorstellungen die in drei Ganglienzellen a, b, c. lokalisiert sind a und b sehr häufig, a und c dagegen oder b und c nicht zusammen erregt werden. so wird von allen von a und b ausgehenden Bahnen gerade die Verbindung a b am häufigsten erregt und dadurch ausgeschliffen sein, sodass jede in a auftretende Erregung besonders leicht nach b, jede in b auftretende besonders leicht nach a fortgetragen wird. Auch der in der Assoziationspsychologie so häufig gebrauchte Vergleich mit der Zentrale einer elektrischen Anlage wird von Pawlow zur Veranschaulichung herangezogen. Es mag dahin gestellt bleiben, wie weit diese Hypothesen unserem Erklärungsbedürfnis genügen können, — ihre Richtigkeit wird sich weder beweisen noch widerlegen lassen — die Übereinstimmung erweist aber wieder, worauf schon eingangs hingewiesen wurde, wie das einfache Gewöhnungsproblem mit unzähligen Fäden mit der Gesamtheit des psychischen Geschehens festgeknüpft ist.

Die Versuche, die Erfahrungen des Alltages im Lichte der in ihren Bedingungen so durchsichtigen und darum auch so übersichtlichen Pawlowschen Versuche über die bedingten Reflexe zu betrachten, gehen nicht weit zurück, und es ist sicher kein Zufall, dass es gerade die Kinderärzte waren, denen sich die Beziehungen zunächst aufgedrängt haben.

Ad. Czerny hat darauf aufmerksam gemacht, wie eine der ersten Erziehungsmaßregeln, die Gewöhnung des Kindes, Stuhl- und Harnentleerung von bestimmten Bedingungen abhängig zu machen, sich im Grunde der Entwicklung eines bedingten Reflexes anschliesse: man bedient sich dabei einer Kombination mehrerer Reize, die im wesentlichen darin besteht, dass das Kind in eine bestimmte Körperposition gebracht und gleichzeitig an Laute gewöhnt wird, welche es zumeist später in seiner kindlichen Sprache zur Bezeichnung der Harn- und Stuhlentleerung gebraucht. Gerade auf dem Gebiete der Stuhlentleerung hat man übrigens genügend Gelegenheit, die Ausbildung ähnlicher bedingter Reflexe auch beim Erwachsenen (nicht nur bei Hypochondern) zu beobachten: bei dem einen ist dazu das Rauchen einer Zigarette obligat, trotzdem dies an sich auf den Stuhlgang sicher ohne jeden Einfluss ist; ein anderer ist auf eine bestimmte Tageszeit, meist die Morgenstunde, angewiesen; die Zahl der Personen, bei denen die genügende Darmfunktion sich nur in der gewohnten Umgebung einstellen will und die darum zum mindesten am

Anfang jeder Reise mit „Verdauungsbeschwerden" zu kämpfen haben, ist nicht ganz gering; es verdient immerhin darauf hingewiesen zu werden, welche Analogien zwischen diesen Zuständen und den früher erwähnten bestehen, in denen ein gewohntes chemisches Gift zur Existenzbedingung zu werden scheint.

Unter demselben Gesichtspunkte wie diese beabsichtigten oder unbeabsichtigten und, was besonders interessant erscheint, z. T. sogar halb unbewusst verlaufenden Gewöhnungen so „niederer" Funktionen, wie die der Stuhl- und Urinentleerung lässt sich nun auch die Erziehung zu zahlreichen motorischen Leistungen betrachten, die wir unter dem gemeinsamen Gesichtspunkte der „Fertigkeiten" zusammenfassen: man denke daran, welche Mühe es der Mehrzahl der Menschen kostet, die komplizierten Figuren einer Quadrille zu lernen, und mit welcher „reflektorischen Sicherheit" dagegen beim Geübten die Melodie die entsprechenden Bewegungen auslöst; sehr vielen wird aber weiter bekannt sein, dass auch für diese zuletzt ganz in Fleisch und Blut übergegangenen Leistungen das für alle Bedingungsreflexe geltende Gesetz zutrifft, dass sie labil sind und schwinden — nach Jahren ist die Verbindung gelöst, die Figuren sind vergessen; (bezeichnenderweise werden bekanntlich Rundtänze nicht so leicht verlernt; hier handelt es sich nur um eine sehr geringe übungsgemäße Addition zu jener Tendenz zu rythmischen Entäusserungen nach dem Takte einer Musik, die den meisten Menschen angeboren ist — der Rest, dem sie fehlt, lernt überhaupt nicht tanzen — und diese dem natürlichen Bedingungsreflexe viel näherstehende Leistung scheint darum auch stabiler).

Es würde zu weit führen und vielleicht doch auch nicht ganz zutreffende Vorstellungen hervorrufen, wenn in einem oben angedeuteten Sinne hier das ganze Gebiet der Erziehung und Pädagogik unter dem Gesichtspunkte der Gewöhnung abgehandelt würde; man wird nicht vergessen dürfen, dass die Erziehung ausser der Mechanisierung, auf die ja am Ende jede Gewöhnung hinauslaufen muss, doch auch noch andere geradezu entgegengesetzte Tendenzen zu verfolgen hat: dadurch unterscheidet sie sich von der Dressur und darum werden uns für diesen Teil des Erziehungsproblemes auch die geistreichsten Tierexperimente ebensowenig Aufschluss bringen können, als sie uns voraussichtlich für die Lehre von den höheren, spezifisch menschlichen, psychischen Funktionen und ihren Störungen jemals Aufschluss werden bringen können.

Wohl aber mag noch eine Kategorie von Gewöhnungserfolgen erwähnt werden, die vielleicht als Adaption an Situationen zusammengefasst werden dürfen: man vergegenwärtige sich z. B. den Zustand eines unglücklichen jungen Mannes, der sich zum erstenmale in einer grossen Gesellschaft zu bewegen hat: vorher hat er sich „theoretisch" mit all den Erfordernissen der neuen Situation bekannt

zu machen bemüht und versucht ihnen nun, sich streng an die Vorschriften haltend, zu genügen: der durchschnittliche Erfolg ist bekannt. Was ist der Erfolg der Gewöhnung: dass die Situation als „Bedingungsreiz“ all die Reaktionen „von selbst“ auslöst, die vorher mühsam zum Ablauf gebracht werden mussten. Man betrachte jemanden, der zum erstenmale genötigt ist, mit einem Säbel an der Seite zu gehen: seine Aufmerksamkeit wird zum grössten Teile durch das Bemühen in Anspruch genommen, Kollisionen seiner Beine mit dem ungewohnten Appendix und dieses selbst mit der weiteren Umgebung zu verhüten; sobald er daran gewöhnt ist, löst der Reiz des Säbels die nötigen Bewegungen als Bedingungsreflexe von selbst aus. (Einigermaßen Ähnliches mag sich, wie beiläufig bemerkt sei, auch bei einer Veränderung des Körpers selbst abspielen, wenn etwa jemand mit einer nicht ganz tadellos geheilten Fraktur wieder gehen lernen muss, ein Gesichtspunkt der bei der „Gewöhnung an Unfallfolgen“ Berücksichtigung verdient, die in der Unfallrechtsprechung eine nicht unbeträchtliche Rolle spielt.) Das Rauchen, mit dem wir uns schon unter dem Gesichtspunkte der Giftgewöhnung zu beschäftigen hatten, mag auch hier nochmals herangezogen werden: wer zum erstenmale einen Menschen unter irgend einer angestrengten Tätigkeit rauchen sähe, würde sich wohl wundern, wie jemand bei allem anderen noch mit den zahlreichen Manipulationen mit der Zigarre fertig wird, und doch erfolgen beim Gewohnheitsraucher all die Maßnahmen, welche die ordnungsgemäße Behandlung der Zigarre erfordert, und die er zuerst mühsam erlernt und mit Umständlichkeit ausgeführt hat, nach dem Typus des Bedingungsreflexes wieder fast so von selbst, wie die Speichelsekretion beim Hunde auf das Erklingen des angewöhnten Tones.

Was bisher über das Wesen und die Bedeutung der Gewöhnung erörtert wurde, dürfte genügen, um die oben gestellte Frage zu beantworten, ob die Gewöhnung und Gewohnheit tatsächlich jene Geringschätzung verdient, die sich in den eingangs angeführten Redensarten ausdrückt. Die Frage darf unbedingt verneint werden.

Was zunächst die erste Kategorie, die Gewöhnung an Gifte im engeren Sinne, betrifft: der Nutzen derselben dürfte allerdings nicht allzugross sein, und es lässt sich kaum bezweifeln, dass die Menschheit glücklicher wäre, wenn z. B. der Alkohol jedem auf die Dauer ebenso übel bekäme, wie es bei manchen wenigstens bei einem ersten Versuche der Fall ist; wir hätten dann sicher keinen Alkoholismus und keine Alkoholisten. Gäbe es aber keine Gewöhnung, dann müssten wir auch auf alle die Vorteile verzichten, die wir der Möglichkeit der Gewöhnung an bakterielle Schädlichkeiten zu danken haben und die oben wenigstens flüchtig gestreift wurden. Den Hauptnutzen der Gewöhnbarkeit des Gesamtorganimus aber werden wir in der Möglichkeit der Akklimatisation zu

erblicken haben, gleichviel, ob wir in erster Linie an die Vorteile denken, die der Mensch daraus ziehen kann, dass er Tiere nach seinem Bedarfe in ihnen zunächst inadaequate Gegenden bringt, oder an diejenigen, die er erstrebt und erreicht, wenn er sich selbst von den Bedingungen unabhängig macht, die ihm sein Geburtsland geboten hat.

Noch viel augenfälliger sind aber die Vorteile, welche uns die zweitbesprochene Form der Gewöhnung bietet, die durch die Funktion des Zentralnervensystems vermittelt wird. Es sei wieder davon abgesehen, die ganze Frage der Erziehung im engeren Sinne hier unter dem Gesichtspunkte der Gewöhnung heranzuziehen: die Darstellung beschränke sich auf die Berücksichtigung derjenigen Beispiele, an denen die Wirkung der Gewöhnung für den Menschen illustriert wurde. Man denke sich einmal in all diesen Fällen die Wirkung der Gewöhnung weg: was wäre die Folge? Jede Leistung würde bei jeder folgenden Wiederholung wieder genau so umständlich, mit ebensoviel Aufwand von Energie, Aufmerksamkeit oder welche Bezeichnung man wählen möge, ausgeführt werden; die Zahl derartiger immer wieder auszuführender und zuletzt gewohnheitsmäßig ausgeführter Leistungen ist aber Legion; angeführt wurden nur einige besonders charakteristische. Ohne Gewöhnung wäre jeder Mensch voraussichtlich den ganzen Tag mit der Erledigung von Akten beschäftigt, die ihm so kaum „zum Bewusstsein kommen", und es wäre kaum abzusehen, wie er daneben noch zu wirklichen „Leistungen" gleichviel welcher Art kommen sollte. Die Gewöhnungsfähigkeit und Gewöhnung stellt also, so geringschätzig man darauf niederzusehen beliebt, ein ökonomisches Prinzip dar, ohne das nicht nur der Fortschritt des Menschengeschlechtes, sondern vermutlich sogar die Existenzfähigkeit des Menschen und vielleicht auch der höheren Tiere in Frage gestellt würde. Unter demselben Gesichtspunkte hat aber weiter jene Form der Gewöhnung Bedeutung, deren Wesen sich uns in dem „passiven Reflex" Pawlows erschliesst. Niemand wird daran zweifeln, wie wertvoll es namentlich für den geistig arbeitenden Grossstädter ist, dass er sich an die Summe von Geräuschen, die sein Ohr treffen, so gewöhnen kann, dass er sie „nicht mehr hört"; jede geistige Arbeit wäre sonst unmöglich, und der Neurastheniker, dessen Überempfindlichkeit ihm all diese Eindrücke qualvoll zum Bewusstsein bringt, ist auch tatsächlich, selbst wenn er sonst noch etwas zu leisten vermag, unter störenden Einflüssen gänzlich leistungsunfähig. Die wenigsten Menschen denken aber daran, dass diese Gewöhnung an den Grossstadtlärm nur einen, nicht einmal sehr bedeutsamen Spezialfall einer Erscheinung darstellt, die sich ausnahmslos bei jedem Menschen (und vielen Tieren) vollziehen muss, um sie — selbst unter den einfachsten Bedingungen — existenzfähig zu machen. Gerade aus den Versuchen Pawlows ergibt sich, wie selbst ein so einfacher Reflex

oder, man darf wohl sagen, eine so einfache Funktion wie die Speichelsekretion von unzähligen Faktoren zu beeinflussen ist, wie der im Experiment eben zu untersuchende Bedingungsreflex der Speichelsekretion durch jeden beliebigen Reiz: einen noch so schwachen Laut, ein Zucken des Lichtes, einen Schatten am Fenster, selbst einen Luftstrom gestört und unterdrückt werden kann; statt dessen treten die schon oben erwähnten „Orientierungs- oder Einstellungsreflexe" auf Die Versuche Pawlows sind unter äusseren Bedingungen angestellt, die dem Auftreten solcher „störender", zufälliger Reize soviel wie möglich vorzubeugen vermochten; wenn sie trotzdem noch so häufig waren, dass Pawlow zur weiteren Verfolgung seiner Untersuchungen die Errichtung eines besonderen „reizdichten" Laboratoriums für nötig hielt, so kann man daraus ungefähr schliessen, welcher Summe von derartigen Reizen unausgesetzt jeder Organismus, vor allem aber der unter den kompliziertesten Verhältnissen lebende Mensch ausgesetzt ist. Würde nicht durch Gewöhnung — und sie setzt in diesem Sinne sicher sehr bald nach der Geburt ein —, der Zustand des menschlichen Zentralnervensystems im Sinne des „passiven Reflexes" verändert, würden all die Orientierungs- und Einstellreflexe auftreten, zu denen der menschliche Organismus an sich disponiert ist und von denen man tatsächlich sehr viele bei lebhaften Säuglingen in etwas unruhiger Umgebung auftreten sehen kann: jeder Mensch, auch in der relativ einfachsten und ruhigsten Umgebung würde andauernd zum mindesten in der Situation eines biederen Landbewohners sich befinden, den irgend ein Zauberer plötzlich und unvermittelt in das lebhafteste Gewühl grossstädtischen Getriebes versetzt hätte; nicht nur jede konzentrierte Arbeit, sondern sicher auch jede elementare zusammenhängende Aktion wäre unmöglich; man könnte darüber streiten ob diese Form der Gewöhnung (man könnte sie im Anschluss an Pawlows Terminologie die passive nennen) nicht noch wichtiger ist, als die mehr besprochene und beachtete „aktive"; jedenfalls dürfte man mit der Annahme nicht fehl gehen, dass die passive die Voraussetzung bildet, unter der die aktive erst voll wirksam werden kann; soviel aber dürfte sich auch aus dieser Erwägung wieder ergeben haben, dass der Gewohnheit und Gewöhnung ganz im Gegensatz zu der verächtlichen Rolle, die ihnen der Sprachgebrauch zuteilen will, biologisch eine ausserordentlich wichtige und nützliche Aufgabe zuerteilt ist.

Wie wir aber in der ersten Hälfte sehen mussten, dass der Giftgewöhnungsfähigkeit des Organismus die Gefahr der chronischen Vergiftung und der Giftsüchtigkeit gegenübersteht, so werden wir auch hier neben den erwünschten und nützlichen Folgen der Gewöhnung uns mit dem Gegenstücke, der pathologischen Gewöhnung, zu beschäftigen haben. Derselbe zerebrale Mechanismus, der die Gewöhnung in einer dem Individuum nützlichen Richtung möglich macht, fixiert — unter

entsprechenden, nicht immer zu übersehenden Voraussetzungen — auch Schädliches.

Auch hier hat Czerny auf ein ebenso häufiges als bezeichnendes Beispiel hingewiesen; im Anschluss an die Besprechung der Gewöhnung des Kindes an die ersten Pflichten der Reinlichkeit erinnert er daran, wie häufig besorgte Eltern durch unnötige Applikation von Klystieren bei den Kindern künstliche Verstopfung erzeugen: für den an das Abführmittel gewöhnten Darm wird dieses zum „Bedingungsreize", der erst die nötige Bewegung auslöst und ohne den der sonst unbedingt reflektorisch erfolgende Vorgang ausbleibt; der immerhin recht leicht pathologische Zustand, der bei richtiger Erkenntnis der Genese überdies leicht „geheilt" werden kann, schliesst sich unmittelbar an die oben besprochenen, noch in das Bereich des Normalen fallenden „Darmgewöhnungen" an. Nicht immer aber ist die pathologische Gewöhnung gleich harmlos: ausser den früher besprochenen und hier nicht nochmal zu erörternden Gewöhnungen, deren Bedenklichkeit sich im Wesentlichen aus den eintretenden chronischen Folgezuständen und der Entwicklung einer „Sucht" ergibt, gibt es auch nach dem Schema des Bedingungsreflexes zustande kommende Gewöhnungen, die durch den mehr oder weniger bedenklichen Charakter des gewohnheitsmäßig vollzogenen Einzelaktes als pathologisch und schädigend für das gewöhnte Individuum (evtl. auch Dritte) zu erachten sind.

Selbstverständlich hat diese Form der pathologischen Gewöhnung auch früher schon die Aufmerksamkeit der Ärzte, z. T. auch wohl der Pädagogen erregt; auch der sich der Beobachtung z. T. geradezu aufdrängende Mechanismus der Genese konnte sich der Wahrnehmung nicht entziehen: unter dem Gesichtspunkte des Bedingungsreflexes ergibt sich aber zum Teile wenigstens doch eine grössere Sicherheit der Auffassung, zugleich auch ein festerer Ausgangspunkt für die Wege, die wir zur Bekämpfung der pathologischen Gewohnheiten einzuschlagen haben.

Als eine der relativ harmloseren, wenn auch für den Betroffenen ausserordentlich lästigen Gewöhnungen dürfen manche Fälle jener eigenartigen entstellenden, unwillkürlichen, meist einseitigen Gesichtszuckungen angesprochen werden, die man als „Tic" zu bezeichnen pflegt: man sieht die Kranken in grösseren oder kleineren, in schweren Fällen auf Bruchteile von Minuten sich reduzierender Intervallen Zuckungen ausführen, die sie nur ganz vorübergehend, oft überhaupt nicht unterdrücken können, und das um so weniger, weil ihrer Empfindung nach die Bewegungen durchaus im Sinne eines Krampfes unabhängig von ihrem Willen aufzutreten, demnach auch durch Willensanstrengung unbeeinflussbar zu sein scheinen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die schein-

bar von einem Falle zum anderen ganz identische Erscheinung gleichwohl in verschiedenen Fällen verschiedener Genese sein kann: für einen Teil der Fälle aber ergibt sich unzweifelhaft die folgende Entwicklung: irgend ein äusserer Reiz, am häufigsten nachweislich ein Reiz auf die Bindehaut des Auges durch eine Entzündung oder einen Fremdkörper, hat Anlass zu einer als Schmerz- oder Abwehrreaktion durchaus normalen Tendenz zum Zwinkern und Zucken gegeben, die sich auch mit der Verminderung des Reizes durch Heilung der Entzündung resp. Entfernung des Fremdkörpers noch weiter erhält; (jeder Gesunde hat wohl an sich einmal die Beobachtung zu machen Gelegenheit, wie lange die Tendenz zu allerhand Abwehrbewegungen nachhält, lange nachdem etwa ein in's Auge geratenes Stäubchen entfernt ist). Was dem Zustande aber zum Schlusse pathologische Dignität verleiht, ist der Umstand, dass die Bewegungen auch anhalten zu einer Zeit, wo der Patient selbst von einem Reize nichts mehr wahrzunehmen glaubt, den ursprünglichen Anlass vielleicht sogar vergessen hat, dass die Zuckungen vollständig autonom geworden zu sein scheinen, allerdings auch nur scheinen; gelegentlich in frischen, d. h. noch nicht allzu lange bestehenden Fällen lässt sich nämlich das Folgende feststellen: es gelingt medikamentös die Empfindlichkeit der Bindehaut herabzusetzen (ein Versuch, der allerdings, da es sich nicht um ein ganz gleichgültiges Eingreifen handelt nur mit Vorsicht unternommen werden darf); tut man das in entsprechenden Fällen, so sieht man die Bewegungen sistieren; da das angewandte Mittel nur auf die Empfindlichkeit der Bindehaut wirkt, die Beweglichkeit aber nicht beeinflusst, so muss also der Tic in diesen Fällen durch einen Empfindungsreiz ausgelöst und unter halten worden sein; der Vorgang entspricht durchaus dem, was wir bei der Ausbildung der bedingten Reflexe sich vollziehen sehen, mit der Modifikation allerdings, dass es sich nicht um die Verbindung einer Reaktion mit einem ganz neuen Reize handelt (wie etwa bei der Speichelsekretion auf einen bestimmten Ton), sondern um das Auftreten von Reaktionen, die auch sonst auf qualitativ identische, quantitativ aber notwendig viel stärkere Reize auf treten, nunmehr schon auf minimale, subjektiv nicht einmal mehr empfundene Reize. Dass es sich hier tatsächlich um das Analogon eines Bedingungsreflexes handelt, ergibt sich in besonders überzeugender Weise in günstigen Fällen aus dem weiteren Verlauf: hat man einige Zeit durch Hypästhesierung der Bindehaut die Zuckungen ausgeschaltet, so treten sie auch nicht mehr auf, wenn man diese Behandlung sistiert, also wieder dieselben Reize wirksam werden lässt, welche vorher zur Auslösung der Zuckungen hinreichten: mutatis mutandis ganz dasselbe, was man beim Hunde sich einstellen sieht, wenn man vermeidet, den bedingten Reflex von Zeit zu Zeit wieder durch Verbindung mit dem unbedingten zu verstärken.

Der Vorgang, wie er hier etwas eingehender verfolgt wurde, ist durchaus typisch für die einschlägigen Geschehnisse, und das gleiche Prinzip lässt sich in allen analogen Fällen nachweisen: es wiederholt sich vor allem in allen wieder die eine Erfahrung, dass das ursprüngliche auslösende, resp. „bahnende" Geschehnis vergessen wird, sodass das Auftreten der — gleich wie gearteten — Reaktion, dem Patienten und seiner Umgebung, je nachdem, rätselhaft erscheint oder zu mehr weniger phantastischen Erklärungen Anlass gibt.

In dem besprochenen Falle handelte es sich um die krankhafte Gewöhnung an eine Bewegung, der auch ihrer Art nach die Entstehung aus einer Reaktivbewegung noch anzusehen ist: eine Reihe anderer Tiks mögen gleicher Genese sein, wenn dieselbe auch nicht in jedem Falle mit gleicher Deutlichkeit nachweisbar ist: so manche zuletzt zum unwiderstehlichen „Zwange" gewordenen Schnüffel-, Räusper- und ähnliche Bewegungen.

Die Reaktionen können aber auch ganz anderer Art sein, sodass ihnen die Genese überhaupt nicht mehr anzusehen ist. So hat unlängst der Pädiater Ibrahim den Versuch gemacht, das bei manchen jüngeren Kindern, eventl. sogar schon bei Säuglingen zu beobachtende „Wegbleiben", einen zunächst sehr bedrohlich aussehenden erstickungsartigen Zustand, unter dem Gesichtspunkte des Bedingungsreflexes verständlich zu machen: er nimmt an, dass es bei solchen Kindern auf Grund besonderer Disposition nur einmal zum Aussetzen der Atmung im Affekt zu kommen braucht (was um so leichter geschieht, da ja generell, auch beim Erwachsenen heftige Affekte zu Störung, selbst zu momentaner Stockung der Atmung zu führen vermögen), um einen Bedingungsreflex zu fixieren, der bei jedem Schreien in zorniger Erregung wieder zum „Wegbleiben" führt. Wenn sich diese Auffassung tatsächlich bei weiterer Beobachtung als stichhaltig erweisen sollte, so wäre das ganz besonders interessant und lehrreich für die Auffassung einer grossen Kategorie anderer Erscheinungen. Bei diesem „Wegbleiben" der Kinder handelt es sich doch offenbar um Zustände, bei denen zwar psychischen Momenten ein sehr wesentlicher Einfluss zukommt, die aber der Willkür der Kinder kaum unterworfen sein dürften und bei denen von Absicht sicher nicht die Rede sein kann. Gerade diese Frage oder der Einwand der willkürlichen oder gleichviel durch welche Momente beeinflussten, beabsichtigten „Mache" erschwert und trübt aber immer wieder die Auffassung der im Anschluss daran hier zu besprechenden Zustände; ein Beispiel mag den Vorgang erläutern: ein Kind hat etwa eine Hundehütte zu passieren, und denkt nicht an dessen Bewohner, der plötzlich bellend auf das Kind losfährt, ohne ihm gleichwohl, durch seine Kette festgehalten, irgend ein Leid anzutun: der Schreck oder die Angst genügen aber, dass das Kind zunächst heulend wegzurennen versucht, fällt,

heulend und zappelnd liegen bleibt, um sich nach längerer oder kürzerer Frist ohne oder mit ganz summarischer Erinnerung an das Vorgefallene wieder zu beruhigen; der Vorgang bleibt zunächst ohne Folgen; man bemerkt aber, dass das Kind die Stelle zu umgehen versucht, an der der Vorgang statthatte; man hält es für unpädagogisch, diese „Feigheit" zu gestatten, es wird gezwungen, wieder vorbei zu gehen: noch bevor es auch nur in den Bereich des Hundes gekommen, wiederholt sich der Zustand; man sieht von weiteren Erziehungsversuchen in gleicher Richtung ab; bei irgend einer Gelegenheit aber necken oder verspotten Geschwister oder Gespielen den Furchtsamen wegen seiner Feigheit; Resultat: ein neuer Anfall; in der Folge aber tritt der gleiche Zustand immer häufiger und unter immer variableren Bedingungen auf, bei jedem unangenehmen Eindruck: einer schweren Schulaufgabe, der Versagung eines Wunsches, bei jedem leichtesten, körperlichen Unwohlsein, zuletzt sogar auch bei erfreulichen Anlässen, einer freudigen Überraschung, oder in der Erwartung eines solchen. Die Analogie mit dem bisher Besprochenen ist unverkennbar; eine wesentliche Differenz aber darf nicht übersehen werden: in den typischen Fällen der Ausbildung eines Bedingungsreflexes handelt es sich jeweils um die gesetzmäßige Kombination eines sehr genau umschriebenen Reizes mit einer bestimmten Reaktion und gerade die Tierversuche mit Tönen haben ergeben, wie präzise die „Einstellung" auf den Reiz erfolgt; auch wo — bei ähnlichen Versuchen am Menschen — die Einstellung nicht auf bestimmte Töne erfolgt, pflegen doch zunächst nur akustische Reize wirksam zu sein; am letzten Beispiel aber haben wir verfolgen können, wie der Kreis der als auslösender Reiz wirksamen Momente immer grösser wird — von der ungefähren Wiederkehr der ursprünglich wirksamen Situation, zur blossen Erwähnung derselben, von da zu unangenehmen Situationen überhaupt und zuletzt zu Vorgängen, die mit dem ursprünglichen „Bedingungsreize" nichts weiter mehr gemeinsam haben, als die Eigenschaft der Affektbetonung; es wäre, um einen in der Lehre von den Reflexen üblichen Ausdruck zu gebrauchen, die „reflexogene Zone" ganz gewaltig gewachsen, und es darf bei allen sonstigen Analogien doch nicht verkannt werden, dass für die einfache Übertragung der Ergebnisse der Experimental-Untersuchungen daraus noch gewisse Schwierigkeiten erwachsen. Der Typus des hier geschilderten Verlaufes an sich aber ist ein geradezu alltäglicher; er ist derselbe, den wir, genügende Berichte über die Vorgeschichte vorausgesetzt, fast regelmäßig bei hysterischen Anfällen feststellen können: ein affektbetontes — unter Umständen sogar lustaffektbetontes — Ereignis als erstes auslösendes Moment, eine erste oder einige erste Wiederholungen noch in irgendwelchem nachweislichen Zusammenhang mit diesem selbst — gelegentlich genügt eine wohlgemeinte Erkundigung nach dem Ablauf desselben — und sehr

bald eine Gewöhnung mit dem Erfolge, dass der Anfall dann zur habituellen Reaktion auf alle affektbetonten Geschehnisse wird, zuletzt so sehr, dass es dem Beobachter unmöglich wird, den affektiven Ursprung des Einzelanfalles, der ja auch in „inneren“ Geschehnissen, Erinnerungen u. dergl. wurzeln kann, nachzuweisen, sodass dieser „von selbst“ aufzutreten scheint. Was für die anfallsartigen Zustände der Hysterischen gilt, lässt sich mit sehr geringen Modifikationen auf andere hysterische Zustände übertragen: eine Kranke hat etwa aus einer Kehlkopfentzündung eine sog. hysterische Stimmbandlähmung zurückbehalten; die Gefahr ist gross, dass jede minimale Erkältung, die bei jedem anderen in wenigen Tagen restlos abgeheilt ist, wieder für einige Zeit die gleichen Symptome hinterlassen wird; nicht selten aber erlebt man dann später, dass die „Stimmbandlähmung“ sich wieder an jeden Affektstoss im weitesten Sinne anschliesst; man könnte die so reiche Symptomatologie der Hysterie zum grossen Teile in analoger Weise durchgehen, ohne auf prinzipiell neue Gesichtspunkte zu stossen; bemerkenswert und sicher einigermaßen im Sinne der hier erörterten Auffassung zu verwerten mag es aber immerhin genannt werden, dass von dieser reichlichen Symptomatologie der Hysterie als Krankheit der einzelne hysterische Patient nur einen zumeist sehr umschriebenen Teil darzubieten pflegt, während die meisten allerdings eine sehr ausgesprochene Neigung zur Ausbildung neuer Bedingungsreflexe zeigen, Beweis die Variabilität auch des Einzelfalles da, wo man — heutzutage glücklicherweise immer seltener — durch die Art der Untersuchung dafür die geeigneten Vorbedingungen schafft.

Es wird weiterhin noch zu erörtern sein, wie weit der Ablauf, die „Heilung“ der hysterischen Symptome deren Auffassung als erweiterte Bedingungsreflexe stützen kann, und wie weit etwa für den Vorgang der Heilung selbst eine Art von Bedingungsreflex sich ausbilden kann; vorher seien noch zwei Kategorien von Zuständen besprochen, in denen sich einigermaßen analoge Vorgänge in noch komplizierterer Form abspielen.

Die einen davon liegen auf dem Gebiete der neuerdings auch in weiteren Kreisen nur allzuviel und allzubreit erörterten sexuellen Beziehungen: man könnte versucht sein, die eben noch an der Grenze zwischen normaler und pathologischer Gewöhnung stehende Onanie unter den Gesichtspunkten zu betrachten, die uns die bisherigen Erörterungen ergeben haben, und man würde vielleicht in der nahen Beziehung der dabei sich abspielenden Vorgänge zu den unbedingten oder zum Mindesten den natürlichen Bedingungsreflexen eine Erklärung dafür finden, warum erfahrungsgemäß die Abgewöhnung dieser Neigung häufig so ausserordentlich schwer fällt. Es genüge aber hier eine zweifellos als pathologisch — wenn auch darum noch keineswegs ohne Weiteres

als Ausdruck einer Geisteskrankheit sens. strict. — anzusprechende Kategorie sexueller Befriedigung zu erwähnen. Ein, wie mir scheint, besonders typisches und darum instruktives Beispiel, das ich vor Jahren beobachtete, mag wieder den Ausgangspunkt bilden: Ein körperlich und psychisch schwächlicher Junge wird gegen die Zeit der herannahenden Pubertät von übermütigen älteren Kameraden in Gegenwart der Tochter des Lehrherrn in einen Sack gesteckt und in eine Aschengrube geworfen; er weint darüber, bemerkt aber, dass der Vorgang sexuelle Erregung in ihm ausgelöst hat; seitdem hat ihn der Anblick des Mädchens „aufgeregt", wenn sie am Fenster vorbeiging; um seine Aufregung los zu werden, nahm er einen Stofffetzen, drückte ihn gegen die Lippen und stellte sich dabei vor, dass ihn das Mädchen „unterdrücke"; ohne dass er sich selbst zunächst über den sexuellen Charakter des ganzen Vorganges und namentlich der am Ende desselben eintretenden Erleichterung klar wurde, und ohne auch zunächst absichtliche derartige Situationen herbeizuführen, bemerkte er bald, dass sich Analoges vollzog, so oft er in eine gebundene Lage kam, so z. B., wenn er beim Indianerspiel geknebelt wurde. In der Folge hat er dann analoge Situationen absichtlich herbeigeführt und da er ausserdem beobachtet hatte, dass die Fesselung besonders wirksam war, wenn er sich dazu irgend eines weiblichen Kleidungsstückes oder dergleichen bediente, so suchte er sich solche auf alle Weise zu verschaffen: ich lernte ihn zuletzt kennen, nachdem er zur Befriedigung seiner merkwürdigen Liebhaberei in eine ganze Reihe fremder Wohnungen eingestiegen, unter Anklage wegen Einbruches gestellt und zur Beobachtung seines Geisteszustandes der Klinik überwiesen war. Der Zustand stellte ein Schulbeispiel einer Mischung von zwei als Fetischismus und Masochismus vielerörterten sexueller Perversitäten dar; über ihre Genese sind mancherlei Hypothesen — bis zur Annahme einer spezifischen angeborenen Anlage — aufgestellt worden. Für den vorliegenden Fall dürfte die Erklärung nicht ferne liegen; mit fast schematischer Deutlichkeit vollzieht sich die Entwicklung: zunächst die sexuelle Erregung unter zwei gleichzeitig wirkenden Bedingungen: die Anwesenheit des Mädchens und die Fesselung, in der Folge die Reaktion zunächst noch gebunden an die Anwesenheit des normalen, physiologischen Reizes, des Mädchens, aber schon gewohnheitsmäßig sich verknüpfend mit der absichtlichen Applikation des künstlichen „Bedingungsreizes" zuletzt dieser allein hinreichend zur Auslösung der Reaktion. In einer grossen Anzahl von Fällen lässt sich die Genese der sexuellen Anomalien in gleicher Weise aufhellen, und man wird nicht fehlgehen in der Annahme, dass auch in der übergrossen Mehrzahl derjenigen Fälle der Mechanismus der gleiche war, in denen es, gleichviel aus welchen Gründen, nicht gelingt, den ursprünglichen Zusammenhang wieder ans Licht zu ziehen. Es ergibt sich, wenn man diese Betrachtung als

richtig anerkennt, daraus auch ohne weiteres, dass der speziellen „Form“ der sexuellen Perversität nicht die Bedeutung zukommt, die man ihr vielfach zuzuschreiben geneigt war und zum Teil noch ist; wesentlich und typisch ist der Vorgang resp. Mechanismus, der zum Auftreten der Anomalie führt; die spezielle Form ist von äusseren zufälligen Umständen abhängig und für die Auffassung der Zustände selbst gleichgültig; ausdrücklich mag dabei darauf hingewiesen werden, dass in nicht wenigen Fällen der neuerdings so besonders liebevoll behandelten Homosexualität gleiche Entstehungsmechanismen sich mit so aufdringlicher Deutlichkeit erweisen lassen, dass an ihrer wirklichen Bedeutung füglich nicht gezweifelt werden kann.

Der andere noch zu besprechende Symptomenkomplex stellt eine Erscheinung dar, die für Ärzte, Pädagogen, Richter und militärische Vorgesetzte gleich wichtig, seit langem viele Federn in Bewegung gesetzt und im Laufe der Zeiten eine recht verschiedene Bewertung gefunden hat; es handelt sich um die als Fortlaufen der Kinder, gewohnheitsmäßige Fahnenflucht, als periodischer Wanderdrang (frz. fugue) bekannten Zustände: man sieht vor Allem jugendliche Personen, besonders oft Kinder plötzlich verschwinden, sich unter Umständen recht lange Zeit, ohne dass sie notwendigerweise aufzufallen brauchen, herumtreiben, dabei unter Benutzung der verschiedensten Transportmittel, manchmal aber auch zu Fuss recht erhebliche Strecken zurücklegen, bis sie zuweilen ohne äusseren Anlass, häufiger im Moment, wo sie aufgegriffen werden oder sonst auf unüberwindlichen Widerstand stossen, wie aus einem Traume erwachend wieder zu sich kommen, nicht selten mit getrübter Erinnerung an alles Vorhergegangene und voll Staunen über die Situation, in der sie sich befinden. Einigermaßen ähnliche Zustände können sich allerdings auf Grund recht verschiedener Störungen entwickeln; den hier zu besprechenden scheint aber — abgesehen von anderem — vor allem eine Besonderheit gemeinsam: die Tendenz zum wiederholten Auftreten und nicht selten geradezu zur Häufung derartiger Zustände: man kann in diesen Fällen dann — genügende Berichte über die Vorgeschichte vorausgesetzt — häufig den folgenden Verlauf konstatieren: den Anlass zum erstmaligen Weglaufen hat ein, wenn auch unbedeutender äusserer Anlass gegeben: bei Kindern das schlechte Gewissen wegen einer noch ungesühnten Missetat oder die Angst wegen einer schlechten Zensur, bei Soldaten die Furcht vor einer Strafe wegen Urlaubsüberschreitung, bei Beamten die Kopflosigkeit angesichts sich häufender und drängender Rückstände, bei jungen Leuten eventuell einmal die plötzliche und unerwartete Verfügung über Geldmittel, die zum Geniessen locken; in anderen noch typischeren Fällen fehlt anscheinend ein äusserer Anlass, dem Weglaufen geht vielmehr ein ausgesprochener Zustand psychischen Unbehagens voraus, Heimweh, grundlose Verzweiflung,

---

Gemütsstimmungen, die an sich die Tendenz zur Motion, zu mehr weniger gewaltsamer Entäusserung, oder wie der bezeichnende Ausdruck sagt, zum „Davonlaufen“ nahe legen, eine Tendenz, der übrigens zunächst fast stets Widerstand geboten und erst nach einigem Zögern nachgegeben wird. Bei einer Wiederholung der gleichen Situation, und es kann nicht Wunder nehmen, dass sie häufig genug eintritt, scheint die Reaktion des Weglaufens schon viel leichter und widerstandsloser zu erfolgen, und bald kommt es dahin, dass die Anlässe so verschwindend gering werden können, dass sie sich dem Nachweise überhaupt entziehen; die Zustände scheinen dann tatsächlich wieder autonom, ohne äusseren Anlass auf zutreten; um den Nachweis, dass tatsächlich der Verlauf in sehr vielen Fällen ein dem obigen analoger ist, dass die Wander- und Fluchtzustände als reaktive Erscheinungen aufzufassen sind, dass sie aber habituell werden und dann auf immer geringere Anlässe hin auftreten können, habe ich mich vor längerer Zeit bemüht.

Die lange Zeit für diese Zustände maßgebende Auffassung war eine durchaus andere: von der unbestreitbaren und unbestrittenen Tatsache ausgehend, dass ein planloses Herumirren in epileptischen Dämmerzuständen nicht ganz selten ist, und von manchen gemeinsamen Symptomen, namentlich der nachträglichen Erinnerungslosigkeit (Amnesie) verleitet, hat man lange Zeit zum mindesten die Mehrzahl dieser Zustände als epileptische und als Ausdruck schwerer vorübergehender Geistesstörungen aufgefasst. Vor einer derartigen Fehlauffassung hätte — abgesehen von anderen, hier nicht zu erörternden Details — vor allem schon die Berücksichtigung des Verlaufes und die Art, wie solche Zustände „geheilt“ werden, schützen können.

Wir kommen damit zu einem letzten Punkte, in dem nicht nur diese Wanderzustände, sondern die sämtlichen hier besprochenen Erscheinungen ihre Beziehung zu den Bedingungsreflexen dokumentieren, ein Punkt, der absichtlich der gemeinsamen Besprechung am Schlusse vorbehalten wurde. Es wurde im Vorgehenden auf die praktische Bedeutung jener experimentellen Feststellung hingewiesen, derzufolge vor allem die künstlichen Bedingungsreflexe eine besondere Labilität zeigen und gewissermaßen ausgelöscht werden, wenn man die Reaktion nicht durch zeitweises Zusammenfallenlassen mit den unbedingten verstärkt. Es wurde auch schon daran erinnert, wie sich in der Behandlung mancher Tics etwas einigermaßen Analoges beobachten lässt. Prinzipiell übereinstimmende Erfahrungen lassen sich aber in fast allen hierhergehörigen Zuständen machen. Das habituelle Weglaufen der Kinder hört dauernd oder — darauf wird noch zurückzukommen sein — für längere Zeit auf, wenn sie etwa durch Aufnahme in ein Krankenhaus oder in eine geschlossene Erziehungsanstalt in eine Situation gebracht waren, welche das Auftreten der „Fortlaufreaktion“ unmöglich machte auch,

wenn sie weiterhin wieder die Möglichkeit hätten, pflegt davon kein Gebrauch gemacht zu werden. (Selbstverständlich gehören nicht alle Kinder mit Neigung zum Vagabundieren und Schuleschwänzen in diese Kategorie, und man wird also auch nicht bei allen denselben Erfolger warten dürfen; das gleiche gilt für die analogen Zustände bei Erwachsenen).

In ganz besonders instruktiver Weise dokumentiert sich die Gültigkeit des Gesetzes bei den sexuellen Anomalien; ein nicht geringer Teil der einschlägigen Zustände kommt auf dem Umwege über den Strafrichter zu ärztlicher Kenntnis, und man hat auf diese Weise Gelegenheit, die — nicht immer ohne weiteres vertrauenswürdigen — Angaben der Betroffenen nach mancher Richtung objektiv kontrollieren zu lassen, vor allem die Häufigkeit der abnormen Akte festzustellen; berücksichtigt man, dass, was durch Richter und Polizei eruiert wird, zumeist nur als Minimumfrequenz zu betrachten ist, und dass gleichwohl in vielen Fällen recht erhebliche Zahlen erreicht werden, so könnte es doppelt erstaunlich erscheinen, dass auch die Tendenz zu denjenigen Akten im Gefängnis oder in der Krankenanstalt zu erlöschen scheint, für die auch nach der Sistierung noch einigermaßen Korrelate zu schaffen wären, wie es in dem oben erwähnten Falle wohl möglich gewesen wäre; noch auffallender könnte es erscheinen, dass — NB viel häufiger, als man nach einer lange gültigen Darstellung hätte erwarten sollen — auch nach der Infreiheitstellung das durch äussere Verhältnisse zunächst sicher nicht verhinderte Rezidiv ausbleibt; ich hatte vor einigen Jahren einen jungen Mann zu begutachten, der lange Zeit die Bevölkerung einer Grossstadt in Atem gehalten hatte und einen ständigen Platz in den Tagesblättern einnahm wegen seiner — zu sexuellen Zwecken geübten — Gewohnheit, Damenkleider, mit Vorliebe helle, mit Tinte zu besudeln; er wurde — übrigens in Übereinstimmung mit meinem Gutachten — zu einer kurzen Gefängnisstrafe verurteilt; nach Verbüssung derselben kehrte er, wie mir später berichtet wurde, in dieselbe Stadt zurück und blieb daselbst jedenfalls eine Reihe von Monaten, ohne dass er seiner Neigung wieder nachgegeben hätte. An der Hand der oben entwickelten Auffassung der Genese dieser Zustände und der mehrerwähnten generellen Gesichtspunkte kann diese Erfahrung nicht Wunder nehmen. Man wird für die hier erörterten habituellen Zustände sogar in Erweiterung der experimentell gefundenen Gesetze ganz allgemein annehmen dürfen, dass ihre Neigung aktiv in die Erscheinung zu treten, durch jede Intermission verringert wird: solche Intermissionen können zustande kommen dadurch, dass mehr oder weniger gewaltsam die Endreaktion unterdrückt wird, dadurch, dass die Bedingungsreize einige Zeit nicht mehr einwirken können, vermutlich aber auch dadurch, dass andere Reize, ganz so wie das im Experiment festgestellt werden konnte, hemmend wirken.

Unter diesem letzten Gesichtspunkte wird vor allem die Erfahrung dem Verständnis näher gebracht, wieso jeder Ortswechsel, jeder Wechsel in der Person des Wartepersonals, ja jeder Wechsel und alles Neue im weitesten Sinne habituelle hysterische Erscheinungen zum Sistieren bringen kann. Es erscheint zwecklos, die Analogien zwischen den pathologischen Gewöhnungen und den gewissermaßen auf ein einfaches Schema reduzierten Verhältnissen bei den Bedingungsreflexen auch nach dieser Richtung im Detail durchzuführen. Zwei Punkte verdienen aber noch Erwähnung: einmal die Rezidivgefahr und gewisse Eigentümlichkeiten und Schwierigkeiten die sich unter Umständen bei der Behandlung ergeben können.

Wie leicht es geschieht, dass man in eine aufgegebene Gewohnheit wieder zurückverfällt, ist allgemein bekannt: dass davon auch die pathologischen Gewohnheiten keine Ausnahme machen, kann nicht Wunder nehmen, und so sehen wir immer auf's neue wie die Erfolge der glücklichsten Therapie stets durch die Gefahr des Rückfalls wieder in Frage gestellt sind; diese Gefahr des Rezidivs ist natürlich besonders gross, wenn dieselben Umstände (Bedingungsreize) unter denen sich die pathologische Gewöhnung entwickelt hatte, in möglichst gleicher Form wiederkehren; unter Umständen genügen aber ganz andere in dieser Beziehung scheinbar ganz indifferente Reize, um die vermeintlich erloschene Gewohnheit und zwar nicht nur als Einzelreaktion sondern sofort mit der Tendenz zur gewohnheitsmäßigen Wiederholung neu wieder aufleben zu lassen; bei hysterischen Zuständen spielt diese Rolle am häufigsten Schreck oder ein anderer — meist negativer — Affekt; wie sich auch diese Erfahrung mit den Ergebnissen der Experimentaluntersuchungen analogisieren liesse, ist oben vorsichtig angedeutet. Dass das Rezidiv um so leichter wieder eintritt, dass die Aussicht auf definitive Genesung oder auch nur auf definitives Schwinden eines Symptomes um so geringer wird, je häufiger die Ab- und Wiederangewöhnung schon stattgefunden haben, entspricht sowohl den alltäglichen Erfahrungen über Gewöhnung, als auch den Ergebnissen der einschlägigen Experimentaluntersuchungen.

Nicht so einfach mit den alltäglichen Erfahrungen in Übereinstimmung zu bringen ist eine andere Beobachtung, die man gelegentlich einmal bei der Behandlung habitueller hysterischer Symptome zu machen hat. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, dass der Erfolg in diesen Fällen im Allgemeinen nicht an die Art der angewandten Mittel gebunden ist, sondern an die Form, in der sie appliziert werden; gleichwohl kann es auch einem guten Kenner der Hysterie einmal geschehen, dass er mit all seinen therapeutischen Bemühungen Schiffbruch leidet, bis er sich entschliesst, zu einem Mittel seine Zuflucht zu nehmen, das dem Patienten „immer geholfen hat“, und das ihm vielleicht

einmal ein alter Schäfer empfohlen hat. Ersichtlich können sich, wie für das Auftreten, so bei häufigen Rezidiven auch für das Schwinden der Erscheinungen Bedingungsreflexe entwickeln, von denen dann der Wiedereintritt der normalen Funktion abhängig wird; es ergäben sich da manche Analoga mit den künstlich geschaffenen Bedingungen für die normale Darmtätigkeit. Wer sich mit der Behandlung einschlägiger Störungen beschäftigt, wird diese Eigentümlichkeiten kennen und eventuell auch berücksichtigen müssen. Wir perhorreszieren in der Klinik die Lokalbehandlung der hysterischen Störungen und der elektrische Strom spielt darum in unserer Hysteriebehandlung eine sehr geringe Rolle: wenn aber ein Dienstmädchen mit dem so und sovielten Rezidiv einer hysterischen „Stimmbandlähmung“ von auswärts zur Poliklinik gereist kommt, um elektrisiert zu werden, weil ihr das immer geholfen hat und weil sie bei Fortdauer ihrer Heiserkeit den Verlust ihrer Stellung zu befürchten hat, dann sind wir nicht doktrinär genug, ihr die Erfüllung ihres Wunsches abzuschlagen.

Man könnte nun glauben, und diese Hoffnung ist auch tatsächlich ausgesprochen worden, dass unter den hier dargelegten Gesichtspunkten alle einschlägigen Zustände erklärt seien, dass namentlich damit ein wirkliches Verständnis für das Wesen wenigstens einer gewissen Kategorie hysterischer Zustände gewonnen, ja für diese überhaupt der Begriff der Hysterie selbst entbehrlich geworden sei. Diese Hoffnung scheint uns zu weit zu gehen, und es erscheint durchaus nötig, hier noch Rechenschaft darüber zu geben, warum und in welchem Sinne den aus den einschlägigen Experimenten zu ziehenden Schlüssen in den einleitenden Bemerkungen und in der ganzen weiteren Darstellung nur eine beschränkte Bedeutung zuerkannt wurde.

Die Bedingungen unter denen es zu einer pathologischen Gewöhnung, zur Ausbildung von Bedingungsreflexen im Sinne Pawlows kommen könnte, sind ausserordentlich verbreitet, man kann wohl ohne Übertreibung sagen, so universell, dass eigentlich für jeden die Gelegenheit und damit die Gefahr bestände, auch solche Gewohnheiten zu akquirieren, die wir oben als pathologische behandelt haben. Die allgemeine Disposition zur Akquisition ist sicher ganz ausnahmslos anzunehmen, denn sie ist ja, wie wir mit Czerny annehmen dürfen, die Grundlage sehr vieler und zwar gerade der ersten erziehlichen Gewöhnungen. Warum entwickeln sich nur bei einer verschwindenden Minderzahl jene Gewöhnungen, die wir eben deshalb, weil sie der Majorität fremd sind, als „abnorm“, als krankhaft anzusehen geneigt sind, warum besteht bei dem einen Individuum die Tendenz zu ihrer Entwicklung in einer Richtung, beim anderen in einer ganz anderen: warum kommen auf, wie wir uns zu zeigen bemüht haben, gleichen Wegen, durch pathologische Gewöhnung bei dem einen Individuum Symptome zustande, die

die Communis opinio als hysterisch bezeichnet, bei einem anderen eine Sexualanomalie? Es erscheint nicht ausreichend, auch mit Rücksicht auf andere hier nicht zu erörternde Differenzen, dafür generell nur die Differenz in der Konstellation äusserer Umstände, die dann für die Art der Bedingungsreize und damit auch der Reaktionen ausschlaggebend wären, verantwortlich zu machen. Wir werden immer genötigt sein, irgendwelche quantitativ über das Maß der mittleren Gewöhnungsfähigkeit hinausgehende, vielleicht doch auch qualitativ verschiedene, individuelle Eigentümlichkeiten anzunehmen, die wir nicht mit Unrecht als Minderwertigkeiten zu bezeichnen pflegen. Es ergäbe sich damit dasselbe, was wir auch im ersten Teil bei der Besprechung der Gewöhnung an Genussgifte und der Entwicklung der Giftsüchtigkeit zu betonen hatten: die krankhafte Gewöhnung setzt ihrerseits schon eine abnorme Individualität als geeigneten Boden voraus.

Welcher Art diese Anomalie eigentlich ist, darüber können uns die Betrachtungen, die wir oben angestellt und die experimentell erwiesenen Tatsachen, von denen sie ausgingen, nichts lehren. Inwiefern eine ähnliche Methodik uns auch auf diesem Wege vielleicht fördern könnte, ist oben angedeutet; ob sich diese Hoffnung erfüllen wird, wird die Zukunft entscheiden müssen.

Die mit dem Obigen gemachte Einschränkung des Wertes unserer Erklärungsversuche, soll und muss ganz besonders Geltung haben angesichts des Versuchs, unter dem Gesichtspunkte des Bedingungsreflexes oder einer pathologischen Gewöhnung gewisse Erscheinungen der Hysterie dem Verständnis näher zu bringen. An Definitionen, Theorien und Erklärungsversuchen der Hysterie ist bekanntlich kein Mangel: dass immer wieder neue auftauchen, beweist schon, dass keine der bestehenden befriedigt; soweit sie überhaupt Anspruch darauf haben, wissenschaftlich ernst genommen zu werden, haftet ihnen allen der gleiche Mangel an, dass sie zwar den Mechanismus plausibel machen können, nach dem sich das eine oder andere Symptom entwickelt, dass sie aber nicht erklären, warum diese Mechanismen wirksam werden, dass sie jenen eigentümlichen habituellen Geisteszustand nicht ergründen können, der das eigentliche Wesen der Hysterie auszumachen scheint. Dass auch unsere Bemühungen über diesen Punkt nicht hinauszuführen vermochten, sei ausdrücklich anerkannt; nur auf eines mag gleichwohl in diesem Zusammenhang nochmals hingewiesen werden: schon oben wurde daran erinnert, dass die Bedeutung der von Pawlow zunächst in Tierexperimenten nachgewiesenen Mechanismen für den Menschen zuerst von den Kinderärzten betont wurde; die grössere „Plastizität“ des kindlichen Gehirns schuf ihnen besondere Gelegenheit zu einschlägigen Beobachtungen; auch die eigentümlichen Zustände mit denen wir uns zuletzt etwas eingehender beschäftigt hatten, entwickeln sich, wenn auch nicht

ausschliesslich, doch mit überwiegender Vorliebe, bei jugendlichen Individuen; es scheint nicht ausgeschlossen, dass wir einmal auf Grund eingehenderer wirklicher Kenntnis der besonderen Psychologie des Kindesalters, unter Berücksichtigung der in groben Umrissen auch jetzt sich schon aufdrängenden Besonderheiten der Kinderhysterie auch zu einer wirklichen Einsicht in den hysterischen Geisteszustand, zum mindesten in die Grundlagen der hysterischen Neigung zu pathologischer Gewöhnung gelangen werden.

Der Versuch der hier gemacht wurde, die pathologische Gewöhnung unter dem Gesichtspunkte der Pawlowschen Bedingungsreflexe dem Verständnis näher zu bringen, darf trotz der zu machenden Einschränkungen gerade auch für die praktische Betrachtung der einschlägigen Zustände vielleicht höheren Wert beanspruchen, als den einer blossen äusserlichen Analogisierung, wenn es damit nämlich gelingt, auch demjenigen, der den einschlägigen Verhältnissen ferner steht und sich nicht durch tägliche Beobachtung in die Zustände einigermaßen einzudenken und einzufühlen gelernt hat, das Verständnis zu erleichtern, eine Aufgabe, die um so vordringlicher heissen mag, weil ein grosser Teil dieser Zustände über das ärztliche Interesse hinaus, ja vielfach noch mehr, als diesem entsprechen würde, auch das Interesse weiterer Kreise zu erregen geeignet ist und tatsächlich auch erregt hat, und weil ein gewisses Verständnis für dieselben, vor allem auch in juristischen Kreisen durchaus erwünscht scheint.

Allerdings, die manchem Juristen noch immer als Ideal vorschwebende einwandfreie Antwort auf die Frage, wo die Grenze des im engeren Sinne Pathologischen zu ziehen ist, welche Formen ungewöhnlicher, abnormer Reaktionen als Ausdruck einer Geistesstörung im Sinne des Gesetzes anzusprechen sind, wird auch diese Betrachtungsweise nicht vermitteln. Wenn sie im Gegenteil deutlich macht, wie im Grunde normale Mechanismen auf einem nur wenig abnormen Boden zu Formen krankhafter Gewöhnung führen können, die zu weit vom Durchschnitt abweichenden Handlungen führen, so wird sie gerade wieder die prinzipielle Unmöglichkeit einer derartigen strikten Scheidung erweisen. Sie kann aber hoffentlich einigermaßen verständlich erscheinen lassen, wie es zu Handlungen und gerade zu oft wiederholten Handlungen kommen kann, die nicht ohne weiteres als grober Ausdruck einer geistigen Störung des Täters sich darstellen und die gleichwohl ihm selbst nachträglich unverständlich und fremdartig erscheinen; es mag bei der Beschränktheit unseres wirklichen Wissens schon als ein Gewinn erscheinen, wenn sie es uns ermöglicht, unsere Beobachtungen am Menschen und namentlich manche gesetzwidrige Handlungen einfachen aus den Umständen gesetzmäßig bedingten Geschehnissen wenigstens gleichzusetzen, wo sonst der eine sein „Urteil“ in der moralischen

Verurteilung des „Schwächlings" oder „Wüstlings" erschöpft und der andere auf phantastische Theorien und ein mystisches Wirken des „Unbewussten" zu rekurrieren gezwungen ist.

Diese Auffassung vermag aber, so wenig sie alle einschlägigen Fragen zu lösen imstande ist und so beschränkt ihr Geltungsbereich sein möge, auch für unser praktisches Handeln in der Bekämpfung dieser pathologischen Gewöhnungen Fingerzeige zu geben; dabei soll hier auf die Frage nicht näher eingegangen werden, ob unser rein ärztlich-therapeutisches Handeln z. B. gegenüber manchen hysterischen Zuständen unter dem Gesichtspunkte der Gewöhnung praktisch wesentlich verändert würde; die moderne Hysteriebehandlung hat, bemerkenswerterweise von recht verschiedenen Formulierungen ausgehend und geleitet, im wesentlichen schon die gleichen Wege eingeschlagen, die diese Betrachtung weisen würde. Dagegen wird, und daran mag auch die weitere Öffentlichkeit Interesse nehmen, unsere praktische Stellungnahme gegenüber antisozialen und gemeingefährlichen pathologischen Gewöhnungen dadurch sehr wesentlich beeinflusst werden können, nicht etwa im Sinne eines sentimentalen: alles verstehen heisst alles verzeihen, sondern im Sinne einer wirksamen Bekämpfung. Als Beispiel mögen wieder die sexuellen Anomalien dienen! Man hat vielfach in den zum Teil ausserordentlich gefährlichen Betätigungen dieser Anomalien den Ausdruck schwerer Störungen: angeborener spezifischer Anomalien oder ganz besonders häufig vorübergehender epileptischer Störungen (Dämmerzustände!) gesehen; die Aussichten, unter dieser Voraussetzung die Neigung und ihre Betätigung zu bekämpfen, mussten sehr minimal erscheinen; entschloss man sich nicht, und die Erfahrung lehrte, dass das fast nie geschah, die Täter auf unabsehbare Zeit zu internieren, so blieb nichts anderes übrig, als sie ihr gemeinschädliches Tun fortsetzen zu lassen. Unter den Gesichtspunkten, die hier erörtert wurden, aber ergibt sich die Möglichkeit und damit auch selbstverständlich die Aufgabe, der pathologischen Gewöhnung entgegenzuwirken; welche Mittel dazu dienlich sein können, ist genügsam erörtert: die evtl. gewaltsame Verhinderung des Reaktionseintrittes einerseits und das Einschieben von „Hemmungen" anderseits. Die Wege, um dieses Ziel zu erreichen, sind mannigfach, es handelt sich dabei um eine Frage der Praxis, die hier nicht erörtert werden kann; unerörtert mag auch die Frage bleiben, ob unser gegenwärtiges Strafrecht mit seinem entweder — oder Standpunkt in der Frage der Zurechnungsfähigkeit für jeden Fall die Anwendung der besten Behandlungsweise (Behandlung im weitesten Sinne gemeint) verbürgt oder auch nur möglich macht. Für viele Fälle mag die ketzerische Ansicht Geltung haben, dass je nach dem Maße des Verständnisses des zur Behandlung Berufenen der Aufenthalt in Irrenanstalt, Gefängnis oder der zu schaffenden Zwischenanstalt gleich erfolgreich oder erfolglos sein kann.

Wesentlich erscheint im Prinzip die Aussicht, gewisse Zustände (und die Sexualverbrechen stellen nur eine dieser Kategorien dar), die zweifellos auf abnormem Boden erwachsen sind und die man vielfach einer Beeinflussung durch gleichviel welche Mittel für unzugänglich zu halten geneigt ist, einer derartigen Beeinflussung doch zugänglich machen zu können; diese Feststellung erscheint über die Behandlung eines beliebigen Einzelfalles hinaus auch für die Gestaltung und vor Allem für die Ausführungsbestimmungen eines zukünftigen Strafgesetzbuches nicht ohne Belang. Die Zeit war nur sehr kurz und liegt jetzt wohl gänzlich hinter uns, wo die Psychiatrie hoffnungsfreudig einen nicht geringen Teil aller Rechtsbrecher für sich reklamierte, um sie zu behandeln und „geheilt" der Gesellschaft zurückzugeben; wer weiss, wie gerade der Psychiater tagtäglich seine Ohnmacht gegenüber so vielen krankhaften Störungen zu beklagen Anlass hat, wenn er zusehen muss, wie die geistige Erkrankung wie ihm zum Hohne ihren verhängnisvollen Lauf nimmt oder auch mit einer unerwarteten Genesung seine diagnostische und prognostische Ohnmacht zu verhöhnen scheint, der wird auch begreifen, wenn neuerdings gerade in der Frage der Behandlung der psychisch abnormen Rechtsbrecher eine resignierte und pessimistische Auffassung vorzuherrschen scheint und von „Verwahrung" und „Versorgung" mehr die Rede ist als von „Behandlung". Gerade aber, wenn man auf dem Standpunkte steht, dass wir den aus inneren Ursachen sich ergebenden Zuständen und Verläufen heute und vermutlich noch für absehbare Zeit machtlos gegenüberstehen, erscheint die Aufgabe doppelt dringend, diejenigen Erkrankungsformen oder in komplizierten Zuständen diejenigen Teilerscheinungen zu differenzieren, die, durch äussere Umstände hervorgerufen, eventuell wieder durch Einwirkung von aussen zu beeinflussen sind. Als eine dieser Kategorien haben wir die Folgezustände der krankhaften Gewöhnung aufzuweisen versucht; erweist sich ihre Auffassung als richtig, gelingt es insbesondere aus den gegebenen Gesichtspunkten zweckmäßige Methoden der Behandlung der einschlägigen Zustände abzuleiten, so wäre das wieder ein neuer Beweis dafür, wie aus zunächst noch so rein theoretisch aussehenden wissenschaftlichen Untersuchungen scheinbar ganz fernliegende Gebiete des praktischen Lebens Gewinn ziehen können.

Die Intellektuellen und die Gesellschaft.

Ein Beitrag zur Naturgeschichte begabter Familien.

Von

Dr. H. Kurella.

Wiesbaden.

Verlag von J. F. Bergmann.

1913.

Vorwort.

Die in diesem Hefte zusammengestellten Ermittelungen, Beobachtungen und Gedanken sollen keineswegs den gegenwärtigen Stand der Frage nach dem Wesen des Genies zur Darstellung bringen, sondern nur eigene Eindrücke und eigene Ideen wiedergeben, gesammelt und entstanden unter einem dreissigjährigen Zusammenleben mit manchen begabten Männern, Frauen und Kindern, mit allerlei un- und hochbetitelten Gelehrten, allerlei zigeunerhaftem Künstlergesindel; mit reichen Mäzenen, geschmackvollen Sammlern, geschickten Händlern, gerissenen Vermittlern künstlerischer Werke und Darbietungen, mit Dänen, Polen, Deutschen und Slowaken, Zigeunern und Artisten, Tänzerinnen und Sängerinnen, italienischen Bildhauern, amerikanischen Kapellmeistern, mit grossen und kleinen Mimen, Theaterdirektoren und Schmierenhelden, kurz mit allerlei Vertretern des menschlichen Strebens, sich oder anderen, durch sein eigenes oder fremdes Talent, Freude zu machen, die grässliche Öde der wirtschaftlichen Sklaverei, in die wir Europäer tiefer und tiefer zu versinken im Begriff sind, für ein paar Stunden zu erhellen, ab und zu ein leises Echo bacchantischen Schwärmens, einen schwachen Strahl apollinischen Leuchtens hineinzubringen ins tiefer und tiefer werdende Dunkel, in das Industrialismus und Kapitalismus die Völker Europas hineinzerren; ach, es wird kein Orpheus mehr kommen, um Europa, die arme Eurydice, herauszuführen aus dem „black country", und bald wird es, wo einst unsere Dichter träumten, überall so schwarz sein, wie heute schon zwischen Sheffield und Birmingham, zwischen Reading und Pittsburg, Essen und Hagen. Königshütte und Kattowitz, Sosnowice und Zombkowice.

Die moderne Welt hat so viele Künstler, Dichter und Denker ganz oder — was noch schlimmer ist — halb verhungern lassen; der Kapitalismus hat so viel „Kapital" (s. v. v.) an Talent und Genie zerstört, hat aus Künstlers Erdenwallen, das, weiss Gott, schon lange dürftig genug war, immer mehr einen Marterpfad gemacht, dass der immer kleiner werdende Bestand an „geistigem Adel" bald ganz zusammengeschrumpft sein wird; die Dilettanten, die sich aus den Kontoren ihrer im Margarine-, Wurst- oder Terrainhandel reichgewordenen Väter gelegentlich nach Bayreuth oder zu Reinhardt fortstehlen, die sich haben einreden lassen, Kunst treiben, hiesse spielen, sie werden

die an der Stumpfheit der aufsteigenden Bourgeoisie zugrundegegangenen Geschlechter der Feuerbach und Keller, Hebbel, Schiller, Schubert und Wolff, Baudelaire und Dickens nicht ersetzen, und wenn sie sich auf den Kopf stellen und mit dem Surren von hundert Zeppelins das Flügelrauschen des Pegasus zu ersetzen suchen.

Die Kunst und mit ihr die Philosophie ist eine Erscheinung, die sich noch aus den Kindheitstagen der Menschheit im Anschluss an die Kirche, den Bauern und das Handwerk merkwürdig lange hat erhalten können; sie setzt einen Besitz an begabten Familien und eine Wirtschaftsordnung voraus, in der diese Familien ihr Brot finden können; von dem Augenblicke an, wo der Kapitalismus entdeckt hat, dass sich auch das Talent des Künstlers und Virtuosen wirtschaftlich ausbeuten lässt, genau so wie die Geduld der Heimarbeiterin, hat auch die letzte Stunde der künstlerischen Begabung geschlagen, — das und anderes werde ich hier zeigen — und ihre letzten kümmerlichen Reste werden in ein paar Spezialtalenten der Affiche und anderer Reklamemittel noch ein dürres Feld finden, wo die Kunst ihre letzten Zuckungen zur Schau stellen kann, vielleicht um Odol oder die Woche auszuschreien [1]).

Es ist auch kaum zu erwarten, dass der Kapitalismus, der endlich entdeckt hat, dass Wissenschaft die beste Reklame, und dass die für ihn beste Wirkung der Wissenschaft die Steigerung der Marken und Mengen der Produktion von Schund ist, es ist kaum zu erwarten, dass der Kapitalismus die Wissenschaft, die jüngere, ernstere, blässere Schwester der Kunst, wenn er sie nicht langsam erstickt, anders als zur Sklavin machen und dann prostituieren wird. Wir sehen jetzt die alten Gelehrtenfamilien ebenso aussterben, wie früher schon die Künstlerfamilien; die Professuren an den Universitäten werden mehr und mehr zu Sinekuren für die jüngeren Söhne der Fabrikanten, Auf-

[1]) Man lese, was man der Schlesischen Zeitung im September d. J. aus Berlin schreibt: Zu den vielen Neuerungen im modernen Theaterleben wird in Bälde eine weitere treten, die das Theater zum Reklameinstitut für grosse Modefirmen verwandelt. Dr. Rudolf Lothar, der bekannte Bühnenautor, Librettist, Romancier und Feuilletonist, der in wenigen Tagen auch sein eigener Theaterdirektor wird und in Berlin am Schiffbauerdamm das „Komödienhaus“ ins Leben ruft, projektiert die Einführung von Fünfuhr-Tees in seinem Theater, bei denen ein moderner Einakter die Grundlage eines geselligen Beisammenseins der Berliner Gesellschaft bilden soll, das dann zu einer „Modenschau“ führt, bei der die grossen Berliner Modefirmen ihre Mannequins auftreten lassen. Das Auftreten von Mannequins bei Zusammenkünften der Berliner Gesellschaft ist nicht neu, z. B. ist es schon dagewesen, dass eine Modefirma ihre Probierdamen in die allerneuesten Pariser Modelle steckte und vor der Tribüne eines grossen Rennplatzes spazieren liess. Die Übertragung dieser Institution in das Theater ist aber vollständig neu und es ist ausgerechnet einem „Literaten“ vorbehalten geblieben, das Theater auf diese Weise dem modernen Geschäftsleben zu nähern.

sichtsräte und Bankiers; das deutsche Pfarrhaus, aus dem noch ein Nietzsche hervorgegangen ist, hat seine Rolle als stille Heimat heranwachsender Denker und Forscher schon fast ausgespielt; wir sehen in Amerika, wie die Trustmagnaten durch ihre Universitäten die freien Hochschulen mit ihrem alten, ernsten puritanischen Geiste zu unterdrücken suchen, und wir werden es recht bald — die Vorboten sind schon da — erleben, dass auch die „reine Forschung" an Stätten getrieben wird, die „kontrolliert" werden von reaktionären Geheimräten und Vertrauensmännern der Syndikate. Ein paar gute Rezepte zur billigen Fabrikation von Surrogaten wird diese kapitalistische aufgepäppelte Wissenschaft wohl produzieren.

Wir haben früher sattsam gesehen, welche Arten von Kunst und Wissenschaft die Tyrannis und der Cäsarismus duldet; wir haben Byzanz und Alexandria, das Rom Hadrians und den Hof Mahmuds, die Wunder der Ruhmeshalle und die Verse Ludwigs I. etc. etc. erlebt. Wir werden erleben, dass eine der wichtigsten Funktionen des im Trustsystem triumphierenden Kapitalismus und Mammonismus die systematische Ausrottung der für Kunst und Wissenschaft begabten Schichten der Bevölkerung ist. Ob der Menschheit einmal, wenn dieser Prozess schliesslich die arischen und semitischen Rassen ausgepowert hat, aus dem Lande der Geisha und der siebenundvierzig Ronin, des Harakiri und des Boschidu ein Ersatz kommen wird, wer wird es vorauszusagen wagen? Der Mensch ist eine variable Spezies.

Bis dahin wird gewiss manche Monographie über das Talent für das Schaffen grosser Vermögen durch den Heringshandel, die kurze Elle oder die Unterbringung von exotischen Anleihen erscheinen, und zweifellos wird die Weltordnung der Syndikate noch allerlei neue Talente erzeugen, von denen wir uns heute nichts träumen lassen.

Ich will auf diesen Blättern nur andeuten, auf welche Weise das der wissenschaftlichen und der künstlerischen Begabung gemeinsame Grundelement, die Fähigkeit zur Erfindung von Symbolen, heute notwendigerweise vernichtet werden muss; es soll hier vorwiegend eine Skizze zur Naturgeschichte und Auslese der Variationen gegeben werden, in denen sich dieses Element seit den Anfängen der Renaissance manifestiert hat; ganz ohne Streiflichter auf die jetzt schon lange sichtbare Entartung dieser Rassenelemente, die dem scharfen Blicke Lombrosos nicht entgangen ist, kann ich diese Skizze nicht ausführen; dass ich diese Entartung anders bewerte und anders erkläre als dieser grosse Beobachter, macht sie mir um so deutlicher. Ich will aber nicht nur auf den schon riesenhaft angewachsenen Verfall, sondern auch auf die Zeichen der Blüte und, soweit das heute noch möglich ist, die tief versteckten Quellen der menschlichen Fähigkeit zur Erfindung von Symbolen ein möglichst deutliches Licht werfen.

Die Darstellung beruht auf einem grossen Material, das nicht in Eile ad hoc aus Künstler-Lexiken und Gelehrten-Verzeichnissen zusammengesucht ist, sondern sich in einer seit früher Jugend unablässig getriebenen Beschäftigung mit Künstler- und Gelehrten-Geschichte und -Genealogie in meinem Gedächtnis wie in meinen Zettelkästen angesammelt hat, wie auch im gesellschaftlichen Verkehr und in der ärztlichen Praxis, die mich — nach dem Gesetz der Wahlverwandtschaft — sehr viel häufiger mit Künstler- und Gelehrten-Familien als mit der haute finance oder der Bureaukratie in Berührung gebracht hat.

An eine Publikation dieses Materials heranzugehen, wird mir vielleicht nie beschieden sein. Ich kann also hier im einzelnen den Beweis nicht liefern, dass die Schichten der Bauern, Handwerker und Landpfarrer seit der Reformation die drei Wurzeln des geistigen und künstlerischen Lebens unseres Volkes darstellen. Die Symbiose mit den Juden kommt hier, wo es sich um die Volksseele und ihre Offenbarungen handelt, nicht in Betracht, wohl aber das gesamte Verhalten der hugenottischen, puritanischen und evangelischen Bevölkerungs-Elemente der um die Nord- und Ostsee wohnenden Völker seit der Reformation. Was aus diesen drei Wurzeln werden wird, das lehrt die Sozialstatistik und Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Bonn, November 1912.

Hans Kurella.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Die folgenden Darlegungen — der Absicht nach als Vorläufer einer umfassenden, ausführlich dokumentierten Darstellung — sollen Beiträge zur Theorie der geistigen, besonders der künstlerischen Begabung bringen.

Der Anlass zu meinen Beobachtungen ist ein doppelter und ein persönlicher.

In einer östlichen Provinzialhauptstadt zum Studium vorbereitet, lernte ich, als ich im Jahre 1876 nach Berlin auf die Universität kam, nun erst die Nachkommen der Geschwister und der Vettern einer meiner Grossmütter kennen; der gemeinsame Ahne ist ein Landpfarrer im Brandenburgischen gewesen. Es frappierte mich, hier bei einem unverkennbar konstanten, aufs Geistige gerichteten Familienzuge doch bei den jüngeren Mitgliedern dieser Sippe — meist Corpsstudenten, angehende Verwaltungsbeamte und junge Offiziere — eine gewisse Scheu zu finden, sich zu geistigen oder künstlerischen Interessen zu bekennen; es war mir bald klar, dass diese hoffnungsvolle Jugend schon stark mit dem Gedanken an die künftige Karriere beschäftigt war, und dass sie wohl das Gefühl haben mussten, es müsse der Karriere schaden, wenn sie etwas anderes als korrekte Durchschnittsmenschen wären, die den Komment des Corps, des Regierungs-Kollegiums und des Offizier-Kasinos strikte befolgten und sich den dort heimischen Passionen hingäben; selbst zu etwas ernsteren musikalischen Interessen schien sich keiner bekennen zu wollen, obwohl einige der Vettern durch Mütter, Frauen oder Bräute, die aus anderen Kreisen stammten, einer Hingabe an künstlerisches Erleben, mindestens aber an Kunstgenuss hätten zugeführt werden können.

Ich habe in den seitdem vergangenen 35 Jahren, die mich in viele andere Kreise geführt haben, doch in jener blutsverwandten Sphäre nur eine Zunahme dieser Tendenz konstatieren können, und ich kann es

den verehrten Vettern dieser Linie und ihren Kindern, soweit diese inzwischen ins produktive Alter gekommen sind, bezeugen, dass sie alles getan haben, um fast jedes andere Talent, als das, in der Bürokratie oder der Armee vorwärts zu kommen, sorgfältig unter den Scheffel gestellt haben; sie sind nun zum Teil schon Präsidenten bei allen möglichen Verwaltungszweigen, und meistens wenigstens Geheimräte, und keiner ist an der Majorsecke gescheitert; aber sie haben mit ihrem Pfunde nicht gewuchert, sie haben nicht einmal den Mut zu einem ehrlichen Dilettantentum gehabt.

Ein Talent aber haben einige von ihnen ausser dem, als Bürokrat vorwärts zu kommen, betätigt, das, reiche Erbinnen aus der Industrie- und Bankwelt heimzuführen. Und gerade die, denen die glücklichsten Griffe gelungen sind auf diesem fürs Leben so entscheidenden Gebiete, haben später den Mut gefunden, wenigstens rezeptiv die ererbten Talente wieder zu pflegen, oder in der einen oder anderen Sphäre mit Leidenschaft zu dilettieren [1]).

Wenn ich diese Erlebnisse in einem Worte zusammenfassen darf, so möchte ich sagen, dass mittlere Talente sehr häufig sind, dass aber gerade in den sogenannten höheren Kreisen die Angst, in den Ruf hoher und origineller Begabung zu kommen, die Entwickelung dieser Talente hemmt, und weiter, dass das gesellschaftliche Milieu auch auf stärkere Talente ausserordentlich häufig hemmend wirkt, so dass das Aufsteigen von Gelehrten- und Künstlerfamilien in die Oberschicht den Anschein [2]) des Versiegens der ererbten Begabung herbeiführt.

---

[1]) Ich darf das alles ohne Indiskretion sagen, denn keine der verwandten Familien führt meinen Namen.

[2]) Ich möchte zu dieser allgemeinen Betrachtung nur eine Tatsache anführen, da die meisten anderen, an sich sehr zahlreichen Beispiele von noch lebenden, moralisch sehr braven Leuten entnommen werden müssten, die ich nicht gern kränken möchte. Ich habe im Nachlass eines sehr nahen und lieben Verwandten, der fast fünfzig Jahre tot ist, ein breitrandiges, ausführlich kommentiertes Exemplar des Goetheschen Faust, ferner eine etwa 60 Quartseiten starke Abhandlung über den Ideengang des Faust, und eine ausführliche, zum Teil auf sonst unzugängliche Briefe und Dokumente gestützte glänzende Charakteristik von Friedrich v. Gentz gefunden; letztere war möglich, weil der Grossvater des Verfassers Geheimrat im preussischen Zivilkabinet war. Die für die preussische Bürokratie vor 100 Jahren ungemein charakteristische Schrift über Gentz stammt aus dem Jahre 1840, ist also jünger als die Publikation von „Schlesier"; dem Manuskript der Abhandlung über Faust — die ich auch nach F. Vischer und Kuno Fischer für das tiefste und glänzendste halte, was über das Problem geschrieben worden ist —, lagen zwei Briefe bei, einer von dem Vorgesetzten des Verfassers, dem später als General und Eroberer berühmt gewordenen Oberstlieutenant v. W., ein andrer von dessen (W.'s) Schwiegersohn, dem Freiherrn v. X. X., Träger eines der grössten Namen der preussischen Geistesgeschichte. Der Oberstlieutenant rät dem Verfasser ab, „sich für die paar Louisdors, welche etwa die Buchhändler (sic!) für die Schrift würden geben wollen, der öffentlichen Kritik preiszugeben" und verweist auf das Votum seines Schwiegersohnes;

So wird es begreiflicher, dass das Talent der Brentano, Bunsen und Humboldt, der Eichendorff, der Kleist und Arnim etc. etc. nicht in 10% der Familien nachweisbar ist, in denen man ihr Blut nachweisen kann.

Man hat Preussen oft das deutsche Sparta genannt. Man täuschte sich; es ist entschieden das deutsche Böotien. Es ist auch nicht etwa der Geist der Friderizianischen Armee oder der Hardenbergschen Geheimräte, der diese Verkümmerung der Begabung an der Staatskrippe mit sich bringt; es ist der immer stärker werdende Geist des Unteroffiziers und des Subalternen, derer, die im Heere und in der Verwaltung mehr und mehr die eigentliche Arbeit tun, der auf eine progressive Verarmung und Verödung der gebildeten Schichten, aus denen sich das höhere Beamtentum rekrutiert, hinarbeitet. Dass die einzige Macht, die neben der wachsenden Gewalt der Truste, Syndikate und wirtschaftlichen Verbände in Preussen Aussicht auf Dauer und Wachstum hat, die des „Tschinowniks" ist, und dass wir mehr und mehr russischen Kulturzuständen zutreiben, das ist den Eingeweihten längst klar [1]).

---

der Schwiegersohn — der es in der Nähe der Garnison des Verfassers durch eine vorteilhafte frühe Heirat zum reichen Majoratsherrn gebracht hatte — fliesst von Bewunderung für die Schrift, ihren Geist, ihre Tiefe, ihre glänzende Sprache über, ist aber bezüglich der Publikation doch auch der Meinung seines „vortrefflichen Schwiegervaters", besonders da Exzellenz Fr., der höchste Vorgesetzte, Schriftstellern seiner Untergebenen so gar nicht liebe.

Nun hatte sich zwar Josef v. Eichendorff, der in der Garnisonstadt im Ruhestande lebte, vorher sehr energisch für die Publikation ausgesprochen — die tragikomische Geschichte spielte in einer schlesischen Garnison — aber Eichendorff war schon ohne Amt, stand im schärfsten Gegensatz zu dem noch immer bei Hofe und im Zivilkabinet mächtigen Eichhorn, und so liegt das Manuskript noch immer bei mir unter Verschluss.

War nicht in Preussen lange Zeit Jeder, der etwas Geist verriet, eo ipso verdächtig, zum in den Bann getanen jungen Deutschland zu gehören? Auch wenn er sich offiziell für „Zopf und Schwert" begeisterte, jede Begeisterung machte ihn bei der Reaktion verdächtig. „Die ganze Richtung passt uns nicht", darin liegt's!

Wie oft mögen sich solche Vorgänge in der Geschichte des preussischen Korporalismus wohl wiederholt haben? Der alte Fontane wusste hier Bescheid; aber er hat auch manche Erfahrung mit ins Grab genommen.

Übrigens erinnere ich zum Verständnisse der geistigen Produktion in der preussischen Bürokratie und Armee an Wielands Kombab und Grillparzers Bankban! Was ist ein treuer Diener seines Herrn — oder seines Herrn Chefs — nicht alles zu opfern bereit?!

[1]) Dem Leser dürfte erinnerlich sein, wie der russische „Tschin" im Verlaufe des vorigen Jahrhunders mit dem Talente des Volkes umgegangen ist, was das Schicksal Gogols, Puschkins, Tschernischewskis, Lermontows, Turgenjews, Pissarews, Tolstojs, Schewtschenkos, Herzens war.

Es sind also die Rückblicke in die Vergangenheit der Sippe, aus der ich von grossmütterlicher Seite her stamme, was mich zu Betrachtungen über Vererbung und Entwickelung der geistigen Begabung geführt hat.

Nachdem die Eindrücke der Studienjahre mich veranlasst hatten, soweit wie möglich der Ahnenreihe nachzugehen, von der jene grosse Zahl zum Teil begabter, aber talentscheuer Vettern herstammte, kam eines Tages ein ganz anderes Interesse hinzu.

Ich sass im Sommer 1893 an der Wiege meines ersten Sohnes, und suchte ein Prognostikon für ihn zu stellen. Ich stellte seine Ahnentafel auf, die nun auch die seiner Mutter enthielt, und während ich mir über das Milieu klar war, das seine Kindheit und Jugend bilden helfen würde, beunruhigte mich der Atavismus. Auf dieser Ahnentafel kam mit seiner Mutter eine stattliche Reihe von Familien zum Vorschein — böhmische Musikanten, pommerische Junker, polnische Starosten —, die ganz neue Elemente in die etwas monotone, gedämpfte, von böotischem Geiste erstarrend angehauchte Erbmasse von Urgrossmutters Seite her bringen musste; es war eine Zeit, wo Galton durch sein Buch über die Vererbung des Genies neue Gesichtspunkte gegeben hatte, und in der Weismanns Lehre von der Unzerstörbarkeit und Unveränderlichkeit des Keimplasmas geradezu dazu herausforderte, sich die Anlagen eines Neugeborenen als ein Mosaik aus zahlreichen Einzelanlagen aller seiner Ahnen, von denen aber einzelne durch einen bestimmten, völlig unpsychischen Mechanismus eliminiert worden sein mussten, vorzustellen.

Inzwischen war mir auch Lombrosos Lehre von der neuropathischen Natur des Genies in ihren Einzelheiten bekannt geworden, und als im Jahre 1895 mir ein längerer Aufenthalt im Hause Lombrosos Gelegenheit gegeben hatte, tiefer in seine Ideen und sein Material einzudringen, befestigte sich in mir die Absicht, es anders anzufangen wie er — nicht bei den seltenen Höhen, sondern im mittleren Gebiete der Durchschnittsbegabung, in der Sphäre der bescheidenen Dilettanten, die von Sorge ums Brot, um den roten Adlerorden oder den Rang des Rates dritter Klasse, oder von Furcht vor den Klippen der Majorsecke abgehalten worden waren, ihr Talent „auszubilden", oder, wie das Evangelium es ausdrückt, mit dem Talente zu wuchern. Der einmal gewonnene Standpunkt enthielt auch implizite schon die Tendenz, das Problem nicht als das anzufassen, was W. Stern die „Psychologie individueller Differenzen" nennt, sondern die Familie und die Sippe, und darüber hinaus den Stamm und die Rasse ins Auge zu fassen, also das Individuum nur als ein vorübergehendes Phänomen des eigentlich Bleibenden und Wirklichen, des Stammes zu betrachten, nach Möglichkeit aber diesen in seiner Gesamtheit, mit allen seinen Verzweigungen, zu untersuchen.

Es zeigte sich sehr bald, dass die Bearbeitung dieses Problems die Kräfte eines Einzelnen, auch wenn er ihm die ganze Zeit eines langen Lebens widmet, weit übersteigt, und eine Begrenzung der Untersuchung, wenn bei ihrer Bearbeitung überhaupt ein, wenn auch nur vorläufiges, Resultat herauskommen sollte, ergab sich als erste Aufgabe.

Mein Plan, einige für die Gesellschaft — und vor allem für die Vorgesetzten und Kollegen, deren Wissen davon ja die Karriere, das Aufrücken in eine höhere Gehaltsklasse gefährden konnte — und die Geselligkeit latenten, mittleren Talente zu zählen, ihren Zusammenhang mit der Artung der Familie aufzusuchen, ihre Ererbung und Vererbung aufzuspüren, liess sich aber ausführen, zumal mir als Arzt vieles bekannt oder anvertraut oder enthüllt worden ist, was sich eben nicht verstecken liess, und erwies sich nun als recht fruchtbar. Aber es ergab sich bei der Bearbeitung der grosse Übelstand, dass dem Publikum die Dokumente nicht vorgelegt werden können; wie kann ich aber Akzeptierung meiner Schlussfolgerung erwarten, wenn teils die ärztliche Schweigepflicht, teils die Pflicht der gesellschaftlichen Diskretion mir den Mund verschliesst? Ich denke noch lebhaft daran, wie verstimmt ein entfernter Vetter — Major bei einem exklusiven Grenadierregiment — wurde, als ich ihn in einer grösseren Gesellschaft daran erinnerte, dass sein Bruder eine ausgezeichnete Biographie eines berühmten Komponisten geschrieben hat; wie verlegen ein anderer Vetter, Regierungs-Assessor, S.C.-Mann und gegenwärtig irgendwo Verwaltungsgerichtsdirektor, wurde, als ich in einem Kreise junger Damen aus tadellosen Geheimratsfamilien daran erinnerte, dass sein Bruder ein namhafter Orgelvirtuose ist. Seit diesen beiden Erlebnissen habe ich mir vorgenommen, diese braven Leute, für die Titel, Orden, Gunst Hochgestellter und Karriere alles sind, nie mehr, am wenigsten aber gar in der Öffentlichkeit, daran zu erinnern, dass sie Blutsverwandte haben, in denen etwas von dem Funken des Prometheus glüht. An so etwas darf man höchstens reich und vornehm gewordene Juden erinnern; die schämen sich nicht, auch wenn sie Geheime Kommerzienräte, ja selbst nicht, wenn sie Rittergutsbesitzer und Kreisausschussmitglieder geworden sind, sich zu der Salomonischen Weisheit, der Averroësschen Klugheit oder der Heineschen Feinheit zu bekennen, wenn davon etwas in ihrem Blute und ihren Nerven sprüht oder spukt. Aber einen Preussischen Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat daran zu erinnern, dass seine Tante als Sopranistin die Stadt X. entzückt hat, das ist ja, als wolle man einen Schutzmann daran erinnern, dass sein Onkel Sozialdemokrat ist; nein, so gemütsroh und so tollkühn bin ich nicht.

Nun gibt es begabte Menschen, die entzückend aus der Schule geplaudert haben, aber so geschickt, dass man ihnen nichts beweisen kann, dass der Roman „à clef“ für die allermeisten Leser ein Buch

mit sieben Siegeln bleibt; ich meine nicht gerade Frau Clara Viebig, die das gute Städtchen Montjoie allzu unverschleiert geschildert hat; ich denke ein wenig an Sudermann, an seine Magda, und vor allem an Fontane, der mit so grosser Feinheit, mit ein paar Strichen, die empfängliche Künstlernatur des Gardekürassiers v. Rienäcker, die Talente der gräflich Barbyschen Tafelrunde, die sangesfrohen Sonntag-Mittag-Gäste der Frau Kommerzienrat Jenny Treibel geschildert hat; ich kann es nicht wagen, in diesem Stile Menschen zu schildern, und wenn ich nun doch verpflichtet bin, mit Beweisen für meine Theorie der Begabung zu kommen, so bleibt mir nichts anderes übrig, als die Gesetze, die ich aus der Beobachtung von etwa 200 Durchschnitts-Familien der Armee, dem kleineren Landadel, der Bürokratie und der akademischen Kreise gewonnen habe, nachzuprüfen an der Geschichte berühmter Familien.

Das habe ich nun in einer langen Reihe von Jahren getan, und ausser den grossen biographischen Sammelwerken, die für England, Frankreich, Dänemark, Österreich und bis zu einem gewissen Grade auch für Deutschland (hier in der „Allgemeinen deutschen Biographie") vorliegen und leicht erreichbar sind, zahllose Biographien, Selbstbiographien, Familiengeschichten und Wissenschafts- und Kunstgeschichten gelesen. Ich kann nicht verschweigen — und die inzwischen schon über den Oberregierungsrat Hinausgelangten unter meinen verehrten Vettern mögen mir verzeihen —, dass ausser Littas herrlichen „Famiglie celebri Italiane", mir dabei nichts so nützlich und so erfreulich war, wie die „Jewish Encyclopaedia", New York 1901 ff.

Die Literatur des Problems selbst hat mich in meiner Auffassung nicht gefördert und nicht beeinflusst; das einzige, was ich aus den hierhergehörigen Schriften von Galton, Lombroso, Ellis, Türck, de Candolle — sie sind so bekannt, dass es sich wohl erübrigt, sie hier zu zitieren — und zuletzt Reibmayr gelernt habe, sind ein paar Anekdoten und etwas Quellenkunde. Ich halte es für wenig fruchtbar, eine Naturgeschichte des Genies im Gegensatze oder im Unterschiede von der des Talents zu schreiben, und auch ein Versuch, das Talent von dem mässig Begabten oder dem Dilettanten scharf abzugrenzen, halte ich für aussichtslos.

Es ist mit den Genies und den Talenten eine eigene Sache; viele von ihnen verschwinden aus der Erinnerung der Menschen nach einem schwer zu formulierenden Gesetze nicht nur entsprechend der zeitlichen, sondern auch entsprechend der räumlichen Distanz. Homer glänzt über einen, für unsere herkömmlichen Anschauungen von der Geschichte, ungeheuren Abstand hinweg mit seinen wunderbaren Märchen, mit seinen ergreifenden Reise-Abenteuern und Dienstbotengeschichten so hell, wie keiner von denen,

die gestern gestorben sind, heller als Wilhelm Raabe, Liow Tolstoj, Gottfried Keller, Berthold Auerbach oder Christian Andersen; so lange wird, denke ich, auch in Kinderherzen, dieser ewigen Heimat des Dichters, Robinson Crusoe glänzen; aber die geistreichen, die berühmten Leute der Renaissancehöfe, der Rokkokopaläste, was sind sie uns, wenn wir ehrlich sind; was ist uns Bandelio, was Grazzini, Bojardo und Marini, was Pico della Mirandola, was Erasmus, was Poggio, was Galiani, was selbst Voltaire? Kann jemand auch nur einen Augenblick bezweifeln, dass Zaire und Mohammed, wie der Tausendkünstler von Ferney sie gesehen und hingestellt hat, längst vergessen sein werden, zu einer Zeit, wo Nausikaas grosse Wäsche, wo Lady Macbeths Versuche, die roten Flecke von der kleinen weissen Hand wegzureiben, noch tausende mit Schaudern des Entzückens erfüllen werden? Was soll nun die in diesem Falle wirklich arme deutsche Sprache, die sich das Wort Genie erst hat borgen müssen, tuen? Ist denn Voltaire nicht das, was man immer ein Genie genannt hat? Und doch wird eine Zeit kommen, wo kein reifes Werk seines feinen, tiefen, hohen Geistes noch genossen werden wird, während die Zauberworte des Wilddiebes von Stratford Herzen rühren werden, solange Blut noch Lebenssaft ist.

Wir werden die Gesetze, die über die zeitliche Fernwirkung des begabten Menschen entscheiden, meiner Meinung nach nie exakt nachweisen können:

„Wenn Ihr's nicht fühlt,
Ihr werdet's nie erjagen!"

Und nun die Gesetze der Raumüberwindung durch den Ruf des hervorragenden Menschen; ja, wenn einen das Schicksal plötzlich in eine andere Provinz und Stadt mit „regem geistigen Leben" verschlägt, da entdeckt man in den „Philomathien" oder den moderneren „literarischen Gesellschaften" (oder wie sie sonst heissen) auf einmal eine Menge tätiger, rühriger „geistreicher" Männer und Frauen, von denen man an der anderen Seite der Elbe oder des Thüringer Waldes nicht das geringste weiss: kunstbegeistere Schirmfabrikanten oder Droguengrosshändler, literaturgewaltige Oberlehrer, selbst feinsinnige Landesräte, ohne die jene gute Stadt Bowlenheim oder Sandhofen gar nicht denkbar wäre; und jene so überaus kunstsinnige Frau Kommerzienrat, ohne die in Thebenheim kein Porträt gemalt wird, an deren gastlicher Tafel jeder Notenquetscher seine Mähne schütteln und seine Zähne stochern muss, ja an der selbst nach einer seiner „Konferenzen" Maximilian Harden (oder Ernst von Wolzogen) nicht vorübergehen kann — wenn er nicht bei ihr wohnt, muss er doch mindestens bei ihr sou-

pieren —; man weiss hinter den nächsten Bergen nichts, aber auch gar nichts von ihr und links des Rheins nun erst recht nichts. In Breslau habe ich Zeiten gesehen, wo Herr Sittenfeld der Diktator der schönen Künste war; weiss einer der linkselbischen Leser — ich bitte, nicht im Kürschner nachzuschlagen — vielleicht, wer Herr Sittenfeld ist? oder werden uns einmal unsere Enkel sagen können, ob Bruno Wille und Hermann Bahr vor oder nach Martin Luther gelebt haben?

Ich brauche nicht davon zu reden, dass man in Paris an der Tafel der Geoffrin oder des Grafen Caylus nicht das geringste wusste von den reizenden kleinen Ratten, oder den Müttern, zärtlich wie die Chardins, die genau zur selben Zeit Utamaro zu hunderten hinwarf mit seinem flinken Pinsel, damals als Fragonard die Herzen der gepuderten Marquis mit seinen Schelmereien, dem „verrou" und der „escarpolette" höher schlagen machte.

So ist es kaum vermeidbar, in der Abgrenzung des Materials an begabten Individuen und begabten Familien mit einiger Willkür zu verfahren.

Ein Interesse für die Erklärung individueller Züge ausgeprägter Persönlichkeiten aus ihrer Familie und Sippschaft heraus, das mich von früher Jugend ab bei einer unablässigen Beschäftigung mit der Geschichte der Wissenschaften und Künste begleitet hat, führt nun auch zu Ketzereien bei der wichtigen Arbeit, die jeder Zusammenfassung grösserer Tatsachenmassen zugrunde liegen muss, der Klassifikation.

Irgend eine Einteilung der Wissenschaften, sei es die Comtes, Spencers oder Wundts, lässt sich der Klassifikation der Begabungen nicht zugrunde legen. Man kommt zu sehr absurden Ergebnissen, wenn man die Geister, die dasselbe „Fach" getrieben haben, als zusammengehörig nach ihrer psychischen Organisation betrachtet. Ich habe viele Zeit mit solchen Versuchen verbracht, und mir Sammlungen von Biographien von namhaften Geologen, Theoretikern der Mechanik, der Optik, der Akustik, der Soziologie, der politischen Ökonomie angelegt, um schliesslich zu sehen, dass jede derartige Gruppe die verschiedensten Typen intellektueller und emotiver Veranlagung umfasst. Am wenigsten war ich a priori auf die Fülle von Formen geistigen Lebens gefasst, die sich uns bei der Durchsicht der Nationalökonomie zeigt. Es sind, wenn man sich hier ernsthaft orientieren will, praktisch zunächst einmal die Professoren dieses Faches auszuschalten, weil diese zum grössten Teil sehr stark ausgeprägt den allgemeinen Gelehrtentypus, des unter Büchern Bücher produzierenden, dozierenden akademischen Fachmanns zeigen, während die grossen schöpferischen Gedanken, die originellen Beobachtungen in der politischen Ökonomie — die sich gewiss gelegentlich bei den Fachgelehrten finden —

zumeist Köpfen entsprungen sind, die aller Klassifikation nach irgend einem System der Wissenschaften spotten. Kavalleriegenerale — Destutt de Tracy und v. Podbielski —; Fabrikarbeiter — Proudhon und Fourier und Henry George —; Verwaltungsbeamte (teils ursprünglich subalternere, wie Fr. List und Colbert, teils hochgestellte, wie Turgot und Necker, Rodbertus und Say); Geistliche wie Campanella und Malthus; Ärzte wie Quesnay und, in einigem Abstande zu nennen, Oppenheimer; Mathematiker wie Comte, Condorcet und Jevons; Publizisten und Journalisten wie Defoe, Carlyle, Marx und Hertzka; Grossgrundbesitzer wie Turgot und Rodbertus, v. Thünen und Lord Shaftesbury; Fabrikanten wie Owen, Cobden, Flürscheim und Carey; Bankiers wie Necker, Ricardo und Enfantin, haben abwechselnd ihren ursprünglichen Beruf im Stich gelassen, um wichtige und originelle Ideen zum Verständnisse des wirtschaftlichen Lebens beizusteuern.

Es wäre a priori zu erwarten gewesen, dass die originellsten und häufigsten Beiträge zum Verständnis der wirtschaftlichen Gesellschaftserscheinungen von Männern der Praxis ausgegangen wären, die sich, nach langen Erfahrungen und vielen reichen Erfolgen in Musse die Früchte ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit geniessend, nun der Reflexion über einzelne besonders frappierende Lebenserfahrungen hingaben. Das ist wohl in einzelnen Fällen so gewesen, ich nenne in erster Linie Ricardo und v. Thünen, aber es ist keineswegs die Regel.

Wenn ich mir, mit so sorgfältiger Kritik wie möglich, die 80 bedeutendsten Denker des 18. und 19. Jahrhunderts auf diesem Gebiete zusammenstelle, so gehören davon 31 — wobei Rousseau nicht mitgezählt ist — in ausgesprochenster Weise der Klasse der Intellektuellen an; nur 25 sind als Unternehmer oder Angestellte wirtschaftlich tätig gewesen, und 24 gehören ihrem Bildungs- und Lebensgange nach einem Zwischengebiete zwischen der Welt der Intellektuellen und der der Wirtschaftenden an. Dabei zeigt sich, dass Fälle eminenter Begabung bei den Intellektuellen häufiger vorgekommen sind, als bei den Wirtschaftern, und auch häufiger, als bei den Vertretern des Zwischengebietes, obwohl bei der an sich ein ausgeprägtes Zwischengebiet zwischen Theorie und Praxis darstellenden Disziplin eine besonders starke Beteiligung der nach beiden Richtungen begabten Menschen hätte erwartet werden sollen. Ich habe auf der anliegenden Tabelle unter 2. die eminenten Persönlichkeiten dieses Gebietes aus den drei Lebenskreisen aufgeführt; es ist dabei besonders interessant, dass unter den eminenten, mit finanziellem Erfolge wirtschaftlich tätigen Nationalökonomen nicht einer eine utopische Richtung vertreten hat, während von den 8 eminenten Intellektuellen nicht weniger als 5 Utopiker waren; freilich fehlen unter den 25 Kaufleuten, Fabrikanten und Landwirten, die auf Beachtung

Anspruch haben, die Utopiker nicht ganz; es sind als solche Enfantin, Engels, Fourier, Owen und Flürschheim zu nennen; aber keinen von diesen utopischen Praktikern darf man zu den eminenten Denkern dieses wichtigen Gebietes der Forschung rechnen, und mindestens zwei davon verdienen die Bezeichnung als „fous" — Fourier und Enfantin — mit der ihre, durch ihre utopischen Forderungen erschreckten Zeitgenossen auch nicht gegeizt haben.

1. Von 80 bedeutenden National- (oder „politischen") Ökonomen des 18. und 19. Jahrhunderts stammten:

Aus der Schicht der Praktiker	(Klasse I)	25[1])
„ „ „ „ Ideologen	(„ II)	31[2])
„ dem Zwischengebiete	(„ III)	24[3])

2. Es waren von diesen 80 als eminent zu bezeichnen:

Klasse I	5[4])
„ II	8[5])
„ III	4[6])

3. Es waren Utopiker:

	Klasse I	Klasse II	Klasse III
a) von der Gesamtzahl	5[7])	8[8])	2[9])
b) von den „Eminenten" (s. oben 2)	—	5[10])	—

Es sei nur beiläufig bemerkt, dass unter den 17 Männern der Gruppe 2 sich vier Franzosen finden, die Männer von titanischer Schöpferkraft waren — Colbert, Turgot, Condorcet und Comte —, von denen die beiden ersteren, wenn auch sehr verschieden vom Glück begünstigt, Cäsarennaturen waren, während die beiden letzteren als reine Intellektuelle ebenso reich wie tief begabt waren; von den Deutschen und Engländern, die auf der Liste stehen, ist wohl nur einer, der feurige, unermüdliche und begeisterte List, gross genug, um als ebenbürtig neben den vier grossen Franzosen genannt zu werden. Auch drei ausgesprochen poetisch veranlagte Männer stehen auf der Liste dieser 17 Denker: Campanella, Defoe und Carlyle.

1) 2) 3) sind im Anhange angeführt.

4) Turgot; Ricardo, Cobden, Carey; Rodbertus.

5) Campanella; Comte, Defoe, A. Smith, Malthus, Carlyle, Marx, Soetbeer.

6) Colbert, Condorcet, Quesnay; Fr. List.

7) Enfantin, Engels, Flürschheim, Fourier, Owen.

8) Campanella; Comte, Proudhon; Carlyle, Defoe, H. George, K. Marx, Hertzka.

9) Cabet, Oppenheimer.

10) Campanella; Comte; Carlyle, Defoe; Marx (wenn ein als Politiker so ungewöhnlich erfolgreicher Mann wie Marx als Utopiker bezeichnet werden darf).

Betrachten wir aber nicht nur diese schon aus sehr verschiedenen Begabungstendenzen gemischte Elite, sondern alle oben erwähnten 80 bedeutenden National- oder „politischen" Ökonomen, so finden sich darunter so verschiedenartige Individuen, und diese wieder stellen so differente Familien dar, dass es nicht angeht, irgend etwas wie eine ihnen alle gemeinsame Begabung für politische Ökonomie anzunehmen; eine solche kann es also nicht geben [1]); das gilt auch für kleinere Gruppen, es liegt z. B. nahe, bei der grossen Zahl der Ersinner von Utopien unter den der politischen Ökonomie zugewandten Intellektuellen eine weitgehende Gleichheit der Veranlagung zu vermuten; diese kann aber nur für einen Punkt zugegeben werden, nämlich mit Bezug auf die Bedeutung des Traumlebens für die Entwerfung eines anschaulichen Menschheitsbildes; damit tritt aber diese Gruppe als etwas Besonderes aus der Masse der nationalökonomischen Denker aus; die Mantik und Traumdeutung ist keine adäquate Methode für die Analyse der wirtschaftlichen Gesellschaftserscheinungen; wenn es Utopikern gelungen ist, sich eine hervorragende Stelle unter den Wirtschaftstheoretikern zu sichern, so ist es ihnen trotz ihrer hohen Fähigkeit zur Bildgestaltung idealer Gesellschaftszustände gelungen; als Utopiker gehören diese Männer nicht in die Wirtschaftsgeschichte, so wenig wie der geniale Charlatan Schelling in die Geschichte der wissenschaftlichen Philosophie gehört; sie bilden vielmehr mit anderen Utopikern eine Gruppe, die in ganz anderem Grade eine psychologische Einheit darstellen, als alle übrigen Wirtschaftstheoretiker; mit Plato, Baboeuf, Godwin, Bebel, William Morris, Bellamy, Wells und noch vielen anderen gehören sie zu einer besonderen Kategorie von träumerisch veranlagten Dichtern, die — zumeist durch weitgehende Schwärmerei für „freie Liebe" charakterisiert, und sehr oft dazu geneigt, von vornherein ihre Utopie als Traum einzuführen (s. „John Ball's Dream", von Morris; „Wenn der Schläfer erwacht", von Wells; „Looking backward", von Bellamy, und viele andere derartige Schriften) — Dichter sind, deren Phantasie nicht der Natur, sondern der Menschheit als Ganzes zugewandt ist, und die durch ein die Richtung der Phantasie lenkendes Willenselement — meist eine Mischung von revolutionärem Freiheitsdrang mit Verlangen nach Promiskuität und Freiheit des Geschlechtsgenusses — die Freiheit der rein dichterischen Phantasie verloren haben. Der grossen Bedeutung der utopischen Forderung erotischer Freiheit für die Traumbildgestaltung bei diesen Männern widerspricht es nicht, dass sie in reiferen Jahren nicht selten — wie Malthus und Tolstoj — in ebenso utopischer Weise

---

[1]) So war einer der grössten „Botaniker" des 19. Jahrhunderts, G. Fechner, gar nicht Botaniker; er ahnte träumerisch, was wir heute wissen („Nanna").

an die Möglichkeit einer Unterdrückung des Geschlechtstriebes durch blosse Klugheit oder rein asketische Prinzipien glauben; auch das ist eine das Unmögliche fordernde sexuelle Utopie, genau so, wie die, welche den praktischen Versuchen der Mormonen und der Perfektionisten in Oneida zugrunde lag [1]).

Es ist bei Betrachtung dieser Utopien interessant, zu finden, wie die sexuelle Freiheit der südlichen Utopien eines Plato und Campanella an die Wonnen eines Mänadenschwarms, die der Utopien der Angelsachsen an die geheimen Zärtlichkeiten eines seine Konfirmandinnen muckerisch beeinflussenden Pastors erinnert, am meisten bei dem sonderbaren Perfektionisten Noyes.

Man kann sich kaum ein lehrreicheres Beispiel dafür, dass die bei Mehreren vorhandene Gemeinsamkeit des geistigen Arbeitsgebietes noch keine Gleichartigkeit der Begabung anzunehmen gestattet, als das eben kurz berührte Gebiet, denken.

Ein ähnliches Resultat habe ich gefunden, als ich erst die Kriegshistoriker und dann die Forscher auf dem Gebiete der Farbenlehre, die Goethe in seiner Geschichte dieses Faches behandelt, sowie die nach Goethe auf dem Gebiete der physiologischen Optik und der Farbenpsychologie tätigen Männer eingehender auf ihre geistige Struktur und ihre Gesamtpersönlichkeit untersuchte. Hierher gehören so verschiedene Naturen wie Schopenhauer und Helmholtz, Melloni und Humboldt, Brücke und Hering. Ja selbst auf einem Gebiete, in dem anscheinend die Persönlichkeit mit ihren ausserintellektuellen Eigenheiten kaum eine Rolle spielt, dem der theoretischen Mechanik, finden wir so verschieden geartete Faktoren der Veranlagung, die den Arbeiten der einzelnen Forscher ein unverkennbares Gepräge geben, dass wir keine einheitliche Gruppe vor uns haben. Die nicht seltene mystische Richtung grosser Theoretiker der Mechanik — Pascal, Newton, Swedenborg, Robert Mayer, A. Comte, Poincaré — ist wohl etwas Unerwartetes, aber keineswegs etwas Paradoxes, kein unwesentliches Nebenphänomen, sondern es hängt mit

---

[1]) Einige Utopisten sind der Frage der Emanzipation oder Sozialisierung des Fleisches fern geblieben, wie Hertzka (Freiland); bei den Perfektionisten traten die Einrichtungen für sexuelle Promiskuität so in den Vordergrund, dass der ökonomische Kommunismus zurücktrat; die tollsten Vorschläge hat sich Restif de la Bretonne, der seine literarische Inspiration aus einer ständigen Satyriasis schöpfte, geleistet („La découverte australe“, 1781); es ist für den griechischen Genius charakteristisch, dass die Utopie Homers, das Phäakenland, von Bildern geschlechtlicher Losgebundenheit frei ist; das Ungriechische Platos, den man völkerpsychologisch für einen Semiten halten muss, tritt in der Verbannung der bildenden Künstler aus seiner „Politeia“ und der willkürlichen Behandlung der Geschlechtsverhältnisse hervor. Griechisch ist das Masshalten in der Freiheit, nicht die Ausschweifung in der Gebundenheit.

der Eigenart der Symbolisierung und der Analogieschlüsse zusammen, die in der Mechanik immer eine grosse Rolle gespielt haben und wohl stets spielen werden. Die grossen Persönlichkeiten unter den Theoretikern der Mechanik, die nicht zugleich auch die grössten Fachmänner sind, bilden schon eine bunt zusammengesetzte Schar: da Vinci, Galilei, Mariotte, Pascal, Leibnitz, d'Alembert, Lagrange, Condorcet, Carnot, Gauss, Hamilton, R. Mayer, Hertz; aber auch diejenigen, die, soweit meine Information reicht, nur ein ruhiges Gelehrtenleben ohne Kämpfe oder Abenteuer geführt haben — wie die Bernoulli, Euler, Maupertuis, Newton, Poinsot, Möbius, Drude —, zeigen so verschiedenartige intellektuelle Typen, dass eine sie charakterisierende und erklärende, ihnen gemeinsame Sonderbegabung für theoretische Mechanik nicht angenommen werden kann.

Ich habe nun, sowohl in der Beobachtung Lebender wie in der Analyse solcher Geister, die uns nur durch ihre Werke und die Nachwirkung ihrer Persönlichkeit noch erreichbar sind, lange Zeit hindurch eine subtilere Analyse versucht, ein Zurückgehen auf die psychologischen Elementarerscheinungen, die Besonderheiten der Empfindung, der Wahrnehmung, der Aufmerksamkeit, des Gedächtnisses, der Erinnerungs-Typen, der Beteiligung unterbewusster und unbewusster Elemente des Seelenlebens an der Manifestation der Begabung, der Gefühlsrichtung, der Temperamente, der motorischen Innervation, der Phantasie, der Arbeitsleistung und sonstiger, gegenwärtig für elementar geltender Eigenheiten des Seelen- und Nervenlebens, mit Einschluss etwaiger krankhafter Erscheinungen von seiten des Nervensystems und der allgemeinen Funktionen der Ernährung und der Fortpflanzung; aber lange, ehe das gegenwärtig auf diesem Gebiete mit den elementaren, psychologisch-analytischen Methoden tätige „Institut für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung" das Problem aufnahm, habe ich diesen Weg auch wieder verlassen und mich damit begnügt, aus der Beobachtung lebender Begabter Fingerzeige für die Fragestellung zu gewinnen, mit der man an die Werke der und an die Quellen über die Gesamtveranlagung begabter Menschen und ihre Familie herangehen kann [1]).

Je länger ich mit dieser Einstellung des Interesses und der Aufmerksamkeit die 25 Jahre Geschichte, die ich selbst durchlebt habe, und die Verknüpfung wirtschaftlicher, politischer und künstlerischer

[1]) Da ich von einer mein ganzes Leben mich begleitenden Beschäftigung mit der Geschichte der Kultur und der Erkenntnis ausgehe, also zumeist mit historischen Personen zu tun habe, konnte eine einheitliche Behandlung nur erreicht werden, wenn die Beobachtung der Zeitgenossen ebenso durchgeführt wurde, wie die der Verstorbenen, also ohne „mental tests".

Produktion in den letzten Jahrhunderten — für die romanischen Länder seit der Renaissance, für die germanischen seit der Selbstbehauptung des Protestantismus unter Cromwell und Gustav Adolf, für die grosse Welt der Slawen seit Peter dem Grossen und August dem Starken — durchforschte, um so deutlicher war mir erkennbar, dass für das moderne Europa, in den eben angegebenen zeitlichen Grenzen, vier grosse, dem Altertum fremde Mächte — die **Kirche,** das **Handwerk,** der **werdende Kapitalismus** und der **moderne Fürst** — Entwickelungsbedingungen schufen, die für die Kreuzung und Auslese der dem Spiele dieser Kräfte überantworteten Rassen-Elemente von der einschneidendsten Bedeutung werden mussten. So hat die Entstehung einer grossen Beamtenschaft und der stehenden Heere in den Niederlanden, Deutschland und Frankreich die Entwickelungsbedingungen begabter Menschen in diesen Ländern ganz anders gestaltet als in England, wo seit Karl I. solange die Selbstregierung der Gentry und die Abwanderung der starr demokratischen und asketischen Volkselemente die Entwickelung bedingte, so dass in sehr vieler Beziehung das katholische Frankreich dem protestantischen Deutschland ähnlicher geworden ist, als es die gleichen englischen und die nordamerikanischen Klassen trotz der den deutschen ähnlichen Verhältnisse werden konnten.

Das waren etwa die Gesichtspunkte, von denen ausgehend ich im Jahre 1899 eine Stellung des Problems versucht habe. Ich versuchte in einem Vortrage, den ich am 24. April 1899 in einer Sitzung der Breslauer Psychologischen Gesellschaft gehalten habe, zu zeigen, welche Fragen ich mir stelle und wo mir eine provisorische Antwort schon möglich erschien.

Ich habe seitdem in dieser Richtung weitergesucht, ohne mich durch die seitdem erschienenen Arbeiten von Möbius, Lombroso, Reibmayr u. A. ablenken zu lassen, unter dem Vorbehalt, mich mit den Anschauungen dieser Forscher auseinanderzusetzen, sobald ich selbst die oben angegebenen Kulturepochen der wichtigsten europäischen Völker von meinem Standpunkte aus durchsucht haben würde.

So wenig meine Berufstätigkeit mir in den letzten sieben Jahren Zeit gelassen hat, grosse Stoffmassen im Zusammenhange zu verarbeiten, so sehr hat mich doch jederzeit, ganz besonders bei der Beobachtung nervöser und degenerierter Menschen und ihrer Verwandten, das Interesse für das Begabungsproblem begleitet und beeinflusst. Und dann die Frage nach dem vermutlichen Schicksal begabter Familien unter dem Einfluss der heute die Klassenbildung und die Auslese beherrschenden wirtschaftlichen und sozialen Mächte.

I. Problemstellung.

Eines steht mir nun fest: die Natur schafft die begabte Persönlichkeit als flüchtige Erscheinung am Stamme der Familie und der Rasse; die Schöpfung, das Werk, ja das Wirken ist das gemeinsame Produkt des Begabten und der Gesellschaft: des Künstlers und seines Publikums, des Dichters und seiner Umgebung, des Forschers und der seiner Zeit geläufigen Methoden und Untersuchungstechniken; des Erfinders und der ihn umgebenden Wirtschaftsform. Das ist nicht eine triviale Wiederholung der Milieutheorie, sondern der Ausdruck der Erfahrung, dass die gesamte Produktion des Menschen, auch die abstrakteste Idee des weltfremdesten Denkers, zugleich ein Produkt der Gesellschaft ist und, so gross oder so klein der Anteil des Schöpfers sein mag, von jener mitgeschaffen wird. Es braucht, um das verständlich zu machen, nur darauf hingewiesen zu werden, dass der mächtigste unter den geistigen Faktoren der sozialen Gemeinschaft, die Sprache, eine unermessliche Menge „geronnener" geistiger Arbeit der Vorzeit enthält und uns mit allen Ahnengeschlechtern, die seit dem Aussprechen der ersten arischen (oder vor-arischen, aro-semitischen) Wurzeln dahingegangen sind, unlösbar verbindet, wie die Sprache heute uns fast täglich fremde, der Gegenwart entstammende neue Gedanken aufzwingt. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein begabter, völlig von der sozialen Gemeinschaft losgelöster Denker aus sich heraus wertvolle geistige Produkte hervorbringt, ist so gering, wie die, dass ein unter Tieren isoliert aufwachsendes Kind — *homo sapiens ferus* — eine artikulierte Sprache erfindet.

Ich habe es mir schon in meinem 1899 gehaltenen Vortrage versagt, auf die damals bekannten Theorien über das Wesen des Genies näher einzugehen. Mir schien und scheint ein Eingehen auf das Wesen des Genies die meiste Aussicht auf ein befriedigendes Ergebnis zu eröffnen, wenn man es als speziellen Fall besonders intensiver oder extensiver Begabung behandelt. Worin dem Genie gegenüber Alle einig sind, das ist ein künstlerischer Zug in seinem Wesen, auch wenn das

Feld, auf dem es sich betätigt hat, der künstlerischen Tätigkeit ganz fern liegt. So häufig wir gute intellektuelle Veranlagung — praktische Klugheit und theoretische Intelligenz — bei Menschen ohne allen Kunsttrieb und mit sehr geringem Kunstsinn finden, so oft macht eine Begabung, die wir als genial zu bezeichnen geneigt sind, den Eindruck, als sei in ihr gute intellektuelle Veranlagung mit künstlerischer Begabung verschmolzen. Es kann in dieser Weise zu einer Häufung von Begabungen kommen — beim Individuum, bei der Familie oder bei der Rasse —, in der sehr heterogene Elemente nebeneinander stehen, ohne einander bei ihrer Betätigung merklich zu fördern, oder sie können bei ungefähr gleicher Stärke ergänzend oder verstärkend aufeinander wirken, oder es kann entweder so sein, dass nur e i n e nach Wesen und Richtung durchaus bestimmte Begabung da ist und auf das Vollkommenste entwickelt werden kann, oder so, dass neben einer durchaus dominierenden Begabung andere, grosse oder kleine Talente auch da sind, aber doch nur dienend oder schmückend der herrschenden Kraft zur Seite stehen, wie etwa eine schöne und volle Stimme Geist und Feuer des Redners aufs wirksamste unterstützt, und ohne sie doch ein Demosthenes möglich geworden ist.

Sehr häufig geht, wie die Erfahrung zeigt, grosse Tiefe der Begabung, die ihren Gegenstand vollkommen erfasst und durchdringt, mit einseitiger Fähigkeit Hand in Hand; d. h. tiefe Begabung ist meist einseitig [1]). Sowohl die alltägliche Erfahrung wie die Statistik zeigen, dass Einseitigkeit sehr oft die erbliche mathematische und musikalische Begabung auszeichnet; sowohl der mathematische wie der musikalische Kopf ist so ganz durch die Formen, mit denen er äusseres und inneres Geschehen auffasst und anschaut, in Anspruch genommen, dass der Stoff, aus dem anders gearteten Naturen die Welt geformt zu sein scheint, ihn nicht interessiert. Die Einseitigkeit des mathematischen Kopfes zeigt sich gesteigert oder karrikiert bei den blossen Rechentalenten, bei denen das Zählen und mit Zahlen operieren, ohne zu allgemeineren Ideen zu führen, zwangsweise die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt und das Zählen zur krankhaften Manier werden kann.

Den vollsten Gegensatz zu der so häufigen Einseitigkeit des musikalischen und des mathematischen Talents bildet das poetische in seiner Fülle, seiner oft alles umfassenden Breite (soweit es nicht bloss dafür gilt, während es in Wahrheit blosse Sprachkunst ist, wie bei unserem sprachgewaltigen R ü c k e r t, der, weit über die süsseuphonische Sprachkunst vieler Romantiker hinausgreifend, alle phonetischen und tropischen Formen unserer Sprache beherrscht hat).

[1]) Ich unterscheide vorläufig neben anderen Kategorien der Begabung die reiche, die tiefe und die breite Begabung; davon wird unten noch Mehreres zu bemerken sein.

Jedes noch so kleine Gedicht zeigt uns, wenn es mehr als nur ein Werk der Sprachkunst ist, Auftreten, Wirken und Abklingen einer Stimmung oder eines Affekts; schon im engen Raum des Epigramms, wie in den 17-Silben-Gedichten der Japaner, hat dieser Mikrokosmus Platz; das ist aber nur möglich, wenn ein leicht bewegliches Affektleben gegeben ist, zu dem noch eine lebhafte Anschauung der sichtbaren Welt, der Trieb zur Erzielung phonetischer Wirkungen und der feinste Sinn für Rhythmus treten muss, wenn ein Gedicht werden soll. Ist so Stimmungsgehalt und Form gegeben, so ist ein origineller Gedanke und entweder eine Schilderung eines Zustandes, der dem im Innern des Dichters verlaufenden Affekte ruhend gegenübersteht, oder die Erzählung eines Vorgangs, der für den Affekt parallel oder durchkreuzend verläuft, noch erforderlich. Die Affektation oder der krankhafte Zwang eines unharmonischen oder hochkomplizierten Gefühls, auf die wir so oft bei Heine stossen, verrät eine geringe Stärke des Schaffenstriebs, der sonst nicht einer ideenflüchtigen Ablenkung nachgeben würde. Wir sehen, wie wichtig die Gabe stärkster Konzentration ist, die einen wesentlichen Bestandteil dichterischer Begabung bildet (wie sie jede, auch die bloss praktische Begabung immer steigert), deren Mangel oder Beeinträchtigung aber wohl noch poetische Wirkung zulässt.

Der dichterische Trieb nach Erzählung findet in der Sprache das denkbar vollkommenste Werkzeug, und wir haben, wie alle Urpoesie zeigt, in einer mehr oder weniger rhythmisierten Erzählung, deren Vortrag zugleich leicht moduliert und von Gesten und mimischen Bewegungen begleitet ist, den Urkeim sowohl des Ahnen- und Götter-Kultes, wie der Magie und der Dichtung zu sehen; für die Schilderung ist die Sprache kein ausreichendes Mittel, und so sehen wir, wie eine voll mit allem, was zu ihr gehört, ausgestattete Dichternatur oft und lange, ja in manchen Fällen ständig, zwischen der dichterischen Tätigkeit und der des Malers schwankt; es ist zu bekannt, welche Rolle dieser Trieb im Leben Gottfried Kellers gespielt hat; wie Goethe, der grösste deutsche Maler in Worten, schliesslich diesen Trieb, dem kein entsprechendes technisches Können zur Seite stand, auf die Farbenlehre hin gezwungen hat; die Zahl zeichnerisch begabter Dichter ist überaus gross, und relativ noch grösser die der dichtenden Maler, wie Michelangelo, Alberti, da Vinci, in neuerer Zeit namentlich Flaubert, William Morris und D. G. Rossetti. Wie unendlich oft der Versuch gemacht worden ist, Anekdoten, Idyllen und Romanzen zu malen, wie gut es oft für den Maler als solchen gewesen wäre, mehr die malerische als die poetische Fähigkeit seiner Phantasie zu kultivieren, darauf wird unten noch zurückzukommen sein. Welche Virtuosität in der Schilderung jedes beliebigen Gegenstandes erreicht werden kann, hat uns der französische Naturalis-

mus gezeigt; eine Tuchmütze, ein Gemüsehaufen, eine Volksversammlung, ein sterbendes Kind werden in der raffinierten Prosa Zolas, Flauberts oder der Goncourts unerhört anschaulich hingemalt, und gerade diese Meister verstanden es auch, Arbeit und Werk des Malers in Worten wiederzugeben, mit einer Virtuosität, neben der Heinses begeisterte, farbenprächtige Beschreibung italienischer Bilder, Goethes liebevolle Paraphrase Géromescher oder Delacroixscher Porträts verblasst.

Auch der Dichter, der nur innere Vorgänge zu schildern unternimmt, wie so oft Mörike und nicht selten Lenau, wird dabei ohne Symbolisierung derselben durch die Darstellung eines, wenn auch noch so kleinen, Stückes Natur nicht auskommen, und dazu braucht er, wie der Maler, eine deutliche und vollständige Vorstellung dieses Stückes. Fehlt ihm die, so kommt er über blosse Sprachkunst[1]) nicht hinaus; wie unentbehrlich für die ja nur auf symbolischem Wege mögliche Darstellung eines Gefühls durch Worte diese deutliche visuelle Vorstellung ist, zeigen zwei der strahlendsten Edelsteine der deutschen Dichtung, Mörikes verlassenes Mägdlein und Lenaus Winternacht; Mörike lässt das Mädchen ins Herdfeuer blicken, das es in aller Frühe anzünden muss; mit wenigen Worten gibt er eine vollendete Anschauung des Feuers:

„Schön ist der Flamme Schein,
es springen die Funken“

und diese Wärme und dieser Glanz wecken plötzlich in dem in Leid versunkenen Mädchen die Erinnerung an die verratene Liebe; hier schmilzt nun das starre Herz der Verlassenen. Aber vielleicht noch ergreifender, und schauerlich in der erschütternden Symbolik der meisterhaft gewählten und geformten Worte zeigt uns Lenau, wie er sich in der kalten Winternacht das Erstarren seines Herzens wünscht, um Ruhe zu finden. In drei stupend prägnanten Versen zeigt er uns die winterliche Welt: den schneebedeckten Wald, die Mondnacht, seine Flucht vor sich selbst, und während die Vokale Erstarrung, Tod, Stille, Kälte, krachenden Frost malen, gibt der Rhythmus der Verse das Klopfen des wild erregten Herzens wieder, das sich über alle Ruhe hinaus vollkommene Erstarrung wünscht.

Die nordischen Völker haben in ihren Volksliedern und ihrer moderneren Lyrik nicht selten stürmische Winternächte und starrenden Frost gemalt; Tolstoj hat in seinem Schneesturm[2]) den ganzen Klangreichtum und die Bildsamkeit der noch mitten in unverschlissener, primitiver Lautsymbolik steckenden russischen Sprache aufgeboten;

---

[1]) Das sieht man bei der Mehrzahl, der vorzugsweise auf Landschaftsschilderung ausgehenden Sprachkünstler, wie Matthison, Mayer, Gessner, W. Scott u. a.

[2]) „Metjel“, 1850.

zwei grosse nordische Dichter, die beide alle geheimen Reize der volkstümlichen Sprache kannten, haben den Gegensatz zwischen den Schrecken der Winternacht und dem stillen Frieden des Hauses und des Herzens geschildert; Burns erhebt sich, wenn er darin sagt:

„or the stormy north sends driving forth
the blinding sleet and snaw"

fast zu der Höhe der Lenauschen Lautsymbolik, in der es klingt:

„es klirrt mein Bart,
nur fort, nur immer fortgeschritten!"

Puschkin, der schildert, wie sich in der warmen Stube das Heulen des Schneesturms anhört:

„Burja mgloju njebo krójet,
Wichry shniézhnije krutjá"

schildert mit ähnlicher Lautsymbolik, aber er verliert sich, wie Burns in seinem Winterliede, in Einzelheiten der Schilderung, und wenn beide Dichter in ihrem Liede aus Angst und Trotz zu friedlicher Resignation gelangen, und der Affekt besänftigt und versöhnend abklingt, bleibt dem gegenüber bei Lenau die grossartige Einheit der erstarrenden, unversöhnt absterbenden inneren Welt der Gefühle mit der Unbeweglichkeit und Starrheit der froststarrenden Aussenwelt bestehen, so dass eine beispiellose Harmonie beider Welten zustande kommt: die Vollendung aller Kunst! Aber wie es Lenau so oft, auch in seinen Schilfliedern, verstanden hat, seine Seele ganz in dem Anblick der Natur aufgehen zu lassen, so vermag es Puschkin, der slawischen Gefühlsart entsprechend, der alten Mythenwelt unvergleichlich näher als der moderne Deutsche, die Natur vollkommen zu beseelen und das nächtliche Spiel der Elfen so sichtbar und greifbar werden zu lassen, dass selbst Titania daneben blass erscheint, und Ariel schemenhaft. Auch hier beruht das Geheimnis der Wirkung auf der vollkommensten Lautsymbolik und jede Übersetzung zerstört diese Zusammenhänge[1]). Der Dichter erzählt, wie die Nixen im Mondschein gespielt haben; der Mond sinkt, ein Hahn kräht, kühle Luft weht über den Fluss; eine fragt die anderen, ob sie weiterspielen wollen. Die Antwort lautet: „Nein, nein! es ist Zeit zur Rückkehr, es erwartet uns die Zaritza (die Königin), unsere strenge Schwester." Puschkin sagt das mit den folgenden Worten, deren Zauberklang auch dem, der keine slawische Sprache kennt, einen leichten Schauder suggerieren wird:

„Njet, porá, porá, porá!
Azhidájet nas Zaríza,
Nascha strógaja ssestrá."

---

[1]) S. Dante, Inferno, XXII, Terzine 9—11. Wer kann das adaequat übersetzen?

Puschkin und Burns haben, wenn sie Zauber- oder Hexenlieder dichteten, aus der reichen Quelle der uralten Volkstradition direkt geschöpft, und Lenau hatte das Glück, als Kind und Jüngling die urwüchsige Poesie der Südslawen und Leben und Fiedeln der südungarischen Zigeuner kennen zu lernen. Aber eine atavistische Wiederbelebung uralten Zauberwesens muss da, wo die Überlieferung schweigt, doch noch mit zur Begabung des Dichters gehören, aus jener fernen Urzeit her, als der Sänger zugleich Zauberer, Weissager und Arzt war; Byrons schauerliche Inkantation aus dem Manfred, die Heine und Goethe übersetzt haben, zeigt das, und man sollte nicht ein blosses Spiel mit Worten darin sehen, wenn tiefer Blickende der Dichternatur die Gabe zuschreiben, im Wachen Traumgesichte in aller ihrer Phantastik selbst zu haben und sie durch die Symbolik ihrer Wortlaute bei anderen hervorzurufen; im Orient ist das heute noch etwas Alltägliches; im Okzident sieht man diese Zustände selten als Kunstwirkungen bei Erwachsenen eintreten, weil uns das ursprüngliche Verhältnis zwischen Dichter und Publikum unter dem Einflusse der Lektüre verloren gegangen ist[1]). Indessen kann man gelegentlich bei der Aufführung von Kunstwerken, denen das Publikum eine Bereitschaft zur Hingabe an magische Beeinflussung entgegenbringt, doch auch an ganz modernen Menschen etwas Ähnliches beobachten; so bei der Aufführung des Parsival und der Walküre in Bayreuth[2]).

Wenn ich hier die Wirkung der grossen Werke Wagners, des Dichters, erwähne, so sind diese Wirkungen in der Beobachtung nicht von denen seiner Musik zu trennen. Ich berühre aber damit eine allen Künsten gemeinsame Wirkung, deren Entstehen auf eine allen Künstlern gemeinsame Begabung zurückzuführen ist; wo diese Wirkung am stärksten ist, handelt es sich darum, dass die traumartige künstlerische Ekstase des Schaffens durch innere Reproduktion des rezeptiv genossenen Kunstwerkes auf den Geniessenden übergeht. Es handelt sich also in gewissem Sinne um einen reversibeln Prozess (aufsteigend im Dichter, absteigend im Hörer). Auf eine suggestible Frau — Lady Byron (der sie galt) war das freilich nicht — hätte Lord Byrons schauerliche Inkantation (im Manfred) faszinierend und visionenerregend einwirken können. So manches Liebesgedicht ist ja von grossen

[1]) Es sei bemerkt, dass ein Verständnis der sozialen Faktoren der Kunst eine genaue Beobachtung kunstgeniessender Massen — in Theatern, Konzerten, Kirchen, Variétés, in Kunstausstellungen, bei Rezitationen, Festreden, Predigten — durchaus voraussetzt.

[2]) Interessante, in dieses Gebiet gehörende Beobachtungen und Betrachtungen, die auch auf rauschartige Zustände während der künstlerischen Produktion und rauschartige Wirkungen von Musik, Tanz, Dichtung auf den Geniessenden eingehen, bringt neuerdings R. Müller-Freiend („Zur Psychologie der Erregungs- und Rauschzustände", Zeitschr. für Psychologie, Bd. 57, S. 161, 1910).

Dichtern aus der Sehnsucht heraus geschaffen worden, durch seine Wirkung ein geliebtes Weib zu gewinnen; eine ausserkünstlerische, aber gewiss nicht unkünstlerische Wirkung.

In der Urzeit, wo die Anfänge psychologischer und philosophischer Erkenntnis und Kenntnis noch nicht von Dichtung, Musik und Mantik getrennt waren, und auf den nächsten Entwickelungsstufen, war der Dichter und der Philosoph oft eine und dieselbe Person; es gibt Dichterfiguren, in denen zunächst neben der malerischen Begabung die philosophische so in den Vordergrund tritt — ich nenne Lukrez, Giordano Bruno, Milton, Nietzsche —, dass die bei ihnen nur schwache Ausprägung mancher sonst beim Dichter so häufiger Fähigkeiten, besonders die der Kunst der Laut- und Sprachsymbolik — oder auch ihr völliges Fehlen —, nicht gleich bemerkt wird. Goethe hat unter den vielfachen Wandlungen, zu denen ihn sein gewaltiger Fonds an Jugendlichkeit befähigte, solche Zeiten durchlebt, deren merkwürdigstes Dokument der zweite Teil des Faust ist. Auch Rousseau, der es fertig gebracht hat — und wie schön —, mit den Kunstmitteln der schon fast erstarrten französischen Sprache Landschaften und naive junge Mädchen zu malen, zeigt uns da, wo er mit seiner Prosa starke poetische Wirkungen auslöst, diese beiden Mittel: malerische und philosophische; aber beide zusammen machen doch nicht den ganzen Dichter, und wenn es mir auch gelungen ist, einige Fälle zu finden, wo eine zur Malerei begabte Mutter mit einem philosophisch begabten Vater einen Sohn hatte, der Dichter war, und umgekehrt, Fälle, wo die poetische Begabung des Vaters, die aus malerischer und philosophischer gemischt erschien, sich, wie durch die Vererbung gespalten, in den Kindern erster Ehe nur als malerische Begabung, in denen zweiter nur als philosophische Begabung manifestierte, so ist das doch kein Gesetz, was ich anfangs darin zu sehen geneigt war, d. h. die poetische Begabung besteht nicht aus der und entsteht nicht durch die Vereinigung malerischer und philosophischer Begabung, aber sie enthält beide, in stark visionärer Veranlagung innig gebunden, in irgend einer Menge.

Immerhin zeigt mir die nähere Beobachtung einer grösseren Zahl von nicht berühmt gewordenen, aber höchst rezeptiven und nicht unerheblich (psychisch) reproduktiven Familien, dass sich mathematische und musikalische Begabung bei verschiedenen Generationen und verschiedenen Mitgliedern einer Familie neben- und nacheinander finden, dass Musik und Mathematik — was sie auch sonst im Licht des Bewusstsein und der Kritik sein mögen — hereditäre Äquivalente sind, während Philosophie, Malerei und Sprachkunst, falls sie nicht, wie oft, nebeneinander vorkommen, sich innerhalb vieler Generationen immer wieder, sei es zusammen bei einem Gliede einer Generation, sei es verteilt bei verschiedenen Sprossen des-

selben Stammes, finden. (Das gilt z. B. für die ganze niederländische Nation in ihrer Blüte, wie für die italienische Spät-Renaissance.)

Besonders sind alte Pfarrerfamilien von dieser Struktur häufig nachzuweisen; und in klassischer, wenn auch verhängnisvoller Form findet sich diese Filiation der Begabung bei einer im Reiche des deutschen Geistes in königlichem Range stehenden Familie, den Feuerbach, die es doch — meines Wissens — noch nie zur Verschmelzung ihrer gewaltigen Begabungs-Reichtümer in einer alles zusammenfassenden Dichternatur gebracht hat; vielleicht muss ein Ferment (im eigentlichen Sinne) noch hinzukommen.

Wo neben einer die anderen beiden Elemente quasi zusammenkittenden dichterischen Veranlagung die malerische und philosophische Begabung als solche auch stark ist, werden solche Naturen durch diese Nebenwirkungen meist der Philosophie entfremdet; sie bleiben im Malerischen oder stark Symbolischen stecken, gelangen aber oft gerade dadurch zu den stärksten Wirkungen. Oft glauben sie, nichts als Philosophen zu sein, wirken aber als Dichter: so Nietzsche, so vielfach Bruno. So auch manche, heute fast vergessene, Neuplatoniker (Synesius u. a.); so viele Mystiker, so besonders Thomas von Kempis; so auch die Upanishaden. Solche Männer bleiben dann oft sprachlich in der Prosa stecken, zeigen aber die Phantasie, den Schwung, den Symbolismus des Dichters.

Die beiden grossen westlichen Kulturnationen, Franzosen und Engländer, haben viele reich begabte Naturen hervorgebracht, in denen der Dichter und der Philosoph entweder verschmelzen oder einander ebenbürtig gegenüberstehen; die Franzosen nennen das Produkt eines solchen Verschmelzungsprozesses einen Moralisten, und es wäre ermüdend, auch nur die bedeutendsten aufzuzählen; es seien nur St. Simon, Laroche-Foucault, Labruyère, Chamfort, Stendhal, die Goncourts, Renan, Anatole France, Taine und von den neuesten de Gaultier und R. de Gourmont genannt.

Es erspart uns viel Kopfzerbrechen, wenn man nicht, bestochen von dem Eindruck des Künstlerischen, den viele geistige Produktionen machen, auf dem Wege mühsamer Analyse zu finden versucht, was etwa für den Geologen, den Botaniker, den Geographen, den Ethnologen, den Historiker, Kunsthistoriker die künstlerische Begabung bedeutet, sondern sich darüber klar ist, dass die dem Dichter so unentbehrliche Sprachkunst jede nicht nur auf Mitteilung blossen Wissens oder reiner Erkenntnis ausgehende Darstellung von Erfahrungen, Anschauungen und Gedanken eben zu einem Kunstwerke macht. Der Inhalt wird dadurch natürlich nicht geändert.

Dass Klarheit, Anschaulichkeit und Einfachheit sowohl in der Schilderung — einer Gebirgsformation, eines pflanzengeographischen Habitus, einer Werbungsszene im Vogelleben, eines Tanzfestes auf einer Südsee-Insel, eines politischen Kampfes etc. etc. — wie in der Beweisführung Vorzüge sind, bedarf keines Beweises. Man vergleiche Schopenhauers anschauliche Klarheit mit den Kantschen Wort- und Satz-Ungeheuern, Sombarts brillante Veranschaulichung wirtschaftlicher Kausalzusammenhänge mit Karl Marx' schwerfälliger Dialektik, v. d. Steinens fein humoristische, an Grimmsche Märchen erinnernde Darstellung dunkler und weitabliegender Tabu- und Schamanen-Gedanken mit Bastians ungeheuerlichen Satzlabyrinthen, in denen herrenlose Prädikate kopflosen Nebensätzen nachirren, um die Bedeutung der Sprachkunst zu begreifen. Sie hat mit der Rhetorik, die, eine durchaus der Praxis angehörende Technik, auf den Willen Anderer oder vielmehr auf seine Betäubung oder Düpierung ausgeht, gar nichts zu tuen.

Man nennt Schiller einen Rhetoriker, und tut ihm dabei sicher Unrecht; er ist ein Sprachkünstler mit starken philosophischen Interessen, in dem das andere, neben der Sprachkunst den Dichter konstituierende Element, die innere Bildgestaltung, periodisch hervorbricht; ein Poet, der zwar nicht die Poesie, wohl aber die Sprachkunst jederzeit kommandieren konnte wie einen Schwadronsgaul, dem aber auch als Sprachkünstler der sichere Takt des Geschmacks fehlte, so dass er sich — dessen wohl bewusst — unendlich und immer nach der maßvollen Freiheit und stillen Grösse der Griechen sehnte, wie nach Unwiederbringlichem.

Wenn der Dichter Gedanken und Wissen — und sei es auch nur das von der Volkstradition — und Sprachkunst braucht, neben dem, was allen Künstlern gemeinsam ist: dem geformten Ausdruck eines inneren Vorgangs, sei er nun eine Anschauung oder ein Gefühl, so brauchen die anderen Künstler — der Bildner, der Musiker und der Tänzer — eine bestimmte technische Anlage, die in ganz anderer Weise, als die des Dichters, der handwerksmässigen oder (wenn man will) schulmässigen Ausbildung durch Übung bedarf.

Bekanntlich scheint die Musik im Begriff zu sein, die Schultradition wegzuwerfen und, wie Orpheus in der Heroenzeit, unter Warenhäusern, Auto-Tuten, Untergrundbahnen und five-o-clock-teas, unmittelbar Offenbarungen neuer Formen zu suchen.

Die Bildnerkunst hat das bereits im 19. Jahrhundert getan[1];

[1] „The present century has no school of art, but such as each man of talent or genius makes for himself, to serve his craving for the expression of his thoughts, while he is alive, and to perish with his death", schrieb William Morris 1893 („Arts and Crafts Essays").

der Dichter ist davor bewahrt; er kann die überlieferte Form des Dramas zerstören, kann Reim und Rhythmus affektiert vermeiden, kann mit krankhafter Angst, als litte er an „peur de toucher", allen Schwung fliehen, und verlauste Lumpen oder sich erbrechende schmutzige Hungerleider auf die Bühne bringen oder beschreiben, er muss doch die Worte, die Flexionen und das Satzgefüge seiner Sprache, sei es auch selbst im Munde verkümmerter polnischer Juden zum Yiddish geworden, gebrauchen, und diese tragen auch in ihrer Erniedrigung den unzerstörbaren Stempel der Symbolik, des Dichtertraumes, dem der grosse Wurf gelungen ist, dem Ohre vernehmbar zu machen, was der Farbensinn gefühlt, der Lichtsinn gesehen, die Augenmuskeln fixiert die Zunge geschmeckt, die Finger getastet und die Haut schauernd oder brennend empfunden haben, und was vom Hirn zum Herzen und den Blutwellen hingeströmt ist. Solange der rabbiateste Naturalist den Himmel blau, das Laub grün, die Lippe rot nennt, weckt er uns ein Echo des dichtenden Kindergeistes der Menschheit, der „mit Zauberworten und Gesang" das All in den engen Kreis gebannt hat, den die Lippen des Menschen umschliessen, und es in den sanften Wellengängen wiedergibt, die von den Lippen zum Ohre schweben.

Wir sehen, wie Sprachtrieb, Bildnertrieb, Ausdruckstrieb, Zähltrieb die einfachen Begabungen ausmachen, wie der Ausdruckstrieb, mit dem Sprachtrieb vereint, die primitive dichterische Begabung ausmacht; wie der Ausdruckstrieb mit dem Drang, Sichtbares oder Singbares zu formen, vereint, die primitive Bildnerei und Musik entstehen lässt; wie der Trieb, in Bewegungen darzustellen, den Tanz, und, mit der Sprachkunst vereinigt, das Drama erzeugt, während ursprünglich das Gedicht auch so stark moduliert vorgetragen wird, dass in ihm schon die Tonkunst gegeben war, die sich einmal loslösen und die mystische Einsamkeit der „absoluten" Musik aufsuchen sollte, bis die Romantik sie den Dichtern wiedergab.

Die Urgeschichte zeigt uns, wie alle diese Triebe zusammenwirken zum Schaffen und Beleben der ersten, einfachen Monumente, um die oder in denen sich die ersten einfachsten Feste abspielten; beide waren ja füreinander da.

Wir wissen nicht, mit welchen Tänzen und Liedern die Menhirs, Dolmen, Cromlechs und Trilith-Monumente der Steinzeit umgangen, welche geheimnisvollen Pantomimen dabei dargestellt, welche Recitative als Zaubersprüche vorgetragen, welche Kränze, Ketten, Bänder dabei umgelegt, welche Zauberrunen auf Gesichter und Hände der Tanzsänger gemalt, welche Masken vom Zauberfürsten und seinen Adepten getragen wurden; wir sehen das alles in Oster-, Pfingst- und Weihnachtsgebräuchen, im Johannisfeuer und im Erntekranz noch bei uns und in viel mehr, viel deutlicher primitiven Riten in Japan noch

primitiver fortleben, so viel auch mächtige Priesterkasten mit fremden, in tausendjähriger Barbarei entarteten Gebräuchen an verdrängenden Einflüsse geschaffen haben.

Aber noch steht neben der franziskanischen Krippe mit ihren Magiern das Julfeuer, liegt neben dem unheimlichen Freitagskreuz das Osterei, grünt der Kalmus neben dem Mithras-Flammen der Pfingstzungen.

Die alte Einheit der Künste, in der am geschmückten Monumente der Ahnen das froh geputzte Volk sein Fest feierte, in dem die Vereinigung aller seiner Gaben innig und begeistert in der Sonne die Ahnengeister, in beiden die ewige Einheit unseres träumenden Geistes mit dem grossen, das physische Leben in Sternen und Gewittern, in Sturm und Frost, in Regen und Sonnenschein, in Tieren und Pflanzen, in Erdbeben und Feuerbergen offenbarenden All verherrlichte, hat einmal bestanden, und sie wird oder sie kann doch wiederkommen, wenn einmal der schwere Druck wirtschaftlicher Organisation, die alles andere verdrängt oder ausbeutet, überwunden ist.

Wie verschieden Feste und Monumente miteinander verknüpft sein können, kann man aus der Ilias sehen; hier entsteht aus den „beaux restes" der Festspiele für den toten Patroclus und denen des Leichenbrandes schliesslich der monumentale Grabhügel; wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir uns die vielen grandiosen prähistorischen Megalith-Gräber Europas nördlich der Alpen aus ähnlichen Festen hervorgegangen denken: an diese Monumente lehnte sich später das dekorative Bedürfnis an, die Stätte des Heroen-Kultus [1]) wurde zum Tempel, in dem die Jahrhunderte Kunstwerke aller Art aufhäuften, bis wir zu Bartolomés „Monument aux Morts" gelangen, in dem der Heroenkult wieder den Symbolen des allgemeinen Ahnenkults weicht, oder den analogen „Dziady" des genialen Mickiewicz. Und man erinnere sich, dass das griechische Theater-Haus ein Monument des Dionysos zur Aufführung von Heroen-Verehrung bei wenigen bestimmten Festen des Gottes war; dass wir in Olympia die monumentalen Reste einer Art Oktoberwiese (für ein Erntefest) ausgegraben finden, in der freilich hellenischer, nicht bajuvarischer Geist herrschte. Quantum distamus ab illo [2])!

[1]) Schliemann, Mykenae 181—192, 246 ff.; Stengel, Athenischer Seelen- und Totenkult, 427; Pindar, Olymp., 1, 93; Sockyer, Stonehenge and other stone monuments, 1906; idem, Proceed. Roy. Soc., Vol. 69, p. 137 ff.

[2]) Auch die Entstehung des japanischen Theaters mit seinen Masken, aus Tänzen, die das Fortleben der Ahnen darstellen, ist heute nachzuweisen. (Siehe auch Parker, Aborigines of Australia, 25 f. — Frazer, The golden bough, II, 348 ff.). Ferner dient ein grosser Teil der chinesischen Dramendichtung des 13. und 14. Jahrhunderts nur der Darstellung der Metempsychose.

II. Der Gegensatz in der Begabung der Praktiker und der Intellektuellen.

> **Der Geist ist seiner Natur nach ein Freier, kein Fröhnling.**
> **Schopenhauer.**

Es ist oft versucht worden, bis in die neueste Zeit, im Kunsttriebe nur eine höhere Stufe des Spieltriebes zu demonstrieren.

Ich halte es für ganz verkehrt, diesen Weg weiter zu verfolgen. Dass es nicht so ist, lässt sich aus der Genealogie der begabten Familien demonstrieren, also an persönlichen Faktoren; das Problem verdient aber auch unter Eingehen auf die Sache untersucht zu werden.

Das Zentrum alles Kunsttreibens ist das Kunstwerk; der Künstler gibt es eines Tages aus der Hand, und wenn er es auch vielleicht zunächst für einen Einzelnen auf Bestellung gemacht hat, so wird es doch sogleich oder nach einiger Zeit Gegenstand des allgemeinen Kunstgenusses. Dass es auch Gegenstand des Kunsthandels und als solcher ein Gegenstand aller Mittel kaufmännischer Behandlung werden kann, dass es sogar einmal ellenweise verkauft werden kann [1]), liegt ausserhalb unseres gegenwärtigen Gegenstandes.

Der Kunstgenuss freilich hat einige Merkmale des Spiels; die Kunstschöpfung aber sicher nicht; während das Kunstwerk, indem es genossen wird, für den Geniessenden — nicht für den Aussteller, Kustoden, Cicerone etc. — gar keine wirtschaftliche Bedeutung hat, hat der Künstler es doch mit einer ausgesprochenen wirtschaftlichen Absicht gemacht; er ist an die Arbeit der Ausführung — die von Böcklin als eine vorzügliche Gymnastik bezeichnet wird, wenn es sich um Malen handelt — (und oft auch an den Entwurf) auch mit der Absicht gegangen, einen Preis oder einen Lohn — eventuell Naturallohn, wie bei den Medizin-Männern der Amerikaner, die eine neue Inkantation erfinden — dafür zu erhalten; wenn ihn zwar der Kunsttrieb, der ja absolut nichts anderes ist als eben die Gestaltungsgabe selbst, zunächst zum Künstler macht. Das ist die Regel, und die Ausnahmen waren und sind so selten, dass ich sie übergehe. Aus der Masse der Künstler, die allein oder mit wenigen, untergeordnete Hilfe verrichtenden Gehilfen arbeiten, und es zu einer „Nahrung“

[1]) Wie anscheinend Watteaus herrliches „Enseigne de Gersaint“.

bringen, die der eines tüchtigen Handwerkers entspricht, heben sich vor dem 18. Jahrhundert doch nur einige wenige als grosse Herren lebende Künstler ab, die glänzende Honorare erhielten.

Die Änderung in der Stellung der Kleriker, welche erst der Humanismus, dann die Reformation herbeiführte, ermöglichte es, dass der Studierte und der ausgebildete Künstler, vom Zölibat befreit, einen bürgerlichen Beruf aus ihrer Tätigkeit als — ich will der Einfachheit wegen diesen Ausdruck auch für die Künstler gebrauchen — Intellektuelle machten, ihren Beruf übten, um davon ihre Nahrung zu haben, wobei sie, trotz einer besseren sozialen Stellung, als sie der Handwerker hat, wirtschaftlich es selten weiter brachten als dieser. Auch die Entwickelung der Karriere des Beamten hat den meisten Intellektuellen, soweit sie nicht nobilitiert und entsprechend dotiert wurden, kaum eine andere Lebensführung gestattet.

Man lese die Schilderung, die Jung-Stilling und Ludwig Richter von ihrer Lebensführung geben, oder die Feuerbachs, Millets, Balzacs von ihrer ewigen Geldverlegenheit, man sehe sich Schillers Hausrat an, und man weiss zur Genüge, wie notwendig die härteste Erwerbstätigkeit für alle vermögenslosen Intellektuellen gewesen, die nicht in den persönlichen Dienst eines Fürsten oder eines sie lancierenden kapitalistischen Unternehmers getreten sind.

Also der bildende Künstler und besonders der Maler, der fast gar kein Anlagekapital und ein sehr geringes Betriebskapital braucht, sind wirtschaftlich als Handwerker anzusehen; genealogisch gehen sie, wie ich später zeigen werde, meist aus dem Handwerke hervor.

So entspringt also das Kunstwerk einer auf wirtschaftliche Ziele gerichteten und darin von allem Spiel sehr weit entfernten Tätigkeit, freilich auch von aller Arbeitsteilung.

Aber das Kunstwerk unterscheidet sich von allen anderen Erzeugnissen der produktiven Tätigkeit dadurch, dass es weder konsumiert wird, noch Produktionsmittel ist, und dass es genossen werden kann, ohne durch den Genuss verbraucht zu werden. Alle Feinheit der technischen Vollendung macht aus einem für den Konsum oder für den Eintritt in den Produktionsprozess bestimmten Objekte noch kein Kunstwerk; was hohe technische Vollendung bei grösster Raffiniertheit erreichen kann, ist Eleganz. Dass es zwischen beiden Gebieten keine scharfen Grenzen giebt, teilen sie mit allen anderen menschlichen Lebenserscheinungen; aller Schmuck des Lebens bedarf ja, um zu entstehen, der Anwendung von Kunstmitteln, ohne doch durch ihre Anwendung zu einem Kunstwerke zu werden.

Die Tendenz, auch den Dichter, den Musiker und den Virtuosen zu den Künstlern zu rechnen und dabei etwas vorauszusetzen, was jene mit Architekten, Malern und Bildhauern gemeinsam haben, ist

ja verhältnismässig modern; der griechische Dichter oder Sänger oder Dichter-Philosoph und sein Publikum sahen auf den Bildhauer und Vasenmaler als auf Banausen herab, und mit dem wachsenden Einflusse der Philosophie im Altertum verstärkte sich bekanntlich diese Tendenz.

Heute ist es nun freilich ganz anders, und man kann als Künstler es an Eitelkeit kaum weiter als Richard Wagner, in Künstlerstolz nicht höher als Anselm Feuerbach und Hebbel, an Bewusstsein des Künstlertums nicht über den Dichter-Philosophen Nietzsche bringen. Die neueste Zeit hat ja uns dazu noch den Narzissismus des Dichter-Amateurs gebracht.

Wenn nun der Künstler zwar stets erwerben will, das Kunstwerk aber keinem wirtschaftlichen Zwecke dient, so bleibt ein starker Gegensatz der künstlerischen Tätigkeit zur spezifisch wirtschaftlichen bestehen; und auch das Produkt wissenschaftlicher Tätigkeit, mag der Forscher das Honorar für die Publikation seiner Ergebnisse noch so bitter nötig gehabt haben, steht ausserhalb der wirtschaftlichen Welt.

Der Gegensatz zwischen der wirtschaftlichen Tätigkeit einerseits, der intellektuellen — wozu ich zwecks leichterer Verständigung auch alle künstlerische Tätigkeit rechne — andererseits, ist nun durch die Entwickelung des Kapitalismus und durch die Entstehung einer neuen Gesellschaftsklasse, der kapitalistischen Unternehmer, immer deutlicher geworden.

Beide Gruppen der Intellektuellen, Künstler und Forscher, produzieren nicht zu wirtschaftlichen Zwecken. Wenn ihre Forschungen irgend einen wirtschaftlich wichtigen Produktionsprozess produktiver oder lukrativer haben gestalten helfen, so ist das für den Forscher als solchen ebenso gleichgültig, wie es für den Künstler gleichgültig ist, ob er einige Jahrhunderte nach seinem Tode bei den reichen Leuten in Mode kommt und so den posthumen Anstoss zu einer schwungvollen Fälschungsindustrie gibt.

Der Kunsttrieb geht darauf aus, die eigene Persönlichkeit im Kunstwerk zum Ausdruck zu bringen, ein möglichst subjektives Weltbild zu geben; der Forschungstrieb geht auf möglichst genaue Beschreibung der Natur der Dinge, auf die Hervorbringung eines Bildes der Welt (oder eines Teiles der Welt), das so objektiv ist, wie irgend möglich. So sind beide — Forscher und Künstler — Bildner, und was den Indianer treibt, die Bewegungen des Wildes in seinem Tanze nachzuahmen, ist genau derselbe Drang, dem wir die vielleicht erstaunlichsten Kunstwerke aller Zeit, die Vögel und die Frösche des Aristophanes, verdanken.

Dass die Künstler und die Forscher sich der Natur dieses Triebes nicht immer bewusst waren und es auch heute noch nicht sind, liegt

auf der Hand. Dass es Intellektuelle gibt, die beide Triebe besitzen, und dass es dabei, unter dem Einflusse mancher organischer Faktoren (Pubertät, Geschlechtstrieb, Intoxikationen, Klimakterium, Senium), unter dem des Milieus und vieler anderer Faktoren zu den merkwürdigsten Mischungs- und Entwickelungsprodukten kommen kann, zeigt die Erfahrung. Tritt uns doch im klassischen Altertum Dichtung, Philosophie und Geschichte zunächst als Einheit entgegen. War doch auch das Träumen einmal eine Forschungsmethode, die Oneiromantik eine Wissenschaft, die Ekstase ein Schlüssel zur Erkenntnis.

Ich betrachte also, aus historischen wie aus psychologischen Gründen, alle Intellektuellen als Bildner, wobei von vornherein zu bemerken wäre, dass auch alles völlig „originell" auftretende Produzieren des Intellektuellen ein Reproduzieren ist; wer sich hinlänglich in die Geheimnisse des künstlerischen Schaffens hat vertiefen können, wird, wenn er Kunst mit „ganzer Seele" zu geniessen vermag, oder wenn er sich vollständig in eine neue wissenschaftliche Theorie vertiefen kann, verstehen, dass Reproduktion auch Produktion, Produktion zum grossen Teile immer Reproduktion ist. Ja, wäre es nicht eine wahrhaft geniale Leistung, als Geniessender ein einfaches Gedicht in sich aufzunehmen unter völliger Wiederbelebung der Gefühle und Vorstellungen, die es zur Entstehung gebracht und die bei seiner Schöpfung ihren Ausgleich und ihren Abschluss gefunden haben? Ist das nicht das Ideal aller wahrhaft geschichtlichen Tätigkeit, und ist nicht die neue Nummer von Poggendorfs Annalen der Physik oder Pflügers Archiv der Physiologie morgen, wo ich sie in Ruhe aufzuschneiden und zu lesen hoffe, bereits ein historisches Dokument, so gut wie das wunderbare Kapitel XX des Johannesevangeliums, das ich heute früh gelesen habe? Ich muss mich als sie Empfangender in das Innere des Produzenten wie in den Geist seiner Zeit — von gestern, vom vorigen Jahre, von vor 2000 Jahren — irgendwie „versetzen".

Gewiss ist es auch ein Reproduktionsprozess, wenn der Künstler oder der Forscher ein Stück Welt — und in jedem von innen heraus wiedergegebenen Stücke Welt spiegelt sich das All — so treu wie möglich wiedergeben, jener treu dem Gefühl, das die Anschauung des Stückes Welt in ihm erregt hat, dieser treu dem Triebe, alles Wesentliche genau so zu beschreiben, „wie es ist".

Ich halte, so hoch ich Sachkenntnis und Einsicht in die Tragweite der Kunstmittel, wie technische Intelligenz, beim Künstler schätze, die Bedeutung des Gefühlslebens und die Stärke und Treffsicherheit seines Ausdruckstriebes für das allerwesentlichste Requisit künstlerischer Begabung, und es geschieht — wie oben bemerkt — nur der Bequemlichkeit wegen, dass ich vorläufig Künstler und Forscher

unter der Bezeichnung als Intellektuelle zu einer Gruppe zusammenfasse (den ‚wirtschaftlich Tätigen' gegenüber). Ich habe schon erwähnt, dass die Genealogie begabter Familien mich berechtigt, eine gleichartige, organische und vererbbare Veranlagung für diese ganze Gruppe (der Intellektuellen) anzunehmen. Wenn ich gleich erkläre, dass ich die Vertreter der Tanzkunst durchaus zu dieser Gruppe rechne — und ich erinnere daran, dass Sokrates tanzte, wenn er allein war, beim und zum Philosophieren, und dass die grossen Orchesterwerke Bachs Suiten von Tänzen darstellen —, so wird es mancher komisch finden, wenn ich eine derart zusammengesetzte Gruppe als „Intellektuelle" bezeichne; nun, meinetwegen mag man sie Tänzer nennen und sie, die schauend und nachdenkend durchs Leben schweben, dem an seinem Pulte seinen Profit berechnenden Kaufmanne, oder dem beim Donner der Kanonen über seine Karte gebückten, am Telephon auf Meldungen der Truppenführer lauschenden modernen Strategen gegenüberstellen.

Sehe ich von der technischen Begabung ab, die für den bildenden Künstler gewiss sehr wichtig ist und die sich so überaus häufig mit erheblicher mathematischer und Kausalitäts-Begabung verknüpft — sie soll in einer besonderen Monographie behandelt werden —, so stelle ich, vor allem aus genealogischen Gründen, den „Intellektuellen" eine ganz andere Gruppe gegenüber, die 1. den modernen Unternehmer, sei er nun Kaufmann, Industrieller oder Grundherr, 2. den Staatsmann und 3. den Soldaten umfasst.

Genealogisch lassen sich diese drei Gruppen nicht trennen. Psychologisch, meiner Beobachtung nach, ohne Künsteleien auch nicht. Während alle in irgend einer Richtung überhaupt begabten Menschen allgemein intellektuell begabt sind und jede spezifische Begabung gewisse präsentative und repräsentative Intellekt-Elemente (im Sinne Spencers) besonders stark entwickelt besitzt, sind die Praktiker — so möchte ich diese mächtige Gruppe, mächtig in jedem Sinn, nennen — klug; lebensklug, weltklug, in ihrem Kreise nicht ohne Gefühl, in mancher Richtung nicht ohne Phantasie, aber doch mindestens so klug, um immer von der Einsicht geleitet zu werden, dass man es praktisch nicht zu grossen Erfolgen bringen kann, wenn man die Menschen nicht lediglich als Mittel zu benutzen vermag, ja, sie zeitweise nur von diesem Gesichtspunkte aus beachtet und wertet. Gleichviel, welche Ziele sich solche Naturen stecken, ihr Mittel muss Macht sein, und nirgends wie bei diesen Naturen ist die Gefahr so gross, über dem Kämpfen um den Besitz des Mittels den Zweck zu vergessen, oder doch alle Zeit und Kräfte im Kampf um die Mittel für den Zweck zu verbrauchen, so dass der Besitz der Mittel zur Menschen-Ausnützung — politischer Einfluss, Armeen und Flotten, Geld, Eisenbahnen und Berg-

werke, Land und Leute — oft das einzige ist, was auch titanische Naturen in einem kampferfüllten Leben erreichen, das zwecklos geblieben ist.

Der Faust ist die Tragödie dieser Naturen, die es an psychischer Energie und oft auch an theoretischen Fähigkeiten mit Forschern ersten Ranges aufnehmen und gar nicht selten aus dem Laboratorium, dem Studierzimmer oder vom Katheder in die Arena treten, wie vor kurzem noch der alte zähe John Morley; oder aus einem impassiblen Genussleben, wie Mirabeau und Talleyrand, oder aus einer obskuren, halb subalternen Lage, wie Napoleon, Cromwell oder Briand, mit Hilfe einiger energischer, rettender und ordnender Massnahmen sich befreien und oft allen Kräften einer ganzen Nation eine einheitliche Richtung und eine unerwartete Wirkung geben. In seiner überschwenglichen Art hat Carlyle (in „Heroes and hero-worship") solche Naturen charakterisiert. Eine kühle Analyse und die alltägliche Erfahrung zeigen, dass in solchen Fällen (der Helden-Verehrung) das tiefwurzelnde Verlangen des Menschen nach Mythenbildung dieselbe Art der Begabung verklärt und verherrlicht, die unter anderen Bedingungen ihren Besitzer zum Inhaber eines Petroleummonopols, zum „Eisenbahnkönig", zum Herren eines Pressekonzerns oder zu einem Oberbürgermeister mit latenter politischer Zukunft macht. Die Alliance zwischen der auch ins Abenteuerliche schillernden Conquistadoren-Natur von Cecil Rhodes mit dem früheren erfolgreichen Bürgermeister von Birmingham, Joe Chamberlain, ist ja noch in aller Gedächtnis. Chamberlain ist in Birmingham einfach Diktator gewesen. Die Urenkel von Abenteurern im Stil der normannischen Eroberer werden geneigt sein, Männer wie Washington, Benyowsky, Rasumowsky, Rhodes und Roosevelt als Abenteuerer zu verachten; aber einmal müssen die regierenden Familien auch zu steigen anfangen; gerade die hochkultivierten Nationen mit kompliziertem Wirtschaftsleben zeigen, dass die Nachkommen der im Mittelalter zur Herrschaft gelangten Geschlechter in Zeiten schneller politischer oder wirtschaftlicher Umgestaltung nicht in leitende Stellungen taugen, wenn ihnen nicht aus der Sphäre der verwaltenden oder kaufmännischen Begabung — wie es bei Otto v. Bismarck der Fall war — neues Blut zufliesst. Wenn die europäischen Fürsten seit Beginn der modernen Geldwirtschaft und dem damit gegebenen Bedürfnis einer geordneten Verwaltung der Domänen und einer geordneten Einziehung von Steuern auch stets dekorative Persönlichkeiten mit klangvollen Adelsnamen unter ihren leitenden Staatsmännern gehabt haben, so tritt seitdem doch der Sprössling alter Bankier- oder Finanzpächter-Familien immer mehr in den Vordergrund. Zunächst in der französischen Verwaltung des 18. Jahrhunderts, in ganz anderen, viel

moderneren Typen, als die „noblesse de la robe“ der altfränkischen Parlamente. Auch die Mirabeaus kommen in wenigen Generationen aus den Grosshändlerkreisen (Riquetti) in die des blauesten Blutes. Peel, Disraeli, Gladstone, Bright, Roseberry, Göschen, lauter Nachkommen grosser alter Bankier- oder Grosshändlerhäuser, haben England im 19. Jahrhundert regiert, nicht die Cecils. Die Fähigkeit, die Menschen geschickt als Mittel zum Zwecke zu bestimmen und auszunutzen, durch die alle herrschenden Klassen in die Höhe gekommen sind, verliert sich in den Formalitäten des Hoflebens und dem Wohlleben des Grundherrn von fürstlichem Range, wie es die englischen Grossen, die polnischen Magnaten und der österreichische Hochadel führen; wenn nicht ein glücklicher Zufall das einseitig gezüchtete, atavistisch auf die Reiter- und Jägerpassion zurückschlagende Junker- und Standesherren-Blut durch Vermischung mit dem Blute bürgerlicher Steuerpächter, Amtmänner, Kammerdirektoren, Oberbürgermeister, Bankdirektoren auffrischt, so bleibt dem modernen Staate, der doch nun einmal an der Praxis festhält, die leitenden Stellen mit Adeligen zu besetzen, nichts anderes übrig, als bewährte, kräftige alte Familien von hoher administrativer Bedeutung zu adeln. Davon hat man auch, selbst in Venedig, stets reichlich Gebrauch gemacht; England vermehrt ständig die Zahl seiner Barone, meist aus den Kreisen der zum Richteramte aufgestiegenen erfolgreichen, d. h. finanziell begabten, in zahlreichen Aufsichtsräten bewährten Advokaten, und aus dem der grossen Bierbrauer; Österreich baronisiert Industrielle, Bankiers und finanzkundige Juristen, wie die Liebich, Schöller, Bach, Schmerling, und diese finden durch eine verständige Ehepolitik und die Wahl angenehmer und einflussreicher Gutsnachbarn bei ihren Grunderwerbungen den Eintritt in den exklusiven Hochadel. Auch Preussen kann ohne diese Elemente nicht regiert werden; selbst ein so romantischer, adelsfreundlicher König wie Friedrich Wilhelm IV. hat die Häseler, die Bethmann-Hollweg, die Lösch, Nathusius, Freier, Löbbecke nobilitiert, und die Fugger und Donnersmarck sind keineswegs die einzigen Fürstengeschlechter, die von Kaufleuten herstammen. Die Begabung, die zu der Verwaltung eines grossen Fideikommisses befähigt, ist wohl durchaus dieselbe, die einen tüchtigen Kolonialminister oder Heeresintendanten macht; aber die Erziehung der alten Adelsfamilien, der Formalismus des Schloss-, Corps- und Kasino-Lebens erstickte diese Begabung, wenn sie nicht sehr stark war. Umgekehrt ist es den französischen Generalpächtern, den Enkeln erfolgreicher deutscher Amtmänner, wie den v. Humboldt, v. Bismarck, v. Gerlach, v. Bethmann, v. Diergaardt, immer leicht geworden, sich den Hofton anzueignen, denn den Weltton fanden sie schon lange in den Häusern der ihnen verwandten Bankiers und Zollpächter. Der heute wiederaufgewärmte Judenhass ist dieser Ent-

wickelung gegenüber machtlos, und die Querköpfe, die womöglich jeden neuen bürgerlichen Minister auf seine „christlich-germanische“ Abkunft prüfen, werden bald kein Gehör mehr finden.

Was ist nun das Wesen der weltumgestaltenden Begabung (die ihre höchste Entwickelung in Caesar, Napoleon und dem alten Fritz gefunden hat, und die jeder industrielle oder kaufmännische Unternehmer besitzen muss, wenn er Erfolge haben soll) an sich, und verglichen mit den Gestaltern blosser Weltbilder, den Künstlern und Forschern? Ich habe schon betont, dass jenen keineswegs alle Spur künstlerischer Begabung fehlt, und möchte noch besonders stark betonen, dass die allgemeinste und wichtigste aller Künste, die der sprachlichen Gestaltung, für die wirtschaftlich-politisch-militärische Begabung sehr wertvoll ist, wenn es auch vielleicht blosse Männer der Tat (wie Cromwell und die Oranier) unter ihren Trägern gegeben haben mag. Was wäre Napoleon ohne seine Bulletins und Proklamationen, Nelson ohne seine Ordres de bataille, Bismarck ohne seine parlamentarischen, aber zum Fenster hinausgesprochenen Aperçus, wie: „Nach Canossa gehen wir nicht“? Hat ja doch selbst die geistesfeindliche Reaktion der traurigsten Zeit Deutschlands Schlagworte geprägt, wie das vom jungen Deutschland, also Sprachkunst getrieben.

Man hat oft das Wesen der wirtschaftlich-politischen Begabung im Willen, dem besonders zähen und energischen Willen, sehen wollen.

Nun, wer da weiss, wieviel Energie, Zähigkeit, Überwindung von Widerständen, Besiegung innerer Schwierigkeiten die ideologische Arbeit in allen ihren Zweigen erfordert, wird in hoher Energie und anhaltender Betätigung des Willens kein spezifisches Merkmal der praktischen Begabung sehen. Die Erfolge des Praktikers hängen vielmehr davon ab, dass er imstande ist, andere Persönlichkeiten so zu beeinflussen, dass sie sich von ihm als Mittel zu seinen Zwecken gebrauchen lassen. Etwas von dieser Fähigkeit müssen ja auch diejenigen Ideologen besitzen, die Schule machen, alle Welt belehren oder bekehren oder reformatorisch wirken wollen, sei es auch nur durch die Gründung einer utopischen Kolonie, eines Ikariens, Oneidas oder Utahs, eines allbeglückenden Sonnenstaats oder eines allheilenden Sonnenbads. Aber diese Begabung stellt eine Übergangsform dar. Der reine Praktiker hat neben entfernten, oft vielleicht äusserst philanthropischen Zielen andere nächste Ziele, nach deren Erreichung sich dann schon weitere Ziele, Erfüllung von Kulturaufgaben, Bekämpfung sozialer Übel (ewiger Friede, und ähnliche Milliardär-Kaprizen) etc. finden. Zunächst braucht er Macht und Kapital, und dass dieses Bedürfnis zu einer Zeit, wo nicht nur die gesamte Wirtschaftsordnung, sondern auch die Gesellschaftsordnung kapitalistisch ist, und der Staat hinter romantischen Kulissen und feudalem Krimskrams den Kapitalismus entweder zu seinem Haupt-

werkzeuge oder sich zum Werkzeuge des Kapitalismus werden sehen muss, — dass dieses Bedürfnis in einer solchen Zeit immer mehr in den Vordergrund tritt, zeigt die alltägliche Erfahrung. Die Klöster sind ja schon grosskapitalistische Unternehmungen, und die „Wohltäter der Menschheit“, die Ärzte, haben nur auf eine ganz dürftige Handwerkerexistenz zu rechnen, wenn sie nicht ein akademisches Monopol oder ein mit grösserem Kapital arbeitendes Sanatorium ausbeuten können. Oder sie werden bei der Ausführung der „sozialen Gesetzgebung“ zu Mitteln in den Händen der kapitalistischen Unternehmer.

Der Praktiker erreicht Erfolge, wenn er andere Menschen zu Mitteln für seine Zwecke macht. Die sekundären Mittel, durch die er Andere seinen Zwecken dienstbar zu machen sucht, sind sehr verschieden. Gewalt in der Form der Sklaverei und Hörigkeit ist aus Westeuropa[1]) verschwunden; an ihre Stelle ist der „freie“ Arbeits-, Dienst- und Werkvertrag getreten, der zusammen mit den beiden grossen „liberalen Errungenschaften“, Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, und der Eigentumsbefreiung, den Arbeitsuchenden innerhalb etwa der Grenzen, die unser bürgerliches Gesetzbuch als „gute Sitten“ bezeichnet, der Willkür des Kapitalisten ausliefert. Dazu kommt das wichtige Monopol des Eigentums an städtischem Baulande, das den vom Arbeitsertrag Lebenden auf einem wichtigen Gebiete zum Hörigen macht.

Neben der unmittelbar angewandten Gewalt steht die List, die als politische Intrige, als Spionage, in vielen diplomatischen Verhandlungen den Sieg des Praktikers ermöglicht. Dass sie im Detailhandel, aber auch im Grosshandel, auch zwischen verschiedenen, vertragschliessenden Produzenten und auch im Kreditgeschäft eine ausserordentlich bedeutende Rolle spielt, bedarf keines Nachweises. Die Welt war und ist voll von grossen und kleinen Panamas, und die Konkurse der Leipziger und der Niederdeutschen Bank sind zwei Beispiele für hunderte.

Als Tochter der List wirkt die Suggestion durch redegewandte Agenten; ehe die Kanonen drohen oder donnern, wird erst die friedliche Waffe der Frau, die Zunge, als Mittel angewendet.

Der Gedanke, durch Waffengewalt den unlustigen Empfänger einer Offerte zur Abnahme von Waren zu zwingen, ist nicht neu; der Kaufmann und der Seeräuber sind bis tief ins 18. Jahrhundert hinein ein und dieselbe Person gewesen; die Geschichte der im Interesse des Grosskapitals durchgeführten tropischen Kolonisation[2]) zeigt noch in

---

[1]) „Systematische Ausbeutung der Mittelmeervölker mittelst Zwangsarbeit bildet das Fundament, auf dem sich die Machtstellung Venedigs und Genuas erhebt“. (Sombart, l. c. I., S. 332.)

[2]) Saalfeld, Geschichte des portug. Kolonialwesens, 1810; idem, Geschichte des holländ. Kolonialwesens, 1812. Und — Marocco.

den letzten Jahren viele blutige Seiten; die unter den skrupellosen Praktikern nicht seltenen Schlächternaturen haben sich in zwei typischen Gestalten, dem Belgierkönig und dem Abenteurer Stanley, in neuester Zeit gefunden; die Geschichte der englischen und der niederländischen ostindischen Kolonie zeigt die Bedeutung der bewaffneten Hand, für den Warenabsatz in den Kolonien und die Produktion von Kolonialwaren, auf vielen Seiten; der Kaufmann, der durch die Beredsamkeit seiner Reisenden den Kopf- oder Handarbeiter suggestiv verführt, Waren auf Kredit zu nehmen, die Inhaber der „Ärmelausreissgeschäfte“ wissen ganz genau, dass der durch ihre Leute beschwatzte Kunde zur Zahlung verurteilt werden wird, dass es zur Zwangsvollstreckung kommen wird, und dass der Gerichtsvollzieher Truppen requirieren lassen kann, wenn die Zwangsvollstreckung auf Widerstand stösst. Der Zwang zum Kaufen mit vorgehaltener Flinte wird heute ersetzt durch raffinierte Anlockung zum Kaufen, mit der bewaffneten Macht, die eventuell Zahlung erzwingt, im Hintergrunde. Diesen Soutien des Händlers bemerkt der betörte Käufer in seiner „Lust zum Kaufen“ nicht, oder das Bedürfnis ist stärker als die Bedenken. Hier sind also List und Gewalt dem Kunden gegenüber nur durch einen kurzen Zeitraum in ihrer Applizierung voneinander getrennt.

Auf die Bedeutung der Schmiergelder im Lieferungswesen, der kurzen Elle, des leichten Pfundes, des giftigen oder wertlosen Surrogats, der planmässigen glänzenden Aufmachung des ad hoc mit allen technischen Raffinements produzierten Schundes erübrigt es sich, einzugehen. Die grosse Bedeutung der Reklame, um Kunden heranzuziehen, liegt auf der Hand; hier spielen suggestive Wirkungen mit, die oft recht verwickelt sind; Analoga der Sieges-Bulletins grosser Feldherrn.

List und Gewalt bezeichnen die beiden Extreme der Einwirkung auf den fremden Willen; eine andere, gleichfalls extreme Methode ist die Heranziehung mystischer oder religiöser Faktoren, um die Masse zu Mitteln in den Händen von Unternehmern oder Politikern zu machen. Es ist bekannt, dass die christlichen Missionare bei vielen leicht gekleideten Völkern in den Tropengegenden den Import von alten europäischen Kleidern und englischen Baumwollstoffen sehr gefördert haben: christliche Ethik, Altwaarenhandel und Textil-Industrie fordern gleich gebieterisch den Import christlicher Vorstellungen von Scham und Keuschheit. Eine wichtigere Erscheinung ist aber der Interessenausgleich, der aus der verwickelten europäischen Politik als Konkordat bekannt ist, während er sich im Cäsaro-Papismus, in der Existenz der geistlichen Kurfürstentümer auch in Europa noch ausgeprägt hat oder noch ausprägt.

Vor der jetzigen Ära (Meiji) hat Japan in sehr grossen Verhältnissen einen Zustand erkennen lassen, der bei anderen Abkömmlingen

der malayo-polynesischen Urrasse in kleinem Massstabe auftritt; hier hat meist jeder Stamm einen Kriegs- und Gerichts- und diesem gegenüber einen Zauber- oder Opfer-Häuptling. Bei den Japanern hat der Kriegschef, der Shogun, Jahrhunderte hindurch den Zauberkönig, den Enkel der Sonnengöttin, den Tenno (in Europa gewöhnlich Mikado genannt) ganz in den Hintergrund gedrängt; die Revolution von 1867 hat den Soldaten- und Ritterfürsten gestürzt.

Die mittelalterlichen Kämpfe zwischen Kaiser und Papst zeigen einen entsprechenden Gegensatz, der neuerdings in Deutschland in der Machtstellung der Zentrumspartei wieder auflebt; bekanntlich gibt es politische Situationen, in denen bald eine Verständigung [1]), bald der Kampf den beiden Oberhäuptern vorteilhaft erscheint. Es fehlt freilich in der Völkerkunde ganz an einer Parallele für die Erscheinung, dass als dritter Faktor die Intellektuellen ernstlich eine Prüfung der Legitimation und der Amtsführung sowohl des Kriegs- wie des Zauberchefs verlangen [2]). Andererseits liegt den Naturvölkern der Gedanke, dass die Gnade Gottes die Würde des Zauberchefs erblich gemacht habe, und dass der jedesmalige Chef somit ein Instrument des Himmels sei, fern; mir bekannte Japaner haben mir das als etwas, was bei unserer Kenntnis von der Art der Erwerbung der verschiedenen Herrschaftsformen durch europäische Dynastien unmöglich erscheinen müsste, bezeichnet, während ihr Tenno ja doch von der Sonnengöttin abstamme, also nicht der Gnade der Götter bedürfe.

Die Konkordanz zwischen dem Praktiker und dem Magier oder Priester spielt aber, wie gross auch ihre Bedeutung in der Politik sein mag, keine erhebliche Rolle für die Unterwerfung der Kunden und der Arbeiterschaft unter den Willen der wirtschaftlich tätigen Praktiker; der Glanz der Schaufenster, die Anziehungskraft des Saisonausverkaufs, die Redegewalt des Handlungsreisenden, für dessen schwierigen Beruf, besonders wenn er im slawischen oder türkischen Osten reist, es einer sehr hohen Spezialbegabung und Ausbildung bedarf, die Vereinigungen der Arbeitgeber zur Bestimmung des Lohnes und der Arbeitsbedingungen spielen die entscheidende Rolle.

---

[1]) Wichtig war Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts die Mithilfe der Kirche bei der Verdrängung der Araber aus dem Handel mit Ostindien, an dem die portugiesischen Juden so viel profitiert hatten. Die Kirche tat den portugiesischen und spanischen christlichen Gewürzhändlern den Gefallen, den unbequemen Konkurrenten verbrennen zu lassen, wenn er nicht nach Tunis oder Holland flüchtete.

[2]) Lange hat bekanntlich dieses Eingreifen der Ideologen in die Sphäre der Praktiker nicht gedauert; auf Condorcet und Carnot folgte die Karrikatur der Ideologie, der halbe Wahnsinn eines Marat und St. Just, dann ein neuer Soldaten-Kaiser und schliesslich die definitive Etablierung derjenigen Klassen in der Herrschaft, die man mit der Einladung „enrichissez-vous“ zur Teilnahme an der Regierung berief.

Schliesslich läuft alles darauf hinaus, dass der Praktiker mit einem oder mehreren anderen einen vorteilhaften Kontrakt abschliesst, mag es sich für den Praktiker um die Produktion von Erdarbeiten, Panzerschiffen, Romanen, Teppichmustern, Arbeiterhosen, Symphonien, Balletaufführungen, chemischen Analysen, Operationen in einem Knappschaftskrankenhause, Massagen in einem eleganten Sanatorium oder irgend eine andere geldwerte Leistung handeln. Unter Umständen kann dabei das Interesse vorwalten, den Vertragsgegner möglichst bei Leistungsfähigkeit und in guter Stimmung zu erhalten; unter anderen Umständen ist die geldwerte Leistung die einer dem Elendtode entgegengehenden Heimarbeiterin oder einer unterernährten Zwangszöglingin in einem asketischen Kloster, oder irgend eine neuerfundene Ersatzform der Sklaverei; hier sind die verschiedensten Bedingungen möglich, und die technische Entwickelung schafft ständig Neues; das Bleibende ist die Tendenz des Praktikers, eine genügende Zahl von Personen zu Mitteln für seine Zwecke zu machen.

Diese Tendenz zeichnet vor allem den Politiker, den Parteiführer aus, und es ist bekannt, dass die Amerikaner, die, ungehemmt durch Monarchen, Adel, Staatskirche, bodenständigen Bauern- und alteingesessenen Handwerker-Stand, alles im „freien" Spiele wirtschaftlicher Kräfte beginnen konnten, die darin entwickelten Geschäftsmethoden auf die Organisation der politischen Parteien übertragen haben.

Wir sehen gegenwärtig Frankreich und England einer der amerikanischen ähnlichen Pseudo-Demokratisierung entgegengehen, die Politik und das grosse Geschäft sich dort in einer Weise miteinander verfilzen, die eine Scheidung dieser ihrer Natur nach im Grunde identischen Tendenzen unmöglich macht, während in Deutschland die praktischen Interessen von Fürst, Adel und Gewerbe streng getrennt waren und es zum Teil jetzt noch sind.

Die Identität der politisch-wirtschaftlichen und der militärischen Begabung ergibt sich mir aus der Genealogie[1]) und aus der Tatsache, dass kriegerische Erfolge von vorausgehenden Vertragsabschlüssen mit Bundesgenossen und Lieferanten, von der suggestiven Beeinflussung der Unterführer und Massen, von der rücksichtslosen Ausnützung des Menschen als eines blossen Mittels abhängen; dass eine umfassende Fürsorge für Ernährung und Bekleidung, Beförderung und Konzentrierung der Truppen für den militärischen Erfolg unerlässlich ist, Dinge, an die der Kaufmann und Fabrikant höheren Stils auch ständig zu denken hat; dass die Rückwirkung der kriegerischen Ereignisse auf die allgemeine politische Lage im In- und Auslande ständig beachtet werden muss, dass sowohl die vorbereitende Organisation wie die Führung der

[1]) Auch aus der Genealogie der sich im 16. Jahrhundert in Italien wie in Süddeutschland dem Grosshandel zuwendenden „Geschlechter".

Armee eine genaue Fühlung mit und Kenntnisnahme von den neuesten technischen Hilfsmittel erfordert; und dass die Konjunktur berücksichtigt werden muss, in voller Einsicht in die Bedeutung des günstigen Augenblicks[1]).

Dass die Gewinne des siegreichen Feldherrn[2]) nicht weniger verlockend sind als die des erfolgreichen Grossspekulanten, liegt auf der Hand; dass auch der gefeiertste Tenor, der erfolgreichste Komponist, der gesuchteste Anwalt oder Operateur, der erfolgreichste Entdecker wirtschaftlich ausnützbarer technischer Methoden mit ihrem Gewinne nicht entfernt an die Erfolge der grossen Praktiker heranreichen, zeigt die Erfahrung. Nur der erfolgreiche Tabu-Chef reicht manchmal an die Gewinne der Praktiker heran. Selbst Mrs. Eddy, der Typus eines der nordamerikanischen Barbarei entsprechenden Zauber-Häuptlings, hat mit ihrer von ihr nur übernommenen „Christian Science" eine Anzahl von Millionen gewonnen, die kein Ideologe je erreicht hat.

Nach der ganzen Anlage der Untersuchung, von der diese Schrift einen Entwurf und Bruchstücke gibt, bin ich auf die Beziehung zwischen anscheinend verschiedenen Begabungsarten durch die Genealogie gekommen. Die Staatsmänner der modernen Zeit stammen von Bankiers oder Betriebsleitern grosser Grundherren ab; die militärischen grossen Begabungen gehen gleichfalls auf wirtschaftliche Begabung zurück.

Diese Begabung ist nicht die des Handwerkers — der entspricht genealogisch und erwerbspsychologisch durchaus der bildende Künstler —, sondern die des modernen, kapitalistischen Unternehmers.

Ich habe diese Auffassung bereits eingehend in dem oben (S. 14) zitierten Vortrage im Jahre 1899 ausgesprochen; es war mir eine erfreuliche Bestätigung, in Werner Sombarts genialer Schrift „Der moderne Kapitalismus" folgendes zu finden (1902, Bd. I, S. 197 ff.): „Die Tätigkeit des kapitalistischen Unternehmers ist stets: 1. eine disponierend-organisierende. Damit ist gemeint, dass sie im wesentlichen gerichtet ist auf die Inbeziehungsetzung anderer Personen. Dem Wesen kapitalistischer Organisation völlig fremd ist die höchst — persönliche, individuell — isolierte Werkschöpfung des einsamen Arbeiters. Es ist die Eigenart künstlerischen oder wissenschaftlichen Vollbringens, dass es die Menschen flieht.

[1]) Das Bewusstsein des Glückspiels mit hohem Einsatz muss den modernen Unternehmer bei dem ständigen Wechsel der Konjunkturen ebenso erfüllen, wie den Heerführer. Caesar und Napoleon vertrauten dem Glück, die evangelischen Heerführer des 17. Jahrhunderts auf ihre „feste Burg", den Gott der Rechtgläubigen.

[2]) Die Siegesbeute hat besonders in der Kolonialpolitik, aber auch bei Aufteilung des byzantinischen Reiches eine Rolle gespielt. Abschlachtung vieler Tausende aus Beutegier haben sich aber nicht nur die raubtierartigen Conquistadores in Amerika, sondern auch die gottseligen Holländer, „blosse Kaufleute", im 17. Jahrhundert in Insulinde wiederholt gestattet.

„Nur wo du klar ins holde Klare schaust,
dir angehörst, und dir allein vertraust,
dorthin, wo Schönes, Gutes nur gefällt,
zur Einsamkeit — da schaffe deine Welt!“

In diesem Angewiesensein auf diese unausgesetzte Verknüpfung von Menschen untereinander liegt die spezifisch gesellschaftbildende Kraft der kapitalistischen Unternehmung. Man kann sie daher auch als Verkehrsunternehmung, die von ihr beherrschte Wirtschaftsweise füglich als die Verkehrswirtschaft bezeichnen.“

Ich will gleich aus derselben Schrift eine Stelle zitieren, welche die hohe, dem Praktiker, zumal dem Unternehmer nötige und so unendlich oft einwohnende intellektuelle Begabung trefflich kennzeichnet: „Die kalkulatorische Tätigkeit des kapitalistischen Unternehmers ist zugleich eine spekulative; es ist eine ganz eigenartige psychologische Mischung, die durch das Nebeneinander von Kalkulation und Spekulation, von Verstandesschärfe und Phantasiefülle oft genug in einem und demselben Individuum entsteht. Der schöpferische Unternehmer ist der spekulative Kopf: der Synthetiker, der sich zum Durchschnittsunternehmer, dem blossen Kalkulator, wie der geniale Denker zum gelehrten Routinier verhält. . . . Die höchste Blüte des Unternehmertypus stellen solche Persönlichkeiten dar, in denen die Genialität der Spekulation mit der Nüchternheit des rechnerischen Sinns die Wage hält: H. H. Meier, Alfred Krupp, Werner Siemens“ [1]).

Ich habe in der Einleitung darauf hingewiesen, dass der moderne Kapitalismus und viele moderne Staaten, nicht am wenigsten Preussen, durch ihre Entwickelung die ganze Klasse der Intellektuellen oder Ideologen allmählich ausmerzen müssen; die Faktoren, die zu dieser Ausmerzung führen, sind: die Subalternisierung der immer mehr zum willenlosen Werkzeug werdenden höheren Beamtenschaft; der progressive Niedergang des Handwerks als des biologischen Mutterbodens der Künstlerschaft; die politische und intellektuelle Herabdrückung der evangelischen Geistlichkeit, die in dem eigenartigen Gebilde des Pfarrhauses seit der Reformation und ganz besonders seit dem dreissigjährigen Kriege den biologischen Mutterboden der Gelehrten-Stände mit Einschluss der intellektuell regsameren Elemente der höheren Bürokratie abgibt; dazu kommt die steigende Heranziehung der Intellektuellen als Mittel für das Gewinnstreben der Unternehmer, nicht nur durch die wachsende Abhängigkeit der Schriftsteller, die ohne journalistische Tagesarbeit nicht von der Feder leben können, von den Zeitungsver-

---

[1]) **Man vergleiche dazu Mommsen, „Römische Geschichte“, Bd. III, S. 463: „Was Cäsar tat, war von der genialen Nüchternheit durchdrungen und getragen, die seine innerste Eigentümlichkeit bezeichnet“.**

legern, die es nicht mit den potenten Inserenten verderben dürfen, sondern auch durch die steigende Abhängigkeit auch der wissenschaftlichen Publizität von einigen wenigen Verlegern [1]); durch die Abhängigkeit der vielen um das Theater gruppierten und dafür lebenden Künstler von den Theaterunternehmern, die mit Schwulst, Gräuelszenen, perverser Erotik, erotisch aufstachelnder „Ausstattung" und Musik grosse Einnahmen erzielen wollen. Ganz ebenso bedrohen die Konzert-Agenturen die Entwickelung der produktiven und reproduktiven Musiker; alles drängt dazu, die modernen Theater zu Animierstätten für American Bars und Chambres séparées werden zu lassen, die man ja wenigstens mit Variété-Theatern bereits vielfach unter einem Dache vereinigt — und dem Dichter wird noch ab und zu einmal die Aufgabe gestellt, etwa noch einige Hoftheater als Stätten frostiger „théâtres p·rés", dynastischer Ovationen und Verherrlichungen und etwa noch eines katholisierenden kalten Klassizismus weiter zu versorgen. Unser Snob-Publikum jubelt freilich der neuesten Mode zu, dem Herrn Reinhardt, für den der Dichter nur noch der Vorwand zu Dekorations-Kunststückchen und der Schauspieler Mittel zu Akrobatenleistungen ist.

Es wäre verwegen, voraussagen zu wollen, wohin diese Entwickelung schliesslich führen wird; es liegt ja nahe, in Nordamerika nach Analogien zu suchen. Die amerikanische Nation ist ja nicht durch Ausmerzung oder natürliche Auslese der Intellektuellen und Ideologen zu ihrer heutigen Zusammensetzung gelangt, sondern dadurch, dass die auswandernden, vom Herrn der Heerscharen mit besonders starker Anlage zum Unternehmer gesegneten puritanischen Angelsachsen die Intellektuellen und Ideologen nicht mitnahmen; so fehlte das Element von vornherein, und kam auch vom Kontinent nur in deklassierten Vertretern herüber. Nach aller Analogie dürfte man erwarten, dass bei uns schliesslich folgendes übrig bleibt: Techniker, die, als Künstler-Surrogate sich fühlend, hilflos alle möglichen Stilarten nebeneinander kopieren; Unternehmer und die in ihrem Auftrage tätigen Berufspolitiker; die im Betriebe tätigen Angestellten und Arbeiter der Unternehmer; die Zauberer der Christian Science u. dgl.; die American Dentists (D. D. Sc.); einige theologische, kaufmännische und technische Schulen mit ihren Lehrern; einige Reverends der Quäker, Shaker und Mormonen; die Leiter der „Kientops" und eine fluktuierende Masse von Ruthenen, Slowaken, Bosniaken, russischen Juden, Kanaken und Kulis, vielleicht mit dem gewaltigen Hintergrunde der Negerbevölkerung.

Ich vermute, dass uns der Kapitalismus einem solchen Ziele entgegenführt. Wobei dann die heutigen Amerikaner vor den künftigen

---

[1]) Die Abhängigkeit der medizinischen Presse von den inserierenden Fabrikanten neuer Medikamente und Nährmittel ist auch im Wachsen begriffen.

Europäern den Vorzug voraus haben, die berühmtesten und teuersten Künstler und Kunstwerke aus Europa beziehen zu können. Über eine solche Bezugsquelle wird das alte Europa seinerzeit nicht verfügen, es sei denn, dass Paris sich weiterhin zu einer grossen Freudenstadt so entwickelt, dass es auch noch „les peintres des grâces" ernährt und in seinen Tanzkunst-, Kochkunst- und Liebeskunst-Stätten die Trustmagnaten ihre hohen Dividenden verjubeln lässt. Hier würde dann die Dekadence der Kunst und die Polymorphie der Perversionen und der Permutationen der Erotik interessante Blüten treiben; „Claudine" und „Chantecler" würden sich mehr dem Automobil- und Aeroplan-Stil anpassen, die „fleurs du mal" in einer absinthhaltigen Nährflüssigkeit gedeihen.

Gewiss wird das, was sich von Kunst und Derivaten früherer Dichtung unter den Triumphen der Technik und den Akkumulationen der Milliarden erhalten wird, überleben nach den Gesetzen des „survival of the fittest"; als Ganzes aber wird sich die Spielart der Ideologen nicht erhalten können, weil diesen durchaus auf das Schaffen in der Einsamkeit angewiesenen Naturen die Fähigkeit abgeht, zu Mitteln in den Händen der grossen Praktiker zu werden. Es wird an dazu geeigneten Kreaturen, Produzenten von Talmikunst und Kunstsurrogaten, aber nie fehlen; eine mittlere Fähigkeit zu Allem ist so weitverbreitet, dass es den Unternehmern nie an Material für brauchbare, treue, die Herschergewalt und Grösse des Brotherrn aufrichtig bewundernde und eventuell auch besingende Privatbeamte fehlen wird; an Stelle der knorrigen Charakterköpfe des Handwerkerstandes, die uns grosse Künstler noch haben schildern können — Hebbel in der Maria Magdalena, Otto Ludwig, Goethe, zuletzt in etwas operettenhafter Verzerrung noch Richard Wagner, zur Freude der neuen Oberschicht, im Hans Sachs —, an ihre Stelle wird der „neue Mittelstand" treten.

Dieses soziale Neoplasma haben ja einige Bewunderer der Grosstaten des Kapitalismus auf sozialem Gebiete rechtzeitig entdeckt und preisen dieses Offiziantentum als Ersatz des alten Handwerks. Es wird zweifellos nach völliger Verdrängung aller älteren Kulturträger durch das Grosskapital die Klasse der technischen Talente, die ja schon eine so bedeutende Rolle spielen, in die von den Ideologen geräumten Gebiete einrücken. Ich hoffe eine psycho-physiologische Analyse und eine genealogische Untersuchung der technischen Begabung gesondert herauszugeben; ich verkenne keineswegs die grosse Bedeutung dieser Begabung für die Betätigung vieler Kunsttriebe; sie geht so weit, dass viele bedeutende Maler und Bildhauer sich sehr eingehend bald mit technischen Spielereien, bald mit schwierigen und ernsten Problemen der Technik beschäftigt haben. Eine Verbindung beider Anlagen, der

bildnerischen und der für das nützliche Sach-Schöpfen, zeigt sich in der Begabung der Erfinder und Verfertiger musikalischer Instrumente, die sehr oft nicht nur ihr Geschäft und ihre Kundschaft, sondern auch ihre Mischbegabung auf ihre Nachkommen in vielen Generationen vererben. Der Zigeuner gehört mit einem hohen Prozentsatze hierher[1]).

Ein theoretisches Verständnis für technische Probleme ist bei den organisatorisch begabten Naturen recht häufig; sehr selten aber besitzen sie den technischen Trieb; es ist dazu zu bemerken, dass der Ideologe, der mit Recht als unpraktisch verrufen ist, keineswegs technisch unbeholfen ist; vielmehr hat es immer Mathematiker und Naturforscher gegeben, die bei fast völliger Hilflosigkeit im Wirtschaftsleben, in der Vertragsschliessung, in der Vermögensverwaltung, beim Wohnungsmieten etc. etc., doch im Laboratorium Wunderwerke der Messkunst, der graphischen Registrierung, der Optik mit den allereinfachsten Mitteln improvisieren.

Da, wo der technische Trieb, der auf die Konstruktion einer Vorrichtung für einen nützlichen Gebrauch — z. B. einer Grubenlampe — geht, so stark ist, dass immer wieder neue Einfälle kommen, deren Verwirklichung und Ausprobierung triebhaft erstrebt wird und sich deshalb unbedingt durchsetzt, ist meist das wirtschaftliche Talent sehr gering[2]); Männer wie Edison, die Gebrüder Siemens, Bessemer, Wedgwood — der Grossvater von Charles Darwin —, die durch ihre Erfindungen reich werden, sind selten; die beiden grossen mathematisch-mechanischen Begabungen des vorigen Jahrhunderts, Gauss und Helmholtz, haben nichts erfunden, was sich wirtschaftlich exploitieren liesse; von Unternehmerfamilien, in denen sich technische und wirtschaftlich-praktische Begabung gefunden und über sieben Generationen hindurch erhalten hat, habe ich nur die Brunels und Mylne in England nachweisen können, während die handwerkermässige und die handwerkerartige Begabung des Künstlers sich durch mehr als zehn Generationen in einer Familie oft genug nachweisen lässt, und die vielseitige technische Begabung, die der Bauer bis zur Zeit des Eindringens der Maschine und des Händlers in seinen Betrieb brauchte, in ganzen Bevölkerungen sich wahrscheinlich durch Jahrtausende vererbt hat. (Nur der Schmied, wahrscheinlich aber nicht aus einem technischen, sondern aus einem magischen Grunde, ergänzte schon in vorgeschichtlicher Zeit als einziger Dorfhandwerker die bäuerliche Technik.) Der Bauer

[1]) Neben den bekannten Meistern des Violinenbaus sind die musikalisch hoch begabten Konstrukteure der Klarinette, des Bassethorns, der modernen Klaviere, der neuerdings von R. Strauss zur Darstellung des Perversen benutzten Instrumente nicht zu vergessen.

[2]) Das zeigt z. B. die Ausbeutung der ärztlichen Erfindungen auf dem Gebiete der medizinischen Elektrotechnik und Röntgentechnik durch die Industrie.

stellte seit den Anfängen des geordneten Ackerbaues gewissermassen eine Enzyklopädie aller technischen Fähigkeiten und Traditionen dar. Ich habe das als Kind zu Beginn der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts noch bei den polnischen Bauern der Provinz Posen beobachten können. Es mag damit zusammenhängen, dass in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, bei niedergehendem Handwerk, die bildenden Künstler zumeist aus der Schicht der Bauern und ländlichen Tagelöhner hervorgehen; an Stelle der hohen Technik und Grazie in den Werken von Handwerkersöhnen, wie Watteau und Fragonard, tritt der Naturalismus von Courbet und Millet (s. Anhang, Tab. II).

Soweit es mir möglich war, in dem breiten Gebiete mittlerer Begabung Massenbeobachtungen zu machen, verbindet sich eine technische Begabung, die gross genug ist, um ihrem Träger das Fortkommen als Techniker zu sichern, oft mit der mathematischen, noch häufiger mit der bildnerischen Begabung, aus welcher Mischung sich dann meist eine Neigung zur Architektur ergibt; wirtschaftlich begabte, unternehmungslustige Naturen betätigen eine etwa vorhandene schwächere bildnerische Begabung am liebsten als Architekten, und die Inhaber vieler moderner Baufirmen gehören diesem Mischgebiete an. Die merkwürdige Kombination, die sich bei einem Mitgliede der hochbegabten Familie Perrault zeigte und die das poetische Talent des Märchenerzählers mit einer hervorragenden Begabung für Architektur und grossen Erfolgen in der ärztlichen Praxis vereint zeigt, ist als eine der ganz seltenen Kombinationen zu betrachten. Innigeren organischen Zusammenhang zeigen die in Lionardo da Vinci vereinigten Fähigkeiten, deren Zentrum doch wohl die konstruktive, statische Begabung bildete, verbunden mit dem Trieb nach Dekoration des zuerst von ihm erfundenen konstruktiven Kerns. Wie das Fest (etwa die bacchischen Orgien) alle motorischen Künste — Tanz, Gesang, Pantomime, Deklamation, Instrumentalmusik — ursprünglich in fester Vereinigung bietet, so vereinigt ursprünglich das Monument alle bildnerischen Künste[1]). In dieser Auffassung ist Lionardo der typische monumentale Künstler. Aber er gehörte zu den faustischen Naturen, denen keine Ruhe im Genusse der eigenen Schöpfung gegeben ist; das machte ihn zu einem rastlosen Experimentator auf allen Gebieten der konstruktiven und dekorativen Technik; leider haben seine Versuche mit neuen Malverfahren zu einem schnellen Verfall aller seiner monumentalen Malereien geführt, so dass wir nur staunend vor entstellten Bruchstücken stehen können.

---

[1]) **Die Zahlen der nebenbei als Architekten oder doch als Zeichner architektonischer Entwürfe tätigen Maler ist sehr gross; aus ihnen werden oft Architektur- oder Veduten-Maler.**

Die allerersten Zeiten der Betätigung technischer, ererbter Geschicklichkeit, zu einer Zeit, wo Hammer, Sichel, Messer, Speer, Nadel, Pfriem, Spaten, Hacke, Beil, Feile etc. noch aus Knüppeln, abgeschlagenen Knochenstümpfen, Geweihstücken, roh zugeschlagenen Feuersteinsplittern bestanden, zeigen bekanntlich eine hohe Fertigkeit in Verzierung von Wandflächen und Gebrauchsgegenständen mit mehr oder weniger körperlich herausgearbeiteten Flächen- oder Runddarstellungen (oder auch kolorierten Umrisszeichnungen) von Tier- und Menschengestalten, sowie schon die Anfänge der Vereinfachung der sonst naturalistischen Formen dieser frühen Kunst zu stilisierten Ornamenten.

Wir brauchen nicht sehr weit zu gehen, etwa in die Gebiete des sogenannten Husflids in Norwegen, zu den Slowaken des Waagtals, woher die „Rastelbinder" kommen, oder zu irgend einem slawischen Karpathenvolke, um heute noch neben einer fast alles, auch Schuhe, Wagenräder, Kleineisenzeug, produzierenden Hauswirtschaft dieser Bauern eine ganz ungewöhnliche Freude am Dekorieren aller eigenen Produkte zu finden, von den merkwürdigen farbigen Mustern an der Haustür, die anzeigen, dass ein heiratsfähiges Mädchen im Hause ist, bis zu den breiten gestickten Streifen [1]), von denen das die obere Brust bedeckende Frauenhemd quer von einer zur anderen Schulter überzogen ist, oder zu den „serdaki" (Lammfelljacken ohne Ärmel), dekoriert mit bunten Lederstreifchen und Wollfäden in eigentümlicher Anordnung, wie man sie auch bei einigen „hyperboräischen" Völkern (Samojeden, Jakuten) auf ihren Pelzjacken findet. Wie nun die Ornamentik der Samojeden zu der der nordwestamerikanischen Jägervölker überleitet, so findet man bei einem Stamme dieses letzteren Gebietes, den Tlinkit, ein Augenornament, das bei den Karpathenslawen wiederkehrt, sich über die Tatra nach Krakau und in die Warschauer Gegend verbreitet und vom polnischen Bauer der Ebene „opatrznosc" genannt wird, d. h. Mittel gegen den bösen Blick. Nun, um sich gegen den bösen Blick zu schützen, bedecken die Tlinkitindianer ihre Tabakspfeifen, Ahnensäulen, Kriegswaffen mit demselben Muster, das wir über Hawaii an der Hand Cooks bis Neuseeland weiter verfolgen können. D. h. gewisse slawische Bauernvölker lassen uns noch die Einheit der urwüchsigen Technik mit den Anfängen der dekorativen Künste und zugleich deren Wurzeln in magischen Urgedanken und naiven Gefühlszuständen erkennen, wie bei den primitiven Hyperboräern.

Daraus und aus zahllosen verwandten Tatsachen geht keineswegs hervor, dass die dekorativen Künste ursprünglich nur die Aufgabe

[1]) Die Baronin Sina hat in ihrer bei Trencsin gelegenen Stickschule für die slowakischen Mädchen ihrer weiten Besitzungen den uralten nationalen Stil durch Einführung „bulgarischer", d. h. turko-persischer Vorlagen, zerstört.

haben, Magie zu üben und dadurch den Zorn und die Drohung der belebt, bezaubert, „begeistert" gedachten feindlichen Welt abzuwenden; wohl aber, dass der Kunsttrieb aus einer Gefühlserregung hervorgegangen ist, in der sich andere Elemente miteinander mischen, als in unseren konventionellen Affekten, in unserer nüchternen Zeit, die keine dionysische Raserei mehr kennt, die nicht mehr glaubt, dass der Dichter, der Anbeter Apolls, „des Gottes voll" ist. Gewiss haben Magie und Kunst einen gemeinsamen Ursprung, im Affekte von so eigentümlicher Urwüchsigkeit, dass ein moderner Hund sie vielleicht besser nachfühlen kann, als der in allen Verschlingungen und Capriccien der urältesten und primitivsten Völkergedanken heimische Ethnologe.

Von der wilden Schönheit eines Festes in einem solchen Karpathendorfe — ich erinnere mich an das in den Beler Kalkalpen gelegene einsame Ždžar, wohin sich ausser den Jagdgästen der Hohenlohes, dem jüdischen Branntweinhändler und dem Zigeunermusikanten selten einmal ein Fremder verirrt — inmitten der phantastisch bemalten Holznester dieser Primitiven, unter dem Gewimmel der bunt gestickten Hemden und Schürzen der Mädchen, den farbig ausgenähten Serdaki und blauzipfligen Pelzmützen der Burschen, macht sich der Grossstädter, der den Rastelbinder vielleicht nur aus einer ungewollten Irrfahrt in Berlin NO., die Zigeunermusik nur von „chez Maxim" oder von der Prinzessin Chimay her kennt, schwer eine Vorstellung. Bleibt ihm auch die Symbolik der Stickmuster, die zauberische Kraft der Tanzschritte verborgen, er ahnt doch, aus welch tiefen, bei uns längst verschütteten Brunnen ursprüngliche Kunst einmal hervorgegangen ist; das träumerische Suchen nach den tiefen Zusammenhängen zwischen unserem Schicksal und der grossen Welt mit ihren Sternen, ihrem Sterben und Geborenwerden, diese Sehnsucht, aus der die Kunst und die Religion geboren sind, die Fragen nach dem:

> was durch's Labyrinth der Brust
> wandelt in der Nacht —

erscheint ihm dann, wenn aller „Komfort der Neuzeit", alles Spekulieren, Rennen, Komödienspielen um Mammon, um Rang, um Titel noch etwas von ursprünglicher Menschlichkeit in ihm übrig gelassen haben, wie die dunkle Erinnerung an einen Traum der ersten Kindheit.

Die Ästhetiker und Psychologen, die den Ursprung der Kunst suchen, pflegen sich gegenwärtig sorgfältig mit der Kunst noch lebender primitiver Völker und den prähistorischen Kunstresten, zu denen ja auch die Funde von Ilion, Mykenä, Abydos und Knossos zu rechnen

sind, zu beschäftigen. Sie kommen so zu Erwägungen über die Magie als einen der Zwecke primitiver Feste und Dekorationen. Es wird dabei nur oft übersehen, dass es die symbolisierende, der Traumsymbolik ungemein nahe verwandte Art der Anschauung der Natur ist, aus der zugleich mit der Magie, der Geisterbeschwörung, dem Tabu-Ritual, der Sonnen- und Tieranbetung, dem Ahnen- und Geisterkult, auch die Kunst in allen ihren Zweigen in unlösbarer, den Schaffenden vollkommen unbewusster Verschmelzung geboren ist. Die Tragödie ist nicht nur aus dem Geiste der Musik geboren, sondern magische Feste und magische Monumente haben tragische Pantomime, Tanz, Musik, Poesie, Malerei, Festschmuck in einer grossen einheitlichen Zeremonie vereint geboten, deren Höhepunkt nicht selten das Menschenopfer ist, das der echte, abseits vom Erwerbsleben stehende Künstler heute alltäglich selbst darbringt. Der indische Büsser, der ein Buddha werden will, der indianische Magier, der ein Zauberfest geben soll, ziehen sich allein in den Wald oder eine „Denkhütte" zurück; jener, um in der Einsamkeit zu bleiben, dieser, um am Tage zu fasten und nachts durch ständiges starkes Trommeln auf Kopf und Stirn den Schlaf zu verjagen, bis die Ekstase ihn ergreift und ihn, wie die Pythia, ein hoher Geist erfüllt.

Wie anders der Stammführer, der einen Jagd- oder Kriegs- oder Fischzug anordnet: hier Organisation, dort Isolierung. Kein Wunder, dass die Griechen vom Sänger und Seher, der die Gestalten hoher Ahnen so deutlich mit dem inneren Auge sah, dass er jedes Zucken ihrer Lippen, jede Bewegung ihrer Finger, jeden Schmuck an Kleidern und Waffen sichtbar in Worten malen konnte, meinten, er sähe nicht, was um ihn vorgeht; er sei blind. Die Slawen, die in ihrem Volksleben so viel patriarchalische Innigkeit und urwüchsige Anschaulichkeit bewahrt haben, dass man noch heute in einem Edelhof der Karpathen oder Beskiden, mitten unter den neuesten Produkten der Rue de la Paix, eine Phäakenstimmung und einen eumäischen Klang herausfühlt, die Slawen haben sich der Kunst gegenüber etwas von homerischer Einfachheit und Anschaulichkeit gewahrt; die Serben nennen ihre Sänger, die zum Mahl aus dem Gedächtnisse die Geschichten von Hausgeistern und Nixen, die Lieder der Amselfeldschlacht oder alte Zauberlieder (pjesme) singen, die „sljepcy", d. h. die Blinden. Noch die späteren Griechen hatten in der tiefen Einsamkeit das Gefühl der Nähe der Götter und erwarteten die jagende Artemis oder den neckischen Pan vorübereilen zu sehen.

Zur Einsamkeit, da schaffe deine Welt!

Dieses schon einmal angeführte Wort gilt für den geistigen Menschen, mag er nun, wie der grübelnde Mathematiker, die von ihm geschaffene Welt für ein getreues Abbild der im unendlichen Kleinen alles wirkenden Natur halten, oder als Bildner nur eben s e i n e Welt

gestalten; er muss auch in unserer Zeit, die „unter dem Zeichen des Verkehrs" steht, so lange er schafft, unsozial sein. Ein Rockefeller oder ein Cecil Rhodes dürfen antisozial sein, sie dürfen wie Raubtiere mehr vernichten als erbeuten; asozial aber können sie nicht sein, in der Einsamkeit ihre Welt nicht schaffen.

So gibt es wohl kein tolleres Missverständnis als die Forderung Platos, Philosophen sollten den vollkommenen Staat regieren. Dem 18. Jahrhundert war die Identität der politischen und der wirtschaftlichen Tätigkeit noch klar; es nannte sowohl den Staatsmann wie den Bankier „Geschäftsmann".

Der Ideologe, der echte Künstler, Dichter, Denker, hat, je stärker sich die kapitalistische Organisation der Wirtschaft auf alle sozialen Erscheinungen ausbreitet, für den Praktiker immer mehr das mitleiderregende Gepräge der Blindheit, und ich zweifle sehr daran, ob die Zivilisation, an deren Anfang wir jetzt stehen, die Ideologen auch nur für ihre blosse Unterhaltung brauchen kann. Der Techniker, der „Kunsthandwerker", der Rhetor, die Kokotte, der Parasit, der „Komfort der Neuzeit", das Grammophon, die Kinematographie und der allmähliche Übergang der noch nicht in den Museen festgelegten Schätze alter Kunst in die Hände der Multimillionäre werden das Luxusbedürfnis, aus dem heraus die aufsteigende Oberschicht heute noch an den erzwungenen Akrobatenkünsten wirklicher Künstlernaturen Freude findet, später völlig befriedigen. Die Verbindung der Farbenphotographie mit der Technik der Momentaufnahmen wird auch ganz andere Sensationen schaffen, wenn erst Südpol-Expeditonen, marokkanische Kriege, Moabiter Aufstände, Hinrichtungen und Prozesse gegen sadistische Hysterische in so voller „Naturwahrheit" zur Darstellung kommen; Sensationen, wie der ermüdete Börsianer sie sich jetzt in Bayreuth, vor der Salome und der Elektra oder in Paris als „voyeur" verschaffen kann; und es wird künftig nicht an „Kammerspielen" fehlen, die mit diesen technischen Mitteln einen Wedekind überwedekinden können. Man muss nur wissen, was schon heute alles en petit comité genossen werden kann, was als „Separat-Vorstellung" geboten wird[1]).

Was soll dem kommenden Trust-Adel noch die Kunst? Was dem Staate, der heute schon, dem Zauberer von Rom zu Liebe, den Modernisteneid der von ihm bezahlten Gelehrten duldet, die Wissenschaft? So viel Theorie, wie für die Hebung der Luftschiffahrt, die Elektrisierung der Fernbahnen, die Konstruktion von Unterseeboten (oder die Erzeugung von gerade noch geniessbarer Kadaverwurst, den menschlichen Verdauungswerkzeugen noch erträglichen Kunstfetten und Fisch-

[1]) Man lese das als Kulturdocument unschätzbare „A rebours" von Huysmans, man denke an die neuere Geschichte der Insel Capri und der Villa Lynar.

pulvern), zu der äussersten Ausnützung städtischen Bauterrains nötig ist, wird immer noch in technischen Dressuranstalten prästiert werden können: für den etwaigen Mehrbedarf an Theorie können die herrschenden Klassen, ehe sie mit den Resten der Selbstverwaltung der Universitäten aufgeräumt haben, ja eigene Forschungsinstitute gründen. Hat sich nicht die einmal freie wissenschaftliche Forschung der Griechen noch jahrhundertelang in Alexandria und unter den Sklaven römischer Grossen erhalten? Und hat man nicht in diesen Jahrhunderten den wenigen, die wie Seneca oder Hypatia über die Vielwisserei hinaus den Schritt zu einer wirklichen Denkergesinnung haben machen wollen, gezeigt, wie man dem Treiben der Gelehrten und Literaten die gebührenden Schranken zieht? Sind denn wohl Hegel und Schelling die letzten „Philosophen", die jede politische und ökonomische Unterdrückung als höchste Staatsweisheit aus Prinzipien zu deduzieren imstande sind? Wozu bestehen die Akademien und wozu die Entfernung der innerhalb gewisser Zeit nicht zu Professoren beförderten Privatdozenten? Wo bleibt die Freiheit der Presse, wenn erst die Banken den grossen Verlagsfirmen, die unbequeme Bücher verlegen, den Kredit entziehen? Wer kann es hindern, dass die grossen Unternehmer-Vereinigungen freie Universitäten gründen, in denen die ihren Interessen genehmen Doktrinen gelehrt werden, wenn sich wirklich die freie Forschung an den Universitäten länger halten sollte, als dem Bedürfnisse der Trustmagnaten nach brauchbaren Angestellten entspricht? Gehen die grossen amerikanischen Industrie-Dynasten nicht mit dem Beispiel der Beeinflussung der höheren Lehranstalten schon lange voraus?

Der zunehmende Pantökonomismus wird Gesellschaft und Staat völlig absorbieren, und die kulturellen Rückwirkungen dieses Prozesses werden den Praktikern und ihren Angestellten die Tätigkeit der Ideologen immer entbehrlicher machen; diese selbst, die für den Absatz ihrer Produkte immer mehr auf praktische Impresarios angewiesen sind, müssen, wenn sie sich nicht einem technischen Berufe zuwenden, sehr bald zu blossen Werkzeugen der Unternehmerinteressen werden.

Das Zölibat und die Armut, in der griechische Denker von der Zeit des Sokrates an, und so viele Ideologen des Mittelalters als Mönche eine Zuflucht fanden, steht wohl auch dem Ideologen der Zukunft offen; es gehört einige Phantasie dazu, sich die Lebensführung der Cyniker auszumalen; aber sie war doch einmal ein Stück Wirklichkeit, wie die Hingabe des Hl. Franziskus an die Armut; der Versuch, sich im nördlichen Europa in diese Lebensform zu flüchten, würde aber nur unter die Vagabunden und ins Armenhaus führen; je deutlicher mit der Verbreitung des Pantökonomismus die Anpassungsunfähigkeit der Ideologen wird, desto grösser wird die Aussicht, dass

der vorhandene, auch in der evangelischen Geistlichkeit und dem Beamtentum noch immer beträchtliche Bestand an ideologischer Veranlagung durch Ehe- und Kinderlosigkeit verschwindet; die modernen Bestrebungen zur Verhütung der Konzeption eröffnen in dieser Beziehung ja weit bessere Aussichten als die von Rousseau befolgte Methode.

Es liegt sicher im Interesse dieser beiden Spielarten des Menschen (Unternehmer und Techniker), dass der homo ideologicus ganz verschwindet. Verständige Väter, die das Unglück haben, in ihren Söhnen eine Anlage zu entdecken, aus denen etwa ein Pestalozzi, ein Mozart, ein Franz Schubert werden könnte, werden zwar durch keine Erziehungskunst den Keim zu einer so unglückseligen, höchst unrentabeln (ausser für den einen oder anderen Verleger) und selbstzerstörenden Entwickelung beseitigen können, aber sie werden immerhin verpflichtet sein, eine Fortsetzung solch schweren Leidens durch Ermutigung zum Zölibat oder durch Auswahl einer Gattin für ihren Sohn zu verhüten, deren Familie in mindestens zwei Generationen durch erfolgreiche Pfandleih- oder Kurzwarengeschäfte sich der Achtung ihres Bankiers, ihrer Mitbürger und der hohen Behörden würdig gemacht hat.

Wenn ich zu dem Ergebnis gekommen bin, dass die Praktiker sich von den Ideologen dadurch unterscheiden, dass sie durch ihren Willen auf den Willen vieler minder praktischer Menschen wirken und diese willenlos machen, so verkenne ich doch nicht, dass auch recht viele Ideologen auf den Willen, nicht nur auf das Gefühl und die Phantasie der Menschen gewirkt haben.

Solche Ideologen sind damit aus der asozialen, aussergesellschaftlichen Haltung ihrer Kategorie herausgetreten; aber in der Regel sind sie dann anstatt asozial antisozial geworden. Sie haben für sich und den Jammer der Massen Trost in Utopien gesucht; ja man hat sie nicht selten missverstanden, und die Massen, in dem kurzen Delir der utopischen Suggestion, haben versucht, solche Weltbilder zu verwirklichen. Plato, der seinen Irrtum, mit seiner Ideologie — ist er doch der Taufpate dieser Richtung — einen so eminent praktischen Politiker wie Dionys von Syrakus zu beraten, mit einem Sklavenlose büssen musste, hat sich von dieser Enttäuschung, die alle verständigen, praktischen Männer in Griechenland kommen sahen, in vielerlei Utopieen geflüchtet, in denen der Philosoph die Polis regierte. Thomas Morus, der dem Dionys seiner Zeit (Heinrich VIII.) lange treu gedient hat, fand schliesslich auch nur in der Utopie und im Tode eine Welt, in der sein Geist seine Flügel ausbreiten konnte. Voltaire, der trotz seiner genauen Kenntnis der Könige, Minister, Generalpächter, Königsdirnen und Bankiers seinerzeit fest daran glaubte, der Vernunft und der Gerechtigkeit die Herrschaft in dieser Welt zu erobern;

Rousseau, der gar glaubte, die natürliche Güte des menschlichen Herzens würde die Leitung der Dinge erhalten; Pestalozzi, der noch nichts von den so bewährten Erziehungsmethoden von Bethel und Mieltschin wusste und Bettelkinder auf der Strasse auflas, um sie an seinem Herzen und in seinem Hause zu Menschen zu machen, sie alle haben Schule gemacht und den Willen von Millionen durch ihren von hohem Geiste geleiteten Willen zum Handeln bestimmt, als Mittel für ihre Ziele, wenn diese Ziele auch nicht Kapitalprofit und politische Macht waren.

Bekanntlich aber haben sich nach ihrem Tode politische Abenteurer der Ideen und Impulse Voltaires und Rousseaus bemächtigt, sie auf ihre blutige Fahne geschrieben und unter dieser Fahne ihre Raubzüge geführt. Gewiss liesse sich auch für die Utopie des Morus rauben und brennen.

Diese und andere Beispiele, die sich leicht vermehren liessen, zeigen, dass der Ideologe, der die Massen mit seinem Weltbilde erfüllt und sie zu seiner Verwirklichung begeistert, aus Mangel an organisatorischer Fähigkeit nur Anarchie herbeiführt. Was würde wohl bei einem Versuche, die Träume Tolstojs in Russland zu verwirklichen, herauskommen?

Aber wenn das ideologische Verlangen nach billigem Brot für die hungernden Massen, wenn das Erbarmen für den vertierten Negersklaven nur erst in den Köpfen scharf kalkulierender Fabrikanten zur Etikette für ihre Ware und zum Schlagwort gut bezahlter Parteibosse wird, dann lässt sich auch der utopische Gedanke eines Ideologen ohne die Gefahr der Anarchie verwirklichen. Lloyd Garrison hätte aber gar nicht zu kommen brauchen; Grant und Sherman und die nordamerikanischen Schutzzöllner hätten doch die Kavaliere der Südstaaten depossediert, vielleicht ein paar Jahre später. Dasselbe gilt von Peel, Cobden und der Kornbill. Soviel ich weiss, ist Cobden der einzige grosse Wohltäter der Menschheit gewesen, der für seinen Edelmut an einem einzigen Tage ein Honorar von rund $1^1/_2$ Millionen Mark erhalten hat. Er, der Praktiker, hatte die Idee einer volksbefreienden Tat in den schönen Einfall verwandelt, den Agrariern „in die Suppe zu spucken“ — um mich eines Lieblingsausdruckes des Heros Bismarck zu bedienen.

Die ideologischen Ideale werden in der Regel nur in karrikierter Form zu Zeiten starker Gegensätze zwischen verschiedenen Gruppen der wirtschaftlich sehr starken Praktiker verwirklicht; so hat ja auch die Einigung Deutschlands und die direkte Wahl eines deutschen Reichstages ihre Verwirklichung gefunden und hätte sie auch ohne die ideenerfüllten anarchischen Wochen der Jahre 1848 und 1849 gefunden. Für die faktische Gestaltung des öffentlichen Lebens, die nur von der Organisation durch die Praktiker abhängt, sind die Dichter und Denker

und Soziologen wirklich völlig überflüssig. Heinrich VIII. hätte auch ohne das Blut der ersten evangelischen Blutzeugen sich zum Papst und Tabu-Chef seines Landes gemacht; wie es wirklich mit der Politik der Denker bestellt ist, das hat Plato, ehe er am Tyrannenhofe die Märtyrergloriole suchte, im Theätet so gut gesagt, dass es für alle Ewigkeit gilt (Theätet, Kap. 24, Abs. 1). Auch Heine hat sich am Ende keine Illusionen über die Bedeutung sozialer Ideale und politischer Lyrik gemacht.

Der Kalvinismus [1]) hat ja schon früh die Entdeckung gemacht, dass nicht nur die durch Verjagung uralter Dynastien geraubte Krone, sondern auch der durch alle Kniffe und Schliche der Ausbeutung und Konkurrenz, ja auch der durch Sklavenhandel und Kolonialpiraterie gefüllte Geldsack ein Beweis der göttlichen Gnade ist. Wenn sich der erfolgreiche Praktiker im Besitze dieser schönsten Sanktionen fühlt, wie kann ihn die ideologische Kritik der Ökonomie irgend anfechten? Der liebe Gott ist ja — um den alten Fritz zu zitieren — immer bei den stärkeren Bataillonen.

Zweifellos gibt es für sehr anpassungsfähige Ideologen noch eine Möglichkeit, auch in unserer pantökonomischen Gesellschaft sich zu erhalten und die Nachkommenschaft durch entsprechende Wahl der Mutter und planvolle Erziehung noch besser anzupassen. Es ist das die weitgehende Spezialisierung der Leistung, die Beschränkung auf ein ganz kleines Arbeitsfeld, wie wir es heute in der Wissenschaft oft bei den wohlhabenden Gelehrten aus Bankiers- und Industriellen-Familien finden, die mit 8—10 Stunden Kolleg in der Woche, fünf im besten Klima in „erstklassigen" Hotels verlebten Ferienmonaten und der Produktion von zwei oder drei nur dem engsten Kreis der Spezial-Spezialisten etwas sagenden kleinen Abhandlungen pro Jahr ihrer Gelehrtenpflicht genügen, wozu dann noch der obligate Besuch von Kongressen in reizend gelegenen Luxusstädten kommt. Diese Gelehrten ruinieren ihre Gesundheit nicht in mitternächtigen Studien und ihr Renommée als ernsthafter Fachmann nicht durch philosophische Velleitäten oder faustischen allumfassenden Wissensdrang. Die allmähliche Akkumulation kleinster Leistungen durch diese Männer wird im Laufe längerer Zeiträume ja auch zu allgemeineren Ergebnissen führen. Sie können sich unter ihresgleichen, in den Akademien und gelehrten Gesell-

[1]) Die Familien, die sich in England und Holland am meisten durch die Erträge der Menschenschlächtereien und der Sklaverei in Ost- und Westindien beteiligt haben, gehören, seitdem sie wirtschaftlich heraufgekommen sind, bis auf den heutigen Tag zu den stärksten Stützen des Kalvinismus. Dass dieser den Beweis der Gnadenwahl im reichen Geschäftsgewinn sah, so dass der aus grösserer Gewissenhaftigkeit minder erfolgreiche Konkurrent auch noch als gottlos, als „verworfen" galt, ist ein bekannter Zug dieser Religionspartei.

schaften, so recht wohl fühlen, und die traditionellen Beziehungen der Akademien zu dem hohen Adel, den Herzögen und den Höfen stempelt diese Schicht als Zubehör zur allgemeinen planvollen Organisation der praktischen Leute.

Kein Zweifel, dass die erfolgreichen Techniker gerade hier berufen sind zu glänzen. Auch der Rhetor, gegen den die wirklichen Denker immer eine instinktive Abneigung haben, und der weltgewandte, aufgeklärte Theologe findet in diesen höfischen Ruhmeshallen einen ausgezeichneten Platz.

Ich sollte mich schliesslich noch mit der herkömmlichen Auffassung auseinandersetzen, dass das Werk des Ideologen nicht nützlich ist.

Eine ausführliche Widerlegung dieser Auffassung würde mich zu weit führen. Abgesehen von der unabsehbaren praktischen Verwertungsmöglichkeit naturwissenschaftlicher, mathematischer und biologischer Entdeckungen, hat die Kunst, die Dichtung, die Philosophie und die Naturforschung einen unermesslichen Wert, für die Frischerhaltung des geistigen Lebens, deren auch der intelligente Praktiker nicht entraten kann. Er wird mit mühsam dressierten Spezialisten, mögen diese auch noch so raffiniert ins Kleinste zu blicken vermögen, viele Fragen nicht lösen können.

Die Ideologie hat die Bedeutung eines Tonikums für das geistige Leben der ganzen Nation; auch wenn ihr unmittelbarer Nutzen nicht einleuchtet, ihr mittelbarer, indirekter Nutzen ist unermesslich ; er ist so gross, wie der der Mutterliebe für die Erhaltung unserer Kinder, wie der der Geschlechtsliebe mit ihren Illusionen, Träumen, Affekten, Sehnsüchten für die Erhaltung der Art.

Sobald die Maschine erfunden ist, die uns die Zeugung und Aufzucht der Kinder in allen Stücken abnimmt, wird auch die seelische Zeugungsfunktion der Träumer, Denker und Künstler entbehrlich werden.

Die Alliance des Kapitalismus mit den kulturfeindlichen Mächten der kirchlichen und politischen Knechtung führt zur Vernichtung der ideologischen Schicht der Bevölkerung und ihres Mutterbodens und wird dadurch auch den Untergang unserer Art herbeiführen, ein Resultat, das der Pessimismus, aber auch nur er, herbeiwünscht, wo dann — um mit seinem Klassiker zu reden — Wille und Intellekt für immer getrennt und Alle erlöst sein werden.

Ich habe wiederholt darauf hingedeutet, dass gerade die Beschäftigung mit der Genealogie der begabten Familien mich zu dem Ergebnis geführt hat, dass der in Deutschland vorhandene Vorrat an anderer als lediglich praktischer Begabung zurückzuführen ist auf die Nachkommen der aus dem Mittelalter in die Anfänge des 15. Jahr-

hunderts herübergekommenen Handwerker, und auf die Entstehung des evangelischen Pfarrhauses, dessen Lebensführung tonangebend gewesen ist für die anderen gelehrten Stände, besonders die Philosophen, Juristen und Ärzte, von denen aber, mindestens seit dem dreissigjährigen Kriege, die meisten im Gelderwerb aufgingen. Die deutschen Universitäten des 17. Jahrhunderts zählen als Ausgangsstätten intellektueller Familien nicht mit; von dieser Regel gibt es einige Ausnahmen, ich nenne die Vorfahren von Bismarcks Mutter, die Thomasius, die Leibniz. Was uns das 18. Jahrhundert an Gelehrtenfamilien zeigt, steht zumeist ausserhalb des akademischen Treibens. Das ändert sich erst mit der französischen Revolution. Vergessen darf man nicht, wieviel wertvolles deutsches Blut durch Abwanderung nach Österreich, den baltischen Ländern, den Niederlanden und (schon verhältnismässig früh) nach Nordamerika unserer Nation verloren gegangen ist; wir müssen die Blüte germanischen geistigen Lebens des 17. Jahrhunderts auch in den Niederlanden — ich nenne nur Rubens —, der Schweiz, Dänemark und Skandinavien suchen.

Auch das Element, das man heute als hohen Adel bezeichnet, hat unter den Deutschen im 17. Jahrhundert geblüht, nicht nur in der Mäzenatenrolle.

Das Zusammenwirken der einmal gegebenen Betriebsfonds — s. v. v. — hat der Nation in der Zeit zwischen Keppler und Nietzsche eine hohe Blüte geistiger und künstlerischer Tätigkeit gebracht und zuletzt auch eine wirkliche, d. h. eine Blut- und Eisen-Politik; aber gerade die Möglichkeit dieser Politik lässt schon den Niedergang der humanen Kultur erkennen, und die weitere Entwickelung der deutschen Nation ist — darüber dürften sich nunmehr Alle klar sein — nicht ein politischer, sondern ein wirtschaftlicher Aufstieg gewesen, ein Aufstieg über die Leiche der noch so jungen, so unharmonischen deutschen Kultur, deren Dekomposition Wagner, Lindau, Blumenthal, Ebers, Dahn in der empfindlichsten Sphäre, den „belles lettres", anzeigen, und deren Deliquiszenz das Hereinbrechen englischer Umgangsformen, amerikanischer Geschäftsformen und dekadente russische, französische, dänische Literaturmoden markieren.

Sieht man von der unerhört massenhaften Auswanderung in den 20 Jahren nach dem Kriege mit Frankreich ab, so hat das Wachstum der grossen Städte seit dieser Zeit und die Entstehung einer ungeheuren Arbeiterarmee, die von jeder Möglichkeit psychischen Aufstiegs ausgeschlossen ist, ausserhalb der grossen Städte in den äusserlich noch ländlich erscheinenden Bergwerk- und Kleinindustrie-Bezirken, die Nation ausgepowert. Die grosse Masse der Handwerker, die Kleinbauern und die widerstandsfähigeren, selbstbewussteren ländlichen Lohnarbeiter der ostelbischen Provinzen sind, teilweise unter Verdrängung durch Slawen,

im Proletariat aufgegangen [1]). Die Nation ist entartet, die feiner organisierten Elemente füllen zu Myriaden die Irrenhäuser; der Morphinismus oder die sexuelle Perversion dezimieren die besseren Köpfe des alten und neuen Mittelstandes; die Frauen rücken in die Lücken ein, mit mehr als 10 Millionen Lohnarbeitern drücken sie die Lebenshaltung der Familien hinunter, und der Antisemitismus wehrt sich vergeblich gegen die Macht, die das durch strenge Inzucht vor Begabungsverlust bewahrte jüdische Element im intellektuellen Leben der Nation zu entwickeln beginnt.

Die zähen und widerstandsfähigen Elemente, die das anthropologisch noch intakte grosse Bevölkerungselement, das Unternehmertum, bilden, zeigen, ausser in einer doch schon etwas beunruhigend aussehenden Erholungs-, Vergnügungs- und Zerstreuungssucht, keine merklichen Zeichen der Degeneration. Es bleibt abzuwarten, ob eine sich im wesentlichen aus Ausbeutern und Ausgebeuteten zusammensetzende Bevölkerung, der ausser einem dekadenten einheimischen Literatentum nur importierte Ideale zur Verfügung stehen, sich im Kampfe um den Futterplatz ohne eigene Ideologie lange behaupten kann.

Die Frage, ob der Sozialismus die Chancen der Nation bessern kann, scheidet für eine Betrachtungsweise, die sich mit der Entstehung begabter Individuen und den Bedingungen der Vererbung ihrer Anlagen beschäftigt, natürlich aus; die platonische Utopie einer indifferenzierten, von Philosophen mitgeleiteten Masse, die für die leitende Kaste (die „ἄρχοντας“) volle Bewegungs- und Entwickelungsfreiheit fordert, ist nur ein müssiges Spiel einer schwunglos gewordenen, senilen Phantasie.

Der schöne Traum eines in lockeren, freien Verbindungen lebenden Volkes feinfühliger, naturbegeisterter Kunsthandwerker, den Morris in seinen „News from Nowhere“ so verlockend erzählt, ist eine der schönsten Früchte einer Nachblüte der Romantik, dessen Unmöglichkeit ein Blick auf die biologischen Rückwirkungen der vom Kapitalismus geschaffenen Gesellschaftsverfassung zeigt.

Ich glaube hiermit zunächst genug über die fundamentalen Differenzen zwischen den drei grossen Begabungsklassen

1. der Praktiker (Wirtschaft, einschliesslich Politik und Kriegführung),

---

[1]) **Neuerdings tritt auch im deutschen Proletariat ein erheblicher Rückgang der Geburtenziffer auf, d. h. das Proletariat liefert sein Hauptprodukt, eben die „proles“ nicht mehr in hinreichender Quantität; von der Qualität redet man besser nicht.**

2. der Techniker (Technik),
3. der Ideologen (Kunst und Wissenschaft)

gesagt zu haben[1]).

Die beiden ersten Klassen gestalten die wirkliche Welt; und geniessen sie.

Die dritte dieser Kategorien ist dabei nicht lediglich negativ durch den Mangel der Fähigkeit bestimmt, Menschen zu Mitteln ihrer Zwecke zu machen, Abhängigkeitsverhältnisse zu schaffen, sondern positiv durch den ihr innewohnenden Trieb ein — mehr oder weniger vollständiges — Abbild der Welt zu gestalten. Und zwar entweder ein mehr (oder absolut) subjektives (Künstler) oder ein mehr oder — der Intention nach — absolut objektives Weltbild (Forscher).

Die Erörterung der Frage nach der Möglichkeit der Zeichnung eines absolut objektiven Weltbildes gehört nicht hierher.

Am kürzesten lassen sich vielleicht die beiden grundverschiedenen Tendenzen der beiden grossen Klassen der menschlichen Begabung mit zwei Zitaten aus grossen Denkern charakterisieren. Der Praktiker hat die Maxime: Die Welt ist meine Auster. Der Ideologe: Die Welt ist meine Vorstellung.

---

[1]) **Die Klassenzugehörigkeit hängt von der Gestaltung des Trieblebens ab, das eben in der instinktiven Betätigung der entsprechenden Anlage besteht, wie die Anlage den Trieb schafft. Kunstanlage und Kunsttrieb sind nicht verschiedene Fähigkeiten, sondern dasselbe Ding, von verschiedenen Standpunkten aus gesehen.**

III. Grenzgebiete der Begabung.

Das wichtigste Gebiet, auf dem sich Elemente verschiedener Begabungen mischen, ist das zwischen Wissenschaft und Kunst; wie ich zeigen werde (s. auch oben S. 20 f.), ist das Wesen wissenschaftlicher Begabung der Trieb nach Gestaltung eines möglichst, ja eines vollkommen objektiven Weltbildes; das Wesen der künstlerischen Begabung der Trieb nach Gestaltung eines absolut subjektiven Weltbildes; dem Forscher ist das oft bewusst, oder es wird ihm bewusst, wie es Schopenhauer, Spencer, Spinoza und Leibniz bewusst geworden ist; dem Künstler wird es, gottlob, selten bewusst, sonst wird ein pfauenartiges Monstrum aus ihm, wie Rubens oder Wagner. Nun wird aber reine Subjektivität ebenso selten getroffen, wie reine Objektivität, ja sie sind oft bei demselben Individuum in fast gleichem Verhältnisse neben- oder durcheinander da; ein Durcheinander scheint Leonardo da Vinci zu repräsentieren, dessen Figur aber fast mythisch ist, d. h. die Dokumente sind dürftig, die Dithyramben seiner Bewunderer [1]) überschwänglich; ein Nebeneinander, und manchmal eine Durchdringung, zeigt die Natur Goethes und, soweit es sich aus den Quellen ermitteln lässt, Shakespeares; auch Herodot und Homer sind hier zu nennen; damit dürfte aber die Liste vollständig sein.

Wir kommen nun zu den Kunstkennern. Der Snobbismus mancher modernen Salonprofessoren, z. B. des mir aus persönlichem Umgange in seiner Eitelkeit wohl bekannten Emil Dubois-Reymond, aus dem heraus derartige Grossstadtpflanzen Kunstverständnis herauskehren, um schliesslich Dinge von sich zu geben, wie das bekannte: „Goethe und kein Ende", dieser Kunstsnobbismus macht noch lange nicht den wahren Kenner der schönen Künste. Auch die Bekleidung einer Professur für Ästhetik oder Kunstgeschichte berechtigt noch nicht zu der Vermutung, dass da immer irgend eine Form der Verschmelzung von künstlerischer und wissenschaftlicher Begabung gegeben sei. Die Orientierung auf diesem Gebiete wird bei der Lektüre der Kunstliteratur dadurch sehr erschwert, dass die sprachkünstlerische Begabung, die so häufig ist, auch bei den nordischen Völkern, meist

[1]) Z. B. Peladan in „Mercure de France". 1908.

nicht von wirklich künstlerischer Begabung unterschieden wird. Eine scharfe Sonderung der rhetorischen Begabung, ein Beiseitestellen der Literaten und Gelehrten, die nur Rhetoren oder nur Sammler von Notizen waren, ist ja besonders notwendig, wenn man sich anthropologisch und psychologisch in dem weiten Gebiete der romanischen Kunst und Dichtung orientieren und hier kausalen Untersuchungen nachgehen will; die auf Eis gestellte Dialektik des Kunstkritikers und Archäologen Lessing, deren Kälte allerlei dilemmatische und dialektische Kristalle sich bilden lässt; die ewig auf Punschtemperatur gebrachte Sprachkunst Schillers können den denkenden Kenner täuschen und haben viele getäuscht; diese Erscheinungen gehören in das Gebiet der Sprachkunst, derjenigen Kunst, für die mit Ausnahme eines kleinen Teiles der Idioten und einiger weniger Taubstummer — denn es gibt auch hinreissende Redner unter den Taubstummen, ich nenne nur Helen Keller — fast alles, was Menschenantlitz trägt, Begabung hat. Ich will mich mit der Sprachkunst an dieser Stelle nicht weiter beschäftigen, sondern nur betonen, dass sie die populärste und prompteste aller Künste ist; die Zunge ist ja immer im Munde; es bedarf jedesmal einer besonderen Untersuchung, ob die modernen Meister der Sprachkunst — etwa Poe, Villers de l'Isle Adam, Victor Hugo, Kierkegaard, Clemens Brentano, Rückert, Treitschke, v. Hartmann, Friedrich Nietzsche — ihre unbestreitbaren Erfolge ausser ihrer phänomenalen Sprachkunst auch noch einem Besitze an Ideen oder einer Fähigkeit zur Symbolbildung — dieser der Kunst und der Wissenschaft gemeinsamen Grundkraft — verdanken.

Ich will nur betonen, dass die Sprachkunst meist eine durchaus reproduzierende Kunst ist, und dass produktive Künstler, d. h. Wortschöpfer, auf diesem Gebiete das Allerseltenste vom Seltensten sind[1]); Homer war produktiv als Sprachkünstler — schon in seiner Namengebung, wenn er z. B. die beiden alten Frauen, deren mütterliche Liebe den unseligen Odysseus tröstet, Antikleia und Eurykleia nennt; Dante war es, und Calderon und Shakespeare und Bürger und Goethe; ich wüsste aber diese Liste nicht zu vergrössern; meine Kenntnis des Russischen ist nicht eingehend genug, um zu sagen, ob mein Gefühl, dass Kolzow ein produktiver Sprachkünstler war, mich täuscht. Durch ihren reproduktiven Charakter unterscheidet sich die Sprachkunst trotz ihrer enormen klangästhetischen Bedeutung auf das allerschärfste von der Musik, in welcher jeder Meister — nicht jeder

[1]) Wie vollständig die auf Symbolik beruhende Fähigkeit zur Wortschöpfung heute erloschen ist, zeigen moderne Neologismen wie Ila, Bedag, Hapag, deren anorganische Entstehung dem Ersatz des Pferdes durch das Automobil durchaus entspricht.

Nachahmer — die enorme Aufgabe leistet, eine eigene, konsonantenlose Sprache, die er allein sehr wohl versteht, die Hörer aber nur ahnend nachfühlen, zu erfinden und die so gefundene nun rhythmisch zu gestalten; so ist es kein Wunder, dass schöpferische Musiker sich selten mit (den schon erfundenen) Sprachen eingehend beschäftigen; wir finden keine Talente fürs Erlernen fremder Sprachen unter den originellen Musikern, und wir finden unter ihnen auch wenige, die die angeborene sprachkünstlerische Begabung selbständig weitergebildet haben; hier wäre Wagner zu nennen, der aber doch oft, viel öfter als Schiller, in unkünstlerische Trivialitäten, ja, auch wie Schiller, in grobe Geschmacklosigkeiten verfallen ist, die einem Sprachkünstler von Geschmack — und ein grosser Künstler hat vor allem Geschmack auf seinem Gebiete — nicht hätten unterlaufen dürfen; indes ist ihm auch manches sprachliche Kunststück gelungen.

Die Sprachkunst muss aber noch einmal erwähnt werden, weil sie eine Beziehung zu einem wichtigen Grenzgebiete der künstlerischen Begabung hat, zum Gebiete des Witzes und der Komik. Die sprachlichen Analogien und Gleich- und Anklänge, auf die man durch die Zufälligkeiten der Klang-Assoziation kommt — manche Geistesstörungen begünstigen ja bekanntlich diese sprachlichen Assoziationsformen, ebenso der Rausch in seinen verschiedenen Graden —, sind nämlich leicht zu erwerbende Waffen, mit denen die Frechheit des Kleinen sich dem Grossen entgegenzustellen wagt, Steine für die Schleuder des kleinen Juden David gegen den gewaltigen Arier Goliath. Welche Taschen voll von spitzen kleinen Steinen hat nicht der freche Halb-Phönizier Aristophanes gegen den grössten Griechen, gegen Sokrates, in den Kieselhaufen gefunden, die das griechische Meer an den Strand Attikas geworfen hat[1]).

Der Mut, der den Kleinen befähigt, sich dem — wahrhaft oder scheinbar — Grossen entgegenzustellen, ist die Anlage, die, mit höherer sprachkünstlerischer Begabung verbunden, alles das zuwege bringt, was man Witz, Satire, Spott, Hohn, Komik, Karrikatur, Parodie (die der Sprachgebrauch tatsächlich hierher rechnet, wenn auch fälschlich) Travestie nennt.

Es gibt hier sehr viele Kombinationen, sehr verschiedene Elemente können da verknüpft sein, aber die konstituierenden Elemente, die übrigens für sich, ohne alle Hilfskräfte, ausreichen, sind Frechheit und Sprachkunst, auch wo alle Poesie fehlt. Wenn Heine im Atta Troll nicht von dem Freiligrathschen Mohrenfürsten loskommt, und wenn es ihm dabei zweifellos gelingt, den jüngeren rheinischen Dichter lächerlich zu machen, so war in diesem Verhältnis doch

[1]) Plato, Apologie des Sokrates, 18 u. 19.

Heine der Kleine, der nicht heranreichte an das hochherzige Mitgefühl Freiligraths, wenn dieses Gefühl ja auch ohne sonderlich entwickelte Sprachkunst sich auszudrücken gesucht und in dem verfinsterten Mond, der aus silbernem Wolkenchor hervortritt und mit dem das weisse Zelt verlassenden Mohrenfürsten verglichen wird, eine Verdunkelung des Geschmacks und des bon sens gezeigt hat.

Ich verkenne nicht, dass die Kunstmittel, deren sich die Frechheit — die schwächste Form der Revolte — bedient, um den besseren Mann zu ärgern oder gar zu stürzen, nicht allein auf die Kunstmittel angewiesen sind, die ihr die Sprache fix und fertig liefert; fix und fertig liefert der Frechheit auch die Mimik und die Gebärdensprache wirkungsvolle Kunstmittel, und darüber hinaus hat die Pantomime, in der nun schon die eigene Erfindung des Spötters tätig sein muss, unendlich viel liefern müssen; hierher gehört die (ausser im rheinischen Karneval) fast ganz vergessene Kunst des Maskenspiels, wohl die Urform der Komödie; die Maske brauchen ja auch noch ausser den ostasiatischen Kulturvölkern viele Naturvölker, um gewisse Götter zu verhöhnen [1]). Im Kölner Karneval flammt alljährlich noch die Hitze des dortigen Keltenblutes in allerlei ironischen Masken und Maskengruppen auf, und der Simplizissimus bedeutet (nach dem zahmen Kladderadatsch) das Wiederaufleben des Maskenspiels der frechen Kleinen gegen die Grossen, die dem roten Hunde nicht immer das zeigen, was ihm allein gebührt: gelassenen Humor. Der preussische Polizist ist kein Sokrates [2]).

Ich berühre hier das Wesen des Humors, des Lächelns, mit dem das Grosse sich gegen den Spott des Kleinen richtet; wir sehen auch den Humor in die Zusammenhänge verflochten, aus denen sich Satire, Karrikatur und Verhöhnung ergeben. Alle diese Kunstzweige gehören offenbar in das grosse Grenzland; zwar konstituiert der Ausdruck des im Künstler wohnenden Gefühls — und dazu gehört ja auch der Hass und die Verachtung — und die im Empfangenden, Geniessenden entstehende gleichsinnige Resonanz die Totalität des Kunsterlebnisses, aber der Witz mit seinen Genossen und der Humor bedürfen zu ihrem Zustandekommen anderer Elemente, als der der Gemütsbewegung; sie setzen gewisse Charaktere (d. h. konstante Willensrichtungen) voraus und der Besitz oder Nichtbesitz eines solchen Charakters gehört nicht mehr in die Lehre von der Begabung, wie wir sie hier fassen [1]).

---

[1]) Die alten christlichen Mysterien- und Weihnachtsspieler äffen höhnend den alten zittrigen Joseph, den Mohrenfürsten u. s. w. nach.

[2]) Es seien als Meister der Frechheit noch genannt: Kratinos, Eupolis, Juvenal Martial, Lucian, Aretino, Ulrich v. Hutten, Fischart, Rabelais, Quevedo, Boileau, Voltaire, Abraham a Santa Clara, Swift, Mandeville, Marat, Wilkes, Fréron, Goya, Giusti, Heine, Saphir, Daumier, Offenbach, Rochefort und zahllose Neuere, besonders Harden, T. T. Heine, Shaw und Wedekind.

Dass die Satire ausnahmsweise auch dadurch zustande kommen kann, dass sich der Übermut der Grossen gegen den übertriebenen Dünkel der Kleinen richtet, zeigt die Geschichte der griechischen jambischen Dichtung, und es zeigen es auch die Goethe-Schillerschen Xenien; über die letzteren sind die Akten noch nicht geschlossen; wir wissen nicht, ob die Sprachkunst und Verbitterung Schillers an dem Plane zu ihrer Entstehung nicht den Hauptanteil hat, und ob Goethe, ohne diesen Antrieb, nicht über die übergrosse Frechheit derer, die ihn anzukläffen für gut fanden, mit olympischer Ruhe hinweggesehen hätte, wie sein grosser Bruder in Apoll, der alte Fritz in Berlin [1]).

Dass der Affekt des Einzelnen gegen das Weltall, der Pessimismus, auch im Herzen des grössten Menschen nur eine Auflehnung des Geringeren gegen das Grosse ist, braucht nicht dargelegt zu werden. Die pessimistische Veranlagung ist gewiss, wie die melancholische, ein wesentliches Element der emotiven Veranlagung, und diese ist ja ein Hauptelement aller Begabung, besonders der künstlerischen; Pessimismus und Melancholie gehören aber in das Grenzgebiet, weil sie an das Pathologische streifen; es ist in solchen Fällen immer Etwas abnorm, entweder das so tief leidende Individuum oder die so tief verwundende Gesellschaft; ganz schlimm ist es aber erst, wenn beide abnorm sind, wie im Falle von Anselm Feuerbach, dessen Ende durch Selbstmord doch psychologisch nicht angezweifelt werden kann, trotz aller ärztlichen Atteste [2]).

---

[1]) s. J. P. Eckermann, Gespräche mit Goethe, Leipzig 1909, S. 113.

[2]) S. „Anselm Feuerbach", von Julius Allgeyer, II. Aufl., 1904, S. 502—509.

IV. Auf welchem Gebiete sich das Talent betätigt.

„Man will, dass ein Talent, das sich in einem gewissen Feld hervortut, dessen Art und Weise allgemein anerkannt und beliebt ist, aus seinem Kreise sich nicht entferne oder wohl gar in einen weit abgelegenen hinüberspringe. Wagt es einer, so weiss man ihm keinen Dank, ja, man gewährt ihm, wenn er es auch recht macht, keinen besonderen Beifall.

„Nun fühlt aber der lebhafte Mensch sich um seiner selbst willen und nicht fürs Publikum da; er mag sich nicht an irgend einem Einerlei abmüden und abschleifen, er sucht sich von anderen Seiten Erholung. Auch ist jedes energische Talent ein allgemeines, das überall hinschaut und seine Tätigkeit da und dort nach Belieben ausübt. Wir haben Ärzte, die mit Leidenschaft bauen, Gärten und Fabriken anlegen, Wundärzte als Münzkenner und Besitzer köstlicher Sammlungen. Astrug, Ludwig XIV. Leibchirurg, legte zuerst Messer und Sonde an den Pentateuch, und was sind nicht überhaupt schon die Wissenschaften teilnehmenden Liebhabern und unbefangenen Gastfreunden schuldig geworden! Ferner kennen wir Geschäftsmänner als leidenschaftliche Romanleser und Kartenspieler; ernsthafte Hausväter jeder anderen Unterhaltung die Theaterpossen vorziehend."

So Goethe. Er, Jurist, Lyriker, Roman- und Dramen-Autor, sieht von aussen die Rolle des Zwischenkiefers und des Rückenwirbels für die Konstruktion des Säugetierschädels. Er erblickt ein Phantasiebild, synthesiert aus zahllosen sinnend betrachteten Pflanzen die Urpflanze, in der sich die Bildung aller Pflanzenorgane aus ursprünglichen Blättern zeigt; ihm war es also gegeben, den in der Regel völlig unbewussten Vorprozess, dessen Ergebnis der Analogieschluss ist, in sich in der Entstehung zu beobachten. Goethe war deshalb das, was man in mythischen Zeiten, wo diese Fähigkeit offenbar noch nicht durch die modernen künstlichen Hilfsmittel des Denkens und der Forschung — Mathematik, termini technici, formelle Logik, Laboratorien — verdrängt oder vernichtet war, Goethe war das, was man in alten Zeiten einen Seher nannte. Aber er war auch auf vielen Gebieten Dilettant, auch in den Sphären der Praktiker, und zu vielseitig, um

aus der Selbstbeobachtung heraus den Gegensatz in der Begabung der Praktiker und der Intellektuellen zu erschauen.

Auf einem Sehenkönnen, wo doch nichts Äusseres da ist, beruhen mehr noch als die Entdeckungen die Erfindungen. Wir kennen die ersten Erfinder nicht, die uns den Keil (und damit Beil, Pfeil, Speer, Messer), den Hebel, die Schleuder, das Flechten von Zweigen (und damit die ganze Textilindustrie), die Spindel, den Bogen (und damit ausser den Schusswaffen die Saiteninstrumente), das Blasrohr (und damit die Blasinstrumente) gefunden haben; sie müssen aber den Einfall gehabt haben, die Verallgemeinerungs- und Wiederholungsfähigkeit eines einmaligen, „zufälligen" Vorgangs zu erfassen, und auch schon mit einem Blicke die unbegrenzten Möglichkeiten geschaut haben, als Seher.

„Voir venir les choses est le meilleur moyen de les expliquer." (Turpin.)

Gross ist in der wissenschaftlichen Entdeckung die Bedeutung desjenigen Sinneseindruckes, der einen schon lange in seinen Prämissen vorliegenden, aber tatsächlich noch nicht gezogenen Analogieschluss auslöst: solche Analogieschlüsse haben bei weitem Blick des Denkenden die Eigenheit, universell zu sein, entweder das Weltganze oder eine ganze Seite des Universums zu umfassen.

Schwann macht von der Pflanzenzelle den Analogieschluss auf die universelle Bedeutung der Zelle für alles was lebt[1]).

Galilei beobachtet, dass alle Schwingungen eines Pendels, gleichviel welchen Raum sie durchlaufen, gleich lange dauern. Newton

---

[1]) Schwann, der gegen Ende der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts Assistent bei Joh. Müller in Berlin war, ass dort einmal mit dem in Jena eine Professur bekleidenden Entdecker der Pflanzenzelle, Schleiden, zu Mittag. Er war damals 28 Jahre alt, Schleiden 34 Jahre. Als Schleiden ihm nun seine Auffassung der Bedeutung des Kerns bei der Pflanzenzelle auseinandersetzte, fiel Schwann ein, dass er solche Kerne auch in der (knorpligen) Substanz der Chorda dorsalis (einer Art Wirbelsäule) von Fischen gesehen hatte. Sofort durchblitzte ihn der Gedanke, von welcher fundamentalen Bedeutung die Erkenntnis sein müsse, dass Tier- und Pflanzenzellen gleich gebaut seien, gleich lebten und sich gleich entwickelten. Er lief mit Schleiden sofort in die zoologische Sammlung und Schleiden bestätigte nach einem Blicke ins Mikroskop die Identität der vor ihm liegenden tierischen Zellkerne mit denen der Pflanzenzelle. Bekanntlich hat Schwann zähe an der universellen Auffassung der Tierzelle, der Zelle überhaupt, festgehalten, und gezeigt, dass auch diejenigen tierischen Strukturen, die äusserlich nicht die geringste Ähnlichkeit mit Aggregaten von Pflanzenzellen besitzen, doch als Umwandlungsprodukte früherer einfacher Zellen anzusehen sind. Selten hat eine biologische Theorie einen so schnellen Triumphzug angetreten, wie die Zellenlehre Schwanns. Dem Könige Schwann folgte der Kärrner Virchow, der sich aber ganz als Originalgenie gebärdete. Der gefährliche Konkurrent Schwann wurde aus den deutschen akademischen Kreisen schnell nach — Löwen abgeschoben.

wendet die Fallgesetze auf unser Sonnensystem und die darin nachgewiesenen Bewegungserscheinungen an.

Marx erblickt die Machtstellung eines Fabrikanten dem Lohnarbeiter gegenüber und findet so die alles in der Wirtschaft umfassende Bedeutung des Kapitalismus.

Lamarck sieht den Einfluss des Lichts aufs Wachstum der Pflanzen und findet sofort seine Entwickelungslehre.

Lyell sieht Streifen auf wallisischem Gestein und wiedererkennt darin die Form schweizerischer Gletscherschliffe; er sieht sofort die vereiste paläoarktische Welt. Robert Mayer konstatiert, dass unter den Tropen die Bluttemperatur dieselbe ist, wie in Nordeuropa, und kommt so auf die Wärmegesetze. Joule fühlt, dass ein Draht, durchflossen von einem elektrischen Strom, wärmer wird, und schliesst sofort auf die Umwandlung jeder physikalischen „Kraft“ in jede andere.

Pasteur kam aus rein chemischen Interessen an den Spaltungsprozessen, welche die Gärung begleiten, zu einer Analogie zwischen dem Einflusse der Hefezellen auf organische Stoffe und dem Einfluss der einzelligen Organismen überhaupt auf den Organismus des Säugetiers, speziell des Menschen; er erfasste sofort die allgemeine, umfassende Bedeutung dieser Analogie, und so ist er der Vater der modernen Bakteriologie und der modernen Seuchenlehre geworden. Vielleicht hat kein Forschungsgebiet so wie dieses sich dazu geeignet, den Schillerschen Spruch zu illustrieren:

Wenn die Könige bauen, kriegen die Kärrner zu tuen.

Auch König Schwann hat viele, viele Kärrner in Bewegung gesetzt, und da es viele davon zu Orden, Ämtern und Titeln gebracht haben, halten sie sich im Stillen wohl auch für Fürsten im Reiche des Geistes.

Es ist also für die eigentlichen Entdecker auf wissenschaftlichem Gebiete charakteristisch:

1. dass sie eine bisher übersehene Analogie sehen (es handelt sich dabei selten um ein Hören),
2. dass sie die universelle Bedeutung dieser Analogie erkennen.

Bezüglich der Erkenntnis der universellen Bedeutung von Einzelbeobachtungen ist aus neuerer Zeit besonders Kirchhoff, der Doppelstern Bunsens, zu nennen; ferner Frau Curie, die allein und zuerst die ungeheure revolutionäre Tragweite der Erscheinungen der Radioaktivität für die Erkenntnis der Materie, also für das allerallgemeinste Problem, gesehen hat. Ich betone besonders Becquerel gegenüber die Bedeutung der Frau Curie, weil Becquerel von vornherein

falsch gesehen hat, ich betone ja aber hier die Bedeutung des richtigen Sehens. Becquerel ging bei seinen Versuchen über das Kalium-Uransulfat von der falschen Vermutung aus, dass Phosphoreszenz und die Emission von X-Strahlen miteinander verknüpfte Erscheinungen sind; die bei diesen Versuchen von ihm gefundenen, vom Uransalz ausgesandten photographisch wirksamen Strahlen hat er nicht zu deuten vermocht; die eigentliche Analogie fanden, nachdem Becquerel die Tatsache gefunden, aber nicht verstanden hatte, die Curies; Becquerel ist allerdings den weiteren Untersuchungen der Curies mit seinen grossen Hilfsmitteln ziemlich pari passu nachgehinkt. Dass auch diesen Königen der Beobachtung und des Gedankens die mathematischen Kärrner mit ungeheuren Karrenladungen von vielfachen Integralen und Differentialgleichungen gefolgt sind, versteht sich wohl bei dem gegenwärtigen eigenartigen Verhältnisse zwischen beobachtender Naturforschung und mathematischer Scholastik von selbst[1]).

Wir erkennen also die Fähigkeit zum Erblicken von Analogien — d. h. zur Konstatierung eines Verhältnisses zwischen Verhältnissen —, einer besonderen Art der „anschaulichen Erkenntnis", auf allen wissenschaftlichen Gebieten als eine wesentliche Fähigkeit, eine besondere Art der Begabung, deren Betätigung auf jedem Felde fruchtbar ist, so dass diese Begabung für jedes Gebiet der Erkenntnis fruchtbar werden muss.

Ob ein so begabter Mensch sich mehr auf dem Gebiete der physikalischen, der biologischen oder der sozialen Kausalität betätigen wird, hängt teils von der Art der ersten, durchgreifenden Anregung ab, teils davon, ob zu dieser wesentlich wissenschaftlichen Begabung das Hinzutreten anderer, ins technische Gebiet gehörigen Fähigkeiten — manuelle Technik oder mathematische Technik — ein wesentliches Hilfsmittel der Forschungsmethode liefert.

Newtons Analogisierung der Gravitation mit der universellen Ursache der Bewegung der Gestirne fand gewiss in seiner mathematischen Nebenbegabung ein sehr wesentliches Hilfsmittel zu einer überzeugenden Darstellung der Himmels-Mechanik.

---

[1]) Ich verweise kurz auf die fast unübersehbare Menge üppiger mathematischer Spekulation, die sich im Anschlusse an die Curieschen Versuche mit dem „Verhältnis zwischen Ladung und Masse" der Elektronen befasst; betont sei noch besonders, dass die unübersehbar wichtige Tatsache, dass Radium spontan und andauernd Wärme aus sich entbindet, nicht von mit Integralen jonglierenden Mathematikern, sondern durch Anschauung von Frau Curie gefunden worden ist (C. R. 136, p. 673). Es ist ein Segen, dass Skeptiker wie Poincaré wenigstens in Frankreich dafür sorgen, dass die „simple vérité" nicht ganz von der mathematischen Scholastik überwuchert wird.

Aber die durchaus im Unbewussten wurzelnde Fähigkeit zum Entdecken von Analogien, das sich blitzschnell, inspirationsmässig, einstellt, hat eine mehr organische Bedeutung, als die bewusste Verwendung mathematischer Hilfsmittel der Analyse, die alles immer wieder prüft und wägt.

Deshalb ist die Fähigkeit zum Analogienfinden eine durchaus universelle Anlage, im Gegensatz zu dem einseitigen, wenn auch profunden mathematischen Talente.

Es ist bekannt, dass die Juden, denen die anschauliche Erkenntnis in der Regel abgeht, sich auf dem Gebiete der Wissenschaft wie der Kunst durch die höchst einseitigen, verstärkende Begleitbegabungen in der Regel ausschliessenden, Talente zur Mathemathik und zur Musik auszeichnen [1]). Ihre Unfähigkeit zur inneren Nachbildung des Gesehenen, zum „Schauen", drückt sich ja schon in den religiösen alten Verboten des „Bildermachens" aus, wie ihre Anläufe zur Dichtung kaum über aphoristische, spruchartige Werke der Sprachkunst hinaus gekommen sind [2]).

Niemand kann daran zweifeln, dass an logischer, dialektischer und kalkulatorischer Begabung der Durchschnittsjude erheblich höher steht, als die entsprechende Begabung der Bevölkerung Europas. Aber die schöpferische Phantasie [3]) der Juden ist seit den Psalmen Davids nicht gewachsen; wo neben der Fähigkeit, als Unternehmer oder als Schriftgelehrter zu glänzen, in jüdischen Familien andere Begabungsrichtungen auftreten, handelt es sich meist um die in der Regel, auch bei anderen Völkern, einseitig auftretende mathematische oder musikalische Be-

[1]) Über die Juden in der Mathematik siehe: M. Steinschneider, Monatschrift f. d. Gesch. d. Judentums, Bd. 49—51 (1905—1907).

[2]) Renan (Histoire des langues sémitiques, p. 9—12, passim) sagt: „La poésie sémitique n'a jamais dépassé le proverbe et la parabole, à peu près comme si la philosophie grecque eût pris son point d'arrêt aux maximes des sept sages. . . Les thèmes de la poésie sont, chez les Sémites, peu nombreux et bien vite épuisés. Cette race n'a connu, à vrai dire, que deux sortes de poésie, la poésie parabolique le maschal hébreu, dont les livres attribués à Salomon sont le type le plus parfait, et la poésie subjective, lyrique, comme nous dirions, représéntée par le psaume hébreu et la Kasida arabe, formes courtes, ne dépassant jamais une centaine de vers, exprimant un sentiment personel, un état de l'âme, et dont l'auteur est lui-même le héros. Le caractère éminemment subjectif de la poésie arabe et de la poésie hébraique tient lui-même à un autre trait essentiel de l'esprit sémitique, je veux dire à l'absence complète d'imagination créative, et par conséquent, de fiction . . . . Aussi nulle trace de poésie narrative on dramatique, aucunes de ces grandes compositions où le poète doit s'effacer; le conte leur est venu de l'Inde et ne s'est développé parmi eux que bien tard . . . . La grande épopée sort toujours d'une mythologie. Mais que faire pour l'épopée de ce Jéhovah solitaire, qui est celui qui est?"

[3]) „Exprimer tout ce qui tient dans une idée qu'il n'aurait pas trouvée seul" diese Fähigkeit hebt Muret hervor (L'esprit juif, 1901, S. 40).

gabung. Aber auch auf diesen Gebieten fehlt den Juden das schöpferische Produzieren, das bei aller aus der Anschauung kommenden oder Anschaubares schaffenden Tätigkeit[1]) erst ein persönliches Werk zustande kommen lässt. Vorwiegend glänzen die jüdischen Mathematiker durch die dialektische Feinheit, mit der sie reproduzieren, durch die Gewandtheit, mit der sie überlieferte Methoden auf ein neues Thema anwenden. Bei der ausserordentlich geringen Fähigkeit der Juden, ein Kunstwerk, das in einem sichtbaren Gebilde erkennen lässt, was eine Anschauung im Innern des Künstlers entstehen liess, zu würdigen, ist es auch nicht zu verwundern, dass sie erst seit dem Auftreten des Naturalismus ein stärkeres Interesse für die Malerei zeigen, und dass den wenigen Juden, die im 19. Jahrhundert als Maler tätig waren, schöpferische Phantasie abging, während manche unter ihnen — wie Liebermann — durch hohes technisches Talent und dialektisch-scharfe Anwendung der Regeln der pleinair-Malerei Erfolge erzielt haben, und so dem Geschmacke der jüdischen Mäzene am nächsten kamen[2]).

Dieses vorwiegende Interesse für Technik und einen alle Symbolik ausschliessenden Impressionismus findet man auch nicht selten in den Sammlungen jüdischer Mäzene ausgeprägt, obschon manche davon auch Werke träumerischer Präraphaeliten und hypermoderner Ultra-Symbolisten erwerben, weil diese Dinge gerade Mode sind, oder weil sie selten sind[3]).

---

[1]) Auch Sombart sagt von der jüdischen Art: „Alle Romantik ist dieser rein diskursiven Weltbetrachtung fremd, alles unmittelbare Sich—in—die—Welt, in—die—Natur, Sich—in—den—Menschen—Versenken" (c. W., S. 317).

[2]) Das grosse Kombinationstalent der Juden, das sie zu vorzüglichen Schachspielern und (ärztlichen) Diagnostikern macht, kann, zur kombinatorischen Phantasie gesteigert (die etwas ganz anderes, als die schöpferische Phantasie ist), den technisch begabten Juden auch zu anscheinend künstlerischen Leistungen als Architekt und Komponisten befähigen.

[3]) Die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Paris grassierende Mode, Kunstwerke der Stile Régence und Louis XV. zu sammeln, hat die ausserordentlich wertvolle Sammlung des Baron Alfred v. Rotschild entstehen lassen; ferner die — auch an Niederländern des XVII. Jahrhunderts reiche — Sammlung von Rodolphe Kann.

V. Die Vererbung der Begabung.

Trace the red and the black drops to the veins of the ancestors, set his portrait over against the title page, strand him in a universe of self-seekers, catalogue his tastes, describe his habits, hoard up the meagre incidents, — — after all the man escapes you, hid within that zone of infinite repulsion, which surrounds the soul as it does the atom. . . .

Thomas Hardy.

Ich bin einige Zeit lang mit begabten Familien in näherer Berührung gewesen — meist lokalen Grössen —, deren Talente sich um gewisse Zentren sammelten oder konzentrierten. Diese Zentren waren Universitäten, Laboratorien, Gymnasien, besonders aber Theater und Kirchen. Die Zahl derer, die daraus mehr oder weniger berühmt geworden sind — wie z. B. die Familie Schwartz in Posen, Dubois Reymond in Berlin, Neisser in Schlesien, Sombart im Magdeburgischen — ist zu klein, um daraus eine Statistik aufzumachen; ein weiterer Blick ins Leben hat mir aber gezeigt, dass Universität und Gymnasium in den letzten 30 Jahren, seit der stärkeren Entwickelung der subfeudalen oder gar subalternen Gesinnung in der deutschen, oder doch mindestens in der preussischen Beamtenschaft, eher zum Grabe als zum Garten der Begabung werden. Die evangelische Kirche hat aber ihre Stellung noch nicht ganz eingebüsst, sie behauptet sie noch teils genealogisch durch die eigenartige Bedeutung des evangelischen Pfarrhauses, bis „hinab“ in die freien Gemeinden, teils lokal durch die Angliederung des Küsters, des Organisten, des Diakonen, Missionärs, des Architekten usw.; besonders die alten katholischen Dome, deren Canonici ja keine Nachkommenschaft haben, von der man reden darf, haben in ihren Architekten und Organisten, Küstern und Schweizern sehr oft die künstlerische Rezeptivität erweckt; welche empfängliche Seele, und sei sie noch so analphabetisch, könnte wohl auch dem gewaltigen Eindruck einer Missa solemnis im Wiener Stephansdom oder eines Orgelkonzertes im Magdeburger Dom widerstehen?

Und so gruppierte sich lange auch um die alten Hofbühnen und die Stadttheater in den preussischen Provinzialhauptstädten, in den kleinen Residenzen, wie Dessau, Waldeck, Gera und Detmold, eine Fülle

von Familien (z. B. die Kaulbachs), in denen von Generation zu Generation etwas vom Feuer der Kunst glüht, leuchtet, manchmal hoch auflodert, oft auch wieder verlischt. Wer kennt ihn nicht, den vorzüglichen Kostümschneider der Münchener Hofbühne, den braven Franz Seitz, dessen umfassende, im Stillen geleistete kunstgewerbliche Tätigkeit man heute nur in Petersburg, in der v. Stieglitzschen Sammlung, kennen lernen kann. Und so haben Balletmeister, Kulissenmaler, Tänzerinnen, Orchestermitglieder, ja nicht selten Theaterfriseure, von den Schauspielern, Sängern und Kapellmeistern ganz zu schweigen, Generationen hindurch Anregungen empfangen und Talente vererbt, die zahllos sind. Freilich handelt es sich dabei nicht immer um hohe Kunst, aber oft genug hat eine glückliche Kreuzung des väterlichen Artistenblutes mit einer phantasie- oder gemütsreichen Mutter der Welt ein grosses Talent verschafft. Die Bescheidenheit, Innigkeit, Wärme der Kunstliebe, die diese kleine Welt von 1700 bis etwa 1850 beseelt hat, scheint mir zu verschwinden; schon die ungeheure Entwurzelung und Mobilisierung gerade der Theaterwelt wirkt so, und die Geldgier der modernen Virtuosen — mit der Elsler, der Jenny Lind, der Sonntag fängt das an —, das Bestreben, begabte Kinder möglichst bald finanziell auszunützen, sie aus der zarten, innigen Sphäre der Hausmusik in den Konzertsaal zu zerren; die mitwirkende Sucht der Konzertagenten nach schnell verdienten „Gebühren" helfen dazu, diese Welt, die uns so anheimelt, in der der spätere königlich preussische Kammergerichtsrat E. T. A. Hoffmann jahrelang ein stilles Elysium gefunden hat, zu zerstören. Auch hier zeigt sich der Raubbau, den das kapitalistische Gewinnstreben mit den kostbarsten Schätzen der Natur treibt, hier denen der menschlichen Natur.

Nun, ich habe etwas von dieser im Schutz alter Theater und älterer Dome aufwachsender Kunstbegabung und -Übung noch erlebt; anderes lässt sich noch aus Biographien und dergleichen Material zusammensuchen, und wenn man es kombiniert mit den Chroniken alter Künstlerfamilien, mit Genealogien, wie sie etwa Litta[1]) gibt, so lässt sich eine Gesetzmässigkeit der Vererbung finden. Das grosse Material, dessen Quellen mit dem Beginn einer individualistischen Auffassung von Wissen und Können, von Singen und Sagen zu fliessen anfangen[2]), also gegen Ende des 15. Jahrhunderts, kann hier nicht

[1]) „Famiglie Celebri Italiane", 184 Hefte, Mailand 1819 u. ff. (wird gegenwärtig noch fortgesetzt).

[2]) Reicher und älter sind die japanischen Künstlergenealogien, aber für die meisten Leser wäre ihre Anführung ja nur eine Anhäufung von Namen, bei denen sie sich nichts vorstellen können; ausserdem erschwert die in Japan so häufige Adoption in namhaften Familien ausserordentlich die Feststellung der Vererbungstatsachen; ein Künstler von Ruf hat dort oft einen höher begabten Schüler als Sohn angenommen.

angeführt werden; die 184 Hefte des unermüdlichen Litta würden dazu nicht ausreichen; aber das Ergebnis lässt sich doch andeuten.

Wir finden in diesem Material 1. Fälle ererbter Begabung, wir finden 2. Fälle vererbter Begabung, wir finden 3. Künstlerfamilien und schliesslich 4. allgemein begabte Familien, deren hereditärer Reichtum fast alles Geistige gewährt, selbst grosse Juristen, Terrainspekulanten und Mathematiker neben zarten Dichter- und Maler-Gestalten.

Das sind die vier Klassen, in welche das grosse Material sich etwa einteilen lässt.

Es ist begreiflich keineswegs leicht, zwischen ererbter und vererbter Begabung zu unterscheiden. Von ersterer will ich da sprechen, wo ein letzter Vertreter der Familie — nicht der Begabung — zu finden ist. Es handelt sich hier immer entweder um unverheiratete oder um kinderlos gebliebene Menschen; manche begabten Familien allerdings verschwinden (durch eine „gute" Partie oder durch ein Zusammentreffen von erfolgreicher finanzieller Verwertung ihrer Begabung mit der Nobilitierung) im Landadel, meist, um nie mehr aufzutauchen, nicht einmal unter höheren Offizieren oder Verwaltungsbeamten. Unsere ganze Kultur ist noch zu jung, um zu sagen, ob sich in diesen Familien des Landadels (z. B. den v. Herder, den v. Humboldt) die Begabung ganz verliert, oder ob sie sich in Dilettantismen verzettelt, oder ob sie ein paar Generationen schlummert, um sich gelegentlich — wie es bei den Byrons der Fall war — in einer singulären glänzenden Erscheinung [1]) oder in einer neuen Reihe produktiver Personen zu manifestieren. Zwischen der Aufhebung des Priesterzölibats durch die Reformatoren und der Komposition der Lustigen Witwe liegen ja kaum zwölf Generationen; das ist ein kleines Material, für jede einzelne Familie, die da mitzählt, um eine sichere Grundlage für die Erkenntnis einer Gesetzmässigkeit zu geben. Auch sind diese vier Jahrhunderte gerade die der Mesalliancen, und es hat sich das kostbarste Dichter- und Künstlerblut in dieser Zeit in schreckenerregender Weise mit dem der elendesten Krämer oder Krippenreiter vermischt. Der Aufdeckung von Gesetzen an einem grossen Material steht vor allem der Umstand entgegen, dass man bei den meisten Fällen ererbter Begabung nichts von der Veranlagung und der Herkunft der Mutter des letzten bedeutenden Erben erfährt, im Gegensatz zu den vielen vollständigen Ahnentafeln von Adels- und Bankier-Familien.

Dass die Begabung gezüchtet werden kann, wissen wenige; dass sie im Interesse der Menschheit gezüchtet werden muss, werden mir wenige meiner Leser glauben; selbst wenn, was ich nicht glaube, der

---

[1]) Übrigens war Byrons legitime Tochter mathematisch hoch begabt und sie hat Dickens entdeckt.

Besitzer eines Gestüts oder ein grosser Schafzüchter dieses Heft durchblättern wollte, wird er sich schwer überzeugen lassen. Es muss erst das edelste Blut zum grössten Teile ruiniert sein, vermischt mit allerlei Krämer- und Wucherer- und Ausbeuterblut, die Nation muss erst ein paar Jahrhunderte der Amerikanisierung durchgemacht haben, bis sie einsieht, dass sie von ihrem kostbarsten Besitze, dem Blute ihrer Helden, Denker und Dichter, retten muss, was noch zu retten ist [1]).

Die Juden haben es in den Jahren seit 1492 in dieser Hinsicht gut gehabt; sie haben sich selbst nicht die Mühe zu geben brauchen, sich vor der Verunreinigung ihrer alten, hochgezüchteten Keime mit der Hefe der nordischen Banausen, Krämer und Krippenreiter zu bewahren; leider scheint auch diese Tradition abzubröckeln, und das uralte Kulturvolk scheint sich durchaus in den Generalstab der verschiedenen Armeen drängen zu wollen [2]); mich schauerts, wenn ich hier und da einen Mann, dessen Ahne Philo oder Josephus gewesen sein kann, es rühmen höre, dass der General Ottolenghi und der Oberst Hitzigsohn wirklich von Vater und Mutter her ein Jude ist. Oder wenn ein Bamberger oder Friedländer, Träger einer uralten Denker-

[1]) Über das im Vordergrunde dieser einleitenden Schrift stehende Problem äussert sich auch, wie ich finde, Havelock Ellis, in seiner gewohnten behutsamen Weise, der aber, wie man durchfühlt, eine kaum weniger pessimistische Tendenz zugrunde liegt, wie meiner auf deutschen Zuständen beruhenden Darstellung; er sagt („A Study on British Genius“, London 1904, p. 92 f.): „One is tempted to ask, how far the industrial progress of the nineteenth century, the growth of factories, the development of urban life, will alter the conditions affecting the production of eminent men. It seems clear, that, taking English history as a whole, the conditions of rural life have, from the present point of view, produced the best stocks. The minor aristocracy and the clergy — the „gentlemen“ of England — living on the soil in the open air, in a life of independance at once laborious and leisurely, have been able to give their children good opportunities of development, while at the same time they have not been able to dispense them from the necessity of work. Thus, at all events, it has been in the past. How it will be in the future, is a question, which the data before us in no way help to answer. So far as can be seen, the changing conditions of life have as yet made no change in the conditions required for producing Genius. Life in the old towns formerly fertile in intellectual ability — towns like Edinburgh, Norwich, Ipswich and Plymouth, — was altogether unlike life in our modern urban centres, and there is yet no sign, that the latter will equal the former in genius-producing power. Nor is there any sign, that the education of the proletariat will lead to a new development of eminent men; the lowest class in Great-Britain, so far as the data before us show, has not exhibited any tendency to a higher yield of genius, and what production it is accountable for, remains rural rather than urban.“

[2]) Das der Absicht nach verdienstvolle Unternehmen des „Semi-Gotha“ ist leider ganz missglückt und unbrauchbar; selbst über eine in ihren Verzweigungen so leicht erkundbare Familie, wie die der Bunsen zeigen sich die Herausgeber nicht informiert.

tradition, stolz die Verlobung ihrer Tochter mit dem Sohne des Oberregierungsrat so und so, der einer absolut inkorrigibel subalternen Unteroffizierfamilie entstammt, zur Anzeige bringt. Das ist, anthropologisch genommen, wirklich erheblich bedenklicher, als wenn ein Schaffgotsch sich durch die Ehe mit einer Godulla rangiert, denn da mischen sich ja zwei Nüancen der praktischen Begabung. Nun, jene vom Rassenbewusstsein verlassenen Juden wissen nicht, was sie tun.

Bis vor kurzem haben wir an den Zigeunern sehen können, was für die Steigerung und die Erhaltung künstlerischer Begabung die Reinhaltung der Rasse tut; es kann nicht oft und eindringlich genug auf die Analogie zwischen der Entwickelung der jüdischen und der zigeunerischen Eigenart (in Hinsicht auf die gezüchtete Begabung) hingewiesen werden; vielleicht hat nur, wie bei den Juden, die auf Unwissenheit und Roheit beruhende Verachtung der Menschheit gegen diese beiden heimatlosen Völker die eminente Schönheit, Reinheit und Eigenart der Zigeunermusik erhalten; die Humanität, die seit einer Generation die Inzucht unter den Zigeunern bedroht, wird hoffentlich ihr Gegengewicht in der bewussten Züchtung dieser Begabung finden; einige zufällige Versuche von Kreuzung der zigeunerischen Rasse mit der slowakischen, die musikalisch so hoch begabt ist, habe ich in ihren Produkten in Oberungarn (in Teplitz-Trencsin) gesehen; es ist heute unmöglich, zu sagen, ob die musikalische Eigenart der Zigeuner nicht durch wiederholte Kreuzung mit anderem, wenn auch musikalisch polarisiertem, Blute bedroht wird. Es muss das besonders untersucht werden.

Bekanntlich sind weitere Versuche von dem Umfange und der Dauer, wie sie in der Isolierung der Juden und der Zigeuner vorliegen, in der neueren europäischen Geschichte nicht mehr gemacht worden; die Mittel, um wirtschaftlich und sozial vorwärts zu kommen, sind so klar und greifbar, ebenso das Ziel; das andere Ziel, das die Rassenverbesserer erstreben, ist etwas ganz neues; begabte Familien waren bisher zufrieden, wenn sie wohlhabend und adelig wurden, und sobald dieses Ziel erreicht war, lockten sie ganz andere Ideale, als die, zu der ihre Begabung sie prädestinierte; sie wollten dann als Soldaten, als hohe Beamte, und, in Ländern mit alter Kultur, als parlamentarische Politiker vorwärts kommen[1]), wozu sie sich wenig eigneten, es sei denn, dass sie durch die Kreuzung mit den Damen des Landadels zufällig eine Begabung für diese Art der Tätigkeit erlangten. Wenn Beethoven ein bel homme gewesen wäre und irgend eine Dame des österreichischen Hochadels geheiratet hätte, würden seine Söhne

[1]) So hat sich das begabteste lebende Mitglied der eminenten Familie Struve, Peter, ganz und gar der Danaiden-Arbeit in der russischen Reichs-Duma ergeben. Ähnlich ist das Ende der Familie Merian gewesen.

dann wohl nach musikalischem Ruhm gestrebt haben? In der Oberschicht wird selbst der höchstbegabte Intellektuelle bestenfalls zum Amateur. Nur das Genie muss seinem Dämon folgen. Ich habe oben gezeigt, welche Anlagen in der Oberklasse ernsthaft geübt und dadurch lange erhalten werden. Und da, wo in der höchsten Oberschicht das Amateurtum überwiegt, kommt es nicht zur Produktivität, sondern zu einer gigantischen Karrikatur des Mäzenatentums; wir bekommen dann einen Nero oder einen Ludwig II. Denn das nun einmal nicht zu leugnende neuropathische Element, das mit der Inzucht verbunden ist, findet bei den Höchstgestellten nicht die in der geregelten geistigen Produktion liegende Hemmung. Wir sehen ja, wie der Amateurzug im Wesen der Feuerbachs schon nach wenigen Generationen halbwegs systematischer Inzucht in Anselm die Andeutungen der Megalomanie hervorrief, wechselnd mit der Verzagtheit, die ihn schliesslich zum Selbstmorde führte[1]).

Ich kann mich an dieser Stelle nicht auf die Widerlegung der (bei Ärzten und Journalisten verbreiteten) Tendenz einlassen, beim europäischen hohen Adel, bei den Juden und den Zigeunern die Nachteile der Inzucht zu betonen und auf sogenannte Blutauffrischung zu dringen. Unter gewissen, unnatürlichen Lebensbedingungen — z. B. bei manchen Sorten von Mastschweinen[2]) — gilt dieses Argument, aber dort auch nur dann, wenn eine sehr kleine Zahl von Stämmen zur Züchtung zer Verfügung steht. Aber man würde noch eine, jeden Nachteil ausschliessende Fülle von Familien zur Züchtung zur Verfügung haben, wenn man (nach Ausscheidung der nervös degenerierten) aus den deutschen und westeuropäischen Juden zunächst drei Gruppen isolierte: die wirtschaftlich begabten, die musikalisch begabten, die mathematisch begabten. Noch mehr gälte das für unsere Junker, wenn man zunächst einmal die mit ererbter Tendenz zu geschlechtlichen Perversionen, zum Spiele und zum Trunke behafteten ausschiede. Ohne sehr gut dotierte Familienstiftungen, die nicht den Charakter des Majorats haben dürften, wäre das freilich nicht durchführbar. Der militärisch so hervorragend begabte märkische und pommerische Kleinadel hat, wie eine Musterung der in seinen Kreisen in den letzten 30 Jahren geschlossenen Ehen ergibt, freilich wenig an eine bewusste Hochzüchtung seines Vorzugsmerkmals gedacht. Wenn er, zur Vermeidung von Konsanguinitätsehen, auch gut tut, aus seinen engen Kreisen hinaus zu gehen, so wäre es für alle Interessenten besser, wenn er sich seine Frauen aus den kriegerischen Familien des polnischen und tschechischen Adels, als aus den Salons

[1]) Siehe hierüber Loewenfeld, diese Sammlung, Heft XXI, pp. 81—97.

[2]) Sidney, On the Pig, W. 36. — M. W. Adam, „On Consanguinity in Marriage", Fortnighthy Review, 1865, pag. 710. — H. v. Nathusius, Das Rindvieh. 1867. Mendel, Pflanzenhybriden, 1901 (Neudruck).

der reichen Seifensieder und Margarinefabrikanten holte. Vielleicht kämen wir so ganz friedlich zu einer Durchführung der vielbeschrienen Enteignungspolitik in den „Ostmarken".

Gegenüber der ererbten Begabung hat die genealogische und die psychisch-analytische Untersuchung nun die Aufgabe, die Ahnentafel des Begabten aufzustellen und zu ermitteln, welche Elemente der Begabung sich aus derselben ableiten lassen. Die Zahl der höher begabten Individuen, die zu einer solchen Betrachtung einladen, ist nicht gering; die interessantesten und bekanntesten unter ihnen sind steril gewesen, einige darunter in der Ehe; Napoleon I. würde zu ihnen gehören, wenn er nicht von Josephine geschieden worden wäre[1]). Von den sterilen sind wiederum die bedeutendsten unverheiratet gewesen, und nicht selten liegt, ganz abgesehen vom Charakter, in ihrer Begabung die Ursache ihrer Ehe- und Kinderlosigkeit.

Zu dieser Gruppe gehören viele früh verstorbene Künstler und Denker, aber auch älter gewordene, wie Swift, Kant und Beethoven, Michelangelo und Botticelli, Winckelmann und Friedrich d. Gr., Al. v. Humboldt und Schopenhauer, Jakob Grimm und Friedrich Nietzsche, Grillparzer und Anselm Feuerbach, Brahms und Klinger (s. S. 119). Dass viele der ohne und einige der mit Nachkommenschaft gestorbenen hochbegabten Menschen Frau und Kinder als eine sie schwer bedrückende Last empfanden, zeigen die Beispiele von Shakespeare, Milton, Diderot, Rousseau, Greuze, Carlyle, Böcklin, das Wagners, solange er jung und frisch war; und wenn Goethe auch mit Christiane schliesslich verheiratet war, kann man das durch die Trauung zwischen ihnen begründete Verhältnis wohl ebensowenig eine Ehe nennen, wie das zwischen Byron und Lady Byron, zwischen Coleridge und seiner Mary.

Ob einige, jung verstorbene, in ihrer Kunst durch erotische Stimmungen stark beeinflussbare Begabte sich zu einer Ehe entschlossen oder es darin länger als einige Monate ausgehalten hätten, darf man bezweifeln; hierher gehören Raphael, Tasso, Hamann, Schubert, Lenau, Hölderlin, Novalis, Abel (der Mathematiker), Keats, Maupassant, Baudelaire, de Nerval, Verlaine, Jacobsen; und wenn man von der Höhe, auf der diese Männer standen, etwas tiefer hinabsteigt, z. B. zu den blossen Virtuosen der Musik und Malerei, findet man das Bestreben, sich aus den Fesseln einer optima fide geschlossenen Ehe zu lösen, bei etwas reizbaren und einsamkeitsbedürftigen Intellektuellen äusserst häufig.

Es liegt also wohl in der heute üblichen, Mann und Weib beständig aneinander schmiedenden Monogamie, dass wir verhältnismässig wenig

[1]) Was wir von Marie Luise und vom Herzog von Reichstadt in charakterologischer Beziehung wissen, spricht entschieden nicht für die Vaterschaft Napoleons.

Gelegenheit haben, Stoff zum Studium der Vererbung höchster Begabung zu sammeln.

Aus diesem äusseren, nicht im Wesen[1]) der Begabung liegenden Grunde ist das Material dürftig, aber es wird dadurch um so interessanter.

Es lehrt uns im wesentlichen folgendes: Je länger der Lebenslauf des Begabten war, um so mehr Elemente der Begabung kommen darin zum Vorschein; wir können uns nicht damit begnügen, bei dieser Klasse — die uns keine Abkömmlinge des Begabten zum Vergleiche liefert — seine beiden Eltern, seine Geschwister und seine Vetternschaft heranzuziehen, um die Elemente seiner Begabung als Familienmerkmale nachzuweisen; wir müssen, soweit wie möglich, die ganze Ahnentafel heranziehen — freilich, ultra posse nemo obligatur. Wir müssen dann sehen, ob die im Laufe eines langen Lebens neben- und nacheinander hervortretenden Einzelbegabungen sich in der Ahnentafel überhaupt finden, oder ob wir es mit einem neu auftretenden Elemente, das jeder atavistischen Erklärung widersteht — einem „sport“ — zu tuen haben.

Wir finden bei Friedrich dem Grossen in mehreren Ahnengenerationen eine eminente Übung in allem Technischen des Soldatenhandwerks — denn soweit der Soldat nicht Organisator ist, muss man ihn zu den Technikern rechnen — und bei ihm selbst von früher Jugend an, so bald es überhaupt möglich war, eine Einübung der ererbten Innervationstendenzen auf diesem Gebiete (so hat schon Pesne den vierjährigen Prinzen gemalt). Da ist der eisernste aller Unteroffiziere, die die Welt gesehen hat, sein Vater, der unermüdliche König Friedrich Wilhelm I.; durch seine Mutter, Sophie Dorothea, gingen die glänzenden militärischen Anlagen sowohl der Welfen wie der Stuarts auf ihn über; Welfenblut erhielt er auch von Vaters Seite durch dessen Mutter, Sophie Charlotte, und damit noch etwas Besseres, das Blut einer geistreichen Französin, die Reiz und Zauber genug hatte, um ihren Liebhaber, einen welfischen Herzog, zu ihrem Manne zu machen[2]).

[1]) Es sei nur angedeutet, dass relativ häufig nicht nur Sterilität, sondern auch impotentia coeundi die höhere mathematische Begabung begleitet, während die musikalische Begabung — oder vielmehr ein ihr korrelativ beigegebener Zustand — grosse Salacität und Fruchtbarkeit des begabten Mannes mit sich bringt. Die Beweise für diese Behauptung kann ich aus Gründen des Berufsgeheimnisses hier nicht anführen.

[2]) Diese Französin, Leonore d'Olbreuse, war als morganatische Gattin des sonst nicht weiter verdienten Herzogs Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, die Urgrossmutter des alten Fritz; sie war so bescheidener Herkunft, dass es den Genealogen bisher noch nicht gelungen ist, ihr eine adlige Herkunft nachzuweisen oder auch nur anzudichten; ihr Vater soll Flötenspieler gewesen sein. — Vergl. jedoch hierzu die Monographie über Eleonore d'Olbreuse von Neigebauer (Braunschweig 1859).

Dann gehört zu den Ahnen Friedrichs der grosse Kurfürst, ein Mann, der mit den vorzüglichen Drillmeistereigenschaften seines Enkels Friedrich Wilhelm I. alle Tugenden eines grossen Herrn des „grand siècle" vereinte, und dessen Feldherrntalent, das er nicht nur, wie sein Enkel, auf dem Exerzierplatz bewiesen hat, ererbt ist von den Kurfürsten von der Pfalz und vermischt mit dem genialen Soldatenblute seiner Frau, Luise von Oranien, der Enkelin des grossen Wilhelm des Schweigers, und was noch mehr sagen will, der Urenkelin des geistreichen, tapferen und edlen Gaspard de Coligny, des Beschützers der französischen Gewissens-Freiheit; ja, wir dürfen noch etwas weiter gehen und unter den Ahnen des grossen Hugenotten den Marschall Montmorency nennen, der sich seinen Marschallstab bei Bicocca, gegen den alten Frundsberg fechtend, geholt hat. Es ist also genug edles Soldatenblut in den Adern des alten Fritz gewesen, und der Esprit des grossen Gaspard und der reizenden Olbreuse hat ihm seinen wohlverdienten Platz auf dem französischen Parnass eingebracht.

Was wir hier geben, ist nur eine Aufzählung, aber keine Analyse, aber es soll auch nur dazu anregen, darüber nachzudenken, was Preussen ohne das edle fränkische und holländische Blut wäre, das sich noch in so vielen anderen Kanälen mit dem schwerfälligen Blute der Kolonisten an der Havel vermischt hat[1]).

Ein anderer erblich philosophisch veranlagter und mit der Flöte befreundeter Berliner war Felix Mendelssohn-Bartholdy. Urenkel eines kleinen Synagogenschreibers Mendel, Enkel des klugen und guten Moses Mendelssohn, war er Sohn eines halb französierten Vaters, Abraham Mendelssohn, der als früherer Prokurist im Pariser Bankhaus Fould 1811, als die Franzosen in Berlin standen, aus den Berlinern das Geld, das diese zu hohen Zinsen bei Herrn Fould in Paris liehen, wieder herausholte.

Ein ästhetischer, wenn auch etwas flacher Geist geht schon durch Moses Mendelssohns Schriften, und sein Enkel Felix, mit dem wir uns hier beschäftigen, erhielt von seiner Mutter, geb. Bartholdy, aus einer schon lange christianisierten jüdischen Familie stammend, eine hübsche musikalische Veranlagung und Anregung; und mehr von poetisch-musikalischer Anregung wohl noch von seiner Schwester Fanny; dazu kam der Geist der Romantik, den Tante Dorothea, die Gattin Friedrichs v. Schlegel, verbreitete, und der Einfluss Goethes, dem Felix durch Zelter, seinen Lehrer in der Komposition, zugeführt worden war. Schon 1825 konnte die Familie in Berlin ein Palais (das spätere Herrenhaus) beziehen, in dem sich bald die beste Gesellschaft, nicht nur Berlins, zusammen-

[1]) S. Th. Fontane, „Aus dem Nachlass", 1908, S. 298—304.

fand, so dass Schwester Fanny von einem Sonntage berichten konnte, wo 22 Wagen im Hofe warteten, acht Prinzessinnen und der Abbé Liszt u. a. im Saale waren, und man musizierte: ein Quintett von Hummel, das Duett aus dem Fidelio, Variationen von David, gespielt von dem „wunderbaren kleinen Joachim", und schliesslich die Walpurgisnacht. Kurz, fast ein Märchen aus Tausend und einer Nacht, das dem „Nathan" des früheren einfachen Hausfreundes der Familie, Lessings, folgte. Man kann sich kaum glänzendere Entwickelungsbedingungen für ein musikalisches Talent denken, zu einer Zeit, wo Schubert am Hungertuche nagte, wo Goethe den grossen Beethoven, der vergeblich einen Zugang zu seinem Hause gesucht hatte, vergass. In der Zeit, wo diese grossen Meister einsam in Wien starben (1827—1828), träumte der Berliner Bankierssohn seinen Sommernachtstraum und schrieb von Meeresstille und glücklicher Fahrt. Einer produktiven Zeit von 12 Jahren, gewissermassen einer verlängerten Pubertät, folgte bei dem Komponisten, dessen Hauptverdienst eine rastlos fleissige, fast überhastete Dirigententätigkeit und die Neubelebung des Interesses an den gigantischen Werken J. S. Bachs war, an denen er aber doch mehr ein musikhistorisches, als ein aus dem Herzen quellendes Interesse hatte, ein allmählicher Niedergang; die historisch-philologische Richtung ,die sein Grossvater Plato und Lessing gegenüber, er selbst Bach gegenüber gezeigt hatte, lebte in seinem Sohne, einem mittelmässigen Professor der Geschichte in Heidelberg, fort. Das alte Bankhaus besteht noch und beherrscht in Berlin das grosse russische Geschäft; selten ist für einen begabten Musiker durch ein so grosses Haus mit besten gesellschaftlichen Verbindungen so geschickt Reklame gemacht worden, wie für den geschmack- und talentvollen Komponisten der Lieder ohne Worte. Es ist übrigens für die Theorie der musikalischen Begabung interessant, dass die mathematische Begabung des Grossvaters des Komponisten, Moses, fünf Generationen später in seinem Nachkommen, dem Zahlentheoretiker Kurt Hensel, jetzt ein etwa 50 jähriger Professor in Marburg, wieder die Oberhand gewinnt.

Die anliegende genealogische Tafel, welche die durch andere als finanzielle Verdienste interessanten Nachkommen von Moses Mendelssohn umfasst, zeigt die Zusammenhänge.

Familie Mendelssohn-Bartholdy.

I. Gener.	II. Gener.	III. Gener.	IV. Gener.	V. Gener.	VI. Gener.
Mendel, *Synagogenbeamter* (Dessau)	Moses Mendelssohn, *Händler Mathematiker, Popularphilosoph, Musiktheoretiker*	Abraham[1]), *Bankier*	Felix M.-Bartholdy, *Komponist*	Karl *Historiker*	Albrecht *Zivilrechts-Professor*
			Fanny, verehel.[2]) Hensel, *Komponistin*	S. Hensel, *Hotelier, Humorist*	Kurt Hensel, *Mathematiker*
		Dor. Veit, später v. Schlegel	Phil. Veit, *Nazarenischer Maler, Galerie-Direktor*		Paul Hensel, *Popularphilosoph*

Die Tafel zeigt übrigens auch, wie die spezifisch jüdischen Begabungstendenzen (für Geldgeschäfte, Wechselrecht, Popularphilosophie und Mathematik) sich am längsten gehalten haben, während die von den Bartholdys herkommende musikalische Begabung, deren Affinität zu der mathematischen zweifellos, die aber auch am wenigsten stabil ist [3]), nur in zwei Generationen in höherem Grade hervortritt.

Wir haben die beiden Zeitgenossen, den Alten Fritz und das Urbild des Nathan, so weit es in aller Kürze möglich war, in auf- und absteigender Linie verfolgt; wir müssen uns für die weiteren Fälle, die aus der Fülle der Tatsachen herangezogen zu werden verdienen, auf eine mehr schematische Behandlung beschränken, die immerhin Material zu Analogien und Induktionen geben wird. Wenden wir uns zunächst zu einem dem evangelischen Pfarrhause entsprungenen Gebilde, den Lessings.

Während die Düsseldorfer Linie dieses interessanten Geschlechts, soweit es zu ermitteln ist, noch in Berlin in zwei Künstlern weiterlebt, hat die mehr merkantil veranlagte, in Berlin alteingesessene Linie sich vielfach mit Töchtern aus wirtschaftlich begabten Familien der Erwerbssphäre assimiliert und sich im Besitz des Verlags der Vossischen Zeitung behauptet. Also schreiben lassen — für ein recht kärg-

[1]) Verehelicht mit der Komponistin Bartholdy, Schwester des Mäzens Jakob B.

[2]) Mit dem Illustrator und Porträtisten W. Hensel, Bruder der Dichterin Louise H. („Müde bin ich, geh zur Ruh'").

[3]) Vielleicht beruht die geringe hereditäre Stabilität der produktiven musikalischen Begabung auf ihrer grossen Seltenheit beim Weibe (Prinzip der „geschlechtsbegrenzten Vererbung"), die ihre Inzucht enorm erschwert. S. aber auch Anhang, Note III.

liches Honorar, wie ich aus wiederholter eigener Erfahrung weiss —, nicht schreiben, ist der Lebensinhalt dieser Nachkommen des alten ehrenfesten Pastors von Kamenz. Eine starke Sympathie für bares Geld, das Gotthold Ephraim Lessing so gern auf die Karten der Tauentzienschen Offiziere setzte, scheint aber schon in dem Ahnherrn der erfolgreichen Berliner Verleger, Gottholds Bruder, gesteckt zu haben, denn er war Münzdirektor, ein Beruf, der uns übrigens unter den Vorahnen auch vieler Maler begegnen wird, z. B. bei den Kaulbachs.

Bekanntlich war Lessing ehescheu, und wenn er mit 47 Jahren die über 40 Jahre alte Witwe des Hamburger Seidenhändlers König geheiratet hat, so wird himmelstürmende Erotik daran wenig Anteil gehabt haben. Freilich ist Eva Lessing von ihrem zweiten Manne schwanger geworden und hat, selbst 42 Jahre alt, dem fast 50 jährigen Manne ein totes Kind geboren; er schreibt darüber an Eschenburg unter dem 10. Januar 1778 (das Original des Briefes ist in Wolfenbüttel): „Meine Frau ist tot, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, dass mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen und bin ganz leicht", — und vier Tage später schreibt er demselben Korrespondenten: „Ein guter Vorrat vom Laudano literarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen." In den 193 Briefen des grossen Kritikers an seine Eva ist er nicht einmal von der Anrede Sie abgewichen. Als eine Ehe in einem anderen als dem zivilrechtlichen Sinne wird man danach wohl die Lessings nicht ansehen können. Wie eine Hamburger Regenwoche wirken diese Briefe auf einen modernen Leser, und man denke, dass die Welt damals den Eindruck von Werthers Leiden noch nicht überwunden und den von „Stella" gerade empfangen hatte. So ist es wohl erklärlich, dass kein musikalisches Talent in der langen Reihe der begabten Lessings seit 200 Jahren aufgetaucht ist.

Die Untersuchung der Ererbung führt zu einer Ahnentafel, und man kommt also in dieser Frage verhältnismässig leicht zu einem Resultat, kann auch wohl hoffen, die Elemente dabei zu ermitteln, aus denen sich die Begabung des Individuums zusammensetzt, und diejenigen, die als origineller Besitz des Individuums, „sports of nature", gelten können. Auch scheidet hier die schwierige Frage der Sterilität ganz aus.

Anders liegt es mit dem Studium der Vererbung. Bei der kurzen Dauer — 400 Jahre — unserer modernen Kultur liegt bei den meisten und interessantesten Fällen nur eine kleine Zahl von Generationen vor. Und die Frage der Ehelosigkeit und der Sterilität der

Ehe spielt hier eine grosse Rolle[1]), wie auch die der Illegitimität z. B. bei zwei berühmten Franzosen des 18. Jahrhunderts eine so grosse Rolle gespielt hat. Rousseaus Kinder sind ins Findelhaus gewandert; d'Alemberts Mutter ist uns bekannt; über den Vater — vielleicht war es Fontenelle[2]) und vielleicht ist durch ihn die wunderbare Sprachkunst Corneilles in d'Alemberts Nervensubstanz gekommen — sind wir im Ungewissen. Fontenelle war Pierre Corneilles Schwestersohn; ist er der Vater, so floss in den Adern d'Alemberts dasselbe Blut, wie in denen der Charlotte Corday.

Ein Umstand, den erst eine umfassende Statistik erkennen lässt, muss im Auge behalten werden, wenn man an die Untersuchung der Vererbung der Begabung herangeht. Es stammen nämlich hochbegabte Menschen in mehr als der Hälfte der Fälle von Eltern, die über sechs Kinder miteinander haben, während die Kinder hochbegabter Menschen (der Sprösslinge solcher kinderreicher Familien) nicht zahlreicher zu sein pflegen als in der Durchschnittsbevölkerung, mit dem Unterschiede von dieser, dass 0, 1 oder 2 Kinder in den Ehen Hochbegabter um etwa 25% häufiger vorkommen. (S. auch Fr. Galton „English Men of Science", p. 38.)

Leider fehlt zur Ergänzung dieser Tatsachen jedes Material über die Schädelgrösse der Eltern und die der Kinder hochbegabter Menschen, ebenso wie eine Fehl- und Totgeburt-Statistik in der Deszendenz hochbegabter Menschen. Ich erinnere daran, dass Goethe leblos zur Welt gekommen ist, und dass nur ein Kind von den zahlreichen „Krapskrelligkeiten" seiner Christiane übrig geblieben ist. Vielleicht sind die — in potentia — genialst veranlagten Menschen überhaupt zumeist — wegen zu grossen Schädels — tot zur Welt gekommen[3]). Vielleicht erklärt das — zumal bei den notorisch grossen Köpfen der musikalisch Hochbegabten[4]) — das seltene Vorkommen von musikalischen Kindern aus Ehen zwischen musikalisch begabten Individuen (bei 7 von 206 bedeutenden Musikerfamilien; s. auch Anhang, Note III).

Die ganze bisher über die Vererbung der Begabung vorliegende Literatur (namentlich Lombroso, Galton und Ellis) hat sich in ihrer Klassifikation an das Gebiet gehalten, auf dem die Begabten und ihre Eltern tätig waren. Dass es fundamental verschiedene, grosse,

---

[1]) Sehr eingehend und vollständig erörtern die statistische Seite der Ehelosigkeit und der Ehe-Sterilität der Intellektuellen Havelock Ellis („British Genius" pp. 158—170) und Francis Galton („Natural Inheritance", 1889, pp. 157 ff. „Hereditary Genius", pp. 319 ff.) Ich verweise auf diese Schriften.

[2]) Der „adolescens omnibus partibus absolutus".

[3]) S. den Artikel „Nouveau-né" von Bepaul in „Dic. encycl. des Sciences Médic."

[4]) Ich werde diese Frage an andrer Stelle behandeln.

höchst umfassende Klassen von Veranlagung gibt, in die auch die mittelmässigen Köpfe einzureihen sind, und die ich als Praktiker, Ideologen und die dem Zwischengebiete angehörige bezeichne, dass ferner die sprachkünstlerische Begabung für den höheren Praktiker wie für den erfolgreichen Ideologen gleich wichtig und unentbehrlich ist — so unentbehrlich, wie die rechnerische Begabung — ist vor mir nicht ausgesprochen worden[1]).

Zur Vergleichung will ich die Klassifikation hersetzen, deren sich Ellis (l. c.) und Galton (Hereditary Genius) bedienen[2]):

Ellis (l. c. p. 77 f.) Stellung der Familien, aus denen Begabte stammten	
Oberschicht	18,5 %
Gutsbesitzer und Pächter	6 „
Geistliche	16,7 „
Juristen	17,3 „
Offiziere	4,2 „
Seeleute	1,9 „
Ärzte	3,6 „
Andere höhere Berufe	7,8 „
Subalternbeamte	3,2 „
Kaufleute	18,8 „
Handwerker und Tagelöhner	2,5 „
Industrielle und Techniker	9,2 „

Galton (Hereditary Genius, p. 308 ff.) Zahl der begabten Familien		%
bei begabten Juristen	85	28
„ „ Politikern	39	13
„ „ Heerführern	27	9
„ „ Mathematikern und Naturforschern	43	14
„ „ Dichtern	20	7
„ „ Bildenden Künstlern	25	6
„ „ Theologen	35	8
„ „ Literaten	33	11

Galtons Material umfasst 977 Individuen aller europäischen Völker (nur die Slawen fehlen) seit dem klassischen Altertum; Ellis behandelt, dem Inhalt des englischen biographischen Wörterbuchs entsprechend, Grossbritannien seit der Zeit der Elisabeth, und untersucht 1030 Personen von den in diesem Sammelwerke (von 66 Bänden) behandelten 30 000 Personen.

Ich gehe ja von meiner eigenen Lebenserfahrung, von der Beobachtung der Vererbung kleinerer und mittlerer Talente aus; von

---

[1]) Es ist das um so erstaunlicher, als Schopenhauer, den freilich seine Metaphysik auf die Antithese von Intellekt und Willen festlegte, zwischen den Menschen, welche Taten, und denen, welche Werke vollbringen, so scharf unter scheidet („Welt als Wille und Vorstellung", 8. Aufl., 1891, S. 443 ff.), wobei dann freilich nur die Praktiker und die Künstler untergebracht sind, der Wissenschaftler und Philosoph aber gefragt werden muss:

„Wo warst Du denn,
Als er die Welt verteilt?"

Übrigens will ich bemerken, dass ich das Ziel der Wissenschaft, ein objektives Weltbild oder Objektbild zu erreichen, für unerreichbar halte. Die Forschernatur setzt aber den Trieb nach objektiver Erkenntnis.

[2]) Ellis gibt die Klassen, aus denen die im „Dictionary of National Biography" verzeichneten Personen herstammen, Galton die Gebiete an, auf denen das hervorragendste Mitglied hervorragender Familien tätig gewesen ist.

den rund 5000 Personen, die ich in der Gesellschaft und in der ärztlichen Praxis, wie auf der Schule und der Universität kennen gelernt habe, sind kaum 300 im Kürschner, in Degeners „Wer ist's" und im Meyer und Brockhaus — alle diese zusammengenommen — zu finden, und mehr als 50 davon werden wohl kaum in neuen Auflagen der „Allgemeinen Deutschen Biographie" oder im Poggendorfschen Wörterbuch genannt werden. Aber ich kenne sie, und von vielen auch ihre Werke, ihre Taten, ihre Eltern, Onkel, Tanten, Geschwister und Kinder aus der Anschauung, und als Arzt weiss ich von Vielen darunter Vieles, was in keine Biographie kommt.

Und so habe ich eine Grundlage, um die zu klassifizieren, die ich nicht kenne, und die ich etwa danach aus der Masse der biographisch überlieferten auslese, indem ich die zähle und registriere, die im Wurzbach oder in Gubernatis „Dictionnaire des Contemporains", oder im Meyer, Brockhaus oder Larousse oder der Encyclopaedia Britannica auf mehr als einer halben Spalte behandelt werden, oder alle die, deren seit dem Jahre 1400 geleisteten Taten oder Werke mir bedeutend erscheinen. Nach diesem letzten Kriterium bin ich ja oben (S. 10) bei der Aufstellung einer Liste von Politiko-Ökonomen verfahren.

Ich stütze mich deshalb z. B. in der wichtigen Frage nach den Beziehungen zwischen Mathematik- und Musik-Begabung als hereditären Äquivalenten auf meine Lebenserfahrung und ich konstatiere daraus diese Beziehung.

Wenn ich nun in den Familien Meyerbeer, Boliày, Herschel, Grassmann, Bessel, Kronecker, Lalande u. a. diese Beziehungen wiederfinde[1], in anderen Mathematiker- oder Musikerfamilien aber nicht, so lehne ich es ab, aus einer statistischen Diskussion des zufällig erreichbaren Materials zu einer Ablehnung der von mir während meines ganzen Lebens gefundenen Erfahrung zu schreiten. Es greift hier auch der sexuelle und der erotische Faktor ein, es entsteht auch die Frage: was repräsentiert in den manifesten Lebenserscheinungen eines Weibes, das eine mathematische Begabung ihres Vaters auf ihre Söhne, und durch ihre — nicht mathematischen — Töchter auf ihre Enkel vererbt, die Existenz der in ihr latenten Mathematik? Sicher oft die Liebe zu Musik, Rhythmus, Tanz und Symmetrie.

Es liegt auf der Hand, dass die vorhandenen biographischen Sammelwerke dafür nur selten und nur spärliches Material liefern.

[1]) Ich nenne von musikalisch — produktiv, reproduktiv, rezeptiv oder kritisch — begabten Mathematikern: Pythagoras, Demokrit, Chrysipp, die Eleaten, Plato, die Neuplatoniker. Galilei, Gassendi, Descartes, Spinoza, Leibniz, Newton, Hobbes. D'Alembert, Condorcet, Casanova. Chladni, Fechner, Helmholtz, Chwolson, Mach. Stumpf, Gautier-Villars.

Ich will nur darauf hinweisen, dass die grösste, uns in Europa bisher bekannte Vererbungszähigkeit sich beim musikalischen und beim mathematischen Talente gezeigt hat; ich nenne die Carnot, die Bernoulli und die Bach[1]), ich verweise bezüglich grosser Inzucht-Komplexe auf diesem Gebiete auf die Juden und die Zigeuner.

Schopenhauer (W. a. W. u. V., I, S. 302—313) macht sich ein wenig lustig über das Wort von Leibniz: „Musica est exercitium arithmeticae occultum nescientis se numerare animi", und will den Satz „im Sinne seiner höheren Ansicht der Musik folgendermassen parodieren: Musica est exercitium methaphysices occultum nescientis se philosophari animi".

Nun, auch Schopenhauer hat recht, aber er wird Leibniz nicht ganz gerecht, denn er hat bei diesem eine Stelle übersehen (oder nicht zitiert), die lautet: „Selbst die sinnliche Lust lässt sich auf eine geistige, nur verworren erkannte Lust zurückführen. Die Musik ergötzt uns, obgleich ihre Schönheit in der Übereinstimmung von Zahlen und in einer Rechnung (soll heissen: Integrierung) von Schlägen und Erschütterungen der tönenden Körper, welche sich in gewissen Zwischenräumen wiederholen, besteht, deren wir uns nicht bewusst sind, obwohl die Seele die Rechnung dennoch macht." (Leibniz, „Sämtliche philosophische Schriften", herausgegeben von Erdmann, Berlin 1839—40, S. 749.) Ich erinnere auch an die Leibnizsche Theorie der Apperzeption als Bewusstseins-Funktion durch Integrierung kleiner, unbewusst gebliebener Perzeptionen („units of mind-stuff"), die unsere Empfindungen bilden, wie die präglazialen Staubpulverkörnchen die heutigen Löss-Ablagerungen gebildet haben.

Beim Hören von Musik — auch beim inneren Hören, dem Produzieren erlebter, oder neuer unerlebter musikalischer Vorstellungen (Komponieren) — handelt es sich um die Auffassung des Verhältnisses von Verhältnissen, d. h. um eine durchaus mathematische Nervenfunktion; um Auffassung von Reihen von Verhältnissen, ganz analog der Reihenauffassung des Mathematikers — und um ein ständiges Variieren der Verhältnis-Reihen, das eine Analogie zu den unaufhörlichen Schwankungen unserer emotiven Erlebnisse, wie vielen höchsten mathematischen Leistungen, bildet. Es bedarf also keiner weiteren Ausführung, dass das Musizieren ein Oberbau über einer unbewussten Differential- und Integralrechnung ist, und dass die Fluxionen-Lehre und die Funktions-Theorie uns nur entschleiert, was beim Musikhören — äusserem oder innerem — unbewusst von uns geleistet wird. Es handelt sich hier zugleich um Symbolisierungsfunktionen, analog denen, die

[1]) Ihre Stammbäume finden sich in den bekannten Schriften von Möbius.

einmal[1]) zur Entstehung der Sprache, d. h. zum Ausdruck von optischen, chemischen und taktilen Reizwirkungen durch Ton- und Schallproduktion geführt haben. Auch hier müssen sich einmal im „mindstuff" komplizierte unbewusste Prozesse abgespielt haben, die wir nicht wieder ausgraben können.

Im Gebiet der dem musikalischen und dem mathematischen Genius gemeinsamen Anlage verschwindet der für die Theorie der intellektuellen Veranlagung so wichtige Unterschied zwischen analytischer und synthetischer Begabung, auf den ich hier nicht eingehen kann.

Zu diesen mit Rücksicht auf den Raum knapp gehaltenen Erwägungen kommt nun der Nachweis des genealogischen Zusammenhangs zwischen mathematischer und musikalischer Begabung: ihre hereditäre Äquivalenz; sie vertreten einander, können aber auch nebeneinander da sein.

Schliesslich möchte ich noch darauf hinweisen, dass das ganze Kunstleben des 17. und 18. Jahrhunderts unter der Herrschaft der Musik steht (während Malerei und Skulptur zur Supraporten-Dekoration und Porzellan-Figuristik herabsinken), wie die ganze Philosophie dieser Jahrhunderte unter der Herrschaft der Mathematik steht, bis Kant zeigt, worauf diese Herrschaft begründet ist, nämlich darauf, dass die mathematische Erkenntnis auf unseren aprioristischen Anschauungsformen von Zeit und Raum beruht, dass ihr desshalb eine Notwendigkeit und Allgemeinheit zukommt, die empirische Gesetze niemals haben können.

Ganz so steht die Musik jenseits der empirischen Welt, und zeigt uns nicht „vérités de fait", sondern „vérités de raison". So finden wir denn die beiden grössten geistigen Potenzen des 18. Jahrhunderts ihr innerstes Wesen musikalisch ausdrücken: Friedrich an seinem Flötenpult, Rousseau am Schreibpult, Noten zum „Devin de Village" kopierend, beide der Inspiration Bouchers, Vanloos, der Pompadour, den Rücken kehrend.

Bei der allgemeinen Behandlung des Problems der Begabungs-Vererbung stand naturgemäss die begabte Familie im Vordergrunde. Ich habe sie, wie mehrfach erwähnt, in den bescheidenen Regionen der lokalen und Sippen-Berühmtheiten aufgesucht, und auf den Höhen, wo die erfolgreichen und berühmten Leute, in den Akademien, wo die „Unsterblichen" thronen. Auf diesen Parnass führt ja ein bequemer Weg, den uns De Candolle, der Enkel A. P. de Candolles

[1]) Wohl auf Entwicklungsstufen, auf denen das Verhältnis zwischen bewusster und unbewusster psychischer Funktion ganz anders war, als in unseren Bedag-, Ila-, Ala- und Hapag-Tagen.

und Nachkomme zahlloser lokaler und universeller Zelebritäten, gebahnt hat[1]).

Leider sind, beim geringen Interesse der Lexikographen und Biographen für die Mütter und Töchter ihrer Zelebritäten, die Familien selten, bei denen man Gaben, die in väterlicher Aszendenz eines Begabten fehlen, in seiner mütterlichen Aszendenz feststellen kann. Bei den Fürsten und dem alten hohen Adel, namentlich den durch Briefadel nicht vermehrten, alten polnischen Magnatenhäusern ist das möglich. Hier ist es aber oft schwer, bei Taten und Werken von Bedeutung den eigentlichen Urheber des Produkts festzustellen. Die Handlanger fehlen da selten ganz.

Von fast 900 begabten Familien, die ich durch mehrere Generationen habe verfolgen können — Familien etwa von dem Schlage der Carnot, Berthelot, Humboldt, Wilmowski, Kleist, Coleridge, Balfour, Bülow, Bunsen, Bunge, Struve, Delbrück, Bezold, Ranke, Brentano, Grimm, Feuerbach, Liszt, Mommsen, Walraff usw. usw.[2]) — war es nicht immer möglich, für jede durch einen namhaften männlichen Vertreter ausgezeichnete Generation auch nur den Namen der Ehefrauen zu erfahren.

Auffallend war mir bei anderen Familien ein Reichtum der verschiedensten Begabungen, oft an demselben Individuum, oft zu zwei oder drei Talenten auf die einzelnen Mitglieder ausgeteilt, so dass ich eine ganze Monographie über sie im Pulte liegen habe, die aber zu keinen allgemeinen Resultaten führt, eben wegen des Mangels einer vollständigen Ahnentafel. Das gilt besonders für die Schauspieler-Familien.

Man findet reine Intellektuelle und reine Praktiker, deren Taten und Werke bewunderungswert sind, in derselben Generation einer Familie, und oft in derselben oder einer anderen Generation Mischbegabungen, mit Leistungen auf Zwischengebieten, wie die Erforschung des Wechselrechts, der Kolonialpolitik, der Gemeinde- oder Theater-Verwaltung, und selbst aus den Reihen der Nathusius tritt uns einmal ein genialer Biologe entgegen, wie aus dem Träumerkreise der Coleridge ein General-Staatsanwalt, oder aus einer Reihe ernster Richter ein Wilde oder Fielding. Kann man die Familien über viele Generationen verfolgen, so sieht man, wie die ausgeprägten Praktiker und die ausgeprägten Ideologen wieder gesondert hervortreten, die Mischbegabungen verschwinden. Mindestens habe ich nie beobachtet, dass ein zu grosser Wirksamkeit gelangter oder berühmt gewordener Fall von Mischbegabung einen h e r v o r r a g e n d e n Sohn von gemischter Begabung gehabt hätte.

[1]) „Histoire de la science et des savants", Genf 1881.

[2]) Anhang, S. 123f.

Nicht selten stösst man ja in grossen und lange Zeit sozial günstig gestellten Familien auf Träger und Trägerinnen von Frauenschönheit, Stimmbegabung, Grazie, athletischer Kraft und sportlicher Gewandheit.

Vom biologischen Standpunkte aus verdienen gewiss die grossen Sportsmen und die schönen Frauen ein ebenso grosses Interesse, wie die Vollblutpferde oder die Blumen des unsterblichen Abtes Mendel. Nur ein Ergebnis — manchmal erlebt und oft geschichtlich nachweisbar — will ich noch nennen: dass so oft das Kind eines manuell geschickten Bauern oder eines gewandten Handwerkers und einer poetischen, in der alten mythischen Tradition stehenden, gemütsreichen Mutter ein Maler oder ein Dichter wird [1]). Auch wenn die technischen Fähigkeiten nicht von Generation zu Generation potenziert worden sind.

Verdanken wir nicht dem geschickten Damenschneider Goethe und seiner Schwiegertochter, der märchen- und liebereichen Frau Aja den grössten deutschen Denker und Dichter, der auch einmal ein Maler war?

Im übrigen bin ich über Vermutungen und Fragestellungen, was die besondere Art der ideologischen Veranlagung angeht, und über die Einreihung der Techniker in das Zwischengebiet nicht hinausgekommen. Die unter dem Einfluss von R. Sommer, v. Kekule u. a. aufstrebende Familienforschung wird uns erst sichere Unterlagen geben.

Inzwischen werden die Ideologen gut tun, sich nicht mit Krämer- und Ausbeuter-Blut zu liieren, damit von dem, was vier Jahrhunderte an kostbarsten Besitz angehäuft haben, nicht alles in Halbbarbarei und Jagd nach Geld zerrieben wird.

Ich möchte schliesslich meine oben (S. 55) gegebene Charakteristik

---

[1]) Anders Galton. Er findet („Hereditary Genius" pp. 316 ff.) bei „der Prüfung der Kraft der männlichen und der weiblichen Linien zur Übertragung von Begabung", dass sie bei 5 seiner Hauptgruppen — nämlich Richtern, Staatsmännern, Heerführern, Literaten und Naturforschern, auf 100 umgerechnet, 30 mal auf Seiten der weiblichen, 70 mal auf Seiten der männlichen Linie liegt.

Dagegen beträgt der prozentuale Anteil an der Übertragung der Begabung seitens der weiblichen Linie:

bei Theologen 73 %
bei Künstlern 15 % (einschliesslich der Musiker)
bei Dichtern nur 6 %.

Nun ist dazu allerdings zu bemerken, dass Galton nur 16 Musiker-Familien als eminent begabt anerkennt, und dass die Dichter, deren Familien er untersucht hat, sind: Äschylus, Aristophanes, — Byron, Chaucer, Coleridge, Cowper, Dibdin, Dryden, Hook, Milman, Milton, Praed, Wordsworth, — Chenier, Corneille, Racine, — Ariosto, Tasso, — Goethe, Heine, — Lope de Vega.

des Praktikers dahin ergänzen, dass für ihn Menschen und Sachen, und eventuell Alles und das All, nur Mittel zum Zwecke sind; dass er Alles und das All nur vom Gesichtspunkte des Zweckdienlichen aus wertet und verwendet, wie blosse Rechenpfennige; um eventuell Alles geniessend zu verschlingen, so dass die Welt so recht eigentlich seine Auster ist, die er gern mit dem Schwerte — dem eigenen oder dem des Staates, eventuell der Justiz (Pfändung!) — öffnet.

VI. Künstler und Publikum.

„Mephisto:
So sagt mir doch, verfluchte Puppen!
Was quirlt ihr in dem Brei herum?

Die Meerkatzen:
Wir kochen breite Bettelsuppen.

Mephisto:
Da habt ihr ein gross Publikum."
Faust, Ausg. v. 1825, S. 92.

Man könnte die beiden letzten Verse auch umkehren, und für die herrlichen Zeiten, denen Berlin, Brandenburg und andere Provinzen der deutschen Kunst in den letzten Dekaden entgegengeführt worden sind, den Satz aufstellen: „Wollt ihr ein grosses Publikum, so kocht nur breite Bettelsuppen". Die zur Zahlung grosser Entrées fähigen Publikumsmassen, die sich an den Plattheiten einer Symphonia domestica und an den mühsam zusammengequälten, wassersuppenartig verdünnten Kantharidenpräparaten, die unter dem Namen „Elektra" gehen, delektieren, kommen ja gegenwärtig ebenso auf ihre Rechnung, wie die auf kleinere Preise zugeschnittenen Publika, die an der Dollarprinzessin, dem Walzertraum und anderen geschmacklosen und provozierend aufgeputzten Erektions-Operetten der Lehar und Fall, dem „Rosen-Kavalier" u. dgl. ihre Freude haben.

Zweifellos findet derartige Ware immer Nachfrage, und die Theater-Unternehmer, die ihr Kapital verzinsen, ihre Pacht und ihre Gagen bezahlen wollen und müssen, sie müssen eben auch, wie die wirtschaftlichen Existenzbedingungen der Theater und Konzert-Säle in den grossen Städten einmal sind, das grosse Publikum durch Schund anlocken. Sie müssen Sensation machen. Nur schade, dass die Entwickelung der Geschmacksrichtung des Grossstadtpublikums dahin geführt hat, dass von den vielen Elementen, die imstande sind, Sensation zu machen, nur noch die Mischung von verlogener Sentimentalität und Lüsternheitbedürfnis wirkt, die Fall, Lehar und Genossen endlos zu produzieren vermögen. Die Popularität des Freischütz hatte ihre Wurzel gewiss nicht nur in den musikalischen Meriten der Komposition, sondern auch in dem mythischen Inhalt, wie er ja auch bei Lortzing, bei Spohr und bei vielen anderen grossen Opernkomponisten und ganz besonders bei Wagner hervortritt; nicht nur der mythische Gehalt der Nibelungen,

die mythischen Requisiten des Lohengrin, des Tannhäuser, des Parsival haben Sensation gemacht, sondern die mythische — andere nennen es die romantische — Gesamtstimmung seiner Werke machten Sensation, d. h. sie erregten eine starke Empfindung bei einem für die mythische Stimmung noch empfänglichen Publikum. Es sei nur mit einem Worte auf die dominierende Stellung des Mythus im Geistesleben der Griechen, bis auf die Alexandrinische Epoche, hingewiesen. Aber unseren grossstädtischen entwurzelten Massen ist ja jede Fühlung mit dem Mythus und damit jede Empfänglichkeit für die Mittel einer edleren Sensationsmache verloren gegangen, seitdem sie in der Kindheit ohne rechte Mütter und Grossmütter, ohne Kinderstube, ohne Märchen, ohne Einführung in die heimische Tier- und Pflanzenwelt, in das Kommen und Gehen der Jahreszeiten und der Gestirne aufwachsen. Es gibt kein künstlerisch empfängliches grosses Publikum mehr, für das der Komponist und der Librettist arbeiten könnte; denn es gibt in der Gesellschaft fast keine Kindheit, keine Kinder, keine Mütter mehr; und es gibt wohl auch keine Elite mehr, die, wie die kleine Gemeinde Rousseaus, an ein Zurückkehren zur Natur glaubte (ausser bei Lahmann).

Die Welt hat in den Novembertagen des Jahres 1910, in denen ich mir das moderne Publikum in Köln wieder einmal näher angesehen habe — unter den vielen reichen Bewohnern dieser „blühenden Kulturzentrale" und der nahen gewaltig reichen Industriezentren hatten sich noch keine zweihundert gefunden, die von der Existenz eines Karl Hauptmann Kenntnis zu nehmen ein Bedürfnis fühlten —, drei Künstler verloren, die seit langer Zeit ein grosses Publikum besassen: Liow Tolstoj, Wilhelm Raabe und Ludwig Knaus. Es ist gewiss, dass Raabe und Knaus (wie der nun säkuläre Fritz Reuter) ihr Publikum zum Teil einem wohlfeilen Spassmachertalent verdankten und dass ihre ernsten Qualitäten allein, so achtbar sie auch waren, ein so grosses Publikum, so viele Käufer und Leser ihrer Bücher, so viele Freunde ihrer gemalten, photographierten oder gestochenen Bilder nicht würden angezogen haben. Aber es ist dem Künstler erlaubt, der menschlichen Schwäche solche Zugeständnisse zu machen, wenn er das Publikum, bunt und stumpf wie es ist, damit heranzieht und leise, unmerklich gewinnt für die Ewigkeitswerte, die in seinen Werken leben. Aber dass so Viele heute nur breite Bettelsuppen kochen und von ihrem Absatze reich werden, das sollte eine ästhetische Polizei verhindern. Wo wird die zu finden sein? Wohl kaum in den grossen Presse-Konzernen, die ja doch vor allem die Aufgeber häufiger und zeilenreicher Inserate poussieren werden; dazu hat solch Konzern doch schliesslich seinen Kunst- und Theater-Referenten. Wozu denn sonst?

Was soll nun ein junger Künstler tun, der sich ein Publikum

wünscht und der zunächst auf die Kunstausstellungen angewiesen ist? Nun, er kann sein Glück versuchen, und wenn es ihm ein paar Ausstellungen nacheinander nicht gelungen ist, angenommen zu werden oder für sein Bild einen Platz zu bekommen, wo es ein Käufer entdeckt, so kann er entweder etwas anderes werden als Künstler, oder er kann beschliessen: jetzt will ich „épater le bourgeois"; sobald er das letztere beschlossen hat, ist er aber gleich wieder von einem anderen Publikum abhängig, den Kunstsnobs, die ihr Bourgeoistum ängstlich zu maskieren bestrebt sind, und muss es versuchen, direkt oder durch einen Vermittler — sei es nun eine mehr oder weniger übergeschnappte Mäzenatin oder eine einflussreiche Cocotte — oder durch einen Journalisten, dessen Interesse er durch andere als Kunstmittel zu gewinnen suchen muss, den Snobs aufzufallen; hier wird er nun bald merken, dass die Kunst-Moden zwar nicht ganz so schnell wechseln wie die Damenhut-Moden — denn noch ist die Mode in der Malerei nicht ausschliesslich abhängig von dem Gewinnbestreben des im Kunsthandel investierten Kapitals —, aber er wird doch bald merken, dass er entweder übermenschliche Anstrengungen machen muss, um selbst neue Moden — pingendi modos — zu erfinden, damit man immer von neuem épatiert sei, oder dass er nach Paris gehen muss, wo man aber auch sehr gut aufpassen muss, um zu sehen, woher der Wind weht, welcher Artikel die nächste Saison beherrschen wird, ob der Stil von Tahiti oder ein javanisch-eskimo-artiger Dekorationsstil oder die couleurs audibles oder was sonst. Künstlers Erdenwallen ist also schwerer geworden, als seitdem Goethe und Adolf Menzel es so wehmütig-lustig karrikiert haben, und wer irgend einmal in den letzten Jahren das Verhalten der einflussreichen Kritiker und modernen Sammler beobachtet hat, sieht die Zeit mit Riesenschritten herankommen, wo der Künstler in seinem Musterkoffer mindestens zweimal im Jahre eine Kollektion von Novitäten in den verschiedensten neuen Stilen bei den Kunsthändlern herumführen oder herumführen lassen wird; sein Kontrakt mit diesen für die moderne Kunst so nützlichen Kaufherren wird ihm wahrscheinlich den Besuch der Kundschaft, also der Mäzene, Fürsten, Regierungspräsidenten, Geh. Regierungs- und Oberbauräte, verbieten; wenn die eigene Phantasie in Erfindung neuer Manieren versagt — schliesslich hat doch Millet nur drei und Raphael nur vier Manieren nacheinander entwickelt — dürften wir zahlreiche Rückgriffe über van Gogh, Gauguin und Caro-Delvaille hinaus auf die Stile von Mykenä oder Altamira oder Combarelles (die Museen der Malerei und Skulptur der vorletzten Eiszeit[1]) erleben.

[1]) Der moderne Kolorismus, der noch sehr entwickelungsfähig ist, wird diese Entwickelung fördern. Es sei mir gestattet, hier (nach W. Sombart) eine Autorität anzuführen: „Je mehr die Farbenskala an Umfang gewinnt, um so interessanter

Die Beziehungen der Kunst zum Publikum — ich verzichte darauf, das auch noch am modernen Roman[1]), am bezahlten populären Vortrag und anderen Kunstprodukten zu illustrieren — laufen also auf eine Anpassung an den Geschmack der Masse unter dem Drucke des geschäftsmässigen Vermittlers und auf eine Jagd nach Neuheiten im Stil und in den Kunstmitteln hinaus; die Fühlung mit einer bestimmten Kundschaft von durchgebildetem, konstantem Geschmack, die Männern wie Fragonard[2]), Greuze, Watteau, Boucher, Vanloo, Pater, Gainsborough, Lawrence, Graff, v. Kügelgen, David, Mengs und Tischbein ihren Absatz und ihre Existenz sicherten, besteht nicht mehr. Auf sicheren Absatz können in der bildenden Kunst wohl nur noch diejenigen rechnen, die alte Meister geschickt für den amerikanischen Markt fälschen.

Ich brauche kaum ein Wort zu verlieren über die Beziehungen des ausführenden Musikers — vom Dirigenten abgesehen — zum Publikum. Die steigende Zahl der neu auftauchenden brillanten Virtuosen auf dem Klavier und der Geige, die furchtbare Schnelligkeit, mit der sie verbraucht werden, das tiefe Dunkel, in das sie verschwinden, reden eine nur zu deutliche Sprache. Nur die niedrigsten Elemente der Anlage für Musik, zumal der Besitz von ein paar schönen Tönen an der Grenze des von der Natur dem Manne gewährten Stimmumfangs, gewähren, solange diese gebrechlichen Gaben dauern, Ruhm und Brot; ich nenne nur die Namen Caruso und Slezak. Die Technik, mit der heute begabte Menschen zum virtuosen Missbrauche des Klaviers oder eines Streichinstruments geschult werden, hat unter dem Druck der Gewinnbestrebungen der Konzertunternehmer, Musikalienhändler, Konservatoriums-Dirigenten eine solche Vollendung erreicht, dass sie an die weitgehende Spezialisierung der Tricks der Variété-Gymnastiker grenzt, ja sie vielfach überbietet; dass auch recht viele hervorragende Orchesterdirigenten ihre dauernden Erfolge beim Publikum zum Teil

---

dürfte sich das Geschäft gestalten, weil unter diesen Bedingungen häufiger ein radikaler Genrewechsel vor sich gehen kann, den die früheren Verhältnisse verboten".

Dieses Zitat bezieht sich auf ein Modegebiet, das früher — im XVIII. Jahrhundert in Frankreich und lange Zeit hindurch in Japan — eine engste Berührung mit der grossen Kunst gehabt hat, auf die Weberei gemusterter Seidenstoffe („Der Konfektionär", zit. bei Sombart, „Der moderne Kapitalismus", II, 342).

[1]) Was die Belletristik angeht, verweise ich auf die treffenden und amüsanten Darlegungen von George Moore, „Confessions of a young man", p. 171—188 (Leipzig, Tauchnitz 1905).

[2]) König Friedrich II. von Preussen gehörte bekanntlich zu den besten Kunden der grossen französischen Maler. Siehe das lehrreiche Verzeichnis von Paul Seidel, Berlin, Giesecke & Devrient, 1900. In seiner Sammlung war Lancret mit 26, Pater mit 37, Watteau mit 13 Werken vertreten; von den grossen Bildhauern jener Zeit Adam mit 11, Houdon mit 7, J. P. A. Tassaert mit 16. Auch Pigalle fehlte nicht.

gewissen clownartige Eigenheiten ihrer äusserlichen Dirigentenmanieren, andere einer hochentwickelten Kunst des Strebens und des gesellschaftlichen Erfolgs und schliesslich zahllose männliche und weibliche Virtuosen ihre mehr dauernde Position im Kunstleben grosser Städte ihrer hohen Begabung zu erotischen Künsten verdanken, bedarf für den nicht ganz mit Blindheit geschlagenen Kenner grossstädtischer Verhältnisse auch keiner weiteren Darlegung. Man muss einmal den Schwarm angejahrter Mänaden gesehen haben, der den löwenmähnigen Anton Rubinstein zu umringen pflegte, wenn er in Berlin nach erledigtem Programm aus dem Konzertsaal ins Vestibül trat. Hier schweigt des Sängers Höflichkeit.

Haben denn nun diese Betrachtungen und Tatsachen ein Interesse für unser Thema? Es könnte ja scheinen, als spräche sich in meinen Ausführungen eine einseitige Überschätzung der wirtschaftlichen Erfolge des Künstlers aus, während man doch an dieser Stelle psychologische Beobachtungen und Untersuchungen erwartet. Nun gehe ich allerdings von der — an anderer Stelle zu beweisenden — Voraussetzung aus, dass die Kunst eine soziale Erscheinung ist, dass ihr eine Wechselwirkung zwischen Produzierendem einerseits und Geniessenden andererseits historisch und psychologisch zugrunde liegt; ja dass diese Wechselwirkung als eine Kooperation recht eigentlich anzusehen ist, bei der es freilich oft nicht an Entfremdung zwischen beiden Teilen und auch nicht an Momenten gefehlt hat, die den Künstler ganz isolieren; dann ergibt sich ein ergreifendes Bild: Byron in Venedig festgebannt, von Spleen und Heimweh verzehrt, während man in London und in den Hallen des Adels seinen Don Juan verschlingt; Wagner in Paris, unbekannt, verachtet, vergessen, mehr als halb verhungert; Beethoven in tiefer Einsamkeit an der Neunten Symphonie komponierend, als zwei Jahre lang nicht eines seiner Orchesterwerke in Wien öffentlich aufgeführt war; Schubert ohne ein Wort der Klage — er hatte anderes als Worte für seine Leiden — dem Tode entgegensehend, ehe er die Aufführung seiner Symphonie erlebt hatte, als noch nicht eines von je sechs seiner Lieder einen Verleger gefunden hatte[1]; Anselm Feuerbach, der 1862 eben das erste seiner grossen Bilder, die Iphigenie, gemalt hat, das unverkäuflich bleibt wie elf frühere, und der einen bekannten Bankier, der das Bild entzückt lobt, um ein kleines Darlehen angeht und abgewiesen wird; Gottfried Keller, der, Kopf und Herz voll von den entzückendsten Bildern des Grünen Heinrich, die anmuten, wie ein Blick auf die Insel der Seeligen, in Berlin fünf

[1]) Ich erinnere an die ergreifenden Töne in der Begleitung zu seinem Liede vom Leyermann:

„Unglückseliger Alter, willst Du mit mir gehen,
Willst zu meinen Liedern Deine Leier drehen?“

Hungerjahre verlebt —, diese Liste kann endlos verlängert werden, und gerade die Namen der Grössten wären darauf zu finden.

Nicht alle können wie Kepler sagen: „Es ist gleichgültig, ob meine Bücher von meinen Zeitgenossen oder von der Nachwelt gelesen werden; sie können ruhig ein Säkulum auf Leser warten, da doch Gott 6000 Jahre gewartet hat, ehe er einen Beobachter, wie ich es bin, geschickt hat."

So kann ein Forscher, vor allem ein Naturforscher, sich ausdrücken, zumal einer, dessen Gegenstand so lange Dauer besitzt wie unser Sonnensystem; aber der Künstler lebt in Gefühlen, die Gefühle hat seine Zeit — wohl auch die Natur — in ihm geweckt; wenn ihn seine Zeit gar nicht würdigt, so muss ihn der Zweifel befallen, ob er jemals auf andere wirken wird, auch wenn er glaubt, was der Naturforscher, der von heute wenigstens, nicht glauben kann, dass die menschliche Natur in ihren elementaren Empfindungen, Gefühlen und Bestrebungen sich nie wesentlich ändern wird.

Wie die Kunst des Parlamentsredners ganz auf den Augenblick, die des Schauspielers mindestens auf die Jahre seiner Vollkraft und -blüte gerichtet ist, so braucht jeder Künstler[1]), auch wenn er hofft, einmal durch Äonen zu wirken, als Garantie für seine dauernde Wirkung das Erlebnis der Gegenwärtigen, des Publikums; aber das ist keineswegs alles; ich wiederhole, dass die Kunst ihrer Entstehung wie ihrem Wirken nach in jedem Augenblicke ihrer Entfaltung eine soziale Erscheinung ist. Die Einsamkeit eines Archimedes belebt den forschenden Geist, die eines Wagner oder Feuerbach trägt für die Seele des Künstlers den Todeskeim oder doch das Gift der Entartung in sich.

Grillparzer, der vom Publikum nicht gerade verwöhnt worden ist, hat sich einmal gerächt, und in sein Tagebuch an eine bestimmte Adresse geschrieben:

Das Publikum, mein Freund, ist dumm;
Doch nimm die Sache nicht gleich krumm, denn —
Einer ist kein Publikum!

Darin drückt sich gewiss nicht das ideale Verhältnis zwischen Künstler und Publikum aus. Der Forscher — ich nehme hier ein Hauptergebnis dieser Studien voraus — ist gross, wenn er ein vollkommen objektives Weltbild zu geben vermag; der Künstler ist es, wenn er ein Bild der Welt gibt, das die allergrösste Subjektivität

[1]) Goethe sagt:

„Was wir hatten, wo ist's hin,
Und was ist's denn, was wir haben?
Nun, wir sprechen; rasch im Fliehen
Haschen wir des Lebens Gaben".

zeigt[1]). Aber sein Weltbild soll noch eine Eigenschaft haben, die die Forschung verschmähen muss: es soll rhythmisch sein, so voll Rhythmus, dass die ganze Welt — denn der grosse Künstler kann ein kleineres Publikum als die ganze Welt nicht brauchen, nicht nur die ganze Welt von heute, sondern auch die in alle Ewigkeit — sich leise nach diesem Rhythmus zu bewegen anfängt, wie sie sich ja schon nach mancherlei anderen, ineinander verschlungenen Rhythmen dreht oder in ihnen schwingt: Gravitation, Jahreszeiten, Wirtschaft, Staat, Religion. So ist das zutreffende Bild für das Verhältnis zwischen Künstler und Publikum das des Geigers, der improvisierend seinen Bogen führt, bis alles stürzend gerannt kommt und bis sich schliesslich alle im gleichen Takte wiegen, Alte und Junge, Gelehrte und Unwissende, Kluge und Törichte:

Doch allen wird so liebebang
Bei Zaubersaiten und Gesang.

Böcklin hat einmal zu jemandem, dem seine Meerweiber nicht geleckt genug waren, gesagt: „Ich sehe gar nicht ein, warum ich hübsche Weiber malen muss; ich male ja nicht aus Höflichkeit oder damit es jedem geilen Kerl gefällt.“ Böcklin wollte, ja er konnte nicht auf gewisse Ansprüche der Zeit und des Publikums eingehen und er wollte nicht Dinge tun, die gegen seine künstlerischen Intentionen waren, um der Menge zugänglich zu werden. Unbewusst hat er sich aber auch einer Tradition und einer starken Tendenz seiner Zeit gefügt.

Nun müssen wir bedenken, dass Phidias und Sophokles auch nicht für die Sklaven und Metöken in Attika und auch nicht für die phönizischen oder palästinensischen Händler, die im Piräus hausten, tätig waren, sondern für ihr ästhetisch hoch gezüchtetes Volk, das die Tempel der heimischen Götter und die Festaufführungen zu Ehren des Weingottes besuchen durfte. Ein Publikum, wie es die Griechen in ihrer Blütezeit abgaben, gibt es heute nicht mehr; und eine Fülle von Mäzenen, wie sie die römischen Kardinäle, der venezianische und genuesische Kaufmannsadel, die Fürstenhöfe der vielen italienischen Kleinstaaten bildeten, hat es auch nie wieder gegeben. Krupp, Stinnes, Thyssen, Hoesch und Guilleaume sind gewiss zusammen reicher als die Medici oder die Rovere, aber sie bilden keine tonangebende Klasse. Wem sollten sie auch den Ton angeben? Goethe hat gewiss das Glück gehabt, unter den letzten Strahlen der Renaissance, die, von Versailles reflektiert, Potsdam,

[1]) In diesem Sinne hat ein französischer Literat ein Landschaftsbild als einen Seelenzustand bezeichnet. Der Maler will ja nicht die Landschaft farben- und umrissgetreu auf eine Fläche projizieren, sondern den Eindruck wiedergeben, mit seinem Kunstmittel, den sein Inneres von einem Stück Natur empfangen hat.

Mannheim und Weimar erhellten, wirken zu können; er hat für die Mehrzahl seiner kleinen Gelegenheitsdichtungen und Maskenzüge den Hof, den ab und zu gar eine Wiener oder Petersburger Grösse mit besonderem Glanze schmückte, als Publikum gehabt, darüber hinaus aber hat er sich wohl keine Illusionen über das Publikum des 18. Jahrhunderts gemacht; ich erinnere nur an die beständigen Weigerungen oder Ausflüchte, die er den Bitten seiner Freunde, auch der hochgestellten, nach Berlin zu kommen, entgegenstellte; und wo er sich einmal eine Äusserung über das Publikum gönnte, da heisst es:

„Was träumet ihr auf eurer Dichter-Höhe?
Was macht ein volles Haus euch froh?
Beseht die Gönner in der Nähe!
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh."

Oder:

„Mein Lied ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang."

Volkskunst, d. h. primitive Feste mit uraltem Zeremoniell, und primitive Monumente, die eine uralte Dekorations-Technik schmückt, finden wir noch bei den Karpathen- und Balkan-Slawen, in Island und bei den Naturvölkern, in Resten wohl noch bei germanisierten oder romanisierten Rhätiern einiger Hochalpentäler; aber im übrigen Europa ist die Volkskunst tot.

Was Künstler und Publikum in fruchtbare Wechselwirkung bringt, ist eine ihnen gemeinsame Kultur, zu der die kontinuierliche Tradition eines sich fortentwickelnden Geschmacks gehört.

Geschmacklosigkeit ist nicht nur eine der störendsten unter den häufigeren Erscheinungen beim Publikum, bei der Reklame und bei der Kritik, sondern auch bei vielen Dilettanten, Sammlern, Kennern, Liebhabern, Galleriedirektoren und Fürsten und auch bei Künstlern. Goethe war ein Mann des feinsten Geschmacks, ebenso Raphael, aber alle Künstler, die sich stark zur Grösse hingezogen fühlten, sind gelegentlich in Geschmacklosigkeiten verfallen. Der Geschmack ist in allen Künsten und in allen Wissenschaften möglich, und Geschmacklosigkeiten sind überall wirklich geworden; das Barocke, das Groteske, das Pathetische, das Komische, das Eifernde sind dem Verfallen in Geschmacklosigkeiten am meisten ausgesetzt. Alle Feinheit in der Kenntnis der griechischen Kultur hat einen Nietzsche nicht abgehalten, ein Buch „Also sprach Zarathustra" zu nennen. Und er hat auf diese eine Geschmacklosigkeit die andere gesetzt, zu sagen, er habe den Deutschen das tiefste Buch gegeben. Ça se fait, mais ça ne se dit pas!

Die Arten der Geschmacklosigkeit sind zahllos, es gibt immer neue; fast alle sind in der Reklame vertreten, die bekanntlich nicht von gestern ist. Es liegt sehr nahe, die Künstler und die Kunstwerke

in die geschmacklosen und die geschmackvollen zu teilen, und wenn zugestanden werden kann, dass auch ein grosses Kunstwerk geschmacklos sein kann — etwa Rembrandts Simson im Kampf mit den ihn fesselnden Philistern, oder Dürers „Ritter, Tod und Teufel" —, so kann man auch wohl zugeben, dass es grosse, aber geschmacklose Künstler gegeben hat und gibt.

Ich habe mir eine solche Liste aufgestellt — der Gedanke dazu kam mir auf der Pariser Zentennarausstellung der französischen Malerei — und ich bin dabei rein statistisch zu dem Resultat gekommen, dass der Geschmack ein Kulturprodukt ist, freilich nicht bloss und immer ein anerzogenes, sondern oft, ja in der Mehrzahl der Fälle, ein angezüchtetes. Nichts begünstigt so die Häufigkeit des Geschmacks beim Produzenten, wie eine durch viele Generationen gehende höhere Handwerkertätigkeit seiner Vorfahren, nichts so den beim Publikum, wie eine lange aristokratische Kultur. Ich verweise auf den im österreichischen Kaiserhause heimischen Geschmack, der in Marie Antoinette gipfelte[1]), aber lange noch nicht herabgekommen ist, und zum Vergleich damit, auf die Puppen-Allee im Berliner Tiergarten und andere Marmorhaufen vor den Toren Berlins, von denen einer die edle Einfachheit und stille Grösse des Brandenburger Tores vollkommen um ihre Wirkung bringt, radikaler, als das Napoleon nach Jena fertigbringen konnte. Diesem Geschmacke gegenüber haben die Traditionen von Sanssouci versagt.

Ich verweise besonders auf den durchgehend hohen Geschmack der hohen polnischen Aristokratie, die Kenner hervorgebracht hat wie König Stanislaw in Nancy, Jablonowski, Radziwill, Ogiński, Raczyński, Tyszkiewicz, Lanckoroński, Potocki, und auf den hohen Geschmack der polnischen und tschechischen Komponisten — ich nenne nur Chopin und Smetana — gegenüber dem barbarischen dekorativen Geschmack vieler russischer Magnaten, dem Kunsthasse Liow Tolstojs, der argen Geschmacklosigkeit russischer Komponisten wie Rimsky-Korssakow und Glasunow, die dabei keineswegs ohne originelle Erfindung und Grösse der Gestaltung sind.

Pompeji musste gefunden werden, um uns zu zeigen, dass bis in die verbauerten Kolonien und bis in seine tiefe moralische Decadence hinein die Griechen den ihnen im Blute liegenden Geschmack nicht verloren haben.

Welche Blutmischungen schliesslich wirksam waren, um einen genialen Kretenser von so phänomenaler Geschmacklosigkeit hervorzubringen wie den „Greco", darüber wird uns die künftige Rassen-

[1]) Man nennt den Stil, in dem sich dieser Geschmack manifestiert „Louis Seize".

forschung wohl einiges sagen, heute ist es unmöglich; aber man denkt an den Halbasiaten Toroop.

Es dürfte aus der Literatur, die sich allmählich über Nordamerika gebildet hat, wohl ziemlich allgemein bekannt sein, dass die Besiedelung dieser Länder durch eine bestimmte Art der Auslese geschehen ist, die — unbewusst — so verfuhr, dass die Knoten nach Amerika gegangen, die Nichtknoten — ausser wenn ihre Schulden sie übers Wasser trieben, um am anderen Ufer bald zu verkümmern — in Europa geblieben sind. So gibt es denn kein Land und keine Zeit, wo man die Phänomenologie der Geschmacklosigkeit im Kleinsten wie im Grössten so bequem studieren kann, wie in Nordamerika. Es mag wohl noch in einzelnen virginischen Landsitzen, die von englischen Gentlemen im 17. und 18. Jahrhundert in Besitz genommen worden sind, Männer und Frauen von einigem Geschmack geben; indessen haben die meisten Familien dieses Ursprungs, nachdem man sie durch die Sklavenemanzipation wirtschaftlich ruiniert hat, entweder ihre Güter verlassen oder Töchter von Yankees heiraten müssen, um sich mit der Mitgift über Wasser zu halten; die Kinder aus diesen Ehen sind heute meist noch nicht 40 Jahre alt und die Quellen über die Ergebnisse dieser Rassenmischung sind mir nicht zugänglich[1]).

Wir werden ein Urteil darüber, ob ein Künstler oder ein Kenner Geschmack hat, nicht lediglich aus ihren Werken resp. aus ihren Sammlungen schöpfen, sondern, vorausgesetzt, dass ihnen die Geldmittel zur Verfügung stehen, um ihren Geschmack zu befriedigen, aus ihrer ganzen Lebensführung, der Einrichtung ihrer Häuslichkeit, den Kunstgenüssen, die sie ausserhalb ihrer eigentlichen Kunstsinnsgebiete suchen; wir finden da ganze Rassen und Klassen durch Geschmack ausgezeichnet, so das ganze japanische Volk, die Samoaner, die Perser, den baltischen, polnischen und österreichischen Uradel; manche alte, über die Revolution von 1789 ohne Zerstörung hinübergelangte französische wohlhabende Bürgerfamilien, wie die Carnot, die Flaubert in Rouen, in neuerer Zeit die Charcot. Was die Geschmacklosigkeit bedeutender Künstler angeht, so brauche ich nur an die Umgebung zu erinnern, in der Felix Mendelssohn, Richard Wagner, Hans Makart und Friedrich Hebbel zu leben gewohnt waren, wie andererseits die gemütliche Geschmacksfeinheit und -einfachheit von Ludwig Richter und Theodor Fontane sich tausendfach in ihren Briefen äussert; ein Genie des Geschmacks war William Morris in seinem häuslichen Leben, während alles Protzentum, auch wo es wirklichen Kunstsinn oder gar Kunstleistungen für sich hat, Geschmack ausschliesst. Von den alten

[1]) Der originelle Whitman, in dem die Urpoesie der paläolithischen Zeit wieder aufzuleben scheint, treibt die Geschmacklosigkeit seiner zweifellos kraftvollen Deklamationen bis zur absoluten Formlosigkeit.

Handwerkerfamilien scheinen es besonders die Goldschmiede gewesen zu sein, in deren Geschlechtern sich von einer Generation zur anderen der Geschmack verfeinert hat; ich will nur ein Beispiel von vielen nennen: Albrecht Dürer, dessen Hieronymus im Gehäuse in der Darstellung eines Wohnzimmers an Feinheit des Geschmacks beinahe heranreicht an eines der Zimmer, in dem die reine Luft und die sauberen Tische und Bänke Rogiers van der Weyden oder des bewundernswert einfachen, genial geschmackvollen Pieter de Hooghes uns einladend ansprechen.

Ich betrachte den guten Geschmack als eine der wichtigsten Seiten künstlerischer Begabung, bemerke aber, dass er durchaus ein sekundäres Merkmal, ein Kultur- und Züchtungsprodukt ist und bei höchster Begabung fehlen kann, ja, dass er in den Produkten des Künstlers vertreten sein und in seinem Leben schmerzlich vermisst werden kann, wie bei Anselm Feuerbach. Das Ideal des Geschmacks hat Winckelmann bei den Griechen richtig erkannt und trefflich bezeichnet als eine edle Einfalt und eine stille Grösse, sowohl in der Stellung als im Ausdruck („Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke", 1755, S. 225).

Es ist ja ausserordentlich interessant und reizvoll, die barbarischen, aber oft schon geschmackvollen Anfänge der Kunst von einer späteren geschmackvollen und einer geschmacklosen Kunst zu unterscheiden, und die Unterscheidung ist viel leichter und viel sicherer zu treffen, als die zwischen genialen und talentvollen Künstlern, über die ich mir nun seit 20 Jahren vergeblich den Kopf zerbreche und über die ich viel, aber gar nichts Brauchbares geschrieben gefunden habe[1]).

Ebenso anziehend ist es, die barbarischen Anfänge der Kunst, in denen sich oft so viel Genie und immer so furchtbar wenig Geschmack zeigt, aufzusuchen, und nun, von der älteren Steinzeit an bis auf Gallé und Morris, die Erziehung des wilden Dämons primitiver Kunst zum sanften, gelehrigen Genius, der bei aller Bändigung nichts an Originalität zu verlieren braucht, zu verfolgen. Wenn dann bei einem talentreichen und geschmackvollen Volke, wie den Franzosen, wieder die groben Bauernburschen à la Courbet oder die verbummelten Absinthtrinker à la Verlaine zwar mit Genie, aber mit degenerativer Unfähigkeit, etwas zu lernen von tausendjährigen Techniken und Traditionen, von neuem lallen und schmieren, wie die Höhlenbewohner im Vezère-Tal, so müsste das ganze Volk degeneriert sein, wenn es diese Barbaren nicht endlich zurückweist. Die moderne Kunst würde ja auch ihre sonderbare Entwickelung über Naturalismus, Impressionismus und Divisionismus bis zum gelegentlichen Idiotismus nicht gemacht haben, wenn nicht, kraft der Zauberwirkung der kurzen

[1]) **Möbius** sieht verständigerweise im Genie einen hohen Grad von Talent.

Elle und des Surrogats, aus dem schmutzigen Ghetto und den übelriechenden Hinterzimmern der Kramläden seit 60 Jahren eine Schar von Geschäftstalenten hervor- und emporgekommen wäre, die, ohne alle häusliche Tradition des Kunstgenusses, ohne alle Möglichkeit eines ererbten Geschmacks, eines in der Kinderstube eingesogenen Unterscheidungsvermögens, nun einfach auf das hereinfiele, was schlaue Händler ihnen als letzte Novität anpriesen.

So unendlich hoch die Bedeutung des Judentums für die Entwickelung der literarischen und wissenschaftlichen Talente und Bestrebungen der neueren Zeit anzuschlagen ist, so verwüstend hat sein Einfluss — oder doch der seiner neuerdings rapide emporgekommenen Schichten — auf die alten Kunsttraditionen gewirkt, die ohne Geschmack nun einmal nicht fortbestehen können. Man sehe sich den Kleiderluxus der reichen Jüdinnen an, die das widerwärtigste und scheusslichste auf ihren Körper zur Schau stellen — Dutzende von Pelztieren z. B. —, wenn es nur Mode ist, und frage sich, ob in einer Zeit, deren Gesamtkultur in so hohem Masse von diesen Schichten beeinflusst wird, der Geschmack in den bildenden Künsten weiterleben kann.

Ich wiederhole aber, dass die Entstehungsbedingungen des produktiven Geschmacks im Handwerk gegeben sind, und da das Handwerk nur noch in dem Untergange entgegeneilenden Resten besteht, so kann die Zukunft der Kunst nichts anderes sein, als phantastische Barbarei der aus dem Proletariat kommenden Produzenten, getragen vom Snobbismus der emporgekommenen Abnehmer der Kapitalistenklasse.

Gegen diese Auffassung spricht es natürlich nicht, dass die von gestern oder vorgestern reichen Amerikaner auf dem Pariser oder Londoner Kunstmarkte auch Tizians, Corots, Millets und Cézannes, eventuell auch einmal einen Knaus mit Summen von etwa 100 000 Dollar aufkaufen lassen; diese Leute würden, wenn es Mode würde, auch die widerwärtigsten Sudeleien irgend einer Decadence, sagen wir der von Knossos oder Karthago, zusammenkaufen; das rangiert bei ihnen alles nicht anders als die Hüte ihrer Frauen und Kokotten, ihrer kostspieligsten Mittel zum Prahlen.

Um nicht ungerecht zu sein, will ich noch betonen, dass die aus innerem Bedürfnis vor allem nach Grösse strebenden Künstler — Schiller, Wagner, Klinger, Rodin — leicht in Geschmacklosigkeiten verfallen, leichter als die Meister von Tanagra oder als der eine oder andere Vlame, dessen Dorfbarbiere, Höllenfratzen oder besoffenen Bauernlümmel in der Schenke, bei ihrem kleinen Formate und ihrer Sorgfalt im einzelnen, kleinen, quand même niedlich, ja reizend sein können. Es ist ein Unterschied, ob eine kleine Geschmacklosigkeit in einem versteckt hängenden Kabinetsstücke oder eine grosse — wie das Gambetta-Denkmal — in pyramidaler Öffentlichkeit vorm Louvre

zu sehen ist, oder sich gar zwischen Schlüters Altem Schlosse und Rauchs Altem Fritz spreizt.

Überdies versöhnt sich der gute Geschmack leichter mit einer Geschmacklosigkeit, wenn sie in einem aufs Komische oder Groteske angelegten Werke, als wenn sie dem Himmelsstürmer passiert. Die Maccaronischen Verse im „Malade imaginaire" sind nicht geschmackvoll, aber sie sind nicht deplaciert; die Keilerei zwischen Odysseus und Iros bei Homer bekommt durch ihren Ausgang eine prophetische Bedeutung und damit etwas Heroisches; wie aber, wenn wir lesen:

„Meine Laura, nenne mir den Wirbel?
— — — — — — —
Sieh, er lehrt die schwebenden Planeten,
Ew'gen Ringgangs um die Sonne fliehn!"

oder:

„Und hohler und hohler hört man's heulen."

(Man vergleiche damit Homer:

αἰγιαλῷ μεγάλῳ βρέμεται σμαραγεῖ δέ τε πόντος

(Il. II, 210)

oder:

αι'τὸς δὲ κλάγξας πέτετο πνοίῃς ἀνεμοῖο)

da muss man doch, ums erträglich zu finden, auf das verzichten, was Werke der Sprachkunst — von Dichtkunst nicht zu reden — geniessbar macht, nämlich auf jede Spur von Euphonie. Selbst wenn Schiller, woran es ihm notorisch fehlte, bei Homer, Aristophanes und Quintilian in die Schule gegangen wäre, es hätte ihm hierin nichts geholfen, denn:

„Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nie erjagen"

und:

„Le vers le mieux rempli, la plus noble pensée
Ne peut plaire à l'esprit, quand l'oreille est blessée."

(Boileau.)

Soll ich mich nun noch zu den Herren Holz und Schlaf wenden, um den deutschen Naturalismus in seiner haarsträubenden Geschmacklosigkeit zu zeigen und ihnen einen der vollsaftigsten Naturalisten Frankreichs gegenüberstellen, der sein krassestes Werk mit den herrlichsten Worten schliesst, die Frankreich im Jahrhundert der Romantiker und der Parnassiens hervorgebracht hat? Ich meine Maupassant und den Schluss von „Fort comme la mort", der den Frieden der Erlösung ergreifender malt, als die vollendetsten Harmonien von Schuberts Winterreise oder Beethovens Eroica:

„Il était détendu, impassible, inanimé, indifférent à toute misère, apaisé soudain par l'Eternel Oubli."

7*

Wir sehen in solchen Erscheinungen die Überlegenheit der alten lateinischen Kultur, die auch einem Rops, mag er weniger menschlich und weniger poetisch sein als Klinger, es unmöglich machen würde, einen Olymp oder einen Beethoven von so enormer, grandioser Geschmacklosigkeit zu bringen, wie es dem Leipziger Meister leider gelungen ist. Gott besser's!

Es gibt, wie die bisherige Geschichte aller Künste, auch der Musik, zeigt, keine andere Quelle als die Überlieferung für den Geschmack. Wird die Überlieferung unterbrochen, so macht sich in allen dekorativen Versuchen wieder die primitive Barbarei geltend, wie im christlichen Europa vor Ausbildung der Struktur- und Dekorations-Elemente des „romanischen" Stils, der durch die spanisch-arabische Kunst absolut auf die klassische Tradition zurückführt.

Diese Tradition findet ihr Milieu im Handwerk; geht, wie im 19. Jahrhundert, das Handwerk zugrunde, gerät die künstlerische Produktion in ungeschulte Hände, unter der Leitung unerzogener Augen und Ohren, so sehen wir, dass die urwüchsigen Talente aus dem Proletariat und der tiefsten Schicht der Kleinbauern[1]) dem traditionslosen Parvenü gefallen; ich verweise in dieser Beziehung auf den Abschnitt über Vererbung. Wir sehen dort, dass bis tief ins 18. Jahrhundert hinein die Künstler aus den Familien geschmackvoller Handwerker — Steinmetzen, Schnitzer, Briefmaler, Dekorationsmaler, Goldschmiede — stammen, während im 19. Jahrhundert die Handwerkersöhne mehr und mehr zurücktreten und der Naturalismus, von Söhnen der Landarbeiter und Proletarier erfunden — Courbet, Millet, Gavarni, Segantini etc. — und von blasierten Sprösslingen der neuen Grossbourgeoisie — Whistler, Leibl, Klinger, Rich. Strauss, Conradi, Schlaf, Strindberg — aufgenommen, den traditionslos aufgewachsenen Snobs imponiert.

Eine durch drei oder vier Generationen vollen Kulturgenusses gegangene Oberschicht — das Patriziat der italienischen Städte, die Kaufherren von Amsterdam und Haarlem, die Gelehrten und Forscher in Leyden und Utrecht, die Hofedelleute und Finanzmänner unter der Regentschaft und der Hetärokratie in Paris, die in Versailles oder durch Versailles verfeinerten deutschen Fürsten um 1750, der hohe englische Adel der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts — hatte den Geschmack des Geniessens, dem der vollendete Geschmack bei Rameau und Gluck, Tartini und Salieri, Haydn und Mozart, Bach und Händel, Caracci und Domenichino, de Hoogh und Vermeer, Watteau und Chardin, Marivaux und Prevost, Rousseau und Diderot entgegenkam, und der in Winckelmann und Goethe sich seiner selbst bewusst wurde.

---

[1]) S. Anhang, S. 118.

Dass dieser Geschmack das volkstümlich Innige eine Weile zurückdrängte, beweist keineswegs die Unvereinbarkeit beider Elemente künstlerischer Gestaltung. Wir sehen auf der Höhe raffiniertester Feinschmeckerei in aller Kunstangelegenheit gerade die am feinsten erzogenen Kreise die Traditionen, auf die man nicht mehr bei den Romanen, wohl aber bei den Germanen, Wälschen und Slawen zurückgreifen konnte, mit grösster Lebhaftigkeit begrüssen. Burns, der ganz durchtränkt war von urgermanischer Tradition[1]) fand sofort im hohen Adel und bei den Dichtern seines Landes vollste Anerkennung; Puschkin und Mickiewicz, die die reiche Mythenwelt des slawischen Landvolks aufschlossen (in die uns auch Turgenjew im „Jäger-Tagebuch" einen Blick tuen lässt), haben fast mit denselben Worten wie Burns die Quellen, aus denen ihre Phantasie gespeist wurde, geschildert; wir tuen mit Carl Maria v. Weber, E. T. A. Hofmann, Andersen und Walter Scott einen Blick in diese Welt uralter, ohne Vermittlung von Schrift, Druck und Literatur geschmackvoll geformter Tradition, und wir sehen, dass, wenn die zauberkräftige Hand Humperdincks die Saiten der alten germanischen Harfe, wenn Liszts Finger die uralten Schätze der Zigeunermusik berühren, ein vollendetes Kunstwerk von edelstem Geschmacke vor uns steht. Man hat diese Dinge „romantisch" genannt; nichts ist weniger angebracht, es sei denn, dass damit gesagt sein soll, dass die reiche Mythenwelt der keltischen Völker der Welt zunächst in einer romanischen Sprache schriftlich überliefert worden ist, früher als jede andere Tradition nordischer Völker.

Alles, was die im klassischen Geschmack überlieferte Gestaltungsmacht, die uns nun einmal zunächst von den Römern überkommen ist, zu den alten, in längst vergangener Zeit mit feinstem Geschmacke geformten mythischen Traditionen hinzutuen kann, ist, daraus Gemälde, Epen, Dramen und Opern, oder sonst eine künstlerische Synthese, ein „Gesamtkunstwerk", zu formen, denn die Form der alten Überlieferung ist durchaus lyrisch. Dante und Shakespeare, Bach und Weber, Bizet und Wagner, Schwind und Delacroix haben das gekonnt, aber auch nicht mehr.

Wenn die Griechen unermüdlich, als Tragiker, Komiker, Bildhauer, Maler, ihre alten Mythen gestalteten, umgestalteten und mit diesem Stoffe auskamen, so schützte ihr feiner Geschmack sie vor Monotonie; dem modernen Künstler steht die Mythenwelt der Kelten, Slawen, Germanen, Finnen, Inder, Mongolen und Südsee-Völker, die der Bibel

---

[1]) Er hatte, wie er Mosse schreibt, von frühester Kindheit her den Kopf voll von „tales and songs concerning devils, ghosts, fairies, brownies, withes worlocks, spunkies, Kelpies, elfrankes, dead-ligths, wraiths, apparitions, cantraips, grants, enchanted towers, dragins and other trumpery".

und der reichen indianischen Tradition zur Verfügung, und es bedarf nicht des bemerkenswerten Versuchs der Schaffung einer eigenen Mythen-Welt, in dem Böcklin so stark und v. Marées und v. Hofmann, Puvis de Chavanne und Henri Martin, Rodin und Sinding so wenig überzeugend gewesen sind.

Die Psychologie des Geschmacks ist ein unerschöpfliches Thema. Ich wage es nicht, von den Geschmacklosigkeiten zu reden, die die schlimmsten sind, weil sie in Stein und Mörtel für Generationen geschaffen worden, von denen der Architektur. Eine aus schwirrenden Geräuschen im Orchester und hölzernem Sprechgesang zusammengebraute Oper verschwindet in den Notenschränken; eine dröhnende, prahlende Rede von hoher Stelle verklingt in ein paar Tagen in den Zeitungsberichten, geschmacklose Romane werden makuliert oder verschwinden in den Leihbibliotheken, eine pointillistische Landschaft kommt mit dem Nachlass irgend eines Multimillionärs unter den Hammer und zum Trödler, aber was die Architekten unserer Zeit in den schnell wachsenden Riesenstädten an Gebäuden schaffen, wird das Jahrhundert der Aeroplane und der Truste für lange Zeit charakterisieren; der Genius des Jahrhunderts prägt sich ja auch oft genug in dem aus, was der hohe und höchste Adel neuerdings bauen lässt. Die hier von mir angedeutete Auffassung bedarf nun noch einer Ergänzung. Es dürfte bekannt sein, dass die beiden gewaltigen Kulturvölker, die seit fünfzig Jahren in den Gesichtskreis nicht nur der Diplomaten und Exporteure, sondern auch der Forscher, Denker und Kunstfreunde in unserem romanisch-germanischen Kulturkreise getreten sind, die Japans und Chinas, in ihrem öffentlichen und privaten Leben beherrscht oder doch mindestens stark bestimmt werden von der Ahnenverehrung. Die japanische Zauber-Monarchie, deren Verteidigung gegen die Übergriffe eines militaristisch-agrarischen Hausmeiertums das heroische Volk sich vor bald fünfzig Jahren hingegeben hat, beruht durchaus auf dem Ahnenkult.

Es ist komisch, wenn christlich-germanische Schwachköpfe sich deshalb über diese „Heiden“ erhaben glauben; die Japaner haben diesen Ahnenkult sublimiert und idealisiert zu einem starken Nationalgefühl, das sie mit der ganzen $2^1/_2$ Jahrtausende erfüllenden Vergangenheit ihres Volkes bewusst verknüpft und dem gegenüber der jesuitische, im schlechtesten Sinne vaterlandslose Ultramontanismus, der durch das Zentrum heute Deutschland beherrscht und vielfach als Garantie für die Sicherheit der Monarchie angesehen wird, sich äusserst barbarisch, inhuman und unpatriotisch ausnimmt. Die Japaner haben den Ahnenglauben von seinen mystischen Bestandteilen gereinigt; es wird ihnen von ihren Behörden nicht zugemutet, die Sonne für die Urgrossmutter ihres ersten Kaisers zu halten, während man bei uns doch so tun muss,

als glaubte man an den Stern von Bethlehem, die Taube am Jordan und das ganze frühchristliche Mythenwesen; sonst kriegt man am Ende keinen Orden oder wird nicht Sanitätsrat. Wir werden aber gut tun, uns mit einiger Anstrengung in die Weltanschauung dieser täglich an Bedeutung zunehmenden Völker hineinzudenken; und dass sowohl in den Legenden und Lehren des Christentums, wie in den wunderbaren Resten ägyptischer und griechischer Kunst und Weltanschauung ursprünglich ebensoviel Furcht, Ehrfurcht und Verehrung für die Ahnen steckt wie in der Weltanschauung der Ostasiaten, das wollte ich in meiner kurzen Übersicht andeuten.

Es kann auch nicht wundernehmen, wenn man sich nur einmal klar macht, welche Bedeutung für den natürlichen, nicht von den Spukgestalten unserer mittelalterlichen Mönchsphantasien abgestumpften Sinn die Erfahrung haben muss, dass es einen sonderbaren langen Schlaf gibt: einen Schlaf, aus dem die Seele nicht mehr den Weg zurückfindet; der länger dauert als ein Ohnmachtsanfall, aus dem es kein Aufrütteln und Wachmachen gibt, in dem der Körper schliesslich zerfällt, während der noch vor kurzem tätige Bewohner des zerfallenen Körpers den Seinen nur noch im Traume erscheint.

Abschluss.

Es ist auf den voraufgehenden Blättern zwar einiges — besonders die elementare Klassifikation[1]), die mir so wichtig erscheint, wie die der Tiere in Wirbeltiere und Wirbellose — etwas eingehender behandelt worden, aber das meiste doch nur angedeutet, in Form der Fragestellung oder des Aphorisma.

In dem einmal gegebenen Rahmen konnte das nicht anders sein.

Ungern habe ich manche wichtige Fragen nicht behandelt; so die Eigenart der semitischen, finnischen, mongolischen und polynesischen Sprachkunst und bildenden Kunst; die wichtige Frage nach der langsamen, in vielen Generationen der handwerklichen und sprachkünstlerischen Tätigkeit sich vollziehenden Akkumulation vererbbarer Begabungs-Elemente; die Frage nach dem polarisierenden Reize, der diese Elemente zur künstlerischen Produktion anregt; die Frage nach der Bedeutung der Fähigkeit zur Symbol-Gestaltung für die universelle künstlerische Begabung, die auch dem Dichter und dem Propheten, vielleicht auch dem Medizinmanne und dem Arzte angehören kann oder soll; die Beziehungen zwischen produktiver, reproduktiver, rezeptiver und dilettantischer Begabung.

Vor allem ist nicht erörtert worden Goethes Auffassung des Genies, der ich nicht so fernstehe, wie es scheinen mag (s. oben S. 59 das Zitat aus Goethe eingangs des IV. Abschnitts), die so prägnant in einer vielzitierten Stelle aus dem Eckermann Ausdruck gefunden hat („Gespräche, III. T., 11. März 1828) und die auf einer besonderen Wertung der produktiven, der lebendig fortwirkenden Kraft beruht, also auf einer Einsicht in die Bedeutung des Trieblebens für die Begabung überhaupt.

Versagen musste ich mir auch eine eingehendere Darstellung der Soziologie der Begabung und der grossen zerstörenden Mächte, die mit

[1]) Ich möchte darauf hinweisen, dass in keinem der modernen Systeme der Kunstphilosophie alle Formen der Kunst Unterkunft gefunden haben, zumal Schauspiel, Tanz und Dekoration passen nicht in den Rahmen der Definitionen. Schon Hirn hat in seiner bekannten Schrift (Ursprung der Kunst, Leipzig 1904) darüber gesagt: „Man kann sich nicht wundern, wenn manche Kunstschriftsteller durch die verwirrende Widersprüche der ästhetischen Theorie irre gemacht, sogar das Vorhandensein eines allgemeinen Merkzeichens der Kunst bezweifelt haben“.

den produktiven Begabungen heute auch das staatliche und nationale Leben der Völker zu zerstören bestrebt sind.

Dass ich Handwerk, Bauernstand und die Geistlichkeit der evangelischen Kirche als die drei Nährböden unserer der Bureaukratisierung und Amerikanisierung verfallenen Zivilisation ansehe, habe ich wiederholt angedeutet; im Augenblicke, wo ich dieses Schlusswort schreibe, ist ja die Bureaukratisierung der deutschen reformierten Kirche im vollsten Gange. Bureau-Tinte, Gold und Weihwasser werden unsere Kultur ruinieren, wie sie Spanien ruiniert haben; es vermag wohl noch niemand ein Bild des Mandarinen-, Trustmagnaten- und Bonzentums zu skizzieren, das an Stelle der alten nordgermanischen Ideologen treten wird.

Das Narkotikum der Eugenik, Sozialreform oder der sozialen Revolution wird inzwischen vielen Intellektuellen eine Euthanasie gewähren.

Wenn mancher Leser es vielleicht für nicht angebracht halten wird, dass eine kleine Schrift, die sich als „Beitrag zur Naturgeschichte begabter Familien" ankündigt, so abfällig über den Kulturwert des mächtigsten Faktors der modernen Entwickelung, die Kapitalisten, urteilt, so muss ich rückblickend bemerken, dass ich von vornherein das Kunstleben und Kunstschaffen als ein soziales Produkt bezeichnet habe. Alle Entwickelung verläuft unter und durch Auslese; die Intellektuellen der letzten vier Jahrhunderte, seit Zurückdrängung der Vorherrschaft des im Zölibat lebenden Klerus, sind ein unter der Aktion der selektiven Faktoren: Staat, Wirtschaft, Kirchen-Reformation entstandenes Selektions-Produkt; die so und nicht anders gerichtete Selektion bedingte das Entstehen und gestattete — für jeden Fall auf einige wenige Generationen — die Forterbung vieler Formen intellektueller Begabung.

Nun, die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen heute im westlichen Industriebezirk und in Berlin die Jubiläums-Fälle Krupp und Borsig, die lamentabeln Fälle Jatho und Traub möglich geworden sind, zeigen das Schwinden der altgewohnten selektiven Faktoren und die Wirkung neuer; der Soziologe hat das zu registrieren, und das habe ich getan, freilich weder ganz sine studio, noch völlig sine ira.

Und wenn ich, was ich als Mediziner kaum ganz unterlassen kann, eine Prognose der neu einsetzenden Entwickelung machte, so suchte ich zunächst, zufolge der mir geläufigen Methode, nach Analogien, und finde diese nicht in China, sondern in Nord-Amerika, in einer neuen Barbarei, die selbst ihren smartesten Triumphatoren und erfolgreichsten Bossen unerträglich sein würde, wenn sie sich nicht alljährlich in den Schatten alter Priester- und Künstler-Kulturen, nach Ägypten, Indien, Italien und vor allem nach Paris, flüchten könnten.

Die kurze Skizze des Selektions-Prozesses, der von der Epoche des „Inferno“ bis zu der der Zeppelinschen Himmels-Eroberung läuft, soll wenigstens ahnen lassen, wie begabte Menschen und begabte Familien entstehen und vergehen.

Ohne eine umfassende Synthese, eine Verknüpfung von Phänomenen, die eben nur vom Standpunkte der Analogie aus zusammenhängend erscheinen, war eine solche Skizze nicht zu entwerfen. Nicht am Material, wohl aber an der Zeit, die bei mir einer ernsten und schweren Berufsarbeit gewidmet ist, fehlt es mir, um aus dieser Skizze eine Entwickelungsgeschichte der Kunst und Wissenschaft in einer nun rapide ihrem Ende entgegengehenden, höchst interessanten Epoche im Leben der Menschheit zu machen. Deus nobis non haec otia fecit.

Im Triebe sehe ich, um es noch einmal zu wiederholen, das Wesen der Begabung; ich kann mit Rücksicht auf den Umfang dieser kleinen Schrift nicht darauf eingehen, was als das Primäre anzusehen ist: die Summe von einzelnen Fähigkeiten, von denen Sprachbegabung auch für den Praktiker fast immer die unentbehrlichste und häufigste ist, oder der Trieb, sie zu betätigen. Dass hier auch Anomalien im Verhältnis von Triebintensität und Leistungsfähigkeit vorkommen, ist bekannt [1]).

Ich gebe nur zu erwägen, dass sich Begabung von Geschlecht zu Geschlecht gleichbleibend, oder allmählich zunehmend, oder plötzlich in einem Maximum gipfelnd, vererbt; dass in der Mehrzahl der Fälle ein so winziges Gebilde, wie das Spermatozoon, den Übergang von der einen auf die andere Generation vermittelt, und dass wir, wenn wir nicht, wie Weismann, in Kabbala-artige Künsteleien verfallen wollen, uns etwas Einfaches, Elementares, wie es der Trieb ist, übertragen denken müssen, wozu dann allerdings die weitere Annahme kommen muss, dass schon die ganze embryonale Entwickelung unter Leitung dieses Triebes steht, dass also der ganze Körper, nicht nur das Nervensystem, ganz so sich zum Ausdrucksmittel und Organe des Triebes entwickelt, wie das ganze weitere Leben von ihm beherrscht wird. Die Embryologen kennen ja meist die Entwickelung vom Augenblicke der Befruchtung bis zu dem der Geburt nur als eine Reihe morphologischer Stadien; für eine kausale Betrachtung ist es heute weder möglich, noch wird es je befriedigen, die physikalisch-chemischen Prozesse quantitativ zu errechnen, welche die Entwickelung bewirken, oder richtiger, als die eine Seite des Entwickelungsprozesses zu denken sind.

[1]) „Dilettant heisst der kuriose Mann,
Der findet seine Freude dran,
Etwas zu machen, was er nicht kann.“

Meine Annahme, dass etwas Triebhaftes mit der Keimsubstanz — für die Morphologen sind ja heute die Chromosomen das Modernste auf diesem Gebiete — verknüpft ist, und nun nicht nur gewisse motorische Hirnzentren aufbaut, sondern den ganzen Körper, wird ja am meisten einleuchten, wenn man sieht, wie sich in bestimmten Familien unter mehr oder weniger strenger Inzucht körperliche Schönheit, schöne Singstimme, verwegene Reitkunst, mimisches Talent, athletische Kraft und Gewandheit, Tänzer- oder Fechter-Kunst, bestimmte Richtungen der erotischen Praktik [1]), von Generation zu Generation forterben. Dass Rechenkünste, geometrische Anlage, konstruktives Geschick, Rednertalent, Schauspielertalent, Fremd-Sprachentalent jenen mehr „somatisch“ ausgeprägten Anlagen einerseits, dem wissenschaftlichen, künstlerischen und sozialen Talente andererseits sehr nahe stehen, liegt auf der Hand.

Also liegen keine Schwierigkeiten vor, die Annahme gelten zu lassen, dass die Keimsubstanz eine bestimmte Triebrichtung überträgt, die im embryonalen und kindlichen Leben nun die Organe entstehen lässt, die dasein müssen, wenn der unverändert gebliebene Trieb sich nun in der menschlichen Gesellschaft betätigen soll.

Ich will nur mit kurzen Worten noch einmal das wesentliche Ergebnis der genealogischen Forschung betonen, dass der Trieb in aller seiner Unwiderstehlichkeit das Wesentliche an der Begabung ist, und dass er insofern mit der organischen Ausrüstung zur Betätigung identisch ist, als er sich diese Ausrüstung in der embryonalen und kindlichen Entwickelung geschaffen hat, und doch eben nicht nur in einer Ganglienzelle lokalisiert ist, sondern in dem ganzen, bei der Betätigung der Begabung aktiven Organ-Komplexe.

Gewiss komme ich mit dieser Auffassung auch zu einer somatischen Anthropologie der Begabung, zu der auch ihre Physiognomik gehört. Das Problem der Begabung ist für mich keineswegs ein Kapitel

---

[1]) Man denke, wie triebartig sich die Erotik in Casanova und in Mozart äussert, fast in demselben Jahrzehnte, im Zeitalter der höfischen Don Juans. Nun, bei beiden Männern, deren begabte Geschwister wir genau kennen, deren Wege sich mehr als einmal gekreuzt haben müssen, äussert sich die Erotik ihr Leben lang, nur bei dem Ritter von Seingalt in Taten, bei Mozart in Werken. Und in was für Werken! Wie ist die Schäferstimmung, die bis hinein in die Neue Heloise das ganze galante Zeitalter durchzieht, die bei Boucher und den Illustratoren Dorats etc. noch so obszön ist, von aller Lüsternheit befreit, von aller Erdenschwere geläutert in Mozarts Veilchen, in Susannens schmelzender Kadenz: Dass ich mit Rosen kränze Dein Haupt.

Casanova, Chevalier de Seingalt, hat den Don Giovanni verwirklicht, Mozart hat ihn verewigt.

Gewiss wurzelt Beider Lebensdrang im Geschlechtstrieb; aber bei dem Abenteurer ist dieser Trieb aufs Handeln eingestellt, beim Tondichter aufs Schaffen. Zwei Kräfte-Parallelogramme kommen in diesen beiden erfolgreichen Erotikern zur Erscheinung, die bei einer gemeinsamen Komponente so sehr verschiedene Resultanten zeigen.

aus der Lehre von der Lokalisation der Grosshirnfunktionen: Mir ist eine gut zirpende Grille durchaus das Analogon eines gut zupfenden Geigenvirtuosen.

Ich werde auch mit meiner somatischen Anthropologie der Begabung nicht zurückhalten und stehe nicht an, hier gleich zu sagen, dass ich hier nur weiterführen will und muss, was Lombroso in der Verbrecher-Anthropologie begonnen hat; wenigstens habe ich mit ihm den Ausgangspunkt gemeinsam.

Ich überlasse es der Einsicht des Lesers, ob er als Dokumente für eine Physiognomik und Anthropologie der Begabung die Werke von Meunier, Millet, Leibl, Degas, Toulouse-Lautrec, Ostade, Mieris, Teniers, Rembrandt und etwa die Jünglingsgestalten an der Decke der sixtinischen Kapelle gelten lassen will, oder ob er der photographischen Platte und dem Messzirkel mehr Sachlichkeit beimisst. Es kommt immer auf die Nuance des Positivismus an, welcher der einzelne Beobachter huldigt.

Ich brauche mich gegen den Vorwurf des Hylozoismus oder „Neo-Vitalismus“ wohl nicht zu verwahren. Wir müssen den Trieb als eine der fundamentalen Tatsachen aller Physiologie wie aller Biologie anerkennen und mit diesem Begriffe denken; wir dürfen das, ehe etwa eine chemisch-physikalisch-radiologische Ableitung des Triebs gefunden ist, ebensogut wie der Nationalökonom mit dem Begriff des Angebots und der Nachfrage denken darf, ehe alle Nervengebilde genau erforscht sind — anatomisch-physiologisch und elektrochemisch — welche im Kaufmann, der 500 Tonnen Kupfer offeriert, in Aktion sind. Dies nebenbei für die physiologisch konstruierenden Herren Hirnanatomen.

Es braucht auch kaum gesagt zu werden, dass jede Entwickelung, seien die leitenden Triebe auch noch so stark, Hemmungen und Störungen erleiden kann, die u. a. dazu führen können, dass einem konstanten Triebe keine kräftigen Organe zur Verfügung stehen. In der Norm denke ich mir kein künstlerisches oder wissenschaftliches Genie ohne etwas wirtschaftliche Fähigkeiten, wenn auch nur mit der Fähigkeit zur geordneten Verwaltung des eigenen Vermögens oder doch zur verständigen Verwendung des Einkommens, wie wir sie ja selbst bei Kant und Spinoza, diesen abstraktesten Weltbildsgestaltern, finden. Wo diese Fähigkeiten sehr gering sind, kommt es zum sozialen Schiffbruch[1]; auch ist das wirtschaftliche oder politische Genie nicht ohne theoretische Fähigkeiten möglich, nur dass diese unter Leitung des Triebes zur Weltgestaltung stehen. Der Kalkül des Bankiers oder Bodenspekulanten ist gewiss theoretisch oft ebenso fein wie der des Banken-Theoretikers

[1]) Biologisch liegt bei diesen Defekten vielleicht ein Analagon der Farbenblindheit, die der „geschlechtsbeschränkten Vererbung“ unterliegt, vor.

oder Bodenreformers. Ich verweise auf die im Anhang zusammengestellten Fälle von „Mischbegabungen“ unter den „reich begabten“ Familien [1]). Die darin zusammengestellten Familien sind mir ohne besondere genealogische Einzelforschung in Archiven auch bezüglich der in ihren Kreis eingetretenen Frauen und der Deszendenz ihrer Töchter bekannt; nicht selten sind Männer hoher Begabung Söhne von Töchtern dieser Familien; trotzdem ist nur der Name der männlichen Linie genannt, um das Verzeichnis nicht allzu unübersichtlich werden zu lassen. So im Falle der gemeinsamen Deszendenz der d'Aubigné, in der die Namen Maintenon, Villette, Caylus, Merle u. a. vorkommen.

Nicht wenige dieser Familien gehen auf einen Landpfarrer zurück; über die Herkunft der Gattin dieses Ahnherrn war es nur selten möglich, etwas zu ermitteln. Bei der starken Verschiebung, welche die Bevölkerung Deutschlands im 30 jährigen Kriege erfahren hat, ist es im allgemeinen ausserhalb der Kreise des Uradels kaum möglich, Familien über diese Zeit hinaus zurückzuverfolgen. Die Vernichtung von Bibliotheken, Archiven und Sammlungen gehört ja zu den beklagenswertesten Folgen der Kriege.

[1]) S. 123 f.

Note I, zu S. 10.

Originelle Köpfe auf dem Gebiete der National- und politischen Ökonomie.

I. Praktiker	II. Dem Zwischengebiete angehörig	III. Ideologen
Bankiers Enfantin Goschen J. Necker Newmarch Ricardo **Kaufleute** Carey Courcelle de la Court Fr. Engels B. Franklin Fourier **Landwirte und Grundherren** Mirabeau d. Ä. Turgot Rodbertus v Thünen A. Young **Fabrikanten** Cobden P. S. Dupont Godwin Owen Flürscheim Abbe **Politiker** v. Miquel Chamberlain Dingley	**Offiziere** Destutt de Tracy Filangieri Mauvillon **Verwaltungsbeamte** Colbert de Forbonnais Le Play Nebenius v. Sonnenfels F. List Meitzen **Juristen** de Condorcet G. Garnier Letrosne Cabet Wolowski Macleod v. Mohl **Ärzte** J. J. Baecker Conring Petty Quesney Farr Villermé Oppenheimer	**Philosophen** Hume A. Smith J. St. Mill Comte Dühring **Geistliche** Campanella Galiani Ortes Godwin Malthus Tucker Huber Fr. Naumann **Mathematiker** Condorcet Quetelet Jevons Walras **Literaten** (Engländer und Franzosen) L. S. Faucher Leroy-Beaulieu Proudhon Saint-Simon de Sismondi Defoe Carlyle Harrison Henry George (Deutsche) Garve Marx Faucher F. A. Lange Soetbeer Hertzka

Anhang, Note 2, zu S. 83.

Übersicht der Herkunft der Künstler von der Frührenaissance bis zum Beginn des Niedergangs der Handwerker-Klasse.

Vater: Bauern	Vater: Handwerker		Vater: Technische Künstler	Vater: Bildender Künstler		
	Kunstunfähige	Kunstfähige				
Beccafumi	Fr. Bigio	Bandinelli	Holt	E. d'Agathy	G. Chodowiecki	v. d. Helst
Brueghel	A. Elzheimer	Brouwer (Mutter Stickerin)	J. E. Riedinger	Agricola, ! 1719	Cione	Hirschvogel
Andr. del Castagno	Fragonard	Cellini	A. Weninx	Allori	Coston	Holbein
G. R. Donner	Garofalo	P. di Cosimo		Anguisciola	Correggio	v. Hoogstraten
Giotto	Gellée	di Credi (Goldschmied)		J. B. Arthois	Coypel	Huysum
Mantegna	Geuga	Dürer (Goldschmied)		van Baan	Cranach	Jordaens
Perugino	Greuze (Dachdecker)	v. Dyk		Badile	Cuyp	J. Jouvenet
G. F. Schmidt	Lippi	Francia		Bailly	Dietrich, C. W. E.	Juvenel
	Pater	Ghiberti		2 van Balen	Dolci	Kaufmann
	Rembrandt (Müller)	Ghirlandajo		Behaim	J. Donner	v. Kessel
	Rokes	Giovanni da Udine		Bellini	Dumoustier	Knust
	Sarto	A. Kraft		Berchem	van Eyle	Kraft
	Sodoma	Kupetzki (Weber)		Bergmüller	Falconetto	Krug
	Steen (Brauer)	Massé		Bernini	Fery d. J.	Lairesse
	Tischbein	Miereveldt (Goldschmied)		Bicci	Fiesole	v. d. Leeuw
	Heenskerk van Veen	Mieris d. Ä.		Blanchard	Fontana	L. v. Leyden
	Watteau (Dachdecker)	Palamedes		3 Brüder Bloemaert	P. François	Lebrun
		Romney (Schnitzer)		Boccaccino	Franken	Libri
		J. H. Roos (Weber)		Bocksberger	Fuessli	Lippi
		Rugendas		Bologne	Gaddi	Lorenzetti
		Schiavone		Boullogne	Gennari	Linni
		Veit Stoss		Boutts	Gentilleschi	G. Maes
		Verocchio		Bouzonnet	Ghirlandajo	v. Mander d. J.
		P. Vischer		Brandenberg	Giamberti	Mansart
				de Bray	Goltzius	L. Mathieu
				Brueghel d. J.	Hackert (4 Brüder)	Mazzuoli
				Burckmair	Hals	v. d. Meer d. J.
				Camphuyzen	de Heen	Mengs
				Caracci	v. Helmont	Merian d. J.

Note 2.

Vater: Bildender Künstler		Vater: Gelehrte und Juristen	Vater: Musiker	Vater: Dichter	Vater: Krämer	Vater: Kapitalisten	Vater: Landadel und Offiziere
Metsys	R. Savery	Brunellesco	G. Reni	Usteri	L. Backhuyzen	van Acstel	Agricola
Metz	Schäufelin d. J.	Denner	G. F. Riedels		Dullaert	van Deymen	Anguisciola
Meuken	Ary Scheffer	Doudyns			Liotard	v. d. Meulen	W. v. Bemmel
v. d. Meulen	Schiavone	v. d. Mijn			B. Spranger	van Overbeck	de Boullogne
v. Meytens	N. Le Sueur	Ottovenius			H. Schäufelin d. Ä.		Buonarotti
S. Michele	Sirani	Rubens					v. Campen
Miereveldt	Spielberg	Rachel Ruysch					Callot
Mieris	Steller	G. Schalken					v. d. Leepe
Mignard	Stella						van Mander
Molin	Stradanus d. J.						Mignard
da Monte Lupo	Swanenburg						Peruzzi
Murillo	J. P. Tassaert						Poussin
Mytens	J. P. A. Tassaert						Primaticcio
v. d. Neer	Teniers						v. Sandrart
Netscher	Terborch						Santi
Nymegen	Tiepolo						Verschuuring
Orcagua	Tischbein						v. d. Werff
Parigi	Vanloo						da Vinci (unehelich)
Parmiggiano	v. de Velde						
del Po	Verbruggen						
da Ponte	Vermeer						
Potter	Vernet						
Preissler	Veronese						
Procaccini	Vigée						
Rafael	Vischer						
Rahl	Weeninx d. J.						
Raibolini	Weyden						
Ravenstijn	J. Werner						
della Robbia	Willmann						
Rossi	J. v. Wingen						
Ruysdael	Wouvermann						
Ryckaert							

Anhang, Note II.

Herkunft von bildenden Künstlern des XIX. Jahrhunderts, nach sozialer Stellung, Gewerbe oder Beruf des Vaters.

Bauern oder ländliche Tagelöhner		Kunstfähige Handwerker			Bildende Künstler		
Bistolfi	*Müller*:	*Tischler und Bildschnitzer*:	*Verschiedene Kunsthandwerker*: *Name*:	*Gewerb.*:	4 Adam (II. Gener.)	Fuessli	G. E. Riesener
E. Burnaud	Carstens	D. d'Angers	Böcklin	Weber (u. Garnhdlr.)	E. Adam (III. Gener.)	Gavarni d. J.	Rosalie Riesener
A. Braith	Constable	Karl Blaas	Cox	Schmied	Begas (III. Gener.)	Graff d. J.	Rothmann d. J.
C. F. Becker	Etty	Chardin	Crome	Weber	Benlliure	Gros	Ruben d. J.
F. Bellermann	Raeburn	Christen d. Ä.	Danhauser	Kunsthändler	Bennewitz v. Löfen	Hausmann	J. M. Rugendas
Canon	Wille	Danhauser	Daumier	Glaser	Besnard	Hebert d. J.	Schnorr v. Carolsfeld
Courbet		Favretti	Haydon	Buchdrucker	Blaas d. J.	H. Kaufmann	A. Scheffer
Dahl	*Tagelöhner*:	Fortuny	C. F. Hoyer	Schmied	Böcklin d. J.	v. Kaulbach (III. Gener.)	Schiavone
Danby	Dannecker	Herkomer	Salentin	Schmied	Burne-Jones d. J.	H. Knöchel	C. Sohn d. J.
Defregger	Gavarni	Linell	v. Gentz	(Vater und Grossvater Weber)	Boldini	v. Kalkreuth d. J.	N. F. O. Tassaert
Erler		Romney			Bonheur (3)	Le Roux, Tochter	Thornycroft
J. A. Fischer		Wöpfner[3])	Mad. Brocon		de Brakelaer	Landseer	H. Vernet
Gleyre					Bräuer d J.	v. Langer	Verhas
Goya[1])		*Uhrmacher und Goldschmied*:	*Zimmermann, Maurer und Steinmetz.*		2 van Brée	J. F. Lewis	Vigée-Lebrun
K. Grob		L. H. Becker	Couture	Zimmermann (und Holzschuhmacher)	Chaplin, Tochter	H. Lossow	Wilson
E. Grützner		Gérôme	Gottfried Keller	Drechsler	Christen d. J.	Max	E. Z. Zimmermann
L'Hermitte		Northcote	Thorwaldsen	Holzschnitzer	Calame	Melchers, G.	A. Zick
J. A. Koch		L. Robert	Kallmorgen	Zimmermann	Clesinger	F. Meyerheim	
J. P. Laurens		Walker	Canova	Zimmermann und Steinmetz	Correggio (München)	B. M. Meyerheim	
Michetti		Knaus („Mechaniker")	Dalon	Steinmetz	Cozens	Meissonier d. J.	
Millet			Lenbach	Steinmetz u. Maurer	W. Crane	Morland	
Morelli			Prudhon	Steinmetz	Cruikshank	Nasmyth (Gebr.)	
Pettenkoven					Daubigny	Papperitz	
Rauch[2])					Delacroix	N. Pümemann	
Skovgaard					G. Dubufe	Lucien Pissarro d. J.	
Segantini					Dupré, Frl.	Rahl	
Thoma					Fantin-Latour	A. Renan[4])	
Vogel					F. Robert-Fleury	Renoir	
West					O. Flickel	L. Richter	
Zorn					Fortuny		
					Führich		

[1]) Mutter vom Landadel. [2]) Vater später Lakai. [3]) Delacroix war Enkel des Kunsttischlers („ébéniste") Riesener. [4]) Vater Historiker und Philosoph, Mutter Malerin, Grossvater Maler.

Note II.

Kunstfremde Handwerker als Väter bildender Künstler		Dichter, Literaten, Musiker	Gelehrter	Pfarrer oder Lehrer	Arzt
Verschiedene:		Daumier (Vater war Glaser u. Dichter)	A. Feuerbach	Cooper	Dyce
Name:	*Gewerbe:*	Feuerbach, A.	Gérard	Linton	Leighton
Blake	Strumpfstricker	v. Heyden	Géricault	Reynolds	Opie
Girtin	Seiler	Ingres	L. E. Grimm	Varley	Veit
L. Corinth	Gerber	Leibl	3 Brüder Ipsen	Schinkel	
Maclise	Schuster	Frl. Löwenstein	Kröyer	Wilkie	*Mittlere Beamte:*
Manet	Seemann	Overbeck	A. v. Meckel	Wren	Woolner
Mulready	Sattler	Reinick	Regnault		
Olik	Schneider	Rossetti (D.)	Renan		
Rousseau	—	Veit (Sohn der Dorothea Schlegel geb. Mendelssohn)	Reynolds		
Rude	—	C. Wimmer	Rottmann		
Schadow	—		W. Steinhausen		
Stubbs	Gerber		F. v. Uhde		
Turner	Barbier od. Friseur		Wilkie		
L. Vogel	—		Wren		
A. v. Werner	—				
Corot	—				
Krämer:					
Bläser	Israels				
Cotmann	Johannsen				
David	Lawrence (Wirt)				
Dawson	Stotthard (dto.)				
Hunt					
Bäcker und Fleischer:					
Seiler	Tieck				

Note II.

Technische Künstler und Techniker		Kapitalisten	Landadel, Offiziere aus alter Familie	Advokaten und Richter oder sonstige Juristen
Kupferstecher u. Lithograph:	*Andere technische Künste:*	Bokelmann	d'Azeglio	E. v. Loebbecke
Adam, J.	Bräuer d. Ä.	Browne	M. Baškirzew	
Barry	Burne, Jones	Cézanne[1]	v. Berlepsch	
Burne	A. E. Kroy	De la Roche	v. Blomberg	
Cornelius	H. F. Riesener	Du Maurier	v. Canal	
H. Fechner	Schneider	Eastlake	Cattermole	
A. v. Menzel	Whistler (Industrieller)	Firle	de Chavanne	
Marr, C.		Klinger	Copley	
Meyn		Leighton	Diaz	
Passini		Mason	Goya (von seiten d. Mutter)	
Pilchy		Mesdag	v. Gleichen	
Pugin		Millais	v. Harrach	
Rau		Rethel	v. Kalkreuth	
Regamey		P. Veith	v. Kunowski (G. v., Maler)	
D. Scott		Whistler	v. Ramberg	
Baumeister und Ingenieur:			v. Schwind	
Beardsley			de Toulouse-Lautrec	
Dupré			v. Uhde	
Flameng			Grf. Görtz v. Schlitz (gehört zum hohen Adel)	
Harburger				
Ribot				
Schwanthaler				

[1]) Mutter stammt aus einer Artistenfamilie.

Stellung oder Beruf des Vaters bei englischen Malern des XIX. Jahrhunderts.

Name	Todesjahr	Bauer	Handwerker od. Techniker	Kunsthandwerker	Künstler	Gelehrter od. Literat	Kaufmann od. Industrieller	Beamter	Offizier	Gentleman	
Barry	1860		1								
Beardsley	1898						1				
Blake	1827						1				
Bonington	1828								1		
Browne	1882									1	
Cattermole	1868									1	
Constable	1837		1			1					
Cooper	1841										
Copley	1815									1	
Cotman	1842						1				
Cox	1859		1								
Crane	1821		1								
Cruikshank	1848				1						
Danby	1861	1									
Dawson	1878						1				
Du Maurier	1896						1				
Dyce	1864					1					
Eastlake	1893						1				
Etty	1849		1								
Gilbert	1897						1				
Haydon	1846		1								
Landseer	1873				1						
Leighton	1896					1					
Linnell	1882			1							
Linton	1898					1					
Mac Lise	1870		1								
Morris	1896						1				
Mulready	1863										
Nasmyth	1831				1						
Northcote	1831		1								
Opie	1807					1					
Phillip	1867							1			
Raeburn	1823		1								
Rossetti	1882				1	1					
Scott	1849			1							
Stevens	1875								1		
Stothard	1834						1				
Turner	1851		1								
Varley	1842					1					
Walker	1875			1							
Wilkie	1849						1				
Wodner	1892								1		
Wilson	1849				1						
Zusammen		1	11	3	5	7	10	1	3	3	44
In %		2,2	25	6,8	11	16	22	2,2	6,8	6,8	

Reihenfolge nach der Häufigkeit der väterlichen Stellung oder Berufstätigkeit.

Handwerker und Techniker . .	25 %	Offiziere und Landedelleute .	14 %
Kaufleute und Industrielle . .	22 „	Beamte	2,2 „
Gelehrte und Literaten	16 „	Bauern	2,2 „
Kunsthandwerker	7 „	Künstler	11 „

Statistische Zusammenfassung der Daten über die Herkunft der bildenden Künstler (s. oben S. 111—116).

	In Italien und Mitteleuropa:		In Grossbritannien:
	I. Epoche	II. Epoche	III. Epoche
	von der Frührenaissance bis 1800	im XIX. Jahrh.	im XIX. Jahrh.
von Bauern	33 ‰	163 ‰	19 ‰
„ kunstfähigen Handwerkern	100 „	170 „	70 „
„ nicht kunstfäh. Handwerkern	71 „	26 „	264 „
„ Gelehrten, Literaten, Dichtern, Musikern	45 „	170 „	130 „
„ bild. Künstlern	625 „	257 „	130 „
zusammen	874 ‰	786 ‰	613 ‰
von techn. Künstlern	12,5 ‰	83 ‰	einige ‰
„ Krämern	20 „	30 „	einige „
„ Kapitalisten	16 „	50 „	230 „
„ Landedelleuten und Offizieren	75 „	63 „	126 „
zusammen	124,5 ‰	226 ‰	rund 370 ‰

Verschiebung des Anteils der Gruppen an der Produktion von künstlerisch tätigen Deszendenten im XIX. Jahrhundert.

Es war die Beteiligung der Gruppen der II. Epoche der Häufigkeit nach vermehrt oder vermindert, die Häufigkeit in der ersten Epoche gleich 1 gesetzt:

Vermindert im Verhältnis von:		Vermehrt im Verhältnis von:	
b. d. nicht kunstf. Handw.	0,35 : 1	b. d. Bauern	5 : 1
b. d. Künstlern	0,4 : 1	b. d. kunstf. Handw.	1,7 : 1
b. Landadel u. Offizieren	0,84 : 1	b. d. Intellektuellen	3,7 : 1
		b. d. techn. Künstlern	6,8 : 1
		b. d. Krämern	1,5 : 1
		b. d. Kapitalisten	3,0 : 1

Die Tabellen S. 111—116 des Anhangs und die auf dieser Seite gegebene zahlenmässige Zusammenfassung dieser Tabellen zeigen merkliche Unterschiede in der Herkunft der Künstler in den beiden darin bezeichneten Epochen.

Es sei auf einzelne Punkte dieser Tabellen und Zusammenstellung noch besonders verwiesen.

a) In der ersten Epoche stammen 625 ‰ aller Künstler von Künstlern ab, in der zweiten Epoche 257 ‰, und in England, wo die gesamte moderne Entwickelung immer einen erheblichen Vorsprung hat, in der II. Epoche nur 130 ‰.

Man erkennt das ausserordentliche Nachlassen der Tradition in der II. Epoche.

b) In der II. Epoche ist die Bedeutung des Handwerks als Mutterboden der Kunst noch deutlich zu erkennen, indes tritt die Rolle der Handwerke, die keine direkten Beziehungen zur Kunst haben, in der II. Epoche stark zurück, nicht bloss der Zahl nach — 26 ‰ in der II., 71 in der I. Epoche —, sondern besonders auch nach der Bedeutung der aus diesem Milieu hervorgegangenen Künstler, unter denen sich in der I. Epoche unter 17 Namen 7 Männer ersten Ranges finden — Fragonard,

Greuze, Rembrandt, Sarto, Sodoma, Jan Steen, Watteau — während die II. Epoche mit Blake, Manet, Rousseau, Turner und Corot — 5 namhafte Männer unter 21 Namen zeigt.

c) Bauern und ländliche Tagelöhner sind unter den Vätern der Künstler der I. Epoche mit 33‰ vertreten, in der II. Epoche mit 163‰. Und zwar sind unter den 8 Vertretern dieser Gruppe in der ersten Epoche 5 Männer ersten Ranges (Breughel, Donner, Giotto, Mantegna, Perugino), während unter den 37 Vertretern der Gruppe in der zweiten Periode nur 6 Männer ersten Ranges zu finden sind (Gleyre, Goya, Millet, Segantini, Constable, Gavarni), und hier die bedeutendsten Vorläufer und Vertreter einer naturalistischen Darstellung der Landschaft und des Landvolks zu finden sind (einer Darstellung, die unter den 5 Vertretern dieser Gruppe in der I. Epoche nur Breughel pflegte) nämlich: Courbet, Goya, Michetti, Millet, Pettenkofen (in seinen ungarischen Marktszenen), Zorn. Noch deutlicher tritt das hervor, wenn man einige Jahre lang auf den grossen Pariser und Münchener Kunstausstellungen den Leistungen der Bauernsöhne minderer Begabung nachgeht, die so oft nach kurzer Zeit aus dem öffentlich bemerkbar werdenden Kunsttreiben verschwinden.

d) Ausser in dem Bauernstande zeigt die II. Epoche eine starke Zunahme der Rekrutierung der Künstler aus den Kreisen der Intellektuellen einerseits, denen der Kapitalisten und Techniker — zusammengenommen also der Praktiker — andererseits. Bei diesen beiden letzten Klassen, von denen wiederum in England die Kapitalisten mit der enormen Quote von 210‰ vertreten sind, handelt es sich meist um Kunststreben als Nebenerscheinung eines allgemeinen Bildungsstrebens, in dem die Söhne der Intellektuellen und die der Kapitalisten wetteifern; ein starkes Hervortreten der Kapitalisten-Descendenz macht sich ja in der II. Epoche auch in den akademisch-wissenschaftlichen Kreisen bemerkbar[1]). Ein Überwiegen des Grübelns, der Reflexion, oft mit dem Cachet des Angelernten, ist bei den Vertretern dieser Gruppe in unserer Epoche nicht zu verkennen; ich nenne: Cézanne, Klinger; Whistler.

Die Intellektuellen-Gruppe zeigt in der I. Epoche Männer wie Brunnellesco und Rubens, denen man die glänzendsten Vertreter dieser Gruppe in der II. Epoche: Feuerbach, Géricault, Kroyer, Uhde nicht zur Seite stellen darf.

c) Sieht man, wie es sein muss, in der Entwickelung der Frage in England den Prototyp, so finden wir:

In der ersten Epoche kommen aus den Schichten, die dem modernen Unternehmertum völlig heterogen sind — Handwerker, Bauern, Künstler, Intellektuelle — 874‰ der Künstler; 125‰ derselben aus der Unternehmerschicht, während dieser im modernen England schon 370‰ entstammen, mit ihnen die wichtigsten Vertreter einer so raffinierten und den bildungssatten Intellektuellen auf den ersten Blick so zusagenden Gruppe, wie die Präraphaeliten und ihre dekadenten Fortsetzer sie bilden.

Noch deutlicher wird die im Text hervorgehobene Entwickelungstendenz, wenn man die Künstler des XVI. Jahrhunderts mit den nach 1850 geborenen vergleicht.

Ähnliches ergibt eine Vergleichung der Herkunft der Universitäts-Professoren und Gelehrten des XVII. Jahrhunderts mit der der seit 1850 geborenen Personen gleicher Berufssphäre.

Man übersehe auch nicht den Eintritt vieler moderner Gelehrter in die Anschauungsweise und Lebensführung der Spekulanten- und Ausbeuter-Kreise infolge der häufiger werdenden Geldheiraten, die eine Vererbung der typischen Begabung der Pfarrer- und Lehrerfamilien mindestens zur Hälfte höchst unwahrscheinlich macht.

---

[1]) Bei beiden Erscheinungen handelt es sich um das charakteristische, im Grunde dilettantische Bildungsstreben der „nouveaux riches". Besonders in England (Ruskin, Browning!).

Note III, zu S. 72 und 82.

Musiker, zu mehr als zwei begabten Generationen einer Familie gehörig[1]).

Name	Komponisten	Theoretiker	Historiker	Virtuosen	Vererbung i. männlicher Linie	Vererbung i. weiblicher Linie	Zahl der Generationen
Arnold				+	+		3
Baillot				+	+		3
Barbé				+	+		3
Bartel				+	+		3
Beethoven	+ 1 3			+ 2	+		3
Bellini	+ 3			+ 1 2	+		3
Bianchi				+	+	+	3
Camidge				+	+		3
Dotzauer				+	+		3
Garcia	2 3	1		+ 2 3 4	+	+	4
Guglielmo	+ 3			+ 1 2	+		3
Hartmann	+ 3			+ 1 2	+		3
Hiller	+ 2 3			+ 1 2 3	+		3
Kalkbrenner	+ 3 4			+ 1 2	+		4
Kreutzer	+ 2 3			+	+		3
Mozart	+ 2 3			+	+		3
Piccini	+ 2 3			+	+		3
Pixis	+ 1 2 3			+ 1 2 3	+		3
Reeves				+	+	+	3
Schnabel	+ 3 4			+ 1 2	+		4
Schwenke	+ 2			+ 1 3	+		3
Servais				+	+		3
Ambros	+ 3		+			+	3
Czerny	+ 2			+ 1	+ 1 2 3	+ 6	6
Puccini	+ 5						5
Liszt	+ 2		+ 2	+ 3			3

Kinderlose Musiker.

Name	Komponisten	Theoretiker	Historiker	Virtuosen	Vererbung i. männlicher Linie	Vererbung i. weiblicher Linie	Zahl der Generationen
Beethoven	+ 3 1			+ 2	+		3
Brahms	+ 3			+ 1 2	+		3
Gluck	+ 2						2
Händel	+						2
Haydn	+ 2			+ 1 2	+		2
F. Schubert	+ 3				+		3
H. Wolf	+ 2			+ 1			2
Nicolai	+ 2 3			+ 1	+		2

[1]) Die + geben an, auf welchen musikalischen Gebieten die Familie tätig war; die Zahlen daneben, welche Generation der Familie auf dem Gebiete tätig war; die fette Zahl, welcher Generation das begabteste Familienmitglied angehörte.

Anhang Note IV, zu S. 77f.

Unter 220 Familien, in denen zwei aufeinander folgende Generationen musikalisch produktiv begabt waren, habe ich gefunden:

I. Der musikalische Aszendent war die Mutter in 21 Familien
II. „ „ „ „ der Vater in 199 „
III. Beide Eltern waren musikalisch produktiv in 7 „

Zu Klasse III gehören: Bériot, Rameau, Rossini und Spohr.

Von den kinderlos gebliebenen Komponisten hat keiner von mütterlicher Seite eine musikalische (oder mathematische) Anlage geerbt.

Mehrere Fälle von Kunstanlage in nur einer mathematisch oder musikalisch begabten Generation.

Musiker				Mathematiker
Brüder		Bruder und Schwester	Mehrere Geschwister (auch versch. Geschlecht)	Brüder
bis Ende des 18. Jahrh.	19. Jahrh.			
Beauplan	Meyerbeer	Mendelssohn-Bartholdy (Felix u. Fanny)	Garcia	Boscovich
Broscchi	Müller	Sonntag (Henriette u. Karl)	Elsler	Grassmann
Haydn	Nadermann	Herschel		Kronecker
Mazzochi	Panofka			Du Bois-Reymond
Moralt	Rubinstein			
Nanini	Schneider			
Pixis	Wieniawski			
Plegel				

Anhang, Note V, zu S. 82, Absatz 3.

Maler.

Musizierende (Virtuosen)	Komponierende	Dichtende	Schriftstellernde	Mathematische
Italiener.				
Lionardo („cantò divinamente all' improvisto") Mazzuoli Seb. del Piombo (war zuerst Musiker) Salv. Rosa (auch Dichter) Rossi	Correggio (Rossetti)	Buonarotti Massarani (1826—80) S. Rosa (Rossetti)	Alberti Baglione d'Azeglio Fiorillo Guerazzi Lionardo Peruzzi Raffaelli Vasari	Lionardo Casanova d. Ä.
Niederdeutsche.				
von Aken Gerard Douw Metsu Mieris van Regemorter		van Hoogstraeten	Houbraken Teniers Israels	
Franzosen.				
Corot Delacroix Dumonstier de Lairesse Watteau	Ingres	de Lairesse	Bertin Delacroix Delestre Fromentin Poussin Renan	
Engländer.				
Gainsborough Melbye (war auch Komponist)	A. Beardsley (war erst Musiker) Rossetti Whistler	Blake Crane Cruikshank Fuessli Morris Rossetti	Crane Crowe Dumaurier Eeastlake Fuessli Leslie Morris Northcote Reynolds Whistler	
Deutsche.				
Böcklin Feuerbach Klinger Volz	Böcklin L. Corinth (war erst Musiker) A. Feuerbach Klinger Chr. Köster (Chordirigent) Lyser Mandel L. Richter E. Schindler Volz („Mopsus")	W. Busch Feuerbach Fitger Gessner G. Keller Oberländer v. Preuschen L. Richter v. Reder	Carstens Dürer Feuerbach J. A. Koch Knille Knackfusz v. Kügelgen Leistikow Seb. Merian Meyerheim Pecht L. Pietsch Passavant L. Richter Rinhoff Runge Redgrave v. Sandrart	Dürer G. C. Einvart 1638/1705 (Astronom u. Maler) A. Feuerbach Goldschmidt Leinberger

Berühmte Landpastoren-Söhne des 18. und 19. Jahrhunderts.

Naturwissenschaftler	Literaten	Historiker u. Philologen	Künstlor	Philosophen	
Agassiz	Addison	Ancillon	Wiren	Reid	Familie Mohl:
Berzelius	Forster	Hallam	Wilkie	Nietzsche	Hugo, Botaniker
Boerhave	Gessner	Hase (Hellenist)	Schinkel	J. J. Rousseau (Enkel	Julius, Orientalist
Blumenbach	Ben Johnson	Hobbes	Fr. Nietzsche	des Pastors	Robert, Jurist
Camper	Lessing (2)	Joh. v. Müller	E. Rietschel	Bernard)	Moritz, Finanzmann
Celsius	J. O. Richter	Puffendorf			
Clausius	Sevist	de Sismondi			Familie Delbrück
Enke	Thunsen	Grynaeus			„ Rietschel
Euler	Wieland	Gebrüder Harnack			„ Monod
Forster	Young	Gebr. Schlegel			„ Lessing
O. Heer	Godwin				„ Harnack
Jenner	Monod				
Linné	Hazlitt				
Mitscherlich	Kingsley				
Olbers	Coleridge				
Young					
Wollaston					
Brewster					
Carpenter					
Forster					
Gaskell					
Lockhart					

Anhang, Note VI.

Verzeichnis reichbegabter oder vielseitig veranlagter Familien mit mehr als drei namhaften Mitgliedern, deren weibliche Zuwächse sich zumeist ermitteln lassen.

I. Vom Anfang des XVI. bis Ende des XVIII. Jahrhunderts.

A. Vorwiegend wirtschaftlich begabt:

Fugger, Welser, v. Hohenthal, v. Saurma, Mirabeau, Tiepolo, Sansovino, Medici, Strozzi, Capello.

B. Vorwiegend intellektuell begabt.

1. Unter Vorwiegen des Kunsttalents: Allegri, Behaim, Bernini, Bernoulli, Buonarotti, Corneille, Colonna, Cellini, Casanova, v. Cranach, Fuessli, Galilei, Huyghens, Mansard, Perrault, Sheridan, da Vinci.

2. Unter Vorwiegen der literarischen Tendenz: Boileau, Brentano, Champollion, De Groot, Étienne, Fénélon, Gibbon, Forster, Helvetius, Lessing, More, La Roche-Foucauld, St. Simon, de Tencin, Walpole.

3. Vorwiegend wissenschaftlich produktiv: Bernoulli, Boyle, Euler, Gregory, Bunsen, Galvani, v. Haller, Leibniz, Napier.

4. Vorwiegend politisch begabt: v. Arnim, d'Aubigné, Borgia, v. Brühl, v. Bünau, de Caylus, v. Dalberg, Fox, Galitzin, v. Görtz, Grenville, v. Kalckstein, Moser[1]), Möser[2]), Mazarin, Pitt, du Plessis-Gramont, de Rémusat, Richelieu.

C. Mischbegabung.

Künstlerisch, wissenschaftlich und politisch begabt: Buonarotti, Casanova, Condorcet, Krasiński, Leopardi, Neckar, Ogiński, Quesnay, Rovere, Ruysch, Sansovino, Sheridan, Swift, Temple, Tiepolo, Wasa.

Im XIX. Jahrhundert.

A. Vorwiegend wirtschaftlich (oder politisch-wirtschaftlich) begabt.

Beccaria, Bentham, v. Bethmann, v. Bismarck, Camphausen, Carnot, Chamberlain, Henckel v. Donnersmarck, Fould, Gladstone, Gwinner, Hallam, Hösch, Mancini, de Maistre, v. Mallinckrodt, Menger, v. Mohl, Peel, Perier, Pollock, Ripon, Schöller, Talleyrand, v. Wilamowitz, Wilberforce, Windthorst, Woermann.

B. Vorwiegend intellektuell begabt.

1. Vornehmlich künstlerisch: Brandes, Brentano, Bulwer, Cauer, Chateaubriand, Dessoir, Feuerbach, Flaubert, Forster, Fuessli, Gautier, Goethe, de Goncourt, Guerazzi, Hauptmann, v. Harrach, v. Kalckreuth, Kierkegaard, Kirchbach, v. Kügelgen, Lange, Manzoni, Musset, Scheffer, Schillings, Schlegel, Pichler, Roeber, Rossetti, Schopenhauer, Sinding, Swinburne, Tolstoj, Veit.

2. Vornehmlich literarisch: Büchner, Gareis, v. Glasenapp, Griesebach, Grimm, Hirth, Heiberg, Irving, Justi, Key, Martineau, Niebuhr, Pollock, Ranke, Reicke, Renan, Rostand, Sidgwick, Solowjew, Stephen, Thackeray, de Vogüé, Wilde.

---

[1]) Zu ihr gehört J. J. Moser, „der Vater des deutschen Staatsrechts, der Gründer des positiven Völkerrechts, der abgesagte und tapfere Feind jeder Schlechtigkeit, der wahrhaft Edle, der „Gerechte" im Sinne des Bürgers, des Rechtsgelehrten und des Christen". (R. v. Mohl.)

[2]) Lodtmann, Genealogie der M.'schen Familie, Osnabrück 1866.

3. Vornehmlich wissenschaftlich. Ampère, Benecke, Bessel, v. Bezold, de Candolle, Conway, Czermak, Darwin, Dohrn, Dubois-Reymond, Exner, Fresenius, Gregory, Harnack, Hering, Herschel, v. Hippel, Horner, Jadassohn, Jellinek, v. Kekulé, Kowalewski, Kraepelin, Kronecker, Krukenberg, Lubbock, Mill, Möbius, Napier, Neisser, Pringsheim, Remak, Rose, de Saussure, Schwann, v. Siebold, Trendelenburg.

C. Mischbegabung.

1. Vorwiegend politisch oder wirtschaftlich oder beides, jedoch mit starkem künstlerischem oder wissenschaftlichem Einschlag: Alison, Ancillon, d'Andlau, Arago, Auerbach, v. Auersperg, Baader, Balfour, v. Berlepsch, Bonaparte, v. Bronikowski, v. Bülow, Bunsen, Byron, Buonarotti, Brougham, Camphausen, Canning, Churchill, Colbert, Coleridge, Courvoisier, v. Dalberg, Delacroix, Delbrück, Dernburg, Denison, Duncker, Echegaray, Ephrussi, Fahrenheit, Flaubert, Forster, Fredro, Goethe, v. Görtz, Harcourt, Hansemann, v. Hardenberg, Heiberg, Heine, Hohenlohe, v. Humboldt, Hunter, Jablonowski, v. Kleist, Kennedy, v. Knebel, Koebner, Krasiński, v. Lamartine, Lanckoroński, v. Liliencron, v. Liszt, Luzzati, Lushington, v. Marées, v. Moltke, Necker, v. Oettingen, Ogiński, Owen, Pallavicini, Poincaré, v. Raczyński, Radziwill, v. Ramberg, v. Raumer, v. Richthofen, Rothschild, v. Salis, Schelling, v. Seydlitz, Sidney, Sombart, St. Simon, Talleyrand, Thackeray, Tolstoj, Tschaikowski, Turner-Palgrave, Vaughan, Wagner, Wallace, Wallraf, Wilberforce, Wislicenus, Zichy.

2. Politisch und wirtschaftlich mit hoher ideologischer Receptivität, vereinzelten intellektuell produktiven Mitgliedern: Althaus, Armstrong, Arnhold, Baccelli, Bassermann, Beer [Meyerbeer], Boettinger, Budde, Buller, Campbell, Carnegie, Cecil, Disraeli, Escher, v. Erlanger, v. Gentz, Goeschen (Goschen), v. d. Goltz, Gruner, de Gubernatis, Hertz, v. Jagemann, Kestner, v. Klinckowström, Köchlin, Krupp, Landor, Lebaudy, Leroy-Beaulieu, Lessing, Lewald, Maxim, Meister, Mendelssohn, Merck, Mörner, Münsterberg, v. Nathusius, Peel, Périer, Pfister, Pringsheim, Puschkin, Rathenau, Reinach, v. Richthofen, Rothschild, Rümelin, Sello, Siemens, Sieveking, Sibirjakow, Soetbeer, Stevenson, Stroganow, Stubenrauch, v. Tschudi, Watt, Windthorst, Witkowski, Wollheim.

NB. Man beachte die grosse Zahl altadeliger Familien unter denen mit Mischbegabung.

Bewusstsein und psychisches Geschehen.

Die Phänomene des Unterbewusstseins und ihre Rolle in unserem Geistesleben.

Von

Hofrat Dr. L. Loewenfeld,

München.



Wiesbaden.

Verlag von J. F. Bergmann.

1913.

GRENZFRAGEN
DES
NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

BEGRÜNDET VON

Dr. L. LOEWENFELD UND **Dr. H. KURELLA.**

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN
DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

HOFRAT DR. L. LOEWENFELD
IN MÜNCHEN.

VIERZEHNTER BAND (HEFT 89—93).

Inhalt:

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1913.

Druck von Carl Ritter, G. m. b. H., Wiesbaden.

Inhalts-Übersicht.

Vorwort.

So befremdlich es auch vielen erscheinen mag, so ist es doch unbestreitbar, dass trotz des ungeheuren Aufschwungs, welchen die wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Gebiete der Psychologie in den letzten Dezennien genommen hat, unter den Forschern keine Übereinstimmung darüber besteht, was als psychisch zu betrachten ist. Das Befremdliche, dass über diese Kardinalfrage noch Meinungsverschiedenheiten existieren können, verliert sich, wenn man berücksichtigt, dass mit jenen Vorgängen in unserem Inneren, von welchen wir unmittelbar Kenntnis besitzen (den im gewöhnlichen Sinne bewussten), in mannigfaltiger Weise andere verknüpft sind, deren Statthaben uns nicht direkte bekannt wird und erst aus ihren Wirkungen erschlossen werden kann. Um letztere Vorgänge dreht sich noch der Streit, und der Versuch, eine einheitliche Auffassung derselben anzubahnen, erschien mir daher wohl angezeigt und auch nicht aussichtslos. Dieser Versuch ist in der vorliegenden Arbeit unternommen, die sich ausserdem das Ziel gesteckt hat, eine gedrängte Übersicht über die letzterwähnten, noch so verschieden gedeuteten und bezeichneten Vorgänge, sowie deren Anteil an unserem Geistesleben zu geben.

Ein kurzer zweiter Abschnitt, der eine Ergänzung der Ausführungen des ersten bildet, liefert einen Beitrag zur Aufhellung der so bedeutungsvollen Beziehungen zwischen Gedächtnis und Unterbewusstsein, einen Beitrag, der auch in der Lehre vom Gedächtnis Berücksichtigung finden dürfte.

München, November 1912.

L. Loewenfeld.

I. Bewusstsein und psychisches Geschehen.

Die Phänomene des Unterbewusstseins und ihre Rolle in unserem Geistesleben.

Mit den Beziehungen zwischen Bewusstsein und psychischem Geschehen hat sich im Laufe der Jahre eine — man könnte fast sagen — unübersehbare Reihe von Autoren beschäftigt, ohne dass dadurch auch nur die schroffsten Gegensätze der Meinungen beseitigt worden wären. Diese haben sich bis in die jüngste Zeit erhalten, und ihre Vertreter gehören nicht etwa verschiedenen Nationen oder Kontinenten, sondern z. T. sogar einer und derselben wissenschaftlichen Korporation (demselben Lehrkörper) an [1]).

Daneben haben sich auch minder erhebliche Abweichungen der Ansichten bis zur Gegenwart behauptet, und ihre Zahl hat in neuerer Zeit eher zu als abgenommen.

Bei alledem ist jedoch nicht zu verkennen, dass jene Theorie mehr und mehr Anhang und Begründung fand und zurzeit wohl von der weitüberwiegenden Mehrzahl der Autoren vertreten wird, nach welcher das psychische Geschehen sich nicht auf jene subjektiven oder von einer subjektiven Seite begleiteten Vorgänge, von welchen wir unmittelbar Kenntnis besitzen, d. h. das Bewusstsein, beschränkt.

Eine derartige Annahme finden wir schon bei einzelnen Schriftstellern des Altertums [2]), doch haben erst die Darlegungen des grossen Denkers Leibniz dazu geführt, dass die Frage des unbewussten Psychischen dem Gesichtskreise der Philosophen und Psychologen nicht mehr entschwand.

Leibniz führt zugunsten der Existenz unbewusster psychischer Vorgänge verschiedene Argumente an, unter welchen die „petites perceptions“ die Hauptrolle spielen. Es sind dies die Wahrnehmungen von Eindrücken, die vereinzelt zu schwach sind, um bewusst zu werden,

[1]) Es sei hier nur an Paulsen (†) und Ziehen in Berlin, an Jodl und Freud in Wien erinnert.

[2]) S. Weingärtner „Das Unterbewusstsein“ Mainz, 1911, S. 19. Weingärtner führt als Schriftsteller des Altertums, die sich mit dem Unbewussten beschäftigten, Plato, Galenos und Plotin an.

in ihrer Gesamtheit aber Bewusstsein erlangen. Als Beispiel führt Leibniz die Wahrnehmung des Wellenrauschens am Meeresufer an. Das durch die einzelne Welle verursachte Geräusch ist zu schwach, um eine Gehörsempfindung zu verursachen, während die Bewegung der Gesamtheit der Wellen den als Brausen vernommenen Eindruck hervorruft. Die einzelne Welle muss also, meint Leibniz, einen psychischen Vorgang in uns auslösen, da sonst auch die Gesamtheit dies nicht vermöchte. Wie durch äussere Eindrücke sollten nach Leibniz auch durch Vorgänge im Körperinnern unbewusste Empfindungen in der Seele hervorgerufen werden[1]).

Der Nachdruck, mit welchem der grosse Philosoph für das unbewusste Psychische eintrat, erhellt am besten aus dem Satze: „Mit einem Worte, der Glaube, dass es in der Seele keine anderen Wahrnehmungen gibt, als die, deren sie sich bewusst ist, ist eine grosse Quelle von Irrtümern".

Wir müssen hier aus räumlichen Gründen darauf verzichten, die lange Reihe der Philosophen anzuführen, die nach Leibniz für das Statthaben einer unbewussten psychischen Tätigkeit eintraten oder eine solche in Abrede stellten[2]).

Nur einzelne besonders wichtige Stimmen können hier Berücksichtigung finden.

In der im 18. Jahrhundert fortgeführten Diskussion des Gegenstandes verschaffte sich, wie Volkmann erwähnt, die Anerkennung unbewusster Vorstellungen immer mehr Anhang, so dass der eigentliche Streit sich weniger um die Existenz des Unbewussten überhaupt, als um dessen Verhalten zum Bewussten drehte. Die Annahme unbewusster Vorstellungen wurde dabei in sehr verschiedener Weise begründet.

Von den in Betracht kommenden Autoren des 18. Jahrhunderts sei hier nur Kant erwähnt, dessen Äusserungen keinen Zweifel darüber lassen, dass seine Ansicht über das Problem des Unbewussten sich sehr der von manchen unserer zeitgenössischen Psychologen, (insbesondere von Lipps und Paulsen †) vertretenen Auffassung nähert.

Der Weise von Königsberg erklärt: „Vorstellungen zu haben und sich ihrer doch nicht bewusst zu sein, darin scheint mir ein Widerspruch zu liegen; denn wie können wir wissen, dass wir sie haben, wenn wir

[1]) „Ich halte sogar dafür", bemerkt er, „dass in der Seele etwas der Blutzirkulation und allen inneren Bewegungen der Eingeweide Entsprechendes geschieht, dessen man sich freilich gar nicht bewusst ist." V. Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke, Berlin 1899, S. 790.

[2]) Nähere Aufklärung über die geschichtliche Entwickelung der Ansichten über das Unbewusste findet sich bei Eisler, l. c. Artikel unbewusst; Volkmann, Lehrbuch der Psychologie 1. B. 1875 S. 174 u. f.; G. Cesca, Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Psychologie, 9. Jahrgang 1885; Weingärtner, „Das Unterbewusstsein" 1911.

uns ihrer nicht bewusst sind . . . . . . Allein wir können uns doch mittelbar bewusst sein, eine Vorstellung zu haben, ob wir gleich unmittelbar uns ihrer nicht bewusst sind.

Dergleichen Vorstellungen heissen dann „dunkle". Das Feld „dunkler Vorstellungen" ist das grösste im Menschen[1])."

Unter den verschiedenen Auffassungen über die unbewussten Vorstellungen, die in der Folge zutage traten, ist besonders jene beachtenswert, welche die unbewusste psychische Tätigkeit als eine Vorstufe oder Quelle der bewussten betrachtete. Carus bezeichnete schon die Ableitung des bewussten Seelenlebens aus dem Unbewussten als einen der Fundamentalsätze der neueren Psychologie[2]).

J. H. Fichte bemerkt, „dem Bewusstsein actu muss Bewusstsein in blosser Potentialität zugrunde liegen, d. h. ein Mittelzustand des Geistes, in dem er, noch nicht bewusst, dennoch den spezifischen Charakter der Intelligenz objektiv schon in sich trägt; aus diesen Bedingungen vorbewusster Existenz sodann muss das wirkliche Bewusstsein erklärt werden" [3]).

Ähnlich äussert sich der englische Philosoph Sir William Hamilton[4]). „Ich stehe nicht an, zu behaupten, dass dasjenige, dessen wir bewusst sind, aus dem gebildet ist, dessen wir nicht bewusst sind, dass unsere gesamte Kenntnis in der Tat aus dem Unbekannten und Unerkennbaren hervorwächst. Es gibt viele Dinge, welche wir an sich weder wissen noch wissen können, die aber ihre Existenz indirekt durch das Mittel ihrer Wirkungen kundgeben. Dies ist der Fall mit den in Frage stehenden seelischen Veränderungen.

Sie offenbaren sich nicht direkt dem Bewusstsein; da aber gewisse Tatsachen des Bewusstseins zu der Voraussetzung nötigen, dass sie existieren und einen Einfluss auf die seelischen Prozesse äussern, können wir nicht umhin, seelische Veränderungen anzunehmen, welche nicht Erscheinungen des Bewusstseins sind."

Auch Nietzsche hat die Bedeutung des Unbewussten für unser Seelenleben in vollem Masse gewürdigt: „Denn nochmal gesagt", erklärt er (in der fröhlichen Wissenschaft S. 354), „der Mensch, wie jedes lebende Geschöpf, denkt immerfort, aber weiss es nicht; das bewusstwerdende Denken ist nur der kleinste Teil davon, sagen wir: der oberflächlichste, der schlechteste Teil".

Unter den Philosophen der Neuzeit hat sich bekanntlich E. von Hartmann am eingehendsten mit dem Unbewussten beschäftigt und seine „Philosophie des Unbewussten" hat bei ihrem ersten Erscheinen

---

[1]) S. Eisler, l. c. S. 791.
[2]) S. Volkmann, l. c. S. 175.
[3]) S. Eisler, l. c. S. 791.
[4]) Cit. bei Carpenter, „Prinziples of mental Physiology, S. 518.

sehr viel Staub aufgewirbelt. Das Hartmannsche Unbewusste gehört jedoch in das Gebiet der Metaphysik; es ist ein Erzeugnis reiner Spekulation, welches, wie Münsterberg[1]) mit Recht betonte, die Psychologie überhaupt nichts angeht. Auf dasselbe hier einzugehen, haben wir keinen Anlass. E. von Hartmann hat jedoch auf psychologischem Gebiete auch ein Unter- und Oberbewusstsein unterschieden, die nach seiner Ansicht an verschiedene Gehirnteile gebunden sein sollen, das Unterbewusstsein, das insbesondere im Traume zur Geltung kommt, an mittlere oder niedere Gehirnteile, das Oberbewusstsein an höherentwikkelte. Eine Widerlegung dieser Theorie verlohnt sich hier nicht.

Bis über die Mitte des verflossenen Jahrhunderts bildete das Problem des Unbewussten im psychischen Gebiete weit vorwaltend einen Gegenstand des Interesses der Philosophen und Psychologen. Die Aufmerksamkeit der medizinischen Kreise begann sich erst in der 2. Hälfte des Jahrhunderts und insbesondere von den achtziger Jahren an dem Problem zuzuwenden. Von deutschen Autoren hat Griesinger in seinem Lehrbuch der Psychiatrie (3. Auflage, 1871) dem Unbewussten einige beachtenswerte Bemerkungen gewidmet: „Wir sprechen von den Vorstellungen bald nur als von bewussten, d. h. eben mit einem gewissen Grad von Stärke und Deutlichkeit vorhandenen, bald von ihnen auch als abwesenden (scheinbar im Gedächtnis aufbewahrten), in der Tat mehr nur als Dispositionen vorhandenen.

Es gibt ein tätiges, wenn auch für uns bewusstloses Leben und Bewegen im Vorstellen — wir erkennen es an seinen Resultaten, die oft plötzlich und überraschend, wie aus der Tiefe herauftreten. Beständige Tätigkeit herrscht auf diesem kaum oder gar nicht beleuchteten Gebiete, das viel grösser und für die Individualität bestimmender ist, als die relativ wenigen bewussten Vorstellungen; eine Menge von Körperreizen, von Eindrücken aus dem Innern des Organismus treffen zuerst und zunächst, z. T. ganz allein dieses Gebiet und wirken, ebenso völlig unbewusst, modifizierend auf die Vorgänge in demselben ein. Diese Vorgänge, die Bewegungen auf diesem Gebiete, geben die wichtigsten Beiträge zu der Stimmung; aus ihnen gehen viele Richtungen unseres Geschmackes, viele Quellen unserer Sympathien und Antipathien hervor."

Maudsley ist in seinem trefflichen Werke „Physiology and Pathology of the Mind" 1867, bemüht, einerseits die Unzulänglichkeit des Bewusstseins und damit auch der Selbstbeobachtung für die Feststellung und Erklärung eines grossen Teiles unserer geistigen Tätigkeiten, andererseits die Mannigfaltigkeit, Ausdehnung und Bedeutung unbewusster psychischer Prozesse darzulegen. Er bemerkt: „Es ist eine Wahrheit,

[1]) Münsterberg, Grundzüge der Psychologie, Bd. 1. 1900.

welche man sich nicht scharf genug einprägen kann, dass Bewusstsein und Geist sich nicht decken (is not co-extensive).

Von dem ersten Momente seiner unabhängigen Existenz an beginnt das Gehirn Eindrücke von aussen zu assimilieren und in entsprechender organischer Anpassung zu verwerten. Dies tut es zuerst ohne Bewusstsein, und es fährt fort, dies mehr oder weniger unbewusst während des ganzen Lebens zu tun". . . . „Die vorbewusste Geistestätigkeit, wie gewisse metaphysische Psychologen in Deutschland sie genannt haben, und die unbewusste Geistestätigkeit, welche gegenwärtig über jeden vernünftigen Zweifel festgestellt ist, sind sichere Tatsachen, von welchen der feurigste Psychologe zugeben muss, dass das Selbstbewusstsein keinen Aufschluss über sie gibt." Maudsley weist ferner darauf hin, dass die Ideenassoziationen, welche anfänglich bewusst vor sich gingen, durch Wiederholung schliesslich unbewusst werden, dass die unbewusste Tätigkeit des Geistes leichter zur Reproduktion eines momentan vergessenen Namens führt, als bewusste Anstrengungen, und dass des Schriftstellers Bewusstsein bei der Arbeit hauptsächlich mit den Sätzen beschäftigt ist, die er bildet, während die Resultate der unbewussten Geistestätigkeit wie von unbekannten Tiefen in das Bewusstsein strömen und mit dessen Hilfe in geeignete Worte gefasst werden. Auch die Bildung unserer allgemeinen und abstrakten Vorstellungen (Begriffe) findet nach Maudsley durch unbewusste psychische Prozesse statt. Bei einem gut veranlagten und entsprechend kultivierten Gehirne erscheinen die Ergebnisse seiner latenten Tätigkeit, indem sie plötzlich im Bewusstsein auftauchen, oft seltsam und überraschend, wie die Produkte eines Traumes, und grosse Schriftsteller und Künstler wurden, wie man weiss, durch ihre eigenen Schöpfungen in Staunen versetzt. Der Dichter, der unter dem Einflusse einer Inspiration schafft, folgt, soweit das Bewusstsein in Betracht kommt, nur einem Diktat. Die Produkte schöpferischer Tätigkeit, sofern sie über das Gebiet bisheriger Erfahrungen hinausgehen, sind dem Schöpfer selbst vor ihrem Hervortreten unbekannt und können daher nicht das Ergebnis eines Willensaktes sein. Der Autor fasst seine Ansichten über die Leistungen des Unbewussten schliesslich dahin zusammen, „dass der wichtigste Teil, der wesentliche Prozess, von dem das Denken abhängt, unbewusst vor sich geht."

William B. Carpenter hat der unbewussten Gehirntätigkeit unconscious cerebration), d. h. den unbewusst verlaufenden intellektuellen Prozessen in seinem Werke „Principles of Mental Physiology" 1875, ein besonderes Kapitel gewidmet. Der Autor betrachtet die in Frage stehenden psychischen Vorgänge als eine Art Reflextätigkeit des Gehirns — automatische Prozesse —, analog den sekundär-automatischen Bewegungen, und er glaubt, dass bei dieser Betrachtungsweise keine

besonderen Schwierigkeiten für das Verständnis des Umstandes sich ergeben, dass die angenommene Reflextätigkeit ohne unsere Kenntnis verläuft. Carpenter führt eine grosse Reihe von Fällen an, in welchen es sich um unbewusste psychische Prozesse handelt, und unterlässt es zum Schlusse auch nicht, darauf hinzuweisen, welch grosse Bedeutung der unbewusste Einfluss der moralischen Atmosphäre während der Kindheitsperiode hat, „indem er Gewohnheiten bildet und dadurch den Mechanismus des Denkens und Fühlens bestimmt“ (S. 542).

Ein eingehenderes Studium der hier in Frage stehenden Geschehnisse begann in medizinischen Kreisen jedoch erst in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts und zwar infolge einer Anregung, die von zwei Quellen ausging: 1. Der in der Salpêtrière geübten und von ihr aus propagierten eingehenderen Beschäftigung mit den psychischen Phänomenen der Hysterie; 2. dem Studium und der praktischen Verwertung der Hypnose, wozu der Anstoss von Nancy ausging. Die Anregung, welche diese beiden Quellen lieferten, erwies sich als sehr fruchtbar und nachhaltig und lenkte zunächst wenigstens das Studium der in Betracht kommenden psychischen Vorgänge in ein und dieselbe Richtung, welche man als die des Unterbewusstseins bezeichnen kann.

Die Verwertung des Ausdrucks „Unterbewusstsein“ im deutschen Sprachgebrauche rührt von Dessoir her, der die Bezeichnung „Oberbewusstsein“ für das gewöhnliche Bewusstsein [1]) ihm gegenüberstellte.

Die Bedeutung, in welcher die Bezeichnung „Unterbewusstsein“ in der Folge gebraucht wurde, weist ausserordentliche Schwankungen auf und, wie schon von Dessoir, so wurde alsbald auch von anderen der Begriff des Unterbewusstseins in einer Weise erweitert, die sich von dem ursprünglichen, dem Worte an sich zukommenden Sinne weit entfernte. Den nächsten Anlass zur Annahme eines Unterbewusstseins gab jedenfalls der Umstand, dass wir genötigt sind, das Statthaben von Vorgängen anzunehmen, die dem psychischen Leben angehören, von denen wir jedoch keine unmittelbare Kenntnis (Bewusstsein) besitzen. Man hielt aus Gründen, auf welche wir noch näher einzugehen haben, es für unzulässig, diesen Vorgängen jede subjektive Seite abzusprechen und sie als rein physiologische Prozesse aufzufassen. Das Bewusstsein, das man ihnen zuschrieb, konnte natürlich nicht von der Art des Gewöhnlichen sein, es liess sich nur als ein diesen gegenüber schwächeres denken; wenn man ein Bild gebrauchen darf, so gleicht bei dieser Annahme das Unterbewusstsein vorgeschrittener Dämmerung, das Oberbewusstsein der Tagesbeleuchtung. Daneben kam aber wohl noch ein

[1]) Nach Waldstein (das unterbewusste Ich und sein Verhältnis zu Gesundheit und Erziehung, deutsch von Veraguth, Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens Nr. 62. 1908 S. 17) soll George Henry Lewes zum ersten Male den Ausdruck „unterbewusstes Ich“ gebraucht haben.

anderer, mit der Bezeichnung „Unterbewusstsein“ zu verbindender Sinn in Betracht, ein Sinn, der mehr an räumliche Vorstellungen anknüpft. Mit den oberbewussten psychischen Prozessen sollen gleichzeitig unterbewusste verlaufen, ein Nebeneinander, das man, allerdings nur bildlich, als Ober- und Unterbewusstsein betrachten kann.

Von der erwähnten Auffassung geleitet, hat man dem Unterbewusstsein zunächst alles früher als unbewusst bezeichnete psychische Geschehen — die unbewussten Empfindungen und Vorstellungen, dunklen und latenten Vorstellungen, die Akte der unconscious cerebration, kurz alle, nicht von dem gewöhnlichen Bewusstsein begleiteten, dem normalen psychischen Leben angehörenden, wie auch zahlreiche krankhafte psychische Phänomene zugeschrieben. Mit der Erweiterung des Begriffes des Unterbewusstseins ging jedoch eine Tendenz einher, nicht nur den unterbewussten psychischen Vorgängen eine gewisse Selbständigkeit dem gewöhnlichen Bewusstsein (Oberbewusstsein) gegenüber zuzuschreiben, sondern auch demselben psychische Prozesse einzuverleiben, die mit einem von dem gewöhnlichen Bewusstsein jedenfalls nicht an Intensität verschiedenen Bewusstsein einhergehen (Hypnose, hysterische Anfälle etc.). D. h., man gelangte zur Annahme einer zeitweiligen Verdrängung des Oberbewusstsein durch das Unterbewusstsein. So wurde das Unterbewusstsein allmählich zu einer Sphäre des psychischen Lebens, welche die des gewöhnlichen Bewusstseins nicht nur an Ausdehnung weit übertreffen, sondern auch psychische Vorgänge umfassen sollte, welche hinsichtlich ihrer subjektiven Seite, d. h. Stärke und Klarheit des Bewusstseins, von dem gewöhnlichen (Ober)-Bewusstsein sich nicht unterscheiden. Daneben wurde die Verwertung der Bezeichnung Unterbewusstsein in sehr verschiedenem Sinne stetig fortgesetzt.

In welchem Umfange dies geschah, können wir hier nicht in erschöpfender Weise darlegen. Es mag genügen, wenn wir die treffenden Ausführungen, welche Morton Prince in seinem Vortrage über das Unterbewusstsein auf dem Genfer internationalen psychologischen Kongresse 1909 gab, hier abgekürzt folgen lassen. Der Autor führt sechs verschiedene Bedeutungen des Ausdrucks Unterbewusstsein an:

1. Unterbewusstsein (subconsciousness) = der Randzone des Bewusstseins oder Zone verminderter Aufmerksamkeit.

2. Unterbewusste Ideen = dissoziierte, von dem Hauptteile des Bewusstseins abgespaltene Ideen. Sie bilden ein Bewusstsein, das neben dem primären Bewusstsein existiert (Co-existing). Morton will sie besser „mitbewusste“ (conconscious) Ideen nennen. Das abgespaltene Bewusstsein mag aussergewöhnliche Fähigkeiten zeigen und auch unter exzeptionellen Bedingungen, wie z. B. in manchen Fällen automatischen Schreibens, das persönliche Bewusstsein des grösseren Teils seiner Fähigkeiten berauben und das dominierende Bewusstsein bilden.

3. Die von anderen dem Unterbewusstsein zugeschriebenen Vorgänge werden nach Carpenter als physiologische, ohne Bewusstsein verlaufende Gehirnprozesse gedeutet.

4. Unterbewusstsein = abgespaltenes Bewusstsein (Definition II) + alle früheren, bewussten Erfahrungen, die vergessen oder wenigstens im Augenblick unerinnerbar sind. Es werden hier zwei verschiedene Zustände zusammengefasst, mitbewusste, dissoziierte Zustände, welche psychisch und aktiv sind und solche, welche physisch, untätig und ruhend, d. h. vergessen sind. Der Autor hält für diese letzteren die Bezeichnung „unbewusst“ für besser.

5. Diese Bedeutung stellt eine Ausarbeitung und Ausdehnung der zweiten dar. Die dissoziierten Zustände werden untereinander zu einer ausgedehnten, selbstbewussten Persönlichkeit vereinigt. Die unterbewussten Zustände werden derart personifiziert und bezeichnet als „unterbewusstes Ich“, „subliminales Ich“, „verborgenes Ich“, „sekundäres Ich“. Dieses unterbewusste Ich soll im normalen, wie in abnormen Zuständen sich finden und eine grosse Rolle in unserem geistigen Leben spielen.

„Nach dieser Auffassung“ — bemerkt Morton Prince — „ist jeder Geist ein Doppelwesen, nicht in dem bescheidenen Sinne von 2 Gedankenreihen, die zu gleicher Zeit sich abspielen, oder der gleichzeitigen Beschäftigung mit 2 verschiedenen und gesonderten Handlungen oder selbst in dem Sinne, dass gewisse, beschränkte feine Wahrnehmungen vorkommen, welche dem persönlichen Bewusstsein entgehen, sondern in dem Sinne, dass zwei Egos vorhanden sind, welchen oft eigene Gebiete zugewiesen und die als oberes und unteres, als wachendes und in der Tiefe schlummerndes etc. bezeichnet werden.

6. Die sechste Auffassung (Meyers Theorie) ist eine Erweiterung der fünften und schliesst eine metaphysische Anschauung ein (Subliminal = subconscious). Von der Totalsumme bewusster Zustände in uns bildet nur ein kleiner Teil das persönliche Bewusstsein: „Das persönliche Ich wird sogar ein untergeordnetes Bewusstsein, das aus einem höheren subliminalen Bewusstsein emportaucht.“

Dieses wird zuweilen als Teil einer transzendenten Welt gedacht und soll die Quelle des Fluges des Genius auf der einen Seite bilden, während es auf der anderen Seite die physischen Prozesse des Körpers beherrscht[1].

Bei aller Vieldeutigkeit des Ausdruckes ist das „Unterbewusstsein“ bisher sozusagen ein Gebrauchsartikel der grossen Mehrzahl jener geblieben, die mit psychologischen oder in das Gebiet der Psychologie übergreifenden Problemen sich zu beschäftigen haben, ein Gebrauchsartikel

[1]) Weingärtner („Das Unterbewusstsein“, Mainz 1911) unterscheidet, indem er Unbewusstes und Unterbewusstes gleichsetzt, mehr als 6 verschiedene Bedeutungen des Ausdrucks Unterbewusstsein. W. Hellpach (Zeitschrift für Psychologie, Bd. 48, S. 8) andererseits kam dazu, 8 Arten des Unbewussten zu unterscheiden, d. h. 8 verschiedene Bedeutungen des Ausdrucks „unbewusst“ festzustellen.

der Mehrzahl, aber keineswegs aller in Frage kommenden Autoren, da neben jenen, welche das Statthaben unbewusster psychischer Vorgänge und damit auch ein Unterbewusstsein überhaupt in Abrede stellen, seit einer Reihe von Jahren Freud und seine Schule für die Deutung der dem Unterbewusstsein zugeschriebenen Phänomene eine besondere Auffassung vertreten, der auch eine besondere Terminologie angehört.

Es ist wohl nicht überflüssig, wenn wir hier zunächst erwähnen, dass schon Breuer in den 1895 von ihm zusammen mit Freud veröffentlichten „Studien über Hysterie" neben unbewussten auch „bewusstseinsunfähige" Vorstellungen unterschied. Als un- oder unterbewusst betrachtet er Vorstellungen, die gleichzeitig mit bewussten vorhanden sind, ohne dass wir von ihnen Kenntnis haben, die aber bei Anwachsen ihrer Intensität in das Bewusstsein treten. Er hält es kaum für nötig, Beweise für die Existenz solcher Vorstellungen zu bringen, führt jedoch einige recht prägnante Beispiele an. Als „bewusstseinsunfähig" betrachtet er Vorstellungen, welche unbewusst sind, nicht wegen relativ schwacher Lebhaftigkeit, sondern trotz grosser Intensität.

„Es sind Vorstellungen, welche intensiv genug sind, um nicht bloss starke körperliche Phänomene zu verursachen, sondern auch den zugehörigen Affekt hervorzurufen, die Assoziation zu beeinflussen, indem verwandte Gedanken durch sie bevorzugt werden — und dennoch selbst ausserhalb des Bewusstseins bleiben."

Die von dem Autor angenommene Bewusstseinsunfähigkeit der fraglichen Vorstellungen ist jedoch nur eine relative, da es ihm möglich war, dieselben in der Hypnose und auch im Wachzustande durch intensive Nachhilfe in das Bewusstsein zu bringen. Die Existenz bewusstseinsunfähiger Vorstellungen hält der Autor für pathologisch und für ein Anzeichen einer Spaltung in der Psyche[1]).

Freud hat die bewusstseinsunfähigen Vorstellungen in seine psychologische Theorie, wie er sie in seinem Werke über die Traumdeutung darlegt, mit übernommen. Er verzichtet in diesem auf die Verwertung des Unterbewusstseinsbegriffes und verteilt die von anderen dem Unterbewusstsein zugewiesenen Phänomene auf zwei psychische Systeme, wobei die von Breuer angenommene Unterscheidung jedenfalls nicht ohne Einfluss blieb. Es ist nötig, dass wir hier die betreffenden Ausführungen Freuds wörtlich wiedergeben, um jedes Missverständnis auszuschliessen.

„Wir haben gesehen, dass es uns unmöglich wurde, die Traumbildung zu erklären, wenn wir nicht die Annahme zweier psychischer Instanzen wagen wollten, von denen eine die Tätigkeit der anderen einer Kritik unterzieht, als deren Folge sich die Ausschliessung vom Bewusstwerden ergibt. Die kritisierende Instanz, haben wir geschlossen, unter-

[1]) S. l. c. S. 197.

hält nähere Beziehungen zum Bewusstsein als die kritisierte. Sie steht zwischen dieser und dem Bewusstsein wie ein Schirm.

Das letzte der Systeme am motorischen Ende heissen wir das Vorbewusste, um anzudeuten, dass die Erregungsvorgänge in demselben ohne weitere Aufhaltung zum Bewusstsein gelangen können, falls noch gewisse Bedingungen erfüllt sind, z. B. die Erreichung einer gewissen Intensität, eine gewisse Verteilung jener Funktion, die man Aufmerksamkeit zu nennen hat, u. dgl. Es ist gleichzeitig das System, welches die Schlüssel zur willkürlichen Motilität inne hat. Das System dahinter heissen wir das Unbewusste, weil es keinen Zugang zum Bewusstsein hat, ausser durch das Vorbewusste, bei welchem Durchgang sein Erregungsvorgang sich Abänderungen gefallen lassen muss [1]."

„Aus dieser, resp. der Neurosenpsychologie erfährt man, dass die unbewusste Vorstellung als solche überhaupt unfähig ist, ins Vorbewusste einzutreten, und dass sie dort nur eine Wirkung zu äussern vermag, indem sie sich mit einer harmlosen, dem Vorbewussten bereits angehörigen Vorstellung in Verbindung setzt, auf sie ihre Intensität überträgt und sich durch sie decken lässt" (l. c. S. 373 und 374).

„Es ist ganz richtig, dass die unbewussten Wünsche immer rege bleiben. Sie stellen Wege dar, die immer gangbar sind, so oft ein Erregungsquantum sich ihrer bedient. Es ist sogar eine hervorragende Besonderheit unbewusster Vorgänge, dass sie unzerstörbar bleiben. Im Unbewussten ist nichts zu Ende zu bringen, ist nichts vergangen oder vergessen. Man bekommt hiervon den stärksten Eindruck beim Studium der Neurosen, speziell der Hysterie.

Die Kränkung, die vor 30 Jahren vorgefallen ist, wirkt, nachdem sie sich den Zugang zu den unbewussten Affektquellen verschafft hat, alle die 30 Jahre wie eine frische" (S. 384).

„Wenn wir aus dieser Sachlage etwas entnehmen sollen, so ist es höchstens der Beweis, dass die kompliziertesten Denkleistungen ohne Mittun des Bewusstseins möglich sind, was wir ohnedies aus jeder Psychoanalyse eines Hysterischen oder einer Person mit Zwangsvorstellungen erfahren mussten" (S. 394).

Von den zahlreichen Stellen, in welchen Freud in der Traumdeutung seine Auffassung des Unbewussten und Vorbewussten darlegt, seien hier nur folgende angeführt, da sie die Unterschiede des von ihm angenommenen Unbewussten gegenüber dem Unbewussten der Philosophen und Psychologen in prägnanter Weise hervorheben.

„Ich sage nicht ohne Absicht, in unserem Unbewussten, denn was wir so heissen, deckt sich nicht mit dem Unbewussten der Philosophen, auch nicht mit dem Unbewussten bei Lipps. Dort soll es bloss den

[1] S. Freud, Die Traumdeutung. 3. vermehrte Auflage 1911. S. 361 u. f.

Gegensatz zu dem Bewussten bezeichnen; dass es ausser den bewussten Vorgängen auch unbewusste psychische gibt, ist die heiss bestrittene und energisch verteidigte Erkenntnis. Bei Lipps hören wir von dem weiter reichenden Satze, dass alles Psychische als unbewusst vorhanden ist, einiges davon dann auch bewusst. Aber nicht zum Erweis für diesen Satz haben wir die Phänomene des Traumes und der hysterischen Symptombildung herangezogen; die Beobachtung des normalen Tageslebens reicht allein hin, ihn über jeden Zweifel festzustellen. Das Neue, was uns die Analyse der psychologischen Bildungen und schon ihres ersten Gliedes, der Träume, gelehrt, besteht darin, dass das Unbewusste — also das Psychische — als Funktion zweier gesonderter Systeme vorkommt und schon im normalen Seelenleben so vorkommt. Es gibt also zweierlei Unbewusstes, was wir von den Psychologen noch nicht gesondert finden. Beides ist Unbewusstes im Sinne der Psychologie; aber in unserem ist das eine, das wir Ubw. heissen, auch bewusstseinsunfähig, während das andere Vbw. von uns darum genannt wird, weil dessen Erregungen, zwar auch nach Einhaltung gewisser Regeln, vielleicht erst unter Überstehung einer neuer Zensur, aber doch ohne Rücksicht auf das Ubw.-System zum Bewusstsein gelangen können" (S. 409).

„Auch von der Unterscheidung Ober- und Unterbewusstsein, die in der neueren Literatur der Psychoneurosen so beliebt geworden ist, müssen wir uns fernhalten, da gerade sie die Gleichstellung des Psychischen und des Bewussten zu betonen scheint" (S. 410).

Zur weiteren Charakterisierung des Freudschen Unbewussten müssen wir noch folgendes ergänzend bemerken. Das Freudsche Ubw. setzt sich lediglich aus psychischen Elementen zusammen, die durch einen besonderen, von Freud als Verdrängung bezeichneten Vorgang von den bewussten und unbewussten, aber bewusstseinsfähigen Vorstellungen getrennt, sozusagen abgespalten und dauernd abgesondert erhalten werden. Die Kräfte, welche diesen Vorgang bewirken, sind ethische und ästhetische Vorstellungen, mit welchen die betreffenden psychischen Elemente unverträglich sind, so dass deren Ausschaltung aus dem Denkbereiche des Individuums, sozusagen ihre Internierung, nötig wird. Bemerkenswert ist ferner, dass diese abgetrennten psychischen Elemente nach Freuds Theorie die Fähigkeit besitzen, sich mit anderem verdrängtem psychischem Materiale zu verknüpfen und Komplexe zu bilden, die einer selbständigen Aktion in weitgehendem Masse fähig sind[1]).

---

[1]) M. Isserlin (Bewegungen und Fortschritte in der Psychotherapie), Ergebnisse der Neurologie und Psychiatrie. I. Band. 1. u. 2. Heft) hält die angenommene Selbständigkeit der unbewussten Komplexe für das eigentlich Neue an der Freudschen Theorie, wie ich glaube, nicht ganz mit Recht. Er bemerkt, nachdem er

Wir haben uns hier mit dem Unbewussten im Freudschen Sinne nur insoweit zu beschäftigen, als dessen allgemeine Eigenschaften ihm eine psychologische Sonderstellung gegenüber dem Unbewussten im gewöhnlichen Sinne und dem Unterbewusstsein verschaffen. Die Bedeutung des Freudschen Unbewussten für den Traum und die Neurosen haben wir mit Rücksicht auf das Thema unserer Erörterungen keinen Anlass zu besprechen. Wir können auch darauf verzichten, auf den speziellen Inhalt des Unbewussten näher einzugehen und uns damit begnügen, Hitschmanns[1]) Bemerkungen über dessen Zusammensetzung anzuführen: „Das Material an verdrängten Trieben, sexuellen Betätigungen, Wunschregungen, erotischen Phantasien bildet den Grundstock, sozusagen die älteste und unterste Schicht im Aufbau des Unbewussten. Ein zweiter Teil des verdrängten Materials besteht aus im späteren Leben Verdrängtem. Diese Verdrängung der späteren Jahre kommt zustande durch die Anziehung von dem uralten Kern des Unbewussten, während von der anderen Seite die abstossenden Kräfte des Bewusstseins neues, zur Verwerfung bestimmtes Material nachdrängen". Ferner muss beigefügt werden, dass Hitschmann als die Grundeigenschaft des Unbewussten seinen sexuellen Charakter, sexuell im weitesten Sinne genommen, betont.

Wenn nach dem Angeführten auch der Inhalt des Unbewussten, sofern derselbe die Verdrängung veranlasst, den in Frage stehenden psychischen Elementen den Zugang zum Bewusstsein verschliesst, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, dass diesen Elementen an sich nichts anhaftet, was sie von anderen unbewussten psychischen Elementen unterscheidet und ihnen eine Sonderstellung diesen gegenüber verleiht. Es ist ja nur die Einwirkung gewisser psychischer Kräfte, (ethischer und ästhetischer Vorstellungen), was ihre Ausschaltung aus dem Bereiche der bewussten und bewusstseinsfähigen psychischen Elemente herbeiführt und unterhält, und dieselben Vorstellungen, die in dem einen Falle der Verdrängung unterliegen und damit dem Unbewussten einverleibt werden, können in einem anderen Falle, in welchem die Verdrängungsneigung fehlt, dem Bewusstsein stetig zugänglich bleiben. Auch die Eigenschaft des unbewussten Materials, Komplexe mit der Fähigkeit zu weitgehender, selbständiger Aktion zu bilden, welche auf das bewusste Denken konstellierend wirken, kann nicht als ein wesentliches

ausgeführt hat, was an der Freudschen Theorie nicht das Neue ist: „sondern das ist das seiner Theorie Eigentümliche, dass der pathogene Komplex als autonom agierendes, vom Bewusstsein abgesperrtes Wesen von konstanter Affektgrösse gedacht wird und diese Auffassung, deren Schwierigkeit auch Bleuler gesehen hat, gilt es zu begründen. Die Psychoanalyse vermag das nicht".

[1]) Hitschmann, Freuds Neurosenlehre 1911. S. 55/56.

Charakteristikum des Freudschen Unbewussten angesehen werden. Solche sehr affektbetonte Komplexe finden sich auch in dem bewussten Gedankenkreise vieler, vielleicht der meisten geistig gesunden Individuen; sexuelle Liebe, Familie, Geschäft, Ehrgeiz, Geldgier, Rachsucht, politischer und religiöser Fanatismus usw. bilden, wie die tägliche Erfahrung zeigt, Komplexe, deren Wirkungen auf die Assoziationsvorgänge denen des Unbewussten, soweit letztere als sicher gestellt zu erachten sind, jedenfalls nicht erheblich nachstehen.

Es ist begreiflicherweise schwer zu sagen, wie weit die Selbständigkeit affektbetonter Komplexe des normalen Bewusstseins geht. Wir sehen, dass gewisse Vorstellungsreihen gelegentlich die Assoziation in einer Weise bestimmen, als ob neben ihnen nichts existierte, was die Denkrichtung beeinflussen könnte, und es kommt vor, dass das Individuum, welches in seinem Denken und Handeln längere oder kürzere Zeit ganz und gar unter dem Einflusse eines bestimmten Vorstellungskomplexes stand, nachträglich nicht begreift, wie es so vollständig von dem betreffenden Gedanken beherrscht werden konnte. Dabei lässt sich jedoch nicht behaupten, dass die in Frage stehenden Komplexe, auch wenn sie ganz selbständig das Handeln zu bestimmen scheinen, jeder assoziativen Verbindung mit anderen Vorstellungsreihen ermangeln und durch solche nicht beeinflusst werden. Mit den unbewussten Komplexen Freuds verhält es sich wahrscheinlich ähnlich. Einzelne Psychoanalytiker sind wohl in der Taxation der Selbständigkeit dieser Komplexe etwas zu weit gegangen[1]). Allein wenn man auch annimmt, dass das Freudsche Unbewusste in dieser Hinsicht den Komplexen des normalen Bewusstseins überlegen ist, so handelt es sich doch nur um Unterschiede des Grades, nicht um wesentliche Verschiedenheiten.

Was wir von der Selbständigkeit des Unbewussten bemerkten, gilt auch von der angenommenen Zeitlosigkeit, d. h. unbegrenzten Andauer desselben, welche ebenfalls als eine Eigentümlichkeit des Freudschen Unbewussten erachtet wurde. Dass gewisse, in der Kindheit empfangene Eindrücke, die nicht dem Unbewussten im Freudschen Sinne angehören, sich unbegrenzte Zeit erhalten können, hierfür liefern die Erfahrungen des täglichen Lebens, ebenso wie die Ermittlungen an Hypnotisierten zahlreiche Beispiele; und auf der anderen Seite ist es durch die bisherigen psychoanalytischen Erfahrungen noch nicht zur Genüge erwiesen, dass das unbewusste Material sich immer in vollem Umfange

[1]) Isserlin hat in dieser Hinsicht auf die Sekundärseelen Jungs (Über die Psychologie der Dementia praecox, S. 75) hingewiesen; doch muss bemerkt werden, dass auch Möbius, der gewiss jeder Überschätzung der Komplexbedeutung abhold war, von Unterseelen spricht, die unserer Seele dienen.

unverändert erhält. Ein solcher Beweis kann überhaupt nicht erbracht werden [1]).

Aus dem Angeführten dürfte sich ergeben, dass als Merkmal für das von Freud unterschiedene Unbewusste nur die von ihm als Bewusstseinsunfähigkeit bezeichnete Eigenschaft verbleibt. Aber auch diesem Merkmale gegenüber sind gewisse Einschränkungen nötig. Zunächst ist zu betonen, dass die in Frage stehende Unfähigkeit keine absolute, sondern nur eine relative ist, da es ja Mittel und Wege gibt, auch dieses Unbewusste in das Bewusstsein überzuführen. Die relative Bewusstseinsunfähigkeit teilt aber das Freud sche aus verdrängtem Material bestehende Unbewusste mit Vorstellungen, die nicht durch irgend einen Verdrängungsakt, sondern lediglich durch die Veränderungen, welche lange Zeiträume an den Gedächtnisspuren herbeiführen, der Vergessenheit anheimfielen. Bei Ausnützung der hypnotischen Hypermnesie kann man sich davon überzeugen, dass bei dem Individuum Erinnerungen an Vorgänge sich wecken lassen, die seit vielen Jahren dem Gedächtnis entschwunden und unerinnerbar, d. h. bewusstseinsunfähig geworden waren, ohne dass hierbei Verdrängungsvorgänge eine Rolle gespielt haben konnten [2]).

Als Charakteristikum des Freud schen Unbewussten verbleibt demnach nur: Durch Verdrängung bedingte (relative) Bewusstseinsunfähigkeit.

Während nun die Annahme des psychischen Unbewussten durch Freud und seine Schule die Ausbildung zu einer sehr komplizierten Theorie erfahren hat, deren Details allerdings noch vielfach bestritten werden, und die Unterbewusstseinstheorie in verschiedenen Variationen sich grossen Anhang erwarb, haben manche medizinische Schriftsteller es vorgezogen, in ihrer Auffassung des Unbewussten keiner der beiden erwähnten Richtungen sich anzuschliessen. Besondere Beachtung

[1]) Eine ähnliche Ansicht bezüglich der Zeitlosigkeit des verdrängten Unbewussten hat Bleuler geäussert: „Die abgespaltenen Affekte", bemerkt dieser Autor, „usurieren sich nicht, weil sie nicht abreagiert werden können, und zwar auch dann nicht, wenn sie in allerlei Konversionen und anderen Symptomen sich betätigen oder auf bewusste Ideen übertragen worden sind. Hier ist mir noch manches nicht klar. Dass sie sich bei der Dementia praecox nicht usurieren, weiss ich aus Erfahrung. Aber auch die Komplexe, die im Bewusstsein bleiben, können sich da von der Zeit der ersten Liebe bis ins höchste Alter erhalten. Das ist mir also kein Beweis für die Freudsche Auffassung. Und ich weiss nicht, wie man nachweisen soll, dass nicht in hundert Fällen ins Unbewusste versunkene Affekte doch nach und nach abgeflaut sind. Wir bekommen ja nur mit denen zu tun, die noch wirksam sind." (Jahrbuch für Psychoanalytische und Psychopathologische Forschungen, II. Band. II. Hälfte. 1910, Seite 713.)

[2]) S. Löwenfeld, Über die hypermnestischen Leistungen in der Hypnose in bezug auf Kindheitserinnerungen. Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie. II. Band. 1910. S. 1.

verdienen hier die Anschauungen, welche der der Wissenschaft so früh entrissene Möbius in seiner Schrift „Die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie“, Halle 1907, äusserte.

Die strenge Sachlichkeit und Behutsamkeit des Urteils, die den Autor auszeichnet, machen sich auch hier geltend, wie aus den folgenden Bemerkungen sich ergibt: „Seele ist das durch innere Beobachtung Erfassbare; also scheinen seelische Vorgänge, die nicht beobachtet werden können, ein Unding zu sein. Die Erfahrung ergibt jedoch, dass wir durch den Zusammenhang oder den Erfolg vielfach genötigt werden, seelische Vorgänge da zu suchen, vorauszusetzen, zu erwarten, wo wir in unserem Bewusstsein oder Ich sie nicht auffinden können. Wir können, streng genommen, ihre Existenz nicht behaupten, wir müssen nur sagen, hier ist eine Lücke und wir vermögen diese Lücke nicht anders auszufüllen als durch die Annahme einer Tätigkeit, die der seelischen wesensgleich ist.“

Möbius unterscheidet relativ und absolut Unbewusstes. „Relativ unbewusst sind die Vorgänge, die bald bewusst, bald unbewusst verlaufen, so die automatisierten Tätigkeiten: reden, schreiben, tanzen, musizieren.“ Als absolut unbewusst bezeichnet er das, was nie dem Bewusstsein angehört hat, zu dem kein Weg aus dem Bewusstsein führt, das nie gewusst, nur erschlossen werden kann. „Hierher gehören die Triebe, die Vorgänge vor der Wahrnehmung und nach dem Willen zur Bewegung, die Vorgänge, die unser bewusstes Leben durchbrechen und die durch ihre relative Zeitlosigkeit und andere Züge, ihre Verschiedenheit von der uns vertrauten seelischen Tätigkeit dartun. Natürlich ist das absolut Unbewusste die Hauptsache, das relativ Unbewusste die Nebensache. Man muss da der Trennung eingedenk sein, aber es ist nicht zu verkennen, dass da und dort Übergänge vorhanden sind wie solche auch das relativ Unbewusste mit dem Bewussten verknüpfen.“

Die Auffassung des Unbewussten, zu welcher W. Hellpach[1]) sich bekennt, nähert sich sehr der Möbiusschen. Es mag genügen, wenn wir Folgendes anführen: „Die bewussten Erlebnisse sind die seelische Erscheinungswelt; innerhalb dieser Erscheinungswelt lässt sich eine lückenlose Kausalität so wenig konstruieren wie innerhalb der körperlichen Erscheinungswelt. Dazu bedarf es des Hinzudenkens einer Vorgangswelt, in der ein lückenloser Kausalzusammenhang herrscht, der aber nur an einzelnen Punkten in die Erscheinung tritt. Diese Vorgangswelt ist fürs seelische Leben die unbewusste Welt. In ihr spielt sich der Hauptteil der seelischen Zusammenhänge ab, und hier und da tritt dieses Spiel in die Erscheinung des bewussten seelischen Lebens.

[1]) W. Hellpach, Zeitschrift für Psychologie. B. 48.

Die Betrachtung dieses Lebens selber würde uns immer nur einzelne Verknüpfungen, niemals aber einen geschlossenen Kausalzusammenhang aufweisen, wie ihn das wissenschaftliche Denken postulieren muss."

Endlich ist hier Bleuler[1]) zu erwähnen, der in seiner Arbeit „Bewusstsein und Assoziation" sich die Aufgabe stellte, die Einwände, welche gegen die Annahme unbewusster psychischer Prozesse geltend gemacht wurden, zu widerlegen, eine gedrängte Übersicht über die einzelnen Gruppen unbewusster psychischer Phänomene und deren Verbindungen zu liefern, und schliesslich auch eine Erklärung der unbewussten Phänomene zu geben, eine Erklärung, welche nach der Ansicht des Verfassers „alle Psychologie des Unbewussten, alle Phänomene des Hypnotismus, der Spaltung der Persönlichkeit, der hysterischen Bewusstseinszustände überhaupt in unser sonstiges Wissen einzureihen erlaubt."

Wir werden an späterer Stelle mehrfach Gelegenheit haben, auf die höchst beachtenswerten Ausführungen des Züricher Autors einzugehen.

Neben denjenigen, welche für die Existenz unbewusster psychischer Vorgänge eintraten, hat es seit Leibniz, wie wir an früherer Stelle andeuteten, nicht an solchen gefehlt, welche einem psychischen Unbewussten die Anerkennung versagen zu müssen glaubten. Die Argumente, welche hierfür angeführt wurden, können wir hier nicht im einzelnen darlegen, sie laufen vielfach auf einen blossen Wortstreit oder eine willkürliche Auslegung von Begriffen hinaus, wie dies auch in der Gegenwart noch der Fall ist.

Cesca[2]), der in einer 1885 veröffentlichten Arbeit die Beweise, welche pro und contra das Psychisch-Unbewusste geltend gemacht wurden, einer Kritik unterzog, kam zu dem sonderbaren, unsere eben ausgesprochene Ansicht bestätigenden Schlusse, dass er die Existenz unbewusster Vorstellungen nicht annehmen könne, aber die Existenz einer unbewussten psychischen Tätigkeit als erwiesen betrachten müsse; und der Autor bemerkt weiter, „das Bewusstsein enthalte nicht den ganzen Umfang des Geistes, sondern sei nur ein sehr kleiner Teil unseres psychischen Lebens, weil der wichtigste Teil unserer psychischen Arbeit ohne Beteiligung des Bewusstseins von der unbewussten Tätigkeit erzeugt wird, und weil wir nur der psychischen Produkte, nicht aber ihrer Erzeugung uns bewusst sind".

Wenn der Autor die Existenz unbewusster Vorstellungen in Abrede stellt, dagegen eine sehr ausgedehnte unbewusste psychische Tätigkeit annimmt, so ist es wohl evident, dass er im Banne von Worten

[1]) „Diagnostische Assoziationsstudien" herausgegeben von C. Jung. I. Band. II. Aufl. 1911.

[2]) G. Cesca, Über die Existenz von unbewussten psychischen Zuständen. Vierteljahrschr. f. wiss. Philosophie, 1885. IX. Band. S. 288.

steht, derart, dass er gezwungen ist, Unterschiede zu statuieren, die nicht existieren. In den Argumenten, welche noch gegenwärtig von einer Anzahl von Psychologen gegen die Existenz unbewusster oder unterbewusster psychischer Prozesse geltend gemacht werden, tritt uns ebenfalls der Bann durch das Wort, dessen Bedeutung willkürlich fixiert wird, neben der Vernachlässigung des Tatsächlichen entgegen. Dass psychisch und bewusst gleichbedeutend sind, wird als unantastbares Axiom oder als selbstverständlich hingestellt, und die Willkür, die in dieser Annahme steckt, ganz und gar ausser acht gelassen. Und doch haben hervorragende Psychologen wie Lipps und Paulsen gezeigt, dass die Annahme eines unbewussten Psychischen auf Grund rein psychologischer, nicht lediglich physiologischer oder neurologischer Erwägungen notwendig ist. Lipps[1]) hat bekanntlich die Frage des Unbewussten weniger als eine psychologische, denn die Frage der Psychologie bezeichnet. Nachdem er die Ansicht, welche „bewusst und psychisch als gleichbedeutend setzt,“ abgelehnt, erklärt er, „psychisch, nicht für unser unmittelbares Bewusstsein oder Gefühl, sondern für unsere Erkenntnis, ist dasjenige, das und soweit es in dem realen Ich den Grund seines Daseins hat. Oder, allgemeiner gesagt, psychisch ist der Zusammenhang und jedes Element des Zusammenhangs, in welchem wir die Bewusstseinsobjekte, die, und sofern sie Gegenstände des unmittelbaren Subjektivitätsbewusstseins sind, denkend einzuordnen genötigt sind.“ . . . .

„In der Psychologie auf das Unbewusste verzichten“, bemerkt er weiter, „so lautet mein Ergebnis, heisst auf die Psychologie verzichten“.

Der Autor gibt die Möglichkeit zu, dass das Unbewusste, resp. die unbewussten psychischen Erregungen Gehirnvorgänge seien, wie es von manchen behauptet wird, allein er hält es nicht für gewiss und weist darauf hin, dass die Psychologie als Erfahrungswissenschaft keine metaphysischen Voraussetzungen machen darf, wie sie die Identifikation des Unbewussten mit dem Physiologischen enthält.

Paulsen[2]) erklärt, dass keine Psychologie um die Bejahung der Frage, ob es unbewusste Elemente des seelischen Lebens gibt, herumkommt. Gleich Lipps spricht er sich gegen die Identifikation von unbewussten und nervösen Vorgängen aus, indem er bemerkt:

„Nervöse Dispositionen haben physische Wirkungen, aber nicht psychische; sie können den Ablauf erneuter Nervenerregungen bestimmen, aber nicht die Natur und den Verlauf von Vorstellungen. Psychische Wirkungen setzen psychische Ursachen voraus; sind diese nicht im Be-

[1]) Lipps, Der Begriff des Unbewussten in der Psychologie. Vortrag auf dem internationalen psychologischen Kongresse 1896.

[2]) Paulsen, „Einleitung in die Philosophie“. 17.—19. Aufl. 1907. S. 136 u. f.

wusstsein, so müssen wir sie als unbewusstes Psychisches konstruieren, und dieses muss also existieren, denn, non entis nullus effectus."

Wenn wir diese Ausführungen mit dem zusammenhalten, was schon Kant, Sir W. Hamilton, J. H. Fichte und zahlreiche andere Autoren (in neuerer Zeit insbesondere Freud und seine Schule) über die unbewussten psychischen Vorgänge dargelegt haben, dann ist es schwer verständlich, dass es noch Psychologen gibt, welche an der Identität von Psychischem und Bewusstem festhalten zu müssen glauben und unbewusste psychische Vorgänge als „leeren Begriff oder unlösbaren Widerspruch" (Ziehen[1]), „als unmögliches Gebilde, das unvereinbare Begriffsmomente vereinigen will" (Münsterberg[2]), „als widerspruchsvollen Begriff" (Maier[3]), oder gar „als eine aus Widerspruch zusammengeflickte Spottgeburt" (Rehmke[4]) hinstellen.

Es lässt sich nach dem Angeführten nicht behaupten, dass die Autoren, welche letzterer Auffassung huldigen, den Vertretern des unbewussten Psychischen gegenüber einen Anspruch auf höhere Exaktheit oder Wissenschaftlichkeit besitzen, wie sie allerdings selbst glauben. Auch sie müssen zugeben, dass der Verlauf unserer bewussten seelischen Prozesse, unserer Denkakte, sich nicht lediglich aus den im Bewusstsein sich aneinanderreihenden Vorgängen genügend erklären lässt, dass neben letzteren noch Prozesse sich abspielen müssen, von denen wir zwar keine unmittelbare Kenntnis besitzen, die aber trotzdem in ihrer Bedeutung für unser psychisches Leben den bewussten Elementen desselben gleichwertig sind.

Wie wir sehen, ist trotz der enormen Tätigkeit, die seit einer Reihe von Jahren auf dem Gebiete der Psychologie entfaltet wurde, noch keine Übereinstimmung darüber, was als psychisch zu betrachten ist — eine Grundfrage der Psychologie — erzielt worden. Wenn wir von allen Detailansichten absehen und lediglich die Hauptrichtungen berücksichtigen, so haben wir auf der einen Seite diejenigen (sie bilden allerdings zurzeit eine geringe Minderzahl), welche das entscheidende Moment in der Form, dem Äusseren, könnte man sagen, erblicken, auf der anderen Seite diejenigen, welche das Hauptgewicht auf die Bedeutung, die Wertigkeit für das psychische Leben legen. Die ersteren wollen das Psychische auf die Tatsachen des Bewusstseins beschränken, während letztere neben diesen alle jene Vorgänge als psychisch auffassen, welche für die Gestaltung unseres Seelenlebens gleiche Bedeutung

[1]) Leitfaden der physiologischen Psychologie. 9. Aufl. 1911. S. 3, 4, 217. Der Autor bemerkt: „Alles, was unserm Bewusstsein gegeben ist und nur dieses, ist psychisch."

[2]) Münsterberg, Grundzüge der Psychologie. I. Band 1900.

[3]) H. Maier, Psychologie des emotionalen Denkens. Tübingen 1908, S. 79.

[4]) Rehmke, Lehrbuch der allgemeinen Psychologie. 2. Aufl. 1905, S. 99.

besitzen, d. h. ihrem Wesen nach den Bewusstseinstatsachen gleichwertig sind.

Es drängt sich nun die Frage auf, ob diese Divergenz der Meinungen so einschneidend ist, dass sie als unüberbrückbar erachtet werden muss oder ob sie die Möglichkeit einer gewissen Verständigung der Parteien über das Psychische nicht ausgeschlossen erscheinen lässt. Ich glaube, dass diese Möglichkeit wenigstens für diejenigen besteht, welche in ihren Anschauungen über den Zusammenhang von Psychischem und Physischem von naturwissenschaftlichen Grundsätzen und Erfahrungen sich leiten lassen. Die Autoren jener Kategorie, welche psychisch mit bewusst identifizieren wollen, glauben zumeist, neben den vom Bewusstsein begleiteten nervösen Gehirnvorgängen auch solche ohne Bewusstsein annehmen zu müssen, die in mannigfacher Weise sich mit ersteren verknüpfen. Sie sind ferner der Meinung, dass mit der Gegenüberstellung von bewussten, resp. bewusst-nervösen und rein nervösen Vorgängen ein Unterschied statuiert sei, der es rechtfertigt, nur erstere Vorgänge als psychisch, letztere als materiell zu betrachten. Diese Auffassung ist, wie sich zeigen lässt, nicht unanfechtbar. Man ist seit langem dermassen gewohnt, Vorgänge, die wir lediglich aus unserer inneren Erfahrung (dem Bewusstsein) kennen, in Ausdrücken der Nervenphysiologie zu beschreiben, dass man dabei ganz und gar übersieht, mit welch' hypothetischen Vorstellungen man operiert.

Wie sehr diese Darstellungsweise manchen Autoren zur Gewohnheit und deshalb unbewusst geworden ist, hierfür nur ein Beispiel aus Ziehens Psychologie S. 4. Der Autor, der sehr sorgfältig zwischen psychischen (bewussten) und nur nervösen Vorgängen unterscheiden will, bemerkt an einer Stelle, an welcher er die Annahme unbewusster Empfindungen und Vorstellungen zu widerlegen glaubt: „Beim Vorübergehen des Freundes wurde meine Netzhaut, mein Sehnerv erregt, und dieser leitete die Erregung weiter zum Hinterhauptslappen des Gehirns, der sogenannten Sehsphäre. Diese Erregung ist, wie wir wissen, eine materielle, ein chemischer Vorgang. Zunächst entspricht diesem materiellen Vorgang überhaupt kein psychischer Vorgang. Andere intensivere Erregungen in anderen Hirnteilen beschäftigen mich, oder, etwas kurz ausgedrückt, kann man sagen, psychische Parallelvorgänge finden momentan nur in anderen Gehirnteilen statt“.

Wenn eine Vorstellung A mit einer Vorstellung C sich verknüpft, das Bindeglied beider Vorstellungen sich aber nicht im Bewusstsein manifestiert, wird als sicher angenommen, dass die Verbindung der beiden psychischen Elemente durch einen nervösen, nicht psychischen Vorgang hergestellt wurde. Dass diese Annahme hypothetischer Natur ist und im Grunde, wie schon Lipps bemerkt, der Metaphysik angehört, bleibt dabei gewöhnlich ausser Betracht. Allein zugegeben, dass die Verbindung zwischen den beiden Vorstellungen durch einen nervösen Vorgang zustande kommt, so ist doch der Schluss noch nicht gerechtfertigt, dass dieser von jenen Vorgängen, deren subjektive Seite die Vor-

stellungen A und C sind, in seinem Wesen so verschieden ist, dass man erstere allein als psychisch, letzteren als materiell bezeichnen dürfte.

Wir befinden uns über die Natur des in Frage stehenden nervösen Vorgangs in zweifacher Hinsicht in Unkenntnis. Man nimmt zwar an, dass derselbe chemischer Natur ist, und auf einer Um- oder Zersetzung der Nervensubstanz-Moleküle (oder auch Umsetzung physischer Kräfte) beruht, allein noch niemand hat diesen Vorgang beobachtet und festgestellt und, wenn man ihn sehen könnte, so würde man nur einen optischen Eindruck, eine durch den Gesichtssinn vermittelte Vorstellung des Vorganges gewinnen, und das dieser Vorstellung entsprechende Reale bliebe noch immer unbekannt. Dass aber dieses Reale in seinem Wesen verschieden ist von dem Realen jener nervösen Vorgänge, an welche die beiden Vorstellungen A und C geknüpft sind, hierfür haben wir keinerlei Anhaltspunkte. Die Annahme, dass die vom Bewusstsein im gewöhnlichen Sinne begleiteten nervösen Vorgänge oder auch nur die Vorgänge im Bewusstsein als psychisch zu betrachten und von den ohne Bewusstsein im gewöhnlichen Sinne begleiteten nervösen Gehirnprozessen zu unterscheiden sind, verliert hiermit jede Begründung.

Es ist nicht überflüssig, wenn wir hier auf den Umstand hinweisen, dass die Beschränkung des Psychischen auf die Bewusstseinstatsachen lediglich ein Ausläufer jener uralten dualistischen Theorie ist, die in den Spiritismus hinüberführt. Wenn man annimmt, dass die Seele etwas vom Körper Verschiedenes und Trennbares, eine denkende Substanz oder ein denkendes Wesen ist, dann wird die Identifikation von psychisch und bewusst verständlich. Die Vorgänge im Bewusstsein repräsentieren ausschliesslich die Leistungen der Seele. Wenn man jedoch von jeder Beeinflussung durch dualistische Vorstellungen sich freihält und lediglich die Tatsachen der inneren Erfahrung berücksichtigt, dann besteht für die Beschränkung des Psychischen auf das Bewusste kein zureichender Grund. Die innere Erfahrung lehrt uns zwar zunächst nur Bewusstseinstatsachen kennen, allein diese weisen mit zwingender Gewalt auf andere Vorgänge hin, die vom Psychischen auszuschliessen, wie wir gezeigt haben und noch weiter sehen werden, keinerlei Berechtigung besteht.

Es kommt hier noch eine Anzahl von Argumenten in Betracht, die sich in zwei Reihen sondern lassen.

Die eine Reihe ist rein theoretischer Natur und geht von der Hypothese des psychophysischen Parallelismus aus, die uns ja noch immer die beste Erklärung für den Zusammenhang zerebraler und bewusster Prozesse liefert. Diese Hypothese schliesst die Annahme verschiedener Grade oder Arten des Bewusstseins nicht aus. Dessoir hat bereits in seiner Schrift „das Doppel-Ich“ auf die Konsequenzen hingewiesen, die sich aus dieser Hypothese für die Beschränkung des Psychischen auf die im gewöhnlichen Sinne bewussten Vorgänge ergeben. Der Autor wendet sich zunächst gegen die unberechtigte Vermengung des absolut und relativ Unbewussten. Das letztere — so z. B. das Festhalten einer die Stimmung beeinflussenden Vorstellung — heisst nur deshalb unbewusst, „weil es in der augenblicklichen Einheitlichkeit von

Seeleninhalten nicht umfasst ist; es entspricht aber durchaus nicht dem absolut Unbewussten der Steine und Bäume. Erst dadurch, dass beides vermengt und das absolut Unbewusste dem Physischen gleichgesetzt wird, lässt sich die Folgerung ermöglichen, dass das Festhalten einer Vorstellung kein seelischer, sondern ein ausschliesslich physischer Vorgang sei.

Weit schwerer aber wiegt ein anderes Bedenken. . . . .

Nun, wenn man es ernst mit dem Parallelismus meint, dann darf man nicht auf der einen Linie mit Lückenbüssern aus der anderen operieren. So lange die Psychologie nicht zu einem „Nebenerfolg der Physiologie" herabgesunken ist, so lange muss sie die von ihr verlangten Erklärungen in sich selber zu finden versuchen. Was soll sie gar mit einer Theorie, nach der das Psychische beliebig auftauchen und fortfallen kann? Auch für die innere Erfahrung gilt eine Kausalität. Ähnlich wie für jedes körperliche Phänomen ein anderes als Ursache aufgesucht werden muss, so muss jeder seelische Vorgang in einem anderen seelischen wurzeln. Das psychische Leben pausiert in seinem Zusammenhang ebensowenig wie das physische; ein Psychologe, der in der Entwickelung der inneren Zusammenhänge ganze Glieder ausfallen und durch Parallelprozesse der Aussenseite ersetzt werden lässt, gibt die Kontinuität des Seelenlebens preis"[1]).

In der Tat lässt sich nicht leugnen, dass mit der Annahme des psychophysischen Parallelismus es sich schwer vereinbaren lässt, dass nur ein Teil jener nervösen Prozesse, die für unser psychisches Leben in Betracht kommen, ein subjektives Korrelat besitzen, ein anderer ein solches völlig entbehren und damit von der Kette psychischer Geschehnisse ausgeschlossen bleiben soll. Die Selbstbeobachtung lehrt, dass die psychischen Vorgänge, von welchen wir unmittelbar Kenntnis besitzen, die im gewöhnlichen Sinne bewussten, sich nicht scharf von den Gehirntätigkeiten sondern lassen, die uns nicht durch ein subjektives Korrelat unmittelbar zur Kenntnis gelangen. Das Bewusstsein ist ein Attribut seelischer Prozesse, das in verschiedenen Abstufungen oder Graden vorkommt. Von den psychischen Elementen, welche die Bestandteile des jeweiligen Bewusstseinszustandes bilden, zeigen die einzelnen dieses Attribut in sehr verschiedener Stärke. Neben der in einem gegebenen Augenblicke in völliger Klarheit uns bewussten Vorstellung finden sich andere, die geringere Deutlichkeit in verschiedenen Abstufungen zeigen. Wenn man ein Bild gebrauchen will, kann man sagen, dass in der Sphäre des Bewusstseins die Beleuchtung von dem Zentrum gegen die Peripherie mehr und mehr abnimmt[2]).

---

[1]) Dessoir, Das Doppel-Ich, 2. Aufl. S. 39.

[2]) Wundt hat für die Unterscheidung der Grade des Bewusstseins bekanntlich die bildlichen Bezeichnungen „Blickpunkt" und „Blickfeld" des Bewusst-

Unzählige Tatsachen des täglichen Lebens lehren uns ferner, dass wir bei unseren Handlungen zum Teil Akte vornehmen, die von deutlich bewussten Vorstellungen ausgehen, zum Teil andere, bei denen wir im Unklaren sind, ob und inwieweit sie von bewussten Vorgängen abhängen. Dazu kommt, dass beim Einschlafen unser Vorstellen die Eigenschaft des Bewusstseins mehr und mehr verliert und beim Erwachen nur allmählich in voller Stärke wieder gewinnt, so dass auch hier eine scharfe Grenze zwischen Bewusstsein im gewöhnlichen Sinne und Unbewusstem nicht zu konstatieren ist.

Das Gleiche gilt für die Wiederkehr des Bewusstseins nach Zuständen von Bewusstlosigkeit. Der Verlust des Bewusstseins mag plötzlich oder allmählich sich einstellen, die Wiederkehr des Bewusstseins vollzieht sich dagegen immer allmählich, d. h. die wiederauftretenden Empfindungen und Vorstellungen sind anfänglich nur schwachbewusst, undeutlich und erlangen nur sukzessive die normale Bewusstseinsstärke.

Zu alledem gesellt sich ein gewichtiges Argument anderer Art, welches diejenigen nicht berücksichtigen, welche glauben, ein Bewusstsein da in Abrede stellen zu müssen, wo ein solches nicht unmittelbar erkennbar ist. Von der Existenz eines Bewusstseins wissen wir unmittelbar nur aus eigener innerer Erfahrung. In das Innere anderer Wesen haben wir keinen direkten Einblick. Trotzdem sind wir überzeugt und betrachten es als ebenso sichergestellt wie die Tatsachen unserer eigenen inneren Erfahrung, dass auch andere Menschen und selbst Tiere ein Bewusstsein haben, wenn wir dies auch nur auf dem Wege der Analogie erschliessen können. Wir haben nicht den geringsten Zweifel, dass ein Mensch, der gewisse Handlungen ausführt, dabei ein Bewusstsein von dem, was er vornimmt, hat, lediglich weil bei uns selbst die gleichen Handlungen von Bewusstsein begleitet sind. Wir sind auch überzeugt, dass bei einem Hunde, der infolge einer Verletzung heult, sich ein Vorgang abspielt, den wir als Schmerz bezeichnen, und wir betrachten das Heulen als einen ganz sicheren Beweis von Schmerz bei dem Tiere, weil wir den Schmerz, den wir selbst empfinden, in

seins gewählt. (Wundt, Grundriss der Psychologie 1902, S. 249). Es ist merkwürdig, dass, während Wundt, der der Annahme unbewusster Vorstellungen sehr wenig günstig ist, Grade des Bewusstseins zu statuieren sich genötigt sieht, Ziehen vor einer solchen Annahme warnen zu müssen glaubt und dies mit der Behauptung begründet: „Alle diese Annahmen haben sich eingestellt, wo eine gründliche Untersuchung des Bewusstseinsinhalts fehlt.“ (Ziehen, Leitfaden der physiologischen Psychologie. 1911. S. 4). Wie der Autor dazu kommt, einen solchen Vorwurf den Psychologen (darunter auch Wundt) gegenüber, die sich für die Existenz von Bewusstseinsgraden aussprachen, zu vertreten, ist nicht klar. Mir will es scheinen, dass gründliche Untersuchungen den Autor von einem derartigen Vorwurf eher abgehalten, als ihn dazu ermutigt haben würden.

ähnlicher Weise äussern. Bei Berücksichtigung dieser allgemein herrschenden Denkgepflogenheit kann man es gewiss nicht als unberechtigt erachten, wenn wir auf dem Wege des Analogieschlusses annehmen, dass in uns selbst ablaufende zerebrale Vorgänge, in welchen intelligente Verwertung äusserer Eindrücke und Erinnerungen sowie logisches Urteil, also alle wesentlichen Merkmale des bewussten Denkens, sich kundgeben, eines gewissen Bewusstseins nicht ermangeln, obwohl wir von demselben unmittelbar nichts wissen. Unser Nichtwissen von diesen in uns sich abspielenden Vorgängen ist ebensowenig ein Beweis dafür, dass dieselben der subjektiven Seite ermangeln, als unsere Unfähigkeit, Vorgänge in dem Bewusstsein anderer Individuen direkt zu erkennen, einen Beweis für die Nichtexistenz eines Bewusstseins ausserhalb des unsrigen bildet.

Zu den angeführten theoretischen Argumenten kommt nun ein ausserordentlich reiches Erfahrungsmaterial, das jedoch für die uns hier beschäftigende Frage von sehr ungleichem Beweiswerte ist. Der weitaus grösste Teil der betreffenden Erfahrungstatsachen spricht direkt nur dafür, dass in unserer Psyche Prozesse verlaufen, von denen wir keine unmittelbare Kenntnis besitzen und denen man nur auf Grund allgemeiner Erwägungen ein subjektives Korrelat zuschreiben kann. Hierher gehört z. B. die allgemein bekannte Tatsache, dass man die Entscheidung über schwierige Angelegenheiten gerne verschiebt, in der Erwartung, dass in der Zwischenzeit auch ohne Kopfzerbrechen ein zutreffendes Urteil über die Sache sich bilden werde. In der Tat zeigt sich oft, dass, wenn wir einige Zeit mit dem Entscheide warten, sich uns Gesichtspunkte ohne vorhergehende Überlegung präsentieren, die unseren ersten Erwägungen ganz ferne lagen und nur das Resultat von Denkakten bilden konnten, die ohne das gewöhnliche Bewusstsein verliefen. Hierher gehört ferner die Erfahrung vieler literarisch tätiger Menschen, dass, wenn sie bei Bearbeitung eines Gegenstandes durch angestrengtes Nachdenken nicht vorwärts kommen, sie zu dem gewünschten Ziele dadurch gelangen, dass sie die Arbeit einige Zeit liegen lassen; was sich durch andauerndes Kopfzerbrechen nicht erzwingen liess, stellt sich ihnen bei Wiederaufnahme des Gegenstandes ohne weiteres ein. Die gewünschte Ideengruppe kann auch wie eine plötzliche Erleuchtung während der Beschäftigung mit anderen Arbeiten sich einstellen. In allen diesen Fällen bilden die in das Bewusstsein eintretenten psychischen Elemente das Resultat einer psychischen Arbeit, die ohne die gewöhnliche Bewusstseinsbeleuchtung statt hatte, und nicht wenige geistig hervorragende Personen verdanken dieser Tätigkeit ihre besten Ideen[1]).

---

[1]) So hat mein verehrter Freund Freud in Wien mir gelegentlich brieflich mitgeteilt, dass bewusstes Nachdenken über einen Gegenstand für ihn nur ein Mittel bilde, jeden neuen Gedanken fern zu halten.

Von den vorstehend angeführten komplizierteren psychischen Prozessen müssen wir annehmen, dass sie, wenn auch nicht ausschliesslich, jedoch zum grösseren Teile ablaufen, während unsere im gewöhnlichen Sinne bewusste Denktätigkeit mit anderen Objekten beschäftigt ist.

Manche Beobachtungen sprechen aber auch dafür, dass ein Teil der fraglichen Prozesse im Schlafe verläuft, ohne dass es sich dabei um Träume handelt. Bei Gegenständen, die uns sehr lebhaft beschäftigen, ist dies besonders wahrscheinlich. Ich habe an mir selbst die Beobachtung gemacht, dass ich in Zeiten, in welchen mich eine schwierige Arbeit in Anspruch nahm, oft nachts aufwachte und sich dabei mir irgendwelche auf die Arbeit bezügliche Vorstellungen aufdrängten, ohne dass ein erinnerbarer Traum vorherging. Chabaneix[1]) betrachtet diese geistige Tätigkeit während des Schlafes als ein gewöhnliches Vorkommnis bei den literarisch Tätigen und als für deren Leistungen höchst bedeutungsvoll. Das Gehirn, wie eine Maschine, der man ein rohes oder halbbearbeitetes Material übergeben hat, setzt nach ihm die wegen einer Schwierigkeit unterbrochene Tätigkeit im Schlafe fort, und der Arbeitende ist am Morgen überrascht, das Werk beendet und geglättet zu sehen, das er am Abend nur skizziert hatte. Der Autor führt eine Reihe geistig hervorragender Personen an, die nach ihren eigenen Berichten durch die während des Schlafes verlaufenden geistigen Prozesse in ihren Arbeiten wesentlich gefördert wurden. Einige Beispiele mögen hier genügen:

Walter Scott ging oft zu Bette, nachdem er vergebens eine Stelle oder einen Gedanken gesucht hatte, und beim Erwachen stellte sich die betreffende Stelle oder Idee ein.

Wie Condilac berichtete, kam es während der Zeit der Redaktion seines cours d'études oft vor, dass, wenn er genötigt war, eine vorbereitete, aber unvollständige Arbeit zu unterbrechen, um zu schlafen, er beim Erwachen seine Arbeit im Geiste vollendet fand. Der Dichter Retté teilte dem Autor mit, dass er, wenn er am Abend wegen Ermüdung mitten in einer Strophe mit der dichterischen Arbeit inne hielt, oft am andern Morgen — ohne dass er sich eines Traumes erinnern konnte — sobald er an seine Verse dachte, plötzlich die Strophe fertig und wohlgelungen fand, so dass er sie nur niederschreiben durfte.

Chabaneix, welcher die Träume dem Gebiete des Unterbewusstseins angehörig erachtet, will die erwähnten und ähnliche Leistungen auf Träume zurückführen, die keine Erinnerungen hinterliessen. Er muss aber selbst zugeben, dass in einer grossen Anzahl von Fällen ein Beweis hierfür sich nicht erbringen lässt.

---

[1]) Chabaneix, Le subconscient chez les artistes, les savants et les écrivains. Paris 1897.

Mir scheint die Annahme, dass es sich in den betreffenden Fällen um Träume handelt, völlig überflüssig. Wir haben keinen Grund, anzunehmen, dass die unterbewusste geistige Tätigkeit sich im Schlafe nicht unverändert fortsetzen kann, und diese genügt zur Erklärung der in Frage stehenden Vorgänge völlig.

Wie die vorstehend erwähnten komplizierten Prozesse, können — selbstverständlich, darf man wohl sagen — neben unseren bewussten Denkleistungen auch einfachere psychische Vorgänge verlaufen, die dem normalen Seelenleben angehören oder pathologischen Ursprungs sein mögen, auch auf experimentellem Wege sich herbeiführen lassen. Dessoir hat schon eine Anzahl hierher gehöriger Vorkommnisse aus dem normalen Geistesleben mitgeteilt, so den Fall, dass er bei dem Besuche eines Freundes, der ihm eine einen Gang erfordernde Neuigkeit mitteilte, seinen Hausschlüssel aus dem Kasten nahm und zu sich steckte, auf der Strasse angelangt jedoch hiervon nichts wusste und glaubte, er habe den Schlüssel vergessen. Ich bin in der Lage aus meiner eigenen Erfahrung einen interessanteren Fall mitzuteilen. Vor langen Jahren, zu einer Zeit, da meine Söhne noch kleine Jungen waren, ereignete es sich, dass eine Frau mit 2 diphtheriekranken Kindern in meine Sprechstunde kam und zufällig im Wartezimmer lange verweilen musste. Die Sache war mir mit Rücksicht auf meine Kinder sehr fatal, und ich ging, nachdem die Frau mit den Kindern entlassen war, sofort daran, durch Lüftung die eingeschleppten Infektionskeime möglichst zu entfernen. Ich öffnete die Fenster des Wartezimmers, dessen Türe, sowie die Korridortüre und gab den Dienstmädchen die Weisung, acht zu geben, dass niemand in die Wohnung sich einschleiche. Es war noch ein Patient vorhanden, der meinen Rat in einer sehr ernsten Angelegenheit in Anspruch nahm. Als dieser fort ging und im Korridor nach seinem im Schirmständer zurückgelassenen Schirm suchte, fand er ihn nicht vor, und das Suchen an anderen Stellen war ebenfalls vergebens. Ich glaubte daher, dass die Dienstmädchen meine Weisung nicht befolgt und dadurch die Entwendung des Schirmes ermöglicht hatten. Zu meiner Überraschung fand ich jedoch bei der Rückkehr in mein Ordinationszimmer den Schirm in diesem und zwar an einer Stelle vis-à-vis dem Platze, an dem der Patient gesessen hatte. Wie dies geschehen war, hiervon hatte ich nicht die leiseste Erinnerung. Es konnte aber nicht anders sein, als dass ich den Schirm bei der Öffnung der Korridortüre bemerkt, zur Sicherung in das Ordinationszimmer mitgenommen und dort an einer Stelle plaziert hatte, an der er dem Patienten nicht leicht entgehen konnte. Ich hatte also eine Reihe ganz zweckmässiger Handlungen ausgeführt, von welchen ich nachträglich nichts wusste und deren ich mich auch bei längerem Nachsinnen nicht erinnern konnte. Sie fanden statt während mein bewusstes (oberbewusstes) Denken mit der

meiner Familie drohenden Diphtheriegefahr beschäftigt war. Ich könnte an dieses Vorkommnis aus eigener Erfahrung und dem mir sonst bekannt Gewordenen eine grosse Reihe von Beispielen einfacherer Art anfügen. Unter den Handlungen, die im Zustande sogenannter Zerstreutheit (besser tiefer Konzentration) vorgenommen werden, finden sich ja viele, die hierher gehören. Jemand will z. B. einen Besuch in einer bestimmten Strasse machen, biegt aber in Gedanken versunken auf dem Wege, ohne es zu wollen und ohne es zu bemerken, in eine andere Strasse ein und begibt sich in ein Haus, in dem er öfters Besuche machte, und wird erst nach dem Ersteigen von 2 Treppen auf seinen Irrtum aufmerksam. Einem mir befreundeten Herrn passierte es sogar einmal, dass er mehrere Monate nach einem Umzuge eines Abends in seine frühere Wohnung ging, wo er zufällig die Haustüre offen fand, sich in das von ihm bewohnte Zimmer begab und daran war abzulegen, als ihm seine Zerstreutheit zum Bewusstsein kam. Bekanntlich kommt es häufig vor, dass man eine beabsichtigte Handlung „in Gedanken“ ausführt, ohne nachträglich eine Erinnerung hiervon zu haben, so z. B. von dem Mitnehmen eines Briefes und dessen Einlegen in einen Briefkasten, von dem Verschliessen einer Türe, von dem Ausdrehen einer Lampe etc. Man kann auch auf experimentellem Wege das gleichzeitige Ablaufen zweier verschiedener psychischer Prozesse herbeiführen. Ich selbst habe Versuche in der Weise angestellt, dass ich Personen veranlasste, sehr laut und rasch zu zählen und dabei einen vorherbestimmten längeren oder kürzeren Satz niederzuschreiben, der Versuch gelang begreiflicherweise nicht immer, bei manchen Personen aber ohne jede besondere Übung. Hierher gehören auch die Fälle von sogenanntem automatischem Schreiben, in welchen ein Individuum z. B. während einer Unterhaltung, ohne es zu bemerken, die Antwort auf eine früher gestellte Frage oder einen Brief niederschreibt. Bei gesunden Individuen sind die Leistungen im automatischen Schreiben zumeist recht bescheidener Natur, während bei Hysterischen in dieser Beziehung sich häufiger sehr Bemerkenswertes erzielen lässt [1]). Auch abgesehen von dem automatischen Schreiben lässt sich durch Übung und zwar auch bei normalen Individuen das gleichzeitige Ablaufen verschiedener psychischer Vorgänge in erheblichem Masse ausbilden. Dessoir erwähnt, dass, wenn man sich daran gewöhnt, beim Gehen während der Beachtung der Strassenvorgänge die Schritte zu zählen, man nach ein bis zwei Wochen es dahin bringen kann, dass man ein Gespräch führen und dabei zu sagen vermag, wieviel Schritte zurückgelegt wurden. Erheblicher sind die Leistungen, zu welchen ein Mr. Backworth, Mitglied der Society for Psychical Research, durch Übung gelangte. Er

[1]) S. weiteres bezüglich des automatischen Schreibens S. 54 u. f.

brachte es dahin, dass er während einer lebhaften Unterhaltung grosse Zahlenreihen im Kopfe schnell und richtig zu addieren imstande war.

Wir werden an späterer Stelle sehen, dass gegen die Gleichzeitigkeit der in Frage stehenden psychischen Prozesse in den erwähnten Fällen von manchen Autoren Einwände geltend gemacht wurden.

Solche lassen sich gegen die zahlreichen auf pathologischem Gebiete zu machenden Beobachtungen nicht erheben, in welchen gewisse nervöse Störungen von psychischen Vorgängen ausgehen, die sich der Kenntnis des Individuums völlig entziehen und von diesem nicht einmal geahnt werden. Ich muss mich hier auf die Anführung einiger Beispiele beschränken. Eine Patientin klagt mir über Kopfschmerzen, welche die Eigentümlichkeit haben, dass sie nur während des Gehens auf der Strasse auftreten. Eine Erklärung hierfür weiss sie nicht zu geben. In der Hypnose berichtet sie auf Befragen, dass sie bei ihren Ausgängen die Befürchtung hege, sie könnte einem Herrn begegnen, in den sie verliebt war und den zu sehen sie vermeiden möchte. Von dieser Befürchtung weiss sie im wachen Zustande nichts.

Eine andere Patientin, ein 23jähriges Mädchen, leidet seit einer Anzahl von Monaten an sehr lästigen Globuserscheinungen und Zitteranfällen. Sie weiss über die Ursache dieser Störungen nichts anzugeben. Eine Liebesaffaire, die ich zunächst vermutete, stellt sie mit Bestimmtheit in Abrede. In der Hypnose wird eruiert, dass sie vor dem ersten Auftreten der erwähnten Erscheinungen in ihrer Heimat einen heftigen Streit mit einer Schwägerin hatte, wobei es zu gröblichen Beschimpfungen kam. Sie hatte die Sache anscheinend vergessen, da sie ihr keine weitere Bedeutung beilegte und einen Zusammenhang mit ihren Beschwerden nicht einmal vermutete. Diese wurden durch unterbewusste Erinnerungen an den fraglichen Vorfall hervorgerufen, resp. unterhalten.

Ein 30jähriges Fräulein, Lehrerin, litt neben anderen nervösen Symptomen an hysterischen Anfällen, welche die Eigentümlichkeit hatten, dass sie lediglich bei Beginn der Dunkelheit eintraten. Die Anfälle waren während eines Landaufenthaltes ausgeblieben, stellten sich aber nach der Rückkehr in die Stadt wieder ein. In der Hypnose berichtet die Patientin über ein schreckhaftes Erlebnis, dessen unterbewusste Erinnerung vor den Anfällen immer wiederkehrt. Sie hatte eines Abends bei Beginn der Dunkelheit beim Eintritt in ihr Zimmer wahrgenommen, dass ein Mann durch ein Fenster desselben einsteigen wollte. Höchst erschreckt eilte sie fort, um Hilfe zu suchen. Der Mann, der eine Leiter benutzt hatte, war jedoch, als ihre Hausleute das Zimmer betraten, verschwunden. Der Vorfall hatte zunächst anscheinend keine Folgen; erst nach Ablauf einer fieberhaften Angina traten die hysterischen Anfälle bei ihr auf, die man mit letzterer Erkrankung und geistiger

Überanstrengung in Verbindung brachte. Ein Zusammenhang mit dem erwähnten Erlebnisse wurde seitens der Patientin nicht vermutet.

Ein Mitte der 20er Jahre stehendes Fräulein X. erlebte infolge zufälliger Umstände eine schwere Aufregung. Ihr Vater, Beamter, hatte sich wie gewöhnlich um 8 Uhr morgens fortbegeben, um in sein Bureau zu gehen, und gegen 11 Uhr kam ein Bote, der nach dem Verbleib des Vaters fragte, dessen man zu einer Sitzung dringend bedürfe. Die Familie, darunter auch das Fräulein, erschrak über die Meldung heftig. Man glaubte, es müsse dem Fortgegangenen ein Unglück zugestossen sein, und Fräulein X. malte sich schon aus, dass ihr Vater, entfernt von der Familie und unerkannt, durch einen Schlaganfall oder durch Verunglückung ums Leben gekommen sei. In grösster Bestürzung eilte sie fort, um polizeiliche Recherchen anzustellen und nach verschiedenen Richtungen zu telephonieren. Infolge zufälliger Umstände konnte sie erst nach einiger Zeit Gewissheit erlangen, dass ihr Vater sich wohlbehalten in seinem Bureau befinde. Mit der Aufklärung verschwand bei ihr wie bei den anderen Familienmitgliedern die Aufregung, und der Vorfall schien alsbald vergessen. Fräulein X. ging ihren Beschäftigungen in gewohnter Weise nach, als sie etwa 14 Tage später auf der Strasse von einem schweren Angstanfall heimgesucht wurde, für den sie keine Erklärung wusste. Die Anfälle wiederholten sich in der Folge und zwar nicht bloss auf der Strasse, sondern auch bei verschiedenen anderen Gelegenheiten, und nur die Nähe ihrer Eltern, insbesondere des Vaters, konnte sie davor bewahren. Der Zustand erhielt sich etwa ein Jahr, während welcher Zeit weder von der Patientin selbst, noch von ihren Angehörigen an einen Zusammenhang mit dem erlittenen Schrecken gedacht wurde. Die Patientin kam mehrere Jahre später, aus einer anderen Veranlassung in meine Behandlung, und bei dieser Gelegenheit ergab die Analyse ihres Vorlebens, dass die Anfälle durch unterbewusste Erinnerungen an die Botenmeldung und die daran geknüpften Gedanken verursacht waren. Auf diesen Sachverhalt wies schon der Umstand hin, dass insbesondere die Nähe ihres Vaters sie gegen die Anfälle überall schützte. Sie durfte nur ihren Vater von weitem erblicken, um sofort von der schwersten Angst befreit zu sein. Die Nähe anderer Personen, abgesehen von ihrer Mutter, hatte keinen derartigen Einfluss.

Janet teilt in seinem Genfer Vortrage mehrere hierher gehörige interessante Beobachtungen mit. Ein 20jähriges Mädchen, welches im hysterisch-somnambulen Zustande mehrfach Wanderungen von mehrtägiger Dauer (fugues) unternommen hatte, wusste hierfür keinen Grund anzugeben. Während eines Zustandes von Zerstreutheit, in welchen sie an andere Dinge dachte, wurde ihr von Janet ein Bleistift in die rechte Hand gegeben, worauf sie automatisch einen Brief schrieb, in welchem sie die Gründe ihrer Entweichungen (ungerechte Vorwürfe

seitens ihrer Mutter) und die Art und Weise, wie sie dieselben betätigte, darlegte.

Eine Patientin B., welche die Eigentümlichkeit hatte, Sprünge nach vorwärts zu machen und dies durch Schwindel erklärte, berichtet in der Hypnose, dass sie in dem Momente des angeblichen Schwindels einen sehr komplizierten Traum habe. (Will wegen Vorwürfe seitens ihrer Eltern in die Seine springen etc.).

Neben den Fällen, in welchen von den beiden gleichzeitig ablaufenden psychischen Prozessen nur der eine zur Kenntnis des Individuums gelangt, mangelt es auch nicht an solchen, in welchen gleichzeitig mit den deutlich bewussten Assoziationen sich eine zweite Kette psychischer Vorgänge abspielt, die im Bewusstsein sich zwar nicht durch ihren intellektuellen Inhalt, aber durch gewisse Gefühle und Stimmungen signalisiert. Eine hierher gehörige Selbstbeobachtung teilt Breuer[1]) mit: „Wenn ich einen ärztlichen Besuch zu machen vergessen habe, fühle ich lebhafte Unruhe. Ich weiss aus Erfahrung, was diese Empfindung bedeutet: ein Vergessen. Vergebens prüfe ich meine Erinnerungen, ich finde die Ursache nicht, bis sie mir oft nach Stunden plötzlich ins Bewusstsein tritt. Aber die ganze Zeit über bin ich unruhig. Also ist die Vorstellung dieses Besuches immer wirksam, also auch immer vorhanden, aber nicht im Bewusstsein."

Über eine ähnliche Selbstbeobachtung habe ich schon a. O.[2]) berichtet: „Ich traf auf der Strasse einen mir befreundeten Kollegen, den ich lange Zeit nicht mehr gesehen hatte. Ich unterhalte mich mit demselben über Verschiedenes, wobei ich jedoch ein eigentümliches, mir nicht erklärliches Gefühl fortwährend habe, ein Gefühl, als ob ich eigentlich von etwas anderem sprechen sollte. Diese Erscheinung klärt sich erst in dem Momente auf, in dem wir voneinander zu gehen uns anschicken. Es fällt mir plötzlich ein, dass ich dem Kollegen eine Mitteilung über einen Patienten zu machen habe, den er mir vor längerer Zeit zugewiesen hatte. Hier hat offenbar der Anblick des Kollegen und das Gespräch mit demselben eine Kette von Erinnerungen angeregt, die mit den Gegenständen unserer Unterhaltung d. h. meines deutlich bewussten Vorstellens nichts zu tun hatte und sich in meinem Bewusstsein durch ein Gefühl manifestierte, während ihr intellektueller Inhalt mir noch entging."

Bei Vorträgen habe ich mitunter analoge Erfahrungen gemacht. Da ich hierbei nie ein Manuskript oder Konzept benütze, bin ich genötigt, die Reihenfolge der zu besprechenden Punkte vorher festzustellen und mir einzuprägen. Trotzdem passiert es mir zuweilen, dass ich im Laufe des Vortrages die beabsichtigte Reihenfolge nicht einhalte.

---

[1]) Breuer und Freud, Studien über Hysterie. 1895. S. 195.

[2]) S. L. Löwenfeld, Der Hypnotismus. S. 317.

Wenn dies geschieht, stellt sich bei mir gewöhnlich alsbald ein Gefühl ein, welches mir anzeigt, dass ich etwas ausgelassen habe. Da der Vortrag natürlich keine Unterbrechung erfahren kann, fehlt mir die Möglichkeit, mich auf das Ausgelassene zu besinnen, und der Inhalt des letzteren mag erst erhebliche Zeit nach dem Eintritt des erwähnten Gefühls in meinem Gedächtnis auftauchen. Hier hat offenbar die oberbewusste Assoziationskette des momentan besprochenen Punktes im Unterbewusstsein die Erinnerungen der übergangenen Assoziationsreihe geweckt, aber nur in solcher Weise, dass sie mit ihrem intellektuellen Inhalte nicht in das Oberbewusstsein treten und nur ein Gefühl in dieses zu projizieren vermochte.

Änliche Vorkommnisse, wenn auch minder prägnanter Art, sind keineswegs selten. Bei mir kommt es z. B. öfters vor, dass der Anblick einer Person oder eines Gegenstandes, eine zufällig vernommene Bemerkung etc. mich daran erinnert, dass ich etwas zu tun habe, mir jedoch nicht sogleich einfällt, um was es sich handelt. Auch längeres Besinnen mag in einem solchen Falle die betreffende Erinnerung nicht wecken, die dann später ohne erneutes Kopfzerbrechen auftaucht. In der Zwischenzeit, während ich mit anderen Dingen beschäftigt bin, macht sich dann gewöhnlich ein Gefühl der Spannung oder Unruhe bemerklich, welches mir in gewissem Masse anzeigt, dass das Suchen nach der fehlenden Erinnerung in meinem Kopfe ohne mein Zutun fortdauert. Ähnliche Erfahrungen haben nach Molls Mitteilung einzelne amerikanische Autoren (Speir, Armstrong, Child) statistisch gesammelt. Nach diesen haben bei der von ihnen als unconscious cerebration bezeichneten Tätigkeit die meisten Individuen deutlich die Empfindung einer Anstrengung. „Wenn jemandem z. B. ein Name nicht einfällt und er nun absichtlich gar nicht danach sucht, in der Hoffnung, er würde ihm später einfallen, so entstand nach jener Statistik doch sehr häufig die Empfindung einer gewissen Anstrengung“ [1]).

Es ist ferner bekannt, dass mit einem Affekt verknüpfte Vorstellungen noch lange Zeit nach ihrem Schwinden aus dem Bewusstsein die Stimmung beeinflussen können. Ein Ärger z. B., den wir am Morgen erleben, mag unsere Stimmung für den ganzen Tag verderben, auch wenn wir uns mit der Veranlassung des Ärgers bewusst nicht weiter beschäftigen. Die veränderte Stimmungslage (Verstimmung) zeigt, dass mit dem Ausscheiden aus dem Bewusstsein die betreffenden Vorstellungen nicht völlig beseitigt sind, dass sie vielmehr unter der Sphäre des gewöhnlichen Bewusstseins sich erhalten und von dieser aus unsere Stimmung beeinflussen. Forel und Waldstein haben darauf hingewiesen, dass auch Träume, von welchen beim Erwachen keine Er-

---

[1]) Moll, Der Hypnotismus. IV. Aufl. S. 252.

innerung besteht, eine Wirkung auf die Stimmung zu äussern vermögen[1]). Derartige Erfahrungen habe ich ebenfalls mehrfach gemacht.

Diesen Tatsachen stehen analoge Erfahrungen auf pathologischem Gebiete zur Seite.

Anfälle von inhaltloser Angst oder Verstimmung gehen häufig von Vorstellungen aus, von welchen das Individuum keine Kenntnis besitzt. Eine Patientin meiner Beobachtung z. B. wurde einige Zeit von Angstanfällen heimgesucht, für welche sie keine Erklärung wusste, da sich die Angst auf nichts bezog. In der Hypnose ergab sich, dass die Angst von unterbewussten Selbstmordideen (Zwangsideen) ausging, die ihrem Oberbewusstsein durchaus fremd waren. In einem anderen Falle stellten sich bei einer Patientin nach dem Zubettgehen Angstzustände mit schweren Beklemmungserscheinungen ein, welche das Einschlafen sehr verzögerten und für welche die Patientin keine Erklärung wusste. Die Kausalanalyse in der Hypnose ergab, dass die unterbewusste Erinnerung an ein schreckhaftes Erlebnis vor mehreren Jahren die Quelle der Angstanfälle war.

Besonders zahlreiche hierher gehörige Beispiele liefern die Fälle inkompleter oder larvierter Angstzustände, in welchen in gewissen Situationen mehr oder weniger somatische Begleiterscheinungen des Angstzustandes auftreten, ohne dass bewusste Angst oder dass bestimmte von Angst begleitete Vorstellungen bestehen, welche dem Individuum eine Erklärung für sein Unwohlsein geben könnten. In der Hypnose oder auch ohne solche durch eingehende Erhebung der Anamnese erfährt man gewöhnlich, dass die in Frage stehende Situation bei den Individuen Erinnerungen an von Angst begleitete Erlebnisse in ähnlichen Situationen und daran geknüpfte Befürchtungen einer Wiederkehr des Angstzustandes erweckt. Diese psychischen Vorgänge bleiben jedoch völlig unter der Schwelle des gewöhnlichen Bewusstseins und entziehen sich dadurch der Kenntnis des Individuums, so dass dieses jeder Er-

[1]) Forel, Der Hypnotismus. VI. Aufl. 1911. S. 73 u. 77. Der Autor führt folgendes, von O. Vogt mitgeteiltes Beispiel an: Fräulein St. träumt, dass ihr Vater gestorben und begraben sei. Den ganzen Morgen bereits traurig, erinnert sich Frl. St. am Nachmittag des Traumes. Sie wird unruhig. Sie bekommt „schreckliches Heimweh", was sie sonst noch nie gehabt hatte. Es gesellen sich Kopfschmerzen hinzu. Nach einer Amnesie und heitere Stimmung gebietenden Suggestion gibt Patientin heiter an, am Vormittage wegen eines Traumes, dessen Inhalt sie aber vergessen habe, traurig und voll Sehnsucht gewesen zu sein. Auch Waldstein (das unterbewusste Ich) erwähnt, dass er in einer Anzahl von Fällen mit Erfolg eine deprimierte oder ungewöhnlich heitere Stimmung auf Träume zurückführen konnte, die beim Erwachen vergessen waren, sich aber mit Hilfe suggestiver Fragen und fortgesetzter geistiger Anstrengung in das Gedächtnis zurückrufen liessen. Ich selbst habe ebenfalls mehrfach durch Ausforschung in der Hypnose konstatieren können, dass eine Verstimmung, welche sich beim Erwachen geltend machte, mit einem vergessenen, peinlichen Traumerlebnisse zusammenhing.

klärung für den Zustand ermangelt, in welchen es in der betreffenden Situation gerät. Es kann sich daher auch gegen den Zustand, der in einer Gesellschaft während lebhafter Unterhaltung, im Theater während der Vorführung spannender Szenen, während des Anhörens eines Vortrages etc. auftreten mag, durch Überlegungen in keiner Weise schützen. Bezüglich der länger dauernden periodischen Depressionszustände habe ich die Überzeugung gewonnen, dass sie wenigstens häufig von peinlichen Vorstellungen ausgehen, die sich der Kenntnis des Individuums entziehen. Mitunter macht sich das Vorhandensein von Vorstellungen, die nicht der Sphäre des gewöhnlichen Bewusstseins angehören, dadurch dem Individuum fühlbar, dass sie ihm den Verlauf der bewussten Assoziationen erschweren. So berichtete mir ein Patient, dass ihm beim Studieren das Erfassen der Materie durch eine Hemmung erschwert sei, welche von gewissen Gedanken ausgehen müsse, deren er sich aber nicht bewusst sei. In der Hypnose war er imstande, zu berichten, dass seine Vermutung begründet war. Es waren Vorstellungen hypochondrischen Inhalts (Befürchtungen wegen seines Zustandes und dessen Folgen für seine Karriere), die während seines Studiums sich einstellten, ohne ihm zum Bewusstsein zu gelangen, und die geklagten Erschwernisse ihm bereiteten. Eine junge Künstlerin, welche infolge ihrer Erlebnisse mehrere sehr affektbetonte Komplexe hat, leidet zeitweilig an Verstimmungszuständen, in welchen ihr sonst so reger Arbeitseifer völlig schwindet. Sie fühlt deutlich, dass eine Hemmung bei ihr vorliegt, die in der Hauptsache wenigstens vom Unterbewusstsein ausgehen muss und wie ein Druck auch auf ihrem Denken lastet. Die Analyse ihres Vorlebens gibt genügenden Aufschluss über den Inhalt der bei ihr wirksamen Komplexe (unglückliche Liebe etc.). Nach anregender Gesellschaft, mitunter auch nach einsamen Wanderungen in der Dämmerung fühlt sie sich freier. Sie ist dann imstande, in ihren Gedanken sich mit den Gegenständen ihres Interesses in gewohnter Weise zu beschäftigen.

Wenn wir das im Vorstehenden Angeführte überblicken, können wir uns dem Schlusse nicht entziehen, dass gegenwärtig eine Fülle von Beweisen aus dem Gebiete des normalen Seelenlebens wie dem der Pathologie vorliegt, welche keinen Zweifel darüber lassen, dass neben den in unserem Bewusstsein statthabenden Vorgängen diesen für unser Seelenleben völlig gleichwertige Prozesse sich beständig abspielen, von welchen wir keine unmittelbare Kenntnis besitzen. Und es sind nicht lediglich theoretische Erwägungen, entsprungen dem Bedürfnisse, der Kausalität in unserem Seelenleben in ausreichendem Masse Rechnung zu tragen, welche uns zu dieser Annahme drängen. Es mangelt, wie wir gezeigt haben, auch nicht an Beobachtungen, welche direkte Hinweise dafür liefern, dass neben den im gewöhnlichen Sinne bewussten psychischen Prozessen

andere verlaufen, deren Glieder sich unserer direkten Kenntnis entziehen. Man muss diesen Tatsachen gegenüber die Augen verschliessen, wenn man die Beschränkung des Psychischen auf das Bewusste noch als eine wissenschaftlich berechtigte Annahme betrachten will[1]).

Ein anderes ist jedoch die Frage, ob den unterhalb der Sphäre des gewöhnlichen Bewusstseins verlaufenden psychischen Vorgängen, die wir vorläufig, ohne damit etwas präjudizieren zu wollen, als „unterbewusste" bezeichnen, irgend ein Grad von Bewusstsein zugesprochen werden kann. Die theoretischen Erwägungen, welche zugunsten einer derartigen Annahme sich anführen lassen, haben wir bereits dargelegt. Zu diesen kommen die angeführten Beobachtungen, in welchen der unterbewusste psychische Vorgang sich dem Bewusstsein in irgend einer Weise signalisiert. Der in Betracht kommende kortikale Erregungsvorgang ist hier von einem Bewusstseinselemente, einem subjektiven Korrelate, begleitet, das zwar nicht die intellektuelle Seite des Vorganges offenbart, aber ein weiteres wichtiges Argument dafür liefert, dass keine Berechtigung besteht, die Annahme des psychophysischen Parallelismus auf die im gewöhnlichen Sinne bewussten psychischen Vorgänge zu beschränken.

Wir sind, wie wir sehen, zu dem Schlusse gedrängt, dass wir nicht nur die Existenz unterbewusster psychischer Vorgänge anzunehmen haben, sondern diesen auch eine subjektive Seite, ein Bewusstsein, zuerkennen müssen. Dieses ist dem Grade oder der Intensität nach selbstverständlich von dem gewöhnlichen Bewusstsein verschieden[2]), und es scheint mir noch immer zweckmässig, das Verhältnis der beiden Bewusstseinssphären zueinander mit Dessoir durch die Bezeichnungen „Ober- und Unterbewusstsein" zu charakterisieren.

Dieser Unterscheidung ist zwar in neuerer Zeit ein wichtiger Gegner in Freud erstanden, der, wie wir sahen, seine Ablehnung damit begründet, dass gerade sie die Gleichstellung des Psychischen und des Bewussten zu betonen scheint. Ich glaube, dass der Anschein, der hier lediglich für den Nichteingeweihten besteht, keinen genügenden Grund für den Verzicht auf die fragliche Unterscheidung bilden kann. Freud

---

[1]) Ich muss hier schon darauf hinweisen, dass die bisherigen Versuche einer Widerlegung der Annahme, dass zwei voneinander unabhängige psychische Prozesse gleichzeitig verlaufen können, missglückt sind, und dass die betreffenden Versuche z. T. auf mangelhafte Kenntnis der in Betracht kommenden Tatsachen zurückzuführen sind.

[2]) Paulsen (Einleitung in die Philosophie 17.—19. Aufl. 1907, S. 139) bemerkt: „Man kann aber auch sagen, und vielleicht ist das die angemessenste Form, sich die Dinge zurechtzulegen, das Unbewusste ist nicht ein absolut Nichtbewusstes, sondern nur ein Minderbewusstes mit einer vielleicht bis zur völligen Unmerklichkeit herabgesetzten Bewusstheit. Denn auf jede Weise wird man dahin geführt, quantitative Unterschiede in der Bewusstheit anzunehmen."

war es offenbar lediglich darum zu tun, der Beschränkung des Psychischen auf das im gewöhnlichen Sinne Bewusste möglichst energisch entgegenzutreten. Mit der Frage, ob den unter der Schwelle des gewöhnlichen Bewusstseins verlaufenden, früher als unbewusst bezeichneten psychischen Prozessen irgend ein subjektives Korrelat zukommt, beschäftigt er sich nicht. Seine Ablehnung trifft daher nicht die früher auch von ihm akzeptierte Annahme eines Unterbewusstseins als einer subjektiven Seite psychischer Prozesse, sondern lediglich die Scheidung dieser in ober- und unterbewusste. Die Einteilung des Unbewussten nach Freud in ein Bewusstseinsunfähiges und ein Vorbewusstes deckt andererseits nicht ganz das Gebiet des Unterbewusstseins, auch wenn wir für dieses die noch näher auszuführende Beschränkung annehmen. Eine Reihe unterbewusster psychischer Vorgänge, denen nach ihrer Art die Bewusstseinsfähigkeit nicht abgesprochen werden kann, wird uns nie im gewöhnlichen Sinne bewusst. Während der Beschäftigung mit einem bestimmten Gegenstande z. B. taucht in uns ein einem anderen Gebiete angehörender Gedanke auf, und wir sind nicht imstande, die assoziativen Glieder, von welchen derselbe ausging, festzustellen, d. h. uns bewusst zu machen; sie mögen auch nachträglich unserer Kenntnis entzogen bleiben. Die Vorteile, welche die Freudsche Einteilung des Unbewussten für die Traumdeutung und die Erklärung neurotischer Symptome bietet, liefern daher keinen genügenden Grund, auf die Annahme eines Ober- und Unterbewusstseins zu verzichten, da diese für allgemeine psychologische Betrachtungen sehr verwertbar erscheint und das Unterbewusstsein, wie wir sahen, psychologische Elemente umfasst welche in den von Freud unterschiedenen Gruppen nicht enthalten sind[1]).

Mit der Annahme eines Unterbewusstseins haben wir, wie ich zunächst hervorheben will, keineswegs alle Hypothesen in den Kauf zu nehmen, die man im Laufe der Zeit unter der Signatur „Unterbewusstsein“ vereinigt hat.

Ich habe a. O.[2]) bereits gegen die unberechtigte Ausdehnung des Unterbewusstseinsbegriffes Stellung genommen und kann mich daher hier auf die wichtigsten in Betracht kommenden Punkte beschränken.

Zunächst muss ich betonen, dass wir ein Bewusstsein nur als Begleiterscheinung psychischer Tätigkeiten, nicht irgend welcher Disposi-

[1]) Die Freudsche Auffassung des Unbewussten macht also die Annahme eines Unterbewusstseins nicht überflüssig, ist aber auch mit dieser nicht unverträglich. Man kann, wenn man die Bezeichnung „unbewusst“ nicht buchstäblich nimmt, die beiden von Freud unterschiedenen Gruppen psychischer Elemente als dem Unterbewusstsein angehörig betrachten.

[2]) S. Loewenfeld, Lehrbuch der gesamten Psychotherapie, S. 21 u. f. und „Der Hypnotismus“, Handbuch der Lehre von der Hypnose und der Suggestion, S. 316 u. f.

tionen annehmen können. Wie das Oberbewusstsein an eine fortlaufende Kette von Assoziationen geknüpft ist, oder, wenn man dasselbe als eine Sphäre psychischen Lebens betrachtet, die im gewöhnlichen Sinne bewussten psychischen Prozesse umfasst, so können auch dem Unterbewusstsein nur psychische Vorgänge angehören. Jene Dispositionen zur Erneuerung psychischer Tätigkeiten, die wir in ihrer Gesamtheit als Gedächtnis zusammenfassen, können, einen so wichtigen seelischen Besitz sie auch bilden, so lange und so weit sie nicht aktiviert werden, nicht als dem Unterbewusstsein angehörig betrachtet werden.

Über die wechselseitigen Beziehungen des Ober- und Unterbewusstseins gehen die Ansichten der Autoren zum Teil erheblich auseinander, und es lässt sich nicht verkennen, dass manche jener Forscher, welche sich speziell mit dem Unterbewusstsein beschäftigten, durch Beobachtungen an Kranken (Hysterischen) und Hypnotisierten in ihrer Auffassung sich allzusehr beeinflussen liessen. Wir sind, und dies ist sehr wohl begreiflich, heutzutage noch nicht in der Lage, die Rolle des Unterbewusstseins in unserem psychischen Leben völlig zu übersehen. Die Aufmerksamkeit der Psychologen von Fach war bisher zu sehr den Vorgängen im Oberbewusstsein zugewandt, und die Ergebnisse der tiefen Psychologie können vorerst, von der Traumdeutung abgesehen, nur in beschränktem Masse für die Erklärung des normalen Seelenlebens verwertet werden. Wir müssen uns daher mit Angaben allgemeinerer Art begnügen, deren zum Teil hypothetischer Charakter uns nicht entgeht.

Wenn man zunächst den Inhalt des ober- und unterbewussten Vorstellens berücksichtigt, so ergeben sich 3 Möglichkeiten:

1. Die Kette unterbewusster Assoziationen ist inhaltlich völlig verschieden von den im Oberbewusstsein verlaufenden. Dies ist z. B. der Fall, wenn wir nach der Beschäftigung mit einem bestimmten Gegenstande uns einer hiervon ganz verschiedenen Aufgabe längere Zeit zuwenden. Eine Familienangelegenheit nimmt am Morgen unser Interesse in Anspruch. Sie muss während der Vormittagsstunden dem Kreise unserer oberbewussten Erwägungen fern bleiben, da unsere Aufmerksamkeit sich ganz und gar unserer Berufstätigkeit zuzuwenden hat. Im Unterbewusstsein regt jedoch die Familienangelegenheit eine Reihe längere oder kürzere Zeit sich fortsetzender Assoziationen an, die in keinem Zusammenhange mit dem Gegenstande des oberbewussten Denkens stehen, ihr Statthaben aber durch Vorstellungen kundgeben, die, ab und zu unvermittelt, wie richtige Eindringlinge, sich in die Kette der oberbewussten Gedanken einschieben. Wir dürfen jedoch nicht annehmen, dass in diesem Falle die unterbewusste psychische Tätigkeit sich auf die in Frage stehende, die Familienangelegenheit betreffende Assoziationskette

beschränkt. Letztere mag nur einen Teil der im Unterbewusstsein in der betreffenden Zeit sich abspielenden psychischen Vorgänge bilden.

2. Die Assoziationskette des Oberbewusstseins setzt sich, nachdem sie willkürlich verlassen oder durch eine äussere Einwirkung zum Abbruch gekommen war, im Unterbewusstsein fort, und das Resultat tritt nach einiger Zeit wieder in das Oberbewusstsein über. Hierher gehört der allbekannte Fall, dass ein Name, eine Tatsache, deren wir uns trotz Kopfzerbrechens momentan nicht entsinnen können, uns einige Zeit nach dem Aufgeben des Suchens von selbst einfällt, ferner die an früherer Stelle erwähnten Erfahrungen über das Verschieben eines Entschlusses der Fertigstellung einer literarischen Aufgabe etc. Es ist begreiflich, dass Angelegenheiten von besonderer Wichtigkeit, mit welchen allein uns andauernd zu beschäftigen, unsere Verhältnisse nicht gestatten, abwechselnd im Ober- und Unterbewusstsein Objekte unseres Denkens bilden. Wir erhalten z. B. die Nachricht von einem für uns wichtigen Ereignisse, können uns jedoch mit der Angelegenheit anderer dringlicher Geschäfte halber in unseren Gedanken nicht länger befassen. Die Personen, die mit uns zu tun haben, finden, dass wir je nach der Art der erhaltenen Nachricht heiterer oder ernster als gewöhnlich erscheinen. Die Gedankenkette, deren oberbewusste Fortsetzung unmöglich wurde, spielt sich offenbar im Unterbewusstsein fort, bis wir in der Lage sind, sie wieder oberbewusst aufzunehmen, und verrät in der Zwischenzeit ihren Ablauf durch den Einfluss, den sie auf unsere Stimmung ausübt.

3. Wichtiger und wohl auch umfänglicher als die beiden erwähnten Arten unterbewusster Tätigkeit ist jene, welche beständig neben unserem oberbewussten Denken einhergeht und auf Inhalt und Richtung desselben einen bestimmenden Einfluss ausübt. Wenn von verschiedenen Psychologen in neuerer Zeit die bewussten Denkvorgänge lediglich als ein kleiner Ausschnitt aus dem weit grösseren Kreise un- oder unterbewusster psychischer Vorgänge betrachtet werden, so betrifft diese Auffassung hauptsächlich die zuletzt erwähnte Art unterbewusster psychischer Prozesse. Lipps[1]) bezeichnete das Unbewusste nicht als etwas „Gelegentlich Hinzutretendes“, sondern als die allgemeine Basis des psychischen Lebens, und er vergleicht dieses in einem gegebenen Momente mit einem in das Meer versunkenen Gebirge, von dem nur einzelne höchste Gipfel die Wasserfläche überragen.

Paulsen[2]) bemerkte:

„Die bewussten Elemente bilden nur einen kleinen Teil des Seelenlebens“ . . . .

[1]) Lipps, Der Begriff des Unbewussten in der Psychologie. Vortrag auf dem dritten internationalen Kongresse für Psychologie 1896.

[2]) Paulsen, Einleitung in die Philosophie 17.—19. Aufl. 1907. S. 136.

„Ebenso beruhen die Vorgänge im Bewusstsein auf einem Untergrund unbewussten oder, wenn man lieber will, unterbewussten Seelenlebens, das sie trägt, aus dem sie sich erheben, durch das ihre Bewegung bestimmt wird.“ Ribot[1]) erklärt: „Jeder Bewusstseinszustand stellt nur einen sehr kleinen Teil unseres Seelenlebens dar, weil er jeden Augenblick von unbewussten Zuständen getragen und sozusagen hervorgebracht wird. Jeder Willensakt z. B. entspringt aus dem tiefsten Grunde unseres Wesens; die Beweggründe, welche ihn begleiten und scheinbar erklären, sind immer nur ein geringer Teil seiner wahren Ursache“.

Ähnlich äussert sich Heymans[2]). „Die psychologischen und psychopathologischen Untersuchungen der letzten Jahrzehnte“, erklärt dieser Autor, „haben stets deutlicher die Notwendigkeit dargetan, den jedem einzelnen Menschen in einem beliebigen Augenblicke gegebenen Bewusstseinsinhalt als einen Ausschnitt aus einem viel umfassenderen, wesentlich gleichartigen und von der gleichen Gesetzlichkeit beherrschten Ganzen aufzufassen“. Der Autor hebt ferner hervor, dass die von Gross als Sekundärfunktion bezeichnete Wirksamkeit psychischer Inhalte nach ihrem Ausscheiden aus dem Bewusstsein der ganzen Vergangenheit des Individuums einen gewissen Einfluss auf sein gegenwärtiges Denken, Fühlen und Wollen gestattet. Das Eingreifen der unterbewussten psychischen Tätigkeit in den Ablauf der oberbewussten Assoziationen zeigt sich beständig, und zwar bei den einfachsten wie bei den kompliziertesten psychischen Prozessen. Das Assoziationsexperiment lehrt, dass die durch ein bestimmtes Reizwort angeregten Assoziationen nicht nur je nach dem Vorhandensein bestimmter, bewusstseinsunfähiger, verdrängter Komplexe, sondern auch je nach den Denkgewohnheiten, der Bildungsstufe und Beschäftigung des Individuums schwanken.

Einige Beispiele aus meinem Beobachtungsmateriale werden dies genügend illustrieren.

Reizwort:	Assoziation:
Säule	der Kirche. Jurist, orthod. Protestant.
Säule	Stein. Frl. A., Tochter eines hohen Beamten, mit künstl. Neigungen.
Säule	feste. Frl. C., ältere gebildete Dame, ohne Beruf.
Säule	Sockel. Mathematiker.

[1]) Ribot, Die Persönlichkeit pathologisch-psychologischer Studien. Deutsch von Pabst. S. 13.

[2]) Heymans, Die Psychologie der Frau. Heidelberg 1910. S. 42 u. 55.

Säule	Stütze.	Frl. R., ältere Kaufmannstochter, geschäftl. tätig.
Säule	Galgen.	Russischer Student[1].
Gesetz	geben.	Nationalökonom.
Gesetz	übertreten.	Jurist, orthod. Protestant.
Gesetz	geben.	Junge Frau aus hocharistokratischer Familie.
Gesetz	Buch.	Jurist.
Gesetz	des Lebens.	Frl. C.
Gesetz	Gebung.	Kaufmann.
Gesetz	Gericht.	Russischer Student.
Ratsam	für die Seele.	Jurist, orthod. Protestant.
Ratsam	Beratung.	Mathematiker.
Ratsam	Rat.	Frl. A.
Ratsam	Erfolg.	Kaufmann.
Ratsam	Geduld[2].	Junge Frau aus hocharistokratischer Familie.
Ratsam	schwierig.	Mathematiker.
Ratsam	erfolgreich.	Frl. R.

Bei den komplizierteren psychischen Prozessen, wie bei der Führung einer Unterhaltung, dem Anhören eines Vortrags, der Abfassung eines längeren Briefes, dem Lesen in einem Buche usw. ist der Inhalt der momentan ins Bewusstsein tretenden Assoziationen (resp. das Verständnis des Gehörten oder Gelesenen) durch die vorhergehenden aus dem Bewusstsein bereits geschiedenen mitbestimmt. Diese setzen im Unterbewusstsein ihre asso-

[1]) Der junge Mann hatte in Russland mehrfach Hinrichtungen durch den Strang beigewohnt.

[2]) Die Dame musste, infolge widriger Schicksale, sehr viel Geduld üben.

ziative Tätigkeit fort, deren Richtung hinwiederum durch die Denkgewohnheiten, Lebenserfahrungen, Gefühlsweise, kurz die geistige Individualität des Einzelnen bedingt wird. Es sei hier nur an die Lektüre eines wissenschaftlichen Werkes erinnert. Bei dem mit der betreffenden Wissenschaft Vertrauten ist das Verständnis des Gelesenen etwas Selbstverständliches, und mit dem Verständnis verknüpft sich zugleich ein Urteil über die Qualität, Richtigkeit oder Unrichtigkeit, Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit, Neuheit oder Bekanntheit der Ausführungen des Autors. Das Gelesene muss hier eine sehr umfassende unterbewusste psychische Tätigkeit anregen. Nicht nur das einzelne gelesene Wort erweckt Assoziationen, die nicht oder wenigstens nicht sämtlich in das Bewusstsein zu treten brauchen, sondern auch die zu einem Satze aneinander gereihten Wörter als grammatikalische und logische Einheit, und ebenso ganze Gruppen von Sätzen, die inhaltlich zusammengehören. Bei dem der betreffenden Wissenschaft Fernstehenden kommt es zu keinem oder nur zu einem mangelhaften Verständnis des Gelesenen, und ein Urteil über dessen Qualität kann sich nicht bilden. Es mangeln hier die Bedingungen für das Verständnis, die erforderlichen Komplexe wissenschaftlicher Vorstellungen; solche können daher auch durch das Gelesene im Unterbewusstsein nicht angeregt werden und zum Verständnis und zur Beurteilung des Gelesenen verhelfen.

Der Umfang der unterbewussten psychischen Tätigkeiten und deren Anteil an dem gesamten psychischen Leben unterliegt bei geistig gesunden Personen allem Anscheine nach höchst bedeutenden individuellen Schwankungen und variiert auch in den einzelnen Lebensperioden. Das Kind beginnt sein psychisches Leben zweifellos nicht mit einem Nebeneinander von Ober- und Unterbewusstsein. Die bei dem Neugeborenen stattfindenden psychischen Vorgänge haben infolge der Unreife seines Gehirns sehr wahrscheinlich in bezug auf Bewusstheit mehr den Charakter des Unter-[1]) als des Oberbewusstseins, d. h. die Sinneseindrücke, die es empfängt, führen nur allmählich zu Empfindungen und Vorstellungen, die von jenem Grade der Bewusstheit begleitet sind, welcher den

[1]) Eine eigenartige Anschauung bezüglich des Bewusstseins des Neugeborenen vertritt v. Bechterew in „Bewusstsein und Hirnlokalisation", Leipzig 1898. S. 47. „Da aber die Hemisphären des Menschen und anderer Geschöpfe", bemerkt der Autor, „in der Zeit nach der Geburt marklos erscheinen, während zugleich die Fasermassen im Rückenmark und in dem kleinen Gehirn bereits zum grössten Teil mit Markscheiden versehen sind, so haben wir uns das Bewusstsein, welches ohne Zweifel bis zu einem gewissen Grade schon Neugeborenen zukommt, ursprünglich als von der Tätigkeit niederer Gehirnzentra abhängig und späterhin mit der fortschreitenden Markscheidung auf die Grosshirnhemisphären übergehend zu denken." Ich kann mich der Auffassung des Autors nur insofern anschliessen, als auch er annimmt, dass dem Neugeborenen Bewusstsein nur in einem gewissen Grade zukommt.

Elementen des Oberbewusstseins zukommt[1]). Wann das Nebeneinander von ober- und unterbewussten psychischen Prozessen sich zu entwickeln beginnt, darüber lässt sich nichts Genaueres sagen. Wir dürfen jedoch annehmen, dass das Kind schon in den ersten Lebensjahren durch Eindrücke, die es nur unterbewusst perzipiert, an Erfahrungsmaterial gewinnt, welches vom Unterbewusstsein her auf sein (oberbewusstes) Denken einen Einfluss ausübt, und dass mit den Jahren der Umfang der unterbewussten psychischen Tätigkeit zunimmt. Bei älteren normalen Kindern konnte man durch Assoziationsversuche nachweisen, dass bei denselben gefühlsbetonte Vorstellungskomplexe bestehen, die vom Unterbewusstsein aus die Assoziation beeinflussen[2]). Es unterliegt jedoch kaum einem Zweifel, dass im jugendlichen Alter die unterbewussten psychischen Prozesse noch nicht jene Ausdehnung und Bedeutung für das psychische Leben besitzen, wie in den Jahren der. vollen Reife. Es hängt dies damit zusammen, dass das Vorstellungsmaterial, welches bei der unterbewussten psychischen Tätigkeit bei reifen Menschen zur Verwertung gelangt, noch nicht vollständig vorhanden ist und daher von oberbewussten Vorstellungen aus unterbewusste nur in beschränkterem Masse angeregt werden können. Das grössere Mass von Besonnenheit und Überlegung, durch welches sich der reife Mann von dem Jüngling unterscheidet, hängt jedenfalls z. T. von dem grösseren Umfange und Einflusse der bei ihm sich abspielenden unterbewussten Prozesse ab.

Ob im höheren Alter an der Abnahme der geistigen Leistungsfähigkeit ober- und unterbewusste Prozesse in gleichem Masse beteiligt sind, ist schwer zu entscheiden. Der Konservativismus und der verlangsamte Ideengang im Alter, die Abnahme des Gedächtnisses für die Eindrücke der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit, die Unfähigkeit, sich neuen Verhältnissen anzupassen, scheinen darauf hinzuweisen, dass an der Abnahme der geistigen Leistungen die unterbewussten Tätigkeiten im allgemeinen in geringerem Masse beteiligt sind als die oberbewussten. Die individuellen Differenzen in den Beziehungen zwischen ober- und unterbewusster psychischer Tätigkeit werden aber auch im Alter ihre Bedeutung nicht verlieren.

Was das Verhältnis der unterbewussten geistigen Tätigkeit zu dem Stande der Intelligenz im Einzelfalle betrifft, so könnte man zunächst daran denken, dass mit der geistigen Begabung der Umfang der unter-

---

[1]) Auch Waldstein (Das unterbewusste Ich. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Heft LXII. Seite 4) nimmt, allerdings auf Grund einer anderen Voraussetzung, an, dass das kleine Kind nur unterbewusste Eindrücke erhält. „Denn erst spät im Leben des Kindes übt sich die Aufmerksamkeit, so dass Assoziationen, die mit jedem Eindrucke sich eindrängen wollen, ausgeschlossen werden.“

[2]) Vergl. Goett, Assoziationsversuche an Kindern. Zeitschrift für Kinderheilkunde. Band I. Heft 3 bis 4. 1911.

bewussten Prozesse und damit deren Anteil am psychischen Leben zunimmt. Der Assoziationsversuch liefert in dieser Beziehung manchen Fingerzeig. Bei beschränkten Individuen sind die Assoziationen vorwaltend oberflächlich, d. h. eines Zusammenhangs mit umfänglicheren unterbewusst bleibenden Vorstellungsgruppen entbehrend, bei Intelligenten dagegen vorwaltend sinnvoll, was auf eine Beteiligung erheblicherer unterbewusster Vorstellungsgruppen hinweist. Ebenso zeigt das Denken des Beschränkten einen oberflächlichen Charakter, es bewegt sich in naheliegenden Assoziationen (geläufigen Gedankengängen), was eine ausgedehntere Mitwirkung unterbewusster psychischer Prozesse nicht erheischt. Dazu kommt, dass sein Vorstellungsschatz beschränkt ist und daher auch von den oberbewussten Elementen aus unterbewusste Assoziationen nur in bescheidenem Masse geweckt werden können. Bei dem Intelligenten ist dadurch, dass ihm ein reicheres Vorstellungsmaterial zur Verfügung steht, auch für die unterbewusste Tätigkeit ein grösseres Feld vorhanden. Die Anregung, welche letztere Tätigkeit von den oberbewussten Elementen aus erhält, kann sich auf weitere und entlegenere Bahnen fortsetzen und ermöglicht dadurch die Reproduktion von Vorstellungen von höherer psychischer Dignität als die nächstliegenden. Die bisherigen Erfahrungen scheinen jedoch darauf hinzuweisen, dass man ein bestimmtes Verhältnis zwischen dem Grade der intellektuellen Begabung und dem Umfange der unterbewussten psychischen Prozesse nicht annehmen darf. Es machen sich auch hier, allem Anscheine nach, individuelle Differenzen geltend, derart, dass bei gleichem intellektuellem Niveau der Anteil des Unterbewusstseins an den geistigen Leistungen bald grösser, bald geringer ist.

Heymans hat den Satz aufgestellt, dass Bewusstseinsgrad und Bewusstseinsumfang sich umgekehrt verhalten, und daran die Bemerkung geknüpft, dass in bezug auf diese Erscheinungen grosse Unterschiede bei den einzelnen Individuen sich finden. „Einerseits gibt es Naturen mit überwiegend hohem Bewusstseinsgrad und geringem Bewusstseinsumfang (verengtes Bewusstsein), andererseits solche mit überwiegend niedrigem Bewusstseinsgrad und grossem Bewusstseinsumfang (erweitertes Bewusstsein). Jene sind zu jeder Zeit ganz von einer Sache eingenommen und allem anderen schwer zugänglich; sind sie mit irgend etwas beschäftigt, so bedarf eine an sie gerichtete Frage zwei- oder dreifacher Wiederholung, ehe eine Antwort erfolgt; unter Umständen müssen sie (wie in bezug auf Gladstone mitgeteilt wird) aus der Arbeit wie aus dem Schlafe aufgerüttelt werden. Übrigens können die Objekte, welche in so hohem Grade das Bewusstsein in Anspruch nehmen, sehr verschiedener Art und ebensowohl wechselnde als dauernde sein. Demzufolge findet sich die hier gemeinte Verengung sowohl bei dem „zerstreuten“ Gelehrten, der kraft langer Gewohnheit aus dem Gedankenkreise seines

Fachstudiums schwerlich mehr herauskommt, wie bei dem temperamentvollen Choleriker, welcher sich mit Herz und Seele jeder neuen, sei es grösseren oder kleineren Aufgabe zur Verfügung stellt. In gleicher Weise kann auch das umfassende, einer grossen Vielheit von Eindrücken und Vorstellungen Raum bietende Bewusstsein in sehr verschiedenen Verbindungen auftreten: wir finden es ebensowohl bei dem besonnenen, das Für und Wider sorgfältig gegeneinander abwiegenden Praktiker, wie bei dem flüchtigen Augenblicksmenschen, dessen Aufmerksamkeit sich über alles seiner Wahrnehmung Dargebotene gleichmässig verteilt"[1]).

Es liegt nahe, dass die erwähnten Differenzen in Grad und Umfang des Bewusstseins, welche, wie Heymans betont, durch zahlreiche Übergänge verbundene Extreme darstellen, auch mit gewissen Unterschieden im Umfange der unterbewussten psychischen Arbeit verknüpft sind. Je grösser die Kapazität des Bewusstseins (Oberbewusstseins), um so geringere Anteilnahme unterbewusster psychischer Prozesse ist ceteris paribus zur Erzielung bestimmter intellektueller Leistungen erforderlich. Die Erfahrung lehrt auch, dass manche Menschen, wenn es sich um die Bearbeitung einer schwierigen Aufgabe handelt, diese in einem Zuge durch bewusste Überlegungen zu lösen imstande sind, während andere dies nicht vermögen und eine günstige Disposition abwarten oder wenigstens die Arbeit wiederholt vornehmen müssen, um zum Ziele zu gelangen. Letztere Personen bedürfen für die Lösung der Aufgabe der Anteilnahme unterbewusster psychischer Prozesse in höherem Masse als erstere. Besonders deutlich zeigen sich diese Unterschiede bei dem, was man als geniale Produktion bezeichnet. Ich habe auf diesen Umstand schon in meiner Arbeit über die „geniale Geistestätigkeit" hingewiesen, wo ich bemerkte: „Die Produktion neuer Gedanken unterliegt stets den gleichen Gesetzen, und die Verschiedenheit der Modalitäten, unter welchen dieselben zutage treten, hängt wenigstens in der Hauptsache von den Denk- und Arbeitsgewohnheiten des Individuums, sowie von der Art des behandelten Gegenstandes (des Denkobjektes) ab; im Grunde handelt es sich dabei immer um die gleichen Vorgänge. Der Eine arbeitet in rastlosem, durch keine Schwierigkeit gedämpftem Eifer, bis seine geistigen Operationen das Ziel erreichen, das er sich gesteckt hat; er gelangt zu neuen Gedanken auf Wegen, die er sich mehr oder minder mühsam mit vollem Bewusstsein bahnt. Ein Anderer liebt diese stetige, ausdauernde Arbeit nicht und erreicht damit auch weniger; er beschäftigt sich mit seinem Problem nur zeitweilig, wenn er sich dazu besonders disponiert fühlt. Indes ist bei ihm die dem Probleme gewidmete Gedankenarbeit nicht mit der bewussten Beschäftigung mit demselben abgetan; sie setzt sich nach dem Verlassen des Gegenstandes im Unterbewusstsein fort, und

[1]) Heymans, Die Psychologie der Frauen. S. 45—46.

die Ergebnisse dieser unter- (oder un)bewussten psychischen Tätigkeit können bei bestimmten äusseren Anlässen oder auch scheinbar ohne solche in das Bewustsein übertreten[1])„.

Endlich ist zu berücksichtigen, dass auf die Gestaltung und den Umfang der unterbewussten psychischen Leistungen auch die Übung von Einfluss ist. Es wurde schon erwähnt, dass Mr. Backworth imstande war, während eines von ihm geführten lebhaften Gespräches grosse Zahlenreihen richtig zu addieren. Ein gewandter Klavierspieler vermag eine Komposition richtig vorzutragen, während seine oberbewussten Gedanken in anderer Richtung beschäftigt sind.

Bleuler[2]) hat mit grosser Anschaulichkeit die Vorgänge geschildert, durch welche der Velozipedist es dahin bringt, dass er, ohne zu Schaden zu kommen, beim Fahren sich einem Denkprozesse hingeben kann, der mit dem Fahren gar nichts zu tun hat, „dass beide Tätigkeiten, das Denken und das Fahren vollständig unabhängig voneinander ablaufen und man Stunden lang fahren kann, ohne an sein Rad und an seinen Weg zu denken."

Der Autor bemerkt weiter, dass der unbewusst gewordene Komplex auch in der Beziehung sich wie ein abgetrenntes Stück der Psyche verhält, dass er Erfahrungen sammelt und sie verwertet, wofür er ein interessantes Beispiel aus seinen eigenen Erlebnissen anführt[3]).

Wir haben an früherer Stelle gesehen, dass die unterbewussten psychischen Prozesse im Oberbewusstsein durch Gefühle und Änderungen der Stimmungslage sich kundgeben können. Es handelt sich hierbei nicht um seltene Vorkommnisse. Unser ganzes Gefühlsleben wird in weitgehendem Masse vom Unterbewusstsein aus beeinflusst und bestimmt. Neigungen und Abneigungen, Sympathien und Antipathien gegen Personen und Sachen machen sich häufig, wie man sagt, „instinktiv" geltend, d. h. ohne dass sich in unserem oberbewussten Vorstellen ein Grund dafür finden liesse. Und doch sind diese instinktiven Reaktionen

[1]) S. Löwenfeld, Über die geniale Geistestätigkeit mit besonderer Berücksichtigung des Genies für bildende Kunst. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. H. XXI. S. 16.

[2]) Bleuler, Diagnostische Assoziationsstudien. I. Bd., II. Aufl. 1911. S. 246 u. f. Zu berücksichtigen ist, dass das „Unbewusste" Bleulers unserem „Unterbewussten" entspricht.

[3]) „So musste ich", berichtet der Autor, „z. B. vor einigen Jahren vielfach eine stark abfallende Strasse befahren. Hierbei störte mich das Ausweichen auffallend stark. Wenn die Strasse nur ein wenig belebt war, musste ich viel langsamer fahren als ich sonst gewohnt war. Erst nach längerer Zeit fand ich unter grosser Überwindung den Mut, ein wenig schneller auszuweichen, als ich hier zu tun pflegte — die Folge war, dass ich in den Schienen der Strassenbahn hängen blieb, deren Gefahr mein bewusstes Ich in keiner Weise gekannt hatte, während etwas in mir genau berechnet hatte, mit welcher Geschwindigkeit und in welchem Winkel ich noch gefahrlos über die Schienen komme.

keineswegs unbegründet. Sie gehen von unbewussten Vorstellungen aus, welche durch den Gegenstand der Neigung oder Abneigung geweckt wurden, von Erinnerungen an Eindrücke, die weit zurückliegen, selbst in den ersten Kinderjahren bereits stattgefunden haben mögen. Wenn uns das Gesicht einer Person allein z. B. schon eine Antipathie einflösst, für welche die Beschaffenheit desselben keine Erklärung liefert, dürfen wir in der Regel annehmen, dass der Gesichtseindruck die unterbewusste Erinnerung an eine Person von ähnlichem Äussern wachruft, die uns aus dem einen oder anderen Grunde unangenehm oder verhasst war[1]).

Sicher ist auch, dass unsere Sympathien und Aversionen, für welche wir in unseren oberbewussten Gedanken eine gewisse Grundlage finden, erhebliche Verstärkungen aus dem Unterbewusstsein beziehen können. Das Wohlwollen, welches wir einer Person entgegenbringen, ist oft mehr durch Reminiszenzen bedingt, die uns unterbewusst bleiben, als durch das uns bekannte Verhalten der betreffenden Person. Waldstein hat mit beredten Worten den Einfluss geschildert, welchen unterbewusst bleibende Erinnerungen von Kindheitseindrücken auf das emotionelle Verhalten des Individuums im späteren Leben ausüben. „In diesen frühen Eindrücken, die niemanden bewusst werden, am wenigsten dem Kinde, und welche Kräfte sammeln, wie die rollende Lawine, werden die Elemente für zukünftige Emotionen, Stimmungen, Taten aufgestapelt, die einen grösseren Teil der Geschichte des Individuums und der Staaten ausmachen und die wichtiger und bedeutender sind als jene, die in Memoiren niedergeschrieben werden, so „intim“ letztere sein mögen, oder welche in noch so „geheimen“ Archiven entdeckt werden können. Die befremdenden Schwankungen der Affekte und Leidenschaften, welche die ganze Existenz von Männern und Frauen beeinflussen, die Rassen- und Religionsvorurteile, die Staaten und Gemeinwesen bis auf den Grund erschüttern, die Ruhm schaffen und zerstören, die das Rad des Fortschrittes zurückdrehen in dunkle Zeiten — sie alle können zurückgeführt werden auf solch kleine Anfänge und in jene Winkel des unterbewussten menschlichen Gedächtnisses[2]).“ Die unterbewusste psychische Tätigkeit kann indes auch mit Gefühlen verknüpft sein, welche sich nicht direkt im Oberbewusstsein offenbaren und deren Vorhandensein nur indirekt oder

---

[1]) Waldstein (l. c. Seite 28/29) will die Liebe auf den ersten Blick auf einen ähnlichen Vorgang zurückführen. „Es ist wohl anzunehmen“, bemerkte er, „dass irgend eine unterbewusste Erinnerung von frühen Eindrücken, eine Ähnlichkeit, die ganz unbewusst erinnerlich werden kann, der Grund ist für „Liebe auf den ersten Blick“. Zu erwähnen ist hier auch, dass nach Freud für die Wahl des Objektes sexueller Liebe das von der Mutter gelieferte Modell, also jedenfalls z. T. unterbewusste Vorstellungen bestimmend sind.

[2]) Waldstein l. c. Seite 20.

durch besondere Massnahmen zu erschliessen ist. Gefühle, die im Entstehen sind, bleiben nicht selten längere Zeit auf das Unterbewusstsein beschränkt und können sich dabei durch Zeichen verraten, deren Bedeutung dem Individuum selbst entgeht. Am häufigsten ist dies bei der sexuellen Liebe der Fall. Ein Mädchen z. B. lernt einen jungen Mann kennen, der ihr ein gewisses Interesse, aber nach ihrer Meinung durchaus keine tiefere Neigung einflösst. Sie denkt an keine Verbindung mit dem Betreffenden und nimmt dessen Aufmerksamkeiten scheinbar mit kühler Freundlichkeit hin. Personen, welche ihr Verhalten dem jungen Manne gegenüber genau zu beobachten in der Lage sind, bemerken jedoch manches, was dafür spricht, dass ihr der Betreffende durchaus nicht gleichgültig ist. Sie bewahrt Briefe belanglosen Inhalts, die sie von ihm erhält, auf, bevorzugt Gesellschaften, in welchen sie ihn zu treffen Gelegenheit hat, bekümmert sich um seine Angelegenheiten in einer nicht ganz unauffälligen Weise usw. Aber es bedarf noch eines besonderen Ereignisses (Liebeserklärung, Abreise des jungen Mannes Bewerbungen desselben um eine andere), um die im Unterbewusstsein schlummernde Neigung mit voller Stärke in das Oberbewusstsein überzuführen.

Andererseits können auch Gefühle, die aus dem Oberbewusstsein geschwunden oder verdrängt sind, sich noch lange, vielleicht unbegrenzte Zeit, im Unterbewusstsein erhalten[1]).

Das Alltagsleben liefert hierfür nicht weniger zahlreiche Beispiele als die Erfahrung auf pathologischem Gebiete (bei neurotischen Personen). Ein Mädchen erfährt eine schwere Liebesenttäuschung und erlangt nach langen innerlichen Kämpfen allmählich seine Gemütsruhe wieder. Es hat sich über die Enttäuschung hinweggesetzt und der Mann, der sie verursachte, ist ihm anscheinend gleichgültig geworden. Aber in seinen Träumen offenbart sich, dass dies keineswegs der Fall ist, dass die Wünsche in bezug auf den Geliebten noch fortdauern.

Ein Mann hat die Feindseligkeiten, denen er vor Jahren seitens eines Gegners seiner Bestrebungen ausgesetzt war, längst vergessen. Er reagiert aber trotzdem auf eine belanglose Unannehmlichkeit, die ihm von der gleichen Seite widerfährt, mit einem unverhältnismässig heftigen Affekte. Die Gefühle für den Gegner, die er überwunden zu haben glaubte, sind in seinem Unterbewusstsein, wenn auch nur im Latenzzustande, verblieben und durch den neuen Anlass zu voller Stärke angefacht worden.

---

[1]) Um ein Missverständnis zu vermeiden, ist zu bemerken, dass das Erhaltenbleiben der Gefühle im Unterbewusstsein in dem gleichen Sinne zu verstehen ist, wie das Erhaltenbleiben von Vorstellungen. Die Gefühle sind nicht ständig im Unterbewusstsein vorhanden, nur die Möglichkeit, sie auf assoziativem Wege zu wecken, ist andauernd.

Auf pathologischem Gebiete sind insbesondere durch die Psychoanalyse zahlreiche derartige Vorkommnisse aufgedeckt worden.

Ich begnüge mich hier, ein von Freud angeführtes Beispiel zu erwähnen. „Die Kränkung, die vor dreissig Jahren vorgefallen ist, wirkt, nachdem sie sich den Zugang zu den unbewussten Affektquellen verschafft hat, alle die dreissig Jahre wie eine frische. So oft ihre Erinnerung angerührt wird, lebt sie wieder auf und zeigt sich mit Erregung besetzt, die sich in einem Anfall motorische Abfuhr verschafft“[1]). Endlich ist zu erwähnen, dass für ein und dasselbe Objekt im Ober- und Unterbewusstsein entgegengesetzte Gefühle bestehen mögen. Für die oberbewusst gehasste Person z. B. machen sich im Unterbewusstsein zärtliche Regungen geltend; dem oberbewussten Bedauern über das Missgeschick, das einem Verwandten widerfuhr, steht im Unterbewusstsein Freude (Schadenfreude) gegenüber. Die Psychoanalyse hat über diese Gefühlsgegensätze des Ober- und Unterbewusstseins sehr schätzbare Aufklärungen gebracht.

Wenn wir nunmehr der Frage näher treten, wie es sich im allgemeinen mit der Qualität der unterbewussten psychischen Leistungen und deren Beziehungen zum Oberbewusstsein verhält, so ist zunächst zu berücksichtigen, dass alle Arten psychischer Elemente und Verbindungen solcher, die unserem Oberbewusstsein angehören, auch im Unterbewusstsein sich finden. Die einfachsten, wie die kompliziertesten Prozesse spielen sich in letzterem wie in ersterem ab. Trotz alledem dürfen wir nicht ohne weiteres annehmen, dass die Bedeutung der unterbewussten psychischen Tätigkeiten für unser Seelenleben die gleiche ist, wie die der oberbewussten. Die Auffassungen der Autoren über die intellektuelle Qualität der unterbewussten psychischen Prozesse geht z. T. erheblich auseinander.

Dessoir bemerkt: „Die Voraussetzung einer wichtigen und umfangreichen Halbbewusstseinsphäre lässt das normale Ich als einen Ausschnitt aus der viel weiter fassenden Seelenwelt erscheinen. In ihren matterhellten Räumen bewegen sich die Änderungen der Gefühlslage und die Spannungen der Triebe, deren Wirkungen allein für die selbstbewusste Persönlichkeit hervortreten. Hier, in dieser Sphäre der natürlichen Reflexmässigkeit und Sinnfälligkeit, wurzelt die ganze Energie der Seelentiefe, aber sie wird gemildert durch den Ordnungsapparat der dem Milieu entsprechenden Vorstellungsmassen. . . . .

Nach den vorangegangenen Erörterungen könnte es vielleicht so aussehen, als bedeute das Übergewicht des Unterbewusstseins einen höheren Zustand der Seelentätigkeit. Das ist keinesfalls richtig. Ein solcher Zustand kann zu den höchsten Leistungen Anlass geben, ohne doch selbst auf hoher Stufe zu stehen, er ist der ursprünglichere, aber

[1]) Freud, Die Traumdeutung. III. Aufl. S. 384.

zugleich niederere, er funktioniert am vollendetsten, aber nicht in der der Wirklichkeit und dem Lebenszweck entsprechenden Weise" [1]).

Weit niedriger als Dessoir taxiert Sidis den intellektuellen Wert der unterbewussten psychischen Leistungen, resp. die Intelligenz des von ihm angenommenen unterbewussten (subwaking) Ego. Die Schilderung, die er von der geistigen Artung dieses Teiles unserer Persönlichkeit gibt, beruht jedoch, was wohl zu berücksichtigen ist, nicht auf Beobachtungen von Vorgängen des Wachzustandes normaler Individuen, sondern in der Hauptsache auf Ermittelungen über das Verhalten Hypnotisierter, wobei er von der Annahme ausging, dass in der Hypnose das Unterbewusstsein an die Stelle des Oberbewusstseins tritt, das Ego des Hypnotisierten also die Eigenschaften des unterbewussten Ich aufweist. Nach dem Autor ist das unterbewusste Ich dumm und ohne jeden kritischen Sinn, äusserst leichtgläubig, servil und feige, ohne jede Moralität: „es ist imstande, ohne Skrupel zu stehlen, zu vergiften, zu stechen, seine besten Freunde zu morden. Das unterbewusste Ego folgt der Mode, plaudert in Gesellschaft, macht Tumult bei geschäftlicher Panik, schwärmt mit der Menge, stürmt mit dem Pöbel, betet in camp meeting. Seine Sinne sind scharf, sein Sinn aber Null. Die Assoziation geschieht bei ihm nur nach dem Prinzip der Kontiguität, dem geistigen Mechanismus des Tieres. Das unterbewusste Ich ermangelt aller Persönlichkeit und Individualität, es hat keinen Willen, es wird durch Suggestionen aller Arten hin und her getrieben „it is essentially a brutal self[2])."

Ich habe schon a. O. gezeigt, dass diese Schilderung, soweit sie sich auf das geistige Verhalten Hypnotisierter bezieht, nur für einzelne Fälle zutreffen mag, aber keineswegs auf allgemeine Gültigkeit Anspruch erheben kann. Dazu kommt, dass die Annahme des Autors, der Geisteszustand des Hypnotisierten repräsentiere das Unterbewusstsein, wie ich ebenfalls schon a. O. nachgewiesen habe, völlig unhaltbar ist[3]). Waldstein[4]) äussert sich ähnlich wie Dessoir über die Leistungen des Unterbewusstseins und deren Verhältnis zum Oberbewusstsein in einer weit weniger ungünstigen Weise: „Die bewussten Eindrücke und ihre Aufstapelung bilden den intellektuellen, den rechnenden, den erwägenden Menschen. Aus allem, was aus den Tiefen, aus dem reichen Material der unterbewussten Eindrücke emporwächst, entsteht der emotionelle, der spontane, der leidenschaftliche Mensch. Das bewusste Ich regiert die Taten des Menschen in Beziehung zu seiner Umgebung, es macht ihn aufmerksam sowohl auf seine Verantwortung gegenüber

[1]) Dessoir, Das Doppel-Ich. II. Aufl. 1896. S. 36.
[2]) Boris Sidis, The Psychology of Suggestion. New York 1898.
[3]) Löwenfeld, Der Hypnotismus. S. 327 u. 331.
[4]) Waldstein l. c. S. 9.

der lebenden und leblosen Welt, als auch gegenüber sich selbst. Alle Wünsche, instinktives Sehnen, unnütze Anstrengungen werden in Schach gehalten durch diesen Teil seiner geistigen Natur. Es ist das bewusste Ich, welches hauptsächlich konzentrierende, also exklusive, unterdrückende, also hemmende Funktionen ausübt. Wäre dem nicht so, würde der Mensch die Schranken durchbrechen, die ihm von der zivilisierten Gesellschaft gezogen worden sind; die Familie, die nationalen Eigentümlichkeiten würden vorherrschen. und gemeinsames Arbeiten sowohl als soziale Ordnung wären unmöglich. Es ist das bewusste Ich, welches die Arbeiten der Menschen regelt, und es ist die Anstrengung seiner Konzentrationsfähigkeit, welche das Nervensystem ermüdet durch seine Bemühungen, alle jene Eindrücke auszuschliessen, die da ungerufen kommen. . . . .

Es wäre jedoch unrichtig, nur dem bewussten Ich aktive Kräfte zuzuschreiben und dem Unterbewussten nur rezeptive Funktionen; denn es gibt Gelegenheiten, wo aktive und produktive Wirkungen der menschlichen geistigen Energie direkt aus den unterbewussten Quellen entspringen. Die Schöpfungen des Genius z. B. können nur erklärt werden, wenn man annimmt, dass sie herrühren von der spontanen Aktion desjenigen Teiles des menschlichen Geistes, welcher befreit ist von den Ketten, die der intellektuelle, der mit Vorsatz erzogene Teil seines Geistes um ihn gewunden hat."

Möbius[1]) äussert sich über die Beziehungen zwischen Ober- und Unterbewusstsein, genauer zwischen bewusster und unbewusster Geistestätigkeit, in der ihm eigenen knappen Weise.

„Das freigelassene Kind", bemerkt er, „fällt leichter als das geführte, so stolpert auch das bewusste Denken leichter als die unbewusste Tätigkeit, aber das „Auf eigenen Füssen stehen" ist ohne Irrtum und Fehler unmöglich". . . . .

„Das ist auch ein Gewinn, den der Nachweis der unbewussten Vorgänge im Menschen bringt, dass er den schroffen Gegensatz zwischen dem Menschen und den anderen Einzelwesen aufhebt. Wir sehen an uns, dass die bewusste und die unbewusste Tätigkeit durch die Form verschieden sind, nicht im Wesen."

Forel[2]) bemerkt bezüglich der Leistungen des Unterbewusstseins: „Alle die logischen Schlüsse, welche unsere Gehirntätigkeit unterhalb der Schwelle unserer Hauptbewusstseinsspiegelung bildet, sind dasjenige, was wir Intuition, instinktives Urteilen und dgl. nennen. Diese Schlüsse sind rascher und sicherer als die uns bewussten, können aber auch fehlgehen und irren, besonders wenn sie mit einer Terra incognita in Berührung kommen. . . . .

---

[1]) Möbius, l. c. S. 58.

[1]) Forel, Der Hypnotismus. VI. Aufl. 1911, Seite 25/26.

Wir machen viel mehr Abstraktionen unterhalb der Schwelle unseres Hauptbewusstseins als wir uns einbilden. Man darf also, wir sagen es wieder, unbewusste und bewusste Tätigkeiten nicht in Gegensatz zueinander bringen, sondern höchstens, und zwar auch nur relativ d. h. graduell, die aktuelle plastisch sich anpassende oder sich umgestaltende Phantasie und Vernunfttätigkeit (meist oberbewusst) zu der mehr oder weniger fixierten, automatisierten, kristallisierten Intelligenz, die man individuell erworben als Gewohnheit und ererbt als Instinkt bezeichnet und die meist nur unterbewusst ist."

Wie wir sehen, stimmen die Autoren, abgesehen von Sidis, darin überein, dass sie die intellektuellen Leistungen des Unterbewusstseins keineswegs gering taxieren, sie aber doch nicht als denen des Oberbewusstseins völlig gleichartig und gleichwertig erachten. Diese Auffassung entspricht auch dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse von den unterbewussten Tätigkeiten. Wenn wir die uns vorliegenden Erfahrungen einer Prüfung unterziehen, so hat es zunächst allerdings den Anschein, als ob dem Unterbewusstsein in manchen Beziehungen wenigstens eine gewisse Überlegenheit gegenüber dem Oberbewusstsein zukomme, dass manche Leistungen des Unterbewusstseins über das dem Oberbewusstsein Erreichbare hinausgehen. In diesem Sinne lässt sich die Erfahrung deuten, dass Erinnerungen, welche wir durch oberbewusstes Kopfzerbrechen nicht zu wecken vermögen, durch die unterbewussten assoziativen Prozesse zur Reproduktion gelangen, dass die Lösung einer Frage, welche dem Oberbewusstsein momentan Schwierigkeiten bereitet, vom Unterbewusstsein übernommen und durchgeführt wird, dass letzteres auch an der schöpferischen Produktion wenigstens in vielen Fällen einen Hauptanteil beanspruchen kann. Wir dürfen die Bedeutung dieser Tatsachen jedoch nicht überschätzen. Sehen wir zunächst von den letzterwähnten Leistungen ab und betrachten wir nur den Anteil des Unterbewussten an dem Gros unserer geistigen Operationen, so ergibt sich, dass das zielbewusste, d. h. von einer Zielvorstellung ausgehende und geleitete Denken wenigstens in seinen wichtigsten Teilen dem Oberbewusstsein zufällt. Das Unterbewusstsein mag mehr oder weniger Glieder für diese Denkprozesse liefern, ihre Richtung in der einen oder anderen Weise beeinflussen, ihre Direktion fällt doch in der Hauptsache dem Oberbewusstsein zu. Wenn ich z. B. eine wissenschaftliche Arbeit unternehme oder auch nur einen Brief in einer wichtigen Angelegenheit schreibe, muss ich die Punkte, welche ich in der Arbeit oder dem Briefe behandeln will, oberbewusst fixieren; dem Unterbewusstsein kann ich nur einen Anteil an der Ausarbeitung der einzelnen Punkte überlassen, da dessen Leistungen unberechenbar sind und den gegebenen Anforderungen gegenüber auch versagen mögen. Dies zeigt sich in zahlreichen Fällen. Ich verlasse mich z. B. bezüglich

der Erinnerung an eine Tatsache, einen Namen etc., die ich augenblicklich nicht wecken kann, auf mein Unterbewusstsein, d. h. ich nehme an, dass der vergebens gesuchte Name etc. mir nach einiger Zeit spontan einfallen wird, da er meinem Gedächtnisse nicht ganz entschwunden sein kann. In diesem Falle kann meine Erwartung ebensowohl getäuscht als erfüllt werden. Es mag sein, dass mir das gesuchte Faktum oder Wort auch nachträglich nicht einfällt, und ebenso mag es sich verhalten, wenn ich für die Beseitigung von Schwierigkeiten, die mir momentan eine Arbeit bereitet, auf die Leistungen des Unterbewusstseins rechne. Es ist auch in diesem Falle nicht selten, dass nach Tagen und selbst nach Wochen das Unterbewusstsein mir keine Einfälle liefert, die mich in der Arbeit fördern. Dazu kommt, dass die Produkte der unterbewussten Tätigkeit nicht immer ohne weiteres verwertbar sind, sondern häufig der Ausarbeitung und Korrektur bedürfen, nicht selten aber auch, wie Forel bereits erwähnte, sich als irrtümlich erweisen. Der schöne Gedanke, der in uns auftauchte und uns zunächst Freude bereitete, wird bei näherer Prüfung mitunter als ganz unhaltbar [1]) — eine taube Nuss — befunden.

Es liegt nach dem Angeführten nahe, dass dem Unterbewusstsein vorwaltend jene psychischen Leistungen zufallen, welche keine genaue Anpassung an gegebene momentane Verhältnisse und ein bestimmtes Ziel erheischen. Da die unterbewusste psychische Tätigkeit der Kontrolle des Ich-Komplexes ermangelt und nicht durch fixierte Zielvorstellungen geleitet wird, muss wohl angenommen werden, dass sie in den Bahnen des geringeren Widerstandes sich bewegt, d. h. jene Assoziationen bevorzugt, welche durch häufige Reproduktionen leichter zugänglich geworden sind. Auf diese Weise kann die unterbewusste psychische Tätigkeit im allgemeinen leichter und sicherer als die oberbewusste das zutage fördern, was der Lebenserfahrung, den Denkgewohnheiten und der Gefühlsweise des Individuums entspricht [2]). Sie bildet daher der Einheit unseres Denkens und Handelns eine nicht zu unterschätzende Stütze. Auf der anderen Seite erweist sie sich weit weniger leistungs-

---

[1]) Bleuler bemerkt, nachdem er einige sehr beachtenswerte Leistungen des Unterbewusstseins im automatischen Schreiben und anderen Tätigkeiten (Buchstabenbezeichnung mit der Planchette, Tischbewegungen usw.) angeführt hatte: „Dennoch kommt bei all diesen experimentellen Äusserungen des Unbewussten kaum je eine inhaltlich grosse Leistung zustande, so viel Ähnlichkeit solches Gedankenspiel auch mit dem Schaffen des Genies haben mag.“ (S. Jung, Diagnostische Assoziationsstudien. I. Band. II. Aufl. S. 240.)

[2]) Wenn der Dichter sagt, „was der Verstand des Verständigsten nicht sieht, das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüt“, so bezieht sich dies auf Leistungen des Unterbewusstseins, die gelegentlich einem Individuum mit einfachem Hausverstande das nahe legen, was dem die entlegensten Möglichkeiten berücksichtigenden Superklugen entgeht.

fähig, wenn es sich darum handelt, den Anforderungen einer neuen Aufgabe oder einer ungewohnten Situation Genüge zu leisten. Auch in diesen Fällen mögen unterbewusste Prozesse, indem sie vorhandene Erfahrungen ausnützen, dem oberbewussten Denken wertvolle Hilfe leisten. Die Hauptarbeit fällt jedoch den Überlegungen des Oberbewusstseins zu, wenn man sicher zum Ziele gelangen will. Es gibt Menschen, welche in einer Lage, die ihnen neue Aufgaben stellt, lediglich nach ihrem Instinkt entscheiden, d. h. Winke aus dem Unterbewusstsein benützen, deren Quelle ihnen unbekannt bleibt. Hierbei können sie jedoch das Richtige ebensowohl verfehlen als treffen. Der Besonnene vertraut in gleicher Lage nicht seinem Instinkte, dessen Unzuverlässigkeit er kennt. Er überlegt und wägt und lässt sich zu seinem Entscheide nur durch klar bewusste Gründe bestimmen, deren Art und Gewicht allerdings vom Unterbewusstsein aus beeinflusst werden mag.

Auch der Anteil, welcher dem Unterbewusstsein an der genialen Produktion zuerkannt werden muss, darf uns nicht bestimmen, die unterbewussten intellektuellen Leistungen im allgemeinen höher als die oberbewussten zu taxieren. Es ist zunächst zu berücksichtigen, dass die geniale (schöpferische) Geistestätigkeit nicht, wie von manchen, u. a. auch von Waldstein, angenommen wird, ausschliesslich dem Unterbewusstsein zukommt. Ich habe auf diesen Umstand bereits an früherer Stelle hingewiesen. Der Anteil des Unterbewusstseins an dem genialen Schaffen ist bei gleichartigen Objekten schon sehr verschieden und im allgemeinen bei künstlerischer und speziell dichterischer Tätigkeit weit grösser als bei wissenschaftlicher. Auf wissenschaftlichem Gebiete muss, wie ich ebenfalls schon a. O. betonte[1]), der mit grösserer oder geringerer Willensanstrengung verknüpften reflexiven Denktätigkeit der Hauptanteil an der Produktion neuer bedeutender Gedanken zuerkannt werden, wenn auch gelegentlich wertvolle Einfälle bei dem Forscher unvermittelt, als Resultat unterbewusster Prozesse, im Oberbewusstsein auftauchen (so in dem bekannten Falle von Helmholtz). Ferner kommt in Betracht, dass das Genie über ein aussergewöhnlich reiches Gedankenmaterial verfügt und in seinem oberbewussten Vorstellen sich schon mehr oder minder von den Gedankengängen des Durchschnittsmenschen unter-

[1]) Löwenfeld, Über die geniale Geistestätigkeit. S. 18. Ich habe in dieser Arbeit auch auf die Unterschiede in der Arbeitsweise Goethes und Schillers hingewiesen. Goethe gab sich dichterischer Tätigkeit nur dann hin, wenn er eine Anregung oder einen Drang hierzu fühlte, während Schiller unbekümmert um momentane Stimmung und Angeregtheit, an einem angefangenen Werke weiter schaffte. Bei Goethe spielte die unterbewusste, vorbereitende psychische Tätigkeit offenbar eine ungleich grössere Rolle als bei Schiller. Bei Goethe, bei dem zwischen Anfang und Beendigung eines Werkes oft eine Reihe von Jahren lag, konnten die Ideen, mit denen er sich dichterisch beschäftigte, ungleich mehr zur Reife gelangen, bevor er an die definitive Gestaltung derselben schritt, als dies bei Schiller der Fall war.

scheidet. Dies legt die Annahme nahe, dass auch seine unterbewussten geistigen Operationen sich von dem Typus des Durchschnittsmenschen entfernen und daher auch andere Resultate als bei diesem liefern können.

Schon aus dem vorstehend Angeführten dürfte hervorgehen, dass im normalen Geistesleben der Anteil unterbewusster psychischer Prozesse an der Gesamtheit unserer psychischen Leistungen sowohl hinsichtlich des Umfanges wie der Bedeutung erheblichen individuellen Schwankungen unterliegt. Diese betreffen ebenso sehr rein intellektuelle Prozesse wie psychische Vorgänge, die mit Bewegungen verknüpft sind. Was letztere betrifft, so zeigt die Verschiedenheit der Leistungen im automatischen Schreiben in den einzelnen Fällen die Grösse dieser individuellen Schwankungen.

Ähnlich verhält es sich mit anderen vom Unterbewusstsein aus geleiteten Handlungen. Wenn z. B. Bleuler erwähnt, dass er es dahin brachte, stundenlang Veloziped zu fahren, ohne zu Schaden zu kommen, während er mit seinem Oberbewusstsein Gedanken nachhing, die mit dem Fahren in keinem Zusammenhang standen, so kann ich für mich bemerken, dass ich einer solchen Leistung nie fähig wäre. Ich kann nicht einmal beim Gehen von meinem Unterbewusstsein ähnliche Leistungen erlangen.

Zwar habe ich schon oft in Gedanken versunken bei meinen Ausgängen grössere Strecken zurückgelegt, ohne von dem Wege oberbewusst Notiz zu nehmen und ohne dass sich dabei irgend etwas Auffälliges ereignete. Allein ein Trambahnunfall, den ich vor Jahren erlitt, und viele Wahrnehmungen, die ich inzwischen machte, haben mich zur Genüge belehrt, dass mein Unterbewusstsein mich zwar beim Gehen davor bewahrt, an Personen und Gegenständen anzustossen, aber keineswegs imstande ist, den an Strassenkreuzungen von Trambahnen, Autos, Radfahrern etc. drohenden Gefahren genügend Rechnung zu tragen. Auch ein anderer von Bleuler erwähnter, an sich unbedeutender Umstand illustriert in prägnanter Weise die individuellen Verschiedenheiten in dem Verhalten des Unterbewusstseins. Der Autor erwähnt, dass ein vorspringender Nagel im Schuhe, den er nicht beachtet, ihm merklich die Stimmung verdirbt. Bei mir dagegen entzieht sich ein vorspringender Nagel im Schuhe, wenn ich nicht gerade zufällig beim Anziehen sehr in Gedanken bin, nie der oberbewussten Wahrnehmung; ich empfinde, je nach der Grösse des Nagels, Schmerz oder ein unangenehmes Gefühl, meine Stimmung wird hierdurch nie beeinflusst.

Die sich allmählich erweiternde Kenntnis von jenem Teile unseres Seelenlebens, welcher sich sozusagen im Verborgenen abspielt, blieb nicht

ohne Einfluss auf die Anschauungen von dem Wesen unserer geistigen Persönlichkeit. Manche Autoren glaubten, dass unsere bisherigen Annahmen bezüglich dieser völlig aufgegeben werden müssten. In Deutschland hat insbesondere Dessoir diesen Standpunkt vertreten.

Der Autor bezeichnete das gleichzeitige Zusammensein zweier getrennter Bewusstseinssphären als „Doppelbewusstsein". Hätte er sich darauf beschränkt, so wäre gegen seine Annahme wenig einzuwenden; allein er hat auf Grund von Erwägungen, die nicht als stichhaltig betrachtet werden können[1]), gefolgert, dass die angenommene Einheit unseres Ego nicht aufrecht zu erhalten, vielmehr die Zusammensetzung unserer Persönlichkeit aus zwei mehr oder minder unabhängig voneinander operierenden Bewusstseinshälften, d. h. die Spaltung unseres Ego in zwei gesonderte Persönlichkeiten, eine unter- und eine oberbewusste den vorliegenden Tatsachen entspricht.

Dessoir hat sich in seiner Schrift „das Doppel-Ich" bei seiner Beurteilung der Beziehungen zwischen Ober- und Unterbewusstsein und der darauf zu stützenden Annahme eines „Doppel-Ich" allem Anscheine nach mehr durch Beobachtungen in pathologischen Fällen (Experimente, speziell an Hysterischen) und an Hypnotisierten als durch die Alltagserfahrungen bei normalen Individuen leiten lassen. Dass er hierbei zu weit ging, ist ihm inzwischen, wie es scheint, klar geworden. In seinem

[1]) Der Autor bemerkt: „Die Vorstellung eines einheitlichen „Ich" würde also voraussetzen, erstens, dass die gesamten aus Empfinden, Denken, Wollen vereinigten psychischen Prozesse im Blickpunkte des Wachbewusstseins lägen, zweitens, dass sämtliche Reproduktionsvorgänge zur Kenntnis des Individuums gelangten. Aus den geschilderten Erscheinungen im gewöhnlichen Leben des gesunden Menschen scheint sich jedoch das Gegenteil zu ergeben." (Das „Doppel-Ich", II. Aufl., Seite 12/13). Dieses Gegenteil beweist jedoch nichts gegen die Einheit unserer Persönlichkeit, wenn wir diese nicht im buchstäblichen Sinne auffassen. Für diese genügt es, dass die wichtigsten psychischen Prozesse in dem Blickpunkte des Wachzustandes sich abspielen und ebenso die wichtigsten Reproduktionsvorgänge zur Kenntnis des Individuums gelangen. Dessoir hat auch auf die kontinuierlichen Veränderungen, welchen der Persönlichkeitskomplex durch die fortschreitende Lebenserfahrung unterliegt, und die grossen Gegensätze, welche jede seelische Individualität in sich birgt (die zwei Seelen in einer Brust), zur Stütze seiner Auffassung hingewiesen.

Der Begriff der Einheit unserer Persönlichkeit bedeutet jedoch nicht Mangel entgegengesetzter Wünsche, Neigungen und Handlungen, sondern nur die Zusammenfassung aller wichtigeren seelischen Akte in dem Vorstellungskomplexe des Ego oder die Anreihung dieser Akte an den Vorstellungskomplex des Ego. Diese Einheit kann Gegensätze in sich schliessen. Sie erheischt nicht Einheitlichkeit, ohne deshalb ihren Charakter als solche zu verlieren. Es geht ja auch dem Individuum mit den „zwei Seelen in einer Brust", wenn es von der einen Seele zeitweilig in seinem Denken und Handeln mehr oder weniger bestimmt wird, das Bewusstsein der anderen Seele nicht gänzlich verloren. Der Zusammenhang der einen Gruppe von Vorstellungen und Strebungen mit dem ganzen Vorstellungskomplexe des Ego wird nie gänzlich unterbrochen.

Vortrage auf dem Genfer Kongresse für Psychologie 1909 hat er seine Theorie vom „Doppel-Ich“ zwar nicht direkt aufgegeben, wohl aber sich bemüht, sie wesentlich einzuschränken. Er erklärt hier, dass eine einheitliche Persönlichkeit überhaupt nicht als Erfahrungstatsache, sondern als ein Ideal aufzufassen ist, muss aber zugleich zugeben, dass getrennte Bewusstseinssynthesen, sowohl die gleichzeitigen als auch die ungleichzeitigen, eine gewisse Verbindung miteinander bewahren. Er erkennt auch an, dass selbst in den Fällen fortgeschrittenster Spaltung der Persönlichkeit die gesonderten Egos doch viel Gemeinsames haben, dass die Spaltung also keineswegs zur Bildung von zwei Individualitäten von ähnlicher Verschiedenheit wie die zweier Menschen führt.

Was wir von den Leistungen des Unterbewusstseins und deren Beziehungen zu denen des Oberbewusstseins wissen, liefert jedenfalls keinen Anhaltspunkt dafür, dass die beiden Bewusstseinssphären einander völlig koordiniert sind und unabhängig voneinander operieren. Ich habe dies schon a. O. betont. Das Verhältnis der beiden Bewusstseinssphären zueinander, bemerkte ich, ist, um ein Bild zu gebrauchen, nicht das zweier Geschäftspartner, sondern eher das eines Amtsvorstandes zu seinen Hilfsarbeitern. Der Chef kann nicht alle ihm zufallenden Arbeiten allein ausführen, er überlässt daher die Erledigung derselben zum grossen Teile seinen Untergebenen (Unterbewusstsein); diese übernehmen auch manche von aussen zugehende Arbeiten ohne besonderen Auftrag (unterbewusste Verarbeitung äusserer Eindrücke); der Chef erhält jedoch von allen wichtigeren Geschäften Kenntnis, und die Leitung des Ganzen bleibt immer in seiner Hand[1]).

Grössere Selbständigkeit erlangen die unterbewussten psychischen Prozesse insbesondere in pathologischen Fällen, und es kann hier der Anschein entstehen, als wenn zwei verschiedene Egos nebeneinander operierten. Beobachtungen, welche in diesem Sinne gedeutet wurden, haben namentlich Pierre Janet, Binet und Ferré an Hysterischen gemacht, und zwar handelt es sich hierbei zumeist um Leistungen im Gebiete des sogenannten automatischen Schreibens[2]).

Wenn z. B. eine Hysterische während einer Unterhaltung mit anderen Personen dahin gebracht wird, dass sie auf Fragen, die sie

[1]) S. Löwenfeld, Der Hypnotismus. Seite 321.

Möbius, l. c., S. 67, gebraucht das Bild vom Staate, in dem der Herrscher das Ich ist, die geheimen Räte aber manches selbständig besorgen, zwar im Sinne des Herrschers, aber ohne sein Wissen. . . . . . „Psychologisch kann es nur bedeuten, dass unserer Seele Unterseelen dienen.“

[2]) Dass auch geistig normale Individuen im automatischen Schreiben Bedeutendes leisten können, ist wohl nicht in Abrede zu stellen. Hierfür sprechen insbesondere die Beobachtungen von Morton Prince; allein es handelt sich hierbei doch nur um seltene Vorkommnisse, und die betreffenden Individuen müssen, wenn auch zu den Geistesgesunden zählend, doch eine eigenartige geistige Disposition besitzen.

anscheinend nicht hört, schriftlich antwortet, dass sie mit ihrer durch einen Schirm verdeckten Hand Sätze oder selbst einen zusammenhängenden Brief schreibt, ohne es zu merken und nachträglich etwas davon zu wissen, wenn sie unter gleichen Verhältnissen Multiplikationen ausführt etc., so sind das allerdings recht beachtenswerte Leistungen des Unterbewusstseins; allein darauf die Annahme eines besonderen, neben dem oberbewussten fungierenden Egos zu basieren, besteht doch kein genügender Anlass. Selbst wenn, wie es bei den spiritistischen Medien zuweilen im Trance der Fall ist, durch das automatische Schreiben oder ähnliche Prozeduren (Planchette etc.) Kenntnisse verraten werden, die dem Oberbewusstsein mangeln, besteht kein Anlass, ein zweites Ego anzunehmen, da dem Unterbewusstsein Erinnerungen zugänglich werden können, die dem Oberbewusstsein abhanden gekommen sind.

In allen in Frage stehenden Fällen bieten die dem Unterbewusstsein zufallenden Leistungen nichts in ihrem Wesen und ihrer Ausdehnung, abgesehen von dem Erinnerungsmangel, von den oberbewussten Tätigkeiten der betreffenden Person so Verschiedenes, dass man die beiden Gruppen psychischer Prozesse verschiedenen Persönlichkeiten zuschreiben müsste. Der Erinnerungsmangel allein kann aber eine derartige Annahme nicht begründen, da er lediglich auf einem Fehlen associativer Verbindungen der betreffenden psychischen Prozesse mit dem Vorstellungskomplexe des Ego beruht. Auch Moll[1]) hat sich bemüht, die Dessoirsche Ansicht vom „Doppel-Ich“ in einer Weise zu interpretieren und zu beschränken, die dem Verzicht auf die Annahme zweier Egos im normalen Individuum gleichkommt: „Gegenüber den Einwendungen einiger Forscher“, bemerkt er, „z. B. Wundt, Hirschlaff, die die Theorie vom Doppel-Ich mit der Annahme der Besessenheit glauben auf eine Stufe stellen zu können, muss hervorgehoben werden, dass sie in richtiger Begrenzung nichts mit solcher Auffassung zu tun hat. Selbstverständlich darf man nicht mit einigen ausländischen Psychologen annehmen, dass das Individuum aus mehreren getrennten Persönlichkeiten bestehe, dass ein Herr, den wir gewöhnlich als Herrn Müller betrachten, auch die Persönlichkeit des Herrn Schulze in sich trüge. Wer in solcher Weise die Lehre vom Doppel-Ich auffasst, kommt natürlich zu einer absurden Auffassung der menschlichen Persönlichkeit. Denn selbstverständlich gehören auch die beiden Gedächtnisketten, die wir mitunter abgrenzen können, einem Individuum an. Eine Übertreibung dieser Theorie dürfen wir nicht zulassen. Wir müssen sie vielmehr als ein Schema für die Tatsache betrachten, dass in uns ablaufende psychische Vorgänge, die uns gewöhnlich nicht oberbewusst sind, sich mitunter in einer Gedächtniskette darstellen lassen, die von den gewöhnlich oberbewussten Vorgängen zeitlich getrennt ist; und für die

[1]) Moll, Der Hypnotismus. III. Aufl. S. 256.

weitere Tatsache, dass sich bei gleichzeitigem Auftreten, doch abgetrennt von den oberbewussten Vorgängen, auch unterbewusste oft als durch eine eigene Gedächtniskette zusammengehörig demonstrieren lassen. Dass das Ganze nur als ein Schema aufgefasst werden darf, dafür spricht schon die Tatsache, dass unter bestimmten Umständen eine ganze Reihe solcher Gedächtnisketten, die teilweise unabhängig voneinander sind, nachgewiesen werden können".

Ich habe im Vorstehenden betont, dass als Unterbewusstsein nur psychische Prozesse betrachtet werden dürfen, welche neben den im gewöhnlichen Sinne bewussten (oberbewussten) verlaufen und von diesen durch die Art ihres Bewusstseins sich unterscheiden. Von manchen Autoren wird jedoch dem Unterbewusstsein eine viel weiter gehende Fassung gegeben und demselben auch eine Reihe psychischer Tätigkeiten einverleibt, die nicht gleichzeitig neben den oberbewussten einhergehen, sondern an Stelle derselben treten und sich von diesen nicht durch die Art ihrer Bewusstheit, sondern lediglich dadurch unterscheiden, dass sie keine oder wenigstens keine feste und dauernde Verknüpfung mit dem Vorstellungskomplexe des Ego eingehen und daher auch von diesem aus nicht in das Gedächtnis zurückgerufen werden können, für dieses also quasi nicht existieren. Diese von dem normalen Oberbewusstsein isolierten Bewusstseinszustände hinterlassen wie jeder geistige Akt Gedächtnisspuren und können daher zumeist wenigstens, wenn auch nicht von dem Vorstellungskomplexe des Ego aus, d. h. durch oberbewusste Assoziationen, so doch auf anderem Wege zur Reproduktion gebracht werden. Es hat den Anschein, als ob die Erinnerungen aller vom Oberbewusstsein (Vorstellungskomplexe des Ego) isolierten psychischen Prozesse eine Neigung besässen, untereinander in Verbindung zu treten. Ganz besonders bekundet sich diese Neigung bei gleichartigen oder ähnlichen Bewusstseinszuständen. Indem der momentan vorhandene, vom Ego gesonderte Bewusstseinszustand sich mit den Erinnerungen früherer derartiger Zustände assoziiert, entwickelt sich das, was man als Spaltung des Bewusstseins oder der Persönlichkeit, ersten (normalen) und zweiten Zustand, Verdoppelung oder Vervielfältigung der Persönlichkeit bezeichnet hat. Hier ist vor allem eines zu berücksichtigen: wenn auch die in Frage stehenden Bewusstseinszustände der Verbindung mit dem Oberbewusstsein ermangeln, die Vorstellungen, die in demselben auftreten, sind keineswegs lediglich solche, die dem Oberbewusstsein fehlen. Das Individuum mag in dem betreffenden Zustand sich mehr oder weniger verschieden von seinem normalen Verhalten zeigen, es behält immer noch so viel von seiner normalen geistigen Individualität, dass man, wie insbesondere von von Schrenck-Notzing[1]) dargelegt wurde, keine Berechtigung zu der

[1]) von Schrenck-Notzing, Über Spaltung der Persönlichkeit (sogenanntes Doppel-Ich). Wien 1896.

Annahme zweier oder mehrerer abwechselnd sich kundgebender Egos in demselben hat. Es liegt allerdings eine Spaltung des Bewusstseins oder der Persönlichkeit vor, aber diese ist keine durchgreifende. Wenn man das betreffende Bild richtig gebrauchen will, kann man nur von einer Abspaltung eines Teils der Persönlichkeit sprechen, der aber seinen Zusammenhang mit dem Komplexe des Ego immer noch deutlich bewahrt. Die körperliche Grundlage und die aus ihr resultierenden Organgefühle der Persönlichkeit bleiben in den verschiedenen Bewusstseinszuständen dieselben. Ebenso verhält es sich mit den erworbenen Begriffen, Fertigkeiten und Kenntnissen, zumeist auch den Erinnerungen früherer Erlebnisse.

Auch Bleuler, der den vom Ego abgespaltenen Komplexen grosse Selbständigkeit zuerkennt, kann nicht umhin, deren Zusammenhang mit dem normalen Ego wenigstens indirekt zuzugeben. „Natürlich", bemerkt er, „haben die verschiedenen eine Art Persönlichkeit repräsentierenden Komplexe viel Gemeinsames: Die gewöhnlichsten angelernten Fähigkeiten wie Gehen, Essen, Sprechen usw. sind meist allen gemeinsam, aber noch mehr, auch die durch Erfahrung gewonnenen allgemeinen Begriffe und dergleichen gehören meist den verschiedenen Komplexen zugleich an. So führen sie nie ein absolut getrenntes Leben[1])."

Die Bildung vom Ego isolierter Komplexe — geistiger Sonderexistenzen nach meiner Bezeichnung — kann sich unter verschiedenen Verhältnissen vollziehen. Von den Vorkommnissen des normalen Zustandes sind die Träume, welche nach dem Erwachen ganz oder zum grössten Teile vergessen sind, ferner die unter dem Einflusse erschütternder Ereignisse auftretenden hypnoiden Zustände hinzuzurechnen. Von pathologischen Zuständen geben in erster Linie die hysterischen Attacken, die mit Amnesie für die Anfallserlebnisse verknüpft sind, Anlass zur Entwickelung geistiger Sonderexistenzen. Ferner zählen hierher manche Arten epileptischer Anfälle (insbesondere psychisch-epileptische Äquivalente), ferner Intoxikationen und Infektionen (Fieberdelirien) und manche Psychosen. Auch artifiziell lässt sich ein vom Oberbewusstsein gesonderter Bewusstseinszustand herbeiführen: der hypnotische Somnambulismus. Auf diese Tatsache wurde die erwähnte Auffassung gestützt, welche die verschiedenen, vom Ego isolierten Bewusstseinszustände dem Unterbewusstsein einverleibt. Dessoir, Sidis u. a. haben die Hypothese aufgestellt, dass die Hypnose lediglich eine artifizielle Freilegung des Unterbewusstseins repräsentiere, und zur Begründung dieser Ansicht wurden hauptsächlich folgende Umstände angeführt: 1. eine gewisse Übereinstimmung in der Art der unterbewussten und der hypnotischen

[1]) Bleuler, l. c., S. 243.

Geistestätigkeit; 2. das Verhalten des Gedächtnisses in der Hypnose, insbesondere die Möglichkeit, in derselben die Erinnerung an unterbewusste psychische Vorgänge, die dem Oberbewusstsein unzugänglich sind, zu erwecken; 3. die Beobachtung, dass bei Zunahme unterbewusster Akte der Wachzustand in Hypnose übergeht, i. e. das Unterbewusstsein das Oberbewusstsein quasi verdrängt.

In der Hypnose (resp. im hypnotischen Somnambulismus) finden wir eine Gedächtniserweiterung in der Art, dass nicht nur die Vorstellungen des normalen Wachzustandes und die Erlebnisse in früheren Hypnosen reproduziert werden können, sondern auch zahlreiche andere, von dem Vorstellungskomplexe des Ego isolierte psychische Elemente der Erinnerung zugänglich werden (die unterbewussten psychischen Prozesse des Wachzustandes, Träume mit Amnesie, aus dem Gedächtnis des Oberbewusstseins verschwundene oder verdrängte Erinnerungen, die Vorstellungskomplexe in hypnoiden Zuständen, hysterischen Anfällen, Intoxikationsdämmerzuständen etc.). Auf Grund dieser so ausgedehnten Erinnerbarkeit hat man eine Zusammengehörigkeit aller in Frage stehenden psychischen Zustände angenommen und dieselben zu einem Unterbewusstsein vereinigt. Die Auffassung der Hypnose als freigelegtes Unterbewusstsein ist jedoch, wie ich schon a. O. gezeigt habe, unhaltbar. Hiermit allein fällt schon die Hypothese von dem erweiterten Unterbewusstsein, gegen die sich jedoch auch noch andere Momente geltend machen lassen. Gegen die Identifizierung der Hypnose mit dem Unterbewusstsein spricht die Tatsache, dass das Nebeneinander von ober- und unterbewussten psychischen Prozessen sich im hypnotischen, wie im Wachzustande beobachten lässt. Man kann z. B. eine hypnotisierte Person dahin bringen, dass sie, während sie sich oberbewusst mit anderen Personen unterhält, durch automatisches Schreiben ihre unterbewussten Gedanken kund gibt, auf Fragen, die sie anscheinend nicht gehört hat, antwortet. Letzterer Fall gehört dem Gebiete der sogenannten negativen Halluzinationen an, die das Nebeneinanderstatthaben ober- und unterbewusster psychischer Prozesse zum Teil in recht interessanter Weise dartun. Einem Hypnotisierten wird z. B. suggeriert, dass der anwesende Herr X. fortgegangen sei. Er nimmt in der Folge von allem, was Herr X. tut und spricht, oberbewusst keine Kenntnis, er existiert für ihn nicht; aber wenn sich der Hypnotisierte bewegt, rennt er keineswegs Herrn X. an; er nimmt ihn also unterbewusst wahr, verwertet auch diese Wahrnehmung, und man kann durch entsprechende Suggestionen nachträglich bei ihm die Erinnerung an das wecken, was Herr X. getan und gesprochen hat, was er also doch unterbewusst wahrgenommen haben muss.

Dessoir sind die in Frage stehenden Tatsachen keineswegs un-

bekannt geblieben[1]), sie haben ihn auch veranlasst, an dem hypnotischen Bewusstsein zwei Sphären analog dem Wachbewusstsein zu unterscheiden. Dass mit dieser Sonderung die Gleichstellung der Hypnose mit dem Unterbewusstsein des Wachzustandes sich nicht vereinbaren lässt, ist ihm jedoch entgangen[2]).

Gegen die von Dessoir u. a. vertretene Erweiterung des Begriffes des Unterbewusstseins lässt sich ferner geltend machen, dass durch dieselbe die Bewusstseinsbeschaffenheit als unterscheidendes Merkmal zwischen Ober- und Unterbewusstsein völlig beseitigt wird. Die Vorstellungen in der Hypnose, in hysterischen Anfällen etc. stehen ja an Deutlichkeit des Bewusstseins denen des normalen Wachzustandes nicht nach. Dazu kommt der Umstand, dass durch die fragliche Annahme der Unterschied zwischen Unterbewusstsein und Gedächtnis völlig verwischt wird. Auf der einen Seite sollen dem Unterbewusstsein psychische Tätigkeiten, Vorstellungen, angehören, auf der anderen Seite aber auch die Gedächtnisspuren von Vorstellungen, die in verschiedenen Bewusstseinszuständen auftraten. Wenn man dem Unterbewusstsein z. B. die Erinnerungen früherer Hypnosen, hysterischer Anfälle, von Träumen mit Amnesie einverleibt, so handelt es sich nur um Gedächtniselemente, Vorstellungsdispositionen, nicht psychische Prozesse. Irgend ein triftiger Grund, so disparate psychische Elemente zu einem Unterbewusstsein zu vereinigen, liegt nicht vor; jedenfalls sollte man, wenn man schon die vom Ego isolierten Vorstellungskomplexe und die Gedächtniselemente solcher zusammenfassen will, hierfür eine andere Bezeichnung als „Unterbewusstsein“ wählen.

Neben der im Vorstehenden besprochenen weiteren Auffassung des Unterbewusstseins, die ihre Hauptvertreter in Dessoir, Sidis und Chabaneix hat, sind im Laufe der Zeit verschiedene andere Unter-

---

[1]) „Wir müssen also“, bemerkt er, „selbst in der Hypnose zwei Bewusstseinssphären unterscheiden, eine mit Persönlichkeitskenntnis zusammengefasste und eine andere, ausserhalb der hypnotischen Synthese stehende, die uns erst den Schlüssel zur Erklärung verschiedener Erscheinungen liefert. Unter diesen seien vor allen Dingen die viel besprochenen „negativen Halluzinationen“ genannt“. Das Doppel-Ich. Seite 52 u. 30.

[2]) In seinem schon erwähnten Vortrage auf dem Genfer Kongress 1909 hat Dessoir versucht, der von ihm vertretenen weiteren Auffassung des Unterbewusstseins eine Interpretation zu geben, die sie akzeptabler machen soll. „Wenn wir“, bemerkt er, „die uns hier interessierenden Zustände veränderten Bewusstseins kurz als unterbewusste Zustände bezeichneten, so sollte damit gesagt sein, dass sie für sich stehen, d. h. vielfach durch Reproduktionshemmung von den Zuständen des normalen Bewusstseins gesondert sind.“ Die Trennung vom normalen Bewusstsein war jedoch nicht das Moment, welches Dessoir früher zu seiner weiteren Auffassung des Unterbewusstseins bestimmte; sie bildet auch keinen genügenden Grund, die in Frage stehenden Zustände veränderten Bewusstseins als unterbewusst zu bezeichnen.

bewusstseinstheorien zutage gefördert worden. Ich muss mich begnügen, hier einige derselben, welche besondere Beachtung erheischen, zu berühren.

Pierre Janet, der zu den Hauptbegründern der Unterbewusstseinslehre zählt, hat bei seiner Besprechung der unterbewussten Phänomene (Etat mental des Hystériques, les accidents mentaux Paris 1894) die in Betracht kommenden Vorgänge des normalen geistigen Lebens nicht entsprechend berücksichtigt. Er geht bei seinen Erörterungen des Mechanismus der hysterischen Anästhesien zwar von allgemeinen Gesichtspunkten über das Wesen der Empfindung und den Unterschied von Perzeption und perception personnelle aus. Die durch die Sinneseindrücke ausgelösten Erregungen erwecken zunächst elementare Empfindungen oder unterbewusste Phänomene.

An diesen Vorgang reiht sich ein zweiter an: eine Synthese der elementaren Phänomene unter sich und insbesondere mit der ungeheuren und bereits bestehenden Vorstellungsmasse der Persönlichkeit (perception personnelle). Janet gesteht jedoch, dass bei keinem Menschen eine perception personnelle, d. h. bewusste Wahrnehmung aller beständig einwirkenden Sinneseindrücke zustande kommt. Die unterbewusst (subconscient) bleibenden Sensationen mögen im psychischen Leben des Individuums eine erhebliche Rolle spielen, haben aber keinen Anteil an der Persönlichkeit, da sie von der perception personnelle ausgeschlossen bleiben. Die Ausdehnung des Bewusstseinsfeldes, d. h. die Zahl der gleichzeitig der perception personnelle zugänglichen Sensationen unterliegt nach Janet grossen individuellen Schwankungen, mit welchen sich der Autor jedoch nicht weiter befasst. Er beschränkt die Verwertung der von ihm dargelegten allgemeinen Gesichtspunkte auf das Gebiet der Hysterie. „Die Hysterie“ bemerkt er zusammenfassend in einem Schlussabschnitte, „ist eine Geisteskrankheit, die der beträchtlichen Gruppe von Krankheiten infolge von Schwäche, von zerebraler Erschöpfung angehört. Sie hat nur ziemlich vage physische Symptome, die insbesondere in einer allgemeinen Verminderung der Ernährung bestehen; sie ist hauptsächlich durch psychische Symptome charakterisiert. Das Wichtigste ist eine Abschwächung der Fähigkeit der psychologischen Synthese, eine Abulie, eine Einengung des Bewusstseinsfeldes (des inneren Blickfeldes Wundts, Ref.), die sich in einer besonderen Weise kund gibt; eine gewisse Anzahl von elementaren Phänomenen, Empfindungen und Vorstellungen, wird nicht mehr perzipiert und erscheint von der persönlichen Wahrnehmung (dem Oberbewusstsein) ausgeschlossen; hieraus resultiert eine Tendenz zur dauernden und vollständigen Teilung der Persönlichkeit, zur Bildung mehrerer voneinander unabhängiger Gruppen (von Vorstellungen, Ref.). Diese Systeme psychologischer Tatsachen lösen einander ab oder existieren nebeneinander; endlich begünstigt dieser Mangel

psychologischer Synthese die Bildung gewisser parasitärer Ideen, die sich vollständig und isoliert, unbeeinflusst von der Kontrolle des persönlichen Bewusstseins, entwickeln und durch die verschiedensten, anscheinend rein psychischen Störungen manifestieren. Kurz, die Hysterie ist eine Form geistigen Zerfalles (desagrégation mentale), die durch die Tendenz zur dauernden und vollständigen Verdoppelung der Persönlichkeit charakterisiert ist."

Ich habe die Bedenken, welche sich gegen die angeführte Janetsche Auffassung ergeben, schon a. O.[1]) dargelegt. Sie laufen im wesentlichen darauf hinaus, dass eine dauernde Herabsetzung der Fähigkeit der psychischen Synthese sich nicht bei allen Hysterischen findet und von dieser auch die Tendenz zur Verdoppelung der geistigen Persönlichkeit nicht abgeleitet werden kann, da wir diese Störung in einer Reihe von Krankheiten finden, bei welchen von einer Tendenz zur Teilung der geistigen Persönlichkeit nichts wahrzunehmen ist.

Janet vertritt in seinem Vortrage auf dem VI. Internationalen Kongress für Psychologie bezüglich des subconscient noch ganz die Anschauungen, zu welchen er sich in seinen früheren Publikationen bekannte. Er erwähnt, dass in der Zwischenzeit andere Autoren die Bezeichnung in einem viel weiteren Sinne gebrauchten, und äussert sich hierüber in etwas ironischer Weise: „Man hat mit diesem Worte wunderbare Tätigkeiten bezeichnet, welche, so scheint es, in unserem Innern vor sich gehen, ohne dass wir ihre Existenz vermuten. Man hat sich derselben bedient, um das Aufleuchten des Enthusiasmus und die Prophezeiungen des Genies zu erklären. Das erinnert an die amüsante Phrase Hartmanns: ‚Trösten wir uns, dass wir einen so praktischen und so niedrigen Geist haben, so wenig poetisch und so wenig religiös. Es existiert im Innern eines Jeden von uns ein wunderbares Unterbewusstsein, welches träumt und betet, während wir arbeiten, um unseren Lebensunterhalt zu gewinnen.'

Ich hüte mich sehr, Theorien zu diskutieren, die so tröstlich und vielleicht auch sehr wahr sind. Ich begnüge mich, daran zu erinnern, dass ich mich mit ganz anderen Dingen beschäftigt habe."

Die Einwände, die von meiner und anderer Seite gegen seine Deutung hysterischer Symptome geltend gemacht wurden, sind dem Autor, wie es scheint, unbekannt geblieben. Dass er auf der Beschränkung seiner Unterbewusstseinstheorie auf pathologische Tatsachen beharrt, ist nicht befremdlich, da es ja nicht selten vorkommt, dass selbst hervorragende Vertreter einer Wissenschaft in bezug auf einzelne Fragen ihres Gebietes eine gewisse Rückständigkeit dokumentieren. Wenn

---

[1]) Siehe mein Referat über das zitierte Werk Janets, Zentralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie, Maiheft 1894.

Janet aber glaubt, die Ausdehnung der Unterbewusstseinstheorie auf die Phänomene des normalen Seelenlebens mit einigen ironischen Bemerkungen abtun zu können, so verrät dies eine Oberflächlichkeit des Urteils, die man bei einem Forscher von seiner Bedeutung nicht erwarten sollte.

Surbled unterscheidet ein „Ich“ und ein „unterbewusstes Ich“, welch letzterem nur untergeordnete geistige Funktionen und verschiedene Grade von Unterbewusstsein, vom absoluten Nichtbewusstsein bis zum vollen Bewusstsein zukommen. Das in der Norm bestehende Zusammenwirken der beiden „Ich“ lockert sich in der Zerstreutheit und kann in abnormen Zuständen (Hypnose, Hysterie) völlig zessieren. Die physiologischen Anschauungen, auf welche Surbled seine Auffassung der Rolle des „Unter Ich“ stützt (Zusammenwirken des Grosshirns als des Organs der Erkenntnis mit dem Kleinhirn als dem Organ des Strebens) entsprechen so wenig unseren derzeitigen physiologischen Kenntnissen, dass ein näheres Eingehen auf dieselben sich nicht verlohnt[1].“

Morton Prince, der sich schon früher in verschiedenen Arbeiten mit der Frage des Unterbewusstseins beschäftigt hatte, brachte seinen Standpunkt bezüglich derselben in einem Vortrage auf dem VI. internationalen Kongress für Psychologie zum Ausdruck. Seine Ausführungen zeichnen sich ebenso sehr durch gründliche Sachkenntnis, wie durch das Bemühen aus, in der Deutung der zu beurteilenden Erscheinungen möglichste Vorsicht walten zu lassen. Der Autor bemerkt, nachdem er auf die verschiedenen Bedeutungen, die dem Ausdruck Unterbewusstsein beigelegt werden, hingewiesen hat, dass zwei Arten wohl zu unterscheidender Tatsachen dem Unterbewusstsein zugeschrieben werden:

1. Aktive Prozesse, Ideen, Empfindungen, Affekte etc., von welchen das Individuum nichts weiss (i. e. isolierte Ideen, Doppelbewusstsein etc.). Diese Phänomene will er als „mitbewusst“ (coconscious) bezeichnen, während sie von anderen lediglich als physiologische Gehirnprozesse ohne Bewusstsein (unconscious cerebration) gedeutet werden.

2. Physiologische Dispositionen (Gedächtnisspuren) früherer psychischer Prozesse. Diese will er als „unbewusst“ bezeichnen. Der Autor macht hier darauf aufmerksam, dass auch die verdrängten Ideen nicht als psychische Elemente, sondern nur als unbewusste physiologische Residuen, wenigstens in ihrer grossen Masse, höchstwahrscheinlich existieren. Es ist nach ihm kein Grund vorhanden, anzunehmen, dass in dieser Hinsicht verdrängte Ideen im allgemeinen sich von anderen vergessenen Ideen unterscheiden.

Bezüglich des automatischen Schreibens, auf welches der Autor als Beweis für das Unter- resp. Mitbewusstsein grosses Gewicht legt,

[1]) Surbled, Le sous-moi. Paris 1908.

führt er an, dass man es bei geistig völlig normalen Personen findet. Die auf diesem Wege produzierten Schriftstücke mögen alle psychologischen Eigenschaften des willkürlichen Schreibens aufweisen. Sie können logische Auseinandersetzungen, mathematische Kalkulationen, phantasievolle originelle Kompositionen in Prosa und Versen, Gedächtnis, Wahrnehmung und Willen zeigen. Diese Schriftstücke mögen völlig den Anschein bieten, als seien sie von einer Intelligenz von höherer Ordnung geliefert, und diese zweite Intelligenz erklärt in unzweideutigen Ausdrücken, dass ihr das Bewusstsein nicht mangelt, dass sie denkt und fühlt und ihre eigenen Gedanken, eigenen Willen und eigenes Gedächtnis besitzt. Der Autor geht hier auch auf die Hypothese des abwechselnden Bewusstseins ein und gesteht zu, dass sie nicht ganz widerlegt werden kann. In vielen Fällen ist ein Innehalten in dem Fluge der Gedanken der ersten Intelligenz zu beobachten, welches anzeigt, dass die Tätigkeit der zweiten Intelligenz den gleichmässigen Fluss der ersten stört. Die Person bestätigt manchmal, dass sie es schwer findet, klar und frei zu denken, während die zweite Intelligenz schreibt. In anderen Fällen aber ist das Subjekt unfähig, irgend welche Beeinträchtigung in seinen Fähigkeiten zu erkennen. Es mangelt aber auch nicht an Fällen, in welchen während des automatischen Schreibens Intelligenz I. mehr und mehr abnimmt, und schliesslich nur mehr Intelligenz II. übrig bleibt.

Bezüglich der Frage des alternierenden Bewusstseins glaubt Prince, dass in den Fällen, in welchen die dissoziierten Vorstellungen von elementarem Charakter (Gesichts- und Tastwahrnehmung) sind, diese Annahme zur Erklärung der Tatsachen genügen mag. Dies ist aber nicht der Fall, wenn die dissoziierten Ideen ein grosses, einer Persönlichkeit gleichkommendes System bilden. Bei dieser Sachlage hält Prince die Annahme zweier gleichzeitig funktionierender Systeme, d. h. eines Unter- oder Mitbewusstseins neben einem Oberbewusstsein, für die einzig ausreichende Erklärung.

Die Bildung von Komplexen, ob von Zwangscharakter oder nicht, kann nach Prince in den verschiedensten Bewusstseinszuständen stattfinden: im Alltagsleben, in Träumen, in der Hypnose, bei dissoziierter Persönlichkeit, in Trancezuständen, hysterischen Anfällen etc. Diese Komplexe mögen, wie immer sie auch gebildet wurden, in latentem (unbewusstem) Zustande aufbewahrt bleiben und ein Teil der Persönlichkeit des Individuums werden. Sie können zu irgend einer Zeit in das persönliche Bewusstsein (Oberbewusstsein nach unserer Terminologie) eintreten, auch ein Unterbewusstsein bilden, und in dieser Weise eine Rolle im psychischen Leben spielen. Schliesslich ist noch zu bemerken, dass Prince sich der Theorie von der unconscious cerebration (unbewussten Gehirntätigkeit) gegenüber keineswegs ablehnend verhält; er ist geneigt, neben dem Unter- resp. Mitbewusstsein auch ohne Bewusstsein

verlaufenden Gehirnprozessen nicht nur eine Bedeutung als pathogenes Moment, sondern auch einen höchst wichtigen Anteil an unserem normalen Seelenleben zuzuschreiben. Zahlreiche pathologische Erscheinungen, (Ticks, psycholeptische Anfälle, gewisse Halluzinationen Hysterischer etc.) lassen sich nach seiner Meinung besser durch unbewusste Prozesse als durch die Assoziationsgesetze oder einen mitbewussten Mechanismus erklären. Vielleicht sind auch nach dem Autor die Vorstellungen unseres Alltagslebens, die wir von unserem Willen abhängig erachten, nur bewusste Lichterscheinungen (flashes), die durch den Prozess der unconscious cerebration geliefert werden, was er durch ein Schema zu veranschaulichen sucht.

Grasset nimmt in seinem Werke (L'hypnotisme et la Suggestion 2. Aufl. 1904) in bezug auf die Unterbewusstseinsfrage eine eigenartige Stellung ein. Er unterscheidet die von anderer Seite als subconscient bezeichneten psychischen Vorgänge als psychisme inférieur ou automatisme supérieur von einem psychisme supérieur (Oberbewusstsein).

„C'est une fonction automatique“, bemerkt er, „qui n'est pas l'arc réflexe ordinaire, puisqu'elle aboutit à des actes coordonnés, intelligents, spontanés dans une certaine limite.

C'est une fonction psychique, dont les centres sont dans l'écorse grise cérébrale et qui doit être cependant soigneusement distinguée de la fonction psychique supérieure, siège de l'intellectualité supérieure, de la personnalité pleine et vraie, de la conscience entière et morale, de la liberté et de la responsabilité.“

Den Sitz des psychisme supérieur ist Grasset geneigt, in die Rinde des Präfrontallappens zu verlegen. Der Sitz des psychisme inférieur befindet sich ebenfalls in der Grosshirnrinde. Derselbe umfasst einerseits die kortikalen Sinneszentren, andererseits die Rindenzentren für die Bewegung, Sprache und Schrift, welche insgesamt untereinander durch transkortikale Fasern verknüpft sind. Der Verfasser sucht die Beziehungen der zwei psychischen Funktionssysteme bildlich durch ein Polygonschema zu veranschaulichen. Die zwei Systeme psychischer Tätigkeit, das höhere und das niederere, welche in der Norm zu feiner und unentwirrbarer Zusammenarbeit assoziiert sind, können nach dem Autor einer mehr oder minder vollständigen Dissoziation unterliegen, und die betreffenden Zustände, zu welchen auch die Hypnose zählt, gestatten das eingehendere Studium des „automatisme supérieur“.

Endlich haben wir hier auch eines italienischen Autors, Roberto Assagioli[1]), zu gedenken, der in einer kleinen im verflossenen Jahre veröffentlichten Schrift den Versuch unternahm „einen Beitrag zu dem Werke der Klassifikation und genaueren Ordnung der verschiedenen

[1]) Roberto Assagioli, Il Subcosciente. Firenze 1911.

Probleme auf dem Gebiete des Unterbewusstseins zu liefern.“ Der Autor hebt zunächst die Meinungsverschiedenheiten und die Ideenkonfusion hervor, die in den Arbeiten über das Unterbewusstsein bisher zutage traten und in einer Art Anarchie der Terminologie ihren Ausdruck fanden. Zum Beweise führt der Autor an, dass ein und dasselbe Phänomen von den Autoren mit 7 verschiedenen Ausdrücken (unbewusst, unterbewusst, mitbewusst, überbewusst, dissoziiert, subliminal und kryptopsychisch) bezeichnet wird.

In bezug auf die Frage, ob es eine psychische Tätigkeit ohne irgend welches Bewusstsein gibt, erklärt A., dass er eine psychische Aktivität ohne jedes Bewusstsein nicht verstehe, da ihm dieses als wesentliches Element der Vorstellung des Psychischen erscheine. Diese Auffassung ist nicht mit der Ziehens und anderer oben erwähnter Autoren zu identifizieren, da A. ein entschiedener Vertreter des Unterbewusstseins ist und die Theorie der unbewussten Gehirntätigkeit (unconscious cerebration) als unhaltbar verwirft.

„Jene Psychologen“, bemerkt er, „täuschen sich, welche zu erklären oder auch in einer exakteren oder objektiveren Weise die unterbewussten Phänomene zu beschreiben glauben, indem sie sprechen: „von Zerebration, von Chemismus und nervösen Prozessen, von Assoziationsbahnen, von Gedächtnisspuren usw.“

A. ist der Ansicht, dass die in Frage stehenden Phänomene sich besser in psychologischen als in physiologischen Ausdrücken darstellen lassen, und weist darauf hin, dass, da die unterbewussten Phänomene psychischer Natur sind, deren Einreihung und Systematisierung als physiologische Vorgänge zu beständigen Übersetzungen und Übertragungen von einer Reihe in die andere führt mit augenscheinlicher Verletzung des Prinzips der Gedankenökonomie und mit beständiger Gefahr von Irrtümern und Übersehen in Anbetracht der grossen Spärlichkeit sicherer Kenntnis über die Beziehungen zwischen Psychischem und Nervensystem.

Die Frage, ob eine von der Persönlichkeit dissoziierte, aber mit Bewusstsein ausgestattete psychische Tätigkeit existiert, beantwortet A. in entschieden bejahendem Sinne, wobei er sich insbesondere auf die Beobachtungen von Janet und Morton Prince stützt. Der Autor hält die von Morton Prince vorgeschlagene Bezeichnung „Mitbewusstsein“ für die Phänomene, welche die Äusserung des sekundären Bewusstseins repräsentieren und neben dem Hauptbewusstsein existieren, für eine sehr glückliche. Der Anteil der mitbewussten psychischen Tätigkeiten an dem normalen und abnormen Seelenleben ist nach seiner Überzeugung viel bedeutender, als man allgemein annimmt.

Die Analysen der Wissenschaftler und der Romanschriftsteller, insbesondere Freuds und seiner Schule, haben nach A. Klarheit darüber gebracht, dass unser Betragen, unsere Meinungen, unsere Stimmung in

weitgehendem Masse durch eine Menge von psychischen Faktoren beeinflusst werden, deren wir nicht bewusst sind, denen man aber aus den schon dargelegten Gründen ein Bewusstsein nicht absprechen kann.

Wie Grasset für seinen psychisme supérieur und inférieur einen gesonderten Sitz in der Grosshirnrinde annimmt, so glaubt auch Dessoir dem Ober- und Unterbewusstsein eine verschiedene Lokalisation zuschreiben zu müssen. Nach diesem Autor ist für die beiden Bewusstseinssphären ein paralleles Substrat in jeder Hemisphäre anzunehmen. Flechsig hält es für fraglich, ob das unbewusste (i. e. unterbewusste) Arbeiten der Assoziationszentren nur gewissen Elementen (vielleicht den zentralsten) der nicht direkt mit den Sinnessphären zusammenhängenden Neurone zukommt oder allen ohne Ausnahme, sobald die Erregung unter eine gewisse Intensität sinkt.

Unsere derzeitigen Kenntnisse von den unterbewussten Tätigkeiten und deren Beziehungen zum Oberbewusstsein lassen sich meines Erachtens nicht mit der Annahme vereinigen, dass beiden Bewusstseinssphären gesonderte Substrate im Grosshirn und zwar in der Grosshirnrinde überhaupt oder einzelnen kortikalen Partien zukommen. Wir haben gesehen, dass die gleichen psychischen Prozesse ober- und unterbewusst verlaufen können. Es hängt oft nur von zufälligen Umständen ab, ob eine Assoziationsreihe sich im Ober- oder Unterbewusstsein abspielt. Wenn ich z. B. mich auf einen Namen oder eine Tatsache, die mir augenblicklich nicht erinnerlich ist, nicht weiter besinnen will, kann es sein, dass nach einiger Zeit mir das betreffende Wort ohne mein Zutun einfällt. Das Unterbewusstsein hat hier die Reproduktion übernommen; die gleiche Leistung hätte aber auch mein Oberbewusstsein zustande gebracht, wenn ich nicht darauf verzichtet hätte, mein Gedächtnis weiter anzustrengen. Daran ist allerdings nicht zu zweifeln, dass gleichzeitig stattfindende ober- und unterbewusste Vorgänge an die Tätigkeit verschiedener Gehirnelemente geknüpft sind. Allein die assoziativen Bahnen, deren Erregungen in einem gegebenen Augenblicke unterbewusste Prozesse bedingen, können ein anderes Mal oberbewussten Leistungen dienen. Die Verschiedenheiten, welche ober- und unterbewusste Tätigkeiten bei aller Übereinstimmung im einzelnen im grossen und ganzen aufweisen, sind nicht von einer Art, dass wir sie an verschiedene Substrate gebunden erachten müssten.

Wir haben uns nun noch mit den Einwänden zu beschäftigen, welche gegen die Unterbewusstseinstheorie geltend gemacht wurden. Mit den Ansichten der Autoren, welche es für unstatthaft erachten, Vorgängen, von deren Ablauf wir nichts wissen, ein Bewusstsein zuzuschreiben, brauchen wir uns hier nicht mehr zu beschäftigen. Wir haben nur noch die Argumente jener

zu berücksichtigen, welche das gleichzeitige Statthaben psychischer Prozesse von verschiedener Bewusstseinsqualität oder -Intensität bestreiten zu müssen glaubten. Zunächst ist hier von Schrenck-Notzing (l. c.) zu erwähnen, der in seiner Polemik gegen die Theorie vom Doppel-Ich von der irrtümlichen Auffassung ausging, dass die Vertreter derselben das gleichzeitige Statthaben zweier inhaltlich verschiedener bewusster Akte von gleicher Bewusstseinsintensität annehmen. Nach dem Autor handelt es sich bei der angenommenen Gleichzeitigkeit ober- und unterbewusster psychischer Prozesse um eine Täuschung bezüglich des zeitlichen Verhaltens der betreffenden Vorgänge zueinander. Die als Beweise angeführten Beobachtungen (automatisches Schreiben etc.) sollen sich dadurch erklären, dass die Aufmerksamkeit sich abwechselnd beiden Reihen psychischer Vorgänge zuwendet, d. h., dass bald Teile der einen Reihe, bald Teile der anderen Reihe in den Wellengipfel des Bewusstseins treten. Die anscheinende Gleichzeitigkeit wäre demnach in Wirklichkeit eine Aufeinanderfolge rasch wechselnder psychischer Elemente. Was sich nicht auf diese Weise erklären lässt, soll auf eingeübte, automatisch ablaufende Tätigkeiten zurückzuführen sein. Der von v. Schrenck-Notzing unternommene Erklärungsversuch hat sicher für manche dem Unterbewusstsein zugeschriebene Leistungen Berechtigung, erweist sich jedoch der grossen Mehrzahl der in Betracht kommenden Tatsachen gegenüber als unzulänglich. Die Annahme des Autors lässt uns ganz und gar im unklaren darüber, wie es möglich ist, dass zwei im raschen Wechsel in das Bewusstsein tretende Vorstellungsreihen vollständig ohne jede Verbindung bleiben und das Ego nur von dem Ablaufe der einen Reihe mit Bestimmtheit Kenntnis erhält.

Landmann[1]), der sich insbesondere gegen die von französischen Autoren (Binet, Janet etc.) vertretene Vervielfältigung der Persönlichkeit in einem Individuum wendet, glaubte die Annahme der gleichzeitigen Existenz zweier Bewusstseinssphären, wie sie z. B. zur Erklärung des automatischen Schreibens Hysterischer herangezogen wurde, durch eine recht eigentümliche Argumentation widerlegen zu können. „Denn wenn ein Mensch gleichzeitig zweierlei geistige Tätigkeiten äussert, von denen nur die eine zum Bewusstsein gelangt, die andere aber dem Bewusstsein völlig entrückt ist, keine Erinnerung zurücklässt und selbst durch unverkennbare Sinneswahrnehmungen nicht zum Bewusstsein gebracht werden kann, so wird man doch zu der Annahme genötigt, dass diese geistige Tätigkeit von einer Sphäre des Bewusstseins gar nicht ausgegangen ist.

Alle Erscheinungen, welche als Beweise für die gleichzeitige Tätigkeit zweier verschiedener Bewusstseinssphären innerhalb eines Indi-

[1]) Landmann, Die Mehrheit geistiger Persönlichkeiten in einem Individuum. 1894.

viduums angeführt wurden, beruhen in den beiden Reihen von Versuchen darauf, dass subkortikale Ganglien des Gehirns von den Bewusstseinszellen der Grosshirnrinde abgelöst durch absichtliche Einwirkungen in eine selbständige unbewusste reflektorische Tätigkeit versetzt wurden.“ Die Rolle, welche der Autor den subkortikalen Ganglien bei den in Frage stehenden Leistungen zuschreibt, widerspricht jedoch ganz und gar unseren derzeitigen physiologischen Kenntnissen, weshalb wir uns ein näheres Eingehen auf seine Ansicht ersparen können.

Störring[1]), ebenfalls ein Gegner der Ober- und Unterbewusstseinstheorie, wendet sich zunächst gegen die von Dessoir und anderen vertretene Annahme, dass in gewissen pathologischen Zuständen das Unterbewusstsein zutage tritt und einen gesonderten, dem Oberbewusstsein fehlenden Erinnerungskomplex aufweist. Der Autor glaubt, dass sich das Verhalten der Erinnerungen in den in Frage stehenden pathologischen Zuständen ohne die Annahme eines Unterbewusstseins erklären lasse. Er weist zunächst auf die Veränderung der Organempfindungen in den hysterischen und epileptischen Dämmerzuständen hin, welche modifizierend auf die Reproduktionstendenzen wirkt, indem durch dieselben eine Änderung der Concausae der Reproduktion gesetzt wird. Wenn bei einer Aufeinanderfolge normaler und abnormer Bewusstseinszustände das Verhalten der Erinnerung wechselt, so ist dies in erster Linie auf verschiedenes Verhalten der Organempfindungen in den betreffenden Zuständen zurückzuführen. Ausserdem kommt nach dem Autor veränderte Weite des Bewusstseins in Betracht.

„Die Weite des Bewusstseins schwankt bei den Hysterischen sehr, sie ändert sich häufig mit dem Eintritt von abnormen Bewusstseinszuständen. Durch diese Änderung wird also eine weitere Modifikation der psychischen Konstellation gesetzt. Zuletzt wäre vielleicht noch die durch Änderung der Gemütsstimmung gegebene Änderung der Versorgung des Gehirns mit Blut zu erwähnen.“

Die hier angeführte Argumentation des Autors, die nicht ganz einwandfrei[2]) ist, betrifft nur die Erweiterung des Begriffes des Unterbewusstseins, gegen welche sich, wie wir gezeigt haben, noch andere und stichhaltigere Gründe geltend machen lassen.

Störring wendet sich aber auch gegen das Nebeneinander von ober- und unterbewussten Vorgängen, die simultane Spaltung des Be-

---

[1]) Störring, Vorlesungen über Psychopathologie in ihrer Bedeutung für die normale Psychologie. Leipzig 1900. S. 204 u. f.

[2]) Es ist keineswegs nachgewiesen, dass speziell in den hysterischen Anfällen stets eine Veränderung der Organempfindungen vorliegt, auf welche die Modifikation der Reproduktionstendenzen zurückgeführt werden könnte. Was in einzelnen Fällen konstatiert wurde, lässt sich nicht ohne weiteres verallgemeinern.

wusstseins, welche bei Hysterischen besonders ausgeprägt sein soll, und er glaubt, diese Annahme widerlegen zu können, indem er einige von Breuer und Freud angeführte Fälle in einer von diesen Autoren abweichenden Weise deutet. Wir können auf die Einzelheiten der besprochenen Beobachtungen und der daran geknüpften Deutungen nicht eingehen. Wir müssen uns begnügen, die Schlüsse, zu welchen der Autor gelangt, anzuführen.

„So macht uns also abnorme Intensität der Gefühlszustände, vor allem der reproduzierten, zusammen mit der Tatsache abnorm einseitiger Konzentrationsfähigkeit der Hysterischen (die wir aber in letzter Linie wieder auf den ersten Faktor zurückführen) die hier vorliegende simultane Spaltung des Bewusstseins verständlich, ohne dass wir nötig hätten, auf die Theorie vom Ober- und Unterbewusstsein zu rekurrieren.“ l. c. S. 218.

Mit der Fülle von Tatsachen aus dem normalen Seelenleben, auf welches sich die Annahme eines Unterbewusstseins in erster Linie stützt, beschäftigt sich der Autor in keiner Weise. Es bedarf daher keiner langen Beweisführung, dass die Lehre vom Ober- und Unterbewusstsein durch seine Deutung einzelner Beobachtungen an Hysterischen in keiner Weise erschüttert wird.

Einer besonders eingehenden und in mancher Beziehung auch durchaus berechtigten Kritik hat in jüngster Zeit Weingärtner[1]) die Unterbewusstseinstheorie unterzogen. Wenn seine Ausführungen auch speziell die Bedeutung dieser Theorie für die Religionspsychologie im Auge haben, so lässt sich doch nicht behaupten, dass dieses Interesse in den ersten Abschnitten seiner Arbeit, die vom Unterbewusstsein im allgemeinen handeln, die Darstellung in einseitiger Weise beeinflusst. Der Autor beschäftigt sich zunächst mit den verschiedenen Bedeutungen, in welchen die Bezeichnung „Unterbewusstsein“ bisher gebraucht wurde, und kommt erst an letzter Stelle zu der Auffassung des Unterbewusstseins als zweites getrenntes Bewusstsein, mit der wir uns im vorstehenden beschäftigt haben. Nach Erwähnung der Ansichten verschiedener Autoren (Janet, Ed. von Hartmann, Surbled, Dessoir etc.) geht er dazu über, die Beweise für das Unterbewusstsein einer Prüfung zu unterziehen, wobei er sich z. T. die Argumente von von Schrenck-Notzing, Störring und Mercier zu eigen macht. Es ist nicht zu verkennen, dass seine Kritik in betreff mancher dem Unterbewusstsein zugeschriebenen Leistungen des normalen Lebens berechtigt ist. Wenn er z. B. in dem sinngemässen Vorlesen, während die Gedanken des Lesenden in anderer Richtung beschäftigt sind, keine

[1]) Georg Weingärtner, Das Unterbewusstsein. Mainz 1911.

Leistung des Unterbewusstseins erblickt, so lässt sich nichts Triftiges dagegen einwenden[1]).

Allein seine Kritik wird weniger zutreffend und zum Teil ganz unstichhaltig, wenn es sich um Deutungen von Beobachtungen auf pathologischem Gebiete handelt. Die Einwände, welche er gegen die Annahme einer Vervielfältigung der Persönlichkeit bei Hysterischen, i. e. die angebliche Aufeinanderfolge von Ober- und Unterbewusstseinszuständen äussert, sind nicht unberechtigt, gehen aber über das Bekannte nicht hinaus. Dagegen versteigt er sich zu sehr gewagten Schlüssen, wenn es sich darum handelt, das gleichzeitige Nebeneinanderstatthaben ober- und unterbewusster Tätigkeiten in Abrede zu stellen. So glaubt er im Anschluss an eine Äusserung Merciers, welcher das Vorkommen unbewusster Sinnesempfindungen nicht in Abrede stellen will, aber die Unbewusstheit als sehr dunkles Bewusstsein betrachtet, das automatische Schreiben Hysterischer während einer Unterhaltung, die schriftliche Beantwortung von Fragen, von welchen die Kranke nachträglich ebenso wenig wie von der geschriebenen Antwort weiss, auf folgende Weise erklären zu können. „Die dunkle Vorstellung und der schwachbewusste Vorgang der motorischen Auslösung derselben beim Schreiben wurden von der Kranken nicht beachtet und vielleicht überhaupt nicht durch einen reflexiven Akt mit dem übrigen Bewusstseinsinhalte verknüpft" (l. c. S. 76). Auch das automatische Niederschreiben eines Briefes während einer Unterhaltung soll durch dunkelbewusste psychische Vorgänge zustande kommen, die vielleicht überhaupt kein reflexiver Akt mit dem klarbewussten Inhalt verknüpft haben mag. Man sieht, welche dialektische Künste der Autor aufwendet, um das Statthaben unterbewusster psychischer Vorgänge in den betreffenden Fällen negieren zu können. Die dunklen Vorstellungen, die kein reflexiver Akt mit dem übrigen Bewusstsein verbindet, die aber trotzdem dem gewöhnlichen Bewusstsein (Oberbewusstsein) angehören sollen, sind psychische Elemente, die offenbar alle Charaktere unterbewusster Vorstellungen besitzen; es sind Vorstellungen, von denen das Individuum nichts weiss und die von seinem Oberbewusstsein isoliert sind. Der Versuch einer Negation unterbewusster Akte in den angeführten Beispielen läuft demnach im wesentlichen darauf hinaus, dass der Autor die Bezeichnung „unterbewusst" durch eine äquivalente ersetzt.

Von ähnlicher Beweiskraft sind die Argumente, welche W. gegen die von so vielen Seiten angenommene Bedeutung des Unterbe-

[1]) „Zum Vorlesen", bemerkt er (l. c. S. 67), „ist gewiss keine besondere Anspannung der Aufmerksamkeit erforderlich, geschweige, dass die dazu notwendigen Akte das ganze Bewusstsein ausfüllen müssten und nicht gleichzeitig noch andere Akte in demselben enthalten sein könnten. Darum brauchen wir kein Unterbewusstsein zur Erklärung".

wusstseins für die geniale Produktion anführt. „Das Unterbewusstsein“, meint er, „erklärt hier nichts, und wir haben es gar nicht nötig, uns zur Erklärung in dessen Dunkel zu flüchten“. Aber was er zur Erklärung der genialen Produktion für genügend hält: unmittelbare psychophysische Anlage und Fähigkeit, „angeborene Disposition“, dieses X, dessen Vorhandensein wohl niemand bestreitet, macht die Annahme einer Beteiligung des Unterbewusstseins an dem genialen Schaffen weder hinfällig noch überflüssig. Dem Autor entgeht dies auch nicht ganz, nur sucht er auch in diesem Betreff seinen das Unterbewusstsein negierenden Standpunkt durch Wortkünste aufrecht zu erhalten, indem er bemerkt: „Und wenn der geniale Gedanke nicht das Produkt eines unmittelbaren Erfassens, einer „Intuition“ ist, die plötzlich unvorbereitet aufleuchtet, ohne dass sie in irgend einem Ober- oder Unterbewusstsein erst zurechtgedrechselt wurde, wenn wir wirklich von einem Heranreifen der Gedanken sprechen können, dann brauchen wir dazu immer noch kein zweites Bewusstsein. In einem solchen Falle mag der geniale Gedanke das Produkt von unmittelbarer (unbewusster) Anlage und von tausend kleinen Eindrücken und halbbewussten Reflexionen sein, die spontan, ohne Willkür und darum in kaum beachteter und doch nicht unbewusster Arbeit sich zu einem Ganzen gestaltet haben“.

Die tausend kleinen Eindrücke und halbbewussten Reflexionen, die in kaum beachteter Arbeit sich zu einem Ganzen gestalten, was sind sie doch im Grunde anderes als unterbewusste Akte? Es ist eine ganz willkürliche, durch nichts zu erweisende Annahme, dass es sich um Vorgänge handelt, die dem Individuum in irgend einem Grade „bewusst“ im gewöhnlichen Sinne sind.

Die vorstehenden Darlegungen dürften gezeigt haben, dass die Annahme zweier Bewusstseinssphären, eines Ober- und Unterbewusstseins, in der von mir vertretenen Beschränkung durch die bisher von verschiedenen Autoren vorgebrachten Einwände weder als hinfällig, noch als überflüssig erwiesen wurde. Die bisher vorliegenden Erfahrungen sprechen nur für ein gleichzeitiges Statthaben, ein Nebeneinander ober- und unterbewusster psychischer Prozesse. Dafür, dass das Unterbewusstsein an die Stelle des Oberbewusstseins treten, dieses in künstlich herbeigeführten oder pathologischen Zuständen ersetzen oder verdrängen kann, liegen dagegen keine stichhaltigen Beweise vor. Die Unterbewusstseinstheorie, wie man die hier in Frage stehende Annahme auch bezeichnen kann, nötigt, wie ich gezeigt zu haben glaube, uns nicht zur Annahme eines Doppel-Ich, eines zweiten neben unserer oberbewussten Persönlichkeit beständig und selbständig waltenden Ego. Es ist nicht zu verkennen, dass manche Autoren in der Schilderung der Leistungen des Unterbewusstseins sich nicht lediglich von der Erfahrung,

sondern auch von ihrer Phantasie leiten liessen und daher in ihren Schlüssen zu weit gingen. Die Übertreibungen, die solchergestalt zum Vorschein kamen, haben die Anerkennung der Unterbewusstseinstheorie nicht gefördert, sie dürften aber keinen Grund bilden, das Kind mit dem Bade auszuschütten, d. h. die Theorie als Ganzes abzulehnen, die uns bisher schon für die Erklärung zahlreicher Tatsachen des normalen Seelenlebens wie pathologischer Vorkommnisse höchst wertvolle Dienste geleistet hat.

II. Gedächtnis, Unterbewusstsein. Hypnose.

Wir haben im Vorstehenden schon manche Tatsachen berührt, welche Beziehungen des Gedächtnisses zum Unterbewusstsein betreffen. Diese Beziehungen sind aber so vielseitig, bedeutungsvoll und zugleich noch so sehr der Aufklärung bedürftig, dass wir genügend Grund haben, ihnen hier noch eine besondere Besprechung zu widmen. Wir müssen uns dabei gestatten, einige allgemeine Bemerkungen über das Gedächtnis voranzuschicken.

Das Gebiet psychischer Phänomene, welches wir unter dem Titel „Gedächtnis" zusammenfassen, ist in neuerer Zeit von zahlreichen Autoren zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht worden, durch welche unsere Kenntnisse über eine Reihe von Detailfragen wesentlich erweitert wurden.

Auch an grösseren und umfassenderen Arbeiten über das Gedächtnis aus neuerer Zeit mangelte es nicht. Allein trotz alledem sind wir über die Grundtatsachen des Gedächtnisses heutzutage ebenso wenig aufgeklärt als vor Jahrhunderten, und manche der neueren Forschungen haben mehr dazu geführt, uns die Schwierigkeiten aufzudecken, welche mit einzelnen Gedächtnisproblemen verknüpft sind, als diese einer Lösung näher zu bringen. Eine kurze Betrachtung wird dies zur Genüge zeigen.

Wenn wir uns nicht entschliessen wollen, eine Seele als ein vom Körper verschiedenes Wesen mit allerlei Vermögen anzunehmen, unter welchen auch das Gedächtnis figurieren mag, erübrigt uns nur das Gehirn als Sitz jener psychischen Elemente und Verrichtungen zu betrachten, die wir dem Gedächtnisse zuschreiben. An diese grundlegende und von Naturforschern allgemein angenommene Voraussetzung knüpfen sich jedoch schon gewisse, nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten. Manche Biologen und Physiologen schreiben allen Organismen oder überhaupt der organisierten Substanz ein Gedächtnis zu. Wir wollen hier von dieser Erweiterung und Verwässerung des Gedächtnisbegriffes absehen und nur auf die Tatsache hinweisen, über welche die physiologischen

Erfahrungen keinen Zweifel bestehen lassen, dass jeder nervöse Vorgang, den wir als Erregung bezeichnen, eine Veränderung in den betreffenden Nervenelementen hinterlässt, welche sich nicht mehr völlig ausgleicht und eine Disposition darstellt, infolge welcher die betreffende Nerventätigkeit leichter als früher ausgelöst wird. Die Fähigkeit, gewisse Spuren einer stattgehabten Tätigkeit (Gedächtnisspuren, Engramme nach Semon[1])) dauernd zu bewahren — die engraphische Fähigkeit nach dem genannten Autor — bildet demnach eine allgemeine Eigenschaft der Nervenelemente und daher auch der Gehirnelemente. In Einklang mit diesem Postulate hat man früher angenommen, dass die Gehirnelemente, welche das Substrat der Wahrnehmung bilden, auch der Erinnerung dienen, die einzelnen Wahrnehmungs- und Erinnerungsbilder, soweit ihre organische Grundlage in Betracht kommt, also den gleichen Sitz im Bereiche der Grosshirnrinde haben. In neuerer Zeit sind jedoch einzelne Autoren auf Grund klinischer Erfahrungen zu der Auffassung gelangt, dass Wahrnehmung und Erinnerung an verschiedene Gehirnelemente geknüpft sind. Völlig stringente Beweise sind allerdings hierfür noch nicht beigebracht worden. Doch glaubt man, dass es gelingen wird, solche im Laufe der Zeit zu gewinnen[2]).

Wie sich diese Annahme mit der nicht zu bestreitenden engraphischen Fähigkeit aller Nervenelemente vereinbaren lässt, bleibt vorerst unerfindlich[3]). Daneben kommt auch in Betracht, dass wir noch keine Aufklärung darüber besitzen, an welche Nervenelemente der Grosshirnrinde Wahrnehmung und Erinnerung geknüpft sind. Man hat sich zwar verschiedenfach über die Idee lustig gemacht, dass einzelne Vorstellungen in einzelnen Nervenzellen ihren Sitz haben sollen, aber S. Meyer[4]), der gegen diese Idee zu Felde zieht, spricht doch auch

[1]) Semon, Die Mneme. III. Aufl. 1911. S. 15.

[2]) Vergleiche z. B. Th. Ziehen, Das Gedächtnis, Festrede, Berlin 1908. S. 18 u. f. Der Autor bemerkt hier: „Zusammenfassend darf man also wohl sagen, dass die pathologische Kasuistik sehr bedeutungsvolle Hinweise auf die Trennung der Gedächtniselemente von den Empfindungselementen liefert.“ Besonders bemerkenswert ist, dass auch Freud (Traumdeutung) einen gesonderten Sitz von Wahrnehmung und Erinnerung annimmt.

[3]) Wie sehr die Ansichten über den Sitz von Wahrnehmung und Erinnerung noch immer schwanken, erhellt recht deutlich aus folgender Bemerkung Goldsteins, in dessen vor kurzem veröffentlichter Arbeit: die Halluzination, ihre Entstehung, ihre Ursachen und ihre Realität (Grenzfragen des Nerven- u. Seelenlebens. H. LXXXVI. Wiesbaden J. F. Bergmann 1912). „Unsere psychologische Analyse hat uns Wahrnehmung und Vorstellung als nicht prinzipiell, sondern nur quantitativ verschiedene Phänomene aufgezeigt, wir sind deshalb genötigt und berechtigt, den gleichen psychischen Vorgängen auch ein gleiches anatomisches Substrat zuzuerkennen, d. h. die Wahrnehmungen in dieselben Gebiete des Gehirns zu verlegen wie die Erinnerungsbilder.“

[4]) S. Meyer, Übung und Gedächtnis. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. H. XXX.

wieder von Gedächtniszellen, während Freud[1]) einer Lokalisation psychischer Gebilde in bestimmten Gehirnelementen überhaupt abhold ist.

Noch tiefer ist das Dunkel, in welches die Engramme der Gefühle gehüllt sind. Wir können uns eines Schmerzes, welchen uns ein körperliches Leiden oder ein seelisches Trauma (ein Unglück) verursachte, noch nach Jahren lebhaft erinnern, ebenso aber auch der Freude, die wir in unseren Kinderjahren bei diesem oder jenem Anlasse empfanden. Es darf uns nicht wundernehmen, dass wir über die Örtlichkeit und Beschaffenheit der Engramme der Gefühlszustände nicht einmal eine Vermutung hegen können, da wir ja auch über die Art und den Sitz der die Gefühle bedingenden kortikalen Vorgänge nichts wissen. Selbst wenn wir eine der Hypothesen über das organische Korrelat von Lust und Unlust in Betracht ziehen und z. B. mit Störring[2]) annehmen wollten, dass diese Gefühle von dem Grade des Umsatzes von potentieller in aktive Energie, d. h. der Art des Ablaufs der Zersetzungsprozesse in der Grosshirnrinde abhängen, gewinnen wir immer noch nicht den geringsten Anhaltspunkt für eine Vermutung über die Lokalisation und Art der Gefühlsengramme.

Es ist meines Erachtens nicht überflüssig, wenn wir uns dem Eifer gegenüber, mit dem heutzutage die Gedächtnisforschung betrieben wird, unsere Unkenntnis über die Grundprobleme des Gedächtnisses, soweit sie dessen organische Seite betreffen, stets vor Augen halten. Wir sprechen so vielfach von dem Vorstellungskomplexe unseres Ego, mit dem sich neue Vorstellungen verknüpfen oder nicht verknüpfen; wir sprechen auch von mehr oder weniger selbständigen Vorstellungskomplexen, die durch Assoziationen wachsen können; man spricht auch von einem Vorstellungsschatz, den wir besitzen, ganz allgemein oder in bezug auf einen bestimmten Gegenstand. Hierbei ist jedoch zu berücksichtigen — was vielfach nicht geschieht —, dass die psychischen Elemente, die hier in Frage kommen, in der Hauptsache nicht Vorstellungen, sondern nur Engramme solcher sind, von deren Beschaffenheit und genauerem Sitz wir nichts wissen. Der so enorm umfassende Vorstellungskomplex unseres Ego ist in unserem Bewusstsein jeweils nur durch ein unendlich kleines Minimum seines Inhalts vertreten, alles übrige ihm Angehörige ist nichts als eine Summe von Engrammkomplexen, und, wie es zugeht, dass sich mit diesen die einzelnen Vorstellungen entsprechenden kortikalen Vorgänge verbinden oder nicht

[1]) Freud bemerkt (Traumdeutung S. 407): „Wir weichen jedem Missbrauche dieser Darstellungsweise aus, wenn wir uns erinnern, dass Vorstellungen, Gedanken, psychische Gebilde im allgemeinen überhaupt nicht in organischen Elementen des Nervensystems lokalisiert werden dürfen, sondern sozusagen zwischen ihnen, wo Widerstände und Bahnungen das ihnen entsprechende Korrelat bilden“.

[2]) Störring, l. c. S. 433.

verbinden, ist für uns vorerst rätselhaft. Mit den vom Ego abgespaltenen Vorstellungskomplexen verhält es sich ähnlich. Die bewussten Elemente derselben, gleichgültig, ob es sich um ober- oder unterbewusste handelt, bilden immer nur einen kleinen Teil, das Übrige wird lediglich durch Engramme repräsentiert, und mit dem Vorstellungsschatze, den wir besitzen, verhält es sich, wie nicht weiter dargelegt werden darf, ebenso. Wie wir sehen, hat sich ein Sprachgebrauch eingebürgert, der auf die Unterscheidung von Vorstellungen als aktiven psychischen Elementen von den Engrammen solcher verzichtet. Es ist aber aus verschiedenen Gründen sehr wünschenswert, dass dieser Unterschied strikte festgehalten und nicht durch den Sprachgebrauch verwischt oder verschleiert wird. Dieser Unterschied ist erheblich genug. Wie immer es sich auch mit der Beschaffenheit der Engramme verhalten mag, soviel können wir bezüglich derselben jedenfalls annehmen, dass es sich nicht um aktive Vorgänge (Umsetzungen oder Entladungen), sondern um einen Zustand handelt, welcher zwar gewisse Veränderungen durch den Ernährungsprozess und Funktionen der in Betracht kommenden Nervenelemente erfahren kann, aber im übrigen jedoch stabil ist und nur eine Disposition zu erleichterter Auslösung jener Erregungsvorgänge darstellt, welche auf einen äusseren oder inneren Reiz hin in den betreffenden Nervenbahnen ausgelöst wurden. Die Vorstellungen dagegen sind, gleichgültig ob sie dem Ober- oder Unterbewusstsein angehören, wie wir schon an früherer Stelle betonten, immer an zerebrale Tätigkeiten — Erregungsvorgänge — geknüpft. Dieser Umstand bedingt es auch, dass kein Vorstellungskomplex sich dauernd im Ober- oder Unterbewusstsein als solcher erhalten kann. Die Elemente unserer Gehirnrinde sind nach allem, was wir derzeit wissen, einer andauernden Tätigkeit nicht fähig. Auch die gefühlsstärksten Vorstellungskomplexe, gleichgültig, ob sie dem Oberbewusstsein angehören oder von diesem verdrängt und bewusstseinsunfähig nach Freud geworden sind, können sich daher als bewusste (ober- oder unterbewusste) Elemente nicht dauernd erhalten, wie man es allerdings nach einem vielfach geübten Sprachgebrauch glauben sollte. Man spricht so häufig davon, dass eine Person einen Gedanken nicht aus dem Kopf bringen kann, dass z. B. eine Frau, welche ihren Gatten oder ein Kind verloren hat, an ihr Unglück beständigt denkt, sich nicht darüber hinwegzusetzen vermag. Der Tatbestand, der hiermit ausgedrückt wird, ist jedoch nur der, dass die Vorstellung des erlittenen Verlustes bei der Frau sich sehr häufig reproduziert — bei gewissen Gelegenheiten und auch anscheinend spontan —, und dass sie sich mit derselben viel beschäftigt. Allein die Vorstellung ist bei alledem nur zeitweilig, nicht beständig vorhanden und, während sie durch andere Gedanken abgelöst wird, ist sie nur durch das betreffende Engramm vertreten. Für die aus dem Gedächtnis

verdrängten Vorstellungen gilt natürlich das gleiche. Die Erinnerung einer Kränkung, die sich dreissig Jahre in voller Affektstärke erhalten hat, ist, wenn sie auch inzwischen ihr Vorhandensein durch die eine oder andere pathologische Erscheinung manifestierte, während der fraglichen Zeit, von gewissen Intervallen abgesehen, lediglich als Engramm vorhanden gewesen.

Das Gedächtnis umfasst, sofern es unseren geistigen Besitz darstellt, nur die Engramme abgelaufener psychischer Prozesse, die jedoch für unser geistiges Leben ein sehr ungleichartiges Material bilden. Der Neugeborene bringt die Fähigkeit, durch Eindrücke, die auf seine Sinne wirken, Engramme in seinem Gehirne zu erhalten, mit auf die Welt, ja er betätigt diese Fähigkeit auch schon während des intrauterinen Lebens. Nach dem Ablaufe des ersten Lebensjahres besitzt das Kind bereits eine sehr erhebliche und ständig wachsende Zahl von Engrammen, die es auch fortwährend bei seinen geistigen Operationen verwertet. Allein von den Erinnerungen, über welche das Kind in dieser Periode verfügt, ist uns später nichts mehr zugänglich, es ist, als ob die betreffenden geistigen Vorgänge keine Engramme hinterlassen hätten, und selbst die Erinnerungen an die Erlebnisse der folgenden Jahre sind uns, von geringen Ausnahmen abgesehen, im späteren Leben so wenig zugänglich, dass man sie auch durch das angestrengteste Nachdenken nicht wecken kann. Und doch sind die geistigen Vorgänge jener Kindheitsjahre nicht abgelaufen, ohne Spuren in unserem geistigen Besitzstande zu hinterlassen. Sie machen sich, wie Waldstein in treffender Weise gezeigt hat, wenn sie sich auch in ihren Einzelheiten der Aufdeckung entziehen, in der Psyche des Kindes und auch noch des Erwachsenen in verschiedenen Richtungen geltend, indem sie Gewohnheiten, Neigungen und Abneigungen begründen, und sein emotionelles Verhalten, wie seine intellektuelle Entwickelung beeinflussen. Sehr bemerkenswert ist, dass aus den mit dem Schleier der Amnesie bedeckten Erlebnissen der ersten Kindheit einzelne Erinnerungen zusammenhanglos hervorragen, die ihre Reproduktionsfähigkeit zwar z. T., aber durchaus nicht sämtlich der Stärke ihres Gefühlstons verdanken mögen. Der Umfang dieser Erinnerungen und die Lebensperiode, bis zu welcher dieselben herabreichen, unterliegt sehr erheblichen individuellen Schwankungen. Ich selbst verfüge über eine beschränkte Anzahl von Erinnerungen an Vorgänge, die vor meinem fünften Lebensjahre (in der Hauptsache wohl im vierten Lebensjahre) stattfanden: Spiele mit meinen Geschwistern alltäglicher Natur, das Probieren eines neuen Anzugs in Gegenwart von Verwandten etc. Es sind diese Erinnerungen die einzigen, die mir von meinen ersten vier Lebensjahren in meinem späteren Leben verblieben. Sie haben sich seit Jahrzehnten weder an Umfang noch an Deutlichkeit geändert. Alles Übrige ist für mich völlig dunkel, und

doch muss ich annehmen, dass unter diesem Übrigen sich manche geistige Vorgänge befanden, die von ähnlich starken Gefühlselementen begleitet waren, wie diejenigen, deren Erinnerungen sich mir erhalten haben.

Wir ersehen schon aus dem Angeführten, dass das Material, welches unser Gedächtnis umfasst, in bezug auf Reproduktionsfähigkeit grosse Unterschiede aufweist. Wenn wir es in dieser Beziehnung einer Prüfung unterwerfen, so ergibt sich, dass wir vier Gruppen von Gedächtniselementen unterscheiden können[1]):

1. Die erste Gruppe umfasst das Gedächtnismaterial, das uns allzeit zur Verfügung steht und bei unseren geistigen Operationen beständig zur Verwendung gelangt. Dieser Gruppe von Gedächtniselementen gehören alle erinnerbaren Wahrnehmungen und von äusseren Eindrücken unabhängigen intellektuellen Prozesse an, alles was durch Unterricht, Lektüre, dem Verkehr mit Menschen, durch Studium, berufliche Beschäftigung und zufällige Erfahrungen zu unserem dauernden geistigen Besitze geworden ist.

2. Die zweite Gruppe setzt sich aus Gedächtniselementen zusammen, welche inhaltlich von gleicher Art wie die der ersten Gruppe angehörigen sind und sich von diesen nur durch den geringeren Grad der Reproduzierbarkeit unterscheiden. Die Reproduktion der betreffenden Erinnerungen bedarf gewisser Hilfen, während dies bei der ersten Gruppe nicht der Fall ist. Einige Beispiele mögen dies erläutern. Wenn ich z. B. einen Brief in französischer oder englischer Sprache zu schreiben oder ein Gespräch in einer dieser Sprachen zu führen habe, so kommt es vor, dass ich für den einen oder anderen deutschen Ausdruck das betreffende fremdsprachliche Wort augenblicklich nicht finden kann. Wenn ich nun im Lexikon nachsehe, dann stellt es sich heraus, dass mir das betreffende Wort längst bekannt war und dass es mir eigentlich hätte einfallen sollen. Ein Patient, den ich vor 10 Jahren kurze Zeit behandelte, besucht mich. Ich entsinne mich seines Namens nicht mehr, während mir sein Gesicht noch bekannt vorkommt. Auch die Art des Leidens, das ihn damals zu mir führte, fällt mir nicht ohne weiteres ein, da es sich nicht um einen Fall von besonderem Interesse und längerer Beobachtung handelt. Nachdem mir jedoch der Patient einige Mitteilungen über seinen damaligen Zustand gemacht hat, entsinne ich mich weiterer Details, z. T. auch solcher untergeordneter Natur, so dass die Güte meines Gedächtnisses den Patienten überrascht; allein ohne den Anstoss, den die Mitteilungen des Patienten gaben, hätten sich die in Frage stehenden Erinnerungen bei mir nicht eingestellt. Mehr Interesse dürfte folgender Fall beanspruchen. Eine mir bekannte Dame war vor kurzem in der

[1]) Eine Einteilung des Gedächtnismateriales, die in manchen Punkten mit der im folgenden gegebenen übereinstimmt, hat Morton Prince in seinem mehrfach zitierten Vortrage auf dem Genfer psychologischen Kongresse unternommen.

Lage, ihre Geburtsstadt, die sie mit 8 Jahren verlassen hatte, nach 38 Jahren zum ersten Male wiederzusehen. Sie bemühte sich während der Fahrt nach der betreffenden Stadt, die Erinnerungen an diese wachzurufen, und es zeigte sich, dass sie recht beschränkt waren. Bei dem Aufenthalte in der Stadt fand sie jedoch, dass Häuser und Strassen, deren sie sich vorher nicht entsinnen konnte, ihr sehr wohl bekannt vorkamen, dass ihr auch die Veränderungen, die da und dort an Gebäuden und Strassen eingetreten waren, nicht entgingen. Auch eine Reihe von Kindheitserlebnissen, deren sie sich seit Jahrzehnten nicht erinnert hatte, tauchten in ihrem Gedächtnisse auf. Die Wahrnehmungen, welche sie in ihrer Geburtsstadt machte, führten also dazu, dass bei ihr Erinnerungen in grösserer Anzahl auftauchten, welche sie vorher nicht zu wecken vermochte.

3. Die dritte Gruppe von Gedächtniselementen ist ebenfalls nur durch den Grad, resp. die Art ihrer Reproduktionsfähigkeit charakterisiert. Sie umfasst lediglich Elemente, deren Reproduktion auf gewöhnlichem Wege, auch bei Anwendung besonderer Hilfen, nicht möglich ist. Kenntnis von diesen Gedächtniselementen können wir im wesentlichen nur durch besondere technische Verfahren, Ausnützung der hypnotischen Hypermnesie, posthypnotische suggestive Gedächtnissteigerung und Psychoanalyse erlangen [1]).

Dieser Gruppe von Elementen gehören an: ein Teil von allem, was wir als vollständig vergessen, d. h. der Erinnerung in unserem normalen Wachzustande völlig unzugänglich betrachten müssen, die Traumerlebnisse, für welche im Wachen Amnesie besteht, die halluzinatorischen und wirklichen Erlebnisse während hysterischer, gewisser epileptischer Anfälle, in Rausch- und Fieberzuständen, gewissen Psychosen etc., von welchen im wachen Zustande keine Erinnerung besteht, auch die Erlebnisse im hypnotischen Somnambulismus und hypnoiden Zuständen, ferner die Erinnerungen unterbewusster psychischer Vorgänge und absichtlich aus dem Gedächtnis (des Oberbewusstseins) verdrängter Gedanken. Wie wir sehen, wird diese Gruppe im wesentlichen von Gedächtniselementen gebildet, welche der Verbindung mit den Erinnerungsketten des Oberbewusstseins (des Ego-Komplexes) entweder schon ursprünglich ermangelten oder diese Verbindung im Laufe der Zeit verloren und darum von diesen aus nicht reproduzierbar sind. Wir dürfen den Umfang dieses Gedächtnismaterials nicht überschätzen. Es ist zwar zweifellos richtig, dass wir von dem in unserem normalen Zustande

[1]) Auch durch das automatische Schreiben und verwandte Prozeduren, wie sie insbesondere von Spiritisten verwendet werden, sind mitunter Vorstellungen zur Reproduktion gebracht worden, deren Gedächtniselemente dieser dritten Gruppe angehören. Es begreift sich ohne weiteres, dass diese Methoden nur selten verwendbar sind und noch seltener zu einem Resultate in der hier in Frage stehenden Richtung führen. Das Bemerkte gilt auch für das sog. Kristallsehen.

Vergessenen Vieles und zwar auch Erlebnisse aus den ersten Kindheitsjahren in der Hypnose zur Reproduktion bringen können, allein dieses Viele ist doch nur ein sehr kleiner, ja minimaler Teil dessen, was unsere Lebenserfahrung bildet und früher oder später der Erinnerung unzugänglich wurde. Wir werden auf diesen Punkt an späterer Stelle zurückkommen. In der Hypnose können zwar Erlebnisse in früheren Hypnosen, selbst solchen, die viele Jahre zurückliegen [1], in das Gedächtnis zurückgerufen werden, allein nichts berechtigt zu der Annahme, dass alle Vorkommnisse während eines hypnotischen Zustandes in späteren Hypnosen zur Reproduktion gelangen können. Das gleiche gilt für alle psychischen Vorgänge in den erwähnten pathologischen Zuständen (hysterischen Anfällen, epileptischen Dämmerzuständen etc.). Je weiter die betreffenden Anfälle zeitig zurückliegen, um so weniger leistet die Hypnose bezüglich der Reproduktion der Vorkommnisse während derselben. Wie weit die unterbewussten psychischen Vorgänge durch Suggestion in der Hypnose oder auf anderem Wege zur Reproduktion gebracht werden können, lässt sich heutzutage nicht übersehen.

Was wir hier bezüglich der Reproduktionsleistungen in der Hypnose bemerkten, gilt im wesentlichen auch für die Psychoanalyse.

4. Die vierte Gruppe von Gedächtniselementen ist dadurch charakterisiert, dass das in ihr enthaltene Material sich lediglich aus Resultanten vieler im einzelnen oder isoliert nicht mehr ekphorierbarer Gedächtnisspuren (Engramme) zusammensetzt [2]. Es handelt sich um Allgemeinbegriffe, deren Entstehung aus Einzelerfahrungen wir nicht verfolgen können, um emotionelle Dispositionen (Neigungen, Abneigungen), Gewohnheiten im Denken und Handeln, die sich aus zahllosen Einzelgeschehnissen entwickelten. Es sei hier nur darauf hingewiesen, dass wir keine Erinnerung von den überaus zahlreichen psychischen Prozessen haben, durch welche wir allmählich zur richtigen Auffassung der Aussenwelt und zur Unterscheidung derselben von unserem eigenen Körper gelangen.

Alle Details dieses so überaus wichtigen Entwicklungsganges, alle Einzelerfahrungen, die sich in demselben aneinander reihten, sind unserem Gedächtnisse völlig abhanden gekommen, nur die Fähigkeit, die Aussenwelt richtig aufzufassen und von unserem Körper zu unterscheiden, ist uns als Resultante verblieben.

[1]) Bekannt ist der von Wolfarth mitgeteilte Fall einer Frau, welche sich in der Hypnose an die Vorkommnisse während des gleichen Zustandes, in welchen sie vor 13 Jahren versetzt worden war, erinnerte.

[2]) Die Einwirkung auf ein Engramm, durch welche die Reproduktion einer Vorstellung herbeigeführt wird, kann man mit Semon als ekphorieren oder (leichter verständlich) als aktivieren bezeichnen. Der Ausdruck „reproduzieren" ist im Grunde nur auf Vorstellungen, aber nicht auf Engramme anwendbar; der Sprachgebrauch vernachlässigt jedoch diesen Unterschied zumeist.

Ähnlich verhält es sich mit den täglich mehr oder minder gleichförmig sich wiederholenden Verrichtungen. Wenn wir uns z. B. fragen, wie es sich mit unserer Nahrung in einer eine Reihe von Jahren zurückliegenden Lebensperiode verhielt, so können wir wohl sagen, wie viele Mahlzeiten wir im allgemeinen in dieser Zeit einnahmen und welche Gerichte in denselben hauptsächlich figurierten, allein alle Details der einzelnen Mahlzeiten, die regelmässig wiederkehrten, sind der Vergessenheit unabänderlich anheimgefallen [1]).

Wie mit den Mahlzeiten verhält es sich mit unserer regelmässig wiederkehrenden täglichen Beschäftigung, den Eindrücken, die wir bei unseren täglichen Ausgängen empfingen, den Unterhaltungen, die wir mit unserer Umgebung führten. Es sind überall nur Resultanten, Auszüge gedrängtester Art aus einer Unzahl von einzelnen Erlebnissen, was unser Gedächtnis aufzubewahren imstande ist.

Bemerkenswert ist indes nicht nur die im Vorstehenden angeführte Gliederung unseres Gedächtnismaterials, sondern auch der Umstand, dass von allen psychischen Vorgängen, die in unserem Bewusstsein sich abspielen, nur ein äusserst kleiner Teil in bezug auf seine Reproduzierbarkeit in der unterschiedenen ersten Gruppe des Gedächtnismaterials dauernd verbleibt. Alles übrige macht eine Wandlung durch, durch welche es früher oder später in eine der drei übrigen Gruppen versetzt wird; der weitaus grösste Teil unserer Erlebnisse gelangt, wie wir sahen, in Gruppe IV, um hier als Einzeltatsache dauernd zu verschwinden. Wenn ich mich z. B. frage, was ich gestern und vorgestern zu einer gewissen Tagesstunde, in der nicht eine regelmässig wiederkehrende Beschäftigung stattfindet, getan habe, so kann ich das unschwer feststellen. Wenn ich aber eruieren soll, was ich um die gleiche Zeit vor 8 Tagen getan habe, so ist mir dies ohne besondere Reproduktionshilfen nicht möglich und auch mit diesen nicht ganz sicher. Die betreffenden Gedächtniselemente sind von Gruppe I in Gruppe II übergetreten. Gehe ich weiter zurück und stelle die gleiche Frage für einen drei Wochen zurückliegenden Tag, so kann ich auch durch Anwendung von Hilfen nichts mehr erreichen; dann ist aber in der Hypnose noch die Erlangung des betreffenden Aufschlusses möglich (Übertritt der Erinnerung in Gruppe III). Nach einigen Monaten ist aber auch in der Hypnose eine Reproduktion der betreffenden Erinnerungen nicht mehr möglich (Eintritt in Gruppe IV). Ich habe vor Jahren, zu einer Zeit, da ich von der hypnotischen Hypermnesie noch eine übertriebene Vorstellung hatte, Gedächtnisversuche bei einer Somnambulen angestellt und dabei gefunden, dass sie über die Mahlzeiten und ihre Beschäftigung an einem bestimmten Tage vor mehreren Monaten trotz entsprechender

[1]) Eine Ausnahme mögen nur die Details von Mahlzeiten bilden, die an Festen oder bei besonderen Veranlassungen eingenommen wurden.

Suggestion nichts Bestimmtes anzugeben wusste. Die Wandlungen, durch welche die meisten Gedächtniselemente schliesslich in Gruppe IV geraten, vollziehen sich bei den einzelnen Individuen je nach der Güte des Gedächtnisses und anderen Umständen, auf die wir hier nicht näher eingehen können, rascher oder langsamer. Ebenso wechselt natürlich auch die Summe der Resultanten, die in Gruppe IV vereinigt sind, in den einzelnen Fällen. Man darf wohl annehmen, dass der Umfang unseres Gedächtnisses, d. h. unser Besitz an Gedächtniselementen nur bis zu einer gewissen Altersstufe, vielleicht dem 30. Lebensjahre, zunimmt; nach dieser Zeit wird dem Neuerwerb von Gedächtniselementen entsprechend stets eine Anzahl älterer Elemente aus dem Gebiete der Ekphorierbarkeit ausgeschaltet. Die betreffenden Einzelengramme verschwinden und zwar wahrscheinlich dadurch, dass das nervöse Material, an dem sie haften, zu Neuerwerbungen verwendet wird. So finden von unseren Kinderjahren bis zu unserem Lebensende in dem nervösen Substrate unseres Gedächtnisses und damit in unserem geistigen Besitzstande unaufhörlich, aber auch unmerklich Veränderungen statt. Unser Gedächtnis umfasst nicht von einem Tage zum anderen die gleichen Elemente in gleich aktivierbarem Zustande. Offenbar sind die für die Gedächtnisfunktion in unserem Gehirn verfügbaren Einrichtungen nicht von einer Art, um die Aufbewahrnng einer unbegrenzten Zahl von Engrammen zu ermöglichen. Sie gestatten nur die Erhaltung der für unsere geistige Existenz wichtigeren Engramme und besitzen die Fähigkeit einer Art von Selbstregulierung, welche durch Beseitigung des Entbehrlichen fortlaufend Raum für das Wichtigere schafft.

Wir haben im Vorstehenden uns einige allgemeine Betrachtungen über das Gedächtnis gestattet, ohne die Beziehungen desselben zum Unterbewusstsein zu berühren. Es unterliegt aber keinem Zweifel, dass die unterbewussten psychischen Vorgänge ebenso Gedächtnisspuren (Engramme) hinterlassen wie die oberbewussten, unser Gedächtnis also eine Art Sonderabteilung umfasst, welcher die dem Unterbewusstsein entstammenden Engramme angehören. Der unterbewusste Erwerb von Erfahrungen und deren Verwertung — Tatsachen, auf welche wir an früherer Stelle hingewiesen haben — bildet hierfür schon einen ausreichenden Beleg.

Wenn wir die Leistungen des Unterbewusstseins auf dem Gebiete der Reproduktion näher ins Auge fassen, so haben wir drei Gruppen von Fällen zu unterscheiden: a) Die Reproduktion unterbewusster Vorgänge geschieht derart, dass das Reproduzierte in das Bewusstsein (Oberbewusstsein) eintritt. Die Erfahrungen in bezug auf derartige Vorkommnisse weisen darauf hin, dass eine solche Reproduktion nur kurze Zeit nach dem Statthaben der betreffenden psychischen Vorgänge mög-

lich ist. Semon erwähnt als bestes hierher gehöriges Beispiel: „Die unbeachtet gebliebenen, also nicht ins Oberbewusstsein getretenen Stundenschläge einer Uhr, die man gleichwohl noch einige Zeit nachher, also mnemisch, zu ekphorieren und nachzuzählen vermag[1].“

Eine ähnliche Erfahrung bezüglich optischer Eindrücke kann ich von mir berichten. Es passiert mir öfters, dass ich, in eine Arbeit ganz und gar vertieft, oder auch während eines Gespräches rein mechanisch, wie man zu sagen pflegt, d. h. unterbewusst auf meine Uhr sehe; wenn dann kurze Zeit darauf durch irgend einen Umstand meine Aufmerksamkeit auf die momentane Zeit gelenkt wird, ist mir zunächst unklar, was mir die Uhr gezeigt hat; wenn ich es versuche, gelingt es mir jedoch durch Besinnen zumeist, dies nachträglich ungefähr herauszubringen.

Hierher gehört auch folgende Erfahrung. Es kommt vor, dass man in Gedanken oder in ein Gespräch vertieft an einer bekannten Person vorübergeht, ohne sie zu erkennen, selbst wenn man der Betreffenden ins Gesicht sieht. Nach einigen Minuten taucht der Gedanke auf, dass man an einem Bekannten vorübergegangen, und bei einigem Besinnen stellt sich dann auch die Erinnerung ein, wer der Betreffende war.

b) Das reproduzierte unterbewusste psychische Element bleibt unterbewusst.

Hierher gehört der schon angeführte Fall, dass unterbewusst gewonnene Erfahrungen unterbewusst verwertet werden, wie es z. B. beim Velozipedfahren, während die oberbewussten Gedanken in anderer Richtung beschäftigt sind, vorkommt. Die Reproduktionsvorgänge dieser Art spielen wahrscheinlich bei den Verrichtungen unseres täglichen Lebens eine nicht geringe Rolle. Eine ganz erhebliche Leistung kommt z. B. beim Maschinennähen dem Unterbewusstsein zu. Während das Oberbewusstsein vollständig von dem Streben in Anspruch genommen ist, die Nähte oder Stickereien gut und sauber zu machen, drehen und drücken die Finger ganz unwillkürlich, d. h. unterbewusst den Stoff nach den verschiedensten Seiten, wie es die Durchführung der Arbeit erheischt; dabei wird auch ganz und gar unterbewusst die Gefahr, die Finger unter die Nadel zu bringen, vermieden, Auch neben der rein automatischen Arbeit des Maschinentretens geht eine gewisse unterbewusste Tätigkeit insofern einher, als der Wechsel in dem Tempo des Tretens (rascheres oder langsameres Treten), wodurch die Stichschnelligkeit reguliert wird, durch unterbewusst

[1]) Siehe Semon, Die mnemischen Empfindungen S. 139. Über die gleiche Erfahrung berichtet Bleuler, l. c. S. 246. Der Autor erwähnt: „Bin ich mit einer geistigen Arbeit beschäftigt, so höre ich in der Regel die Uhr nicht schlagen. Werde ich einige Minuten nachher durch irgend eine Assoziation an die Zeit erinnert, so wird das Erinnerungsbild des Stundenschlages sehr häufig wieder belebt und zwar oft so scharf, dass ich noch die Schläge bis auf fünf zählen kann. Die Psyche hat den Stundenschlag wahrgenommen aber unbewusst.“

wahrgenommene Eindrücke veranlasst wird und sich auch unterbewusst vollzieht.

An der Technik der bildenden Künste hat das Unterbewusstsein ebenfalls einen erheblichen Anteil. Der mit seiner Kunst völlig vertraute Maler hat, wenn er an einem Gemälde arbeitend vor der Staffelei steht, oberbewusst, wenn auch nicht ausschliesslich, so doch weit vorwaltend nur das Objekt, dessen Darstellung er beabsichtigt, das Bild, das er auf die Leinwand bringen will, mit allen Details im Kopfe. Während so das Darzustellende sein Inneres, d. h. Oberbewusstsein, erfüllt, vollzieht sich die Pinselführung, das Aufnehmen der Farben und die Farbenmischung zum grossen Teile wenigstens unterbewusst (nicht automatisch) auf Grund unterbewusst aufgenommener Eindrücke und unterbewusst gemachter Erfahrungen.

c) Die unterbewusste Reproduktion wird durch Vorgänge angeregt, welche dem oberbewussten psychischen Leben angehörten. Die Reproduktionsleistungen dieser Gruppe sind von grösster Wichtigkeit und übertreffen vielfach die des oberbewussten Gedächtnisses. Zunächst ist hier zu erwähnen, dass die von uns unterschiedene II. Gruppe von Gedächtniselementen, wie die tägliche Erfahrung lehrt, der unterbewussten Aktivierung, (resp. der Aktivierung durch unterbewusste Vorgänge) im allgemeinen leichter zugänglich ist, als der oberbewussten. Was wir uns momentan nicht ins Gedächtnis zurückrufen und auch durch intensives Besinnen und verschiedene Hilfen nicht aus dem Schlummer zu wecken vermögen, wird sehr häufig durch unterbewusste Assoziationen ohne jedes oberbewusste Zutun der Vergessenheit entrissen und zum plötzlichen Auftauchen in unserer Gedankensphäre gebracht.

Auch das automatische Schreiben liefert mitunter Beweise dafür, dass die Gedächtniselemente der II. Gruppe durch unterbewusste Tätigkeit leichter als durch oberbewusste sich ekphorieren lassen.

So erwähnt Moll, dass ein Herr X. auf die an ihn gerichtete Frage, was er an den einzelnen Tagen der letzten Woche zu Mittag gegessen habe, alle Speisen für die einzelnen Tage automatisch richtig niederschrieb, obwohl er auf Befragen die richtige Antwort nicht wusste [1]).

Allein nicht bloss in bezug auf die Elemente der II. Gruppe zeigt sich die Überlegenheit der unterbewussten Reproduktion, auch Bestandteile der III. Gruppe von Gedächtniselementen, die der oberbewussten Aktivierung völlig unzugänglich sind, können durch unterbewusste Tätigkeit aus dem Schlummer geweckt werden.

„Benützen wir“, bemerkt Bleuler, l. c. S. 237, „die dummerweise verpönten Experimente des Gedankenlesens, dann der Planchette (unbewusstes Schreiben) und des Tischklopfens, so finden wir bei Hypnotisierten und Nichthypnotisierten und bei gesunden und kranken

[1]) S. Moll, l. c. S. 254.

Personen überraschende unbewusste Tätigkeiten[1]). Gedächtnisbilder, die dem Bewusstsein vollständig unzugänglich sind, tauchen mit bewunderungswürdiger Schärfe auf und werden in logischer oder auch mehr phantastischer Weise kombiniert. Ein Mädchen schreibt (von links nach rechts) eine arabische Widmung, die sie einmal gesehen haben muss, ohne sie zu verstehen; sie zeigt Kenntnisse, die sie bewusst niemals zur Verfügung hatte usw. Sie erfindet im Trance, beim automatischen Schreiben ganze Geschichten, deren einzelne Materialien sie in der Jugend irgendwo aufgegriffen hat, die aber ihrem Bewusstsein spurlos entschwunden sind (Kryptomnesie)."

Ähnliche Gedächtnisleistungen des Unterbewussseins, die sich auf dem Wege der automatischen Schrift offenbarten, werden von anderen Autoren berichtet.

Neben der automatischen Schrift liefern die posthypnotischen Erscheinungen ebenso wichtige als interessante Aufklärungen über das Gedächtnis des Unterbewusstseins. Wir wissen, dass man in der tiefen Hypnose (Somnambulismus) dem Eingeschläferten Eingebungen erteilen kann, die sich erst nach dem Erwachen realisieren und für welche im wachen Zustande völlige Amnesie besteht. Man spricht in diesen Fällen von einer Aufbewahrung der Suggestion im Unterbewusstsein, was jedoch dem wirklichen Sachverhalte keineswegs entspricht. Die erteilte Eingebung erhält sich bis zum Momente ihrer Realisierung keineswegs kontinuierlich in der Form einer unterbewussten Vorstellung; sie existiert, wenn ihre Realisierung nicht sofort oder alsbald nach dem Erwachen eintritt, nur in der Form eines Engrammes, welches jedoch, je nach dem Inhalte der Eingebung, zeitweilig aktiviert wird und dadurch zum Auftauchen der betreffenden unterbewussten Vorstellungen führt oder auch andere hiermit zusammenhängende unterbewusste Vorgänge anregt.

Uns interessieren hier speziell die Suggestionen mit längerer Verfallzeit (Suggestion à échéance), bei welchen der Realisierungstermin durch Angabe eines bestimmten Datums oder durch Bezeichnung einer bestimmten Anzahl von Wochen, Tagen, Stunden und selbst Minuten angegeben werden kann. Die hier in Betracht kommenden Gedächtnisleistungen des Unterbewusstseins sind sowohl durch die Genauigkeit der Reproduktion der Eingebung nach sehr langer Verfallzeit, als durch die exakte Einhaltung des bestimmten Realisierungstermins, wie sie in vielen Fällen konstatiert wurde, sehr bemerkenswert.

Nach den vorliegenden Beobachtungen handelt es sich in den Fällen, in welchen der Verfalltermin durch Angabe einer Anzahl von

[1]) Was der Autor als unbewusste Tätigkeiten bezeichnet, ist selbstverständlich identisch mit den Tätigkeiten, die wir als unterbewusste betrachten.

Wochen, Tagen, Stunden etc. bezeichnet wurde, um eine fortlaufende Zeitberechnung, die zum Teil eine geradezu erstaunliche unterbewusste Gedächtnisleistung repräsentiert. So war eine Versuchsperson Milne Bramwells, eine junge Dame, die sich nicht durch kopfrechnerische Leistungen auszeichnete, imstande, einen ihr in der Hypnose erteilten posthypnotischen Auftrag genau entsprechend der Eingebung nach 4335 Minuten auszuführen. Die Versuchsperson hatte im wachen Zustande, wie das Befragen in einer neuen Hypnose ergab, keine Erinnerung an die ihr erteilte Eingebung; sie hatte auch in der Hypnose die in Minuten angegebene Verfallzeit nicht in Stunden und Tage umgerechnet.

Nach den Ermittelungen Bramwells und Gurneys scheint auch unterbewusst eine Umrechnung des in Tagen, Stunden etc. angegebenen Verfalltermins nach der Hypnose nicht stattzufinden. Die Versuchspersonen der erwähnten Autoren wussten bei der in Frage stehenden Bestimmung des Verfalltermins bei Befragung in einer neuen Hypnose nur die bereits verstrichene und die noch zwischen dem Verfalltermin liegende Zeit, aber nicht das betreffende Datum anzugeben.

Fälle von Realisierung komplizierter Eingebungen nach längerer Verfallzeit habe ich selbst beobachtet. Die Verfallzeit schwankte hier von einer bis zu vier Wochen. Ich will mich indes hier darauf beschränken, auf den berühmt gewordenen Fall Liébaults zu verweisen, in welchem eine Reihe höchst komplizierter Eingebungen sich genau zu der auf ein Jahr angegebenen Verfallzeit realisierte. Die von Professor Liégeois dem Hypnotisierten erteilte Eingebung lautete dahin, er werde am gleichen Tage im nächsten Jahre zu Herrn Liébault gehen, diesem sagen, dass es ihm (der Versuchsperson) mit seinen Augen seit einem Jahre so gut gehe, dass er sich verpflichtet fühle, ihm und Herrn Liégeois zu danken. Er werde sich dann die Erlaubnis erbitten, die Herren zu küssen, was diese gestatten würden. Daran schloss sich eine Reihe von Eingebungen halluzinatorischer Erlebnisse: Er werde dann im Zimmer des Doktors einen Hund sehen, der einen dressierten Affen auf dem Rücken trage, fünf Minuten später werde er einen Zigeuner eintreten sehen, gefolgt von einem zahmen Bären etc.

Diese Reihe komplizierter Eingebungen realisierte sich genau zur bestimmten Zeit, und, von einigen untergeordneten Details abgesehen, auch vollständig.

Wenn man berücksichtigt, wie häufig von geistig normalen Personen detailliertere, in einigen Tagen auszuführende Aufträge ganz oder zum Teil vergessen werden, wird man die erwähnte Gedächtnisleistung als etwas ganz Aussergewöhnliches betrachten müssen. Dass hierbei eine unterbewusste Tätigkeit eine Rolle spielt, ist meines Erachtens kaum zu bezweifeln. Wir können nicht annehmen, dass die erteilten Eingebungen lediglich in der Form von Engrammen bis zum Realisierungs-

termin persistierten. Das Unterbewusstsein musste hier eine Funktion ausüben, ähnlich der des Oberbewusstseins, wenn es sich um sichere Aufbewahrung bestimmter Vorstellungsreihen handelt: öftere Reproduktion der betreffenden Vorstellungen. Die unterbewusste Gedächtnisleistung musste aber, um das zur Verfallzeit beobachtete Resultat zu ermöglichen, erheblich über das hinausgehen, was durch das oberbewusste Gedächtnis der Versuchsperson geleistet werden konnte.

Es ist hier noch zu bemerken, dass Gedächtniselemente, welche der III. Gruppe angehören — Engramme nicht beachteter, d. h. nur unterbewusst wahrgenommener Eindrücke und vergessener Erlebnisse — auch durch den Prozess des sogenannten Kristallschauens in der Weise aktiviert werden können, dass die betreffenden Erinnerungsbilder in der Form von Visionen auftreten.

Miss Goodrich, welche dieses Verfahren besonders studierte, erwähnt z. B., dass sie die vergessene Adresse eines Herrn, an welchen sie einen Brief schreiben wollte, im Kristall auf grauem Grunde mit weissen Buchstaben deutlich sah.

Von den Gedächtnisselementen der III. Gruppe wollen wir hier noch diejenigen kurz berühren, welche von den Vorkommnissen in abnormen psychischen Zuständen herrühren, für die im Normalzustande Amnesie besteht. In den dem Gebiete der Hysterie angehörenden Zuständen von Spaltung des Bewustseins, Verdoppelung oder Vervielfältigung der Persönlichkeit, steht der normale Zustand an Gedächtnisleistungen oft hinter denen des abnormen zurück. Während dem letzteren die Erinnerungen der normalen Existenz neben denen der abnormen zur Verfügung stehen, ist der normalen Existenz alles verschlossen, was in der abnormen erlebt wurde. Das Individuum mag in seinem zweiten (abnormen) Zustande fortgesetzt Gedanken sich hingeben, von denen es in seinem ersten keine Ahnung hat.

Ich selbst habe eine interessante hierher gehörige Beobachtung vor Jahren mitgeteilt[1]). Eine schwerkranke Hysterische machte in ihren somnambulen Attacken längere Zeit hindurch regelmässig Selbstmordversuche, indem sie mit ihrem Taschenmesser die Pulsader zu durchschneiden sich anschickte. Sie hatte von diesem ihrem Vorgehen in ihrem normalen Zustande nicht die entfernteste Erinnerung, und es erschien mir daher nicht ratsam, ihr durch Wegnahme des Taschenmessers eine Andeutung von dem zu geben, was sie in den Anfällen versuchte. Um der Wiederholung der Prozedur mit dem Taschenmesser vorzubeugen, kam ich daher auf die Idee, der Patientin, deren Charakter ich genau kannte, während einer somnambulen Attacke das ehrenwörtliche Versprechen abzunehmen, dass sie künftig von dem Versuche mit

[1]) S. Löwenfeld, Über einen Fall von hysterischem Somnambulismus. Zeitschrift für Hypnotismus. Bd. III. Heft 3.

dem Messer abstehen werde. Die Patientin sträubte sich anfänglich, auf mein Verlangen einzugehen, liess sich aber schliesslich doch herbei, das Versprechen zu geben. Sie hielt auch während einer Mehrzahl von Wochen in den während dieser Zeit täglich auftretenden somnambulen Zuständen die eingegangene Verpflichtung, von der sie in ihrem normalen Zustande keine Ahnung hatte. Wir sehen hier, dass ein Vorstellungskomplex, der in einer Attacke angeregt wurde, in den folgenden regelmässig zur Reproduktion gelangte, während im normalen Zustande hierfür vollständige Amnesie bestand. Selbstverständlich dürfen wir nicht annehmen, dass die Reproduzierbarkeit der Erlebnisse in den in Frage stehenden hysterischen Zuständen eine unbeschränkte ist; sie wird sich im allgemeinen in den Grenzen halten, welche im normalen Zustande sich geltend machen.

Das Bestehen eines Sondergedächtnisses für die Periode abnormer psychischer Existenz, wie wir es bei den erwähnten Hysterischen finden, ist nicht in allen Fällen zu konstatieren, in welchen man von einer Spaltung des Bewusstseins sprechen kann. So ist es nicht nachgewiesen, dass in den epileptischen Dämmerzuständen eine Erinnerung an das in früheren derartigen Attacken Erlebte besteht. Im Rausche tauchen nur selten Erinnerungen an Vorgänge während früherer Intoxikationen, die im normalen Zustande vergessen waren, auf. Auch für den Traum, der hier ebenfalls als eine normale Form abgespaltenen Bewusstseins in Betracht kommt, ist gewöhnlich kein Sondergedächtnis nachzuweisen. Es kommen allerdings Fälle vor, in welchen die Traumgeschehnisse an Vorgänge in früheren Träumen anknüpfen, i. e. ein Traum mehrere Nächte hindurch sich fortspinnt. Allein dies sind Ausnahmen, und, wenn auch ein und dasselbe Erlebnis, wie z. B. die Examensangst, in einer Unzahl von Träumen wiederkehrt, so mangelt diesen Traumerlebnissen doch jede Verknüpfung. Jeder dieser Träume repräsentiert eine selbständige Bildung, keine Reproduktion oder Fortsetzung eines früheren ähnlichen Traumgebildes.

Wenn nun auch in den hier angeführten Fällen das Bestehen eines Sondergedächtnisses, d. h. die Abgrenzung eines Gedächtnisses für den betreffenden Zustand, ähnlich wie bei den hysterischen Somnambulien, nicht nachzuweisen ist, so lehrt doch die Beobachtung — was aus theoretischen Gründen schon anzunehmen ist —, dass die Erlebnisse, von welchen weder im normalen Wachen, noch in abnormen (resp. Traum-) Zuständen eine Erinnerung besteht, Engramme zurückgelassen haben, die aktiviert werden können.

Der Zustand, in welchem diese Möglichkeit eintritt, ist der der tiefen Hypnose (des hypnotischen Somnambulismus), wie wir schon an früherer Stelle erwähnten. Wie aber in der Hypnose diese Gedächtnisleistungen zustande kommen, hierüber besteht noch keinerlei Klarheit.

Die gesteigerte Erinnerungsfähigkeit in der Hypnose (Hypermnesie), die zumeist erst auf suggestive Einwirkung hin (seltener spontan) und dann nur in beschränktem Umfange sich geltend macht, mag eine Erklärung dafür liefern, dass in der Hypnose die Erinnerungen an Ereignisse geweckt werden können, welche im Laufe der Zeit dem Gedächtnis des Wachbewusstseins vollständig entschwanden. Man kann sich vorstellen, dass in der Hypnose, in der wir bekanntlich ein Nebeneinander von partiellem Schlaf und partiellem Wachsein haben, durch die Suggestion in den kortikalen Gebieten des Wachseins intensivere Erregungsvorgänge ausgelöst werden, welche auf assoziative Bahnen sich fortpflanzen, die im Wachzustande durch Nichtbenützung unzugänglich geworden sind. Dass aber diese Steigerung der Reproduktionsfähigkeit allein genügt, um die Widerstände zu überwinden, welche die Reproduktion der psychischen Vorgänge in abnormen Bewusstseinszuständen und in Träumen im normalen Wachzustande verhindern, ist nicht ohne weiteres anzunehmen. Es handelt sich hier um Vorstellungskomplexe, die von denen des Oberbewusstseins (Ego) isoliert sind. Die Reproduktion derselben erheischt nicht lediglich die Fortleitung der assoziativen Erregungen auf Bahnen, die schon früher benützt wurden, sondern die Überwindung oder Beseitigung von Sperrungen, welche die Verbindung mit den Bahnen des oberbewussten Denkens von Anfang an verhinderten. Dieser Sachverhalt legt die Annahme nahe, dass die Sperrungen, welche für das Oberbewusstsein bezüglich der von ihm isolierten Vorstellungskomplexe bestehen, in der Hypnose dadurch in Wegfall kommen, dass die von dem Ego isolierten Vorstellungskomplexe, resp. die Engramme solcher, untereinander verknüpft sind. Der Gedanke ist jedenfalls nicht ohne Weiteres abzuweisen, dass ähnliche Beziehungen wie sie zwischen den Engrammen des Oberbewusstseins bestehen, auch unter den Engrammen der vom Ego isolierten psychischen Elemente obwalten, ja dass die Tatsache ihrer Isolierung vom Ego ihren Zusammenschluss, soweit man von einem solchen sprechen kann, notwendig zur Folge hat. Von den Autoren, welche der weiteren Auffassung des Unterbewusstseins huldigen, wurde die Tatsache, dass die Erlebnisse in abnormen Bewusstseinszuständen in der Hypnose reproduzierbar sind, während im Wachen Amnesie für dieselben besteht, dadurch zu erklären gesucht, dass man die betreffenden Gedächtniselemente dem Unterbewusstsein einverleibte, dem auch das hypnotische Bewusstsein angehören sollte. Es bedarf hier keiner weiteren Ausführung, dass wir dieser Erklärung uns nicht anschliessen können, da wir als Bestandteil des Unterbewusstseins nur psychische Prozesse, nicht Engramme solcher, annehmen können.

Schlussbemerkungen. Ausblicke.

Als Möbius vor etwa 5 Jahren seine Broschüre „Über die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie" veröffentlichte, bereitete er wohl allen, welche dieser Disziplin nicht durch Studium oder eigene Arbeit näher stehen, eine bedeutende Überraschung. Die wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Gebiete der Psychologie hatte seit fast zwei Dezennien einen ungeheuren Aufschwung genommen, an dem neben den engeren Fachkreisen Vertreter verschiedener anderer Wissenschaften erheblich beteiligt waren. Einzelne Sondergebiete der Psychologie wurden mit grösstem Eifer kultiviert, und die Zahl der Publikationen über psychologische Themata war riesig angewachsen. Das alles sollte hoffnungsloses Bemühen darstellen? Und doch musste man bei einem Manne wie Möbius annehmen, dass es ihm nicht um Sensation zu tun war, vielmehr seine Behauptung seiner Überzeugung völlig entsprach. Wir müssen ihm auch recht geben, wenn wir in Betracht ziehen, in welchem Sinne Möbius seinen Ausspruch tat. Als hoffnungslos bezeichnete er die empirische Psychologie, deren Leistungen er hiermit jedoch einen grossen Wert nicht absprechen wollte. Für ihn handelt es sich nur darum, ihrer Selbstgenügsamkeit, speziell ihrem Verzichte auf Anlehnung an Metaphysik und Philosophie entgegen zu treten, sowie die Lückenhaftigkeit der durch sie gewonnenen Aufschlüsse und ihre Unfähigkeit zur Lösung der wichtigsten Probleme ihres Gebietes bündig darzutun. Dass sich seit dem Erscheinen der Möbiusschen Broschüre an der in Frage stehenden Sachlage nichts geändert hat, ist selbstverständlich. All die enorm angeschwollene psychologische Detailforschung, welche Möbius etwas derb als „Kleinkram" bezeichnete, hat, so interessant und wertvoll ihre Resultate auch zum erheblichen Teile sind, uns doch der Lösung der psychologischen Grundprobleme (Zusammenhang von Leib und Seele, die materiellen Grundlagen des Gedächtnisses etc.) um nichts näher gebracht. Wir sind noch immer genötigt, und es wird wohl für absehbare Zeit so bleiben, uns bezüglich dieser Probleme mit Hypothesen zu behelfen, die unserem Erklärungsbedürfnisse einige Befriedigung verschaffen. Soweit diese Hypothesen in Betracht kommen, ist es begreiflich und wohl auch nicht zu ändern, dass ihr Inhalt Variationen unter-

liegt, da er von den Denkgewohnheiten, der Weltanschauung, der Bildung und Lebenserfahrung der Einzelnen beeinflusst wird. Allein neben jenen Problemen, für deren Bewältigung unsere derzeitigen Kenntnisse und Forschungsmittel sich völlig unzulänglich erweisen, existieren andere, deren Lösung uns die vorliegenden Erfahrungen schon manchen Schritt näher gebracht haben und bezüglich welcher eine Verständigung unter den Forschern möglich erscheint. Hierher gehört vor allem die Frage nach den Beziehungen vom Bewusstsein und psychischem Geschehen, die zusammenfällt mit der Frage: „Welche Vorgänge umfasst das Gebiet des Psychischen?"

Wir haben gesehen, dass die Auffassungen bezüglich dieser Frage z. T. noch erheblich von einander abweichen, ja selbst anscheinend gegensätzlicher Natur sind; trotz alledem lässt sich nicht behaupten, dass das Bestreben, auf eine Beseitigung dieser Divergenzen hinzuwirken, eine allgemeine Anerkennung und einheitliche Deutung der in Betracht kommenden Erfahrungen anzubahnen[1]), aussichtslos ist. Die Kluft, welche zwischen jenen besteht, welche die Existenz eines unbewussten Psychischen überhaupt nicht anerkennen wollen und jenen, welche in diesem Unbewussten die Basis aller Bewusstseinsphänomene und die wichtigsten Faktoren in dem Getriebe unseres Seelenlebens erblicken, ist ebenso wenig unüberbrückbar als die Kluft, welche letztere Autoren von den Vertretern irgend einer Variation der Unterbewusstseinstheorie trennt. Wenn man von dualistischen Auffassungen irgend welcher Provenienz und Schattierung sich völlig frei macht bei Beurteilung der psychischen Phänomene die Erfahrungstatsachen in ausreichendem Masse berücksichtigt, wenn man ferner hierbei von allen dialektischen Künsten und von allen willkürlichen Begriffsverrenkungen und -Einschränkungen absieht, dann wird man zunächst zu der Anerkennung des Satzes sich verstehen müssen, dass die Identifizierung des Psychischen mit dem Bewussten (im gewöhnlichen Sinne) unberechtigt und unhaltbar ist.

Mit der Anerkennung dieses Satzes wird ein gewaltiger Schritt in der Richtung der Ausgleichung der wichtigsten zurzeit auf psychologischem Gebiete bestehenden Meinungsdifferenzen geschehen sein.

Und wenn man weiter in gleich sorgfältiger und unbefangener Weise das Tatsachenmaterial prüft, welches uns bezüglich der nicht im gewöhnlichen Sinne bewussten seelischen Vorgänge derzeit vorliegt, dann wird man unter den verschiedenen von den Autoren bisher vertretenen Auffassungen der Unterbewusstseinstheorie den Vorzug geben müssen, da sie, wie ich gezeigt zu haben glaube, in gleicher Weise durch

[1]) Das Bemerkte bezieht sich selbstverständlich nur auf die Kreise jener, deren Auffassung des Psychischen rein wissenschaftlich, nicht konfessionell bestimmt ist.

theoretische Erwägungen wie durch Beobachtungen im Gebiete des normalen und krankhaften Seelenlebens gestützt wird. Wir dürfen uns allerdings der Erkenntnis nicht verschliessen, dass der Einblick, den wir gegenwärtig in die dem Unterbewusstsein zuzuschreibenden psychischen Vorgänge gewonnen haben, noch sehr beschränkt ist, und die Unterbewusstseinstheorie noch des weiteren Ausbaues, insbesondere auch auf experimentellem Wege, bedarf. Der Assoziationsversuch hat uns zwar schon manche wertvolle Aufklärung verschafft, aber er bildet keineswegs einen Schlüssel, wie so manche allerdings zu glauben scheinen, der die Türen zu allen Räumen in den Seelentiefen öffnet. Wenn man die Ergebnisse derselben ohne jede Voreingenommenheit prüft, so gehen sie nach meinen bisherigen Ermittelungen in zahlreichen Fällen nicht über Fingerzeige hinaus, an denen sich der Scharfsinn und die Erfahrung des Experimentators zu erproben hat, Fingerzeige, die auch irrtümlich gedeutet werden können[1]).

Was der Unterbewusstseinstheorie besondere Bedeutung verleiht, ist der Umstand, dass sie den Fortschritt auf dem Gebiete wissenschaftlicher Seelenkunde zu fördern vermag, indem sie eine Basis für die Verständigung über die Rolle des nicht im gewöhnlichen Sinne bewussten Psychischen in unserem Seelenleben bildet und damit zugleich eine Basis für die Beseitigung der Gegensätze, welche uns in der psychologischen Forschung der Gegenwart auffälligst entgegentreten.

Man kann in dieser zurzeit zwei Hauptrichtungen unterscheiden: diejenige, welche lediglich die im Untergrunde unserer Seele sich abspielenden Vorgänge zum Gegenstande ihrer Forschung wählt, und diejenige, welche mit den übrigen psychischen Phänomenen sich beschäftigt.

Die Vertreter ersterer Richtung bezeichnen ihr Arbeitsgebiet nicht ohne einen gewissen Stolz als Tiefenpsychologie, zum Unterschiede von der gesamten übrigen wissenschaftlichen Seelenkunde, die demnach als Oberflächenpsychologie sich charakterisieren würde[2]).

[1]) Zu einer noch weniger günstigen Auffassung gelangte Otto Lipmann: (Die Spuren interessebetonter Erlebnisse und ihre Symptome. Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie etc. Leipzig 1911.) Der Autor bemerkt bezüglich der Ergebnisse der Freudschen Psychoanalyse und ihrer Hilfsmethoden (des Assoziationsexperimentes): „Der Experimentator stellt sich die Frage: Welches interessebetonte Erlebnis hat diese Person gehabt? Wenn eine richtige Antwort auf diese Frage überhaupt möglich ist, so hängt der Erfolg jedenfalls grösstenteils von der Geschicklichkeit, Kombinationsgabe, Phantasie — von dem psychoanalytischen Talent des Experimentators ab. Das Resultat kann niemals ein evidentes sein.“

[2]) Es ist schwer, für die der Tiefenpsychologie gegenüberstehende bisherige gesamte übrige Psychologie eine geeignete Bezeichnung zu finden. Die auf psychoanalytischer Seite aber auch sonst gerne gebrauchten Ausdrücke „Schulpsychologie“, „zünftige Psychologie“ können nicht herangezogen werden, da sie nur auf die Vertreter der Disziplin, nicht auf das Arbeitsgebiet derselben hinweisen. Ich werde, faute de mieux, für das in Frage stehende psychologische Gebiet die Bezeichnung „allgemeine Psychologie“ gebrauchen.

Man könnte diese Sonderung und spezielle Kultivierung zweier psychologischer Arbeitsgebiete nicht bedauern, sondern eher als einen Vorteil für die Wissenschaft betrachten, wenn die Vertreter dieser beiden Richtungen einander gegenseitig in die Hände arbeiten würden und ihre Ergebnisse als gleichwertig auszunützen sich bemühten. Dies ist aber keineswegs der Fall. Nicht wie Vertreter einer und derselben Wissenschaft, die nur verschiedenen Arbeitsgebieten ihre Tätigkeit widmen, sondern in gewissem Masse ähnlich den politischen Parteien stehen sie sich gegenüber. Die Anhänger der Tiefenpsychologie glauben, dass sie allein die wissenschaftliche Seelenkunde in bedeutendem Masse zu fördern imstande sind, da sie mit ihrem psychoanalytischen Rüstzeug in die untersten Tiefen der Seele einzudringen vermögen. In ihren Augen ist das, was die Schulpsychologie leistet, nur Kleinkram, der sich auf das an der Oberfläche der Psyche sich Abspielende beschränkt und an wissenschaftlichem Werte nicht entfernt an die Ergebnisse der Tiefenforschung heranreicht. Die Vertreter der anderen Richtung ihrerseits betrachten die Ergebnisse der Tiefenpsychologie zumeist als eine Mischung von Wahrheit und Täuschung (Phantasie), zum Teil auch die psychoanalytische Tätigkeit nur als eine Modeströmung, die über kurz oder lang im Sande versiegen wird. Die Sachlage hat sich in neuester Zeit zu ungunsten der Psychoanalytiker dadurch noch verändert, dass sich in ihrem eigenen Lager eine Spaltung vollzogen hat. Eine Gruppe von Vertretern der Psychoanalyse hat sich in Wien von dem Gros gesondert und verfolgt Forschungswege, welche sich von den Freudschen mehr und mehr entfernen. Von dieser Seite sind denn auch bereits verschiedene Fundamentalsätze der Freudschen Lehre als irrtümlich aufgegeben und durch Annahmen, die auf einer tiefer gehenden Forschung beruhen sollen, ersetzt worden[1]). Dass dieser Stand der Dinge beiden Richtungen der Psychologie nicht zum Vorteil gereicht, hierüber kann wohl kein Zweifel bestehen. Das bisherige Verhalten der beiden psychologischen Lager läuft ja in der Hauptsache auf eine gegenseitige Diskreditierung hinaus, welche nur das in beiden Kreisen bestehende Vorurteil gegen die Psychologie verstärken kann. Es lässt sich nun allerdings nicht verkennen, dass gar manches, was bisher die psychoanalytische Literatur zutage gefördert hat (und manche Teile der Freudschen Theorien) geeignet waren, die ablehnende Haltung der grossen Mehrzahl der Psychologen von Fach, sowie der Irren- und Nervenärzte gegen die Tiefenpsychologie zu motivieren, so insbesondere die auch nach meinem

[1]) S. A. Adler: „Über den nervösen Charakter.“ (Wiesbaden, J. F. Bergmann 1912). Die Abweichungen Adlers von Freuds Lehren zeigen in recht interessanter Weise, wie sehr die Ergebnisse der Psychoanalyse von individuellen Deutungen abhängen. Auch die Ausführungen dieses Autors können nicht als eine endgültige Lösung der behandelten Probleme betrachtet werden.

Dafürhalten dem sexuellen und infantilen Faktor beigelegte übergrosse Bedeutung in der Neurosenpsychologie und in der Psychologie überhaupt. Allein wenn man auch alles ausser Betracht lässt, was an den Theorien Freuds und seiner Schule auf Irrtum, Missdeutung und unberechtigter Verallgemeinerung beruhen mag, so bleibt immer noch ein Kern von Tatsachen, deren grosse Bedeutung für die Seelenkunde sich nicht bestreiten lässt. Es ist im höchsten Masse wünschenswert, dass an der Ausschälung und Vergrösserung dieses Kerns alle Anteil nehmen, denen die Förderung der Seelenkunde am Herzen liegt, und die Erforschung der Tiefenphänomene nicht lediglich einer Gruppe von Beobachtern überlassen bleibt, die man gerne zu einer Sekte stempelt, um anzudeuten, dass sie eine Sonderstellung nicht in, sondern ausserhalb der Wissenschaft einnehmen. Bei dieser Ausdehnung des psychologischen Forschungsgebietes dürfte sich die allgemeine Annahme der Unterbewusstseinstheorie von wesentlichem Vorteil erweisen, da sie gestattet, die Ergebnisse der psychoanalytischen Methoden, soweit diese als festgestellt betrachtet werden können, mit unseren auf anderen Wegen gewonnenen Kenntnissen von den unterbewussten psychischen Vorgängen zu verknüpfen und damit die Ergebnisse der Tiefenforschung dem Gesamtgebiete der Psychologie in zweckmässiger Weise einzufügen.

Von seiten der Psychoanalytiker ist aber, wenn sie zur Erreichung dieses Zieles mitwirken wollen, die Aufgabe gewisser Illusionen über die Bedeutung ihrer bisherigen Forschungen nötig. Sie müssen von der Anschauung sich befreien, die in neuerer Zeit mehr und mehr sich geltend machte, dass die Tiefenpsychologie (oder Freudsche Psychologie) eine selbständige Wissenschaft neben der übrigen Psychologie bildet und sich an Bedeutung über diese erhebt. Es kann wissenschaftlich nur eine Seelenkunde geben, und, was immer über seelische Vorgänge auf irgend eine Weise ermittelt werden mag, gehört dem Tatsachenmaterial dieses Wissensgebietes an. Der Anschluss der Tiefenforschung an die allgemeine Psychologie, welchen die hervorragendsten Vertreter der Psychoanalyse (Freud und Bleuler) nie aus dem Auge verloren haben, darf daher auch von ihren Anhängern nicht als überflüssig erachtet werden, zumal hierdurch bedenklichen Irrtümern und einer Überschätzung psychoanalytischer Resultate vorgebeugt werden mag.

Heymanns hat in seinem Vortrage: „Das künftige Jahrhundert der Psychologie“ (Leipzig 1911) darzulegen sich bemüht, dass die Psychologie im Laufe ihrer Entwickelung dazu führen muss, uns selbst wie unsere Nebenmenschen besser kennen zu lernen und für unsere Stellung zum Weltgrunde uns ein besseres Verständnis zu verschaffen. Der Autor erwartet sich von diesen Leistungen der Psychologie immense Vorteile für das einzelne Individuum wie für die Gesellschaft und gibt

einige Andeutungen über den Weg, der zu diesem Ziele führen mag. Er glaubt, dass wir, ausgehend von den groben geistigen Abweichungen vom Durchschnitt, wie sie das Kind, der Verbrecher, der Geisteskranke darbieten, die geringeren Abweichungen vom Durchschnitt, welche die verschiedenen Charaktertypen mit ihren Korrelationen repräsentieren, durch eingehendes Studium immer besser kennen lernen werden. Nach seiner Ansicht werden wir dahin gelangen, die grundlegenden und elementaren von den abgeleiteten und zusammengesetzten Charaktereigenschaften zu unterscheiden und an Stelle der bisherigen 6 oder 8 Hauptgruppen die Klassifikation der Charaktere durch allmähliche Erweiterung des Materials bis in die letzten Unterabteilungen durchzuführen, deren Angehörige nur mehr geringe Schwankungen um einen festgestellten Typus aufweisen. Als Frucht dieses Fortschrittes erachtet der Autor in erster Linie eine Selbstkenntnis, welche weit über das bisher Mögliche hinausgeht und in einem Alter erreichbar ist, in welchem es noch möglich und noch der Mühe wert ist, sie für die Einrichtung des Lebens zu verwerten. Ähnlich bedeutsam sind nach dem Autor die Folgen für unsere Kenntnis der Nebenmenschen.

Wenn die Psychologie das hier gezeichnete Ziel erreichen soll, so wird dies nur durch intensive Kultivierung der Tiefenforschung möglich sein; die bisher auf diesem Wege für die Charakterologie gewonnenen Resultate lassen diese Annahme wohl begründet erscheinen. Der wichtigste Fortschritt, den die Psychologie in den nächsten Dezennien machen kann, wird daher in der Einfügung der Ergebnisse der Tiefenforschung in das Gesamtgebiet der Psychologie bestehen, eine Einfügung derart, dass diese Ergebnisse zu einem unabtrennbaren, keinem Zweifel und keiner Unterschätzung mehr ausgesetzten Bestandteile des psychischen Tatsachenmaterials werden. Diese Einfügung darf sich nicht auf die Resultate der Psychoanalyse beschränken, sie muss alles umfassen, was wir an Gesunden wie an Kranken über die im Unterbewusstsein sich abspielenden seelischen Vorgänge auf irgend eine Weise kennen gelernt haben.

Ob dieser Fortschritt früher oder später erreicht wird, immer wird es ein unvergängliches Verdienst Freuds bleiben, die Erforschung der Geschehnisse in den Tiefen unserer Seele, deren Bedeutung schon seit Leibniz Viele erkannt hatten, nicht nur auf neuen Wegen in Angriff genommen, sondern auch in nachhaltigerer Weise als irgend jemand vor ihm angeregt zu haben.

90

Das Pathologische

bei

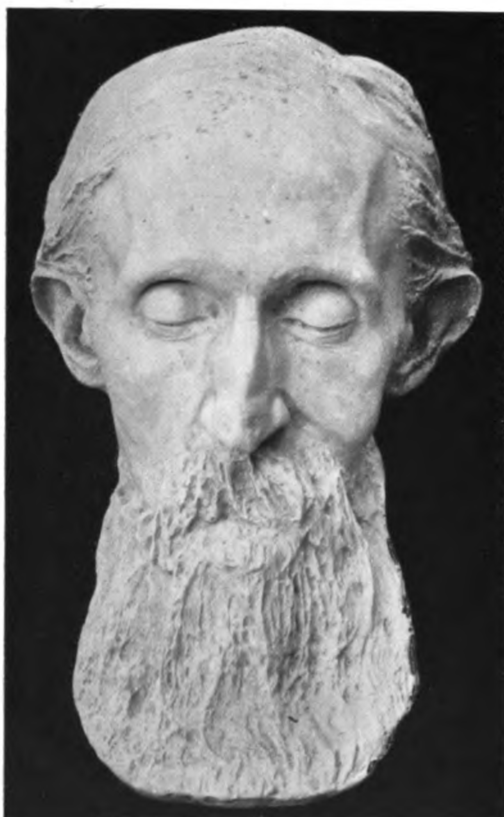
Otto Ludwig.

Von

Dr. Ernst Jentsch.

Mit der Totenmaske Otto Ludwigs.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1913.



Die Totenmaske Otto Ludwigs.

(Aus der Möbius'schen Sammlung im Anthropologischen Institut der Universität Leipzig.)

Vorwort.

Die literarische Welt rüstet sich zur Stunde zur Gedächtnisfeier eines Verewigten, der, vor nunmehr hundert Jahren geboren und bereits vor fast fünf Jahrzehnten vorzeitig und fast unbemerkt wieder von uns geschieden, der hingebendsten einer gewesen ist, die je den deutschen Parnass betraten. Diese Feier gilt dem Andenken Otto Ludwigs aus Eisfeld.

Wenn auch das Gedächtnis des Künstlers von demjenigen des Menschen nicht getrennt werden kann, so liegt es doch in der Natur der Sache, dass das erstere den überwiegenden Teil des Interesses der Welt beansprucht und letzteres zunächst das untergeordnete bleibt. Nun hat zwar die literarische Biographie sich von jeher bemüht, uns die grossen Geister in der Kunst auch persönlich nahe zu bringen. Aber so meisterhaft sie ihre Aufgabe auch lösen mag, so hat sie doch öfters mit Schwierigkeiten zu kämpfen, insofern ihr in der Hauptsache die Geschichte der Kulturleistungen, in denen der Verblichene gewirkt hat, als oberster Wert erscheinen wird. Dies fällt fort für die biologisch-pathographische Darstellung, welche sich vorzugsweise an denjenigen richtet, der von künstlerischen Gesichtspunkten und vom Kunstgenuss am Werke selbst zeitweilig stärker zu abstrahieren vermag. Diese Darstellungsweise hat es nicht direkt mit dem Werke zu tun, sondern hinsichtlich des letzteren vorwiegend mit seinen Entstehungsbedingungen, soweit sie sich auf die Person des Urhebers beziehen. Würde übrigens die Aufzeigung dieser der Würde der Kunst selbst Abbruch tun, so wäre dies gewiss eine mangelhaft begründete Kunst. Der Nachweis der künstlerisch materiellen Entstehungsbedingungen, die Quellenforschung, hat einem Werke doch auch noch niemals geschadet. Durch solche Untersuchungen geht übrigens die Bewunderung an sich durchaus nicht verloren, sie wandert sogar häufig in erhöhtem Maße vom Werk auf den Urheber über.

Dies trifft auch bei Otto Ludwig zu. Wer nur die Schriften Ludwigs kennen lernt, wird kaum ahnen, dass diese grösstenteils unter sehr besonderen Schwierigkeiten geschaffen wurden. Dass der

Dichter sich selbst fast ganz über seiner Kunst vergass, das hat er mit vielen Helden des Gedankens gemeinsam, aber dass er so gut wie niemals von sich selbst aus erfuhr, was volle Gesundheit besagen will, und dass er seine Anforderungen an sich schliesslich in seinem hohen Begriffe von der Kunst so sehr steigerte, dass er ihnen nicht mehr genügen konnte und sich dadurch am Ende selbst lähmte, diese Tragik seines Schicksals macht ihn unserer Bewunderung und unseres Mitgefühls in sehr viel höherem Maße würdig, als es allein seinem Verdienste zukommt.

Ludwig hat seinen Biographen den Einblick in sein Leben insoweit erleichtert, als er von lebhaftem Drange nach der Feststellung des Tatsächlichen beseelt in seinen Aufzeichnungen mit Mitteilungen über seine Persönlichkeit nicht gekargt hat. Doch hat er besonders durch die eigentümliche Arbeitsweise der letzten Jahre dadurch Schwierigkeiten geschaffen, dass sich diese literarische Hinterlassenschaft stellenweise der Hand der Herausgeber besonders bedürftig erwies. Um so schätzenswerter muss uns die Mühewaltung der Literaturkundigen sein, deren Tätigkeit noch nicht abgeschlossen, aber doch bereits genügend vorgeschritten ist, um die Persönlichkeit des Dichters auch für unsere Zwecke in erkennbaren Zügen hervortreten zu lassen.

Biographische Skizze.

Otto Ludwig wurde am 12. Februar 1813 in dem Hildburghausenschen, jetzt Meiningischen Städtchen Eisfeld an der Werra geboren, wo sein Vater Ernst Ludwig Stadtsyndikus und herzoglicher Hofadvokat war. Die wohlhabende Familie geriet hauptsächlich durch den Eisfelder Brand von 1822 und durch Misshelligkeiten in schwierige Verhältnisse, deren Eintreten Ernst Ludwig nur kurze Zeit überlebte. Er starb, erst 46 Jahre alt, im Januar 1825. Otto Ludwig hatte als Kind guten Privatunterricht erhalten, später die niedere Eisfelder Lateinschule besucht. Nach dem Tode des Vaters führte Otto Ludwigs Mutter ihrem unverheirateten Bruder, welcher ein Materialwarengeschäft in Eisfeld betrieb, den Haushalt, und Otto wurde dazu bestimmt dieses Geschäft später zu übernehmen, doch veranlasste ihn die Mutter zunächst zum Besuche des Hildburghausener Gymnasiums (1828). Der Wunsch des Oheims und ein Lungenleiden der Mutter, das schnelle Fortschritte machte, führte ihn jedoch schon im folgenden Jahre nach Eisfeld zurück, wo er nun als Lehrling den Laden des Onkels besorgte. Die Mutter starb im November 1831. Nach ihrem Tode bezog Otto Ludwig von neuem eine höhere Schule, das Lyceum in Saalfeld, gab aber bereits im nächsten Jahre dort seine Studien wieder auf, um sich in Eisfeld autodidaktisch musikalischen Studien und der musikalischen Komposition zu widmen. Wenngleich er mit letzterer anfangs nicht in weitere Kreise dringen konnte, so gelang es ihm dennoch in seiner Vaterstadt einige Singspiele und andere Schöpfungen zur Aufführung zu bringen, welche Anklang fanden, und erstere, sowie die Kompositionen verschiedener Lieder verschafften ihm ein Stipendium des Herzogs von Meiningen zum Zweck einer weiteren musikalischen Ausbildung in Leipzig bei Felix von Mendelssohn-Bartholdy (1839). Ludwig ging nach Leipzig. Eine plötzlich schon nach kurzer Zeit sich einstellende starke Abneigung gegen jede Beschäftigung mit der Musik und Krankheit verhinderten indess sein Vorhaben und gaben ihm Anlass sich in Leipzig Literaturstudien und literarischen Versuchen zuzuwenden. Nach Ablauf des Jahres kehrte er nach Eisfeld zurück.

In seiner Heimat wurde diese Rückkehr als ein Aufgeben seiner künstlerischen Laufbahn angesehen und auch das Stipendium wurde eingestellt. Doch gelang es Ludwig durch Einreichung einer Novelle „Die Emanzipation der Dienstboten“ eine weitere Gewährung des letzteren zu erlangen, welches ihm von nun an zu seiner literarischen Fortbildung bewilligt wurde. Das Jahr 1842 verbrachte er wiederum in Leipzig. Er gewann dort einige literarische und schöngeistige Verbindungen und schrieb die Novellen „Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen“ und „Maria“, sowie das Lustspiel „Hanns Frei“. Es gelang ihm jedoch nicht die genannten Werke, weder damals noch auch später unterzubringen, sie sind vielmehr, wie weitaus das meiste, was Otto Ludwig geschaffen hat, erst nach seinem Tode der Lesewelt zugänglich gemacht worden.

Der Wunsch sich dem Theater zu nähern, wozu sich in Leipzig für ihn keine Gelegenheit bot, führte ihn 1843 nach Dresden, wo er mit Hilfe einer entfernten Verwandten, der berühmten Schauspielerin Klara Bauer, der er das Manuskript eines Dramas „Der Engel von Augsburg“ (Agnes Bernauer) übergab, Fühlung mit der Bühne suchte -- zunächst vergeblich. 1843 enthob ihn der Tod seines Oheims, der ihm eine kleine Summe hinterliess, der dringendsten Sorgen und Ludwig zog sich seitdem bis 1851 in verschiedene kleine abgelegene Orte bei Meissen zurück. Hier entstanden die Dramen „Die Rechte des Herzens“, „Die Pfarrrose“, eine dramatische Bearbeitung des „Fräulein von Scudery“ (nach E. T. A. Hoffmann), eine Reihe Gedichte, novellistische Skizzen und dramatische Entwürfe und zuletzt das Trauerspiel „Der Erbförster“, welches im März 1850 auf der Dresdener Hofbühne zur Aufführung gelangte. Letztere war ausgegangen von dem damaligen Regisseur des Dresdener Hoftheaters, Eduard Devrient, mit welchem Ludwig 1845 durch Einreichung seines Stückes „Die Rechte des Herzens“ in Verbindung getreten war. „Der Erbförster“ ging darauf über die meisten grösseren deutschen Bühnen. 1852 erfolgte dann die Vollendung des Dramas „Die Makkabäer“, welches ebenfalls von einer Reihe deutscher Theater zur Aufführung gebracht wurde. Danach hat Ludwig kein Bühnenstück mehr vollendet. Auch von den früher von ihm verfassten und zu Ende geführten ist, so lange er lebte, keines zur Darstellung gelangt.

Anfang 1852 hatte der Dichter nach siebenjährigem Verlöbnis Emilie Winkler heimgeführt, welche er 1844 im Triebischtale bei Meissen kennen gelernt hatte. Er nahm nun in Dresden seinen Wohnsitz und hat diese Stadt bis zu seinem Tode nicht mehr auf längere Zeit verlassen.

Ludwigs dichterische Haupttätigkeit in der Mitte der fünfziger Jahre ist gekennzeichnet durch mehrere grössere Erzählungen. Der

Schauplatz dieser Schöpfungen gehört dem kleinbürgerlichen Leben an. Anfang 1855 erschien die „Heiteretei“ und in demselben Jahre entstand das „Widerspiel der Heiteretei“ („Aus dem Regen in die Traufe“) und „Zwischen Himmel und Erde“. Dies war die letzte Dichtung des Autors, welche er selbst herausgab.

Die letzte Schaffensperiode des Dichters hatte vor allem theoretische Studien über die Technik des Dramas sowie psychologische Betrachtungen mannigfacher Art zum Gegenstand. Daneben arbeitete er fast unablässig an der dramatischen Ausgestaltung verschiedener Stoffe. Die Zahl der vorhandenen mehr oder weniger weiter vorgeschrittenen, zum Teil mehrfach bearbeiteten Dramenfragmente beträgt etwa zwei Dutzend. Einen grösseren Teil solcher hat der Dichter einstmals selbst vernichtet.

In den letzten Lebensjahren stellten sich verschiedenfache, grossenteils schmerzhafte Erkrankungen ein. Der von jeher zur Zurückgezogenheit neigende Dichter schloss sich immer mehr ab. Ein Siechtum, welches ihn mehrere Jahre ans Lager fesselte, führte endlich am 25. Februar 1865 seine Auflösung herbei.

Ludwig hat ausser den abgeschlossenen Dramen und sonstigen Dichtungen und den Dramenfragmenten eine grosse Reihe wenig geordneter analytisch-kunstkritischer Schriften hinterlassen. Eine erste kleine Auswahl der Dichtungen ist 1871 von Gustav Freytag im Verein mit der Witwe des Dichters veranstaltet worden. Eine grössere Ausgabe der Werke in sechs Bänden, welche auch einen Teil der Briefe enthält, unternahmen 1891 Erich Schmidt und Adolf Stern. Weitere Ausgaben veranstalteten seitdem V. Schweizer, Ad. Bartels, Frz. Bernt, E. Brausewetter und A. Eloesser. Die berühmten Erzählungen sind auch in vielen billigen Einzelausgaben erschienen.

„Nachlassschriften Otto Ludwigs“ gab Moritz Heydrich heraus (1871—74, zwei Bände).

Eine eingehendere, ansprechende Biographie des Dichters verdanken wir dem kürzlich verblichenen Adolf Stern. („Otto Ludwig, ein Dichterleben“.) Von der zweiten vermehrten Auflage dieses Buches (Leipzig, 1906) ist hinsichtlich des Biographischen in der folgenden Darstellung hauptsächlich ausgegangen worden.

I.
Die Krankheitszustände.

Von Otto Ludwig erzählen uns ebenso seine Lebensgeschichte, wie viele Stellen aus seinen Briefwechseln und viele Äusserungen in seinen Tagebüchern, dass Krankheiten bei ihm häufig waren. Die Krankheitszustände Otto Ludwigs sind verschiedenartiger Natur gewesen und haben sich gegenseitig mannigfach durchflochten, sodass es für manche Perioden seines Lebens schwer ist, kurz zu sagen, an was er eigentlich vorzugsweise gelitten hat. Fast alle seine Krankheiten waren chronischer, subchronischer oder rezidivierender Art. Den genannten Überlieferungen über Ludwigs Krankheiten kommt ein jeweils verschiedenartiger, relativer Wert zu. Wichtiger ist dagegen für uns ein vorliegender, eingehender Bericht des Dresdener Arztes Dr. Ayrer, der den Dichter während seiner letzten Krankheit drei Jahre lang behandelt hat. Dieser Bericht enthält zugleich den Sektionsbefund. Ärztliche Zeugnisse aus früherer Zeit besitzen wir über Ludwig nicht. Wenn im folgenden die Rekonstruktion von Ludwigs Krankheiten, welche wiederholt einen mächtigen und nachhaltigen Einfluss auf seinen Lebensgang und sein gesamtes Wirken ausgeübt haben, aus diesen Bruchstücken unternommen wird, so ist hierfür, insofern es sich mehrfach um gemischte Krankheitsbilder handelt, die chronologische Darstellung als entsprechend erschienen. Dort, wo hierbei die psychische Sphäre und speziell die künstlerische Anlage erwähnt werden musste, sei gleichzeitig auf den folgenden Abschnitt verwiesen, in welchem diese eingehender berücksichtigt sind.

Otto Ludwig wurde als drittes Kind seiner Eltern geboren. Die beiden ersten Kinder waren bald nach der Geburt gestorben. Nach ihm kam noch ein Bruder zur Welt, Reinhold, welcher beständig eine schwache Gesundheit gehabt haben soll und im Alter von etwa elf oder zwölf Jahren 1827 starb. Von Krankheiten der Eltern selbst wird anfänglich nichts berichtet. Es heisst, dass der Vater durch die Widerwärtigkeiten im Amte sehr angegriffen gewesen sei und besonders seit der Eisfelder Feuersbrunst, bei welcher eine ihm anvertraute Geldsumme abhanden kam, zu deren Ersatz er sich verpflichtet fühlte, wobei

er sich materiell ruinierte, gesundheitlich stärker gelitten habe. Als die Ursache seines Todes, 1827, wird im Eisfelder Kirchenbuch angegeben: „Folgen eines Brustgeschwürs". Es kann sich hier um eine bösartige Neubildung oder um einen Abszess gehandelt haben. Wenn der Vater, wie erwähnt wird, seit bereits etwa zwei Jahren vor seinem Tode Zeichen einer schleichenden Erkrankung bot, so kann, wenn man bei dem noch jugendlichen Manne die erstere Ursache für weniger wahrscheinlich hält und auch sonst die seltenen Möglichkeiten ausser Acht lässt, eigentlich nur eine Tuberkulose vorgelegen haben. Hinsichtlich der Mutter ist die Todesursache genau bekannt. Sie starb 1831 an Lungentuberkulose und zwar, da ausdrücklich angegeben wird, dass auch sie in jungen Jahren geheiratet habe, wohl etwa ebenfalls um die Mitte des fünften Lebensjahrzehnts. Eine solche Heredität, wie sie hier ersichtlich oder wahrscheinlich ist, kann gewiss nicht als eine günstige bezeichnet werden. Es ist aber schon jetzt zu betonen, dass Otto Ludwig speziell von diesem Erbe nicht verfolgt und von der Tuberkulose sein ganzes Leben hindurch unbehelligt geblieben ist. Auch wird ausdrücklich bei der Autopsie vermerkt, dass die Lunge frei von tuberkulösen Veränderungen irgend welcher Art angetroffen wurde.

Die Mutter war seit dem Tode des jüngeren Bruders beständig in erhöhter Sorge um das einzige ihr gebliebene Kind, zu welcher auch dieses bereits öfter Anlass gegeben hatte. Auch Otto war zart und wenig widerstandsfähig, aber die Mutter hatte bemerkt, dass er, wenn er sich in dem vom Vater vor der Stadt angelegten Gartenanwesen im Sommer einige Zeit erholen konnte, an Aussehen und Kräften sichtlich gewann.

Bei dieser Schwächlichkeit des Knaben ist indes auffällig, dass von eigentlichen ernsteren Erkrankungen nichts erwähnt wird. Was die Mutter zuweilen mit Sorgen beobachtete, scheint vielmehr etwas besonderes gewesen zu sein, worüber sich aber damals wohl niemand deutlich Rechenschaft geben konnte. Der Heranwachsende zeigte eigentümliche Wesenszüge, welche nicht durchaus, sondern nur zeitweilig einen krankhaften Eindruck machten, daneben allerdings zu Zeiten Erscheinungen, welche stärkere Besorgnis erwecken konnten. So litt er manchmal an merkwürdigen Stimmungsschwankungen, welche mit körperlichen Störungen, Unwohlsein, einhergingen, rasch auftraten und verschwanden und für deren Kommen und Gehen niemand eine genügende Erklärung aufzufinden vermochte. Besonders stark war die Erreglichkeit des Kindes, welche die Grenzen überschritt, die dem lebhaften und unbekümmerten Wesen gesunder Zöglinge vom verständnisvollen Erzieher eingeräumt zu werden pflegen. So bekam der Knabe manchmal krampfhafte Muskelzuckungen, wenn von ausserordentlichen Leistungen

oder Gedanken die Rede war. Geistig war er sehr geweckt, er lernte schon vor der Schulzeit und ohne Wissen der Eltern von selbst lesen (Heydrich, Nachlasschriften, S. 63), er fasste schnell auf, zeigte grosses Interesse am Lernstoff, machte auf allen Gebieten gute Fortschritte. Eben die verschiedenen morbosen Zeichen nun scheinen in der Stille des Gartenlebens stärker zurückgetreten zu sein, und aus diesem Grunde strebte die Mutter auch in den anbrechenden ungünstigen Zeiten dieses kleine Eden dem Sohne zu erhalten, und ebenso hat dieser selbst noch in späteren Jahren der Abwesenheit sich förmlich schwärmerisch danach gesehnt und er hat sich erst nach langer Zeit und erst unter grossem Drucke davon getrennt.

Hält man alles dies zusammen, grosse geistige Regsamkeit, häufige rapide unerklärliche Stimmungsschwankungen mit starker Beeinflussung der körperlichen Sphäre, ausserordentliche ins Pathologische übergehende Erregbarkeit des Körpernervensystems, deutlicher rascher wohltätiger Einfluss einfacher hygienischer Maßnahmen, so kann kein Zweifel darüber sein, dass Otto Ludwig ein neuropathisches Kind gewesen ist.

Beim Vorhandensein einer so ausgesprochenen Nervosität in so jugendlichem Alter kann man mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit annehmen, dass sie ererbt gewesen sei. Wir besitzen allerdings keine Daten über den Nervenzustand der Eltern Ludwigs, aber dies hängt vielleicht damit zusammen, dass wir überhaupt wenig eingehenderes über diese wissen. Gröbere nervöse Störungen lagen indes vermutlich nicht vor, da über solche doch wohl etwas bekannt geblieben wäre. Der Bruder der Mutter, in dessen Geschäft der Dichter später als Verkäufer angestellt war, zeigte sicher ein auffälliges Wesen, denn Ludwig nennt ihn (Bericht an Hofmann, s. u.) „einen originellen Hypochondristen“ und seinen „Lehrer in wunderlichen Sprüngen der Einbildungskraft und in den Elementen der Hypochondrie“. Auch bezüglich des Charakterologischen der Eltern, wenigstens des Vaters, ist es leicht möglich, dass in dieser Hinsicht stärkere Einflüsse vorgelegen haben, und es wird später an geeigneterer Stelle noch hierauf zurückzukommen sein.

Wenn bereits in den Kinderjahren eine so andauernde und deutliche Veranlagung zur Nervosität besteht, so liegt ferner die Wahrscheinlichkeit vor, dass diese im späteren Leben, auch wenn sie, wie häufig der Fall ist, hier mehr in den Hintergrund tritt, nicht wieder ganz verschwindet, sondern sich zum mindesten hier und da von neuem meldet. Das braucht indes nicht in eingreifenderer Weise zu geschehen. Es sei nun von vornherein gesagt, dass bei Ludwig die weitere Gestaltung seiner nervösen Anlage im späteren Leben im ganzen keine günstige gewesen ist. Zwar ist ein Übergang in eine geistige Erkrankung niemals erfolgt. Ludwig hat aber sowohl körperlich als in seelischer Beziehung

auch später öfter an ausgesprochenen Beschwerden gelitten und eigentlich frei von solchen ist er nie geworden. Zuvörderst zeigte sich allerdings die abnorme Veranlagung nicht weiter von der feindlichen Seite. Er erschien in seinen Jugendjahren lediglich als ein zuweilen etwas wunderliches Geschöpf von im Grunde allgemein etwas schwanker Gesundheit. Man glaubte in erhöhtem Maße für diese Sorge tragen zu müssen und freute sich über seine geistigen Gaben und über sein offenes, freundliches und gefälliges Wesen.

Medizinisch am interessantesten von den auffälligen nervösen Erscheinungen der Kinderjahre Ludwigs ist das erwähnte Muskelzucken. Wir erhalten nämlich durch dieses Symptom Aufschluss, in welchen besonderen Richtungen sich die nervöse Anlage zu bewegen trachtete. Es wird von Ludwigs Jugendfreund Johannes Recknagel berichtet, dass es auftrat, wenn von besonderen Leistungen oder Gedanken die Rede war, eine Gelegenheit, welche auch sonst namentlich lebhafte aufnahmefähige Naturen leicht zu Gesten der Überraschung oder Bewunderung veranlasst. Wir ersehen hieraus zweierlei Wichtiges, einmal, welcher Art die Eindrücke waren, welche das aussergewöhnliche Kind in einem so frühen Alter besonders stark bewegten, und zweitens, mit welcher unverhältnismäßigen Intensität sie auf dieses einwirkten. Nicht anders wird es von der Umgebung aufgefasst worden sein und die körperliche Ergriffenheit setzte man eben auf Rechnung der delikaten Konstitution.

Der Nervenarzt wird nun sagen, der kleine Ludwig litt an Konvulsionserscheinungen, welche auf Vorstellungen (Ideen) beruhten. Krankheitszeichen dieser Art bezeichnet man als „psychogene." Es erhebt sich hierbei die Frage, ob nicht auch andere nervöse Beschwerden Ludwigs, damals oder später, diese Entstehung voraussetzen lassen, und es zeigt sich allerdings, dass dieser Zusammenhang in weiterem Umfange vorliegt. Für die Folgezustände der auffälligen Stimmungswechsel, welche bereits in frühem Alter zu Tage traten, ist beim Fehlen jeder eigentlich körperlichen Veranlassung eine Verbindung mit psychischen Eindrücken besonderer Art von vornherein wahrscheinlich und die Unerklärbarkeit solcher Stimmungswechsel besteht ja auch nur darin, dass der andere sich nicht genügend seelisch in den Betreffenden hineinzuversetzen versteht, was natürlich um so schwieriger ist, je eigenartiger die Psyche des letzteren sein wird [1]). Es ist übrigens wohl wahrscheinlich, dass bei der Herbeiführung dieser Zustände nicht etwa nur die Qualität der von der Biographie als ursächlich überlieferten Erhabenheitsvorstellungen, sondern auch noch viele andersartige Ein-

[1]) S. hierzu meine Abhandlung „Die Laune, eine ärztlich-psychologische Studie". Diese Sammlung, XV.

drücke beteiligt waren, dass die Ursache dieser Anomalien im Ganzen in einer gesteigerten Sensitivität zu suchen ist, wie sie ja bei Nervösen jeden Alters sehr häufig ist.

Eine weitere Bedeutung gewinnt das erwähnte frühe konvulsive Symptom, da es eine Form der Nervosität bezeichnet, welche, wie hervorgehoben werden muss, sich bei Ludwig auch in der Folgezeit bei seinen nervösen Leiden des späteren Alters immer wieder gezeigt hat, nämlich die Neigung zur Konvulsion überhaupt. An konvulsiven Erscheinungen hat Ludwig später wiederholt nicht nur vorübergehend gelitten, sondern sie haben sich auch dauernd in geringerem Maße bei ihm gezeigt. Es wäre nun verfehlt hieraus sofort schliessen zu wollen, dass alle diese muskulären Reizerscheinungen ebenfalls psychogener Natur gewesen sein müssen, doch wird man bei Ludwig gewiss immer daran zu denken haben, und man wird nicht vergessen dürfen, dass die frühe und häufige Entstehung dieser Art Störungen auch ihr leichteres Zustandekommen aus ursprünglich andersartigen Ursachen zur Folge haben musste.

In nosologischer Beziehung ist hier noch zu bemerken, dass das blitzartige nervöse Zusammenzucken einzelner Muskelpartien des Körpers, wie es der kleine Ludwig an sich gehabt hat, auch als Chorea electrica bezeichnet wird. Es handelt sich hier wohl meistens um ein psychogenes, auf Vorstellungen gegründetes Symptom. Man hat derartig entstandene nervöse Krankheitszeichen mit einem alten, in weiteren Kreisen geläufig gewordenen, leicht missverständlichen Ausdruck auch als „hysterische“ bezeichnet. Wir wollen aber dieser Nomenklatur hier nicht folgen, denn erstens gelten als „hysterisch“ nicht nur Krankheitszeichen, die auf „Vorstellungen“ beruhen, sondern auch solche, die andere Ursachen haben, aber bei Hysterie vorkommen (z. B. die Druckempfindlichkeit an manchen Nervenstämmen, welche sicher nichts mit Vorstellungen zu tun hat), und zweitens entstehen „psychogene“ Vorgänge auch dort, wo es sich nicht um Hysterie handelt, sondern um andere Formen von Erkrankungen oder Zuständen. Es ist deshalb in unserer Darstellung im Folgenden der treffendere Begriff verwendet worden.

Aus einer kleinen Selbstbiographie, die Otto Ludwig im Jahre 1851 dem Redakteur des „Weihnachtsbaums“, Friedrich Hofmann, der seit mehreren Jahren in dieser Sammlung Gedichte von ihm gebracht hatte, auf seinen Wunsch zustellte, geht hervor, dass Ludwig zuerst seit dem Jahre 1830, also seit Ende des zweiten Lebensjahrzehnts den Beginn seiner nervösen Erkrankung datierte. Er war damals nach dem Erkranken der Mutter von dem Gymnasium in Hildburghausen, woselbst er wieder viel an seinen rasch vorübergehenden Unpässlichkeiten

laboriert hatte, nach Eisfeld zurückgekehrt, tagsüber als Handlungsgehilfe im Geschäfte des Oheims tätig und arbeitete nachts, wenn er ungestört war, an seiner allgemeinen Weiterbildung. Er selbst sagt, die Mutter habe ihn oft daran zu hindern versucht, und war der Meinung, dass er durch diese irrationelle Arbeitsweise seine späteren ernsteren Beschwerden „vorbereitet“ habe. Nun wissen wir zwar nicht, wie stark diese Überarbeitung gewesen ist, aber schon die Rücksicht auf die Mutter dürfte doch die allzugrosse Übertreibung eingedämmt haben. Wir glauben vielmehr, dass Ludwig im Bestreben die Ursache seiner Krankheit zu erforschen die Bedeutung dieser hygienischen Fehler überschätzt hat, dass er lediglich damals durch die berufliche Beschäftigung erstmalig ernster in Anspruch genommen sich nicht die frühere Schonung angedeihen lassen konnte, und dass er deshalb jetzt erst die nervöse Organisation zu spüren begann, die er schon besass, die ihm aber bis jetzt nicht recht bewusst geworden war. Als dann die Mutter gestorben war und er nach Saalfeld auf Schule ging, ist die „Nervenschwäche“ das erste Mal mit grösserer Intensität aufgetreten und hat, wie es scheint, wesentlich Anteil daran gehabt, dass er die Schule schon nach einem Jahre von selbst wieder verliess. „Körperliche Schmerzen“, berichtet er an Hofmann, „geistige Erschöpfung bis zum Lebensüberdruss steigend, ich verlor den Glauben an meine Begabung für Poesie ohne Lust zu gewinnen zu andererBeschäftigung.“ Während der erste Teil dieses zweifellos mit einem gewissen Bedacht niedergeschriebenen Selbstberichts eine ganz gewöhnliche Stimmungsäusserung eines jugendlichen Neurasthenikers darstellt, muss uns der Schluss aufmerksamer machen. Es erhellt nämlich daraus, dass Ludwig bereits zu einer Zeit, in der andere sich meist noch wenig Gedanken um ihre fernere Zukunft machen, kein geringeres Ziel hatte als ein Dichter zu werden, und dass er hauptsächlich deswegen die Schule verliess, weil er sich nicht für befähigt hielt, dieses Ziel zu erreichen. Nun zeigt allerdings der Verlauf der Dinge, dass Ludwig damit nicht einmal recht gehabt hat; dass aber der gedachte psychologische Zusammenhang zutrifft, ergibt sich daraus, dass Ludwig sofort wieder nach der Kunst griff und sich jetzt der Musik zu widmen beschloss, für welche er ebenfalls schon frühe ein grosses Interesse gefasst hatte und in der er sich zu selbsttätigem Schaffen ohne fremde Hilfe weiter zu bilden unternehmen wollte. Zum Sitz dieser Studien wählte er seine Lieblingsstätte, sein Gartenhaus in Eisfeld, und es scheint, dass bei dieser Rückkehr auch diese seine Bodenständigkeit mitgesprochen hat.

Während der folgenden Jahre bis zu seinem ersten Leipziger Aufenthalt (1839) erfreute sich Ludwig einer verhältnismäßig guten Gesundheit. Die Freiheit, letzterer mehr nachleben zu können als bisher, seitdem er erwachsen war, gestattete ihm, seine Tätigkeit mit den Erfordernissen seiner Organisation in Einklang zu bringen und der

idyllische, heilsame Aufenthalt in seinem Garten konnte wiederum seine bewährte Wirksamkeit entfalten. Gleichwohl blieb Ludwig nicht ganz verschont. Mitte der dreissiger Jahre hatte er, wie aus dem Bericht an Hofmann hervorgeht, wieder „einen Anfall seiner früher vorbereiteten Nervenkrankheit zu bestehen". Nervöse Zuckungen des Kopfes sollen ihm damals nach Stern den Beinamen „der Schüttler" eingetragen haben, und auch sonst war er nicht ganz nervengesund, worauf an anderer Stelle nochmals einzugehen sein wird. Von körperlicher Erkrankung ist er aber diese ganze Zeit über frei geblieben.

Es ist wohl verständlich, dass, als Ludwig nach Leipzig gegangen war und die stille, wohltuende Einsamkeit, in der er, wie er wollte, seiner fein organisierten Natur Rücksicht angedeihen lassen konnte, mit dem engumzirkelten Grossstadtleben vertauschen musste, dies zunächst wieder ungünstig auf ihn einwirkte. Auch wurde es nichts mit dem Musikstudium. Abgesehen von gewissen inneren Gründen konnte er infolge seiner eigentümlichen Sensitivität auch die öffentliche Ausübung der Musik selbst als Zuhörer nicht vertragen. Ausserdem hinderte ihn auch seine damalige Reserviertheit in die rechte Fühlung mit den maßgebenden Kreisen zu gelangen. Die private Ausübung der Kunst fesselte ihn zunächst noch neben der wieder stärker werdenden Neigung zur Poesie. Doch als im Februar 1840 abnorme Empfindungen, Anschwellungen und Schmerzen in den Händen eintraten, liess er das Klavier abholen. Er hatte sich schon auf der Reise erkältet und den Winter über in seiner Wohnung viel gefroren. Seine Stimmung war unter der Wahrnehmung der Zwecklosigkeit seines ganzen Aufenthaltes sehr heruntergegangen. Ein günstiger Wohnungswechsel erfüllte ihn mit neuen Hoffnungen. Da entwickelte sich im Mai ein schwerer Krankheitszustand, der ihn ans Bett fesselte. Die Tagebuchnotizen vom Mai und Juni (Stern l. c., S. 118 ff.) und ein Brief von Mitte Juli an Schaller (Heydrich l. c.) stellen diesen etwa folgendermaßen dar: nach einige Zeit voraufgegangenen Fiebererscheinungen unerträgliche Steifheit aller Gelenke, Schmerz in der verhärteten linken Wade, dazu grosses Angstgefühl, kalter Schweiss, Schwarzwerden vor den Augen, Behinderung der Atmung, Herzklopfen, Brechneigung, besonders nachts Atemnot mit Erstickungsangst, am heftigsten der Anfall am 11. Mai, von morgens die ganze Nacht hindurch, wobei Senfpflaster gelegt wurden, und am 22.—25. Von Anfang Juni ab allmählich ausser Bett, am 3. an einer Krücke bei schönem Wetter im Garten, muss bis zum 19. mit der Krücke gehen. Psychisch: Todesgedanken, grosse, allgemeine Mutlosigkeit hinsichtlich der Zukunft seiner Leistungen, intensives allgemeines Krankheitsgefühl, Furcht zeitlebens gelähmt zu bleiben, beschliesst in Zukunft ganz seiner Gesundheit zu leben, von Mitte Juni ab dann Umschlag der Stimmung in gesunden Optimismus und wiedererwachende

Arbeitslust. Der Arzt stellte keine Diagnose, er mutmaßte eine „Ansteckung“ („also das einzige, wovon ich gewiss weiss, dass es nicht der Fall ist, sintemalen ich nie in die Möglichkeit einer solchen gekommen“).

Es ist lediglich im Rückblick von diesen mehrdeutigen und wohl auch lückenhaften Daten ausgehend nicht leicht etwas Bestimmtes zu sagen. Es ist nicht angegeben, dass stärkeres Fieber vorhanden war, es ist deshalb wohl das sonst nächstliegende, eine akute Infektionskrankheit und besonders ein echter Gelenkrheumatismus auszuschliessen. Bei einem solchen würden sich auch Schwellungen grosser Gelenke gezeigt haben, von denen nicht gesprochen wird. Rücksichtlich der Angstzustände und des Herzklopfens muss berücksichtigt werden, dass bei der Sektion Ludwigs Verwachsung des Herzbeutels gefunden wurde (s. Bericht des Dr. Ayrer). Nun ist zwar von Ayrer ausdrücklich, wenn auch nicht eingehender erwähnt, dass Ludwig noch in den letzten Jahren seines Lebens an einer Herzbeutelentzündung gelitten hat, womit dieser Befund hinreichend erklärt ist. Es könnte jedoch auch sein, dass ein ähnlicher Prozess schon einmal früher, eben etwa um 1840 vorhergegangen war. Die Herzbeutelentzündung kann ohne stärkeres Fieber verlaufen und gesellt sich häufig zu rheumatischen Erkrankungen. Ludwig hat also wahrscheinlich damals an einer Rheumatose gelitten, welche in ziemlich grosser Ausdehnung das Muskelsystem betroffen hatte, dabei vielleicht einzelne Gelenke in Mitleidenschaft gezogen und den Herzbeutel ergriffen hatte. Dies ist um so eher anzunehmen, da er den Winter über, nachdem er schon erkältet in Leipzig angekommen war, ungünstig gewohnt und dürftig gelebt hatte.

Diese organische Erkrankung nun erscheint in dem besonderen Zustandsbilde Ludwigs überlagert von nervösen Symptomen. Die hartnäckige Kontraktur in der linken Wade lässt wieder die Neigung zur Konvulsibilität erkennen, und die Beeinträchtigung der Stimmung des Kranken in so weitgehendem Maße zeigt deutlich die übermäßige Reaktion des Nervensystems. Vermutlich hat bei der seit jeher bestehenden Sensitivität der Patient auch die Schmerzen stärker verspürt, als es sonst der Fall gewesen wäre und der Zustand war wohl nicht ganz so schlimm, als es nach der Selbstschilderung den Anschein hat, denn der Kranke war auch auf der Höhe der Affektion noch im Stande und hatte Lust Tagebuchnotizen einzutragen, obwohl ihm dies immerhin wichtig genug erscheinen konnte. Für die ganze Episode eine rein nervöse Erkrankung anzunehmen ist wohl nicht statthaft. Am ehesten wäre dies noch für die turbulenten Herz- und Atmungserscheinungen in Frage zu ziehen, falls damals noch keine organische Herzerkrankung vorgelegen haben sollte. Es würde sich dann um eine nervöse, sogenannte Pseudo-Angina pectoris gehandelt haben, welche bei Neuro-

pathen ebenso quälend auftreten kann, als die echte auf Grund organischer Herz- und Gefässkrankheit entstandene. J. Sadger (Das Krankheitsrätsel eines Dichters, Wiener Fremdenblatt, Nr. 306, 1894) ist der Ansicht, dass die Atmungsbeschwerden auf hysterische Respirationskrämpfe und auf den gewöhnlichen Schlundkrampf (Globus hystericus) zu beziehen seien. Im übrigen hält auch dieser Autor dafür, dass bei Ludwig damals eine Komplikation von Rheumatismus und Neurose vorgelegen habe und dass der Dichter ein Hereditarier gewesen sei. Für die Bewegungsstörung ist eine ausschliesslich funktionelle Lähmung gewiss auszuschliessen, denn dann wäre die Krücke, sobald sie sich einmal als erforderlich erwiesen hatte, wohl nicht so rasch wieder von der Bildfläche verschwunden. Im Gegenteil zeigt die schnelle Besserung, dass irgend eine Schädlichkeit weggefallen sein musste, welche die Verschlimmerung des nervösen Zustandes offenbar verschuldet hatte. Ludwig selbst bezeichnet die Erkrankung als „grand Rheuma".

Die Affektion trat dann bald zurück, die Tagebuchnotizen atmen noch hin und wieder eine leichte Depression, der beginnende neue Lebensmut trieb aber von neuem den Rekonvaleszenten die halb aufgegebenen Musikstudien wieder aufzunehmen. Ein Klavier wurde wiederum beschafft, aber die Finger waren noch „gichtartig steif", sodass der Arzt noch nachträglich eine Kur in Teplitz für angezeigt hielt, und auch die Länge der Unterbrechung in der praktischen Ausübung, die sich übrigens auch bei einem hervorragend begabten Virtuosen geltend gemacht hätte und deren Wirkungen er anfänglich zu überwinden geglaubt hatte, machte sich im Verein mit einem gewissen Missmut, der nichts mehr recht gelingen liess, immer wieder bemerklich und dies verdrängte schliesslich dennoch die Musik endgültig aus seiner Interessensphäre. Unbefriedigung, die Unmöglichkeit selbsttätig am Musikleben Anteil zu nehmen, Mangel an jedem geeigneten Kontakt mit den führenden Kreisen, die Unfähigkeit sich von seiner Isolierung zu befreien und heimwehartige Zustände bestimmten ihn endlich nach Eisfeld zurückzukehren.

Diese Ortsveränderung hatte zunächst nicht den erhofften günstigen Erfolg. Ludwig musste die Wintermonate 1840/1841 in der Wohnung des Oheims zubringen. Der Oheim war inzwischen erkrankt und musste gepflegt werden, er hatte sich nach dem Tode der Schwester verehelicht und lebte unglücklich mit seiner alkoholkranken Frau. Ludwig litt an allerhand Schmerzen, Mattigkeit, Unaufgelegtheit zur Arbeit, wollte „dem Oheim gern die Unterleibsschmerzen abnehmen" (s. Brief an Ambrunn, Stern l. c., S. 142). Dazu kam eine Augenentzündung, welche ihn wochenlang am Lesen und Schreiben hinderte, und welche von Dr. Genssler in Hildburghausen, wie die Biographie erzählt, diätetisch behandelt wurde. Erst der Sommeraufenthalt 1841 in seinem

Garten liess den Geplagten wieder aufleben und auch der darauffolgende Winter, während dessen er in Eisfeld einen ruhigen Arbeitsraum gemietet hatte, verlief günstig, wiewohl ihm der unberufene, wenngleich leicht begreifliche Meinungsaustausch seiner Landsleute über seine Persönlichkeit nicht erfreulich sein konnte. Die Wiedergewinnung des Stipendiums auf Grund seiner novellistischen Arbeit gab ihm jetzt eine Direktive und ein neues starkes Interesse und führte ihn 1842 auf immer von der Heimat hinweg.

Während seines zweiten Aufenthaltes in Leipzig vollzog sich insofern ein wichtiger Umschwung, als Ludwig aus der Isolierung heraustrat, welche früher so sehr auf ihm gelastet hatte. Er lernte eine Reihe teilweise in der Literatur damals namhafter Autoren kennen und pflegte regen Verkehr mit einem kleinen Kreise Intellektueller verschiedener Geistesgebiete. Er genoss zwar durch diese keine grössere äussere Förderung seiner Bestrebungen, aber er bekam doch manche wertvolle Anregung und lernte die formellen Wege besser kennen, welche zum Zweck der Verwertung der Leistung beschritten werden mussten. Ferner war von Wichtigkeit, dass er bei seinem schwer zugänglichen, verschlossenen Naturell Gelegenheit zur Aussprache und Gedankenaustausch mit Gleichstrebenden erhielt, welche ihm Verständnis entgegenbrachten, aber anders angelegt waren als er, und dass er sich mit seiner grüblerischen Art nicht mehr selbst überlassen war. Alles das hatte einen günstigen Einfluss und so stellen ihn denn die Berichte seiner Bekannten aus seiner zweiten Leipziger Zeit (s. A. Kretzschmar, Erinnerungen an einen Jüngstgeschiedenen, Gartenlaube, 1865) wohl als einen genialen Sonderling hin, enthalten aber nichts über eigentlich nervöse Krankheitserscheinungen.

Eine weitere Erleichterung seiner Lebensführung erwuchs dem Dichter, als ihm durch den Tod seines Oheims 1843 eine kleine Summe zufiel, welche ihm die Möglichkeit gewährte, seinen Aufenthaltsort nach seinem eigenen Wunsche zu wählen. Bei Ludwigs leidenschaftlicher Hinneigung zur beständigen Berührung mit der freien Natur konnte diese Wahl nicht zweifelhaft ausfallen: er zog sich wieder in die Wald- und Buscheinsamkeit zurück, an der er seit seinen Thüringer Kinderjahren immer gehangen hatte, und begab sich nur dann in die grossen Zentren, wenn es ihm im Interesse seiner Tätigkeit erforderlich schien. Den Kontakt mit der Umwelt verlor er aber jetzt nicht mehr, denn bereits im ersten Jahre seines Aufenthalts in Nieder-Garsebach begegnete er der Frau, die seine Lebensgefährtin wurde.

Gemäss dem Wechsel der äusseren Umstände zum Besseren liessen sich auch die folgenden Jahre günstig an. Erst vom März 1845 wird während eines längeren Aufenthalts in Leipzig wieder berichtet, dass er wegen „krampfartiger Fröste“ einige Zeit habe Tag und Nacht

heizen lassen müssen. Weiter brachte das Jahr 1847 neuerlich Beschwerden. Die Biographie hat es so dargestellt, als ob der langjährige fruchtlose Kampf des Dichters auf die deutsche Bühne zu gelangen um diese Zeit angefangen hätte, seine Gesundheit zu schmälern. Und in der Tat ist es leicht möglich, dass der vielgeprüfte empfindsame Mann, der mit so unvergleichlicher Geduld seit Jahren um einen bescheidenen Erfolg warb, die beständige Vereitelung seiner Hoffnungen nicht mehr ohne Schaden zu vertragen vermochte. (Stern, l. c., S. 243.) Von den nervösen Erscheinungen, die ihn um diese Zeit heimsuchten, werden genannt: Unruhe („hochgradige Nervosität, die er mit Flussbädern und Fusswanderungen energisch bekämpfte"), Magenschmerzen, unregelmäßige Herzaktion. Nun wird man allerdings nicht vergessen dürfen, dass Ludwig durch seine nervöse Anlage schon zu solchen Störungen disponiert war. Auch scheinen die letztgenannten sich in der Hauptsache wieder zurückgebildet zu haben, noch ehe die entscheidende Änderung in der Lebenslage des Dichters vor sich ging und auch, nachdem der „Erbförster" bereits über die Bühne gegangen war (4. März 1850), blieb, als Ludwig an den „Makkabäern" arbeitete, seine Gesundheit immer noch mangelhaft und er litt wieder Monate lang an Schmerzen, Schwächegefühl und „Hypochondrie". Doch wird man wohl kaum fehlgehen, wenn man annimmt, dass die Wechselfälle dieses für seine äussere Lebensstellung bedeutsamen Zeitabschnittes auf das eindrucksfähige Gemüt des Künstlers und damit auf sein gesamtes Gefühlsleben nicht ohne mannigfache Nachwirkung geblieben sind. Währenddessen hat Ludwig auch zeitweilig wieder Ärzte konsultiert.

Mit Ludwigs Eheschliessung und der darauffolgenden Übersiedelung nach Dresden beginnt die Periode seiner Tätigkeit, deren Höhepunkt hauptsächlich durch seine epischen Produkte gekennzeichnet ist. Die Biographie nennt diese ersten Jahre seiner Ehe bis etwa 1856 die glücklichste Zeit seines Lebens. Dementsprechend dürfte auch sein Gesundheitszustand bis dahin ein befriedigender gewesen sein. Mehrere Kinder wurden geboren, der Ruhm stieg und obschon die materielle Lage immer zu wünschen liess, so schien es dennoch, als wenn sich das Los des Künstlers zu einem freundlichen Lebensabend neigen wollte.

Da begann etwa im Jahre 1856 eine neue Leidenszeit des Dichters, welche bis zu seinem Tode im Jahre 1865, neun lange Jahre, keiner wesentlichen Besserung mehr gewichen ist.

Nach aussen ist diese letzte Epoche seines Wirkens charakterisiert durch anscheinend vollständige Sterilität, denn nach dem Erscheinen der Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" (1856) ist während des letzten Lebensjahrzehnts nichts mehr von seiner Hand vollendet worden. Er arbeitete nur noch abwechselnd an einer Reihe von Dramen, die

sämtlich Fragmente blieben, und legte in einer ziemlich regellosen, vielfach wechselnden, nicht mehr mit einem Abschluss irgendwelcher Art ernstlich rechnenden Weise seine Gedanken über das Wesen des Dramas und über psychologische Vorwürfe nieder. Besonders beschäftigten ihn seine Untersuchungen über die Aufgabe und die Technik des Dramas und er legte diesen Studien die Kunst Shakespeares zu Grunde, in dem er den grössten Dramatiker aller Zeiten sah, über welchen hinaus man nicht gelangen könne oder zu gelangen versuchen solle. Der Umfang dieser Niederschriften ist ein beträchtlicher geworden.

Mit dem Wiederauftreten körperlicher Erscheinungen und Schmerzen ging auch die Schaffenslust und die Lebensfreude wieder herab. Schauspiel- und Konzertbesuche und Verkehr wurden eingestellt. Das Arbeiten wurde erschwert. Der Kranke musste wochenlang liegend zubringen und kam dann immer nur schwierig wieder in Gang. Seit 1860 ging er nur noch selten, seit 1862 nicht mehr aus dem Hause. Die schmerzhaften Glieder versagten zuletzt fast jeden Dienst. Unter zunehmender Schwäche erfolgte der Ausgang.

Über die Krankheitszustände der letzten Jahre besitzen wir den Bericht des Dr. Ayrer. Ayrer war der einzige Arzt, der Ludwig andauernd eine Reihe von Jahren zu behandeln und zu beraten in der Lage war. Dieser Bericht erschien kurz nach dem Ableben des Dichters in Nr. 77 des „Dresdner Journals". Das Schriftstück lautet folgendermaßen:

„In Anbetracht des gerechten Interesses, welches die Welt an dem Leben und Leiden des vor Kurzem verschiedenen Otto Ludwig nimmt, hielt ich es für geboten, nachstehende, vornehmlich auf dessen Krankheit bezügliche Mitteilungen zu machen, zumal wiederholt durchaus falsche Ansichten über das Wesen seines Leidens aufgetaucht sind.

Mitte Mai 1862 wünschte Ludwig meine ärztliche Hilfe. Es geschah dies wohl mehr auf das Drängen seiner Gattin und seiner Freunde, als aus eigenem inneren Antriebe, denn obgleich seither fast ununterbrochen leidend, hatte Ludwig, wie er mir später oft gestand, aus mangelndem Vertrauen an den Erfolg ärztlicher Leistungen nur in den dringendsten Fällen den Rat eines Arztes eingeholt. Er klagte damals über unerträgliche Schmerzen, welche plötzlich eingetreten waren und sich auf die Gegend beschränkten, die der Lage der Leber entspricht, und mit Schwellung derselben sich kombinierten. Ähnliche, doch keineswegs von gleicher Intensität begleitete Anfälle hatte Ludwig angeblich schon öfter gehabt. Die Gesamtheit der Krankheitssymptome liess mich damals die Meinung fassen und dieselbe wiederholt aussprechen, dass Ludwig an Gallensteinen leide, wiewohl die Diagnose bei dem Fehlen einzelner, fast stets bei dieser Krankheit sich einstellender Erscheinungen (gelbe Hautfärbung etc.) nicht als völlig gesichert anzusehen war. Dabei konnte es mir nicht entgehen, dass ein nervös erregtes Leiden des Geistes und Gemütes in einem männlich kräftig gebauten, doch unleugbar den Typus des Leidens tragender Körper waltete. Es sprach sich dies damals schon und mit seiner ganzen Krankheitsdauer wachsend in einer überreizten Tätigkeit der Sinnesnerven und einer überschwänglich mächtigen Phantasie aus. Keineswegs äusserte es sich in

einem kleinmütigen Klagen über seine Leiden, vielmehr wird mir die Energie L.s stets unvergesslich bleiben, Jahre lang einen Zustand ohne Murren zu ertragen, in welchem unter unsäglichen Schmerzen die Herrschaft über den Körper geschwunden, das Bewusstsein aber klar ist, dass der rege Geist durch die Reaktion körperlicher Krankheit zunehmend getrübt werden muss.

Während das unbedeutendste Leiden eines seiner Familienglieder ihm die quälendsten Nächte bereitete, fügte sich L. geduldig seinem trüben Lose. Diese Energie schöpfte er nicht allein aus seiner natürlichen geistigen Stärke, sondern auch aus seiner echten, im reinsten Herzen wohnenden Frömmigkeit, die so oft und so schön aus seinen Worten hervorleuchtete.

Nach Verlauf mehrerer Wochen war L.s Krankheit so weit gebessert, dass er beim Gebrauch einer Mineralwasserkur, Herr seines Körpers, die ihn so sehr erquickende Luft der freien Natur geniessen konnte. Doch mehrere Versuche, wieder geistig tätig zu sein, scheiterten an den stets sich einstellenden Folgen körperlichen Leidens und geistig krankhafter Erregtheit und wurden seitdem von mir streng untersagt. Noch in demselben Jahre indes war es ein mit dem ersten scheinbar nicht zusammenhängendes Übel, welches L. von Neuem aufs Krankenlager warf, das er von dieser Zeit an nicht mehr verlassen sollte. Es war die Krankheit, die unter dem Namen Scorbut bekannt, bei L. mit allen ihren Symptomen in intensiver Weise auftrat. Grosse Blutaustritte, durch sie bedingt, in der Umgebung der Gelenke, vornehmlich der Fussgelenke, und in ihnen selbst machten die Bewegungen unmöglich. Da dieser Zustand häufig als Lähmung bezeichnet wurde, hatte damals die Meinung Fuss gefasst und hat sich auch nach seinem Tode noch verbreitet, L. leide an einer Rückenmarksaffektion. Ganz allmählich nahmen zwar die charakteristischen Zeichen dieser Krankheit ab, kehrte auch infolge der Resorption der Blutflüssigkeit die Beweglichkeit der Glieder zurück, doch unter augenscheinlich fortschreitendem Siechtum des Körpers und nur um neuen Leiden Platz zu machen. In bunter Aufeinanderfolge traten jetzt die mannigfachsten, zwar momentan nicht lebensgefährlichen, doch quälenden Leiden ein, so zwar, dass mit der Besserung des einen schon das Herannahen des andern bemerkt wurde. L. äusserte deshalb, in unter diesen Umständen wunderbarer humoristischen Weise, dass sich seine Krankheit in den Schwanz beisse. Es wechselten Erscheinungen von Kongestionen nach dem Kopfe, Verdauungsstörungen, Herznervenzufälle, Schmerzen infolge des fast bewegungslosen Liegens seines immer mehr abmagernden Körpers, katarrhalische Erscheinungen, vor allen anderen aber waren es die des heftigsten Rheumatismus, deren Anfänge sich bald zeigten und die jedenfalls L. die quälendsten Stunden seines Lebens verursachten. Am heftigsten entwickelte sich der Rheumatismus am linken Kniegelenke, welches bald bis zum doppelten Umfang anschwoll. Nicht allein, dass jede, auch die geringste passive Bewegung, ja Berührung des kranken Körpergliedes plötzliche, mit Zuckungen des Körpers verbundene Nervenschmerzen hervorriefen, auch ohne nachweisbare Ursache erschienen dieselben und tagelang in intensivster Weise und in nur durch kurze Pausen unterbrochenen Anfällen, dass der Kranke sich der angreifendsten Schmerzensäusserungen nicht erwehren konnte. Lange noch, wie diese Erscheinungen ihre Kraft verloren, schilderte L. das ihm so entsetzliche Gefühl, seine Gliedmaßen als ihm nicht angehörige, von ihm getrennte Objekte betrachten zu müssen. Dieser Zustand war ihm deshalb so fürchterlich, weil, wie er sagte, mit ihm das Aufhören des „Menschseins" beginne. Zu dieser Zeit war L. durch eine Entzündung des Herzbeutels, eine Krankheit, welche häufig Begleiterin der rheumatischen Affektion ist, in Lebensgefahr.

Während dieser Periode und der folgenden, welche einen fortschreitenden Verfall der Körperkräfte zeigt, war L. im allgemeinen arbeitsunfähig, nur momentan

hatte er Schaffenskraft; ja es mussten sogar Besuche seiner zahlreichen Freunde, längere Gespräche, die er indes gern pflog, die ihre Anregung nie verfehlten, weil man in seinen originellen Worten unwillkürlich die Nähe eines grossen Geistes fühlte, beschränkt werden, da eigentümliche nervöse Aufregungen ihnen stets folgten.

Unter steter Abnahme der Ernährung schwand die Widerstandsfähigkeit seines Körpers so, dass am 25. Februar 1865 der Tod L. die Erlösung brachte.

Die vom Prosektor Dr. Fiedler und mir angestellte Sektion ergab in der Hauptsache Folgendes:

1. Gehirn in allen seinen Verhältnissen normal.
2. Lungen frei von jeder tuberkulösen Affektion, zeigten die Veränderungen der Terminalaffektion (letzte Ursache des Todes: Ödem, kleine entzündliche Stellen, frischer exsudativer Belag).
3. Herz sonst normal, nur mit dem Herzbeutel verwachsen (Folge der oben erwähnten Herzbeutelentzündung).
4. Leber in den grösseren Gallenwegen mit Gallensteinen von verschiedener Grösse, Gallenblase mit solchen angefüllt, teilweise destruiert. Auch im Parenchym der Leber vereinzelte. Deutlich liess sich der Durchbruch eines grösseren Gallensteins schon vor längerer Zeit (wahrscheinlich der Zeit meiner ersten Behandlung entsprechend) in die innere Bauchwandung nachweisen, woselbst Spuren einer abgelaufenen Ulceration.
5. Sämtliche andere Organe boten keine wesentlichen pathologischen Erscheinungen.

Es lassen sich nun leicht die Mehrzahl der Krankheitserscheinungen erklären. Am ältesten ist die Gallensteinerkrankung: mit ihrem Auftreten in dem Organe der Leber geht häufig mangelhafte Beschaffenheit des Blutes Hand in Hand. Hieraus erklären sich leicht die Erscheinungen des Skorbut. Ebenso stehen nicht unwahrscheinlich die rheumatischen Leiden mit der ersten Affektion im inneren Zusammenhange. Über die erste Ursache der Gallensteinbildung lässt sich mit Sicherheit nichts sagen.

Schliesslich kann ich nicht verschweigen, dass es mir zur wahren inneren Beruhigung gedient, eine der Wahrheit entsprechende Anschauung der Leiden L.s gehabt und eine ihr gemäße Behandlungsweise eingeschlagen zu haben. Es konnte nicht anders sein, dass L., einer ihn ablenkenden Beschäftigung beraubt, fast stets seinen eigenen Gedanken überlassen, das ihm zunächst Liegende, an das er ja stets erinnert wurde, seine Krankheitserscheinungen in das Bereich seiner Betrachtungen zu ziehen pflegte. Diese Betrachtungen führten aber nicht selten infolge seines öfters berührten überreizten Nervenzustandes, der in der Sektion eine direkte Erklärung nicht gefunden hat, zu extremen Schilderungen und Deutungen, so originell sie in nicht ärztlicher Beziehung sich oft zeigten. Ihnen gegenüber galt es, den einmal gefassten ärztlichen Standpunkt zu wahren. Wenn es mir gelang, so habe ich die Beruhigung für mein Leben, in angemessener Weise einem Manne ärztliche Hülfeleistung gewährt zu haben, der sobald meinem verehrenden Gedächtnisse nicht entschwinden wird."

Im Mittelpunkte des Gesamtendzustandes Ludwigs stand also das Gallensteinleiden, von dem herrührend bei der Autopsie Ansammlungen von Gallensteinen in den Gallengängen und in der Gallenblase, sowie ein durch den Durchbruch eines Gallensteins in den Darm an der inneren Bauchwand entstandenes geheiltes Geschwür aufgefunden wurden. Wegen dieses Leberleidens hatte der Dichter erstmalig sich an den Arzt gewandt.

Dies ist insofern wichtig, als sich daraus ergibt, dass die Schmerzen im Leibe, welche damals schon längere Zeit bestanden, nicht etwa als „nervös" aufzufassen sind. Bei den Erkrankungen innerer Organe, denen nämlich an sich nur eine geringe Empfindungsfähigkeit zukommt, irradiiert die schmerzhafte Erregung von den diese versorgenden Sympathikusfasern im Rückenmarke auf die entsprechend gelegenen sensiblen Rückenmarksnerven, sodass das Verbreitungsgebiet dieser an der äusseren Körperoberfläche in wechselnder Ausdehnung ergriffen erscheint (Headsche Zonen). Diese Schmerzen sind nicht psychogen. Sie können allerdings bei nervös Disponierten einen Zuwachs erhalten und sich dann über das gewöhnliche Gebiet hinauserstrecken. Dass letzteres auch bei Ludwig der Fall war, ist recht wohl möglich.

Zu dieser Erkrankung gesellte sich 1863 der in dem Bericht näher erörterte Skorbut. Diese Krankheit ist bei uns nicht häufig. Sie tritt meist nur unter sehr ungünstigen hygienischen Verhältnissen, Mangel an frischer Fleischnahrung, längerem Aufenthalt in schlechten, eisigen Wohnräumen u. dergl. gruppenweise auf, sie kann aber auch ohne solche besondere Schädlichkeiten einmal einen Gesunden oder chronisch Kranken ergreifen. An den Skorbut schlossen sich wiederholte Lungenkatarrhe.

Weitere grössere Beschwerden werden dem Rheumatismus zugeschrieben, welcher sich besonders im linken Kniegelenke festgesetzt hatte, in dessen Nähe sich schon 1840 stärkere Reizerscheinungen (Kontrakturen) gezeigt hatten.

Da bei der Sektion eine Verwachsung des Herzbeutels gefunden wurde, so sind, wie schon bei der Erwähnung der Leipziger Erkrankung von 1840 gesagt war, die Herzerscheinungen auf dem Höhepunkte der Herzbeutelentzündung zunächst als von dieser selbst herrührend zu betrachten. Da jedoch der Dichter auch unzweifelhaft von früher her rein nervöse Herzsymptome hatte („Herznervenzufälle", Herzklopfen), so sind diese Störungen im Ganzen der stärker angewachsenen Neurose zuzuweisen.

Diese selbst hat an dem gesamten Krankheitsfall zweifellos einen erheblichen und verhängnisvollen Anteil genommen. Sie steigerte durch Erhöhung der Sensibilität („krankhafte Tätigkeit der Sinnesnerven") die Schmerzen, welche das Gallensteinleiden und die rheumatischen Zustände begleiteten und welche namentlich auch durch die mehrfach berührte Disposition des Kranken zur Konvulsion („plötzliche mit Zuckungen verbundene Nervenschmerzen, welche auch ohne nachweisbare Ursache erschienen") besonders quälend wurden. Sie peinigte den Kranken durch starke Missempfindungen. Sie versetzte ihn in übermäßige Erregung und Erschlaffung. In ersterem Zustande beschäftigte er sich, wie es

scheint, in einer gewissen Selbstüberschätzung häufig in ungeeigneter Weise mit seiner Krankheit.

In Veranschlagung seines persönlichen psychologischen Blickes wollte der Kranke offenbar seine eigenen Gedanken zur Sache nicht als belanglos betrachten. Den vielbeschäftigten ärztlichen Praktikern, mit denen Ludwig als Patient in Berührung kam, und welche das allgemeiner Psychologische wohl auch nicht immer leicht mit der ärztlichen Psychologie zu vereinbaren wussten, musste die psychologische Beobachtung, in der sich der Dichter ihnen überlegen wusste, in dieser Form freilich als unberufener Übergriff auf das ärztliche Gebiet erscheinen, und jener empfand dies offenbar als einen Mangel, der ihm stark zum Bewusstsein kommen musste, ihn wahrscheinlich schon früh zu einer gewissen Unterschätzung der Heilkunde und ihrer Vertreter überhaupt führte und in leicht verständlicher Wechselwirkung dann zu einer Überschätzung seiner persönlichen Ansichten auch in praktisch pathologischen Fragen gebracht zu haben scheint.

Die abnormen Gefühlszustände und dieses Grübeln hinderten vielfach die geordnete und zielbewusste Produktion, welche immer mehr von der Disposition des Augenblicks abhängig wurde. Resignation und übermäßige Beschäftigung mit seiner Krankheit untergruben schliesslich auch den gesunden Lebensmut, welcher ihn nach dem Überstehen der akuten Zustände zur energischen Bekämpfung der vorhandenen Krankheitsreste hätte aufstacheln können. Geistig blieb er dabei, soweit er bei Stimmung war, frisch und lebhaft bis zum Ende.

Besonders unheilvoll zeigte sich seine endogene Veranlagung, soweit sie die Neigung zu gewissen lähmungsartigen Zuständen der Muskulatur betraf, die neben der konvulsiven bestand. Die Muskulatur wurde schmerzhaft bei Bewegungen und Körperhaltungen und auch in der Ruhelage. Ludwig vermochte es nicht mehr in sitzender Stellung zu schreiben (R. M. Meyer), konnte kein Buch mehr in der Hand halten, selbst bei Anwendung eines Pults nicht mehr lesen (Brief an Julian Schmidt, 27. Februar 1862), mit den Augen beim Lesen den Zeilen nicht folgen (an Heydrich, 30. Dezember 1860), „mit der Linken höchstens ein Blatt Papier halten“ (B. Auerbachs Briefe an J. Auerbach, Bd. I, S. 260, zit. nach Stern, l. c. S. 343). Alle diese Zustände scheinen sich zeitweise gebessert und dann wieder verschlimmert zu haben.

Eine solche Schmerzhaftigkeit und Lähmung der Muskulatur lässt sich nicht allein auf chronische rheumatische Zustände zurückführen. Diese würden sich nicht so wahllos über so grosse und verschiedenartige Muskelgebiete ausgebreitet haben, sie hätten immerhin eine gewisse Lokalisation, Prädilektionsstellen gezeigt, wären bei ganz geringgradigen Bewegungen und Anstrengungen nicht sogleich mit so grosser Intensität aufgetreten.

sie wären durch Medikamente wahrscheinlich wenigstens einigermaßen zu beeinflussen gewesen und hätten schliesslich nach jahrelangem Bestehen irgendwelche Spuren an den Muskeln selbst, an den Gelenken, Bändern, Sehnenblättern zurückgelassen, wovon auch bei der Autopsie nichts bemerkt wurde. Man muss daher annehmen, dass diese Schmerzen erst durch die Bewegungen selbst in den Muskeln auftraten, entweder als „Schmerzhalluzination" oder etwa infolge Überempfindlichkeit der sensiblen Nerven gegen die durch die Bewegung selbst entstehenden Stoffwechselprodukte, welche ja auch in der Norm nach sehr grosser Inanspruchnahme der Muskeln die bekannten Schmerzen hervorrufen. Auf die Lebensgefährlichkeit solcher funktioneller „akinetischer" Zustände hat Möbius zuerst hingewiesen („Akinesia algera", Deutsche Zeitschrift für Nervenheilkunde 1891 und Neurologische Beiträge, Heft II). Sie sind selten und befallen gewöhnlich Hereditarier, deren geistige und Gemütssphäre stark mitgenommen ist, nach anderen gelegentlich auch neuropathische Kinder. Sie kommen in verschiedenen, auch rudimentären Formen vor und werden von den meisten Autoren als noch zur „Hysterie" gehörig betrachtet.

Der tödliche Ausgang des Leidens selbst erfolgte schliesslich an einer Lungenentzündung.

Es ist nicht ohne biographischen und pathographischen Wert sich kurz zu vergegenwärtigen, welche Ansicht der Dichter selbst über seine wechselnden Zustände und über seine Krankheiten gehabt hat, namentlich ob er in Hinsicht seiner nervösen Leiden „Krankheitseinsicht" besessen hat und in wie weit. Dazu ist zu sagen, dass die Auffassung dieser von seiten des Patienten, wie es übrigens häufig und gewöhnlich ist, sehr von der jedesmaligen Stimmung abhängig war. Über die erste Entstehung seines Leidens hatte er, wie schon erwähnt, die Meinung, es schreibe sich von den Elucubrationen der Eisfelder Zeit her, als er gleichzeitig das Ladengeschäft des Oheims versorgte, indem er so als Ursache nahm, was schon Wirkung war. Als sich dann später weitere nervöse Symptome einstellten, war er geneigt diese für organische Erkrankungen zu halten. Er grübelte viel darüber nach und stellte sich auch gelegentlich ein Regime auf, nach dem er gesundheitlich leben wollte. So war er gewohnt, wie zahlreiche Neurastheniker, (auch während seines Landlebens) spät schlafen zu gehen und es fiel ihm dann schwer am frühen Morgen aufzustehen. Auf dieses Paradoxe seiner Lebensweise wurde er aufmerksam und er beschloss daher einst den natürlichen Turnus einzuhalten und ging seitdem früh zu Bett. Er kam jedoch auf die alte Gepflogenheit zurück: „Fast zwei Jahre lang suchte ich ein ordentlicher Mensch zu werden" schreibt er darüber an Schaller (31. Dezember 1841) „i. e. durch bei Zeiten Niederlegen und früh Aufstehen für meine Gesundheit zu sorgen, und ebenso lange war ich nicht imstande etwas zu arbeiten vor Lebensüberdruss und Hypo-

chondrie. Seit ich wieder früh — vielmehr spät — 9 oder 10 Uhr aufstehe, nachts 1 oder 2 oder 3 mich niederlege, bin ich ein ganz anderer Kerl geworden."

Das seiner ganzen Anlage entsprechende Grübeln über seine Krankheit konnte einer unbefangenen Auffassung der Sachlage nicht günstig sein. Dennoch hatte Ludwig in ruhigeren Zeiten nicht selten verhältnismäßig klare Erkenntnis, um was es sich handle.

Im Mai 1863 schrieb er an Lewinski: „Meine Übel sind einzeln genommen alle nicht von bedenklicher oder gefährlicher Natur, nur schmerzhaft und selten pausierend, ich bin wie ein Pferd, das nicht ein Löwe, sondern eine Schar Bremsen hetzt, die immer wieder von einer anderen Schar abgelöst wird", und im folgenden Jahre an denselben: „Mein Schaffen, welches mächtig ans Licht dringen will in mannigfacher Gestaltung, wird gehemmt und geknebelt durch allerlei närrisches Zeug meiner Nerven." Auch sagte er einst, das Handwerk, das er am besten verstehe, sei doch das „Grillenfangen".

An Schaller äussert er sich einmal, jedesmal, wenn er glaubte, ein gesunder Mensch zu werden, dann packe es ihn und reisse ihn zurück, wobei er an das Ungeheuer in Daniels Vision erinnert wird, dessen Horn immer dann brach, wenn es am längsten geworden war, eine zwar nicht sehr glückliche, aber doch verständliche unbewusste Metapher für das Wirken der erblichen Belastung.

So begegnen wir denn zeitweilig und schon verhältnismäßig früh bei ihm einer völligen Resignation. „Ich habe lange schon darauf verzichtet, zu glauben, ich könnte wieder ganz gesund werden," schreibt er im März 1856 an Geibel. „Vielleicht ists wunderlich, dass ich nicht einmal wünschen möchte, ich wäre gänzlich von dem Übel entfernt geblieben. Die Schmerzen haben mich viel gehemmt und hemmen in ihrer Folge, der Schwäche, mich noch immer in Allem, was ich vornehme; aber sie haben mich auch viel gefördert, sie haben mich genötigt, was von moralischer Kraft in mir ist, zusammennehmen zu lernen. Sie haben mir gezeigt, dass alles Glück ist, was man dazu macht, und dass die besitzenswerteste Kunst die ist, die das vermag."

Hinsichtlich der Diagnose während seiner letzten schweren Erkrankung war er mit dem Arzte, wie es scheint, auch nicht recht einverstanden. Während Ayrer Gallensteinleiden angenommen hatte, was sich in der Sektion als zutreffend erwies, glaubte er lediglich an einem „Rheumatismus" zu leiden. Bei leidlich ausgeglichener Stimmung fasste er seine Krankheit mit grossem Gleichmut und sogar, wie auch aus dem Ayrerschen Bericht hervorgeht, mit einer Art Humor auf, und noch in seinem Todesjahre konnte er scherzen, dass er nunmehr das fünfunddreissigjährige Jubiläum seiner Krankheit begehe. Auch ist aus dem ärztlichen Bericht ersichtlich, dass er um das Wohl seiner Angehörigen

mehr besorgt war als um sein eigenes, ein Zug, der mit seinem sonstigen Wesen übereinstimmt.

Über seine Stimmunganomalien, besonders die Depression, konnte er sich jedoch nicht immer hinwegsetzen. Dies zeigte sich besonders in den pessimistischen Anwandlungen seiner Jugend. Aber auch in den späteren Jahren verkannte er manchmal die Morbosität seiner Empfindungen und legte sich seine Regungen dann in irriger Weise normalpsychologisch zurecht. Doch lässt sein Einblick in das „närrische Zeug" seiner Nerven deutlich genug erkennen, dass er auch für diese Fernwirkungen seiner Krankheit durchaus nicht blind war.

Otto Ludwigs äussere Erscheinung wird als eindruckausübend und ungewöhnlich geschildert. Ludwig war hochgewachsen und von elastischer Haltung. Eine hohe gewölbte Stirn und eine wohlgeformte kräftige Nase gaben seiner Physiognomie eine charakteristische Gestaltung. Dazu kam langes dichtes, wallendes, dunkelbraunes Haupthaar und von den Kieferwinkeln an ein mächtiger Vollbart. Ludwig war kurzsichtig und trug gewöhnlich eine Brille. Seine Augen waren braun, sehr tiefliegend, im Affekt von ungemeinem Ausdruck. Die Gesichtszüge waren weich, die Stirn bis in die letzten Leidensjahre hinein wenig gefurcht. Die Stimme hatte ein biegsames, eindringliches Timbre und war in der Begeisterung sehr klangvoll.

Der Umstand, dass Schaller (Nachlassschriften I, S. 22) ausdrücklich in Abrede stellt, Ludwig sei abnorm muskelstark gewesen (s. auch Hofmann, „Eine Thüringer Natur", Gartenlaube 1865), zeigt, dass seine Erscheinung so ungewöhnlich war, dass sich die Mythenbildung daran heftete.

Das Antlitz zeigte häufig jene Blässe, die seit grauen Zeiten als eine Eigentümlichkeit der Denker angesehen wird. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, wie dies zugeht, aber es ist wohl möglich, dass etwas an der Sache ist. Physiologisch hängt mit dieser starken Kontraktion der Hautarterien zusammen, dass Ludwig bei niederen Temperaturgraden infolge der ungenügenden Hautdurchblutung sehr leicht fror, weswegen ihm auch der Winter sehr zuwider war.[1]) Diesem Verhalten

[1]) Nachlassschriften, Bd. I, S. 32: „Ich bin nur ein Sommermensch, ich muss den Dachsen den Winterschlaf ablauschen". Ebenda: „Kalte Füsse muss ich verhüten, weil ein Hirnschlag bei meiner Beschaffenheit zu befürchten". (1840). Weiter führt er als eine Ursache der Ergebnislosigkeit seiner Leipziger Musikstudien auch an „die mit meiner Natur im Widerspruch stehende Haupttätigkeit in der Musik im Winter". (S. 43 ibid.). Von seinen „krampfartigen Frösten" ist schon oben die Rede gewesen.

widerspricht es übrigens nicht, wenn dann wieder zeitweise kongestive Zustände auftraten. Beides ist gleichzeitig Anzeichen einer Labilität des Gefässnervensystems und diese wieder kann Teilerscheinung einer abnormen endogenen Anlage sein. Auch kannte Ludwig das Gefühl der „physischen Angst“ (Nachlassschriften I, S. 28), welches in besonderem Grade an die Arterienzusammenziehung gebunden ist.

Es ist zu erwähnen, dass die Totenmaske des Dichters eine deutliche Asymmetrie aufweist und zwar ist die linke Gesichtshälfte stärker entwickelt als die rechte. Es ist übrigens für uns hier nicht weiter von Belang, wenn die Bilder und Bildwerke des Dichters diese Asymmetrie nicht oder nur in geringem Grade zeigen, denn es ist für den ausübenden Künstler meist nicht sehr schwer, solche störenden Unvollkommenheiten zum Verschwinden zu bringen oder bis zur Unmerklichkeit abzuschwächen. Diese können auch zu früheren Zeiten geringer oder weniger auffällig gewesen sein. [1])

Die grösste Differenz in der Entwicklung beider Seiten zeigt die Totenmaske in der Gegend der linken oberen Prämolarzahnfächer. Nun wissen wir aus der Biographie, dass Ludwig zahnleidend war und schon in der Jugend Knochenhautentzündungen an den Zahnwurzeln gehabt hat (s. Stern l. c., S. 117). Es wird sich also bei der gedachten Anschwellung um chronische Zahnperiostitiden gehandelt haben.

Nun würden diese noch nicht erklären, warum die linke Orbital- und Nasenlippenfalte seitlich stärker ausgezogen ist als rechts, und ausserdem erscheint das Gesicht auch über den erwähnten Bezirk der Zahnwurzelgegend hinaus mehr vorspringend als auf der rechten Seite. Dieser Befund legt vielmehr nahe, dass die Volumszunahme auch auf Rechnung der Gesichtsmuskulatur zu setzen ist. Dies hängt wohl folgendermaßen zusammen.

Durch Julian Schmidt (s. u., l. c.) wissen wir, dass Ludwig „an nervösem Zucken des Gesichts“ gelitten hat. Auch Recknagel berichtet, dass sich in späterer Zeit „Zuckungen“ bei ihm sehr ausbildeten. Dies ist für die vorliegende Betrachtung von Wichtigkeit, einmal, da solche Tics sich ganz überwiegend bei geborenen Neuropathen vorfinden, ferner, da es dasjenige, was schon wiederholt über die konvulsive Anlage des Dichters hervorgehoben worden ist, von neuem bestätigt. Nun bewirkt die andauernde übermäßige Funktion eines Muskels oder einer Muskelgruppe, welche durch diese gewissermaßen geübt und gekräftigt wird, eine Volumszunahme derselben und hierdurch ist auch die stärkere und ausgedehntere Markierung des an der Körper-

---

[1]) Übrigens ist die gleiche Gesichtsasymmetrie auf der den „Nachlassschriften“ Heydrichs beigegebenen Lithographie der Porträt-Zeichnung L. Geys ebenfalls deutlich erkennbar.

oberfläche zu Tage tretenden Muskelreliefs gegeben, welches sich eben in der normalen Faltung dort abzeichnet. Diese wird also bei ungleicher Tätigkeit sich auf der stärker funktionierenden Seite deutlicher darstellen und besser zu verfolgen sein (Meige und Feindel, Der Tic, Deutsch von Giese, 1903). Auch ohne die Notiz bei Julian Schmidt kann man also aus der Maske entnehmen, dass Ludwig mit einem „Tic convulsif“ oder einem ähnlichen spastischen Leiden und zwar auf der linken Seite behaftet gewesen ist.

Ludwig trug sein aussergewöhnlich starkes Haupthaar nach der Sitte der damaligen Zeit lang. Kretzschmar erzählt, dass er beim Studieren sein Haar mit einer Schnur zusammenbinden musste, da es ihm sonst in grossen Büschen über sein Gesicht herunterfiel und ihn im Lesen und Schreiben störte. Sehr reichliches Kopfhaar, besonders das feine weiche Haar, ist man neuerdings geneigt als „Entartungszeichen“ aufzufassen.

Von Otto Ludwigs Totenmaske finden sich in der Leipziger anthropologischen Sammlung zwei Exemplare vor, welche augenscheinlich von dem gleichen Abdruck herrühren. Das eine derselben gehört der ehemaligen Carusschen Sammlung[1]), das andere der „degenerationsmorphologischen“ Sammlung an, welche Möbius dem Leipziger anthropologischen Institut hinterlassen hat.[2])

Den Masken liegt ein sorgfältig ausgeführter Abdruck zugrunde, bei welchem indes der lange Bart künstlich hergerichtet ist. Die in der Carusschen Sammlung befindliche Kopie zeigt an einzelnen Stellen feinere und zahlreichere Einzelheiten der Gesichtshaut in Form kleinster Fältchen, welche auf der Möbiusschen Maske nur noch stellenweise deutlicher zu sehen sind. Die letztere Maske ist daher wohl in späterer Zeit angefertigt als die erste, als die Form durch wiederholte Vervielfältigungen stumpfer geworden war. Sie hat sich aber eben deshalb ansehnlicher erhalten und macht wegen des Fehlens der erwähnten äussersten Einzelheiten einen harmonischeren Gesamteindruck. Daher ist sie hier zur Reproduktion gewählt worden. Sonst für unsere Darstellung in Betracht kommende Unterschiede beider Bildwerke finden sich nicht vor. Speziell herrscht auch bezüglich der Masse Übereinstimmung.

Die tiefe Einsenkung hinter dem aufsteigenden Unterkieferast und das starke Vorspringen des Musculus sternocleidomastoideus weist auf starke Abmagerung hin.

Die Totenmaske zeigt eine schöne hochgewölbte Stirn, an der die Schläfenlinien beiderseits stark hervortreten. Der kleinste Stirndurchmesser am unteren Ende der letzteren beträgt 101 mm, derjenige am oberen Ende des Stirnbeins 117 mm. Die Stirnhöhe bis zur Haargrenze ist 81 mm. Die Stirn ist nicht asymmetrisch.

Die Sinus frontales und die Tubera frontalia sind mäßig stark, dagegen sind die Augenbrauenbögen mächtig entwickelt. Sie bilden mit den Augäpfeln förmliche Buchten. Ebenso liegen die Augäpfel tief unter der Nasenwurzel. Die Entfernung vom Nasion bis zur inneren Carunkel beträgt etwa 2,5 cm. Die

[1]) C. G. Carus, geb. 1779, von 1814 an Direktor der Hebammenschule in Dresden, seit 1827 Leibarzt des Königlichen Hauses, Mitglied des Medizinalkollegiums der Landesregierung, gest. 1868 in Dresden.

[2]) P. J. Möbius, Nervenarzt in Leipzig, geb. 1854, gest. 1907.

äusseren Orbitalränder springen übrigens wohl ebenfalls infolge der Abmagerung stärker hervor als in vivo.

Vom rechten Jochbein fällt die Wange gänzlich nach innen und unten ab, während sie links unterhalb der Orbitalfalte nach aussen prominiert, dergestalt dass die Verbindungslinie des Jochbeinhöckers mit der Gegend des Mundwinkels auf der rechten Seite zirka 1 cm über die tiefste Stelle dieser Einsenkung verläuft, während sie auf der linken Seite die Wange in der gleichen Tiefe schneiden würde. Die rechte Orbitalfalte ist deshalb nicht so weit nach aussen zu verfolgen, als die linke, da ihr horizontales Endstück durch das stärker hervorragende Jochbein abgeschnitten ist. Auch die rechte Nasenlippenfalte verläuft kürzer und steiler als die linke und ist unterhalb der Höhe des Ansatzes des Nasenflügels nicht mehr deutlich zu sehen, während sie links von dort aus noch etwa 2 cm nach aussen ausladet. Die rechte Fossa canina ist deshalb tief eingeschnitten, fast bis zur Höhe der Mundwinkel, während die linke abgeflacht erscheint. Dabei sehen die Alveolarfortsätze der linken oberen Schneidezähne eher eingefallen aus. Doch ist es schwer zu entscheiden, da der Niveauunterschied gegenüber den seitlichen Partien bei der Abschätzung Schwierigkeiten bietet.

Die Nase ist im Profil etwa in ihrer Mitte leicht konvex gebogen und bis zur Spitze 7 cm lang. Eine Biegung der Nasenspitze nach oben ist kaum merklich. Die Spitze der Nase ist abgerundet und steht deutlich nach links, die Krümmung dieser Kurve überschreitet indes nirgends die Mittellinie.

Der Mund wird vollständig von dem starken Schnurrbart verdeckt.

Von einem über die linke Kopfseite ziehenden Scheitel verläuft nach beiden Seiten langes strähniges, an den Schläfen noch dichtes Haar.

Die Ohrmuscheln stehen mit 7 cm Länge beiderseits hinsichtlich dieser Dimension an der Grenze der oberen Norm. Sie sind von hohler Form und die Läppchen erscheinen angewachsen. Ferner haben sie beiderseits einen undeutlich ausgesprochenen Tragus und Antitragus. Rechterseits findet sich nur ein Crus furcatum und zwar ist es, wie gewöhnlich, das innere, während links beide Crura fehlen. Der Anthelix selbst ist beiderseits nur im unteren Abschnitt erkennbar. Die Form der Ohrmuscheln, wie sie sich auf unserer Maske darstellt, zeigt uns also, dass der Dichter ein sogenanntes Morelsches Ohr gehabt hat.

Die letztgenannte Anomalie bestätigt auch von der morphologischen Seite, dass er ein Hereditarier war.

II.

Die Veranlagung.

Insofern wir den lebenden Organismus als eine grosse Einheit auffassen müssen, dessen psychische und physische Seite eng mit einander verbunden sind, ist es im Grunde immer misslich die eine von der anderen ganz getrennt zu betrachten. Und ein ähnlicher Übelstand erhebt sich öfter bei der Abhandlung dessen, was als „gesund“ und was als „nicht gesund“ angesehen werden muss, insoweit hier die Grenzen oft nicht scharf gezogen werden können. Eine weitere Schwierigkeit in Bezug auf die vorliegende Darstellung erwächst aber daraus, dass besonders die Nachbarschaft der beiden Grenzlinien hier für uns von Wichtigkeit werden muss. Deshalb wird es bei diesem Abschnitt notwendig sein, öfter auf die durch die somatischen Anlagen gegebenen, bereits im vorigen Abschnitte besprochenen Bedingungen zurückzukommen.

Zunächst ist an dieser Stelle einiges über die Heredität des Dichters nachzutragen.

Möbius hat zuerst darauf hingewiesen, und zwar bei der Betrachtung Goethes und Schopenhauers, dass von den Eltern stark Intellektueller die Väter manchmal durch besondere Charakterstärke ausgezeichnet gewesen sind, während die Mütter sehr entwickelte Intelligenz oder wenigstens lebhaftes Interesse an Welt und Dingen besassen, und Goethe hat diese Tatsache in den bekannten Vers gebracht. Im Falle Ludwigs nun scheint es ähnlich, wenn auch nicht ganz genau so zu liegen. Die Biographie vermeldet, dass Ludwigs Vater sehr ehrenhaft, energisch und von der Notwendigkeit seiner Entschlüsse sehr durchdrungen war. Er vernichtete seinen Wohlstand, um seinen Namen fleckenlos zu erhalten, er entfaltete in seinem Amte bald eine intensive Tätigkeit, nicht ohne eine gewisse Schroffheit dabei zu zeigen. Es sei hier dahingestellt, ob in diesem Zuge nicht vielleicht das Entstehen der starken, möglicherweise nicht gebotenen Gegnerschaften zu suchen ist, die ihm früh das Leben verbitterten.

Auffällig ist auch, dass er sein Missgeschick der besonderen Art seines Berufs zuschrieb, dass er seine Frau beschwor, die Söhne nicht Jurisprudenz studieren zu lassen, sondern eher alles andere. Sieht man in dieser wunderlich extremen Äusserung mehr als die augenblickliche Verstimmung eines niedergedrückten Kranken (die Äusserung ist übrigens nicht völlig verbürgt, Stern, l. c., S. 41), so wäre daraus auf eine gewisse depressiv-irritable, sogenannte cholerische Anlage zu schliessen, eine Annahme welche mit dem Bilde, welches wir sonst von Otto Ludwigs Vaters haben, in Einklang zu bringen wäre.

Von der Mutter, einer geborenen Otto, die ebenfalls dem kleinen Eisfelder Patriziat entstammte, wird uns berichtet, sie sei eine für alles Schöne und Edle leicht erregbare Frau gewesen, die namentlich das Interesse der Söhne für die grossen Gestalten der Geschichte und die grossen Dramatiker zu erwecken suchte, besonders für Shakespeare, dessen Werke Otto Ludwig schon als Kind näher kennen lernte. Den Improvisationen, Deklamationen und dem Theaterspiel war schon in der Kinderstube grosser Spielraum gelassen. Doch stammte die eigentliche poetische Begabung bei Ludwig nicht von der Mutter, sondern war eine väterliche Erbschaft. Ernst Ludwig besass neben seinem äusserlich gemessenen Wesen eine empfindsam und poetisch angelegte Seite des Gefühlslebens, welche über eine gelegentliche Sentimentalität hinausging und wohl auch bei der Anlegung des herrlichen Gartens vor der Stadt mitgesprochen hatte. Als Ergebnis dieser Stimmungen hatte er 1822 ein Bändchen Gedichte erscheinen lassen. Stern ersieht aus diesen dichterischen Erzeugnissen, die sich formell nicht über den poetischen Dilettantismus erhöben und nicht frei von Pathos seien, ein ernstes dem Schönen zugewandtes Empfinden, Naturbegeisterung, Sehnsucht nach geläuterter Lebensfreude, vaterländischen Sinn, schlichte Frömmigkeit, daneben gelegentliche Neigung zur Satire. An diese Gedichte des Vaters glaubte Otto übrigens später seine eigene Laufbahn als Dichter anknüpfen zu können, indem er versuchte, eine neue von ihm durch Zugaben vermehrte und verbesserte Ausgabe zu veranstalten. Aber nicht nur der Vater sondern auch der Grossvater väterlicherseits soll schon poetisch produktiv veranlagt gewesen sein, denn „er hatte sich in Bühnenstücken versucht von denen Abschriften noch in Ottos Knabentagen vorhanden waren und durch seine Hände gingen.“ (Stern, l. c., S. 45.)

Neben den Dramen Shakespeares, ausser denen Ludwig auch diejenigen Goethes und Schillers zugleich kennen lernte, waren es besonders die Werke der Romantiker E. T. A. Hoffmann und L. Tieck, welche ihm Interesse abgewannen. Namentlich regte ihn Tiecks „Phantasus“ zu eigenen kleinen dramatischen Versuchen an, welche er mit Hilfe seines Bekanntenkreises zur Darstellung

brachte, ohne dass er jemals eine wirkliche Theatervorstellung gesehen hatte.

Alles das geschieht gewiss häufig. Dass Kinder an Vermummungen und dramatischen Scherzen mit grosser Lebhaftigkeit Anteil nehmen, ist nichts aussergewöhnliches und in gewissem Sinne besteht ein grosser Teil des kindlichen Spiels, in welchem die Teilnehmer sich in Rollen hineindenken, gewissermaßen auch in theatralischen Vorführungen. Alles das pflegt im späteren Alter zu verschwinden. Erhält sich eine solche oder ähnliche Neigung und zwar bei einem Individuum, welches sich sonst geistig normal weiter entwickelt, so lässt dies auf eine besondere Anlage schliessen. In der Regel wird diese das mimische Talent sein. Bei Ludwig war es nicht das mimische. Die Wurzeln seiner Begeisterung lagen tiefer. In wie weit ihn die erbliche poetische Anlage drängte, entzieht sich freilich der Beurteilung, doch kann man wohl annehmen, dass sie schon früh am Werke gewesen sein könne. Ferner musste ins Gewicht fallen, dass er in seiner näheren Umgebung bei Vater und Mutter einiges Verständnis und einige sachliche Förderung erfuhr. Weiter haben wir schon im vorigen Abschnitte gesehen, dass das Kind ungemein eindrucksfähig für aussergewöhnliche Gedanken und Vorgänge war, bis zum körperlichen Ergriffenwerden, und wenn auch diese Begleiterscheinung pathologisch und zunächst unerfreulich war, so zeigt sie doch, dass es damals bereits das beste besass, über das auch der fertige Künstler gebieten kann, nämlich ein starkes Gefühl für das Sublime und für das Ethische. Die übermäßige Entwicklung dieser Fähigkeiten musste sich im Alltag nicht besonders aufdrängen, konnte aber auch nicht ganz unbemerkt bleiben, und es ist begreiflich, wenn dieser Zug das Gepräge einer gewissen Altklugheit, jedenfalls das der Frühreife annahm.

Es ist vielleicht nicht selbstverständlich, dass der Mensch nicht in jeder Beziehung frühreif sein kann, sondern nur in einer oder einigen wenigen. Eine universelle Frühreife wäre ein grosses Naturwunder und als solches schon von vornherein pathologisch. Besonderheiten, die Kinder eines bestimmten Milieus sehr früh kennen lernen, pflegen zwar auch von ihnen rascher als in der Norm beherrscht zu werden, aber auch hier gibt es Grenzen. Im ganzen ist Frühreife häufig pathologisch. Sie kennzeichnet meist eine Einseitigkeit, die die besonderen Anlagen des Individuums betrifft und namentlich dadurch charakterisiert wird, dass sie mit der Entwicklung vorwärtsschreitet und an Boden gewinnt. So ist es gewöhnlich mit den künstlerischen, mit den wissenschaftlichen, mit den ethischen und mit den antiethischen Anlagen. Damit ist nicht gesagt, dass diese infolge anderer Einwirkungen nicht auch in den Hintergrund treten können, sie lassen sich wohl durch andere starke Triebe oder

Talente zeitweise verdrängen, erhalten sich aber meist mit aussergewöhnlicher Frische und können jederzeit wieder die Oberhand gewinnen.

Bei Ludwig duldete die Gabe nichts neben sich. Früh muss ihm auch schon das grosse subjektive Interesse an der Sache selbst, das deutliche Gefühl einer ihm erwachsenen Aufgabe aufgegangen sein, welches wahrscheinlich auch grossenteils dem mächtigen Bildungsdrang, den er bald nach allen Richtungen zu betätigen suchte, mit zu Grunde lag. Diese Erscheinung ist nicht häufig. Wenn auch in früheren Jahren gelegentlich von kleinen idealistischen Geistern weitgreifende Pläne und Vorsätze gefasst werden, so pflegen doch solche Anwandlungen nach der Pubertät einer nüchternen Auffassung Platz zu machen. Das ist bei Otto Ludwig nicht der Fall gewesen, denn wir sehen, dass er sogar aus freien Stücken die Schule verlässt, da er befürchtet, für die Poesie die Fähigkeiten verloren zu haben. Dass dieser Entschluss mit aus dem Pathologischen herauskam, wie oben bereits ausgeführt wurde, hat nichts direkt 'mit der Sache zu tun, denn das ausschlaggebende Motiv entsprach zweifellos seinem inneren Wesen. Auch zeigt der weitere Schritt des Jünglings, sich in der Musik auszubilden, dass er beschloss wenigstens Künstler zu bleiben. Es scheint ihm diese Entscheidung aber als eine Art Selbstdegradierung vorgekommen zu sein und es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie er später genötigt wurde, diesen Schritt wieder zurückzutun.

Ludwigs Sinn für Musik war ebenfalls früh geweckt worden und hatte eine den Verhältnissen entsprechende sorgfältige Ausbildung erfahren. Der Kantor Morgenroth hatte ihm sowie andern begabten Schülern sowohl Klavier- als auch Gesangsstunden und später Unterricht auf der Violine gegeben, den Schülern auch die Elemente der Harmonielehre beigebracht. In den späteren Schuljahren hatte Ludwig dann mit einigen Kameraden oft und viel musiziert. Auch im Hause des Oheims hatte er ein dankbares Publikum für sein Klavierspiel gehabt. Bei seinem Entschluss Musiker zu werden musste angesichts seiner zur künstlerischen Produktion drängenden Anlage vor allem anderen die Komposition in Betracht kommen. Auch dass er diese Gabe in einem nennenswerten Maße besass, erwies sich als richtig. Der Weg, auf dem er zur Ausbildung zu gelangen suchte, war freilich etwas auffällig. Aber abgesehen von anderen äusseren, bereits erwähnten Gründen mochte dieser angesichts des Umstandes, dass es damals noch wenig Musikschulen gab, dass er nur über beschränkte Mittel verfügte, und dass er hinsichtlich der Aufgaben der Kunst eine feste Grundanschauung besass, noch gangbar erscheinen. Ludwig vertiefte seine theoretische Ausbildung, suchte seine Kenntnisse der bedeutenderen Musikwerke möglichst auszubreiten, vervollkommnete sich in Instrumentaltechnik

und Ensemblespiel. Hauptsächlich aber versuchte er sich in der Komposition. So entstanden in den folgenden Jahren eine Reihe Opernentwürfe („Der Liederkönig“, „Romeo und Julie“, „Der goldene Schlüssel“, „Die Loreley“ u. a. m.), zu denen er das Libretto selbst verfasst hatte. Doch erst 1837 brachte er eine Oper, „Die Geschwister“, zur Vollendung. Dass er während der vorangegangenen Zeit sich übrigens gründlich und vielseitig mit der Musik befasst hatte, erhellt daraus, dass er letzteres Werk in diesem Jahre in Eisfeld mit einer Liebhabertruppe und ebensolchem Orchester zur Aufführung brachte, wobei er das Dramatische wie das Musikalische bis in die kleinsten Einzelheiten hinein selbst einstudierte und leitete. (Hofmann, l. c.) Im nächsten Jahre erfolgte die Aufführung eines zweiten Musikwerkes, „Die Köhlerin“, ebenfalls mit dem Liebhabertheater in Eisfeld. Jetzt erbot sich die Kesselringsche Buch- und Musikalienhandlung in dem benachbarten Hildburghausen einige der kleineren Kompositionen Ludwigs, für welche er bis dahin nirgends einen Verlag zu interessieren vermocht hatte, herauszugeben. So erschienen 1838 einige „Goethesche Balladen für Singstimme mit Begleitung des Pianoforte komponiert“ (Gretchenlied „Ach neige“, gerühmt, die wandelnde Glocke, Totentanz, Erlkönig). Ausser in der Liederkomposition hatte Ludwig sich damals auch in der Komposition von Tänzen und in Kirchenmusik (Requiem) versucht. Die in der Öffentlichkeit erschienenen Kompositionen Ludwigs sind seit Jahrzehnten nicht mehr im Musikalienhandel und bereits bei der Trennung der Kesselringschen Buchhandlung in Verlag und Sortiment von ersterem nicht mehr mitübernommen worden. Die nach dieser Publikation erfolgte Einreichung der „Köhlerin“ verschaffte dem angehenden Meister die Verleihung des ersten Stipendiums zur weiteren Ausbildung in Leipzig.

Es ist schon im vorigen Abschnitte erwähnt worden, dass Ludwigs dahinzielende Pläne fehlschlugen. Einmal machte ihm seine Erkrankung hinsichtlich der praktischen Ausübung Schwierigkeiten. Nun gab er zwar seine Absicht nicht so rasch auf, er ging neuerdings an seine Studien der Kompositionslehre und vertonte auch noch einige Lieder. Dessenungeachtet wurde er jedoch immer weiter von der Musik abgedrängt und zwar hauptsächlich durch eine Eigenheit, welche wieder erheblich ins Pathologische hineinreicht. Die Musik und zwar vornehmlich die Orchestermusik in öffentlicher Ausübung begann nämlich in abnorm quälender Weise auf ihn einzuwirken. Er selbst berichtet hierüber folgendermaßen.

„In eine Kirche durfte ich mich vorigen Winter aller Sehnsucht nach der Kirchenmusik ungeachtet nicht versteigen“. „Mit dem Eintritt in den Konzertsaal bekam ich kalte Füsse, ich hörte die Musik, aber ganz anders wie die andern, mit Brausen und Pfeifen gemischt, wobei

mein Gehirn glühte und ganz wirr ward von Fieberphantasien, sodass ich beim Schlusse allemal froh war und später gar nicht mehr das Herz hatte, die Konzerte zu besuchen". An Hofmann schreibt er: „Ich konnte keine Musik mehr anhören, es war, als wenn mein Kopf zerspringen und alle Nerven zerreissen müssten, ich hatte zuletzt eine Art Abscheu und Angst vor allem, was Musik hiess". Besonders zuwider war ihm die Violine geworden. Auch musikalische Pseudohalluzinationen kamen selbst in auffälliger Weise vor und am Abend seiner ersten Ankunft in Leipzig hörte er so im Theater „zwei Musiken" nebeneinander.

Würde dies der Arzt hören, so müsste er zuerst an eine nervöse Erschöpfung bei sehr grosser allgemeiner Sensibilität denken. Die Ton- und rhythmischen Reize wirken, wie das psycho-physische Experiment dartut und die Selbstbeobachtung unmittelbar erweist, direkt auf gewisse körperliche Organsysteme, namentlich das Gefäss-, das Muskel- und das Drüsensystem. Die Wirkung dieser Organveränderungen spüren nun die Hörer im groben als „musikalisches Gefühl". Bei letzterem erscheinen aber in der Norm die Körperempfindungen als nebenhergehende, lediglich untergeordnete, während das Wesentliche des Vorgangs sich in dem seelischen Fühlen abzuspielen scheint. Unter pathologischen Verhältnissen nun, wenn die organische Sensibilität sehr stark gesteigert ist und die nervöse Erschöpfung die psychische Sammlung erschwert, irradiieren die organischen Stimulierungen intensiv und ungeregelt und rufen so allerhand Missempfindungen hervor, während der psychische Anteil des nervösen Vorgangs mehr oder weniger verloren geht oder durch die abnormen Organempfindungen in pathologischer Weise beeinflusst wird. Wir haben dann eine musikalische „Parästhesie" vor uns. Solche Erscheinungen stellen sich also namentlich bei erschöpften Musiksensiblen ein. Bei Ludwig lag aber die Sache so, dass zweifellos auch eine psychogene Ursache bei dem Zustandekommen der peinlichen Empfindungen beteiligt war, denn diese widerfuhren ihm nur bei öffentlichen Konzerten. Wahrscheinlich war er hierzu in nervös ungünstigen Zeiten stärker disponiert, denn dieser Zustand hat den Dichter in ruhigeren Jahren nicht befallen. Ludwig hat während des vierten und fünften Lebensjahrzehnts namentlich in Dresden viele Konzerte besucht ohne irgendwie belästigt zu werden. Erst in den letzten Lebensjahren wurden „seine Nerven wieder so reizbar, dass er auf das Anhören von Musik völlig verzichten musste" (Stern, l. c. S. 346). Es kann damit wohl nicht der häufig von selbst sich einstellende Rühraffekt gemeint sein, den oft jede Musik auf Deprimierte oder gewisse Neuropathen ausübt, denn Ludwig bewahrte während seines langen Krankenlagers im Ganzen grossen Gleichmut, andererseits liebte er es sogar sich damals selbst mit Musik zu beschäftigen, denn noch in der letzten Zeit seiner Krankheit liess er sich Partituren der von ihm bevor-

zugten Musikwerke bringen und er äusserte ausdrücklich zu seiner Umgebung, das Lesen dieser ersetze ihm den Genuss des Anhörens. Auch hat er, nachdem er die Musik als Lebensberuf längst aufgegeben hatte, diese später noch mit Genuss ausgeübt und Kretzschmar erzählt, dass er 1843 noch stundenlang auf seinem Flügel improvisiert habe. Nach Heydrich hat er allerdings das Klavierspiel in späteren Jahren nur noch selten ausgeübt.

Auch unter sonst günstigen Auspizien wären Ludwigs musikalische Studien in Leipzig wohl zu keinem gedeihlichen Abschlusse gelangt. Weder Mendelssohn noch Schumann noch Lortzing konnten ihn begeistern. Nach Heydrich[1]) schliessen sich Ludwigs Kompositionen in Form und Inhalt an eine etwa dreissig Jahre zurückliegende Musikperiode an. Die Programmmusik vollends war Ludwig ein Greuel. Die Aufgabe die Einwirkung der Tonkunst über eine leichte und vorübergehende psychische Anregung hinauszuführen und zu einem tiefen und nachhaltigen Eindruck auf Geist und Gemüt zu erweitern erschien ihm als dem ursprünglichen Wesen dieser Kunst zuwiderlaufend. Es ist verwunderlich, dass Ludwig dergestalt für den besten Teil der Musik die Konsequenzen nicht ziehen wollte, welche er doch für den besten Teil der Poesie selbst schon früh als notwendig erkannte. Vielleicht liegt darin das Haupthemmnis, weswegen er dort nicht weiter kam. Später hat er sich dann einmal mit dem Gedanken einer Dramatisierung der Oper befasst.

Ludwig liess die Musik schliesslich vornehmlich fallen, da sein Gestaltungsdrang ihm festere, bestimmtere Formen zu erfordern schien. Ermunternd wirkte, dass noch während seines ersten Aufenthaltes in Leipzig eine kleine Geschichte, „Das Hausgesinde", in dem Herlossohnschen „Kometen" Aufnahme gefunden hatte. Was aber während des zweiten geschrieben wurde, blieb gleichwohl ungedruckt, wegen Mangels an „Cohärenz mit den Ansprüchen der gegenwärtigen Lesewelt", wie es hiess.

Man hält das „Temperament" für eine unumgängliche Eigenschaft des ausübenden Künstlers und man spricht von „Künstlerblut". Man versteht hierunter gewöhnlich eine heisse, wenn auch rasch vorübergehende Leidenschaftlichkeit und manchmal auch eine gewisse Haltlosigkeit im Leben. Bereits ein flüchtiger Blick auf die Lebensgeschichte Otto Ludwigs lehrt, dass bei unserem Dichter nichts, garnichts dem ähnliches zu beobachten ist. Es ist zwar richtig, dass das eben näher bezeichnete Naturell mehr beim bildenden Künstler anzutreffen ist,

[1]) Nachlassschriften I, S. 57. Stern führt für dieses Urteil Julius Rietz als Gewährsmann an.

dessen Verbindung mit der Sinnenwelt eine engere ist, aber von dieser bleibt der Poet ebenfalls nicht ausgeschlossen, und es haben auch ebenso viele Dichter ein heftiges und leidenschaftliches Temperament auch über den „Furor poeticus“ hinaus besessen, wenn auch zugegeben werden muss, dass hier die Rasseangehörigkeit und das Pathologische öfter wieder stark mit eingewirkt haben. Gleichwohl kommt dem Dichter, besonders in unseren Himmelsstrichen, wohl das ausgeglichenste Gefühlsleben unter den Künstlern zu. Man redet ihm gern das „Olympische“ nach. Das liegt grossenteils daran, dass der Dichter sich in seiner Gemütsverfassung derjenigen des Philosophen und des Forschers annähert. Wenn auch die Reflexion überall in der Kunst eine hervorragende Rolle spielt, so ist ihr doch der Dichter, der die am höchsten zusammengesetzten Seelendarstellungen zu entwerfen hat, vorzugsweise überlassen. Grosse Nachdenklichkeit aber macht affektlos. Dies disponiert den Dichter zu der Gefühlspassivität, welche vielen Denkern und Geistesgelehrten eigen ist. Das Zustandekommen dieser merkwürdigen Eigenschaft ist wohl noch durch andere besondere Umstände bedingt, aber das Wesentliche, worauf es bei dieser Betrachtung ankommt, liegt hauptsächlich darin, dass derartige Gemüter weniger durch das Leben selbst als durch den Einblick ins Leben bewegt werden.[1]) Dazu kommt namentlich noch ein zweiter Faktor, welcher besonders wieder beim Dichter eine grosse Rolle spielt. Die Kunst dient ihm sozusagen als Blitzableiter im Unwetter des Lebens. Die Gemütserschütterungen setzen sich in ihm um und in Wechselbeziehungen mit den künstlerischen Spannungen. Ihm „gab ein Gott zu sagen, wie er leide“ und diese Gabe hilft ihm über Unglück und Not hinaus. Unter allen anderen Künsten ist nur noch die Musik in ähnlichem Grade zu solcher Wirksamkeit befähigt.

An alles dies wird man zu denken haben, wenn man die eigentümliche an Indifferenz gemahnende Gleichmütigkeit gewahrt, die aus dem ganzen Leben des Dichters von seinem Eintritt in die Welt bis zu seinem letzten Krankenlager herausschaut. Dies erfährt freilich eine Einschränkung, denn wir wissen, dass er auch recht trübe Zeiten durchgemacht hat, aber gerade hier ist die Spur des pathologischen Einflusses unverkennbar, der ihn von Geburt an begleitete. In der Jugend litt er an Taedium vitae, später oft mehr an den Krankheiten, welche er zu haben

[1]) „Ich habe mich, wenn mir jemand etwas Übles zufügte, nie recht persönlich darüber ärgern können“, ich betrachtete das Leben (und konnte nicht anders) als ein grosses Drama und war zufrieden, wenn die Leute nicht aus der Rolle fielen, und hatten sie einmal ihren Charakter recht total in einem Zuge gezeigt, vergass ich über der theoretischen Freude den meiner Persönlichkeit sonst unangenehmen Eindruck“. (Aus „Gedanken Otto Ludwigs“, herausgegeben von seiner Tochter Cordelia, Leipzig, 1903.)

glaubte, als an denen, die er hatte, und als er wirklich schwer erkrankte, blieb er ruhig. Seine Nervenkrankheit hat grössere Schwankungen in seinem Gefühlsleben hervorgerufen, als alles bittere, das ihm widerfahren war, und dies war gewiss nicht wenig.

Man kann also wohl sagen, dass Ludwig eine leichte Anomalie des Gefühlslebens besass, eine habituelle Herabsetzung der Intensität der Gemütsbewegungen, welche indes an sich nicht als krankhaft anzusprechen ist. Speziell mit seinem Talente oder Genie hat diese nur insoweit zu tun, als ihn nicht sowohl die Teilnahme am Leben, als das Kunstinteresse absorbierte. „Ein Winkelchen Erde", wo er „unbeachtet und unbekannt" sich „zu Tode dichten könnte", war das Ziel seiner Wünsche.

Das Ursprüngliche der dichterischen Beanlagung ist die Erfindungsgabe. Diese ist eng verbunden mit derjenigen Form der Ideenverknüpfung, die man als Phantasie bezeichnet. Die Phantasie richtet sich ursprünglich meistens auf das Wohl und Wehe des Individuums. Erst wenn sie sich von der persönlichen Sphäre loslöst, wenn der begleitende Affekt nicht das persönliche, sondern das künstlerische Interesse betrifft, entsteht die künstlerische Phantasie. Mit dieser ist die Möglichkeit der künstlerischen Erfindung gegeben, ist Darstellungsvermögen vorhanden, auch diejenige des Kunstschaffens.

Die Erfindungsgabe wird um so reicher sein können, je reicher die künstlerische Phantasie selbst ist. Wie kommt nun der Dichter zu einer so reichen Phantasie?

Oben war die Rede gewesen von der grossen Eindrucksfähigkeit, welche Ludwig schon in den Kinderjahren eigen war. Seine vorübergehenden Krampfzustände freilich waren wohl pathologisch, aber sie bezeichneten nebenbei psychologisch die Gipfelpunkte einer abnormen inneren Erregung, welche offenbar häufig, vielleicht immer vorhanden war und jedenfalls auch sonst ähnlich gerichtet sein musste, als es eben die krankhaft aussehenden Momente ursächlich verrieten. Was von den robusten Buben seines Alters kaum beachtet und sogleich vergessen wurde, schlug ein in das jugendliche Dichtergemüt und vibrierte hier nach, bis es irgend eine Stelle im Vorstellungsbereich gefunden hatte, von der aus es bewusst oder unbewusst wieder hervorgeholt werden konnte. Dies meinte der Dichter, wenn er sagte, ihm sei seit seiner Kindheit Sammlung die liebste Zerstreuung gewesen.

So gesellte sich zu der abnormen Eindrucksfähigkeit des Kindes eine gewaltige Aufsaugekraft, die alles oder fast alles aufsparte und zum Gebrauch fertig hielt, was jemals in seinen Gesichtskreis getreten war, und mit Hilfe deren, sobald ein Antrieb dazu gegeben war, umgekehrt der gesamte Vorstellungsbereich wie ein angefüllter Schwamm sozusagen ausgepresst werden konnte. So konnte Ludwig später sagen,

die Eindrücke seiner Jugendzeit in der Thüringer Heimat seien ihm eine Fundgrube von dichterischen Motiven, die sich nicht ausschöpfen lasse.

Mit dieser aussergewöhnlichen Aufnahme- und Verarbeitungsfähigkeit verband sich weiter ein starker Hang zur Reflexion, deren allmählich immer mehr sich erweiternder Kreis ihm das Resultat seiner Beobachtungen noch in anderer Form verfügbar machte, in der Umbildung [1]). Und hier begegnen wir auch dem höheren konstruktiven, künstlerischen Elemente, welches bereits in der psychischen Verarbeitung im einzelnen und im Keime mit vorhanden seiner Geistestätigkeit jenes Gepräge gab, welches eben in der Hauptsache auf die ererbte Anlage zurückgeführt werden muss. Und diese innere Arbeit war beständig am Werke, konnte wie alle starken Triebe nichts versäumen. So z. B. war, als Ludwig im Laden seines Oheims „Schwefelfäden verkaufte", seine Aufmerksamkeit immer gleichzeitig auf die Lebensschicksale und auf die Mienen der Käufer gerichtet und nichts erschien ihm dabei gleichgültig und bedeutungslos. Alles dieses bildete nun den Schatz, den er in der verschiedenartigsten Weise erschliessen und verwenden konnte.

Es ist eine Eigentümlichkeit nicht nur des künstlerischen, sondern überhaupt des im weiteren Sinne genialen Schaffens, dass seine Produkte gewöhnlich unvermutet und mit einer gewissen Dringlichkeit hervortreten'. Dies ist nicht wunderbar, denn wie auch aus der vorangegangenen kurzen Betrachtung ersichtlich ist, bereiten sich hier beständig ausgedehnte Vorstellungsfundamente im Unterbewussten vor. Letzteres ist in so ausgesprochenem Maße beim Durchschnitt nicht der Fall. Beim Genialen dagegen kann durch eine äussere Anregung, Situation, Erlebniss, eine neu gewonnene Kenntnis plötzlich der Abschluss eines im Unbewussten vielleicht lange und tief angelegten Vorstellungsbaus erfolgen und dann ziemlich unvermutet als Erfindung, Entdeckung, neue Problemstellung, dichterischer Vorwurf und dergl. ins Oberbewusstsein durchbrechen. Ein Grundgedanke oder Einfall ist da. Solche psychische Geschehnisse, Inspirationen, Intuitionen, sind gewöhnlich mit stärkerer Erregung verknüpft. Für den Fernerstehenden hat es oft den Anschein, als ob damit erst ein Anfang gegeben wäre, und es ist auch ein Anfang, aber etwa im Sinne einer Geburt, bei welcher zwar der Organismus auch erst sichtbar in die Welt tritt, bei der aber dennoch eine lange und höchst komplizierte Entwicklung vorausgegangen sein muss. Auf diese präliminare Vorbereitungszeit erst erfolgt die Ausarbeitung des Grundgedankens, welche sich je nach dessen besonderer Art und Beschaffenheit sehr verschiedenartig

[1]) W. Dilthey, Die Einbildungskraft der Dichter, Bausteine für eine Poetik. Philosophische Aufsätze, Ed. Zeller gewidmet, Leipzig, 1887.

darstellen kann. Je mehr im Unterbewussten vorgebildet war, desto leichter und schneller wird im allgemeinen die Ausarbeitung vor sich gehen, welche in der Hauptsache als Ergänzung des unterbewussten Schaffens aufzufassen ist. Ludwig hat uns nun eine Selbstschilderung über die Art seiner Konzeption hinterlassen, von der er wohl annahm, dass sie von weiterem Interesse werden könne. Diese Schilderung ist auch in soweit wertvoll geworden, als sie nachträglich Streiflichter auf die Entstehung seiner Werke wirft, welche manche Eigentümlichkeiten dieser besser verständlich machen. Auf diese Schilderung ist bereits mehrfach von Literarhistorikern hingewiesen worden, von psychiatrischer Seite ist letzthin Hinrichsen[1]) näher darauf eingegangen. Das psychologisch belangreichste Dokument des Dichters lautet in dem uns hier vorzugsweise beschäftigenden Abschnitt folgendermaßen (zitiert nach Bartels „Zum eigenen Schaffen". Bd. VI, „Mein Verfahren beim poetischen Schaffen")[2]).

„Mein Verfahren beim poetischen Schaffen ist dies: es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische, die wird mir zur Farbe, dann seh ich Gestalten, eine oder mehrere in irgend einer Stellung und Gebärdung für sich oder gegeneinander, und dies wie einen Kupferstich auf Papier von jener Farbe, oder genauer ausgedrückt, wie eine Marmorstatue oder plastische Gruppe, auf welche die Sonne durch einen Vorhang fällt, der jene Farbe hat. Diese Farbenerscheinung habe ich auch wenn ich ein Dichtungswerk gelesen, das mich ergriffen hat; versetz ich mich in eine Stimmung, wie sie Goethes Gedichte ergeben, so hab ich ein gesättigt Goldgelb, ins Goldbraune spielend; wie Schiller, so hab ich ein strahlendes Karmoisin; bei Shakespeare ist jede Szene eine Nuance der besonderen Farbe, die das ganze Stück mir hat. Wunderlicherweise ist jenes Bild oder jene Gruppe gewöhnlich nicht das Bild der Katastrophe, manchmal nur eine charakteristische Figur in irgend einer pathetischen Stellung, an diese schliesst sich aber sogleich eine ganze Reihe, und vom Stücke erfahr ich nicht die Fabel, den novellistischen Inhalt zuerst, sondern bald nach vorwärts, bald nach dem Ende

---

[1]) Zur Psychologie und Pathologie des Dichters Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, LXXX. 1911.

[2]) Zuerst scheint Ludwig im März 1840 dieses „sonderbare Phänomen" bemerkt zu haben, und er sagt zu dieser Zeit in seinem Tagebuche, dass seine Ideenanschauung, ehe sie völliges Bewusstsein gewinne, gewöhnlich wie ein ungewisser Farben-, auch Formschein sich zeige. Dieser verschwinde, wenn sich das Bewusstsein desselben zu allmählich klarerer Erkenntnis bemächtige, ähnlich, wie die letzten Traumworte, die man beim Erwachen noch zu hören glaubt. Weil er den Gedanken gefasst habe zu beobachten, habe er die Unbefangenheit verloren und seine Phantasie mache ihm unwillkürlich ähnliche Erscheinungen vor. Dies hat dann Julian Schmidt veranlasst, anzunehmen, Ludwig habe sich das „Formen- und Farbenspektrum" ansuggeriert. (J. Schmidt, l. c.)

zu von der erst gesehenen Situation aus, schiessen immer neue plastisch-mimische Gestalten und Gruppen an, bis ich das ganze Stück in allen seinen Szenen habe; dies alles in grosser Hast, wobei mein Bewusstsein ganz leidend sich verhält, und eine Art körperlicher Beängstigung mich in Händen hat. Den Inhalt aller einzelnen Szenen kann ich mir dann auch in der Reihenfolge willkürlich reproduzieren; aber den novellistischen Inhalt in eine kurze Erzählung zu bringen ist unmöglich. Nun findet sich zu den Gebärden auch die Sprache. Ich schreibe auf, was ich aufschreiben kann, aber wenn mich die Stimmung verlässt, ist mir das Aufgeschriebene nur ein toter Buchstabe. Nun geb ich mich daran, die Lücken des Dialogs auszufüllen. Dazu muss ich das vorhandene mit kritischem Auge ansehen. Ich suche die Idee, die der Generalnenner aller dieser Einzelheiten ist, oder wenn ich so sagen soll, ich suche die Idee, die mir unbewusst die schaffende Kraft und der Zusammenhang der Erscheinungen war; dann such ich ebenso die Gelenke der Handlung, um den Kausalnexus mir zu verdeutlichen, ebenso die psychologischen Gesetze der einzelnen Züge, den vollständigen Inhalt der Situationen, ich ordne das Verwirrte und mache nun meinen Plan, in dem nichts mehr dem blossen Instinkt angehört, alles Absicht und Berechnung ist, im ganzen und bis in das einzelne Wort hinein. Da sieht es denn ungefähr aus wie ein Hebbelisches Stück, alles ist abstrakt ausgesprochen, jede Veränderung der Situation, jedes Stück Charakterentwicklung gleichsam ein psychologisches Präparat, das Gespräch ist nicht mehr wirkliches Gespräch, sondern eine Reihe von charakteristischen Zügen, pragmatischen und höheren Motiven Ich könnte es nun so lassen, und vor dem Verstande würde es so besser bestehen als nachher. Auch an zeitgemäßen Stellen fehlt es nicht, die dem Publikum gefallen könnten. Aber ich kann mir nicht helfen, dergleichen ist mir kein poetisches Kunstwerk, auch die Hebbelischen Stücke kommen mir immer nur vor wie der rohe Stoff zu einem Kunstwerk, nicht wie ein solches selbst. Es ist noch kein Mensch geworden, es ist ein Gerippe, etwas Fleisch darum, dem man aber die Zusammensetzung und die Natur der halbverdauten Stoffe noch anmerkt; das Psychologische drängt sich noch als Psychologisches auf, überall sieht man die Absicht. Nun mach ich mich an die Ausführung. Das Stück muss aussehen, als wäre es bloss aus dem Instinkt hervorgegangen. . . .“

Was das Formelle der Komposition in visionärer Art angeht, so ist hierzu zu bemerken, dass dies auch bei der Produktion anderer dramatischer Dichter, wie auch bei derjenigen von Malern und Plastikern eine Rolle spielen kann. Ebenso kann dort die Farbenempfindung und gelegentlich auch beim Dichter eine musikalische Stimmung vorhanden sein, letztere sogar bei Dichtern, welche sonst nicht musikalisch sind. Die plastischen Gruppen sprechen aber dann eher und mehr,

als es bei Ludwig meistens der Fall gewesen zu sein scheint [1]). Die Erscheinung konnte auch als Allegorie auftreten. So sah Ludwig die Idee zum „Getreuen Eckart" mehrere Male als eine Art Tempel in gelblichem Licht. Auch muss er während der vielfachen Umarbeitungen seiner Stoffe visionäre Nachschübe gehabt haben, denn er erzählt, er habe auch den „Erbförster" und zwar in der Pose: „Recht muss Recht bleiben, ich hab' Unrecht" in dieser Weise erblickt, wiewohl doch dieser Tragödie bereits eine lange Reihe Entwürfe voraufgegangen war. Die visionäre Art der Produktion übertrug sich bei Ludwig auch auf das epische Schaffen. So hat er in „Das Farben- und Formenspektrum" (s. bei Bartels l. c. ff.) angegeben, er habe die Heiteretei ebenfalls so geschaut. Dadurch erhielt seine Epik wieder ein dramatisches Gepräge. In „Zwischen Himmel und Erde" sind vielleicht die Turmszenen auf diese Weise entstanden, ferner das Bild des alternden Apollonius am Beginn und Schluss der Erzählung und das des jugendlichen Apollonius bei der Heimkehr. Der Schluss des zweiten Aktes der Makkabäer, die Zerstörung des Athene-Altars in Modin, wirkte so mächtig, dass der ganze dritte Akt matt erschien und das gesamte Stück darunter litt, und für die Schlusszene des Ganzen, den Feuertod der Söhne der Lea, hat Freytag ebenfalls die visionäre Herleitung angenommen.

Bezüglich der inneren Entstehungsbedingungen solcher inspirativen Momente wissen wir gegenwärtig nicht vieles zu sagen. Lombroso hat bekanntlich das Wesen des Genies dadurch zu erklären gesucht, dass er annahm, es liege bei diesem ein epileptischer Grundzustand vor. Die inspirativen Vorgänge entsprächen dem epileptischen Krampfanfall und seien als epileptisches Äquivalent aufzufassen, die sensuelle Erregung dagegen entspräche der epileptischen „Aura". Speziell der Fall Ludwigs würde seine Anschauungsweise noch weiter gestützt haben, da Lombroso in solchen intensiven kortikalen Erregungen nichts weiter sah als das zentrale Korrelat der peripheren konvulsiven Muskelerregung, wie sie den epileptischen Anfall charakterisiert, wobei allerdings das Koordinative zunächst nicht berücksichtigt erscheint. Nun haben wir gesehen, dass der Dichter sehr zu muskulären konvulsiven Zuständen neigte. Wenn auch diese gewiss nicht epileptischer Natur gewesen sind, so bleibt dennoch von der Lombrososchen Darstellung immer noch manches Beachtenswerte übrig. Die Auffassung Lombrosos, der dem Fehlen echter epileptischer Anfälle in solchen Fällen keine grosse Bedeutung beilegte, weil er die inspirativen Zustände als Ersatz für diese betrachtete, ist noch nicht entwertet, denn dass solche, wenn auch verschieden aussehende abnorme nervöse Spannungen

[1]) Behaghel, Bewusstes und Unbewusstes im dichterischen Schaffen. Akademische Rede zur Feier des Jahresfestes der Universität Giessen, 1906.

und Entladungen dynamisch betrachtet ursächlich etwas mit einander zu tun haben können, ist durchaus nicht unwahrscheinlich. Blieb doch diese Anomalie nicht auf die produktiven Momente beschränkt und trat sie doch allenthalben sonst noch anderweitig bei dem Dichter hervor[1]).

Inhaltlich geht aus dem Selbstberichte hauptsächlich hervor, worauf Hinrichsen bereits aufmerksam gemacht hat, dass der Dichter bei seiner Konzeption die dramatischen Grundgedanken nicht sicher genug in die Hand bekam, sondern im wesentlichen nur dramatische Effekte. Das letzte wäre nun nicht zu unterschätzen und es wäre auch möglich, dass die geschauten Phantasmen mehr innere Zusammengehörigkeit besässen, als es dem Autor selbst im Augenblicke klar werden konnte. Und dieses meint er auch, wenn er sagt, er „suche die Idee, die ihm unbewusst die schaffende Kraft und der Zusammenhang der Erscheinungen war.“ Im „Formen- und Farbenspektrum“ setzt er dann hinzu, die Stellung, in der er die Figuren geschaut hätte, wäre die Erfindung der Fabel gewesen, aber sowie das mindeste hieran unbestimmt geworden wäre, hätten sich seine Fabel und seine Intentionen verwirrt und der bereits niedergelegte Plan wäre gestört worden, wobei dann die Einzelheiten für sich selbst sich ins einzelnste zerfaserten. In den Gestalten habe sich weiter der „tragische Widerspruch“ verkörpert. Es scheint demnach, dass die Erscheinungen doch öfter mit dem Katastrophalen in Verbindung standen, als der Dichter angenommen hatte. Auch dass er nicht im Stande war den ganzen, wenn auch pantomimischen Inhalt in eine kurze Erzählung zu bringen, steht nicht recht im Einklang damit, dass er zuletzt „das ganze Stück in allen seinen Szenen hat.“

Besonders auffällig erscheint, dass ihm der Stoff, sobald die Stimmung aufhört, sofort so sehr in die Ferne rückt, und dass er, während er in verschiedenfacher Weise die nach dem Verschwinden der Gesichte alsbald in Tätigkeit tretende fortführende Reflexion zu begründen sucht, hervorhebt, in dem fertigen Stück gehöre nichts mehr dem blossen Instinkt an, es müsse aber so aussehen, als sei es nur aus dem Instinkt hervorgegangen, beinahe als wenn er die dunkle Erkenntnis davon besässe, woran es ihm in der Hauptsache fehle. Denn wie sehr er auch die Einheitlichkeit der Komposition zu betonen bemüht ist, so sprechen doch die beständigen Umarbeitungen der meisten Entwürfe und ihre zögernde und wechselnde Weiterentwicklung dafür, dass die meisten davon locker gefügt, gewissermaßen als Fragmente geboren waren. Es lag etwas „Aphoristisches“ in dieser Art des Hervorbringens und die dichterische Gestaltung näherte sich vielleicht in ihnen in gewisser Weise dem stärker ungebundenen, mehr pathologischen Phantasie-

[1]) S. hierzu: Lombroso, Über Entstehungsweise und Eigenart des Genies, Schmidts Jahrbücher der gesamten Medizin, 1908.

schaffen mit zu wenig bestimmten Zielvorstellungen. Die beständigen gewaltigen Umwälzungen des Stoffes betrafen teilweise Vorwürfe, welche zu den frühesten gehörten, die er konzipiert hatte. So hat die „Agnes Bernauer" unter verschiedenen Titeln sieben teilweise weit vorgeschrittene Abfassungen erfahren, und auch aus der ersten Entstehungszeit der Makkabäer besteht ein schon ziemlich weit durchgeführter Entwurf, der wesentlich anders aussieht, als die endgültige Redaktion, wobei die Änderung allerdings vorwiegend durch die Wünsche bühnenkundiger Freunde veranlasst wurde. Aber auch diesem war bereits ein weiterer vorangegangen, in welchem die Person der Lea und die ganze Makkabäerfamilie wiederum anders gefasst war. [1])

Auch der „Erbförster" hat sich im Laufe mehrerer Jahre durch drei ganz verschiedene, nicht wiedererkennbare Dramenpläne hindurch entwickelt. [2])

Auf diesen Sachverhalt sind bereits bei Ludwigs Lebzeiten ihm befreundete Kunstgenossen und später auch die Literaturkundigen aufmerksam geworden. Besonders eingehend hat Gustav Freytag diese Schaffensart des Dichters kritisch beleuchtet. [3]) Auch Freytag vermisst bei Ludwig in erster Linie die Kraft der zielsicheren Durchführung des Grundgedankens und bemängelt die dramatisch nebensächliche und störende Ablenkung des Autors durch die szenischen Details infolge seiner „Bilderschau". Letztere gehöre nicht zu den Erfordernissen des dramatischen Schaffens, sie sei vielmehr eine Begleiterscheinung des epischen Produzierens; somit zeige Ludwig durch diese Selbstschilderung, dass er nicht die dramatische, sondern die epische Anlage besessen habe. Dies schliesse natürlich nicht aus, dass die einzelnen geschauten Szenen auf der Bühne stark wirkten, aber diese Produktionsart sei eine Schwäche, durch die das Ganze leiden müsse, und an welcher es auch hauptsächlich gelegen habe, dass die weitaus meisten Entwürfe Ludwigs nicht hätten abgeschlossen werden können. Das Hängen an mächtigen Situationen sei nicht dramatische Art. Der Dramatiker müsse vielmehr das Leben seiner Gestalten sicher in sich tragen. Wenn er auch nicht ganz ohne Reflexion auskomme und gelegentlich sogar in absichtlich konstruktiver, kombinatorischer Weise andere Verbindungen für seine Zusammenhänge suchen müsse, so bliebe dies doch im Ganzen nebensächlich. Ludwig aber habe versucht, durch einen massenhaften psychologischen Apparat einzelne glänzende visive Pointen zu

[1]) Erich Schmidt, Ein Skizzenbuch Otto Ludwigs. Sitzungsbericht der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften, 1909.

[2]) Sieburg, s. u., l. c.

[3]) Otto Ludwig, Aufsätze zur Geschichte der Literatur und Kunst. Gesammelte Werke, Bd. XVI, Leipzig, 1887; auch als Vorwort zu der von Freytag herausgegebenen ersten Ausgabe der Werke des Dichters erschienen.

Dramen auszugestalten. Freytag verglich Ludwigs dramatische Schaffensart darum mit der künstlerischen Tätigkeit in den Anfängen der Kunst, in denen noch keine völlige Sonderung der einzelnen Künste und ihrer Untergruppen bestanden hätte, und er nennt den Epiker geradezu den Urkünstler.

Es scheint nun in der Tat, als ob die spätere novellistische Produktion mit der dramatischen verglichen, dem Dichter unverhältnismäßig leicht von statten gegangen sei. Das würde für Freytags Annahme ins Gewicht fallen. Freilich ist dabei zu berücksichtigen, dass die dem Dichter eigene, seiner allgemeinen Skrupulosität entstammende scharfe Kritik seiner Werke bei der Hemmung seiner dramatischen Produktion mehr mitsprach, da er an diese den höchsten Maßstab anzulegen strebte, und es ist nicht unmöglich, dass die Novellistik ihm deswegen so leicht von der Hand ging, weil er in dieser unbekümmerter arbeitete, da er diesen ganzen Zweig der Dichtkunst geringer einschätzte und ihm hier die Kritik, welche er später übrigens auch diesen Werken gegenüber ebenso strenge ausübte, wenigstens anfänglich belangloser vorkam.[1]) Subjektiv motivierte er seine novellistische Periode, zu welcher er namentlich auch von B. Auerbach angeregt wurde, mit der Nebenabsicht, ihm dadurch den Weg zu einer regelmäßigen Einnahmequelle zu bahnen, im besonderen auch damit, dass er zuletzt, wie er glaubte, in der Realistik im Drama allzu weit gegangen sei, und dass er sich durch die Novellistik für eine neue Behandlung von Szenen aus den niederen Volksschichten vorbereiten wolle, da es eine besondere Schwierigkeit sei, Vertretern dieser auf der Bühne im Drama die Worte entsprechend in den Mund zu legen, wobei er an Schiller bemängelte, dass dieser solche Figuren im Drama „wie die Bücher“ sprechen lasse.

Dass die novellistische Produktion ihm zunächst wenig Schwierigkeiten machte, bestätigt auch seine Äusserung, dass er die Novellen sozusagen „hinter seinem Rücken“ geschrieben habe. Auch störte ihn in der Novellistik seine Eigenheit, in der Fabel gelegentlich rückwärts zu gehen, wohl wenig. Dass seine hauptsächliche Begründung aber ernst gemeint war, ist daraus ersichtlich, dass er nach Abfassung der drei Erzählungen wieder mit aller Kraft zum Drama zurückstrebte.

---

[1]) „Wenn man Überschuhe und Burnus im Frühjahr ablegt, so ists, als wäre man so leicht geworden, dass man Mühe anwenden müsse, um nur auf der Erde zu bleiben, und man läuft unwillkürlich wie ein Schneider, weil man noch nicht gewöhnt ist, weniger Kraft anzuwenden, und die gewohnte Kraftanstrengung bei verringertem Gewicht ein schnelleres Fortkommen bewirkt, als man vorhat. So ging mir's, als ich mich einmal aus dem dramaturgischen Joch losschnallte, das weit schwerer als Burnus und Überschuhe ist. Ich ging mit meiner Produktion oder diese mit mir durch.“ (Brief an Ambrunn, Nachlassschriften I.)

Das nun folgende grosse Stocken in dieser Produktion erklärte er sich so, dass ihm die Novellistik für das dramatische Schaffen geschadet habe, und er fasste jetzt den heroischen Entschluss, sich überhaupt eine neue theoretische Dramatik zu schaffen. Dieser beschloss er Shakespeare zu Grunde zu legen, dessen Kunst er für die einzig mustergültige hielt. Aber je mehr er sich in Shakespeares Dramatik vertiefte, um so mehr wurde er von der eigenen Produktion abgedrängt, und um so stärker begann seine analytische Tätigkeit, zu der er von Natur einen starken Hang hatte, als Selbstzweck zu wuchern. Für die Literaturhistoriker ist darüber nie ein Zweifel gewesen. R. M. Meyer[1]) sagt von ihm: „Er glaubte gerettet zu sein und er war verloren" und A. Sauer[2]) nennt Shakespeare geradezu den „Vampyr, der ihm das Blut aus den Adern saugte "

So sind seine Shakespeare-Studien wohl wertvolle und hochgeschätzte Erörterungen zur Psychologie und Entwicklung des Dramas geworden, aber was er selbst eigentlich damit bezweckte hatte, rückte im Gegenteil mit ihrem Fortschreiten in immer weitere Ferne. Die Erscheinung, dass sich ein Künstler, der bewährt ist, durch die Vorstellung der Begrenztheit seines Talents bestimmen lässt unter Anlehnung an eine Grösse längst vergangener Zeiten seine innerste Anlage von Grund aus umformen zu wollen, dürfte nicht viele Beispiele in der Kunstgeschichte besitzen. Man ist unwillkürlich versucht, hier das Pathologische zu suchen. Fällt doch diese Zeit auch schon grösstenteils in die letzten Krankheitsjahre. Der Umstand, dass damals die visionären Szenen, von denen er auszugehen pflegte, wie berichtet wird, sich immer mehr zusammenzudrängen anfingen, sodass er ihnen immer weniger zu folgen im Stande war, deutet auch auf eine allmählich stärker werdende psychische Erschöpfung hin. Dazu kam die Überfülle der verschiedenen ihn bedrängenden dramatischen Entwürfe und wohl auch das Lähmende seiner ungünstigen materiellen Lage. Hätte er indes noch die gesunde Kraft gefunden, ein Stück in seiner früheren Art zusammenzuschweissen, so hätte er sich vermutlich auch durch die neugewonnenen Einsichten davon nicht abhalten lassen.

Hierzu tritt aber noch ein weiteres Moment, hinsichtlich dessen wir nochmals auf die Phantasietätigkeit des Dichters zurückgreifen müssen. Diese war bei Otto Ludwig nicht nur abnorm reichhaltig, sondern sie war auch abnorm lebhaft, d. h. die von ihm produzierten Vorstellungsbilder zeichneten sich öfter durch aussergewöhnliche Plastizität und feine Detaillierung aus. Beides ist nun auch häufig bei den

[1]) R. M. Meyer, Deutsche Literatur des XIX. Jahrhunderts, Berlin, 1900.

[2]) A. Sauer, Gesammelte Reden und Aufsätze zur Geschichte der Literatur in Österreich und Deutschland. Wien und Leipzig, 1903.

echten Sinnestäuschungen der Geisteskranken der Fall. Allerdings besitzen die Halluzinationen der Geisteskranken daneben öfters den Charakter der Leibhaftigkeit, welcher der blossen regen Phantasietätigkeit fehlt, ganz zu schweigen natürlich von der bei jenen oft sich einstellenden wahnhaften Weiterverarbeitung. Aber diese vereinzelten Illusionen und bildhaften Halluzinationen der Nervösen sind immerhin doch auch nichts gesundes, wenn sie gerade bei Künstlern auch häufiger vorkommen mögen, und sie können gelegentlich beinahe ebenso peinlich werden, als die echten. So z. B. erschrecken und weinen manche sensiblen Nervenpatienten und -patientinnen über die Fratzen, die sie aus den Tapetenmustern angrinsen, trotzdem sie es wissen, dass dies ein Spiel ihrer Einbildungskraft ist. An dieser übermäßig lebhaften Vorstellungstätigkeit laborierte auch Ludwig, und man wird sich darüber auch nicht wundern können, wenn man sich erinnert, dass in dieser, wie wir eben gesehen haben, ein wesentlicher Teil seiner eigentümlichen Begabung und seines Kunstschaffens bestand. Die Erscheinung konnte spontan so stark auftreten, dass er in seinem „Realitätsurteil" mindestens unsicher werden konnte. So berichtet Schaller an Heydrich, dass Ludwig 1834 in Eisfeld öfter „Visionen" gehabt habe, und dass er ihn das eine Mal mit einem Schreckensrufe zurückzuhalten versucht habe, da er glaubte, Schaller schreite über Schlangen hinweg und dergl. mehr.

Die Lebhaftigkeit von Ludwigs Vorstellungstätigkeit konnte solche Grade erreichen, dass die Vorstellungsbilder wirkliche Objekte aus dem Blickfelde verdrängten. So erschien ihm das eine Mal das Bild der Rubensschen Kreuzabnahme auf den Blättern des Buches, das er eben in der Hand hielt.

Kretzschmar erzählt, dass Ludwig, als er ihn einmal besuchte, ihm mitteilte, seit sechs Stunden hätten Gnomen und Liliputaner in seinem Zimmer einen Turm gebaut, der schon beinahe bis an die Zimmerdecke gereicht habe. Nun wird man zwar in dieser Szene kaum mehr zu sehen haben als einen launigen Künstlerscherz, aber immerhin sind solche Spässe doch nicht ganz ohne Interesse, wenn man von Ludwigs übermäßig plastischer Phantasie näheres weiss.

Es ist ganz zweifellos, dass Ludwig über allem diesem Spuk stand. Aber man darf nicht vergessen, dass sich der Dichter als Hereditarier leicht erschöpfte und dass er nervös besonders schlechte Zeiten hatte. Dann konnte es manchmal doch etwas bedenklich werden. Namentlich waren ihm seine Dramengestalten unheimlich, wenn sie ihm von ungefähr in den Weg traten. So erzählt auch Freytag, dass, als Ludwig an seinem Entwurf zum „Andreas Hofer" arbeitete, einst plötzlich der Schatten des riesigen Tyrolers vor

ihm gestanden hätte. Julian Schmidt[1]) gegenüber motivierte der Dichter seine vielfachen dramatischen Umarbeitungen damit, dass seine Gestalten und Bilder pathologisch auf ihn wirkten, dass sie seine Krankheit steigerten und ihn zwängen Notwehr zu üben und sie zu verdrängen, er banne sie gewaltsam aus dem Kreise seiner Gedanken und Empfindungen Kehrten sie dann wieder, so kenne er sie nicht mehr, sie seien verblasst. „Meine Poesie“, habe er hinzugesetzt, „ist etwas ähnliches wie meine Krankheit, wenigstens bringt sie bei mir dieselben Erscheinungen hervor.“ Diese Erkenntnis, dass die abnorme Erregbarkeit seines ganzen Wesens ebenso die Ursache mancher seiner Beschwerden, als die Quelle seiner künstlerischen Produktion gewesen ist, war richtig: ohne jene wäre vermutlich auch diese bei ihm nicht möglich gewesen. Es ist nicht ohne Interesse, dass dieses psychologische Ergebnis von Ludwig durch blosse Introspektion gewonnen wurde, noch ehe die Frage „Genie und Neurose“ angeschnitten war. Für diese letztere ist dadurch natürlich nichts prinzipielles entschieden.

Ludwigs abnorme Erregbarkeit war gegeben in seiner erhöhten Reizbarkeit, welche im Psychischen die Eindrücke oft lebhafter auf ihn einstürmen liess, im Körperlichen ihm leicht Unbehagen, Spannungsempfindungen, Schmerzen verursachte, weiter durch die Steigerung der Vorstellungstätigkeit, in quantitativer Weise auf der einen Seite, indem er sich schon von früher Lebenszeit an spontan in tiefe künstlerische und philosophische Reflexionen zu versenken vermochte, auf der andern dergestalt, dass ihm seine körperlichen Zustände vielfach zum Grübeln über seine Gesundheit Veranlassung gaben, qualitativ, indem jene die Plastizität dieser Vorstellungstätigkeit erhöhte, ihm seine dichterischen Gedanken in visionärer Form erscheinen liess und in gesundheitlich ungünstigeren Zeiten seine Umgebung gelegentlich mit Spukgestalten bevölkerte, weiterhin dadurch, dass ihn anfallartig mächtige künstlerische Erregungswellen überfielen, welche indes meist wieder so rasch vorübereilten, dass ihm ihre volle Ausnützung nicht möglich war, nervöse Erregungszustände, die sich auch körperlich in einer Neigung zu konvulsiven Zuständen verrieten. Schliesslich zeigte sich diese Reizbarkeit darin, dass sie ihn nicht zu einem Ruhepunkte gelangen liess, dass sie ihn vielmehr in Form abnormer Skrupulosität vielfach hinderte, für seine Tätigkeit zuletzt einen gedeihlichen Abschluss zu finden.

Ludwig erfuhr durch diese Anlage auf der einen Seite zwar mächtige Antriebe, auf der anderen aber wieder so starke Hemmungen, dass die Wirkungen jener durch diese sehr wesentlich herabgesetzt wurden. In Anbetracht seiner unzusammenhängenden dramatischen

[1]) Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. Band IV. Charakterbilder aus der zeitgenössischen Literatur. Leipzig. 1875, Otto Ludwig.

Konzeption und der starken Verschiebung, welche der gesamte Entwurf durch geringfügige psychologische Modifikation seiner Gestalten immer erhielt, ferner seiner beständigen übermäßigen Kritik an seinen Schöpfungen, die ihn vornehmlich mit dem Feilen, Verwerfen und Liegenlassen dieser nicht zu Ende kommen liess, angesichts des unaufhörlichen starken Zudrängens neuer Vorwürfe, dessen er sich nur schwer erwehren konnte, weiter des psychischen Unbehagens, welchem er besonders in seinen ungünstigeren Zeiten durch diese oft ausgesetzt war, und zuletzt in Anbetracht seiner Krankheitszustände selbst erscheint es so beinahe wie ein Glücksfall, wenn ihm die Ausgestaltung seiner dramatischen Pläne hier oder da gelang.

Der Regung des Unheimlichen war er auch sonst stark unterworfen. Die S. 10 erwähnte Krücke hatte für ihn etwas „Maschinengespenstiges". Auch die das Gefühlsleben stark ergreifende neuere Musik wirkte leicht ähnlich auf ihn. „Mir ist namentlich im Anfang beim Anhören von Musiken der neuen und neuesten Schule immer die an Grauen streifende Scheu gegenwärtig gewesen, die mich als Kind in die Nähe eines versteckten mechanischen Triebwerks angewandelt; um ein Bild daher zu nehmen: ich kletterte unter den Glocken des Kirchturms über die Stangen hin, die das Werk und den Hammer vermitteln, ängstlich vermeidend, auf sie zu treten, und doch von aller Graulust, diesem Schwindel an den Gemütsabgründen gepackt, es zu tun, denn ich wusste, trat ich auf eine dieser Stangen, so gellte ein Glockenschlag in mein Ohr, und während ich schwankte zwischen Drang und Abwehr, hob sich die Stange wie von selbst, und der Glockenschlag, der ersehnte und gefürchtete, scheuchte meine Nerven in sich selbst zurück".

Eine Periodizität der Arbeitskraft, wie sie für manche andere Dichter behauptet wird, scheint bei Ludwig nicht vorgelegen zu haben. Er war in seiner Weise immer fleissig und die Zeiten, in denen er nicht arbeitete, fielen gewöhnlich mit Verschlimmerungen seiner nervösen Beschwerden zusammen. Seine Tätigkeit ist sogar trotz der gelegentlichen ärztlichen Verbote und seines schmerzhaften Krankenlagers noch zuletzt sehr anhaltend gewesen. Seit Weihnachten 1864 hatte er den ersten Akt eines Trauerspiels „Tiberius Gracchus" begonnen und fast ganz fertiggestellt, und aus dem Anfang des Jahres 1865 ist noch ein Heft mit eingehenderen metrischen und Sprachstudien und Untersuchungen über den Dialog bei Shakespeare vorhanden. Stimulierend zur Arbeit wirkte auf ihn seit dem Gartenleben in seiner Jugendzeit die nahe Berührung mit der freien Natur in der schönen Jahreszeit, und auch in Dresden wohnte er fast immer in Vororten oder in Gartenhäusern, so 1852/53 bei dem Kunstgärtner Seidel in Striesen, der einen Wintergarten von tausenden hochstämmiger Azaleen, Kamelien und Rhododendren hielt. Von narkotischen Genussmitteln regte ihn der

Tabak stark an und bis in die letzte Zeit hat er viel und zwar ausschliesslich Pfeifentabak geraucht, namentlich auch bei der Arbeit. Als Kind soll er öfter Wein „zur Stärkung“ erhalten haben, was unnötig war und leicht hätte gefährlich werden können. In jungen Jahren war er dem Stammtischtrunk in anregender Gesellschaft nicht abhold. Im übrigen war er bedürfnislos.

Stimmungen und Stimmungswechsel hatten öfter grossen Einfluss auf ihn. Wenn er auch andere mit den unwillkommenen Äusserungen solcher verschonte, so traten solche Launen doch gelegentlich auch nach aussen zu Tage und aus seinen jüngeren Jahren wird von mancherlei Marotten und wunderlichen Anwandlungen erzählt (Kretzschmar, l. c.). Im allgemeinen besass er eine wohltuende Ruhe, die er im Verkehr mit einer gewinnenden Teilnahme verband. Im übrigen war er Gewohnheitsmensch und fühlte sich durch gesellschaftliche Zeremonien immer geniert. Er gab nicht viel auf sein Äusseres und konnte sich nicht von den alten Moden trennen. Alles das mag einen Teil seiner häufigen Isolierung mit verschuldet haben. Gegen Übergriffe war er gelegentlich empfindlich. Als ihm in seiner Leipziger Zeit ein Redakteur einmal in eine Theaterrezension hineinkorrigierte, protestierte er dagegen und wollte seitdem nichts mehr für eine Tageszeitung schreiben. Wie gross aber seine gewöhnliche Passivität war, davon lieferte er ein schönes Beispiel, als Eduard Devrient eines Abends eine Privatvorlesung seines Trauerspiels „Die Rechte des Herzens“ vor etwa fünfzig meist einflussreichen und sachkundigen Geladenen veranstaltete. Er war unerkannt zugegen und hörte nach Schluss der Vorlesung die sich anschliessende, lebhafte Diskussion über das Stück mit grosser Seelenruhe und ohne etwas dazu zu sagen an.

Mitunter war er ein bischen misogyn angehaucht. Wenig verbindliche Äusserungen über die Leipziger Damenwelt um 1840 hat Stern Briefen an seinen Onkel und an Schaller entnommen. In einem Briefe an Ambrunn rühmt er seine Frau und setzt hinzu, er könne schaudern, wenn er sich denke, er wäre an ein Wesen gekommen, „wie jetzt so viele sind“. Unserer Zeit sprach er einen femininen Charakter zu und er bemühte sich in solchen Fragen gerecht zu bleiben. „Die Geschlechtslaster der Frauen sind nun die der Männer geworden; unsere Bildung ist eine vorwiegend lyrische, weibliche, die den Mann zu einem zarten Genossen des Weibes, nicht das Weib zur starken männlichen Gesellin des Mannes erzieht; das Männische, wo es nicht zu ersticken war, muss als unberechtigt und ausgeschlossen zu barer Rohheit entarten; und da die Männer Frauen geworden sind, was sollen die Frauen durch diese geschlechtliche Völkerwanderung aus ihrer natürlichen Sphäre verdrängt, tun? Wer kann sich wundern über die weiblichen Emanzipationsversuche der Zeit? Bleibt denjenigen Frauen

unter ihnen, die keine Kinder werden wollen oder können, etwas anderes, als das Feld zu erobern, das die Männer verliessen, um das Gebiet einzunehmen, welches ehedem das ihre war? Mag man in diesen Sätzen Übertreibung sehen; aber man frage reihum, und man wird bei unseren Frauen weit mehr Tüchtigkeit, Entschlossenheit und Charakter finden, als wir Männer aufzuweisen uns rühmen dürfen". (Die dramatischen Aufgaben der Zeit.)

Bis ans Pathologische heran reichte bei ihm eine Fähigkeit, die beinahe gleichzeitig sein Verhängnis und sein Ehrentitel genannt zu werden verdient, eine unumwundene Selbstkritik, so rückhaltlos, dass sie fast bis zur Selbstzerstörung ging. Fast beständig peinigten ihn Insufficienzgefühle. Schon in jugendlichen Jahren spricht er aus, dieser Zweifel an seinem Talent sei ein „zehrender Rostfleck". Dabei war er über die häufig vorhandenen Schattenseiten der Begabungen durchaus im Klaren. Hatte er doch selbst treffend darüber gesagt, mit den Fehlern des Talents sei es wie mit den Blasen im Trinkglase, wer sie nicht haben wolle, müsse das Glas zerbrechen. Hier zeigt sich das Pathologische namentlich auch darin, dass er zu keinem ganz festen Urteil gelangte. Während er bis zuletzt seine ganze dramatische Anlage umzugraben strebte, äusserte er zwischendurch gelegentlich, er sei mit den „Makkabäern" doch auf dem rechten Wege gewesen. Über den Erfolg seiner Erzählungen war er höchlich erstaunt und er selbst sagt, dass er „Zwischen Himmel und Erde" nach der Drucklegung niemals wieder angesehen habe. Nach Heydrich hat er sich mit aller Gewalt gegen die Aufführung des „Fräulein von Scudery", die Gutzkow gern vermittelt hätte, gesträubt, da ihm diese Dichtung nicht mehr beifallswert erschien, wie denn auch das meiste, was er vor dem „Erbförster" geschrieben hatte, ihm in späteren Jahren als überwunden galt und von ihm bei Seite geschoben wurde. Besonders erschien ihm später vom Übel, was in seinen Schriften an E. T. A. Hoffmann erinnerte. Als er im Herbst 1864 die Wohnung wechselte, liess er eine grössere Reihe älterer Manuskripte verbrennen, indem er sagte, die Seelen seiner Dramenpläne ständen nachts an seinem Bett und forderten ihr Leben von ihm, er sei krank, er könne den Seelen ihren Leib nicht mehr schaffen. Er machte dann Miene diese Selbstvernichtung fortzusetzen, liess sich aber schliesslich durch den Einspruch Heydrichs bewegen, davon Abstand zu nehmen.

Von Interesse ist in diesem Zusammenhange auch eine Bemerkung in seinem Tagebuche aus den letzten Eisfelder Jugendjahren, als er mit der Liebhabergesellschaft seine ersten Musikwerke einstudierte: „Der Enthusiasmus der Darsteller scheint mich freimachen zu wollen von meinem gewöhnlichen Ekel an meinen eigenen Werken, wenn sie einmal fertig sind". Dieser „Ekel" ist etwas abnormes.

Einmal zeigt er die rasche Übersättigung des Neurasthenikers gegen Eindrücke der gleichen Art, weiter ein übermäßig kritisches Gefühl für die Unvollkommenheiten der Arbeitsleistung. Er hätte sich doch sagen müssen, dass ein höherer Grad der Vollendung, eben nur durch einen vorangegangenen zu erreichen ist, dass Leistungen nicht wertlos werden, wenn sie von anderen übertroffen werden, dass schliesslich doch etwas geschehen muss. und in weiterer Perspektive, dass die Kunst wie die Wissenschaft jeder Epoche zugleich die Vorstufe für diejenige der nächsten, diese ohne jene nicht denkbar ist. So kam es, dass er sich mit dieser Anlage, in welcher er auch die Misserfolge oft mit grosser Gleichgültigkeit hinnahm und sie sogar nicht selten mitverschulden half, selbst zuletzt förmlich auslieferte. Kein hervorragender Autor, sagt R. M. Meyer, sei der Kritik so entgegengekommen wie Otto Ludwig, habe sich so bemüht jedem Tadel eine Handhabe abzugewinnen, die ihm das ganze Problem lösen helfe, aber auch seine literarischen Freunde hätten Anforderungen gestellt, die seiner eigentümlichen Natur nicht entsprachen. Mit grosser Bereitwilligkeit hatte er dem Wunsch Devrients folgend den Schluss der Tragödie „Die Pfarrrose“ in einen Schauspielschluss umgeändert, musste aber sogleich hören, dass das Stück jetzt völlig misslungen sei. Dass derartiges zuletzt ebenfalls sterilisierend auf ihn wirkte, ist nicht wunderbar.

Eine gewisse Widersprüchigkeit liegt darin, dass Ludwig, trotzdem er sowohl in der Kunst wie im Leben zuletzt ein so grosses Anlehnungsbedürfnis zeigte und trotzdem er selbst zugab, dass es ihm vornehmlich an Mut und an Zuversicht fehle, wobei allerdings schwer zu sagen ist, inwieweit pathologische Bedingungen beteiligt waren, dennoch im Grund wieder ein starkes Selbstgefühl besass. Was er sich zutraute und welche Meinung er von sich hatte, ersieht man am besten aus seiner sicheren Polemik gegen Schiller. Er stellte immer die höchsten Ansprüche an seine Leistung, zumal wenn er an sein dramatisches Schaffen ging. Man kann annehmen, dass man ihm am meisten gerecht wird, wenn man das vielseitigste und tiefste aus ihm herausliest, was herauszudeuten ist. Aber mit derselben Strenge mäkelte er dann an dem Werke und grübelte über neue Normen.

Er war ohne jeden Ehrgeiz. Dass er mit dem Nebenweg der dramatisch-psychologischen Forschung, auf welchen er sich anfänglich mehr gedrängt fühlte, als dass er ihn gesucht hätte, eine bedeutungsvolle neue Bahn betrat, deren Ende er richtig als noch entlegen einschätzte, hatte er jedoch bald erkannt. In jungen Jahren hatte er einmal gesagt, er wolle gern das Beste machen, aber es dürfe niemand darum wissen. Dennoch regte sich später die Rivalität, so gegen

Schiller, gegen Hebbel, wiewohl er nicht gegen diese, sondern nur gegen den Einfluss ihrer Zeit zu kämpfen sich vorgenommen hatte.

Die grosse psychische Vulnerabilität, die unter seinem schönen Gleichmut verborgen lag, erscheint als eine besonders auffällige Lücke seines Wesens, insofern sie sein Geschick als Mensch und Künstler schwerwiegend mitbestimmte. Wie wenig besagt gegen diese Schädlichkeit gehalten seine ganze übrige nervöse Anlage und alle die sonstigen nervösen allgemeinen und Organsymptome, von denen im vorangegangenen ausführlicher die Rede gewesen ist. Wollte man daher die hervorstechendste nervöse Eigenart des Dichters genauer bezeichnen, so wird man diese in der angeborenen leichten Erschöpfbarkeit oder geringen Resistenz vornehmlich der seelischen Gefühlssphäre zu suchen haben.

In der Initiative des gewöhnlichen Lebens ist er demgemäß immer schwach gewesen. Er stand dem Treiben der Welt recht teilnahmlos gegenüber und hatte nur sehr wenig Sinn für das Praktische. Ludwig hat das ganze Leben in drückenden Verhältnissen zugebracht. Die Erträge seiner Schriften und Bühnenstücke, sowie einiger Preise zu seinen Lebzeiten waren nicht hinreichend. In jüngeren Jahren war er eine Zeitlang geneigt, eine Schullehrer- oder Kantorstelle auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt anzunehmen. Später ging er mit dem Gedanken um eine Leihbibliothek in Dresden anzukaufen. Dass er zum eigentlichen Erwerbsschriftsteller gar nicht befähigt war, ist ihm, wie es scheint, erst ziemlich spät klar geworden. (v. Stern, l. c., S. 365.)

Wenn er aber auch im Leben selbst nicht rührig war, so hatte er doch eine grosse, edle, stille Konsequenz, durch welche er treu der erwählten Aufgabe und ohne jemals einen Kompromiss mit der Halbheit einzugehen mit der Hilfe verehrender Schüler dennoch nach seinem Tode das Ziel erreicht hat. Wir trauern, dass er nach aussen bei seinen Lebzeiten so wenig hat erreichen können, dass es ihm, der in diesem hohen Ziele so vollständig aufging, in dem, was er schaffen konnte, so schwer gefallen und so schwer gemacht worden ist. Er ist viel in die Irre gegangen und er hat uns selbst nur wenig von den Schätzen übergeben können, die er für uns gesammelt hatte. Aber er zeigte darin ein wundervolles Wollen, mit dem er Zeit seines Lebens von Herzen strebte, der Menschenwelt etwas zu werden und sie ihrer Vervollkommnung entgegenführen zu helfen.

III.
Die Werke.

Die Bedeutung Otto Ludwigs für die Literaturgeschichte unserer Zeit liegt hauptsächlich darin, dass er von der Erkenntnis, der Dichter habe in seinen Werken möglichste Naturwahrheit anzustreben tief durchdrungen dieser Anschauung als einer der ersten in seinen Schöpfungen Ausdruck und Geltung verschafft hat. Seine Poesie wollte „eine Poesie der Wahrheit" sein. Man kann nun vielleicht fragen, wie es möglich ist, dass ein Künstler, der das erstrebenswerte Ziel des Daseins in den unscheinbarsten, anspruchlosesten Lebensverhältnissen sucht, dennoch in der Schilderung von Szenen der verschiedensten Milieus naturwahr zu bleiben vermochte. Darauf lässt sich erwidern, dass ähnliches freilich mit der erhöhten psychischen Anpassungsfähigkeit zusammenhängt, welche das Sichhineinversetzen in nicht unmittelbar bekannte Verhältnisse mittelst einer besonderen „Einfühlung", einer gesteigerten Empfindung für die Analogie der Situationen erleichtert. So arbeitet auch der jugendliche Dichter, der noch wenig von der Welt „erfahren" hat, so mussten in früheren Zeitaltern alle Dichter schaffen, welche nicht nur exotische, sondern nur fremdländische Vorwürfe überhaupt in den Kreis ihrer Schöpfungen zogen. So verfährt auch der Romancier, dessen Handlungen jahrhundertelang zurückliegen. In der Möglichkeit eine solche Vorarbeit irgendwie und hinreichend zu leisten, liegt eben ein gutes Stück des Talents. Dazu kommt, dass der Wert der unmittelbaren äusseren Erfahrung vielfach zu hoch veranschlagt wird. Der eine findet sich ohne nennenswerte Erfahrung selbst in sehr schwierigen Situationen zurecht, der andere erscheint nach langem ereignisreichem Leben fast unberührt von allem, ohne indes etwas vergessen zu haben. So kann auch die direkte Anleitung immer nur beschränktes erzielen. Der (beim Genialen während des Lebens meist nur wenig wechselnde) spezielle Triebkomplex ist es, der schliesslich die jeweils nötige Orientierung zur Sache so oder so erzwingt, wie es eben unter normalen Verhältnissen im kleinen gewöhnlich ganz ähnlich zugeht.

Bei Ludwig gewinnt dieser Sachverhalt sogar etwas paradoxes dadurch, dass ihm die dramatische Behandlung derjenigen Kreise, die

ihm die vertrautesten sein mussten, nach seiner eigenen Aussage gerade die grösseren Schwierigkeiten verursachte.

Mit diesem seinem Realismus also trat er, freilich nur allmählich, in starken bewussten Gegensatz zu dem zur Zeit seiner beginnenden künstlerischen Entwicklung herrschenden Romantizismus.

Die Romantiker hatten nach seiner Auffassung das Schöne vom Guten und Wahren getrennt, sie hatten, wie er es ausdrückte, den Menschen mit der wirklichen Welt und mit sich selbst entzweit, ihm die Tatkraft geraubt und der Bildung den „weiblichen Charakter" aufgeprägt.

Ludwigs realistischer Grundzug zwang ihn zunächst zu einer grösseren psychologischen Vertiefung. Er folgte mit diesem Prinzip wieder den Ideen der ganzen letzten Epoche, in welcher infolge des neuen grossen Aufschwunges der Naturwissenschaften der Sinn für das Tatsächliche stärker gewachsen war. Für die Bedeutung dieser Gesichtspunkte für seine Kunst und ihre Anwendung hatte er gleichzeitig das Glück die besten Lehrmeister zu besitzen, Shakespeare und in zweiter Linie Goethe.

Mit dieser Arbeitsleistung war er ebenso seiner Zeit in gewissem Sinne vorausgeeilt und teilweise zu Ergebnissen gelangt, die erst später in anderer Weise allgemeingültig bestätigt werden konnten. Er war solchergestalt in der Psychologie zu einer deterministischen Anschauung gekommen. Letztere gipfelte indes bei ihm nicht in der materialistischen Grundansicht, er sah in den seelischen Vorgängen nicht lediglich Begleiterscheinungen eines Zufallspiels der Hirnmoleküle, sondern er hielt dafür, dass dem Menschen ein gewisses gesundes Gefühl und eine gewisse Bestimmbarkeit durch normale Motive von Natur zukomme, welche sozusagen mitdeterminiert seien und worin auch die Ethik eingeschlossen sei. Dieses Verhältnis erleide aber eine gewisse Verschiebung bei besonderen Naturen, deren ursprüngliche Anlage eine gewisse Einseitigkeit zeige. „Die Stärke bezahlt mit der Schwäche, jeder Vorzug mit einem Mangel. Der Mensch kann nicht die verschiedenen Seiten seines Wesens in gleicher Stärke besitzen, vollkommene Wesen schafft die Natur nicht. Konzentriert sich seine Gesamtkraft hauptsächlich nach einer Richtung hin, so müssen die anderen Richtungen weniger ausgebildet erscheinen, besonders die jener entgegengesetzte. In der Tat finden wir dies an jedem Menschen, und der sogenannte Charakter besteht ja eben im poetischen Sinne in einer gewissen Einseitigkeit." („Dramatische Studien", Mischung, Widersprüche.)

Durch diese Ungleichmäßigkeit der Anlage werde bei den ausgesprochenen Charakteren ein „typisches Schicksal" geschaffen, welches von demjenigen der „Dutzendmenschen" unterschieden sei. „Typisches Schicksal nenne ich das, was, wie verschieden sonst durch Einwirkung

äusserer Umstände die Lebensgeschichten des Einzelnen erscheinen mögen, bei einer grösseren oder kleineren Anzahl von Menschen immer wie ein Thema durch ein Tonstück hindurchgeht und allen diesen Leben, so verschieden ihr Äusseres sein mag, eine innere Ähnlichkeit gibt. Dieses typische Schicksal, d. h. die Übereinstimmung des Charakters mit seinem Schicksal in den individuellen Geschichten, die er schafft, darzustellen, ist die Aufgabe des Dichters, und es zu fälschen ist nur demjenigen Schriftsteller erlaubt, dem jede künstlerische Pflicht zu übertreten erlaubt ist, denen, die für das Amüsement schreiben. . . . . . . Nun mag man Änderungsgeschichten schreiben, nur darf die Änderung den Charakter selbst nicht aufheben, d. h. nicht einen wesentlichen Grundzug des Charakters. Man kann eine Angewohnheit sich abgewöhnen, aber nie man selbst zu sein. Durch nichts in der Welt wird der geborene Hypochonder sein Gegenteil. Der es durch körperliche Krankheit geworden ist, kann durch Wiedergesundwerden auch die geistige Hypochondrie wieder verlieren, der Erblindete kann unter Umständen seine Sehkraft wieder erhalten, aber nicht der ohne Sehkraft Geborene. Ein Wolf kann zahm werden, aber eine Katze kann er nicht werden."

Für derartige Naturen gelte also nicht die normale „Freiheit". „Die Mischung von Freiheit und Unfreiheit, die in unserem Denken, Begehren und Handeln liegt", heisst es an anderer Stelle, „bleibt auch in unserem Schicksal. Und der beste Teil des poetischen Eindrucks, des tragischen, liegt im Gefühl dieser unauflöslichen Mischung. Die Notwendigkeit der Folge mag uns offen liegen, nicht die der Ursache. Offen, dass es einen solchen Menschen unter solchen Umständen geben kann, aber nicht, warum der eben ein solcher Mensch ist und in solchen Umständen situiert. Die Rechnung rationell, aber in ihrem Resultate bleibt etwas Irrationelles, weil etwas dergleichen im Ansatze lag." („Dramaturgische Aphorismen", Fatalismus in der Tragödie, zit. nach Bartels.)

„Nicht das Schicksal fängt den Menschen, der Mensch jagt nach seinem Schicksal. — Das äussere Schicksal ist eben nur die äussere Erscheinung des inneren und entsteht aus diesem. Der eine hat ein aussergewöhnliches Schicksal, der andere ein gewöhnliches. Nur gewöhnliche Menschen haben ein gewöhnliches, denn sein Schicksal ist nur der herausgelegte Mensch." (Aus den „Gedanken Otto Ludwigs" von Cordelia Ludwig.)

Wir erkennen in diesen Denkresultaten unschwer Wahrheiten heraus, die uns die Psychologie und Psychiatrie erst in der letzten Zeit deutlicher und unwiderleglich aufgezeigt hat, und ersehen dabei, dass dem Autor auch annähernde Begriffe von demjenigen nahe lagen, was wir jetzt endogene Anlage, abnorme Charaktere, Grenzzustände, psycho-

pathische Degeneration usw. nennen. Wir werden deshalb erwarten dürfen, dass der Dichter weiter auch für das eigentlich Pathologische Interesse gehabt hat. Als Künstler hat er die Ansicht vertreten, dass dem Pathologischen in der Poesie eine Stelle gebühre, nur müsse das Schicksal des Helden nicht zu anhaltend pathologisch beschäftigen. Doch dürften in der Kunst auch pathologische Gestalten tragische Schicksale haben.

Für das Psychopathologische nun scheint er vielfach einen feinen Sinn gehabt zu haben; er hatte ein Urteil darüber bei Psychopathen, mit denen er auskam, auch wenn sie Schwierigkeiten machten, wie die kranke Frau seines Oheims, und er fand es in sich selbst vor. So ist auch seine Äusserung zu verstehen, dass „seine Geschichte bis zum Beginn seines Mannesalters ein fortgesetzter Kurs in der angewandten Psychologie und Pathologie“ gewesen sei. (Auch ist vielleicht hierzu erwähnenswert, dass zwei seiner Freunde noch im jugendlichen Alter den Tod durch Selbstmord gefunden haben, der eine, ein Maler, zusammen mit seiner Geliebten, der andere, ein Apotheker, „aus Abneigung gegen seinen Stand“.)

Wir werden uns also nicht wundern, wenn wir dem Psychopathologischen in den Werken des Dichters eine Rolle zugewiesen finden. Nun sind wir dies in der Dichtkunst seither längst gewöhnt worden, aber zur Zeit Ludwigs war die Darstellung des Pathologischen in der realistischen Form noch neu. Gemäß seiner Auffassung wollte ihm der Dichter auch keinen allzu breiten Raum einräumen.

Dennoch stossen wir gleich bei seinem ersten vollendeten Bühnenstück, dem Lustspiel „Hanns Frei“, auf einen Vorwurf, der mit der Psychologie der Grenzzustände etwas zu tun hat. Die beiden für einander bestimmten jungen Leute zeigen gegenseitige Abneigung, bis ein findiger Kopf auf den Gedanken kommt, der beabsichtigten Verbindung grobe Hindernisse in den Weg zu legen, und dadurch den Widerstand jedes einzelnen Partners herausfordert, der zuletzt bei beiden einmütig wird und sie in dieser Weise zusammenführt. Der Grundgedanke ist eine Paraphrase darüber, dass man, wenn man reizbare Naturen zu etwas bestimmen will, oft besser tut, das Gegenteil von dem zu verlangen, was man beabsichtigt. In anbetracht dessen, dass es sich hier um ein Paradoxon handelt, welches im einzelnen sorgfältig durchgeführt sein will, erscheint die Länge des Stücks (fünf Akte) wohlberechtigt. Man wird also Tieck nicht Recht geben können, wenn er, von Ludwig über seine Meinung über das Stück befragt, antwortete, der Gedanke reiche höchstens für zwei Akte aus. (Übrigens existiert auch eine Bearbeitung der Komödie in drei Akten von Cordelia Ludwig.) Das muntere Stück ist erst in der letzten Zeit auf die Bühne gelangt.

In der Tragödie „Die Pfarrrose“ hat der Dichter am Schluss eine Geisteskranke auf die Bühne gebracht.

Die allzu selbstbewusste Pfarrerstochter hat durch unbedachte Keckheit die zornige Eifersucht ihres Verlobten, des Schlossherrn, wachgerufen, welcher in beschimpfender Art die Trennung herbeiführt. Im Anschluss daran verfällt Rose in eine Geistesstörung. Es soll hier die Frage nicht weiter berührt werden, ob bei „vorher ganz gesunden Menschen“ etwas derartiges möglich ist. Die Erfahrung zeigt, dass nach allerhand heftigen Gemütsbewegungen geistige Störungen entstehen können und zwar auch so, dass sie nicht nur eine Gelegenheitsursache zum Ausbruch einer tiefer liegenden schweren noch schlummernden Geisteskrankheit darzustellen brauchen und besonders bei gleichzeitiger stärkerer Abnahme der Körperkräfte infolge ungenügender Nahrungsaufnahme. Damit hat also der Dichter recht. Auch im Gepräge des Zustandes hat er das Richtige getroffen. Rose zeigt nämlich eine Verwirrtheit mit Zeichen der Erschöpfung (Mangel an Orientierung, unzusammenhängende, stockende Rede, sie glaubt zu träumen, spricht von sich in der dritten Person). Dass der Dichter ihren Worten noch einen dunklen Sinn unterlegt, ist er der Dichtung schuldig und dies widerspricht auch nicht geradezu dem Tatsächlichen. Psychologisch misslungen ist dagegen die sich anschliessende Handlung. Rose begeht Selbstmord. Das wäre an sich denkbar, wenn dieser in Form einer plötzlichen hemmungslosen Regung oder einer abnormen Unachtsamkeit erfolgte. Aber so, wie es der Dichter will, fällt es aus dem Bilde. Rose holt nämlich Opium aus der Apotheke und zwar mit einem grossen Aufwand von Umsicht und Behutsamkeit: „Im Schränkchen links — o, ich weiss es noch! Im dritten Fach von oben — und der Schlüssel — hinter der grossen Spiritusflasche. — Jetzt ist sie fort“ (nämlich eine Nebenperson). Darauf eilt sie in die Apotheke. sie versteckt dann die Flasche sorgfältig und trinkt daraus, nachdem sie sich vergewissert hat, dass es niemand bemerkt. Der Dichter gibt also der Bühnenfigur hier die planmäßige Überlegung wieder, die er ihr abgesprochen hatte und die mit dem Zustande unvereinbar ist. Interessant ist der Zusatz: „O, ich weiss es noch“, denn er zeigt, dass der Dichter bei dieser Szene selbst Bedenken gehegt hat. Für die Dichtung an sich konnte übrigens ein Tod aus schlechthin pathologischen Ursachen auch gar nicht in Betracht kommen. Rose musste vorher nochmals auftreten und noch einmal leidlich geordnet reden. Die Figur noch weiter ärztlich psychologisch zu verfolgen liegt wohl keine Veranlassung vor.

Im „Erbförster“ ist besonders der Held des Stückes vielfach zum Gegenstand einer uns hier berührenden Kritik gemacht worden. Dieses leidet nämlich an der Schwierigkeit, ob es denkbar ist, dass ein Privatbeamter sich gegen die Möglichkeit, er könne rechtlich abgesetzt werden,

verschliessen könne unter Berufung darauf, dass bereits sein Vater und sein Grossvater die gleiche Stellung innegehabt hätten. Das Stück ist aus romantischen Entwürfen, in welchen ursprünglich Hass und Rachsucht die Hauptmotive abgegeben hatten, erst langsam und unter vielen Umformungen in die realistische Fassung, in welcher das missverständliche Rechtsgefühl zum Vorwurf wird, hineingewachsen.[1] Mit diesem plausiblen, allgemein interessierenden Motiv musste es dem Geniessenden sofort nahe treten.

Nun schleicht sich infolge der ungemein treuen Milieuschilderung grade dieser Thüringer Waldtragödie und der Lebenswahrheit des Szenischen die künstlerische Illusion derartig bei dem Zuschauer ein, dass er jene immer wieder auf die schwache Grundidee zu übertragen geneigt ist. Dabei ist zu bemerken, dass die Intelligenz des Erbförsters bis gegen das Ende des Stücks, wo er Wein geniesst, ganz sicher nicht als pathologisch beeinflusst hingestellt ist, und dass auch seine Halsstarrigkeit nicht eigentlich pathologisch erscheint. A. Sauer hat deshalb gesagt, im „Erbförster" sei eine ganz unwahrscheinliche Handlung in lauter wahrscheinliche Szenen aufgelöst. Treitschke hat aber ausdrücklich hervorgehoben, dass sich bei allen den widersinnigen Zumutungen kein Lächeln des Hörers rege.

Eine ausgesprochen pathologische Figur der Tragödie ist der „Buchjäger", ein schwer degenerierter Alkoholist, worüber K. Boas eine eingehendere Betrachtung angestellt hat (Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift, Nr. 39, 1908).

Durch die dramatischen Werke Ludwigs — die Makkabäer, die einen grossen historischen Vorwurf enthalten und sich in einer entlegenen uns fremd gewordenen Epoche abspielen, sollen hier unberücksichtigt bleiben — geht nach unserem Ermessen eine gewisse extreme Affektivität hindurch. Es war dies sozusagen ein Rest aus der romantischen Zeit seiner Entwicklung, den der Dichter ohne es zu gewahren in seine neue dramatische Ideenwelt mithinübergenommen hatte. Die Figuren in den Dramen echauffieren sich zu leicht. Damit hängt zusammen, dass die folgenschweren Handlungen der Tragödien weniger durch innere Motive als durch die Erregung der Handelnden herbeigeführt scheinen. Dadurch schmälert sich ihre Verantwortung, welche sie als „tragische Schuld" auf sich zu nehmen haben. Ludwig hat dies später selbst festgestellt, als er darauf aufmerksam wurde, dass Shakespeare den Leidenschaftsaffekt weniger nach aussen sichtbar werden und mehr in die psychologische Schattierung der Einzelheiten der Handlung selbst, als gesteigerte Aufmerksamkeit, Kombinationsgabe, Tätigkeit, Selbst-

---

[1] E. Sieburg. Die Vorgeschichte der Erbförstertragödie von Otto Ludwig. Dissertation. Berlin, 1903.

beherrschung der Handelnden in der Richtung ihrer Anlage, also gewissermaßen mehr nach innen abströmen lässt, und dann darauf hingewiesen, dass auch andere grosse Dramatiker diese wichtige Grenzlinie zwischen Affekthandlung und Leidenschaftshandlung nicht immer beachtet haben. In der Wirklichkeit ist die tragische Handlung aus dem Affekte heraus, besonders aus dem pathologischen Affekte, zwar auch das häufigere, aber grade dieses Gros der Fälle eignet sich eben wenig für den Dichter.

Die allmähliche Entwicklung Ludwigs in den epischen Werken hat R. Müller eingehender dargestellt (Die Erzählerkunst Otto Ludwigs, Berlin 1904). In den ersten Novellen zeigt Ludwig noch starke Anlehnung an die romantischen Meister, die Charakteristik entbehrt noch der Originalität, die Handlung wird vorzugsweise durch äussere Motive bedingt, in der Erfindung überwiegen die phantastischen Elemente. „Die Emanzipation der Domestiken", mit denen Ludwig das zweite Stipendium des Herzogs von Sachsen-Meiningen erlangte, ist eine ansprechend geschriebene romantische Räubergeschichte, die viele treffliche und feine Gedanken enthält. Darunter schlagen bereits einzelne Laute an unser Ohr, welche der Dichter wohl schon dem „Kurs der angewandten Psychologie und Pathologie" entlehnt hatte.

Die junge Gräfin, deren exzentrische Neigungen von der Mutter, wie diese nachträglich mit Schmerz bemerkt, durch unzeitige Nachgiebigkeit gegen ihre Launen allzu sehr genährt wurden, hat sich nachts ohne Begleitung auf die Landstrasse gewagt, worin der verkleidete Räuberhauptmann seinerseits wieder eine erfreuliche Erscheinung in „unserer nervenschwachen hysterischen Zeit" erblickt. Der Legationsrat, der die ihm fremde Gegend durchreisend die von den Räubern Überfallene rettet und dabei einen Kopfschuss erhält, wird im Schloss verpflegt und verfällt in ängstliche Delirien. Die alte Gräfin ist voll Groll und Sorge darüber, wen sie bei sich aufgenommen habe. „Muss man" repliziert Florentine mit dem mütterlichen und dem Zeitverständnis vorauseilenden Gedanken, „muss man in den wunderlichen Phantomen verstimmter Nerven Spuren wirklich geschehener Untaten und in dem ohnedies Beklagenswerten, den sie martern, den Urheber oder Genossen derselben erkennen? Darf ichs, die vielleicht die ganze Schuld dieser Verstimmung trägt? Warum sind wir so geneigt, wenn es uns der Opfer der Dankbarkeit und Menschenliebe bequem überhebt, zu verdammen? Zu verdammen, wo wir im schlimmsten Falle retten sollten?"

Sehr munter geschrieben ist „die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen". Ludwig lag der Humor. Er ist aber nicht eigentlich sein stärkstes Register gewesen. Trotzdem gibt es wenig so erheiterndes als diese lustige Karnevalgeschichte, an der sich die Patenschaft Hoffmanns stark bemerkbar macht. Eine sprudelnde

kecke Phantasie glitzert durch diese Märchenwelt, die von Alltagsszenen durchzogen wird, in denen der künftige Realist schon wacker aufgeräumt hat. Die Annäherung an die Darstellungsart in „Tausend und eine Nacht“ und das Hineinspielen des indisch-mythologischen Elements, was Ludwig der Anregung des Orientalisten Wetzstein verdankte, mit dem er zur Zeit seines zweiten Leipziger Aufenthaltes viel verkehrte, gibt der Dichtung etwas Überladenes, doch lässt man sich das bunte Zeug gern gefallen. Trotz des argen Märchenwirrwarrs ist für den aufmerksamen Leser auch hier ein ungewöhnlicher Gedankenreichtum und an den realistischen Stellen ein Schatz sicherer psychologischer Beobachtung unverkennbar.

Eine merkwürdige Geschichte ist die Novelle „Maria“. Auch hier erscheint der Hang zur Schilderung des Aussergewöhnlichen, Seltsamen nach als künstlerisches Agens. Er ist aber in den Dienst der Auflösung eines tiefgehenden, psychologischen Vorwurfs gestellt. Gleichzeitig ist dem Psychopathologischen auch nach der Intention des Dichters ein grösserer Spielraum zugefallen.

Das der Erzählung zu Grunde liegende Sujet ist das der unerklärlichen Empfängnis. Es ist so alt, als es eine Erzählungskunst gibt, und geht historisch im Abendlande bis auf den Alkmenemythus zurück. In der neueren Literatur ist es novellistisch besonders von Cervantes und H. v. Kleist behandelt worden, zu Anfange des vorigen Jahrhunderts in Frankreich auch in mehreren Fassungen über die Bühne gegangen. Ludwig hat es, wie aus einem Briefe an Tieck zu ersehen ist, einer damals wieder kursierenden Erzählung entnommen [1]).

Maria ist die Tochter des Landpastors. Schon als Kind ist sie ein eigenes Wesen. spricht eine Sprache für sich, die nur ein eingeweihter oder sehr poetischer Mensch verstehen kann. Alles Leblose wird ihr lebendig und sie trägt die Empfindungen der menschlichen Seele hinein. Sie vermischt die Sinneseindrücke, hört Farben und sieht Töne. Mit dem Heranwachsen verliert sich ihr träumerisches Wesen, sie übernimmt mit grosser Hingebung die Sorge für das Hauswesen, zeigt dabei ein seltenes und glückliches Verständnis für Menschen und Dinge und geniesst bereits in jugendlichem Alter die Verehrung ihrer Umgebung infolge ihrer überlegenen Ruhe, ihrer Herzensgüte und ihrer Bedürfnislosigkeit; ein Schnittchen Brot und ein Apfel ist ihre gewöhnliche Mahlzeit und zureichend für den ganzen Tag. Maria leidet zeitweise an Nachtwandeln. Sie erhebt sich nachts, durchwandert die Räume des Hauses, tritt an das Fenster des Zimmers, das sie als Kind bewohnt hat, schaut zum Mond empor und legt sich dann dort nieder. Bei Gelegenheit eines

[1]) Zur Quellenfrage der „Maria“ vergl. auch Euphorion. VII (R. M. Meyer und Baldensperger). XIV (E. Feise), XVI (K. Bode).

ländlichen Festes, zu dem Gäste geladen sind, nächtigt der junge Eisener in der Trunkenheit irrtümlicher Weise in diesem Zimmer, welches Maria nachts in einem Anfalle von Schlafwandeln betritt. Der Rausch veranlasst ihn, sich an der im Dunklen nicht erkennbaren widerstandslosen Frauengestalt zu vergreifen. In der Ernüchterung von Sorgen erfüllt entdeckt er nach Tagen mit Schrecken den Zusammenhang. Von dem Bestreben Unglück zu verhüten nach einiger Zeit wieder in dieselbe Gegend geführt gelangt er ins Pfarrhaus, als ihm der eben erfolgte Tod Marias mitgeteilt wird. Erschüttert begibt er sich fluchtartig auf eine weite überseeische Reise. Maria ist jedoch nicht gestorben, sie ist nur von einem „Starrkrampf“ oder „Scheintod“ befallen gewesen, aus dem sie nach zwölf Stunden erwacht. Der herbeigerufene Arzt aber stellt eine Gravidität fest.

Diese eigenartigen Verknüpfungen dienen dem Dichter nun als Ausgangspunkt für die Lösung der Aufgabe, wie die seltsamen Ereignisse auf die einzelnen der Handlung näher oder ferner Stehenden einwirken, und welche Umwandlung diese Einwirkung späterhin nimmt. Maria selbst verlässt das Haus und widmet sich ganz der Pflege ihres Kindes. Auf ihr inneres Wesen hat der rätselhafte Vorfall keinen unmittelbaren Einfluss ausgeübt. Die Erzählung schliesst damit, dass Eisener nach Jahren heimkehrend Mutter und Kind auffindet und der Zusammenhang klargestellt wird.

Auch diese Erzählung zeichnet sich durch viele glänzende Gedanken und Reflexionen aus. Sie sollte „realistisch begründet“ sein. So würde der Autor wahrscheinlich z. B. die Erkennung des Kindes Eiseners an dem gleichgeformten Mal an derselben Stelle des Körpers nicht haben geschehen lassen, wenn er nicht gewusst hätte, dass solche vererbte Mäler wirklich vorkommen. Hiermit ist aber gleichzeitig bereits die schwächste Stelle des Ganzen berührt, denn hinsichtlich der Hauptsache, des Schicksals der Maria, ist er nicht der Wirklichkeit gefolgt, sondern er hat dieses Element der literarischen Tradition entnommen, und dabei ist grade wieder dasjenige, was er als wichtigstes Moment in den Aufbau der Handlung eingefügt hatte, das Psychopathologische, besonders ungünstig abgeschnitten. Es würde noch hingehen, dass die heranwachsende Maria mit ästhetischer Übertreibung gezeichnet ist, es sei nur daran erinnert, dass Maria beinahe „von der Luft“ lebt, aber ähnliches kommt ja gelegentlich vor, und man könnte meinen, er habe hier eine kleine Disäquilibrierte skizzieren wollen, wobei systematische Vollständigkeit des Dichters nicht erforderlich war. Hinsichtlich der psychischen Erkrankung, wie sie sich in der Schilderung darstellt, ist das Bild jedoch nicht geglückt. Nimmt man für die gedachte Episode einen Zustand von Somnambulismus an, so hätte dieser doch durch den Insult abgebrochen werden müssen. Wollte man die Störung als

hystero-epileptische „double personne“ auffassen, welche mit einer temporären Veränderung des inneren Wesens des Befallenen einhergeht, so muss man entgegnen, dass dies nach der ganzen Anlage der Erzählung und der Charakteristik der Maria gerade dasjenige ist, was der Dichter am wenigsten meinen konnte. Irgend eine andere Form von Geistesstörung kann aber für einen wenige Stunden dauernden, vorübergehenden, auf ganz bestimmte Zeitabschnitte beschränkten Zustand nicht in Betracht kommen. Hinsichtlich des lethargischen Anfalls ist zu sagen, dass kurze ähnliche Zufälle allerdings gelegentlich bei funktionellen Nervenleiden vorkommen, jedoch ohne Beeinträchtigung der Zirkulation und Atmung. (Häufiger sind ähnlich aussehende Spannungs- oder stuporöse Phasen bei chronischen Geisteskranken oder Epileptikern.) Indes auch ohne Veranschlagung dieses mindestens gekünstelten Hilfsmittels wird man sagen können, dass die Realistik bezüglich Marias Krankheit nicht gewahrt ist. Das tut aber dem Werke nur wenig Abbruch, denn der Schwerpunkt der Erzählung liegt nicht an dieser Stelle, sondern in der Darstellung der psychologischen Folgezustände der aussergewöhnlichen Ereignisse.

In den Dorfgeschichten spielt das Pathologische keine erhebliche Rolle, allenfalls streift es das „Widerspiel der Heiteretei“, den kleingewachsenen, hustenden Schneidermeister mit dem stark entwickelten Selbstgefühl. Sehr auffällig zeigt es sich aber wieder in Ludwigs letztem Werke, dem Roman „Zwischen Himmel und Erde“, und um so stärker interessierend, als der Autor es dort grossenteils in einer Form gebracht hat, von der er anders als durch seine eigene Abstraktion von der Wirklichkeit nicht wohl Kunde haben konnte

Auch für diese Erzählung wird von einem Teile der Literarhistoriker angenommen, Ludwig habe die Fabel vielleicht entlehnt und Feise führt als Quelle eine Skizze von A. G. Meissner an (Euphorion, XIV), „Die Schieferdecker“, welche jedoch hinsichtlich des Vorgangs ausser dem Milieu und darin, dass dieser sich ebenfalls innerhalb der Familie abspielt, damit nichts zu tun hat. Kretzschmar hat übrigens berichtet, dass Ludwig das Sujet schon zur Zeit seines zweiten Leipziger Aufenthalts konzipiert hatte.

Der alte Schieferdeckermeister Nettenmair, ein eigenwilliger, schroffer, in seiner Weise sorgender, von kleinbürgerlichen Ehrbegriffen durchdrungener Mann, hat seine beiden Söhne unter strenger Wahrung seiner väterlichen Autorität im eigenen Geschäfte herangebildet. Da einer der erwachsenen Söhne im Betriebe entbehrlich ist, weiss Fritz, ein leichtlebiger, skrupelloser Genussmensch, seinen Vater zu bestimmen den Bruder Apollonius, eine schwerfällige, scheue Natur zu seiner weiteren Ausbildung zu einem verwandten Meister zu senden, zugleich in der Absicht, ihn zu entfernen, um sich dem von jenem geliebten Mädchen

nähern zu können. Apollonius ist der Meinung, der Bruder wolle in seiner Abwesenheit den Freiwerber für ihn spielen. Fritz täuscht indes sowohl den Bruder als das diesen bevorzugende Mädchen, indem er beide der Abneigung des anderen versichert, und führt schliesslich selbst die Braut heim.

Nach Verlauf mehrerer Jahre, als eine grosse Ausbesserung am Kirchendache des Heimatstädtchens vorgenommen werden soll, ruft der alte Meister den Sohn zur vorläufigen Unterstützung aus der Fremde zurück. Dieser gehorcht gern, aber nicht ohne Besorgnisse über sein Wiedereintreten ins elterliche Haus. Es zeigt sich, dass sein berufliches Können dasjenige des Vaters und Bruders, von denen ersterer einer Alterserblindung nahe ist, die er aber aus falsch angewendetem Ehrbegriffe in Abrede stellen zu müssen glaubt, überragt. Die Auftraggeber wünschen ihm die Arbeit ganz zu belassen und er muss auf Geheiss des Vaters bleiben, sehr gegen den Wunsch des Bruders. Die Schwägerin weicht ihm aus. Apollonius versucht gleichwohl, sich unter diesen widrigen Umständen im Hause einzuleben. Er widmet sich vollständig dem begonnenen Werke und bemerkt kaum, dass der Bruder ihm allerlei in den Weg zu legen versucht und die Beweggründe seines Handelns mit Vorliebe in einer gewissen egozentrischer Beleuchtung spielen lässt. Fritz kümmert sich nicht sonderlich um die übernommene Arbeit, liebt lustige Gesellschaft, lebt sorglos, spielt den grossen Herrn. Allmählich gewahrt Apollonius mit steigender Unruhe, dass der Bruder das Geschäftsinteresse, das der Vater wegen seines Augenleidens immer weniger beobachten konnte, in der letzten Zeit nicht nur vernachlässigt, sondern durch Borgen, Schuldigbleiben, Beschaffung schlechteren Materials seit geraumer Zeit erheblich geschädigt hat. Apollonius fasst den festen Vorsatz das drohende Unheil abzuwenden und das väterliche Unternehmen wieder in gedeihliche Bahnen zu lenken. Es folgt eine Auseinandersetzung mit den Gläubigern, welche die Übertragung der Geschäftsoberleitung an Apollonius zum Ergebnis hat. Der Bruder empfindet diesen Schritt als Akt der Feindseligkeit. Schon lange drängen sich die Kinder um den Onkel. Die junge Frau wird aufmerksam. Da enthüllt ihr der zufällige Einblick in den Briefwechsel zwischen den Brüdern den Sachverhalt des Zustandekommens der Eheschliessung. Mit dem Widerwillen gegen den Gatten und dem Schmerz über ihr Verhalten erwacht die alte Neigung von neuem. Inzwischen wächst jenem, dem sie ihre Entdeckung unumwunden mitteilt, zugleich mit der Zurücksetzung und Demütigung infolge des Verlaufs der geschäftlichen Angelegenheiten und der Abhängigkeit in die er nun versetzt ist, der Groll im Herzen. Er beginnt die Seinen zu peinigen, dazu entfaltet der Trunk, dem er sich immer stärker überlässt, eine verderbliche Wirkung.

Bitten, offene Aussprache, wirtschaftliche Maßnahmen sind vergeblich. Brutalität am Sterbebette seines Kindes und Niedrigkeit gegenüber seiner Frau entfremden ihm die Seinigen mehr und mehr. In seiner Gesellschaft immer weniger wählerisch, zecht er mit einem von Apollonius wegen seiner Unredlichkeit entlassenen Gesellen, der ihm den Gedanken eingibt, das Seil am fliegenden Fahrzeug des Bruders heimlich anzustechen. Doch der alte Diener des blinden Meisters wird gewarnt, schöpft Verdacht und eröffnet in eiliger Angst, was der Vater selbst in eigener dunkler Ahnung lange befürchtet. Die Kunde von dem Absturz eines Dachdeckers in der Umgebung dringt in die Stadt, als der wortkarge grämliche Blinde, selbst voll Sorge, doch dem Diener das ungereimte Gerede verweisend, sich auf das Kirchendach führen lässt, mit dem festen Vorsatz, die Schande der Familie zu verhüten. Er trifft den übelberatenen Sohn allein an der Arbeit, versperrt ihm die Ausfahrtür, hält ihm seine Missetat vor und stellt ihm die Wahl vom Dache zu springen oder mit ihm selbst hinunter zu stürzen. Da meldet ein nachgeschickter Bote, Apollonius sei auf dem Heimwege, es stellt sich heraus, der Abgestürzte sei der entlassene Geselle, der mit Hilfe des von ihm zuvor irrtümlich entwendeten, schadhaft gemachten Seils eine eigene Reparatur vorgenommen hatte.

Hoch gehen die Gemütsbewegungen bei den Insassen des kleinen Hauses. Fritz soll auf Geheiss des Vaters am folgenden Tage nach Amerika abreisen. Das erste Mal regt sich bei Apollonius der Groll gegen den Bruder. In der folgenden Nacht träumt er, er stosse ihn im Kampfe um Christiane von der Brüstung des Turmes. Im Widerstreit der Gefühle nicht wie sonst bei der Sache vergisst er am nächsten Morgen bei der Arbeit am Turme eine Schieferplatte auszuwechseln. Im Begriff dies nachzuholen wird er plötzlich von dem Bruder überrascht, welcher in Trunkenheit und Verzweiflung unterwegs umgekehrt ist und ihn jetzt auf dem Turm aufsucht, um ihn mit in die Tiefe zu reissen. Ein rascher Seitensprung rettet Apollonius, der Selbstmörder aber erhält das ehrliche Begräbnis des im Berufe verunglückten Dachdeckers und der Name der Familie bleibt unangetastet.

Ruhe ist eingezogen in das Haus, Monde vergehen. Aber unter der Asche glimmt es fort. Apollonius kommt jetzt zu dem Schlusse, dass er nicht alles getan habe, das Schreckliche zu vermeiden, was geschehen ist. Das Bewusstsein Groll gefühlt zu haben zehrt an ihm. Er erkrankt, er kann den Turm nicht mehr besteigen. Schwindel erfasst ihn. Zwei Uhr hat es geschlagen, als der Bruder herabstürzte. Der Schlag der Turmuhr macht ihn schaudern und mahnt ihn zugleich an das unterlassene, jetzt nicht ausführbare Einsetzen der Platte. Sein Aussehen leidet. Der Arzt wird befragt, er kann ihm keine Erleichterung bringen.

Ungeduldig drängt inzwischen der Blinde zur Eheschliessung des Sohnes mit der Witwe des Bruders.

In der Nacht vor dem Verlobungstag entlädt sich ein gewaltiges Gewitter über der Stadt. Der Blitz schlägt in den Kirchturm, man ruft nach dem Ratsdachdeckermeister; wenn die Kirche in Brand gerät, ist die Stadt verloren. Apollonius leitet den Löschdienst auf dem Turmdach, er dringt selbst im Unwetter mit einer kleinen Dachleiter durch die Ausfahrluke. Er bemerkt es kaum, dass er zuerst halbgeblendet durch Schneetreiben und Wind die Leiter gar nicht an den Dachhaken, sondern an eine schwanke Verzierung angelegt hat. Mit sicherem Griffe erfasst er den Dachhaken, hängt die Leiter von neuem auf und richtet den Schlauch auf die brennende Verschalung, während unter ihm die Turmuhr zu zwei lauten, rasselnden Schlägen aushebt. Die Flammen verlöschen allgemach unter dem Wasserstrahl. Glücklich gewinnt er die Ausfahrt wieder. Das Rettungswerk ist gelungen. Keine Schwäche hat ihn angewandelt. Verwundert entzieht er sich dem Dank und den Beifallsbezeugungen der Menge.

Aber als ihm daheim die ihm zugedachte Verlobte strahlend entgegentritt, küsst er sie nur leise auf die Stirn und nennt sie Schwester. Der alte Herr gerät in Zorn und will ihn aus dem Hause weisen. Doch Apollonius kann nicht entbehrt werden und muss bleiben. Der blinde Meister segnet das Zeitliche. Das alte Unternehmen blüht immer mehr auf unter dem neuen Inhaber. Fest ist seine Gesundheit wieder geworden und straff sein Tritt auf der höchsten Turmleiter. Christiane betreut sein Hauswesen, und so leben die beiden Menschen, die sich einst bestimmt gewesen sind, bis ins Alter neben einander, doch für einander.

Im Mittelpunkte des Hergangs der Erzählung steht die Figur des Apollonius Nettenmair. Es handelt sich in ihm um einen ernsten, verschlossenen, gutherzigen, unermüdlich tätigen, ausserhalb seines Berufes wenig lebenskundigen Menschen, der einen hohen Begriff von Pflicht und Verantwortlichkeit besitzt. Wechselfälle des Lebens sucht er auf die geradeste und einfachste Art zu lösen und scheut, wiewohl von Hause aus eine bedächtige, ja ängstliche Natur, auf diesem Wege vor keiner Schwierigkeit zurück. Die künstlerische Darstellung derartiger Charaktere pflegt dankbar zu sein. Der besondere Reiz der psychologischen Bedeutung der Figur des Apollonius liegt indess für uns nicht in dieser Charakterzeichnung des Helden, sondern an einer anderen Stelle. Unser Dichter weiss, dass den gedachten Naturen häufig das Pathologische anhaftet und von dieser Erfahrung und dem Bestreben ausgehend Lebenswahrheit zu geben hat er auch diese Seite der Persönlichkeit zu zeichnen versucht. So teilt er uns im Laufe der Erzählung ver-

schiedene Einzelheiten mit, die für sich genommen zwar nicht viel besagen, jedoch als Ganzes die besondere Aufmerksamkeit des kundigen Lesers erregen. Apollonius wird als ein in vielem recht wunderlicher Mensch hingestellt, und zwar scheinen ihm auch Züge eigen, in denen man unschwer etwas wie eine Karikatur seiner oben näher bezeichneten Vorzüge erkennen kann. Da ist zunächst eine Art Übermaß seiner Ordnungsliebe zu bemerken. Er steht in der Nacht auf, um ein schief auf der Tischkante liegendes Lineal gerade zu rücken. Mechanisch streicht er oft mit der Hand über Möbelbezüge und Rockkragen, um möglicherweise dort befindliche Stäubchen wegzuwischen. Voll Rührung beim Anblick der Heimat trägt er Sorge, dass die Tränen nicht auf die Halsbinde fallen und „entfernt mit der eigensinnigsten Ausdauer erst die letzten kleinsten Reste eines Spinnenfadens von der Kleidung". Diese Eigentümlichkeit hat ihm seitens des Bruders den Spottnamen „der Federchensucher" eingetragen. Weiter beherrscht ihn im kleinsten die Sorge vor möglicherweise drohenden Unglücksfällen. Er geht mit dem Licht den Weg, den er gekommen ist, nochmals zurück, um sich zu überzeugen, dass nirgends Funken liegen, putzt das Licht nur unter besonderen Vorsichtsmaßregeln, stellt es nachts nicht auf den Tisch, sondern in die Waschschüssel. Solche Vorsichtsmaßregeln zu unterlassen würde er sich zugleich als Schuld anrechnen müssen. Als er bemerkt, dass er auf dem Turm eine Platte auszuwechseln versäumt hat, will er diesen Fehler sogleich beseitigen. Mit diesem Vorhaben beschäftigt trifft er mit dem zurückkehrenden Bruder an der Ausfahrt zusammen. Danach verdoppelt sich sein Schuldgefühl, denn wenn er sich nicht hätte durch seinen Groll von der Arbeit ablenken lassen, so hätte er diese früher beendet gehabt und nichts dabei vergessen und er hätte den Turm zu vorgerückter Mittagsstunde bereits längst haben verlassen können, sodass sein Bruder ihn nicht mehr angetroffen und er ihn durch seine Anwesenheit zu dem Sturz in die Tiefe nicht hätte reizen können. In dem Augenblicke, als er den schlechten Stand des väterlichen Geschäfts erfährt, steht es nicht nur für ihn fest, dass er allein die Aufgabe habe den Zusammenbruch aufzuhalten, sondern er findet, dass dies seine Aufgabe überhaupt ist. Dazu hält er es für seine Obliegenheit das, was er andern opfert, als geringfügig und belanglos erscheinen zu lassen. Und diese fremdartigen Züge behält er, wie der Dichter uns berichtet, durch die Jahrzehnte bei. Das Gärtchen, die ganze Gestalt des alternden Apollonius sieht aus wie abgezirkelt, seine Kleidung entstammt einer lange vorübergegangenen Mode und ist beständig von einer pedantischen Sauberkeit. Tag für Tag ist er über die Geschäftsbücher gebeugt und im Verkehr mit den Hausgenossen waltet immer dieselbe Gemessenheit, Rücksicht und der gleiche Ernst, die ihn von jeher auszeichneten.

Als Arzt könnte man zu dieser Schilderung sagen — wohlgemerkt immer ohne zu vergessen, dass es sich hier nicht um einen wirklich vorliegenden Fall, sondern nur um einen vom Dichter uns vorgeführten handelt — dass wir hier einen eigenartigen, mit ungewöhnlichen trefflichen Eigenschaften ausgestatteten, sozusagen „mehrwertigen" Charakter vor uns haben, der einzelne ins Pathologische hineinreichende psychische Abnormitäten besitzt, welche gewöhnlich als Zwangserscheinungen betrachtet werden, Furcht vor Beschmutzung (Mysophobie), Furcht vor allem (Panphobie), krankhafte Skrupulosität, maladie du doute u. dergl. m., ein Zusammentreffen, wie es in der Tat beobachtet wird, und das dem Dichter, der mit grosser Sorgfalt nach der Natur zu arbeiten strebte, nicht aus einem Lehrbuch, sondern aus seiner psychologischen Erfahrung bekannt sein oder dieser möglich erscheinen musste.

Grösseres Interesse beansprucht aber die eintretende Erkrankung des Apollonius im Anschluss an die erschütternde Szene auf dem Turmdache. Seine Beschwerden bestehen darin, dass er seit dem Vorfall, bei welchem es gerade zwei Uhr schlug, bei jedem Glockenton zusammenschrickt, dass er beim Besteigen der Turmleiter Schwindelgefühl empfindet, dass er sich matt fühlt, blass aussieht, von trüben und ängstlichen Gedanken und Selbstvorwürfen geplagt wird. Doch hat er zu Zeiten Augenblicke, in denen ihm seine Verdüsterung als Krankheit erscheint, von der er hofft, dass sie vorübergehen werde.

Gesetzt, es käme ein Patient von so erprobter Glaubwürdigkeit, wie die des Apollonius angenommen werden muss, mit ähnlichen Klagen und nach vorausgegangener ähnlicher Veranlassung zum Arzt, so wäre es auch ohne weitere Untersuchung wahrscheinlich, dass er sich durch den Vorfall auf dem Turm eine nervöse Erkrankung zugezogen hat. Für den Praktiker würde aber die Untersuchung des Nervensystems die Grundlage für das Urteil abzugeben haben und erst in zweiter Linie die Angaben des Patienten. Nun kann in unserer Betrachtung zwar nichts über den ersteren Punkt ausgesagt werden. Darauf kommt es aber auch nicht an, denn es handelt sich bei Apollonius gar nicht um einen wirklichen Krankheitsfall, sondern um ein ersonnenes Beispiel zu allgemein didaktischen Zwecken, ähnlich wie es bei jeder klinischen Betrachtung zur Veranschaulichung der Wirklichkeit nachgebildet werden kann. Wir können deshalb ohne grosses Bedenken wohl dem Erzähler den Gefallen tun einmal anzunehmen, dass der Befund am Körpernervensystem mit unserer Vermutung im Einklang stände.

Angesichts des Sachverhalts müsste man nun bei Apollonius in der Hauptsache zu der Annahme eines Depressionszustandes im Anschlusse an einen schreckhaften Eindruck kommen. Derartige Zustände kommen vor. Speziell das Auftreten von andauerndem Schwindelgefühl nach Stürzen, Verletzungen, schreckhaften Vorfällen in der Höhe ist

bei Dachdeckern und Bauarbeitern nicht selten und hat dann häufig die Unfähigkeit zur Folge an exponierten Stellen zu arbeiten, veranlasst die Leute anderweitig Beschäftigung zu suchen, zwingt den Meister die Arbeit von der Dachluke aus zu leiten usw. Wenn der Schwindel nicht mit einem stattgehabten Schädelbruch, einer Labyrintherschütterung oder andern schweren organischen Verletzungen zusammenhängt oder Folge einer sonstigen allgemeinen Erkrankung ist (Arterienverkalkung, Epilepsie), kurz, wo es sich lediglich um Zeichen einer nervösen Erkrankung handelt, ist er heilbar und kann unter Umständen sehr rasch wieder verschwinden. Ein Lehrling, welcher am Rande des Daches eines Neubaues auf einem Balken sitzend und von der Last eines eisernen Trägers gedrückt diesen weder mehr halten, noch auf die unten beschäftigten Arbeiter fallen lassen, noch auch zuerst wegsetzen konnte, und der, nachdem ihm das letztere nach sehr starker Anstrengung endlich geglückt war, nach dem gewaltigen ausgestandenen Schreck von heftigem Schwindel erfasst, das Dach verlassen musste, meldete sich bereits nach einigen Tagen wieder aus freien Stücken zur Arbeit. Freilich gibt es auch Fälle, in denen die Dinge anders verlaufen (s. hierzu meinen Aufsatz „Die psychogene Rückerinnerung als Ursache wiederholter traumatischer Depressionszustände“, Ärztliche Sachverständigenzeitung, 1912, Nr. 12). Das Schwindelgefühl ist gewöhnlich Teilerscheinung eines nervösen Zustandsbilds, der Schreckneurose, die man am passendsten mit der „traumatischen Neurose“ in einer Gruppe vereinigt, welch letztere diejenigen nervösen Erscheinungen begreift, welche zwar im Anschluss an einen Unfall oder eine Verletzung entstanden sind, aber nicht durch Verletzungen direkt bewirkt, sondern mittelbar oder unmittelbar durch die damit verknüpften Gemütsbewegungen oder Vorstellungen hervorgerufen sind. Diese Erkrankungen zerfallen wieder in mehrere Untergruppen und sind erst seit den letzten dreissig Jahren genauer bekannt geworden. Ihr Studium ist deswegen praktisch wichtig geworden, weil der veranlassende Vorfall, soweit der Verunglückte in Ausübung des Berufs davon betroffen wurde, „entschädigungspflichtig“ ist, ebenso wie ein Unfall mit direkten schweren Folgen.

Von allem diesem war zur Zeit, als Otto Ludwig seine Dichtung abfasste, niemandem etwas bekannt. So müssen wir es verstehen, wenn „der Arzt verschrieb und verschrieb und Apollonius nur noch bleicher und trüber wurde“, und „dass endlich der tüchtige Mann erklärte, hier sei ein Übel, gegen welches alle Kunst zu kurz falle. So tief hinein, als wo diese Krankheit sitze, wirke keins von seinen Mitteln“. Es sei gestattet für Fernerstehende hier kurz zu bemerken, dass namentlich die letzte Erklärung des vom Erzähler hier eingeführten tüchtigen Mannes auch in Hinblick auf eine frühere Zeit so ziemlich das verkehrteste ist, was der Arzt bei derartigen Zuständen vornehmen kann.

Sobald sich der Dichter in dieser etwas konventionellen Weise mit der Heilkunde abgefunden hat, tritt er wiederum selbst in den Vordergrund und gibt uns eine eigene Analyse des ihn beschäftigenden Falles. „Die Überanstrengung hat bloss den Boden für die Schmarotzerpflanze bestellt, die an Apollonius' innerem Lebensmarke zehrt," heisst es. „Die ersten Zeichen der Krankheit schienen körperlicher Natur, sein Leiden liegt in den Gemütsbewegungen, nicht sowohl in jenen, an welche die Krankheit sich anschloss, als besonders in dem Zustande, in welchem ihn der Schreck traf." Der Dichter will offenbar sagen, dieser Zustand verschuldet es, dass jeder Glockenton als ein die ursprüngliche Schädlichkeit begleitender sensibler Eindruck den ursprünglichen Schreckaffekt, das Bild des Sturzes in die Tiefe wieder freimacht[1]). Letzteres sei im Verein mit dem abnormen Zustande die Ursache des Schwindelgefühls. Diesem abnormen Zustand, dessen erste Folgeerscheinungen körperlicher Natur erschienen, sei also die Überanstrengung vorangegangen. Dazu kann man annehmen, dass dem Autor das Bewusstsein keineswegs entschwunden ist, dass der Kranke von Hause aus eine absonderliche Natur mit eigentümlichen psychischen Zügen ist, denn in der weiter mitgeteilten Einzelheit, Apollonius wolle das Einsetzen der Bleiplatte auf dem Turm dem Gesellen nicht überlassen, da diesem ein Unglück zustossen könnte, erkennt man wieder unschwer die bereits oben näher berührte alte Zwangsveranlagung des Apollonius. Und ebenso wuchern in dem Krankheitsbilde auch die alte Zweifelsucht und die alten Versündigungsideen fort. Neu ist nur das körperliche Übelbefinden, das Schwindelgefühl und die Intoleranz gegen den Glockenton.

Fasst man dies alles zusammen, so kann kein Zweifel sein, Ludwig habe mit diesem genügend durchsichtigen Zusammenhang dasjenige im Auge gehabt, was der ärztliche Psychologe in seiner Redeweise nennen würde „Hysterie bei einem Psychopathen". Und dieser könnte sogleich hinzufügen, dass ein im grossen und ganzen ähnliches Krankheitsbild in Wirklichkeit wohl denkbar sei.

Diese hinsichtlich der Naturtreue und Lebenswahrheit gewiss ausgezeichnete Leistung gewinnt aber noch wesentlich dadurch, dass auch der Verlauf des Falles in richtiger, sozusagen sachkundiger Weise verfolgt worden ist. Das Leiden verschwindet, als eine stark affektiv betonte ethische Kontrastvorstellung, die Rettung der Stadt vor dem drohenden Brande durch Löschung des infolge des Blitzschlags von den Flammen ergriffenen Turms, bei Apollonius hervorgerufen wird. Eine solche Wendung einer nervösen Erkrankung ist freilich keine typische, die

---

[1]) Dem Dichter selbst machte der Stundenschlag einen schaurigen Eindruck, wenn er sich als Kind in unmittelbarer Nähe des Turmuhrwerkes aufhielt. Man vergleiche hierzu die in Bezug auf diese Einzelheit des Romans ebenfalls interessierende Stelle S. 45.

meisten Kranken würden nicht in einer der in der Novelle geschilderten ähnlichen Art reagieren, sondern anders, aber bei einer psychischen Gesamtanlage, wie sie an Apollonius dargestellt wird, liegt es immer im Bereich der Möglichkeit und wird öfter beobachtet. Freilich ist hinzuzufügen, dass ein Teil der Patienten, bei denen solche Umwandlungen infolge äusserer Anlässe oft ganz plötzlich vor sich gehen, wenn letztere nicht mehr einwirken, wiederum in den früheren Zustand, in die Ängste, Bewegungsunfähigkeit u. dergl. zurücksinkt, aber die durch die Einwirkung gesetzte Alteration des Individuums kann sehr wohl auch dauernde Heilung bedeuten. Ähnlich gehen übrigens auch viele andere Heilungen und Besserungen nervöser Zustände vor sich und viele Nervöse, besonders aber die Traumatiker, wissen zu berichten, wie sehr ihnen das höhere Gefühl, die Ehrbegriffe und die innere Nötigung zu erspriesslicher Tätigkeit, die allen gutgearteten Menschen eigen ist, dabei oft zu Hilfe gekommen sind.

Dichterische Darstellungen von Sachverhalten, bei denen es sich um Erfahrungstatsachen handelt, welche erst später allgemeiner bekannt werden, legen immer die Frage nahe, wie der Dichter eigentlich dazu komme, solche Vorgänge zu beschreiben. Man kann gerade an solchen Beispielen manchmal gut beobachten, wovon die Prophetengabe des Dichters sich herschreibt. Unter den vom Persönlichen losgelösten Beobachtungen und Erinnerungen des Dichters können sich solche finden, von denen Einzelheiten oder Bestandteile zu gegebener Zeit eine gewisse allgemeinere Wichtigkeit in Anspruch nehmen können, und im Rückblick erscheint dann das Dichterwort als „Divination“. In antiken Dichtern sind z. B. Stellen zu finden, in denen auf Probleme hingewiesen wird, welche den Gegenstand modernster Forschungsarbeit bilden. So hat auch Ludwig die Figur des Apollonius in der Hauptsache aus seinem künstlerischen Drange geschaffen, er hat sie aber aus der von der Erfahrung geleiteten künstlerischen Phantasie mit Hilfe seiner tiefen Seelenkenntnis so folgerichtig auszustalten gewusst, dass sie die Probe auch in rein kausaler psychologischer Denkweise gut verträgt. Ludwig selbst hat eine Erklärung dieses Sachverhaltes gegeben, indem er sagte: „Des Philosophen, des Mannes der Wissenschaft ist es, das Gesetz aus der Fülle seiner Erscheinungen herauszuschälen, des Dichters, das Gesetz wieder hinter der Erscheinung zu verbergen“ („Zum eignen Schaffen“, zit. nach Bartels). Auch der Dichter abstrahiert also in einer ähnlichen Weise wie etwa der wissenschaftliche Psychologe. Während aber für letzteren die weitere Arbeit in der Vertiefung der Ergebnisse und der Nachprüfung und Präzisierung der neuen Einzelfälle besteht, bildet jener dichterische Gestalten, welche den Verlauf der fraglichen Vorgänge darstellen sollen. Er wird dabei im ganzen nicht die Aufgabe haben, so tief in alle Details gleichzeitig einzudringen,

als der Forscher, es genügt vielmehr, wenn er gröbere Verstösse gegen die Tatsachen vermeidet. So hat sich auch Ludwig in seiner Dichtung in Einzelheiten verzeichnet, z. B. darin, dass Apollonius nur auf dem Georgiturm von Schwindel ergriffen wird, nicht aber auf den anderen Bauwerken der Stadt. Das ist aber vielleicht eine notwendige Konzession an die Dichtung, da es für diese besser war, wenn das Leiden des Apollonius nicht als allzu eingreifend hingestellt wurde. Auch dass Apollonius kurz nach dem Rettungswerke von einem „Fieber“ befallen wird, ist unmedizinisch und spiegelt den alten Irrtum der Laien wieder, aussergewöhnliche Gemütsbewegungen hätten „Nervenfieber“ zur Folge. Aber was bedeuten alle diese kleinen Einwände im Vergleich mit der Hauptsache! Der Dichter hätte darüber lächeln können, er wollte ja keine Krankengeschichte schreiben, sondern ein ergreifendes Lebensschicksal enthüllen. Er wusste aber, dass Naturen solcher Art in gewisser Weise pathologische Eigenheiten erkennen lassen können, nicht etwa als ob Charakter und Krankheit durch einander bedingt seien, sondern lediglich von der Erfahrung ausgehend, dass sie Berührungspunkte haben können, und er musste diese schon von Anfang an für Alle gut erkennbar aufzuzeigen und festzuhalten suchen.

Bezüglich des Grundgedankens der Erzählung hat Ludwig selbst Kommentare gegeben, in denen er sich folgendermaßen ausspricht.

„Im Apollonius ist die Scheu vor Belastung seines zu zarten Gewissens — ähnlich wie bei manchen Frommen die Angst vor dem Zweifel — zur Leidenschaft geworden, die seinen Verstand verdunkelt. Meine Absicht war, das typische Schicksal eines Menschen darzustellen, der zu viel Gewissen hat, das zeigt neben seiner Zeichnung der Gegensatz seines Bruders an, der das typische Schicksal des Menschen, der zu wenig Gewissen hat, versinnbildlichen soll. . . . . . Es ist des Allzugewissenhaften, des geborenen sittlichen Hypochondristen — und solcher Menschen sind mir genug vorgekommen, um sie als eine Gattung zu betrachten — typisches Schicksal, dass er gewissermaßen den Katzenjammer hat von den Räuschen, die sich andere trinken.“ (In „Zum eignen Schaffen“).[1])

Und an anderer Stelle lautet es:

„Er hat sich zuletzt seinen Himmel geschmiedet, seinen. Ich beneide ihn nicht um diesen Himmel, mir wäre er keiner, ihm ist er einer, wie unser Himmel ihm keiner sein würde. Es galt die Darstellung eines Hypochonderschicksals. Die Schicksale beider Enden der Menschheit sind in dem Werke dargestellt, des Frivolen und des Ängstlichen.

[1]) Es ist nicht ohne Interesse, dass der Autor zur Charakterisierung hier (und im folgenden) nach einem der Medizin entlehnten Worte greift, er meint aber mit „Hypochonder“ nichts bestimmtes ärztlich psychologisches, sondern verwendet den Ausdruck lediglich in dem landläufigen Sinne „sonderlicher, ängstlicher Mensch“.

Das Ideal liegt in der Mitte. Heiratete Apollonius die Christiane, so würde die Hypochondrie wiederkehren und ihn unfähig machen, sein Wort zu halten, und er wäre doppelt verloren, weil er auch die, die auf ihm ankern, scheitern machte. Die Kraft, die ihm die gute Tat gibt, ist keine, die einen absolut neuen Menschen aus ihm machte, sie gibt ihm bloss die Kraft, den Entschluss zu fassen, der für ihn, wie er einmal ist, der rettende wird, nämlich die Christiane nicht zu heiraten." (Zit. nach Stern.)

Hinsichtlich des letzteren Punktes lässt übrigens der Autor auch dadurch, dass in der Erzählung alle ausnahmslos die Eheschliessung erwarten, deutlich genug erkennen, was er für das richtige und normale hält. In der Novelle lässt er den Verzicht des Apollonius dadurch motiviert werden, dass diesem der Besitz Christianes beständig das Gefühl der Schuld, welches er durch sein ihm nicht entsprechend erscheinendes Verhalten und seine, wie er glaubt, zu wenig bezähmten Wünsche auf sich geladen hat, lebendig erhalten würde. Nur durch die Entsagung glaubt er diese Schuld bannen zu können. Dazwischen hat er wieder die Hoffnung, jenes Gefühl sei ebenfalls eine krankhafte Anwandlung. Es scheint also, als ob auch hier das pathologische Element hineinspielend gedacht werde. Aber man muss doch sagen, dass es nicht ganz klar ist, und man muss sich fragen, ob hier nicht im Grunde ein fein zugespitzter seelischer Konflikt vorliege, gegenüber dem der Arzt als solcher nicht mehr kompetent ist. Nach dem Kommentar erscheint dem Dichter selbst nicht sowohl der Schuldgedanke, als vielmehr die kränkliche Verfassung des Seelenlebens des Apollonius als das bedenkliche, das die Ehe widerrät. Dieses letztere ist plausibel und vielleicht ist es aus diesem Grunde wirklich besser, dass sie unterbleibt. Dass Apollonius lange Zeit in der Entschliessung hin- und herschwankt und dann erst in der starken Erregung nach der Szene auf dem brennenden Turme zu einer festen, wenn auch negativen Entscheidung gelangt, ist übrigens ein der Psychopathologie ebenfalls fein abgelauschter Zug.

Viele Mühe hat sich der Autor gegeben, die Ähnlichkeit mancher Wesenszüge, die Apollonius mit dem Vater gemein hat, der doch in vielem wieder ganz anders sich darstellt, zu betonen. Beide ähneln sich in der äusseren Erscheinung, sie ähneln sich in der Pedanterie, in ihrer eigenwilligen Konsequenz, in ihrer Verschlossenheit und in ihrer anscheinenden Gelassenheit. Auch der Vater wird als ein allerdings durch sein Augenleiden um so schlimmer betroffener Einsiedler gezeichnet, misstrauisch, grüblerisch, doch viel Haltung nach aussen bewahrend. Während aber der Vater sonst rasch von Entschluss und schonungsloser Art ist, zeigt sich Apollonius voll von Skrupulosität. In der einmal gefassten Initiative ist aber auch er zielbewusst. Und so lässt ihn der Dichter an der Schwelle des Greisenalters zu dem zu

Herzen gehenden Schlusse gelangen, der zugleich die letzten Worte enthält, welche ihm selbst an die Welt zu richten vergönnt war: „Lass Dich vom Verstande leiten, aber verletze nicht die heilige Schranke des Gefühls. . . . Nicht der Himmel bringt das Glück, der Mensch bereitet sich sein Glück und spannt seinen Himmel selber in der eigenen Brust. Der Mensch soll nicht sorgen, dass er in den Himmel komme, sondern dass der Himmel in ihn komme. . . . . Kehre Dich nicht tadelnd von der Welt, wie sie ist, suche ihr gerecht zu werden, dann wirst du dir gerecht. . . ."

Es ist vielleicht nicht überflüssig, kurz darauf hinzuweisen, dass die in der Dichtung so sehr im Vordergrunde stehenden ethisch-psychologischen Verknüpfungen für die ärztliche Betrachtung in praxi keine sehr wesentliche Bedeutung beanspruchen könnten. Die Neurosen ergiessen sich über Gerechte und Ungerechte und weder für den Verlauf noch für die Behandlung der Erkrankung wäre ein Eingehen auf diese Verhältnisse im allgemeinen für den Arzt angezeigt. Im einzelnen Falle und nebenher kann es indes erspriesslich sein, die Dinge von dieser Seite mit dem Patienten durchzusprechen. Hierbei kann ich es mir nicht versagen, noch kurz auf eine Stelle hinzuweisen, zu deren innerem Verständnis dieselbe Anschauungsweise erforderlich ist. Bei Gelegenheit des Wiedersehens der Heimat und der ersten Erwähnung der Stäubchenfurcht des Apollonius wird gesagt, auch das Kleid auf seinem Leibe wäre ihm ein Stück Heimat, von dem er alles fremde abhalten zu müssen glaubte. Auch dies ist dahin zu ergänzen, dass wohl im einzelnen Falle derartige Gedankenverbindungen sich einstellen mögen, und dass es bei Gelegenheit für den Arzt zweckmäßig sein kann, auf eine solche vom Patienten eingeschlagene Richtung einzugehen, dass aber die Stäubchenfurcht an sich nichts mit derlei Zusammenhängen zu tun hat, welche gewöhnlich nichts sind, als subjektive Motivierungen der Betroffenen oder ebensolche Kombinationen der nicht sachkundigen Umgebung.

Das Werk hat sogleich nach seiner Veröffentlichung ein grosses und den Verfasser selbst überraschendes Interesse erregt und ist noch bei seinen Lebzeiten mehrere Male herausgegeben und in verschiedene Sprachen übersetzt worden. Der Eindruck, den es dem Leser hinterliess, fiel so verschieden von demjenigen aus, den die damalige Tagesliteratur bot, dass die „Gartenlaube", für die es geschrieben war, nicht wagte es zu bringen und der Herausgeber den Autor um Rückgängigmachung der Vereinbarung anging. Man sieht, es fehlte bis zuletzt die „Cohärenz mit den Ansprüchen der Lesewelt". Dabei zeigte sich auch die dem Dichter näherstehende berufene Kritik durchaus nicht befangen. Treitschke schrieb, bei so unfreiem Denken und solcher Zurückhaltung, wie sie an den Personen der Novelle zu Tage trete, blieben

ethische Konflikte überhaupt unlösbar, Freytag dagegen erklärte, die Novelle gehöre zu dem bedeutendsten, was in dieser Gattung während des letzten Menschenalters geschrieben worden wäre und dass sie zu allen Zeiten für ein stattliches Werk gelten werde, denn es seien Schönheiten darin, die kaum ein anderer lebender Schriftsteller erreichen möge. Der jugendliche Paul Heyse rief enthusiastisch aus: „Dergleichen ist wohl in Prosa nie erschaffen worden."

Die Eindringlichkeit der Wirkung, welche das Werk zur Zeit seines Erscheinens auf den Leser ausübte und welche es auch heute noch bewahrt hat, ist grossenteils begründet in der ungemein anschaulichen, sorgsamen Darstellung des Milieus, welche in dieser Art damals neuartig war. Dazu kommt äusserlich eine Besonderheit des Sujets, nämlich die starke Gemütsbewegung, welche die plastische Vorführung der Momente und Szenen aus dem in schwindelnder Höhe sich abspielenden Schieferdeckerhandwerke auch in dem nicht überempfindlichen Geniessenden hervorruft. Es gibt kaum eine andere Emotion, die mit solcher Gewalt um sich greift, als das durch geschickte Ausmalung stark schwindelerregender Situationen verursachte Grauen. Man vergleiche hierzu die packend und doch so ansprechend gehaltene Schilderung, wie der Schieferdecker die Helmstange des Turms besteigt. Man kann hier dasjenige gut beobachten, was Carl Lange die „sympathische Gefühlserregung" genannt hat. Es bildet einen Hauptfaktor des Kunstgenusses und ist bei der Ludwigschen Erzählung durch die Art des Vorwurfs beinahe zufällig ungemein intensiv ausgefallen, und dadurch gewinnt das Ganze selbst, da die Stärke dieser Empfindung beständig nach allen Seiten irradiiert. Mit Hilfe dieser ungewöhnlichen elementaren Affektspannung scheinen die Figuren aus der Dürftigkeit und Unscheinbarkeit ihrer Sphäre herauszuwachsen, sodass wir um so lebhafter das rein Menschliche an ihnen gewahren, das, was uns allen gemeinsam ist und was wir im bunten Getriebe des gewöhnlichen Lebens so sehr zu übersehen pflegen. Über diese durch die Sonderstellung des Einzelnen geschaffene Einengung desselben in der in ihren letzten Ausläufern fast unübersehbar gewordenen allgemeinen Lebensordnung, welche das Verständnis der Menschenwelt meist nicht über die nächstliegenden Erscheinungsanteile hinauszuführen erlaubt, wollte Ludwigs edle und kluge Kunst emporheben und dies erschien ihm als die Aufgabe des Dichters überhaupt. „Indem der Dichter", sagt er in den „dramatischen Aufgaben der Zeit", „fortwährend die Gesamtheit der menschlichen Kräfte in ein lebendiges Spiel versetzt — denn die verschiedenen Anforderungen gehen wesentlich aus dem einseitigen Vorwiegen einer derselben hervor — indem er den Sinn durch Mannigfaltigkeit und Bewegung, die Phantasie durch Ausdehnung, das Gemüt durch Zusammendrängung, den Verstand durch kausale Geschlossenheit, den Witz durch

überraschende Kombinationen, den Scharfsinn durch Probleme, den Tiefsinn durch die aufgedeckte Spur der innersten Wahrheit des Lebens, das moralische Gefühl und die Vernunft durch sittliche Auffassung des Schicksals, das Schönheitsgefühl durch Harmonie befriedigt, stellt er in dem einzelnen Zuschauer, wie sehr besondere Lebensstellung, Erziehung, Lebenserfahrungen, besondere tägliche Berufsarbeit ihn auch zerstückelten und unter höchstmöglicher Ausbildung einzelner Bruchstücke seines Wesens die anderen in Übungslosigkeit verkümmern liessen, wenigstens für die kurze Zeit der vollen Kraft seines Zaubers die ursprüngliche Ganzheit des Menschen wieder her".

91

Robespierre.

Eine

historisch-psychologische Studie

von

Hans Freimark.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1913.

Als am 9. Thermidor des Jahres II der einen und unteilbaren Republik im Konvent das Schicksal Robespierres sich vollendet hatte, da atmeten seine Gegner, durch ihn weniger mit dem Ende ihres Lebens als mit dem Ende ihrer Raubsucht bedroht, erleichtert auf, und als am Tage darauf auf dem Revolutionsplatze sein Kopf unter dem Messer der Guillotine fiel, da hofften sie, mit der Teilung der Reichtümer Frankreichs unter sich beginnen zu können.

Doch ihre Hoffnungen erwiesen sich als trügerisch.

Die Gemäßigten, die sich mit ihnen wider den Advokaten von Arras verbunden hatten, weil sie lieber durch den „Schrecken" sterben, als in Robespierres gleichmacherischem Tugendstaate leben wollten, hatten erkannt, dass ihre Masse eine Macht war. Und diese Macht forderte das Ende der Bluthherrschaft. Dem Gewicht ihrer Forderungen, dem ihre Menge Nachdruck verlieh, konnten sich die Schreckensmänner nicht entziehen. Sie sahen ein, dass ihr Spiel und sie selbst verloren waren, wenn sie die Schwenkung nicht mitmachten. Um zu retten, was zu retten war, stellten sie sich an die Spitze der reaktionären Bewegung. Die Revolution, die vor dem 9. Thermidor war, wurde verpönt, ihre Fehler und Missgriffe übertrieben und als Greuel gebrandmarkt, ihre Verteidiger geächtet und der letzte von ihnen, Robespierre, wurde zum Sündenbock für alle und alles. Doch auch die Woge der thermidoristischen Reaktion verrauschte; eine spätere Zeit versuchte, ihre Ungerechtigkeiten gut zu machen. Schüchtern begann man die düstern und blutigen Farben von dem Gemälde, das die Thermidoristen gezeichnet hatten, zu entfernen, und heute sind republikanisch und demokratisch entflammte Herzen so weit, dass sie, von ihrer Inbrunst getrieben, vermeinen, dem Bilde jener erschütternden Zeiten glänzende Lichter aufsetzen zu müssen. Ihre Zustimmung zu bestimmten Theorien verleitet sie, in den damaligen Trägern ähnlicher Ideen Helden, in deren Niederlage Märtyrerlos zu sehen.

In Wahrheit war Robespierre weder der „Tiger der Revolution", für den ihn die Thermidoristen ausschrien, noch ist er der völkerbeglückende Heros — es wär denn ein Heros des Schreibtisches —, für den ihn die neueren historischen Darstellungen vor allem Frankreichs, doch auch die des übrigen Europa auszugeben belieben. Er ist,

wie ihn Mme. Labille-Guyard als erste grüsste. lediglich der Unbestechliche. Seine Unbestechlichkeit trug ihn in jener verrotteten und zerrütteten Zeit über alle andern empor. Er suchte die Macht nicht. sie fiel in seine Hände. Und als sie ihnen entglitt. war wieder seine Unbestechlichkeit in anderem Sinne. sein Eigensinn und sein verbohrtes Ideologentum. die Ursache dazu.

Das Problem Robespierre ist das Problem des einsamen und lebensfremden Menschen. der sich durch gewisse Vorzüge und Eigenschaften seines Charakters mitten in den Strom des Lebens gestellt findet und dessen wild daherbrausendes Ungestüm leiten soll. Gewandtere als er sind von diesem Strom verschlungen worden und selbst das Genie und die staatsmännische Begabung eines Mirabeau war ohnmächtig gegenüber dem Toben der Elementargewalten, das wir uns gewöhnt haben, die französische Revolution zu nennen. In diesem erschütternden Ringen aller sozialen Kräfte musste Menschenkraft versagen. Was sie zuwege brachte, konnten nur unzulängliche Versuche sein und mussten es umsomehr sein. als die Mehrzahl der Volksvertreter, die sich plötzlich, sie wussten kaum wie, an der Regierung sahen. zwar gesättigt mit Theorien und Wünschen waren, aber oft bis an die Grenzen des Unwahrscheinlichen unerfahren in praktischer Hinsicht. Sie kamen aus ihren Schlössern, ihren geistlichen Kapiteln, ihren Ämtern mit dem lebhaften Eifer, die Misstände des alten Regiments zu beheben. Die meisten dachten naturgemäß zunächst an die Misstände. unter denen sie selbst seufzten. Die Weiterblickenden blickten gleich zu weit. Sie hatten nicht nur ihre eigenen Beschwerden, sie hatten auch die Nöte des niederen Volkes im Auge, sie wollten nicht nur sich, sie wollten auch ihm helfen, aber ihre Hilfsbereitschaft wusste nicht an das Vorhandene anzuknüpfen, dort zu ändern, zu mildern, zu bessern. auszubauen, sie konnten nur verwerfen, niederreissen, zerstören. Auch das wäre noch kein Fehler gewesen. Denn das damalige Frankreich war überreich an zerstörenswerten ständischen Privilegien. provinzialen Vorrechten. zünftigen Beschränkungen. Und der Aufopferungsdrang. der in der Nacht des 4. August diese entwickelungshemmenden Schranken zerbrach, war ein grösserer Schritt zu einer wirklichen Befreiung, als die Erklärung der Menschenrechte. Das Schlimme war nur, dass die Befreier sich sofort überwarfen. als es nun hiess. der neuen Freiheit die unbedingt nötigen Richtlinien zu stecken, sollte sie nicht in Anarchie ausarten. Über diesen Punkt vermochte man sich jedoch nicht zu verständigen. Hier platzten nicht nur widerstreitende Interessen. hier trafen widerstreitende Theorien aufeinander. Und zwischen Theorien gibt es nur selten eine Versöhnung.

Die Wenigen, die nicht mit Theorien. sondern mit Menschen rechneten, drangen mit ihrer Meinung nicht durch. Mirabeau nicht,

---

weil die Menschen ihn im Stiche liessen, Lafayette nicht, weil sein Ruhm und seine Eitelkeit ihm noch wichtiger waren, als das Wohl des Landes, und Barnave und die beiden Lameths nicht, weil sie zu spät zur Einsicht kamen, dass den König beiseite schieben, die im Entstehen begriffene Konstitution untergraben hiess. So behielten die Theoretiker das Feld, die Theoretiker der Rechten, die zu einzelnen kleinen Zugeständnissen an das Allgemeinwohl bereit waren, aber vor allem die Herstellung des alten Zustandes wünschten, und die Theoretiker der Linken, die zu keinem Zugeständnis bereit, nur im Verneinen gross und glühend in ihrer Sehnsucht nach Freiheit waren. Vor der lebendigen Kraft dieses Sehnens, die um so stärker und ehrlicher war, je weniger man sich den Begriff der Freiheit klar machte und abgrenzte, mussten die Anhänger des Überkommenen weichen. Die Fruchtlosigkeit ihres Bemühens musste sie vertreiben. Nicht so sehr die Pöbelunruhen und die angreifenden Tendenzen der Linken in der konstituierenden Nationalversammlung veranlasste die Rechte und ihre Freunde zur Emigration, das Gefühl, nicht mehr am richtigen Platze zu sein, drängte sie von ihren Parlamentssitzen und aus ihren Hofämtern. Sie fühlten sich überflüssig in dem neuen Frankreich, das im Entstehen begriffen war und räumten das Feld. Mit sich freilich nahmen sie die Kenntnis und die Beherrschung der Verwaltungstechnik. Gewiss, ihre Verwaltung hatte von Mängeln gestrotzt, aber immerhin, sie hatte es fertig gebracht, die Menschen zu lenken. Die neuen Verwalter besassen guten Willen und oft ein beträchtliches Maß von Zutrauen zu ihren organisatorischen Talenten, aber es ist dennoch ein anderes, eine Diözese oder ein kaufmännisches Unternehmen, und ein anderes, einen Staat, noch dazu einen verfallenden Staat, zu leiten. Ihre Maßnahmen beschränkten sich denn auch in der Hauptsache darauf, diesen Verfall zu befördern. Ihnen bedeutete der zu Grunde gehende Organismus nichts. Ihre ganze Hoffnung war auf eine Neuschöpfung gerichtet, die sie nach ihren philosophischen und sozialen Anschauungen zu gestalten wünschten. Von diesem neuen Körper wussten sie in berauschenden Sätzen zu sprechen. Es waren gute Redner, die Vergniaud, Jsnard, Barère, nur dachten sie zu sehr an sich, an ihre Genossen, ihre Kreise. Das war ihnen das Volk, für dessen Freiheiten — nicht Freiheit — sie kämpften. Vielleicht wäre ihnen schon damals gelungen, was ihrer Partei später gelang, den dritten Stand, die Bourgeoisie, den Kapitalismus, zur Herrschaft zu führen. Doch noch hatten sie nicht gelernt, klug die Verhältnisse zu benutzen, die einmal ergriffenen Zügel der Regierung fest zu handhaben. In diesem Punkte waren auch sie lebensfremd. Nichts schreckte sie mehr als der Gedanke, dass man sie für schlechte Patrioten halten könne. Vor jedem derartigen Vorwurfe wurden sie schwach und in ihren Beschlüssen schwankend. Andererseits aber hatten sie

nicht den Mut, völlig mit ihren eigensüchtigen Plänen zu brechen. Diese Halbheit bereitete ihnen das Grab des 31. Mai. Die nach ihnen zur Herrschaft kamen, die Hebertisten und Dantonisten, waren nicht besser. Im Gegenteil, sie waren weit schlimmer als die girondistischen Schönredner, nur packten sie kräftiger zu, die einen gierig und offenkundig, die anderen gemächlich und in versteckter Spekulation. Doch bald waren die einen satt und der Übermut der anderen hatte sich in den theatralischen Exzessen des Kultus der Vernunft ausgetobt. Beide, die Brutalen und die Leichtfertigen, waren damit aus der Liste des Lebens gestrichen. Was sich nun in Frankreich erhob, waren Schrecken und Tugend.

Ein seltsames Bündnis. Und der Mann, der dieses Bündnis nicht etwa verkörpern wollte, nein, verkörpern musste, war Robespierre. Die Tugend war ihm aus seiner Einsamkeit, der Einsamkeit seines Herzens, erwachsen, der Schrecken seiner Tugend erwuchs aus seiner Lebensfremdheit. Nach seinem Herzen war es nicht, dass unter seinen Händen Schrecken und Tugend sich vereinten. Leuchtend standen in seinem Innern als Leitworte: Freiheit und Tugend. Er hätte nicht die eine besitzen und die andere missen mögen, ja die eine war ihm ohne die andere nicht denkbar, für ihn verschmolzen die beiden Begriffe zu einem. Mit diesem Traumbilde in seiner Seele trat er in das Leben. Er hatte den festen Vorsatz, es zu verwirklichen. Wie es ihn bisher in dunklen Stunden getröstet, in leeren mit Kraft erfüllt und ihn über die Enge seines kleines Daseins hinausgehoben hatte, so sollte es alles Volk trösten, es erfüllen und über sich hinausheben. Die Schriften Rousseaus hatte er nicht vergeblich gelesen. Aus dem Contrat social sprang ihm entgegen, was das Leiden der gegenwärtigen Menschheit, der Menschheit, die ihn zunächst anging, was das Leiden des französischen Volkes war. Es hatte die Wege der Natur verlassen, war durch die oberen Stände von diesen Wegen abgedrängt worden, es kam also nur darauf an, es zur Natur zurückzuführen, die in dem einfachen Menschen als natürliche Triebe schlummernden Neigungen zur Tugend wieder wachzurufen, ihnen Freiheit zur Entfaltung zu geben, und alles war gut. Das Volk beglückt und glücklich, Frankreich das Paradies der Erde! So schwärmte er. Tief musste es ihn daher enttäuschen, dass, kaum hatten die Reformen begonnen, Aufruhrgesetze erlassen werden sollten. Zürnend erhob er sich dagegen: „Zwei Aufruhrgesetze in einer Session! Das ist viel für die Wiederhersteller der Freiheit und für Volksvertreter. Ich werde nie begreifen, wie man mit den Mitteln des Despotismus die Freiheit sichern will.“ Es war eine seiner ersten parlamentarischen Äusserungen. Und dieses Zürnen blieb während der konstituierenden Nationalversammlung fast ständig seine Aufgabe. Immer und immer wieder nahm er das Volk gegen vermeint-

liche Verdächtigungen und Angriffe der Minister, der Rechten, der Mitte, ja selbst der Linken in Schutz. Das gute Volk!

Er kannte nur ein gutes Volk. Brannte dieses gute Volk Schlösser nieder, massakrierte es seine Gutsherrn, meuterten die Soldaten — nicht sie waren schuldig, sie waren bedauernswert, ihre Taten schmerzliche, jedoch verzeihliche Vorfälle. Die wahrhaft Schuldigen waren die Herren, die sie ausgesogen, die Vorgesetzten, die sie geschuhriegelt hatten. Der Bastillesturm und die Niedermetzelung de Launays erregten ihm Schauder. Dennoch: die Aufwallung des Volkes, die das Wahrzeichen des Despotismus brach, war verständlich und gerecht. Daher musste man Nachsicht üben, obwohl das Wüten zu weit gegangen war. Die Septembermorde schlugen seine Seele mit Entsetzen. Aber sogleich kam die Überlegung: kann man es dem Volke verdenken, dass es nicht Feinde vor sich und Feinde in seinem Rücken haben will? Nun fand er nur milden Tadel für das Rasen des Pöbels, den er bis zu seinem Ende nicht von dem Volke zu unterscheiden lernte. Die Zeiten der Teurung kamen, die Menge rottete sich vor den Bäckerläden, den Fleischerscharren zusammen, man raufte sich um die ausgeteilten Portionen. Er begriff nicht. dass derartige Tumulte vom Volke ausgehen konnten, das doch haben sollte, was es brauchte: Brot und Fleisch. Es fiel ihm aber nicht ein, das Volk für undankbar zu erklären, darüber zu klagen, dass es nie zufriedenzustellen sei, oder die von den Ausschüssen und dem Konvent getroffenen Maßnahmen für unzureichend zu halten. Er suchte die Urheber der Krawalle anderswo, es waren die Agenten Pitts und Coburgs. Das gute Volk war eben auch das leicht zu verführende Volk. Wollte man also dessen Freiheit nicht ohne Tugend, so war es wichtig und nötig, alle Verführer zu beseitigen. Verführer waren die Leichtfertigen und die Strenggläubigen des alten Regiments, es waren aber auch die Freidenker und Genussmenschen des neuen, es waren die Emigranten wie die föderalistisch Gesinnten, die Monarchie war ein Feind der Tugend gleich dem Atheismus. Ihnen allen galt daher der Kampf. Mit den Mitteln der Überredung war dieser Kampf nicht zu beenden, die Mittel der Erziehung wirkten nur langsam in einer fernen Zukunft. Doch nicht erst eine kommende Generation sollte den glückseligen Zustand geniessen, den die Freiheit einem tugendhaften Volke gewährt. Also musste mit schroffen Mitteln gegen die Unterdrücker, gegen die Feinde. die inneren und äusseren Bedränger der Tugend und Freiheit vorgegangen werden: der Schrecken wurde entfesselt.

Das war das Zeichen für die brutalen Naturen. Jeder, der verdächtig war, ein lauer Patriot zu sein — und niemand war sicher. dessen nicht verdächtigt zu werden — wurde eingekerkert. Unter dem Schutze des Gesetzes wurde geraubt und gesengt Mit Grauen hörte Robespierre die Berichte über die Frevel einzelner Konventskommissare.

Ekel und Widerwillen packten ihn gegen die Schänder der Freiheit, die Fouché, Fréron, Collot d'Herbois, Tallien und gegen die heimlichen Spekulanten, die Danton, Legendre, Chabot. Aber gleich einem beschränkten Schulmeister, der meint, mit immer schärferen Strafen Zucht und Ordnung erzwingen zu können, suchte er durch gesteigerte Bedrohung der einzelnen Unreinen und Unwürdigen die Reinheit und das Wohl des Ganzen zu erreichen. Seine Rechnung erwies sich als falsch. Er hatte das Schuldbewusstsein der anderen nicht mit in sein Kalkül aufgenommen. Dieser Irrtum verdarb ihm das Konzept. Die Lebensangst stand gegen ihn auf und zerstörte ihm das Exempel. Und hätte sie es ihm nicht zerstört, so hätte er wohl eine noch herbere Enttäuschung erlebt, als nun, da er das Ergebnis seines Ringens in dem Rufe zusammenfasste: die Republik ist verloren, die Gauner triumphieren!

Würde er triumphiert haben, so hätte er wohl mit Schmerzen erfahren, dass sein Traumbild nicht zu verwirklichen war. Denn was er im Sinne hatte, waren zwar Frankreich und die Franzosen, aber es war ein Frankreich und waren Franzosen, die keine Spur mehr französischen Geistes besassen. Ein Gemeinwesen lebte in seiner Vorstellung, wie es sein Meister Rousseau zusammenfabuliert hatte, halb römisch-spartanische Stadtrepublik, halb freie Gemeinschaft eines harmlosen bescheidenen Naturvolkes. Menschen derart umzuwandeln, dass sie einen solchen Zustand nicht nur preisens- und rühmens-, sondern, was noch wichtiger ist, auch lebenswert finden, dazu hätte es der Umkehrung aller menschlichen Neigungen und Eigenschaften bedurft. Nichts weniger als eine solche Umkehrung des menschlichen Charakters stand denn auch in seiner Absicht. Es würde sich ihm aber bald offenbart haben, wie sehr es zu diesem Werke der Geduld und des Ausschauens in ferne Jahrzehnte, ja Jahrhunderte bedurft hätte, und wie sehr die menschliche Durchschnittsnatur einem derartigen Umschwunge abgeneigt und wie sie nahezu unfähig ist, ihn zu vollziehen. Kurz er hätte erkennen müssen, dass sein Streben ein einziger grosser Irrtum war, der Irrtum eines mitleidigen Herzens, das sich die Wirklichkeit mit Theorien erbaut hatte und daher weder die wirklich erreichbaren Ziele noch die wirklich rätlichen Mittel zu ihrer Erreichung wahrzunehmen vermochte.

In diesem Irrtum war freilich nicht er allein befangen. Vielen mit ihm hatte Rousseaus Naturschwärmerei den Blick verblendet. Dass dies möglich war, lag an den verschrobenen sozialen Verhältnissen, in denen sich das vorrevolutionäre Frankreich befand. Fast jeder hatte unter diesem Zustande zu leiden. Der, dem das Los seiner Mitmenschen naheging, fast noch mehr, als der, der nur auf sich acht hatte. Die Erschwerung jeder gewerblichen Tätigkeit durch den Zunftzwang, die

Lasten des Bauernstandes, die Käuflichkeit der Ämter, dies alles musste den Wunsch nach einer gänzlichen Veränderung aller menschlichen Verhältnisse entfachen. Diesem Wunsche gab Rousseau Ausdruck und er gab auch ein Vorbild in seinem Gemälde eines Gesellschaftsvertrages. Je weniger die Wirklichkeit diesem Gemälde entsprach, umso nötiger schien es, dass man sie ihm ähnlich gestaltete. Das Erklügelte und Erdachte der Einzelheiten empfand man nicht, eben weil man es nicht an irgendwelchen Realitäten messen und berichtigen konnte. Notgedrungen musste dies zu einer Überschätzung der Rousseauschen Doktrinen führen. Und diese Überschätzung hielt, eben wegen der gesetzgeberischen Unerfahrenheit der neuen Herren, eine ziemliche Weihe an. Dann allerdings begannen sie ihren Meister zu verbessern, eigentlich seine Entwürfe den tatsächlichen Umständen wenigstens einigermaßen anzupassen, wobei des Phantastischen noch genug blieb.

Das taten einige, St. Just vor allem. Robespierre tat es nicht. Er tastete nicht an sein Ideal, aber er duldete, dass die Tatsachen es antasteten. Er war unerschütterlich und unerbittlich in seinen Forderungen, die er dem Volkswohle für heilsam erachtete. Sobald aber das Volk selbst eine solche Forderung verwarf, beugte er sich sofort. Nur in einem blieb er auch hier standhaft, in seinem Tugendbegehren. „Mag das Land zugrunde gehen, wenn nur die Prinzipien erhalten bleiben." Und er verwirft im Prozess des Königs die von der Gironde vorgeschlagene Berufung an die Urwähler, weil auch „dem souveränen Willen des Volkes nicht zu verstatten ist, die Abschaffung der Republik anzustreben, denn die Republik ist die Tugend".

Unwillkürlich fragt man sich bei solcher Rede, ob es ein Wahnsinniger ist, der sie vorbringt, oder ein gewissenloser Ehrgeiziger. Wahnsinnig! Es könnte scheinen, wenn man an die Schlussworte seiner Rede bei dem Feste des Höchsten Wesens denkt: „Überlassen wir uns heute den Entzückungen einer reinen Freude, morgen werden wir von neuem die Laster und die Tyrannen bekämpfen!", und an die Hekatomben des Prärial. Doch es war nur das Schreckenssystem, das er übrigens aus der Hand Dantons empfangen hatte, das diese Hekatomben schlachtete, nicht er. Er war zu jener Zeit, als die Guillotine kaum zur Ruhe kam, krank und hielt sich dem Ausschusse fern. Billaud-Varennes und Collot d'Herbois besorgten die Geschäfte, sie besorgten sie gründlich, derart gründlich, dass er vorausschauend klagte: „Blut, immer Blut, das die Elenden mir zur Last legen werden." Nein, er war nicht wahnsinnig. Und ehrgeizig? Ein Ehrgeiziger sucht sich den augenblicklichen Machthabern angenehm zu machen, mit ihrer Hilfe emporzukommen und sie dann sich nutzbar zu machen oder sie zu stürzen. Dazu bedarf es eines versteckten Spieles, eine gewisse schlaue Hinterhältigkeit ist nötig, die nie ihre letzten Absichten verrät.

Robespierre hat seine wahre Meinung nie verborgen. Schon im College Louis-le-Grand wagte er in dem Manuskript einer Festrede, die er anlässlich eines Besuchs des Königs halten sollte, bittere Wahrheiten über die herrschende Lage niederzuschreiben. Seine Unklugheit leise tadelnd, strich der Leiter des Kollegs, Proyart, die gefährlichen Stellen. Robespierre lernte nicht aus diesem Erlebnis. Auch der junge Arraser Rechtsanwalt trat mit Nachdruck für eine Besserung der Lage des Volkes ein. In dem Prozesse Deport, in dem die eigentliche Anklage der königlichen Institution der lettres de cachet galt, steigerte er seine Verteidigung des Verfolgten zu einer Anrufung an den König, das Volk zur Freiheit zu führen. Alle Preisschriften, die er in Arras verfasste, variieren wieder und wieder das gleiche Thema. Diese Preisschriften selbst sind von mancher Seite als Zeugnisse für seinen Ehrgeiz angerufen worden und sie sind doch nur die Früchte eines einzig durch Berufsarbeit und Studium ausgefüllten Daseins. Robespierre lebte nur, wenn er arbeitete, und seine Arbeit galt je und je dem Volke. Einzig an das Volk, an dessen Glück und Freiheit, allerdings wie er sie verstand, dachte er, nie an sich. Ein Ehrgeiziger denkt stets an sich, und wenn er eine Sache fördert, fördert er sie seinetwegen. Darum fördert er sie in der Regel auch wirklich und fängt es geschickter an, sie in die Höhe zu bringen, als der, der nur die Sache im Auge hat. Das beste Beispiel gibt für diesen Punkt die Gegenüberstellung Dantons und Robespierres. Danton war ehrgeizig. Nebenbei war er auch genussüchtig, und dies wurde schliesslich seinem Ehrgeize zum Verhängnis. Solange aber der Rausch der Macht ihn noch lockte, wusste er geschickt die Parteikonstellationen für seine Zwecke zu benutzen. Er bildete sich selbst eine Gruppe und erörterte mit Dumouriez höchst ernsthaft Regentschaftspläne. Robespierre stand fast immer allein, und als es zum letzten Kampf kam und nur eine Parteiinsurrektion ihn retten konnte, warf er die Feder beiseite, die er bereits angesetzt hatte, die im Namen des französischen Volkes gegen den Konvent erlassene Proklamation zu unterzeichnen. Nein, er war kein Ehrgeiziger, und darum war er auch kein Staatsmann. Ein Staatsmann ohne Ideen, der sich von den Umständen treiben lässt, ist ein klägliches Bild, er ist ein Schiff ohne Steuer; ein Staatsmann, der die Umstände seinen Ideen nutzbar macht und andererseits diese Ideen geschmeidig den Umständen anzupassen weiss, wird, philosophisch betrachtet, nicht durchweg ein erfreuliches Bild bieten, aber er wird den realen Erfolg für sich haben und damit seinem Volke mehr nützen, als einer, der fest an seinen Ideen hängt, der sie restlos verwirklichen will und dabei über das Leben um ihn und vor ihm verloren hinwegschaut. Ein solcher Träumer war Robespierre. Er war weder ein Wahnsinniger, noch ein Ehrgeiziger, er war nur ein hartnäckiger Träumer.

Er war es von Jugend an. Vom Leben nahm er nur wahr, was sein Mitleid erregte oder was in seine Traumwelt sich willig und ohne Störung einfügte. Wie alle solche Träumernaturen war er schon als Kind einsam. Er war scheu, schüchtern und von Melancholie überschattet. Forderte die Schüchternheit den Spott und die Neckereien der Kameraden heraus, so war die Melancholie wie eine unsichtbare Schranke. Die heiteren und geselligen Naturen wichen instinktiv vor der stillen Trauer zurück, die einen Teil des Wesens des anderen ausmachte. Der Abstand zwischen ihm und seinen Kameraden wurde immer grösser, sie gingen ihm aus dem Wege und ihre lauten Spiele, ihre harten Scherze stiessen ihn ab. Zuweilen wohl wünschte er, mittun zu können, zu lachen und zu jauchzen gleich ihnen, sinnlos, ohne Grund und Ursache, nur um zu lachen und zu jauchzen. Sinnlos? Die Frage stand vor ihm, ehe er noch den ersten Schritt ihren Reihen entgegengetan hatte. Sinnlos? War das nicht Torheit, war es nicht Übel? Etwas sagte nein in ihm und etwas sagte ja. Er versank in Grübeln und wendete endlich, den Kopf gebeugt, den Blick nach innen gekehrt, sich dem väterlichen Hause zu. Dort sass er auf der Türschwelle, lockte die Tauben, fütterte sie und liebkoste die Tiere, die sich mit leisem zärtlichem Gurren in seine Hand schmiegten. Die Tauben waren die Freunde seiner Kindheit, sie waren seine Freude und seiner Herzenseinsamkeit reichster Trost. Hätte man ihn gefragt, woher seine Traurigkeit stamme, wäre er wahrscheinlich die Antwort schuldig geblieben. Die Traurigkeit war da, sie gehörte zu ihm. Zur Prophetie geneigte Gemüter würden erklären: in dem Kinde lag die Ahnung seines Schicksals. Aber die Tatsachen geben dieser heroischen Betrachtung nicht recht. Nicht das Schicksal seiner Zukunft lastete auf ihm, das Schicksal einer Vergangenheit bedrückte ihn, einer Vergangenheit, an der er keinen Teil hatte und der er doch entsprungen war.

Als sein Vater Maximilian Barthélemy François Derobespierre die Tochter des Brauers Carraut in das elterliche Haus führen wollte, wurde ihm die Zustimmung seiner Familie verweigert. Doch die Leidenschaft Derobespierres war stärker als das familiäre Verbot und schliesslich fand man sich genötigt, was man zuvor um der Familienehre willen untersagt hatte, ehrenhalber zu gestatten. Am 2. Januar 1758 wurde die Ehe zwischen Derobespierre und Jacqueline Carraut geschlossen, vier Monate später, am 6. Mai 1758 wurde Robespierre geboren. Ihm folgten im Zeitraum von sechs Jahren noch vier Geschwister, das letzte kam tot zur Welt und kostete der Mutter das Leben. Die Vorgeschichte ihrer Ehe scheint Jacqueline nur schwer verwunden zu haben. Dafür spricht auch das tiefe und durch nichts zu behebende Schuldgefühl, das nach ihrem Tode den Gatten befiel und ihn in Schwermut verstrickte. Vergebens

suchte er durch Reisen sich abzulenken. Vier Jahre nach dem Hinscheiden Jacquelinens starb er in München. Der frühe Tod der Mutter, das Bild des sich mit Selbstvorwürfen peinigenden Vaters trugen nicht dazu bei, Robespierres Gemütsart zu erhellen. Er zog sich noch mehr in sich selbst zurück, war ernst, verschlossen und von fast feindlicher Kälte gegen seine Mitschüler im College Louis-le-Grand, in das er 1769 eintrat. Da er sich nicht viel um seine Kameraden kümmerte, ein eifriger und fleissiger Arbeiter war und jede freie Stunde ebenfalls zum Studium benutzte, ist es nicht zu verwundern, dass die weniger Eifrigen und Fleissigen nicht allzu entzückt von seinem Betragen waren und über seinen abscheulichen, tückischen Charakter klagten. Auch die Meinung seiner Lehrer über ihn ist geteilt. Und hier muss man zuerst erfahren, wie sehr diese Meinung von der politischen Stellungnahme der jeweiligen Beurteiler abhängt. Sein Onkel, der Abbé de la Roche, der jedoch bald nach seinem Eintritt in das Institut starb, machte ihn mit den Schriften Rousseaus bekannt. Was Robespierre dort fand, schien eine Bestätigung zu erhalten in den begeisterten Berichten, die der Geschichtslehrer des Kollegs, Hérivaux, den Schülern über die antiken Republiken gab. Und auch der Professor der Rhetorik, Fousseux, ein glühender Antimonarchist, fühlte sich nicht veranlasst, den Freiheitsenthusiasmus der Jünglinge zu dämpfen. Sie ergingen sich in leidenschaftlichen Klagen gegen die Grossen und Unterdrücker, schwärmten für Rom und Sparta, und es gab für Robespierre kein grösseres Lob, als wenn Hérivaux ihn den „Römer“ nannte. Ein Partner seiner Neigungen war ihm Desmoulins, nur dass dieser seine Verachtung der herrschenden Zustände in feurigen Worten versprühte, wo Robespierre ingrimmig und nachdenklich die Anklagepunkte sammelte. Dieser Unterschied verhinderte freilich nicht, dass er ebenso wie Desmoulins und die übrigen jungen republikanischen Schwärmer vom Abbé Royon, ihrem Lehrer in der Philosophie, wiederholt die heftigsten Vorwürfe wegen ihrer ungehörigen politischen Stellung sich gefallen lassen musste. Während so nun die gleichgesinnten Lehrer an Robespierre kaum etwas anderes auszusetzen wissen, als sein abweisendes Betragen und sein hochmütiges, misstrauisches Verhalten gegenüber freundschaftlichen Annäherungen, die völlig aus der Scheu und Verschlossenheit seines Wesens erklärlich sind, tragen die gegnerischen Instruktoren in ihren Zeichnungen von Robespierres Charakter mit dicken Pinselstrichen Schwarz auf und löschen durch solche Übertreibungen das Vertrauen in ihre Aussagen selbst aus. Denn was sie schildern, ist nicht ein übel beanlagter junger Mensch, sondern ein gänzlich unmenschliches Monstrum, das man in keiner Schule auch nur eine Woche dulden würde. Ihren Schilderungen widerspricht zur Genüge, dass Robespierre 1781 das Kolleg mit Auszeichnung verliess.

Ausser mit Desmoulins, an dem er die verwandte politische Stimmung schätzte, war er mit niemanden in nähere Verbindung getreten. Und um dieser politischen Verwandtschaft willen ertrug er dessen oft stürmisch sich äussernde Zuneigung. Und Desmoulins war auch der einzige, mit dem er während seiner Tätigkeit als Anwalts-Substitut in Paris verkehrte. Diesem Verkehr blieben Streitigkeiten nicht fremd, sie entsprangen stets aus der grundverschiedenen Lebensanschauung und -Art der beiden Charaktere. Desmoulins, ein Draufgänger, den im Augenblick eine Idee packte und entzündete, aber dessen Enthusiasmus auch ebenso rasch verrauchte, ein Verächter der Adelsherrschaft, aber ein Bewunderer ihrer Kultur, Agitator und Ästhet, oftmals mehr Ästhet als Agitator, dazu bei aller Bewunderung spartanischer Sittenreinheit doch nicht ohne gewisse Frivolität der Anschauungen: dagegen Robespierre streng und einfach in seiner Lebensführung, ein Feind jeden leichtfertigen Gedankens, erst recht jedes leichtsinnigen Handelns, langsam und schwerfällig in seinen Entschlüssen, höflich aber ungelenk in seinem Benehmen, sein gesamtes Interesse dem Studium zugewendet: es ist kaum ein grösserer Kontrast denkbar. Dennoch ist wohl niemand mehr Robespierre ans Herz gewachsen, eben infolge des langjährigen Umgangs, als Desmoulins. Nicht einmal St. Just dürfte ihm menschlich so nahe gestanden haben, wie Desmoulins. Und es war eine der schmerzlichsten Erfahrungen Robespierres, als Desmoulins nicht nur politisch, sondern auch moralisch zu den Dantonisten abschwenkte. Den politischen Gesinnungswechsel hätte er ihm verziehen, er bemühte sich, darüber hinwegzusehen, und nahm ihn gegen die Anklagen der Jakobiner in Schutz. Den moralischen Umschwung, die Gemeinschaft mit dem im Punkte der Sittlichkeit laxen Danton meinte er, nicht verzeihen zu dürfen. Er rechnete ihm auch die unsauberen Händel an, in die Danton durch seine Beziehungen zu Chabot verwickelt schien, obwohl weder Danton noch Desmoulins sich jemals an den Geldgeschäften des Exkapuziners beteiligt hatten. Aber schon der Verkehr mit diesem anrüchigen Menschen warf für Robespierre einen Flecken auf Desmoulins Ehre. Dennoch suchte er ihn nach der Verhaftung im Luxembourg auf und beschwor ihn, zu den Prinzipien der Republik, d. h. zu moralischer und bürgerlicher Tugend zurückzukehren. Camille lehnte es ab, seine politischen Ketzereien zu widerrufen und sich von Danton zu trennen. Robespierre brachte es nun nicht mehr über sich, seine Rettung zu versuchen. Für sein Empfinden war das ein Opfer zu den vielen, die er bereits auf dem Altare des Vaterlandes dem Volkswohle dargebracht hatte.

Von diesen Opfern ahnte er freilich zu jener Zeit noch nichts, aber dass Frankreich schweren Stürmen entgegenging, entgegengehen

musste, konnte er sich nicht verhehlen. Die Not, die Misstände wurden von Jahr zu Jahr drückender, das Nahen einer Krisis immer deutlicher fühlbar. Wie würde sie verlaufen? Was würde ihr folgen? Mit Hunderten und Tausenden fragte es sich auch Robespierre, und was und soviel er sann, er kam immer wieder auf den einen Namen zurück, der für ihn Lösung aller Fragen bedeutete, den Namen Rousseau. In Rousseau verkörperte sich ihm die Weisheit, die Tugend und Gerechtigkeit selber. Kann der Wunsch überraschen, dass er dem Verehrten ins Auge blicken wollte, er, der Schüler, ihm, dem Meister? Eine Wallfahrt war ihm dieser Besuch. Wir wissen nicht, wie er den greisen Einsiedler von Ermenonville antraf, wissen nicht, wie er aufgenommen wurde, was ihre Gespräche waren. Wir besitzen darüber keine andere Kunde, als die der 1830 erschienenen „Mémoires authentiques", von denen nur die Dedikation an Rousseau mit Sicherheit als echt angesehen werden kann. Doch wenn auch die Schilderung der Begegnung zwischen ihm und Rousseau, wie die Mémoires authentiques" sie geben, nicht dem wirklichen Geschehnis entsprechen mag, die seelische Stellung Robespierres zu dem Verfasser der „Emile" und der „Nouvelle Heloise" gibt sie in einem hinreissenden poetischen Bilde treffend wieder. Was Rousseau ihm bedeutete, bezeugt die erwähnte Widmung deutlich; „Göttlicher Mann", ruft er ihn an, „du hast mich die Selbsterkenntnis gelehrt; jung noch, hast du mich auf die Würde meiner Menschennatur gewiesen und hast mir die grossen Leitsätze der gesellschaftlichen Ordnung enthüllt." Und er schliesst: „Berufen, eine Rolle zu spielen inmitten der grössten Ereignisse, die jemals die Welt bewegt haben, Helfer zu sein im Todeskampfe gegen den Despotismus und beim Erwachen der wahren Herrschaft, in Erwartung der von allen Seiten heranstürmenden Wetterwolken, ungewiss des von keiner menschlichen Intelligenz vorauszusehenden Ausganges ihrer Entladung, muss ich mir selbst und bald meinen Mitbürgern Rechenschaft über mein Denken und Handeln geben. Dein Beispiel steht in diesem Augenblick vor meinen Augen, deine bewundernswerten Bekenntnisse, diese freien und kühnen Ausstrahlungen der reinsten Seele, die weniger als ein künstlerisches Modell, denn als ein Wunder der Tugend Nachfolge finden sollen. Ich will deinen verehrten Spuren folgen, sollte ich auch nur einen Namen hinterlassen, an den die kommenden Jahrhunderte sich nicht mehr erinnern werden. Ich bin glücklich, wenn ich in der gefährlichen Laufbahn, die eine unerhörte Revolution uns eröffnet hat, beständig den Inspirationen treu bleibe, die ich aus deinen Schriften geschöpft habe." Er ist diesen Inspirationen treu geblieben, so gut er es verstand und so schlecht es die Verhältnisse fügten. Sein Tugenddrang, der sich ihm an Rousseaus Werken erst recht entzündete und der durch ihr Studium in bewusste Formen geprägt wurde, diesen

Tugenddrang hat er nie verleugnet. Wie hätte er dies auch fertigbringen sollen! Es war ja sein Wesen, das sich in ihm auslebte.

Robespierre und Tugend, — es ist fast wie ein Begriff. Allerdings die Robespierresche Tugend ist ein besonderes Ding. Zu einem Drittel entspricht sie der virtus der Römer, ist Tapferkeit, Männlichkeit. bäuerlich-bürgerliche selbstbewusste Bescheidung, das zweite Drittel umfasst die christlich-asketische Tugend und das letzte, aber nicht das unwichtigste Drittel schliesst die spezifisch Robespierresche schulmeisterhafte, gleichmacherische und pedantische Art ein. Bei Robespierre ist die Tugend weit entfernt von Milde und Warmherzigkeit, sie ist kalte, streng gemessene Gerechtigkeit, sie hat keine linde Hand. die Wunden heilt, weit eher schlägt sie Wunden, denn sie duldet nicht. dass einer anders ist wie die andern. Und wo sie sich verpflichtet fühlt, Wunden zu heilen, weil das allgemeine Wohl es fordert, da übt sie ihr Amt wie ein alter mürrischer Feldscher, der im Lazarett von Bett zu Bett geht und für all die verschiedenen Gebreste nur ein Pflaster hat. Es fehlte Robespierre die Seelenheiterkeit, darum ist auch seine Tugend freudlos.

Robespierres Stärke lag im Schmerz. Für den Schmerz findet er ergreifende Ausdrücke. Auch ein Glück, das mehr Entsagen wie Gewähren ist, weiss er mit sicherem Pinsel zu malen, aber einem Gefühlsaufschwung, einer wahren Seelenerhebung gegenüber wird er zum unausstehlichen Präzeptor. Diese Manier berührt in seinem Bericht über den „Zusammenhang der moralischen und religiösen Ideen", der der Auftakt zum Feste des Höchsten Wesens war, unangenehm und nimmt seinen wenigen dichterischen Versuchen jeden schönen Klang. Die von der Société des Etudes robespierristes herausgegebenen Gesamtwerke Robespierres bringen zum erstenmale eine vollständige Zusammenstellung seiner Gedichte. Die ersten sind noch im Kolleg entstanden, dann einige wenige aus seiner Substitutslaufbahn, die meisten in Arras, wo er sie in der Loge der Rosati vortrug, und eins, das er bereits mitten im politischen Kampfe stehend, verfasst hat. Die ersten Gedichte haben die Herausgeber unter dem Titel „Liebesgedichte" zusammengefasst. Aber was man sich gewöhnlich unter solchen vorstellt, darf man bei Robespierre nicht erwarten. Ein steifes Madrigal an eine junge Schönheit gibt dieser den Grossvaterrat, trotz ihres Spiegels und ihrer Bewunderer immer darauf bedacht zu sein, ihre Schönheit rein zu erhalten. Zwei andere, das eine um 1778 entstanden, sind einer gewissen Henriette gewidmet. Der Familienname ist auf dem ersten Blatt durch einen Tintenfleck unkenntlich gemacht. Als er diese Gedichte verfasste, war er 20 Jahre alt und man sollte annehmen, dass sie von Glut und Leidenschaft sprühen müssten. Kein Gedanke. Das erste bringt eine langatmige Aufzählung der Reize, mit denen Amor

die junge Dame begabt hat, und schliesst mit der Versicherung, dass der Liebesgott Bogen und Pfeil zerbrechen könne, da die Schönheit Henriettens ihm Waffe genug sei. Er brauche sie nur dem Weltall zu zeigen und bezwungen von ihren Reizen werde es zu ihren Füssen liegen und auch er, der Gott, werde ihr in Bewunderung dienen. In Bewunderung dienen, nicht sie lieben! Und noch deutlicher ist das zweite, anscheinend von Henriette dem Verfasser abgedrungene Gedicht. Robespierre spricht darin von seiner Unfähigkeit, das gewünschte Lied ihrer Schönheit entsprechend zu formen, doch er wolle sich über diesen Mangel trösten, wenn sie mit „günstigem Blick die aufrichtige Ergebenheit seines Herzens ansieht“. Das alles ist die Sprache eines Höflichen, nicht eines Liebenden. Selbst wenn man Robespierres gewisse Steifheit in Betracht zieht und seine Beflissenheit, in allem und jedem strenge Form und Maß zu wahren, wird man doch gestehen müssen, dass in diesem Falle eine Einbusse an Korrektheit ein Gewinn an menschlicher Liebenswürdigkeit gewesen wäre. Aber auf diesem Felde wird man Robespierres Menschlichkeit vergebens suchen. Da tritt einem immer nur der wohlerzogene Gesellschafter entgegen, der schönen Frauen Schmeicheleien in artigen Versen zu sagen weiss, der gefällig mit ihnen über ihre kleinen Interessen plaudert, ihnen von seinen Reisen abgerundete, feinstilisierte Berichte sendet und nur dann wärmere Töne findet, wenn er ihnen über die Natur und über seine Lieblinge, die Tiere, spricht. Die reizendsten seiner Liebesgedichte sind denn auch „Ich sah die liebliche Flora“ und „Einer müden Schönheit“, in denen, wenn sie überhaupt einer Persönlichkeit gelten, diese völlig hinter den Blumen, dem Gras, dem Duft des jungen Lenzes verschwindet, die Robespierre in diesen Liedern eigentlich besingt.

Die Natur und der natürliche Mensch im Rousseauschen Sinne ist auch das Thema des Gedichtes: „Der Landmann“. Dieser ist eine Gestalt, gleich Seumes Wilden, der der „bessere Mensch“ ist. Er bebaut sein kleines Feld, verzehrt, wenn er abends nach der Arbeit heimkehrt, in seiner bescheidenen Hütte, umgeben von den Seinen, sein Brot in Frieden. Das ist seine einzige Freude. Mehr begehrt er nicht, damit ist er reich und glücklich. Er lebt, darin erkennt er Gottes Güte. Er kennt keine Furcht, Gefahren sind ihm fremd. Wohl belädt auch ihn das Tagewerk mit Müdigkeit, doch die Nacht erquickt ihn, und ehe die Sonne mit ihren ersten Strahlen die Natur grüsst, erhebt er sich und geht aufs neue an seine Arbeit. Weder Schrecken noch Verbrechen stören seine unschuldigen Freuden, jede freundliche Vorstellung, jedes schöne Gefühl ist für ihn ein Abbild der ewigen Güte: Er lebt, seine Familie ist zufrieden, was soll er noch wünschen? Nichts. Während seines langen Daseins lebt er schlicht dahin, arbeitet und singt: Er allein ist glücklich und er allein ist es immer! — Das ist

das Bild des Lebens, wie **Robespierre** es in seinem Herzen ersehnte, des Lebens, das er für Frankreich träumte. Es ist nicht das Leben einer Kultur, sondern dessen schärfster Gegensatz, und nur als Gegensatz ist diese Sehnsucht verständlich. Sie ist das Widerspiel zu der Kultur des alten Frankreich. Dort das Raffinement, hier die Einfachheit. Dort Entartung und Ausschweifung, hier Bescheiden und Begnügen. Dass solches Bescheiden und Begnügen nur zu leicht in Stumpfheit und Leerheit endet, machte sich **Robespierre** nicht klar, wie er auch das andere nicht sah oder nicht sehen wollte, dass die von ihm um ihrer Auswüchse gehasste und befehdete Kultur seiner Zeit auch gute Seiten hatte. Er zögerte nicht, das Gute mit dem Üblen zu verwerfen. Neues Leben sollte auf neuem Boden beginnen. Wie dieses Leben ausgesehen hätte, hat die kurze Spanne Zeit, da sein Einfluss nahezu unbeschränkt über Frankreich waltete, zur Genüge gezeigt. Und da kämpften noch mancherlei Kräfte, um eine völlige Gleichmachung zu verhindern. Sie waren allerdings auch die Ursache, dass er sich zu Gewaltmaßregeln gedrängt fühlte, aber wären sie nicht gewesen, hätten sie sich ihres Willens begeben, hätte sich jeder Einzelne willig seinem System eingefügt, er hätte mit der besten und edelsten Absicht aus Frankrelch ein Schattenland gemacht. Sein Traum hatte als Traum und Sehnsucht Berechtigung, als Wirklichkeit hatte ihn die Menschheit längst überwunden. Die Rückkehr eines Kulturmenschen zur Natur in solchem Sinne ist nicht ein Zeichen von Gesundheit, sondern von Schwäche. Die Kultur wird aus Übersättigung geflohen. Diese Übersättigung braucht sich nicht der Einzelne zugezogen zu haben, er kann sie ererbt haben und hat sie auch in den meisten Fällen ererbt. Was dann aber bei dem Einzelnen als verständliche Reaktion auftritt, kann für ihn, solange er seinen Wunsch mit Maßen auslebt und nicht in kulturfeindliche Tendenzen verfällt, vorteilhaft sein und sogar kulturfördernd wirken. Diese gegensätzlichen Neigungen jedoch verallgemeinern und sie einer Gesamtheit als einzig richtige Lebensnorm aufzwingen wollen, heisst die Entwicklung umkehren und das Leben selbst mit dem Tode bedrohen. Der grosse Fehler **Robespierres** war, dass er in den Irrtum verfiel, seinen Wunsch und den Wunsch ähnlicher Naturen für den Wunsch des Lebens selber zu halten. Er meinte, das Rechte und Wahre zu wollen, und begriff nicht, dass die meisten Menschen sich dagegen wie gegen eine mörderische Krankheit wehrten, solange ihnen die Umstände noch gestatteten, sich zu wehren. Bitter klagt er:

„Die einzige Qual, die des Gerechten Herz zerreisst
In letzter Stunde, da des Grabes Tor schon offen,
Ist, sterbend sehen, wie der giftgeschwollene Neid
Erstickt in Schmach und Schande seiner Seele Hoffen.
Zu sterben für das Volk, von seinem Hass getroffen,
Und Abscheu ihm, das er geliebt, ist höchstes Leid.“

Diese Verse, tiefster Seelennot abgerungen, sind seine schönsten. Was sonst noch an Poesien vorhanden ist, sind Gelegenheitsreimereien ohne Belang: Ein Lied zu seinem Eintritt bei den Rosati, ein Lied auf die Rose, das Symbol der Loge, eines für einen andern Neueintretenden und ähnliches. Keines davon irgendwie hervorragend, weder nach Form noch nach Inhalt. Nur ein Trinklied verblüfft durch die Zechgelüste, die er darin zum Ausdruck bringt. Robespierre, der in Paris bei den Duplays nur zu den Mahlzeiten ein wenig Wein und auch diesen noch mit viel Wasser vermischt trank, der auf eine Einladung Desmoulins zu einem Souper antwortete: „Ich bleibe daheim, der Trank der Champagne ist Gift für die Freiheit", Robespierre ein Zecher? Nein. Sein Trinklied ist nur eine poetische Libation. Sie in die Wirklichkeit umzusetzen, war er mehr als abgeneigt, wohl geradezu unfähig, und selbst der Spott seiner Genossen, die sich in Scherzgedichten bei ihm erkundigten, ob er denn ein Wasserkrug sei oder ein Aquädukt werden wolle, lockte ihn nicht aus seiner Reserve gegenüber dem Wein. Die Rosati nahmen ihm seine Enthaltsamkeit ebensowenig übel, wie die Schwestern seines Vaters seine Weigerung, bei den wöchentlichen Familienzusammenkünften an ihrem Kartenspiel teilzunehmen.

Seine Verwandten, wie seine Logengenossen und die übrigen Bekannten verdross wohl hie und da solche eigensinnige und den andern zuweilen unbequeme Beharrlichkeit, aber sie schätzten seine sonstigen Eigenschaften viel zu sehr, um nicht gern über diese kleinen Besonderheiten hinwegzusehen. Ist auch die Bemerkung einer seiner Tanten: „Er ist ein Engel" der verwandtschaftlichen Entzücktheit zuzuschreiben, so steckt doch in der Fortsetzung ihres Bewunderungsausbruches „aber er wird von den Übelgesinnten übertölpelt werden" eine richtige Beobachtung. Diese zu machen, hatten seine Verwandten zumal in der ersten Zeit seiner Niederlassung in Arras besondere Veranlassung. Da er Konsultationen und Prozesse anfänglich ohne jedes Entgelt führte, drängten sich die Klienten zu ihm und seine Güte wurde auch von Leuten ausgenutzt, die wohl in der Lage waren, ihren Rechtsbeistand zu bezahlen. Er hatte an die Armen gedacht. Ihnen, die ihrer Armut wegen oft völlig schutzlos waren, wollte er seine Kraft zur Verfügung stellen. Er berücksichtigte nicht, dass die günstige Gelegenheit auch Bemittelte sich zu Nutzen machen könnten. Nachdem es aber einmal geschehen war, vermochte er sich schwer zu einer Änderung zu verstehen; es bedurfte vielen Zuredens seitens seiner Umgebung, um ihn endlich zur Abstellung des Übelstandes zu veranlassen.

In diesen kleinen Zügen deutet sich bereits vieles an, was nachher seine besondere politische Stellung bewirkte, auch manche seiner späteren Maßnahmen sind auf Eindrücke, die er in seiner Anwaltstätigkeit

empfing, zurückzuführen. Die Bestimmung der berüchtigten Prärialdekrete, die den Angeklagten den Verteidiger nahm, entsprang einem ähnlichen Gedankengange, wie die in Arras geübte Gewährung unentgeltlichen Beistandes. Beide Male wollte er eine Ungerechtigkeit ausgleichen, zuerst indem er den Armen seine Hilfe frei gewährte, später indem er die Verteidigung verbot, die sich nur die Begüterten hatten leisten können. Seine Hauptsorge galt von Beginn seiner öffentlichen Tätigkeit den Armen. Er hat sich, auch nach seiner Erwählung als Abgeordneter des dritten Standes nie als Vertreter der Bourgeoisie, sondern immer nur als Anwalt des vierten Standes gefühlt. Für dessen Aufstieg und dessen Rechte kämpfte er. Dass er in seinem Kampfe mitunter zu weit ging und unberechtigte Forderungen guthiess, ist beinahe einzig aus der unbedingten Ergebung in den Willen dieses Teiles des Volkes, der ihm das Volk an sich bedeutete, zu verstehen. Und diese unbedingte Ergebung hat wiederum ihren Grund in der Bewunderung alles Einfachen und Natürlichen. Der Landmann, die primitive Lebensführung eines Kleinbauern machen sein Ideal aus. Dieses Ideal machte ihm die bescheidensten Existenzen lieb. Sie waren bedrückt, folglich galt es, ihnen zu helfen. Dem Deputierten in Paris verschob sich dann das Bild langsam. Nicht mehr nur der Landmann, der Arbeiter überhaupt wurde sein Schützling. Schliesslich zog dann das beständig in seiner Nähe erschallende Notgeschrei des grossstädtischen Proletariats seine Aufmerksamkeit von der bäuerlichen Verkörperung seines Ideals gänzlich ab, die Forderungen der Pariser Vorstädter wurden ihm zu Forderungen des Volkes, und indem er sie unterstützte, liess er sich zu mancher Ungerechtigkeit verleiten. Viel lag auch daran, dass er für das Landleben wohl andächtig schwärmen konnte, aber für dessen Bedürfnisse und Anforderungen so gut wie kein Verständnis besass. Er übersah das Leben von philosophischer Warte aus und als es dazu kam, in dieses Leben gestaltend eingreifen zu müssen, sollte es nach philosophischen Grundsätzen geschehen: er wollte alle Ungerechtigkeit ausmerzen. Aber das Leben war mächtiger als seine Philosophie. In Gestalt der Pariser lärmte es unter seinen Fenstern um Brot, tobte im Konvent gegen Wucherer, Aufkäufer und Egoisten und gab nicht eher Ruhe, bis es seinen Willen, bis es Zwangstaxen, festen Kurs der Assignaten, Lebensmittelverteilung und Diäten für seine politischen Kannegiessereien und Rüpeleien durchgesetzt hatte. Das aufdringliche Begehren der Pariser erstickte die entfernten Stimmen der Landbewohner. War nur Paris still, so meinte Robespierre — und er nicht allein — Frankreich gerettet und beglückt zu haben. Von gesunden Erfahrungen ausgehend kam er durch philosophische Doktrinen und seinen Hang zur Absonderung, durch den er sich mehr und mehr der Wirklichkeit entfremdete, zu völlig

verzerrten Entschlüssen und Entscheidungen. Leisen Andeutungen dieser einseitigen Betrachtungsweise begegnen wir schon in manchen seiner Äusserungen aus Arras. Wenn er in seiner Schrift über Dupaty, den Verfasser der „Lettres sur l'Italie“ beglückwünscht, dass er „für jene Klasse von Bürgern sorgt, die in der Gesellschaft für nichts gerechnet werden, während sie für diese ihren Schweiss und ihre Arbeit verschwenden, auf die das Geldprotzentum mit Verachtung herabblickt, die der Hochmut die Hefe des Volkes nennt, und denen gerade, weil sie ihre einzige Stütze ist, die Gerechtigkeit um so mehr Sorge zuwenden muss“, so muten diese Sätze wie ein Vorspiel seiner späteren Angriffe auf die girondistischen Vertreter des Kapitalismus im Konvent an.

Wie diese Linie seines nachmaligen Verhaltens bereits in Arras ziemlich festgelegt scheint, so auch die andere seiner Tugend-Auffassung: „Ich habe Gresset ein Verdienst gemacht aus denselben Dingen, die ihm die Bosheiten der Mehrzahl der Literaten zugezogen haben“, sagt er in seiner Arbeit über diesen mit bewusster Wendung gegen das durchgängige Urteil seiner Zeitgenossen von 1789, „ich habe es gewagt, auf seiner Tugend zu beharren, auf seiner Achtung vor den Sitten, seiner Liebe zur Religion; ich habe mich damit der Lächerlichkeit in den Augen der schöngeistigen Menge preisgegeben, aber zu gleicher Zeit habe ich mich zweier Stimmen versichert, die mich für diese Unannehmlichkeit entschädigen, es sind die Stimmen meines und ihres Gewissens“. Noch deutlicher spricht die bereits erwähnte Anrufung des Königs in der Angelegenheit Duport: „Sire“, heisst es in dieser Verteidigungsrede, „führen Sie selbst die grosse Sache der Menschlichkeit, klären Sie selbst die verblendeten Geister auf und beschämen Sie die verkehrten Herzen. Lassen Sie die erhabenen Grundsätze, die in Ihrem Herzen eingeschrieben sind, auch durch Ihren Mund für Frankreich und sein Volk unverbrüchliche Gesetzeskraft erlangen. Ein anderer Herrscher mag seinen Ehrgeiz darauf beschränken, alle Quellen des Nationalreichtums zu beleben. Dies ist sicher nicht der wichtigste Teil des hehren Berufes, den der Himmel und Ihr Herz Ihnen angewiesen haben. Die Menschen durch die Tugend zum Glück zu führen, und zu der Tugend durch eine auf die unwandelbaren Grundsätze der allgemeinen Moral gegründete Gesetzgebung, sie einzusetzen in alle ihre ursprünglichen Rechte und Würden, das unsterbliche Band wieder zu verknüpfen, das den Menschen mit Gott und seinem Nebenmenschen verbindet, sie immer weiter zu entfernen von Übermut, Gemeinheit, Egoismus, Hass, Habsucht und hinzuführen zu dem heiligen Ziele, das der ewige Gesetzgeber der menschlichen Gesellschaft gesteckt hat, das, Sire, ist das ruhmwürdige Unternehmen, zu dem Sie berufen sind.“

Man sieht, die Gesetzgebung ist ihm nicht eine staatliche, sie ist ihm eine moralische, ja religiöse Angelegenheit. Der Bericht über den

„Zusammenhang der moralischen und religiösen Ideen“ verliert viel von seiner Seltsamkeit und das Fest des höchsten Wesens erscheint nicht mehr als die Ausgeburt kindischer Eitelkeit, sondern als die notwendige Krönung seines Systems. Indem er Frankreich nach den Exzessen der Hebert und Chaumette und ihres Vernunftkultus öffentlich und feierlich wieder mit Gott verknüpfte, meinte er es mit der Gerechtigkeit selbst zu verbinden. Er vergass dabei nur, dass die Gerechtigkeit der Natur in den Ereignissen und Menschen selber liegt und keineswegs mit der erklügelten Gerechtigkeit eines philosophischen Systems übereinstimmen muss.

Wohin ein solches System führt, zeigt seine Stellungnahme im Prozess des Königs und gegen die „Verdächtigen“. Er, der in der konstituierenden Nationalversammlung sich gegen die Todesstrafe ausgesprochen und ihr Berechtigung nur im Naturzustande der Menschen, bei gänzlichem Fehlen gesellschaftlicher Ordnung eingeräumt hatte, er tritt für den Tod des Königs, er tritt für die Vernichtung aller Verräter ein. Nun der König das Volk nicht zur Tugend geführt hat, wie Robespierre es als seinen Beruf pries, nun das Volk im Geschrei des Pariser Pöbels und in den dadurch erzwungenen Beschlüssen des Konvents selber zur Republik — für Robespierre zur Tugend — sich bekannt hat, nun ist ihm der König, sind ihm alle diesen Beschlüssen Widerstrebende Feinde. Er tritt nicht für Beseitigung von Verbrechern ein, mit Verbrechern würde er Mitleid gehabt haben, er fordert die Vernichtung böswilliger Feinde. Denn in seinem Innern ist er überzeugt, dass ihr Gewissen ihm zustimmt, wie er in der Lobrede auf Gresset der Überzeugung Ausdruck gibt, dass die spöttelnden Literaten ihr Gewissen verleugnen. Ihm sind der König und die Widersacher der Republik nicht Andersmeinende und -denkende, sie sind ihm, da er an eine andere Meinung nicht glaubt, Lügner und Heuchler, die aus Egoismus wider besseres Wissen handeln, sie sind Feinde der Tugend und, da das höchste Wesen Tugend will, Feinde Gottes. Diesen gegenüber treten die von ihnen Bedrohten in den Naturzustand zurück, und wenn er den Tod dieser Gegner verlangt, verlangt er ihn nicht allein aus Rücksicht auf das Staatswohl, er verlangt ihn, um die Beeinträchtiger natürlicher und göttlicher Gerechtigkeit, wie er sie versteht, zu beseitigen. Die Hinrichtung des Königs und der „Verräter“ ist ihm ein Gottesgericht, das den Sieg der Tugend bekräftigt. Sein Ja und Amen zu den Schreckensmaßregeln beruht auf ähnlichen Erwägungen seines politisch-religiösen Fanatismus, dessen asketische Grundstimmung ihn gegen jede andere individuelle Meinung verhärtete. Selbst der Volkswille galt ihm nicht mehr als Gottesstimme sobald das Volk in der Moral wankend zu werden drohte. Dann war es verführt und er wäre der letzte gewesen, diesen Verführten zu Willen zu sein. Dann warf

er dem Konvent entgegen: „Ihr sprecht von öffentlicher Meinung? Ist es nicht eure Sache, sie zu lenken? Verwirrt, verschlechtert sie sich, an wen müsste man sich halten, als an Euch?“ Darum fordert er, der 1789 für Pressfreiheit eintrat, 1793, dass man die „schlechten Journalisten“ in Ketten lege. Sein einziges Streben ist es, in Frankreich „einen einzigen und einheitlichen Willen“ zur Geltung zu bringen. Robespierre spricht aus dem Programm, das Billaud-Varennes am 20. April 1794 dem Konvent zur Dekretierung vorlegte, in dem es heisst: „Die Republik ist die Verschmelzung aller Willen, aller Interessen, aller Talente, damit jeder in dieser Gesamtheit den seinem Einsatz entsprechenden Anteil erlange.“

Eine solche Missachtung, ja Verachtung jeder persönlichen Anschauung muss dem vollkommen unverständlich bleiben, der nur den Politiker Robespierre kennt. Die Erklärung für dieses Verhalten liegt einzig in Robespierres privater Lebensführung. Robespierre war keine gesellige Natur. Die Verschlossenheit seiner Jugend, die ihn einsam unter den Kameraden bleiben liess, verhängte auch über den Mann, von dem sie nicht wich und der sie nicht abzuschütteln vermochte, den Bann des Einsamseins. Dabei war er keineswegs menschenscheu, das durfte er schon seines Berufes wegen nicht sein. Die Zurückgezogenheit des jungen Pariser Substituten wäre dem Anwalt in Arras übel vermerkt worden. Er durfte die gesellschaftlichen Verpflichtungen seines Standes nicht vernachlässigen, musste sich das Wohlwollen seiner heimatlichen Gönner erhalten. So kam er mit vielerlei Menschen zusammen, trat in die Loge der Rosati ein und fügte sich ihrem anakreontischen Treiben, so gut er es vermochte, und schloss auch sonst manche Bekanntschaft. Bekanntschaft, nicht Freundschaft. Unter all den Menschen, mit denen er in Arras Umgang pflegte, hatte er nicht einen Freund. Buissart, ein Freund seines Vaters, der sich nach dessen Tode des Heranwachsenden angenommen hatte, hatte noch am meisten sein Vertrauen, aber ihr Verhältnis zueinander war das eines Dankbaren zu einem älteren Berater und Beschützer. In Familienangelegenheiten wurde Buissart angegangen, seine Mithilfe zu ihrer Regelung erbeten, mit der Erledigung wirtschaftlicher Geschäfte wurde er in Robespierres Abwesenheit betraut, Politisches wird zwischen ihnen erörtert, das ist alles. Die Politik ist überhaupt das Einzige, was Robespierre mit den übrigen Mitgliedern seines Kreises zusammenhält, sie ist es auch, die ihm die Logenabende erträglich macht. Er glänzt bei den Rosatis nicht als Poet, tut sich nicht im Bechern hervor und weiss keine pikanten Histörchen aufzutischen, aber wenn der offizielle Teil abgetan ist, und der inoffizielle, aber bei weitem wichtigere der Zusammenkünfte beginnt, wenn es an die Erörterung politischer Fragen geht, dann stellt er seinen Mann. Die politische

Tätigkeit der Rosati ist von verschiedenen Seiten behauptet, von anderen ebenso bestimmt bestritten worden. Emile Lesneur, der Präsident der heutigen Rosati, gibt in seinen Darlegungen in den Etudes robespierristes über Robespierres Arraser Epoche die politische Tendenz der Rosati zu. Sie hatten nicht nur Disputierabende, sondern waren auch bemüht, die freiheitlichen Strömungen zu fördern. Sie gingen darin freilich nicht so weit, wie manche andere der damaligen Logen, lösten sich vielmehr 1788, als die politischen Wirren begannen, auf. Dieser Schritt vornehmlich hat spätere Beurteiler in der Meinung bestärkt, dass die ihnen nachgesagte politische Arbeit eine böswillige Verleumdung der Gegner Robespierres sei. Robespierre selber hat allerdings an dieser Arbeit, wenigstens innerhalb der Loge, nur kurze Zeit teilgenommen, denn er wurde erst 1787 von Harduin in ihren Kreis eingeführt. Immerhin gewann er sich durch diesen Anschluss einen festen Stamm politischer Gesinnungsfreunde, der ihm bei den Wahlen zu den Generalständen von Nutzen war. Seine Mitgliedschaft bei der Akademie von Arras hatte ihn gleichfalls mit manchen zusammengeführt, die seine Ideen mehr oder weniger teilten, auch seine politisch betonte Anwaltstätigkeit hatte viele Bewunderer und nur wenige Gegner gefunden; all diese Stimmen vereinten sich und sicherten ihm die Erwählung zum Abgeordneten des dritten Standes.

Mit dieser Ernennung kam ein Plan zum Scheitern, den seine Tante Deshorties ausgeheckt hatte und der im Schosse der Familie erörtert worden war. Es handelte sich um eine der Töchter ihres Gatten aus erster Ehe, die sie Robespierre als Gattin zugedacht hatte. Damit wurde es nun nichts. Robespierre war durch seine Wahl der Politik mit Haut und Haaren verschrieben. Hatte er schon vorher dem Vorschlage seiner Tante nie allzu lebhaftes Interesse entgegengebracht, sondern ihn lediglich höflich in Erwägung gezogen und gelassen den Gedanken erwogen, dass, da er voraussichtlich doch einmal werde heiraten müssen, er es ebensogut schon jetzt und mit seiner Stiefkusine wie mit einer andern wagen könnte, so war nun davon keine Rede mehr. Er fühlte sich dem Volke verpflichtet und neben diesem Gefühle hatte nichts anderes Raum mehr, weder in seinem Herzen noch in seinem Denken. Anaïs Deshorties nahm ihm seine Entscheidung nicht übel. Als er während der Tagung der gesetzgebenden Nationalversammlung 1791 auf mehrere Wochen nach Arras zurückkam, fand er sie als Gattin des Advokaten Leduc. — Gleich diesem Heiratsplane verliefen auch die späteren. Immer waren andere der Meinung, dass Robespierre ein guter Ehemann sein würde, und sie gaben sich alle erdenkliche Mühe, ihm den Entschluss leicht und die Eheaussichten angenehm zu machen. Robespierre nahm es nicht einmal wahr, wie sehr man um sein Wohl bemüht war. Seine Gedanken waren

stets ganz wo anders, als bei sich und seinem Ergehen. Jedenfalls stand er wie ein gänzlich Unbeteiligter inmitten der kleinen Hoffnungen der liebenswürdigen Intriganten. Der zweite, der seine Kunst an dem Eheproblem versuchte, war Desmoulins. Er wollte ihn des gleichen Glückes teilhaft machen, das er in seiner Verbindung mit Lucile Duplessis empfand, er führte ihn bei seinen Schwiegereltern ein und strebte, ihn mit Luciles Schwester Adele zu verheiraten. Die alten Duplessis waren diesem Vorhaben nicht abgeneigt. Robespierres bisherige Laufbahn schien ihnen eine Gewähr für seinen weiteren Aufstieg, und sie hätten ihm Adele ruhigeren Gemütes anvertraut, als Lucile Desmoulins, der seinem Schwiegervater zu abenteurerhaft war. Robespierre fühlte sich in dem Duplessisschen Hause wohl und besuchte die Familie, solange die Politik noch nicht trennend zwischen ihn und Desmoulins getreten war, wiederholt. Dennoch blieben die geheimen Wünsche Desmoulins ebenso unerfüllt, wie die ausgesprochenen von Madame Deshorties. Der dritte Roman, der Robespierre zum höchst gleichgültigen Mittelpunkt hatte, begann am Abend des 17. Juli 1791, dem Tage der Marsfeldfüsilladen Lafayettes, wo die Linke der Nationalversammlung einen Staatsstreich fürchtete. Die Nationalgarden marschierten nach dem Jakobinerklub, eine Verhaftung der Führer schien beabsichtigt. Lecointre und Lapoype rieten Robespierre, seine Wohnung in der Rue Saintonge, weil gefährdet, zu meiden und führten ihn zu dem Tischler Duplay in der Rue St. Honoré. In dessen Familie fand Robespierre gastliche Aufnahme. Als er am andern Tage seine Wohnung wieder aufsuchen wollte, bat ihn Madame Duplay zu bleiben. Robespierre blieb. Nur eine kurze Zeit, als seine Schwester nach Paris kam, nahm er mit ihr, die sich mit den weiblichen Mitgliedern der Familie Duplay nicht vertragen konnte, und mit seinem Bruder Augustin eine eigene Wohnung. Eine Erkrankung jedoch, bei der es sich Madame Duplay nicht nehmen liess, ihn zu pflegen, veranlasste seine erneute Übersiedelung in ihr Haus. In diesem gutbürgerlichen Kreise fühlte er sich äusserst wohl. Soweit er bei seiner einfachen Lebensweise Wünsche kannte, trachteten die Duplays, sie zu erfüllen. Seine gelegentlichen Besucher empfing er im Salon der Familie und abends sass er zuweilen in ihrer Mitte, die Frauen mit Handarbeiten beschäftigt, die Männer meist in politische Gespräche vertieft. Die Zahl seiner Besucher war nicht gross. Anfangs waren es die beiden Lameths und Pétion, später während Charlottes Anwesenheit stellte sich Fouché ein, der ihr den Hof machte und sich ernstlich mit Heiratsgedanken trug. Marat war nur ein einziges Mal bei ihm, Desmoulins und seine Gattin waren bis zu dem Erscheinen des „Alten Cordeliers“ gern gesehene Gäste, dann brach der Verkehr mit ihnen

ab. In der letzten Zeit suchten ihn nur noch Lebas, der Schwiegersohn des Hauses, St. Just, Couthon, der Maler David und Buonarotti auf. Buonarotti musizierte und Robespierre trug zuweilen aus Racine und Corneille vor. Er fühlte sich zu Hause und hatte keinen Wunsch, diesen Zustand in irgendeiner Weise zu ändern oder ihm eine andere Form zu geben. Dennoch ist es begreiflich, dass dieser Wunsch in Mme. Duplay und in ihren Töchtern auftauchte. Zwar Sophie war verheiratet. Elisabeth wurde die Gattin Lebas, so blieben nur Eleonore und Victoire im Hause. Eleonore war die älteste, wegen ihrer Bewunderung für Robespierre wurde sie von Danton Cornelie Copeau genannt. Ihre Schwester Elisabeth behauptet, sie sei mit Robespierre versprochen gewesen, was jedoch Baudot, der Eleonore für eine Virago erklärt, energisch bestreitet. Auch Charlotte Robespierre wendet sich in ihren Memoiren gegen diese Behauptung der Mme. Lebas. Sie meint, dass ein Verlöbnis mit ihrem Bruder Eleonorens einziger Ehrgeiz gewesen sei, dass aber ihr Bruder diesen Ehrgeiz nicht genährt habe. „Bedrängt von Geschäften und Arbeiten, ganz erfüllt von seinen Aufgaben als Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses konnte mein ältester Bruder Zeit haben“, fragt sie, „sich mit Liebe und Ehe abzugeben? Konnte er Platz haben für solche Nichtigkeiten, wo sein Herz ganz erfüllt war von der Liebe für sein Vaterland, wo alle seine Gefühle und Gedanken auf das einzige Gefühl, den einzigen Gedanken, das Glück des Volkes gerichtet waren, wo er unaufhörlich gegen die Feinde der Revolution, gegen die Angriffe seiner persönlichen Gegner sich wehren musste, wo sein Leben wie ein ununterbrochener Kampf war?“ Und sie antwortet bestimmt: „Nein, er hatte keine Zeit, den Seladon der Eleonore Duplay zu spielen!“ Aber selbst wenn man Charlottens Äusserungen nicht ganz traut, da sie den Duplays wegen des Vorzuges, den ihr Bruder ihnen gab, nicht günstig gesonnen war, so sprechen doch die Tatsachen für sie. Bei den seltenen Spaziergängen, die Robespierre mit Brount, seiner dänischen Dogge, nach den eliseeischen Feldern oder dem Jardin Marboeuf unternahm, und wobei ihn die Duplays begleiteten, oder wenn er ein Theater besuchte, forderte er stets Mme. Duplay und eine der Töchter wechselweise auf, sich ihm anzuschliessen. Nie gab er einer von ihnen den Vorzug und auch im Umgang mit ihnen war er gleich höflich und gleich freundlich und gefällig gegen die eine wie die andere. Sehr gut schildert Mme. Lebas ihr Verhältnis zu ihm: „Meine Mutter sah es gerne, dass wir ihm und den Seinigen Freundschaft entgegenbrachten. Und wir hatten ihn in der Tat auch wirklich lieb, wie einen Bruder, er war so gut. Wenn die Mutter uns schalt, warf er sich stets zu unserm Verteidiger auf. Mir passierte es ziemlich häufig, ausgescholten

zu werden, denn ich war jung und unbesonnen. Dann gab er mir stets so gute Ratschläge, dass ich sie, so jung ich damals war, mit Vergnügen hörte. Drückte mich irgendein Kummer, so schüttete ich ihm mein Herz aus. Er war kein strenger Richter, er war für uns ein Freund, ein Bruder. Er war so tugendhaft und bewies meinen Eltern stets eine solche Hochachtung, dass wir ihn alle zärtlich liebten.“ Es ist verständlich, dass diese mehr kindlich-schwesterliche Liebe in der ältesten der Duplayschen Töchter allmählich wärmeren Gefühlen Platz machte. Ob diese aber so weit gingen, wie Mme. Lebas glauben machen möchte, erscheint zweifelhaft. Das ganze Verhalten Robespierres spricht nicht dafür. Er war wie ein älterer Bruder zu den Schwestern, war ihr Berater, ihr Mentor. Das erwarb ihm Vertrauen. Die politische Rolle, die er spielte, steigerte die Hochachtung zur Verehrung. Beides zusammen, unterstützt von den mütterlichen Plänen, dürfte gerne gewisse Zukunftserwartungen gezeitigt, dürfte die Träume genährt haben, einmal die Gattin des Bewunderten zu sein. Robespierre ging an diesen Erwartungen vorüber, er war kein Danton, war nicht Mirabeau. Diese fanden trotz aller Politik Zeit, Liebhaber zu sein. Ihn trieb sie an der Liebe vorbei, denn er wollte mehr als Politiker, er wollte ein tugendhafter Politiker sein.

Es gibt nichts Törichteres als die Legenden, die seine politischen Gegner hier und da schon zu seinen Lebzeiten aufgebracht hatten, die aber erst nach dem 9. Thermidor recht eigentlich kolportiert wurden. Indem man Robespierre auf eine Stufe mit den von ihm verachteten und bekämpften Collot d'Herbois, Carrière, Tallien, Barras stellte und ihn gleicher Ausschweifungen wie diese zieh, genoss man das pikante Vergnügen der Entgöttlichung des Tugendheros. Er hatte den guten Bürger gezwungen, ein tugendhafter Patriot zu sein, nicht etwa diesen nur zu spielen, er wollte sich nicht mit der Maske der Ehrbarkeit und Gesittung betrügen lassen, rücksichtslos rückte er den Heuchlern auf den Leib, denn jeder, der sich nicht mit seinem ganzen Wesen Robespierres moralischen Forderungen fügte, war verdächtig. Um des lieben Lebens willen hatten die guten Bürger sich aus ihrer Behaglichkeit gerissen, hatten es sich sauer werden lassen, ehrwürdiger Greis, schlichter Familienvater, Hausmutter, treue Gattin, aufopfernder Freund zu sein. Nun war das nicht mehr nötig, nun durfte man sich wieder gehen lassen. Aber an dem, der einen derart hatte verkehren wollen, dass man selber kaum noch gewusst haben würde, wer man war, der einem die liebe Gewohnheit so gründlich auszutreiben gedacht und einen beinahe zu einem neuen Menschen gemacht hätte, wenn nicht glücklicherweise noch rechtzeitig verständige Leute, die wussten, was man brauchte, ihn beseitigt hätten, an dem rächte man sich nun, indem man auf ihn alle Laster und Untugenden häufte, deren Genuss man

sich lange genug hatte versagen müssen. Zwar war man kein Wüstling wie Collot d'Herbois, kein wollüstig grausamer Narr wie Carrière, man war nicht einmal ein Schwelger gleich Tallien oder ein kluger Rechner wie Barras, aber man liebte seine kleinen Heimlichkeiten, und wenn man ihnen auch nicht immer in der Tat, meist nur in Gedanken frönte, man ergab sich diesen reizenden Phantasien doch gerne, und selbst das hatte einem der langweilige und stocksteife Tugendprediger missgönnt. Es geschah ihm daher recht, wenn man ihm jetzt skandalöse Geschichten anhängte und, indem man sich an diesen Historien ergötzte, das Versäumte wenigstens in etwas nachholte. Aus dieser Stimmung sind die Pamphlete des Thermidors gegen den gestürzten Diktator geboren. Diktator freilich nicht in dem Sinne, wie seine Ankläger im Konvent behaupteten, Diktator in einer weit tieferen, ihnen aber noch ärgerlicheren Bedeutung. Einer faktischen Diktatur Robespierres hätten sich die Schreckensmänner kaum widersetzt, gegen seine moralische Diktatur empörten sie sich.

Wie durchgreifend diese Diktatur war, dafür spricht, dass selbst ein Mensch wie Chabot zu einer Zeit, wo er nicht nötig hatte, auf Robespierres günstige Gesinnung für sich bedacht zu sein, an diesen schreibt: „Deine Tugend hat mich immer inspiriert.“ Auch in der Weiherede Hérault de Séchelles, mit der er die Konstitution von 1793 verkündete, kommt der Einfluss Robespierres zur Geltung. Das Gefühl der Tugend wird von diesem eleganten schöngeistigen Lebemann als das einzig Unsterbliche gefeiert, die Insignien des Ackerbaues werden als die schönsten Zierate der Gesellschaft gepriesen und die Natur wird angerufen, diese heiligen Güter zu schützen und alles zu vernichten, was dazu dient, den Hochmut zu befördern. Ein jeder schien beeifert, der von Robespierre beständig angepriesenen Tugend zu dienen, obwohl man sich heimlich über den „Don Quichotte der Tugend“ lustig machte, und mit de Lassus spottete: „Er ist wie von Tugend besessen.“

Dieser Spott war nicht ohne Berechtigung, wenn man bedenkt, mit welcher übertriebenen Ängstlichkeit Robespierre alle privaten Annäherungsversuche der für ihn begeisterten Frauen zu vereiteln strebte. Er konnte nicht verhindern, dass bei seinen Reden im Klub und im Konvent die Tribünen von Frauen überfüllt waren, er musste es sich 1793 gefallen lassen, dass der „Patriotische Sänger“ sich über sein Gefolge von Anbeterinnen lustig machte, um so peinlicher aber mied er jede persönliche Berührung mit seinen Verehrerinnen. Er empfing fast nie eine der Bittstellerinnen, die sich an ihn wendeten und unter denen manche war, der die Bitte nur Vorwand war, sich ihm zu nähern. Um dergleichen Attacken auszuschliessen, blieb er in der Regel bei der Weigerung, die Bittenden zu empfangen. Selbst einflussreiche

und politisch maßgebende Frauen fanden seine Türe verschlossen, wie er überhaupt der Einmischung der Frauen in die Politik abgeneigt war. Im Konvent liess er sie ermahnen, sich nie von der Bahn der Gerechtigkeit zu entfernen, die Gesetze zu befolgen, stolz zu sein auf die Taten ihrer Männer und Söhne, einfach im Anzug, tätig im Hauswesen zu sein und die Versammlungen nie zu besuchen, um sich wichtig zu machen und hineinzuschwatzen, sondern nur um ihre Gatten und Söhne durch ihre Gegenwart anzufeuern. In den Frauenklubs hatte er anfangs Vorträge über Liebe, Ehe, Mutterschaft, Patriotismus und Erziehung gehalten, aber auch diese Vorträge wiesen alle die Frau ins Haus und hiessen ihre Teilnahme am öffentlichen Leben nur soweit gut, als sich darin bürgerliche Tugend aussprach oder als darin eine Aneiferung der Patrioten zu erwarten war. Für Frauenrechte im heutigen Sinne hatte er nicht das mindeste übrig. Das Treiben der Théroigne von Mericourt, der Rosa Lacombe, Olympia de Gouges war ihm in der Seele zuwider. Er betrachtete die Frau völlig vom antiken Standpunkte: Ihre Aufgabe war, gute Gattin, Mutter und gute Patriotin zu sein. Als im Dezember 1793 eine Schar Petentinnen im Konvent erschienen und um Entlassung ihrer Gatten aus der Haft baten, indem sie sich für deren Patriotismus verbürgten, liess er sich von der Rednerbühne vernehmen: „Frauen! Dieser Name erweckt hehre Ideen. Gattinnen! Dieses Wort regt süsse Gefühle in den Herzen der Menschenfreunde an. Aber sind diese Gattinnen nicht Republikanerinnen? Sollen Republikanerinnen nur Gattinnen sein, auf den Titel Bürgerinnen verzichten? Tugendhafte und republikanische Gattinnen tragen ihre Wünsche nicht in Masse vor, rotten sich nicht wie Beschwerdeführer zusammen, einzeln und mit Bescheidenheit wenden sie sich an die Repräsentanten des Volkes, die auch ihre Interessen zu wahren berufen sind." Das unbeschränkte Petitionsrecht, das er im Interesse des Volkes für notwendig erachtete, schien ihm falsch angewendet, wenn die Frauen sich seiner bedienen wollten. Nichts kennzeichnet seine Stellung zu den Frauen als Gesamtheit besser als diese Abweisung ihrer Petition. Die Rolle, die in seinem politischen System den Frauen zugedacht war, war einzig die der begeisterten und begeisternden Zuhörerin.

Es ist dabei kein Widerspruch, wenn er mit einzelnen Frauen politische Fragen erörtert. „Einzeln und mit Bescheidenheit" verstattet er ihnen ja, das Wort an die Repräsentanten des Volkes zu richten. Sein Briefwechsel mit Frauen ist im übrigen völlig politischer Natur. Hier und da findet sich unter den Zuschriften von weiblicher Hand eine voller Schwärmerei, wie die der Schwester Mirabeaus, oder ein offenkundiger Liebesantrag, wie der der Witwe aus Nantes. Jedoch alle diese Briefe, von Mlle. Riquettis, der Robespierres Lob singt und zugleich die Bitte um eine Anstellung als Lehrerin enthält,

bis zu dem der Bürgerin aus Nantes, der dem „Gott der Sansculotten“ neben der Hand der Schreiberin auch ihre Rente von 40000 Frcs. anbietet, blieben unbeantwortet, ja sogar die Gabe der Miss Freeman Stepherd für das öffentliche Wohl, die sie ihm übersandte, weigerte er sich anzunehmen, da sie an ihn persönlich adressiert war. Darin waren die politischen Korrespondentinnen glücklicher, aber zu einer persönlichen Bekanntschaft führte auch ihr Briefwechsel nur in wenigen Fällen. Der eine betrifft Manon Roland, die wie so viele sich veranlasst sah, Robespierre ihre Anerkennung für sein unentwegtes Eintreten zugunsten des Volkes auszudrücken. Sie lobt seine Ausdauer in der oppositionellen Stellung und fühlt sich ihm verbunden durch „die erhabene und köstliche Empfindung, die uns in allen uns Ähnlichen Brüder sehen lässt und deren umfassendes Wohlwollen mit der glühenden Liebe zur Freiheit sich vereint, die allein fähig ist, das Glück der Menschheit zu sichern“. Das war 1791. Es folgte die persönliche Bekanntschaft, die jedoch beide Teile enttäuschte. Gegen ihre girondistischen Freunde, die ihren Salon aufsuchten, verlor Robespierre sehr. Diese machten, was für Madame Roland sehr maßgebend war, gesellschaftlich weit bessere und bedeutend interessantere Figuren, als der zwar korrekt höfliche, aber fast bis zur Ungezogenheit verschlossene und zurückhaltende Robespierre. Er hingegen war unangenehm berührt von ihren versteckten politischen Treibereien. Er durchschaute das Gemachte ihrer Zurückhaltung, die sie öffentlich zur Schau trug, während sie durch ihren Mann, der völlig unter ihrem Einfluss stand, an der Ausgestaltung der girondistischen Pläne tätigen Anteil nahm. Zudem behagte ihm der gesucht frivole Ton ihrer Freunde nicht, die als Verehrer Voltaires die Bespöttelung und Verächtlichmachung jeden religiösen Gefühls beinahe als Sport trieben. Er blieb daher ihrem Zirkel bald fern. Und ein Jahr nach ihrem ersten Schreiben empfing er einen andern Brief von Mme. Roland. Dieser enthält kein Wort der Bewunderung, vielmehr bringt er ihm den heftigsten Tadel über seine politische Stellungnahme, die ihr nun, obwohl sie sich in nichts geändert hatte, nicht mehr behagte, da sie ihrer eigenen Politik und der ihrer Freunde entgegen war.

Von längerer Dauer als die Bekanntschaft mit Mme. Roland waren seine Beziehungen zu der Marquise Chalabre. Auch sie begannen mit einer Korrespondenz. Die Marquise, eine Dame in reiferen Jahren, mit regem Geiste, voll lebhaften Interesses für die Umgestaltungen des sozialen und politischen Lebens, von Neugier erfüllt, den unentwegten Streiter für die Volksrechte kennen zu lernen, jedoch verschmähend, die Zahl seiner weiblichen Bewunderer auf den Tribünen zu vergrössern, übermittelte ihm in einem längeren Schreiben eine Charakteristik ihrer liberalen politischen Anschauung, untermischt mit einigen,

aber keineswegs überschwänglichen anerkennenden Worten für seine Tätigkeit, und bat ihn zum Schlusse, ihr das Vergnügen zu machen, mit ihr und einigen ihrer gleichgesinnten Freunde in ihrem Hause einmal in der Woche zu speisen. Robespierre sah keine Veranlassung, diesen liebenswürdigen und vollkommen unverfänglichen Vorschlag, der durchaus an den Politiker und nicht an die Person gerichtet schien, abzulehnen. Die politischen Soupers fanden statt. Mit feinem Takt wusste die Marquise die Erörterungen so zu lenken, dass jedes Aufeinanderplatzen von Meinungen vermieden wurde. Ihre ruhige Art setzte von selbst den Schroffheiten Schranken, zu denen sich Robespierre in politischen Gesprächen leicht verleiten liess. Der Umgang mit der Marquise Chalabre dürfte nicht unwesentlich zu der gewissen milderen Stimmung beigetragen haben, die sich in den letzten Wochen seines Wirkens bei ihm geltend machte. Der Einfluss ihres abgeklärten Wesens, ihrer ausgleichenden Betrachtung der Geschehnisse und Weltläufte wurde allerdings gefördert durch die sich in jenen Wochen vollziehenden Ereignisse. Robespierre musste es Tag für Tag erleben, dass die Zahl der Opfer des Schreckensregimentes stieg, ohne dass man damit dem gewünschten Ziele näher kam: der Vernichtung aller Verräter. Es diente im Gegenteil nur dazu, unlauteren und brutalen Individuen die Taschen zu füllen. Das musste ihm fast von selber den Gedanken nahe bringen, es einmal mit gemäßigter Strenge zu versuchen. Die Marquise versäumte nicht, diese sympathische Auffassung zu kräftigen, sie ahnte nicht, dass sie damit seinen Gegnern in die Hände arbeitete und den 9. Thermidor vorbereiten half. Obwohl kein anderes, als ein politisches Interesse bei ihr für ihn bestanden hatte, empfand sie seinen Tod ebenso schmerzlich, wie Charlotte, die Duplays und wie ein Teil des Volkes.

Waren es nur diese, die des Gestürzten in Trauer gedachten? Nur die Armen, die den Beschützer, die bürgerliche Familie, die den liebgewonnenen achtungswerten Hausgenossen, die Schwester, die den Bruder und die Marquise, die den ehrenwerten Charakter betrauerten? Waren es nur diese? Gab es keine Seele in Paris, in dem weiten Frankreich, der der Besiegte mehr als das, der er Freund und Geliebter gewesen war? Gab es kein Herz, das in ihm den nächsten, den liebsten geliebten Menschen, das in ihm ein Stück seines eigenen Lebens verlor? Es gibt auf diese Frage keine Antwort, keine, die mit Sicherheit zu geben ist. Ein Mensch wohl ist in Robespierres Leben, eine Frau, von der wir dunkel Kunde haben, die ihm anhing in Liebe und für die er, wenn auch nicht Liebe, so doch ein gewisses Maß von sorgender Verpflichtung bewiesen hat. Ob aber diese Verpflichtung einem tieferen Gefühl entsprang, als nur seinem Gerechtigkeitssinne, wissen wir nicht. Die Daten über dieses Verhältnis, wenn man es überhaupt so nennen

kann, sind äusserst spärlich. Sie beruhen auf der Aussage seines Mitbewohners in der Rue Saintonge. Dieser, Pierre Villiers, der Robespierre manchmal Sekretärsdienste leistete, im übrigen aber nicht viel mit ihm zusammen war — sie sahen sich oft tagelang nicht — weiss von einer schwarzgekleideten Dame zu berichten, die Robespierre des öfteren aufsuchte und von ihm Unterstützungen empfing. Ihr floss ein Drittel seiner Diäten zu, die er als Abgeordneter erhielt, das andere Drittel behielt er für sich und die letzten 6 Livres seiner Taggelder sandte er nach Arras an seine Schwester. Das ist die eine Seite, die andere ist weniger erfreulich. Villiers erzählt, dass die Unbekannte zuweilen auch des Abends sich einstellte und um Einlass bat, den Robespierre ihr verweigerte. Oft wartete sie stundenlang auf sein Erscheinen. Kam er dann, so erntete sie Vorwürfe, wurde barsch fortgewiesen und, wenn sie sich mit Worten gar nicht belehren und bekehren liess, wie Villiers mitteilt, von Robespierre heftig geschlagen. Sie ging dann weinend fort, doch nur um in einigen Tagen das alte Spiel zu wiederholen und die gleiche Erfahrung aufs neue zu machen. Von ihrer Seite muss also unbedingt eine starke Zuneigung bestanden haben. Was aber trieb Robespierre, obwohl er sich in seinem persönlichen Verhalten zu ihr wenig freundlich erwiesen zu haben scheint, dazu, ihr eine materielle Unterstützung zuteil werden zu lassen? Stand sie einst seinem Herzen näher? Fühlte er sich ihr gegenüber aus irgend einem Grunde schuldig? Aber warum dann diese rauhe Behandlung? Und wann begann, wann endete dieses merkwürdige Verhältnis? Die Duplays wissen nichts von dieser schwarzen Dame. Dabei haben sie, solange Robespierre bei ihnen wohnte, beinahe von jedem seiner Schritte Kenntnis gehabt. War er nicht im Klub, im Konvent oder im Wohlfahrtsausschuss, so sass er in seinem Zimmer. An seinen Spaziergängen nahm fast stets ein Mitglied der Familie Duplay teil, manchmal sogar mehrere. Keines von diesen hat je die schwarze Dame gesehen. Ebensowenig kennt sie Charlotte. Eine Bekanntschaft aus der Substitutenzeit kann es nicht sein, denn gewissenhaft wie Robespierre war, würde er sie auch von Arras aus unterstützt haben. Dafür aber, dass dies geschehen ist, besteht nicht der geringste Anhaltspunkt. Die Bekanntschaft könnte also frühestens von seinem Versailler Aufenthalt als Abgeordneter zu den Generalständen, also etwa vom Mai 1789, datieren. In Versailles wohnte er jedoch anfangs mit anderen Abgeordneten zusammen im Gasthof zum Fuchs. Es ist höchst unwahrscheinlich, dass er dort eine derartige, ihn ziemlich kompromittierende, und bei seinen strengen sittlichen Anschauungen doppelt gefährliche Verbindung angeknüpft haben sollte. Auch wäre es seltsam, dass, sollte dies dennoch geschehen sein, seine Kollegen davon nichts wahrgenommen hätten. Und doch hat nie einer, was

ihnen später gewiss sehr gelegen gewesen wäre, ernsthaft einen diesbezüglichen Verdacht gegen Robespierre ausgesprochen. Es bleibt also nur die Möglichkeit, dass die Bekanntschaft nach der Übersiedlung der Nationalversammlung nach Paris, Mitte Oktober 1789, begann. 1791 aber zog Robespierre zu den Duplays und die Unbekannte taucht nicht wieder auf. Nun weiss jedoch Villiers nur von den Geldunterstützungen und der harten Abweisung jeder Annäherung der Unbekannten zu berichten. Wann fand die Einleitung zu all dem statt? Das erfahren wir auch von Villiers nicht.

Ist das Ganze eine Erdichtung? Ist es die Aufbauschung eines einzelnen Vorganges zu einem Roman? Oder lag seinen Beziehungen zu der schwarzen Dame überhaupt kein erotisches Motiv zugrunde? War es Mitleid mit einer Bedürftigen, das ihn zu helfen drängte, und wuchs aus ihrer Dankbarkeit die Liebe, die er kannte und der er, da er sie nicht erwidern konnte, wenigstens die Nöte des Daseins ersparen wollte? Das einfachste freilich wäre, Villiers Mitteilungen als Phantasien zu betrachten. Nur wären diese Phantasien recht armselig. Zudem werden die Geschehnisse trocken, ohne Gehässigkeit und Ausfälle gegen den „heuchlerischen Tugendhelden“ berichtet. Villiers ist vielmehr vollkommen von Robespierres Tadellosigkeit in sittlicher Beziehung überzeugt, wenn er sie ihm auch in Anbetracht des liebeflehenden Weibes ziemlich übelnimmt. Man kann also seine Erzählung nicht ohne weiteres beiseite schieben, wenngleich man vor ihr wie vor einer Unwahrscheinlichkeit steht.

Robespierres Beziehungen zu der schwarzen Dame sind die einzigen, bei denen wir eine erotische Grundlage vermuten können, sie sind zugleich die einzigen, die eine solche Deutung halbwegs gestatten. Bei allen seinen übrigen Bekanntschaften ist dies völlig unmöglich. Wer daher Robespierre nur vom Standpunkt der Erotik aus betrachten wollte, würde ein recht mangelhaftes Bild bekommen. Es bliebe ihm freilich der Ausweg, die fehlenden Züge mit dem Hinweise zu ergänzen, dass Robespierres Leidenschaft sich selbst gegolten habe. Diesem Hinweise lässt sich kein unbedingtes Nein entgegenstellen. Es ist aber ebensowenig eine Stimme vorhanden, die ihn mit Ja bekräftigen könnte. Wir sind lediglich auf Schlussfolgerungen angewiesen. Und da sprechen zwei Gründe durchaus gegen eine solche Mutmaßung: Robespierres unbedingte Ehrlichkeit und seine gänzliche Verständnislosigkeit gegenüber jeder stärkeren, ja eigentlich gegenüber jeder erotischen Betätigung. Denn seine Hymnen auf die Ehe gelten dieser nur als bürgerlicher Institution. Er sieht in ihr, gleich der Kirche, die einzige Möglichkeit, die wilden Triebe der Menschen in einer gewissen Ordnung der Nation und dem Staate nutzbar zu machen.

Jede dieser Ordnung entbehrende Verbindung verwirft er als lasterhaft. Dabei ist nicht etwa Heuchelei im Spiele, weder die Heuchelei des Neidischen, der dem andern missgönnt, was sich ihm selbst nicht bietet — es bot sich ihm ja genug, er hätte nur zuzugreifen brauchen —, noch die Heuchelei des Unfähigen, der sich selbst der Genussfähigkeit beraubt hat. Ein solcher würde nicht in dem Maße ratlos vor der Liebesraserei der andern stehen, wie Robespierre es tat. Robespierre empfand die erotische Leichtigkeit seiner Genossen durchaus als böswillige Abscheulichkeit. Seiner kühlen Natur kamen dergleichen erotische Wallungen kaum, dasselbe nahm er für die andern an. Wenn sie sich also Exzessen überliessen, musste es böser Wille sein. Er beging in diesem Punkte den nämlichen Fehler wie sonst auch, er setzte seine Neigungen und Meinungen den andern zur Norm. Die Berechtigung hierzu nahm er aus der eigenen Untadeligkeit. Das war, wie wir es heute ansehen, falsch. Es hat aber nicht immer für falsch gegolten. Jahrhundertelang konnten einige wenige Menschen der Masse der übrigen als Vorbild und Richtschnur gesetzt werden und noch heute haben derartige menschliche Maßstäbe für viele unerschüttert Geltung. Robespierre handelte nur seiner Erziehung gemäß, wenn er seine eigene Leidenschaftslosigkeit bei der Beurteilung der Leidenschaft anderer zu deren Ungunsten in die Wagschale warf. Aber eines war unbedingt notwendig: die Leidenschaftslosigkeit musste echt sein, denn Robespierre war nicht der Mann, der von Tugend sprechen konnte, wenn er sie nicht selbst besass. Der geringste ihm anhaftende Makel würde ihm den Mund verschlossen haben. Und als Kind der damaligen Zeit würde er jede autoerotische Betätigung als bemakelnd empfunden haben. Nein, er war kein falscher Zeuge für die Tugend. Er glaubte nicht nur, er war durchdrungen von dem, was er sagte, und nicht müde wurde, Frankreich zu predigen: „Laster und Tugend bestimmen die Geschicke dieser Erde, daher ist die einzig sichere Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft die Moral.“ Ohne Tugend ist die Revolution „korrumpierend und gegenrevolutionär“. Und er nennt die Tugend „die Zusammenfassung aller Willensgewalt“ im Dienste der Freiheit und des Vaterlandes. In dieser Definition der Tugend liegt der Schlüssel zum Innersten seines Wesens. Er hatte in sich alle Willensgewalten zusammengefasst. Von Kindheit an war er an der heiteren Seite des Daseins vorbeigegangen, kühl und verschlossen wie er war, hatte er nichts in ihr gesehen als Torheit. Dann kam die Arbeit, kam die Politik, er gehörte sich weniger als je. Sein Wirken verschlang jedes eigene Wünschen, das sich etwa in ihm hätte regen wollen. Es blieb nur „ein Priester, der Gott dienen wollte“. Gott war ihm lebendig im Volke, und er wollte ihm dienen, indem er das Volk von alten Lasten

und Sünden löste und zur Freiheit und Tugend führte. Diesem Werke gehörte seine Liebe, ihm galt seine Leidenschaft und ausser diesem Werke bewegte ihn nichts.

Seine Gegner bemühten sich freilich wiederholt, ihm abseitige Bestrebungen anzudichten. Sie hatten jedoch wenig Stichhaltiges vorzubringen und beschränkten sich meist darauf, den leeren und unbegründeten Vorwurf des Strebens nach der Diktatur gegen ihn zu erheben. Als sich dann in der Sache der Katherine Théot die Gelegenheit bot, ihn zugleich lächerlich zu machen, suchten sie ihn auch, besonders Vadier, in diese Geschichte zu verwickeln, zumal sie geeignet war, auch seine behaupteten Diktaturabsichten zu beleuchten.

Die Théot war eine Frau in den Sechzigern, die schon in ihrer Kindheit besonderen Hang zur Mystik zeigte. Sie vertiefte sich in die Heiligengeschichten, vor allem in die ihrer Patronin, der heiligen Katharina von Siena, und glaubte bald, gleich dieser, zur Braut Christi bestimmt zu sein und sein Wort zu vernehmen. Späterhin hatte sie Unterredungen mit Gott und in einer dieser empfing sie die Zusage der geistigen Mutterschaft des neuen Christus, dessen Kommen sie verkünden sollte. Im Jahre 1792 kam sie mit Dom Gerle zusammen. Dieser, Prior der Karthäuser und Abgeordneter der Geistlichkeit von Riom in der ersten Nationalversammlung, hatte schon vor ihr eine andere Ekstatikerin, Susette Labrousse, beschützt, einmal sogar auf deren Prophezeiungen in der Nationalversammlung hingewiesen. Er nahm sich auch der neuen Prophetin mit Eifer an. Es wurden schliesslich im Heim der Théot regelrechte Gottesdienste abgehalten, wobei Dom Gerle in einer weissen Robe amtierte. In seinen Predigten nannte er häufig Robespierres Namen, sein Platz war neben der „Mutter Gottes“, die auf einem erhöhten Stuhle sass. Das Publikum dieses Zirkels setzte sich aus Kranken — die Théot war selbstverständlich auch Heilerin —, alten Weibern, einigen jungen Leuten und Kartenschlägerinnen zusammen. Das sektiererische Treiben erregte schliesslich die Aufmerksamkeit des Sicherheitsausschusses. Vadier schickte Agenten zu den Zusammenkünften und liess Mitte Juni 1794 die Sekte aufheben. Bei der darauffolgenden Haussuchung wurde ein Brief gefunden mit der Aufschrift „Robespierre, dem Sohne des Höchsten Wesens, dem Ewigen Wort, dem Erlöser der Menschheit, dem von den Propheten verheissenen Messias“. Die Théot konnte zwar nicht schreiben, aber sie hatte die Adresse vielleicht schreiben lassen. Robespierre als Messias passte zu ihrem System und Dom Gerles Verehrung für Robespierre hatte sie in dieser Auffassung bestärkt. — Man braucht daher den Brief nicht für einen Trick Vadiers zu halten. Dass ihm dieser Brief sehr gelegen kam, ist freilich ebensowenig zweifelhaft. Dennoch war es albern, die schwärmerische

Anrede der Théot gegen Robespierre auszumünzen. Denn Vadier wusste gut genug oder hätte es wissen können, dass Robespierre das Haus der Théot niemals betreten hat. Seine ganze Verbindung mit der Sekte bestand darin, dass er Gerlé, der in der ersten Nationalversammlung sein Nachbar gewesen war, ein Attest der Bürgertreue ausstellte, als dessen Sektion Ende 1793 ihm die Bürgerkarte verweigert hatte. Man hat dann auch versucht, Robespierre mit der Théot durch die Familie Sainte Amaranthe in Verbindung zu bringen. Es beruht dies jedoch nur auf einer Verwechselung mit Augustin, der bei dieser leichtlebigen Dame verkehrte.

Für die eigentliche Diktatur-Anklage waren diese Mätzchen nur schmückendes Beiwerk. Die Gegner Robespierres konnten damit die Lacher und Spötter einen Augenblick auf ihre Seite ziehen, aber sie nicht von Robespierre trennen. Um den überragenden Einfluss seiner Persönlichkeit zu brechen, der in seiner moralischen Unantastbarkeit ruhte, bedurfte es stärkerer Mittel, als der Seitenhiebe auf seinen Theismus und die plumpen Verdächtigungen eines Umganges mit den Amaranthes. An die einen glaubte niemand und die anderen wurden Robespierre ernstlich nicht gefährlich. Erst als man Proskriptionslisten fabrizierte, auf denen drei Viertel der Konventsmitglieder standen, und den verängstigten Deputierten weiss machte, dass nur ein unbedingter Anschluss an die Schreckensmänner sie vor dem Untergange retten könne, da begannen sie sich den Feinden Robespierres zuzuneigen und schenkten ihren Beschwerden Glauben. Es ist viel darüber hin- und hergestritten worden, was an diesen Anklagen Wahres ist, heute kennen wir ihre Haltlosigkeit. Robespierre selbst hat jede, auch die leiseste Andeutung eines solchen Planes mit Nachdruck bekämpft. Als man September 1792 davon sprach, dass er sich zum Diktator aufwerfen wolle und darum dem Volke schmeichle, erledigte er dieses Gerede mit den Worten: „Man schmeichelt Tyrannen, aber 25 Millionen Menschen schmeichelt man ebensowenig wie der Gottheit.“ Und als er 1793 im Konvent von der Gironde durch Louvet und Roland im nämlichen Sinne angegriffen wurde, gab er ihnen zur Antwort: „Niemand wird es wagen, mir ins Angesicht eine solche Anschuldigung zu schleudern. Ihr meint, dass der tolle Ehrgeiz, meinen Ruhm zu heben, mich einen Augenblick habe verführen können. O, ihr Menschen. Ihr seid ebenso abgeschmackt in Euren Deklamationen, als unwürdig dieser heiligen Freiheit. Lernet erst, dass die Souveränität des Volkes nicht beschimpft werden kann. Vielleicht ist im Eifer um die Rettung des Vaterlandes ein Wort über meine Lippen gekommen, das Euch recht zu geben scheint. Aber dies darf nicht das Urteil einer Versammlung bestimmen, die sich immer nur von der Gerechtigkeit leiten lassen soll. Wenn indessen mein Tod die unselige Gärung der

Parteien zu stillen vermag, wenn er die Hoffnungen der Staatsfeinde zu vereiteln und das Glück meines Vaterlandes befestigen kann, so bin ich bereit, mich selbst anzuklagen und meinen Kopf dem Messer auszuliefern, das mir zwar ein vergängliches Leben, doch nicht die Unsterblichkeit rauben wird.“

Und seine Verteidigung vom 8. Thermidor schliesst: „Darf man die Prinzipien nicht mehr vertreten, ohne für ehrsüchtig zu gelten? Dann regiert die Tyrannei unter uns. Aber ich werde nicht schweigen. Was kann man auch einem Manne einwenden, der recht hat und für sein Land zu sterben weiss? Ich bin geschaffen, um das Verbrechen zu bekämpfen, nicht um es zu beherrschen. Doch ich fühle es, die Zeit ist noch nicht gekommen, wo brave Männer ungestraft ihrem Vaterlande dienen können; die Verteidiger der Freiheit werden solange geächtet sein, als die Horde der Schurken herrscht.“

In diesem letzten Satz seiner Rede gab er die Begründung seiner Verurteilung im voraus. Denn sein Fall war in den Gemütern beschlossen, ehe noch der Zusammenprall der Weltauffassungen am 9. Thermidor zu seinen Ungunsten entschieden wurde. Man hatte seine moralische Diktatur seufzend getragen, man hätte sich ihr wohl, wenn auch seufzend, noch länger gefügt, hätte nicht das unkluge Wort St. Justs: „Die Macht in die Hände des einzigen Menschen zu legen, der fähig sei, Frankreich zu retten“, den Gegnern einen Schein des Rechts in die Hand gegeben. Nun waren sie die Retter der bedrohten Freiheit, Robespierre der Verräter. Ihre ganze Beredsamkeit boten sie auf, die noch Schwankenden auf ihre Seite zu ziehen, Der Sieg musste ihnen zufallen, musste es, weil das Ideal, für das Robespierre stritt, zwar ein Ideal voller Tugend, aber die Gleichheit, die ihm vorschwebte, eine vernichtende war. Er kannte nur die Masse, nicht das Individuum. Und darum mussten sich die Individuen zur Wehr setzen und er musste fallen, obwohl er der Reine war. Sie aber waren trotz ihrer Mängel, ihrer bitter üblen Eigenschaften, ihres Egoismus die Stärkeren, weil sie für das Leben kämpften, für seine schrankenlosen Möglichkeiten und für den Reichtum seiner Entfaltung. Robespierre ahnte sein Schicksal. Am Abend des 8. Thermidor schloss er im Klub die Verlesung seiner Rede mit den Worten: „Es ist mein Testament, was Ihr gehört habt. — Niemals zuvor hat mich eine Ansprache an Euch derart ergriffen, wie die heutige; es scheint mir, es ist ein Lebewohl an Euch gewesen. Nun, ich bin bereit, wenn es sein muss, den Schierlingsbecher mit heiterer Ruhe zu trinken.“

„Wir trinken ihn mit Dir!“ riefen Hunderte von Stimmen ihm zu. Er wehrte ab, er war kein Mann des Schwertes. Seine Stärke lag in seiner Rede, durch die Wahrheit seiner Rede hoffte er zu siegen. Er unterlag. Aber alle die Rufer, die mit ihm hatten sterben wollen,

unterlagen nicht, sie schlossen sich noch rechtzeitig an die siegende Partei an. Nur wenige Getreue waren seine Genossen auf dem Todeskarren.

Mit ihm starben ausser einigen unbedeutenden Mitläufern, die man ebenfalls auf dem Stadthause ergriffen hatte, St. Just und sein Bruder Augustin. Augustin hatte ebensowenig wie Charlotte mit dem Bruder viel gemein gehabt. Sie waren alle drei recht verschiedene Naturen und nur die Bewunderung für den ältesten Bruder einte die beiden andern. Ohne den älteren Robespierre würde die Welt wahrscheinlich nie etwas von dem jüngeren gehört haben. Baudot nennt ihn „einen Krug, der klingt, wenn sein Bruder darauf schlägt". In politischer Hinsicht ordnete sich Augustin bedingungslos dem Bruder unter. Dabei war er immer auf der Wacht, die Interessen seines Bruders wahrzunehmen und ihn zu verteidigen oder ihn zur Verteidigung zu ermuntern. Er begriff die Gelassenheit nicht, die Robespierre persönlichen Schmähungen gegenüber bewahrte, er tadelte dann seinen Mangel an Energie und suchte ihn zu Entgegnungen zu drängen. Seine Berichte aus dem Süden über die Ungebühr vieler Konventskommissare trugen dazu bei, Robespierre die Augen über die Schäden des Schreckensregiments zu öffnen. Seine Schilderungen blieben nicht ohne Eindruck auf Robespierre. Die Wandlung, die sich bald darnach vollzog, war aber nicht Augustins Werk allein. Auch von anderer Seite hatte Robespierre ähnliche Mitteilungen über das Treiben der Kommissare in der Provinz erhalten und einige von ihnen, wie Barras und Fréron, suchten ihn persönlich auf, um sich zu rechtfertigen. Man würde die Einwirkung Augustins ungeheuer überschätzen, wollte man bei ihm auch nur eine der bedeutenderen Ursachen zu Robespierres Abkehr vom Schrecken suchen. Seine Mitteilungen waren ein Anstoss dazu unter vielen. Noch mehr würde man fehlgreifen, wollte man Wert darauf legen, dass es der Bruder war, von dem diese Berichte ausgingen. Das Verwandtschaftsverhältnis sprach für Robespierre nicht im mindesten mit. Er hatte dem Bruder seine Empfehlungen zuteil werden lassen, soweit dessen Tüchtigkeit sie verdiente. Das war für ihn als Familienhaupt, dessen Pflichten er, wie alles, sehr genau nahm, selbstverständlich. Weiter jedoch ging seine Anteilnahme für den Bruder nicht. Warum hätte er, wo dieser Tatsachen bot, ihm misstrauen sollen? Er beurteilte dessen Nachrichten ohnehin im Zusammenhalt mit den andern. Und Augustins Meinungen? Wohl wirkte diese oder jene Erfahrung auf Robespierres Entscheidungen ein, aber Menschenwunsch und -wille kamen dabei zu allerletzt ins Spiel, sein eigener nur insoweit er mit den „Prinzipien" eins geworden war. Wie hätten ihm da die Ansichten Augustins maßgebend sein können? Augustin, der ein mutiger Draufgänger, aber

von geringer Ausdauer war, der die Tugend liebte, aber sein Temperament nicht immer zu zügeln vermochte, der der Freund der schönen Ricordi, der Gast im Hause der Amaranthes war. Zwischen Augustin und Robespierre bestand mithin kein inneres Band. Der Bruder war ihm ein Mensch gleich vielen, nicht näher, nicht ferner. Und wie alle diese, hatte auch er keinen Zutritt zu seiner Seele. Den hatte auch Charlotte nicht. Wie wenig sie Robespierre bedeutete, beweist, dass er sich für die Duplays entschied, als es zwischen Charlotte und diesen zum Zerwürfnis seinetwegen gekommen war. Ihm dünkte ihre Eifersüchtelei gegen die Familie Duplay kindisch, da es ihr bekannt war, wie gut für seine äusseren Bedürfnisse dort gesorgt wurde, und sie wiederum fand, dass es unrecht von ihm sei, der eigenen Schwester nur ebensoviel Aufmerksamkeit zu schenken, wie diesen fremden Leuten. Sie sah in ihm eben nur den Bruder, wenn auch den bedeutenden Bruder. Ein Verständnis für den Menschen brachte sie erst auf, als der 9. Thermidor ihn ihr entrissen hatte. Nun wurde er ihr zum Heros und die Pflege seines Andenkens zur Lebensaufgabe. Alles Trennende, was zwischen ihr und dem Bruder sich aufgerichtet hatte, war von der Bosheit fremder Menschen aufgerichtet worden, meinte sie, er, der stets Gütige, hatte ihr seine Liebe nie entzogen und sie war ihm immer die gehorsame Schwester gewesen. Sie vergass, dass sie noch wenige Wochen vor seinem Tode sich bitter über seine Härte gegen sie beklagt hatte. Ihre naive kindliche Gemütsart half ihr den Schmerz über des Bruders Tod überwinden, wie diese sie andererseits zu trotzigem Aufbrausen wider manche Anordnungen des Lebenden verleitet hatte. Eine derartige Natur aber war vollkommen unfähig, Robespierre mehr als eben die Blutsverwandte zu sein.

Eine geistige Ähnlichkeit und eine innere Verbindung bestand nur mit St. Just. Allerdings kann man auch auf dieses Verhältnis kaum die Bezeichnung Freundschaft anwenden. St. Just hatte Robespierre von Anfang an als den Meister betrachtet, zu dem er aufblickte: „Sie, den ich wie einen Gott nur aus Wundern kenne“, redet er ihn in dem ersten Briefe an, und schloss: „Sie sind nicht nur der Abgeordnete einer Provinz, Sie sind der Vertreter der Menschheit und der Republik.“ In diesen Sätzen war seine Stellung gegenüber Robespierre festgelegt und er hat sie nie verändert. Sein Widerspruch gegen einzelne sozialpolitische Maßnahmen, zu denen die Umstände drängten und die in Robespierre einen Verteidiger fanden, galt nie der Person selbst. Begriff doch St. Just wie kaum ein anderer das Wesen Robespierres und dieses Wesen verehrte er bis zum letzten Augenblick. Er achtete Robespierres reines und uneigennütziges Streben viel zu sehr, als dass er ihm je ernstlich entgegengetreten wäre. In jeder wichtigen Entscheidung machte er sich Robespierres Auffassung zu eigen.

Darum verzichtete er auch im letzten Kampfe, als nur die Bildung einer Partei sie retten konnte, Robespierres Widerstand gegen solche Bildung zu überwinden und ihn über sich selbst hinauszureissen. Auch er musste erfahren, dass Robespierre von nichts und durch niemanden in seinen schliesslichen Entscheidungen zu beeinflussen war. Raten, erwägen, planen, das war alles. Und selbst dabei blieb Robespierre der Führende, der Lehrer. So konnte St. Justs Unbedachtsamkeit Robespierre zum Verhängnis werden, aber zum Schicksal ist er St. Just geworden. Das Verhängnis hätte sich wenden lassen, wäre es nach dem Willen des jungen Eiferers gegangen. Doch sein Glaube an Robespierre war stärker als sein Wille, sehenden Auges schritt er dem Grabe zu, das Robespierres unerschütterliche Tugend, seine Grösse und zugleich — menschlich natürlich genommen — seine Torheit ihnen bereitete.

Vielleicht hätten Robespierres Pläne einen anderen Abschluss gefunden, wenn es St. Just oder sonst einem Menschen gelungen wäre, seine Freundschaft sich zu erringen. Aber jedes Bemühen in dieser Hinsicht scheiterte an der Unzugänglichkeit Robespierres. Der Ring der Einsamkeit, den seine kühle Natur um sich gezogen hatte, ist von niemandem durchbrochen, er von dessen einschnürendem Bann durch keine menschliche Hand erlöst worden. Kein Einzelner fand den Schlüssel zu seinem Herzen. An Schwester und Bruder band ihn nur die verwandtschaftliche Pflicht, seiner Familie im weiteren Sinne war er ein zuvorkommender und schätzenswerter Angehöriger, doch nie entwickelte er für eines ihrer Glieder ein Gefühl, das über das selbstverständliche familiäre hinausreichte. Freundschaftsbeziehungen hatte schon der Knabe nicht gekannt, der Mann kannte sie vollends nicht. Desmoulins! Nur der gemeinsame Hass gegen das Bestehende, die Bewunderung für die vergötterte Vergangenheit und die glühende Hoffnung auf eine befreite Zukunft hatten sie zusammengeführt. Mitstreiter war Desmoulins für Robespierre, nicht mehr. Und die wehmütige Empfindung, die ihn bei Desmoulins' Abfall beschlich, galt weniger dem Menschen, als dem versagenden Kämpfer, der durch Jahre fast Seite an Seite mit ihm gestanden hatte. Diese Jahre gemeinsamen Strebens hatten ihm Desmoulins vertrauter gemacht, doch nicht ihn Desmoulins. Er liess sich umwerben, er warb nicht, weder um Verständnis, noch um Anhänglichkeit. Hing ihm jemand an, liess er es über sich ergehen und trug die ihm entgegengebrachte Neigung gleich einer Last, die ihm das Leben auferlegt hatte und die man nicht abschütteln durfte. Reicher wurde er jedoch durch solche Erfahrungen nicht. Seine Gefühle kamen nicht in Wallung, weil er leer an Gefühlen, an Gefühlen für das Individuelle, für Persönlichkeiten, für den Menschen war. Das zeigen seine Liebesgedichte, das beweist

sein Alleinbleiben inmitten der Rosati. Die verschiedenartigsten Charaktére fanden sich dort um ihn aufgestellt, zu keinem trat er in ein herzliches Verhältnis. Er kam und ging: der gute Gesellschafter, der tüchtige Arbeiter, der eifrige Vaterlands- und Volksfreund. Paris und die Jakobiner änderten an seiner Abgeschlossenheit nichts. Viele wohl nannten sich dort seine Freunde, er war keinem Freund. Sein Entgegenkommen war das eines Mannes von guter Erziehung, seine gelegentliche Anteilnahme an fremdem Schicksal machte ihn nie den Gesetzgeber in sich vergessen, nur als solcher griff er entscheidend ein. Auch sich selber gestattete er keine Menschlichkeiten. Anaïs Deshortis. Adele Duplessis, Eleonore Duplay! Hoffnungen Fremder, die ihn kalt liessen, die er kaum gewahrte und nur im ersten Falle und da rein sachlich, ohne jede Gemütsbeteiligung, in Erwägung zog. -- Die dunkle Dame! Ein Rätsel, das aber mehr in die Richtung einer Pflicht, als in die einer Neigung deutet. Die politisierenden Frauen! Fachliche Interessen, sozusagen. Endlich St. Just! Jünger und Meister. Vielleicht sah Robespierre zuweilen in St. Just den Vollstrecker seines Willens, wenn er den Gedanken eines Daseinsabschlusses für sich erwog. Diesem Vollstrecker, diesem Ausführer seiner Pläne gab er sich offener, soweit die Politik es erforderte. Gefühlsregungen ketteten ihn auch hier nicht.

Solcher Ketten spottete Robespierre. Sie hatten ihn nie gedrückt, würden ihn nie gedrückt haben, denn der Gefühle für das Besondere war er bar. In diesem Punkte war er arm. Daher seine völlige Verständnislosigkeit gegenüber den Erregungen und Aufwallungen anderer. Er hatte nicht in sich, was sie besassen. Es bestand bei ihm ein ausgesprochener Gefühlsmangel gegenüber dem Individuum. Dieser Mangel einzig erklärt, dass ein Mensch, der für die Allgemeinheit das Beste, was er kannte, die Tugend! wollte, über Hunderte von Menschen den Schrecken verhängte. Weder Blutdurst, noch Rachgier trieb ihn zu den Massenopfern, lediglich gesetzgeberische Notwendigkeit, wie er sie sah. Die Feinde des Staates mussten fallen. Regte sich schon für Befreundete nichts in seinem Herzen, wie hätte er für diese Abtrünnigen, diese sich selber von den Wohltaten der „tugendlichen“ Gesetzgebung Ausschliessenden, eine Spur Bedauern empfinden sollen? Dabei ist freilich zu bedenken, dass seine Zeit und Umgebung, soweit nicht politische Absichten mitsprachen, der Arbeit der Guillotine keineswegs mit einem derartigen Schauder gegenüberstanden, wie wir. Im Gegenteil, die Drohung des Fallbeils wirkte als Reiz, und wir können Nodier glauben, wenn er in seinen Erinnerungen ausspricht, dass ohne diese Drohung das damalige Frankreich nicht von jenem Leben durchpulst worden wäre, das uns nun die Geschichte zeigt. Die Aussicht, die geringste abweichende Meinung, die kleinste unbedeutendste, aber politisch

nicht völlig eindeutige Tat mit dem Kopfe zahlen zu müssen, diese Aussicht feuerte zu den heroischen Gebärden an, die ganz Frankreich in jener Epoche aufwandte. Die Leute befanden sich wie auf einer Bühne und waren stolz, im Angesichte der Welt ihre Spiele aufführen zu dürfen Der tragische Abschluss, den die meisten dieser Spiele fanden, war ihnen nur Krönung, kaum Schmerz. Mochte auch auf dem letzten Gange ihr Mund die Mörder verfluchen, um die Lippen zuckte doch ein heimliches hochgemutes Lächeln. Sie, die sonst im Dunkel irgendeiner Provinzstadt ihr Leben zu Ende geschleppt hätten, dankten mit jenem leisen Lächeln jenen, die ihnen ermöglichten, als Helden zu sterben. Der Tod hatte für die meisten seinen Stachel verloren. Der Gedanke an ihn konnte auch den Richter nicht schrecken, vollends einen Mann nicht, dem sein Amt nicht ein richterliches, sondern das eines Vollstreckers des allgemeinen Willens war. Dieses Amt schulmeistermäßig gewissenhaft auszuüben, galt Robespierre als oberste Pflicht. Er unterzeichnete die Todesurteile ebenso leidenschaftslos wie die Befehle auf Haftentlassung, wie die Noten an die Konventskommissare und ähnliches. Es war seine ihm durch den Konvent vom Volke übertragene Aufgabe. Bei Erfüllung dieser Aufgabe hatte er weder rechts noch links zu blicken, weder nach Liebe noch nach Leid zu fragen, er hatte seinen Posten getreu zu verwalten im Dienste des allgemeinen Willens, im Dienste der Prinzipien. Fielen diesen Opfer, er durfte deshalb nicht von ihrem Wege weichen. Wäre er davon gewichen, er hätte sich selbst dem Fallbeile ausgeliefert. Das ist das Grösste an ihm, dass er nie etwas für sich erstrebte, dass er seine Person als höchst nebensächlich empfand. Mögen wir uns erkältet fühlen von seiner Gefühlsleere, mögen wir vor dem Mangel an Menschlichem bei ihm gegenüber dem Einzelnen erschrecken und uns mit einem gewissen Abscheu von dieser starren und harten Erscheinung abwenden, vor dem Menschen, der sich selbst vergass, um völlig Werkzeug, völlig Diener der Prinzipien zu sein, die er als wahr erkannt hatte, müssen wir uns mit Achtung beugen. Die Prinzipien waren in ihm Fleisch geworden, ohne von ihrer Starrheit, ihrer Unerbittlichkeit, mit der sein Hirn sie empfangen hatte, zu verlieren.

Und vor diesen Prinzipien, die sich in ihm fest hatten verankern können, weil keine hindernden persönlichen Affekte, Zu- und Abneigungen, auftraten, zerbrach jedes Bemühen einer Freundschaft oder Neigung, seinen Charakter zu mildern und ihn besser mit dem Leben zu verknüpfen, d. h. seine Doktrinen einem Wechsel gefügiger zu gestalten. Diese Aufgabe vermochte auch St. Just nicht zu erfüllen, er noch weniger wie andere vor ihm, trotzdem er in der Arbeit weitaus am vertrautesten mit Robespierre stand. Jedoch seine Jüngerschaft bildete das Hindernis. Sie musste anstatt zu einer Ablösung der

Prinzipienstrenge Robespierres beizutragen, vielmehr zu deren Befestigung und Verhärtung führen. Denn in St. Just hatte Robespierre den Menschen gefunden, der an die Prinzipien glaubte gleich ihm, und der an ihn glaubte und an seine Treue zu diesen Prinzipien. Und dieser Mensch war ihm treu, um seiner eigenen Treue willen. Wie hätte er da wankend werden sollen? Und was St. Just nicht vollbrachte, zum Teil nicht vollbringen wollte: die Charakterwandlung dieses Mannes, das musste völlig Menschen versagt bleiben, wie die übrigen führenden Temperamente des revolutionären Frankreich sie waren. Zwischen ihm und ihnen gab es kaum eine Verbindung. Die einzige Brücke, die über den Abgrund seiner Verschlossenheit führen konnte, war seine Liebe zum Volke. Um des Volkes willen reichte er Danton die Hand, um des Volkes willen übte er Nachsicht mit Marats Narrheit. Er kehrte sich von Danton ab, als dieser sich vom Volke wandte und der Bourgeoisie zukehrte. Männer wie Mirabeau und Lafayette hatten nie seine Achtung. Er bedauerte, dass ein Genie, wie der provenzalische Graf, sich in Ausschweifungen wegwarf. Er war nicht verwundert, als er von seiner heimlichen Korrespondenz mit dem Hofe erfuhr. Ein solches Tun schien ihm bei Mirabeaus Charakter unausbleiblich. Von Lafayette hielt er noch viel weniger. „Ich habe eine Zeitlang geglaubt“, erklärte er öffentlich, „der General beabsichtige nichts anderes, als der erste Diener des Königs zu sein. Jetzt aber bin ich überzeugt, dass es ihm gleichgültig ist, ob er sein Diener oder sein Henker ist. Was liegt einem Lafayette daran? Wenn nur er selber am Ruder bleibt.“ Marat verzieh er seinen Fanatismus nur, weil er gleichzeitig für die Interessen des Volkes eintrat. Bei der einzigen privaten Begegnung, die sie hatten — es war jene, in der Marat ihm die Diktatur antragen wollte — hielt er ihm scharf vor, dass sein Ungestüm die Revolution kompromittieren würde. Von dieser Meinung ist er nie abgegangen. Den Kultus, den man Marat nach seinem Tode widmete, hielt er für abgeschmackt und lächerlich. „Wir haben wichtigere Maßnahmen zu treffen, als über ausschweifende Ehrenbezeugungen für den Gefallenen zu verhandeln.“ Demselben Gedankengang entsprang, was er Legendre im Konvent entgegenrief, als dieser Danton verteidigte und dessen Vernehmung durch den Konvent begehrte, da dieser verdienstvolle Mann nicht jedem gewöhnlichen Angeklagten gleich behandelt werden dürfe: „Dürfen einige Menschen schwerer in die Wagschale fallen, als das Vaterland? Ist mit dem Namen Danton ein Privileg verbunden? Nein, wir wollen keine Privilegien, wir wollen keine Götzen! Ein Götzenbild und noch dazu ein angefaultes muss vernichtet werden.“

Nicht Neid sprach aus Robespierre, er wollte in der Tat keine Privilegien. Streng hielt er sich an die festgelegten Gesetze. Nur dem

Volke räumte er das Recht ein, die Gesetze zu ändern. In Bekämpfung der Privilegien forderte er in der konstituierenden Nationalversammlung das Verbot der Wiederwahl ihrer Deputierten, forderte er das Verbot der Übertragung des Ministerportefeuilles an Abgeordnete. Aus dem gleichen Grunde verlangte er vor den Konventswahlen den Ausschluss der Deputierten der beiden früheren Versammlungen. „Jede Maßregel, die das Volk gegen schlechte Wahlen, gegen die Korruption seiner Vertreter schützt, ist gerecht und notwendig. Sonst werden wir statt einen Hunderte von Despoten haben, deren Einfluss, weil jünger und populärer, tausendmal gefährlicher ist.“ Er tritt für kurze Legislaturperioden ein, damit das Volk seine Souveränität in der Erneuerung der Abgeordneten um so öfter ausüben könne, denn darin bestehe in einem grossen Staate die einzige Möglichkeit für das Volk, sie auszuüben. Das war, vom praktisch staatsmännischen Standpunkt gedacht, ein geradezu wahnwitziger Vorschlag, da dadurch jede Beständigkeit in der Erledigung der laufenden Geschäfte nahezu ausgeschaltet wurde. Robespierre war eben kein Staatsmann, er war ein Utopist, der über der Zukunft, die er gestalten wollte, die Gegenwart vergass. Er wehrte ab, was sich ihm bot, und gab aus den Händen, was er besass, sobald es ihm nur im mindesten seiner Auffassung von Freiheit zu widerstreiten schien. So lehnte er 1790 seine Ernennung zum Tribunalspräsidenten des Versailler Bezirkes ab. Die auf ihn gefallene Wahl zum öffentlichen Ankläger nahm er zwar an, eben weil ihm das Amt durch Erwählung, nicht durch Ernennung übertragen worden war, legte es aber bereits nach wenigen Monaten wieder nieder, da diese Stellung seine politische Tätigkeit behinderte. Nie suchte er etwas für sich, begehrte nie einen andern Ruhmestitel als den, ein unermüdlicher und unablässiger Diener der Wahrheit zu sein. Allerdings seiner sehr subjektiven Wahrheit. Davon jedoch abgesehen, ist an seinen Absichten einzig noch zu tadeln, dass er sich durch die Umstände zum Gebrauch verkehrter Mittel drängen liess. Jedoch auch hier muss anerkannt werden, dass er sie nie in den Dienst eigensüchtiger Zwecke stellte. Sein Geist spricht aus dem Bescheide Augustins, den dieser einem Lobhudler gab, der ihm von „dem Glanze seiner zu hoher Bestimmung berufenen Familie“ sprach: „Ich halte den Hang für verächtlich“, erwiderte Augustin, „Privilegien wiederherzustellen, die kaum der Aristokratie entrissen sind. Dieser Hang ist ein Hindernis der Freiheit. Wenn mein Bruder dem Vaterlande Dienste geleistet hat, so findet er sich durch das Vertrauen des Volkes belohnt. Jedenfalls soll mit den Robespierres eine neue Aristokratie der Namen nicht anfangen.“ Die Abneigung Robespierres, aus seinem Ansehen irgendwelchen Nutzen zu ziehen, ging bis ins kleinste, man kann fast sagen ins kleinliche. Als er erfuhr, dass Mme. Duplay zuweilen bei der Fleisch-

und Brotverteilung vor anderen abgefertigt wurde, weil er in ihrem Hause wohnte, wies er sie streng an, eine solche Bevorzugung abzuweisen. Er sei ein Bürger gleich den anderen und habe sich wie jeder den gesetzlichen Bestimmungen zu fügen. Den gleichen Widerwillen wie gegen Privilegien oder Vorrechte irgend welcher Art hegte er gegen Ovationen. Nach Schluss der konstituierenden Nationalversammlung feierte ihn und Pétion das Volk mit stürmischen Zurufen. Robespierre empfand diesen Jubel peinlich und bewog Pétion, mit ihm einen vorübergehenden Wagen zu besteigen. Nun stürzte sich die Menge auf diesen und wollte die Pferde ausspannen. Sofort verliess Robespierre den Wagen und ermahnte die Begeisterten, in ihrer Freude die Achtung vor sich selber nicht aus den Augen zu lassen und gegen alle Anwandlungen von Dankbarkeit Einzelnen gegenüber misstrauisch zu sein. Darauf liess man ihn ruhig des Weges gehen. Ebenso wich er nach Möglichkeit den Festen aus, die ihm in Arras bei seinem Besuche Ende 1791 die Bevölkerung bereitete. Er flüchtete schliesslich geradezu aus Arras in die Umgebung, um dem fortwährenden Angefeiertwerden durch seine Mitbürger zu entgehen. Sehr zum Ärger Augustins, der es lieber gesehen hätte, wenn sein Bruder den Enthusiasmus der Bevölkerung durch sein Bleiben angefeuert hätte, als ihn durch sein geflissentliches Ausweichen zu erkälten und in den meisten das unangenehme Gefühl zu erwecken, sich lästig gemacht zu haben. Er predigte jedoch seinem Bruder vergebens, dass man solchen Stimmungen des Volkes Rechnung tragen müsse. Rücksichten auf Stimmungen zu nehmen, zumal wenn diese Stimmungen seiner Person galten, hat Robespierre nie vermocht. Das eben unterschied ihn von all den andern, die an der Spitze der Revolution standen.

Sie alle, von Mirabeau bis Danton, von Necker bis Roland waren Parteileute. Sie traten für das Volk, für dessen Rechte ein, um es zu gewinnen, es als Macht hinter sich zu haben und damit den andern Parteien den Rang abzulaufen. Darum wussten sie auch die gelegentlichen Ovationen zu schätzen, die das Volk ihnen darbrachte, wie sie die Ausbrüche seines Misstrauens fürchteten, weil sie störend in ihre Parteikombinationen eingriffen. Darum wussten sie auch andererseits den Wert gewisser Vorrechte sehr zu würdigen, die sie dem Streite der öffentlichen Meinung entrückten und ihnen eine gesichertere Position einräumten, als es die eines blossen Parteihauptes war. Sie benutzten jedes Mittel, das ihnen zur Herrschaft verhalf und sie in der Herrschaft erhalten konnte. Robespierre lehnte die Mittel ab, weil er den Zweck ablehnte. Er wollte nicht herrschen, nicht im Namen einer Partei, erst recht nicht als Person. Er hat den Einfluss, den er tatsächlich ausübte, nie wie ein zur Herrschaft Gelangter ausgenützt. Seine Lebensführung war nach wie vor gleich einfach, nicht ein Sous

blieb in seiner Hand, der ihm nicht rechtmäßig gehörte. Er hat sich weder für Ratschläge bezahlen lassen, wie Mirabeau, noch für seine Politik Erkenntlichkeiten empfangen wie Marat, noch Regentschaftspläne mit den verschiedensten Parteien erwogen, wie Danton. Er verteidigte die Volksrechte, nicht um dem Volke zu schmeicheln und es seinen Plänen dienstbar zu machen, gleich den andern, er vertrat sie, weil er von der Notwendigkeit ihrer Geltendmachung überzeugt war. Weil seine Sorge dem Volk, und nur dem Volke galt, wurde er zu Maßnahmen gedrängt, deren kommunistische Tendenzen ihm theoretisch völlig fremd waren, wenn er auch anerkannte, dass das erste soziale Gesetz eine Garantie der Existenzmittel sein müsse. Und weil er nur das Wohl des Volkes wollte, verstieg er sich andererseits zu dem Satze: „Der grösste Dienst, den der Gesetzgeber den Menschen erweisen kann, ist sie zu zwingen, gute Menschen zu sein.“ Dieser Satz bestimmte sein Handeln. Rücksichtslos ging er dabei über den Einzelnen hinweg. Weder sein politisches, noch sein moralisches System hatte auch nur die geringste Achtung vor dem Individuum. Es sollte vor der Not geschützt, Arbeitsmöglichkeit ihm gewährleistet werden, der kleine private Besitz blieb unangetastet, Unterricht und Aufklärung sollte es in möglichst weitem Umfange geniesen, seine bürgerlichen Rechte sollte es in einer häufigen Wahl ausüben, aber wie ihm seine Existenzbedingungen, wie ihm seine Bürgerrechte zugemessen wurden, so wurde ihm auch sein Anteil an dem allgemeinen Glück zugemessen. Das Individuum hatte einfach und bescheiden zu sein und die höchste und beseligendste Aufgabe musste ihm sein Bürgertum sein. Nur als Glied des Staates, als Mensch in der Gesamtheit galt Robespierre der Einzelne etwas. Gelöst aus dieser Einheit war er ihm ein Feind. Die Menschheit umfasste er in brüderlicher Liebe, die Daseinsberechtigung des Menschen begriff er nur, wenn dieser Mensch sich in den Dienst der Allgemeinheit stellte. Wollte dieser ein Leben für sich leben, so war er ein Verräter, den man vertilgen musste. „Unsere Kraft“, sagte er, „besteht in der Überlegenheit der Wahrheit über den Trug, des Gemeinwohls über den Vorteil der Einzelnen.“

Zwischen dieser Auffassung und der der übrigen Führer war keine Vermittlung möglich. Sie strebten Parteiherrschaft an. Ihm war sein vornehmstes Amt, die Parteien und ihre Führer zugunsten eines einigen und geeinten Volkes zu bekämpfen. Er wusste aber auch genau, was sein Kampf gegen die Parteien für ihn bedeutete. Mehr als einmal hat er es ausgesprochen. „Ein Mann, der gegen alle Parteien mit Härte und unbeugsamem Mut ankämpft, ohne eine einzige zu schonen, setzt sich dem Hohne und den Verfolgungen aller Ehrgeizigen und Intriganten aus. Wenn man ein System der Unterdrückung begründen will, dann muss man zuerst diesen Mann beseitigen“, sagte er Sep-

tember 1792. Und zwei Monate vor seinem Sturz: „Wenn Ihr die Parteien ersticken wollt, ermorden sie Euch. Noch keiner hat auf dieser Erde die Rechte der Menschheit ungestraft verteidigt. Übrigens finde ich die Lage, in die mich meine Feinde versetzt haben, nicht unvorteilhaft. Je unsicherer das Leben des Freiheitskämpfers ist, umsoweniger wird er sich auf die Menschen verlassen. Ich weiss genau, dass ihre Komplotte, ihre Mörder mich umgeben, aber ich lebe schon im voraus das neue Leben, in das sie mich befördern wollen. Nur aus Liebe zu meinem Vaterlande, aus dem Durst nach Gerechtigkeit hänge ich noch an diesem flüchtigen Dasein. Je eifriger meine Feinde darnach streben, meine Laufbahn hienieden abzukürzen, umso tiefer empfinde ich das Bedürfnis, sie mit Taten zum Wohle der Menschheit zu erfüllen.“ Man liess ihm nicht mehr viel Zeit dazu. Solange die Parteien unter sich im Kampfe lagen, war seine Stellung gesichert. Weil er keiner Partei angehörte, musste er über die Parteien zu stehen kommen. In dem Augenblicke aber, wo die Parteien ihren Hader schlichteten und sich gegen ihn kehrten, war er allein auf sich und wenige Getreue angewiesen. Es gab dann nur eine Macht, die ihn retten konnte: das Volk. Jedoch das Volk liess ihn im Stiche. Es wollte ihm wohl zur Freiheit, aber nicht zur Tugend folgen. Der Grund, auf den er wie auf Felsen gebaut hatte, erwies sich als trügerisch, er gab nach und begrub den ehrlichen Träumer samt seinem enttäuschten Glauben.

Die siegreichen Gegner erwiesen ihm, allerdings unabsichtlich, die letzte Ehre, indem sie ihm die Guillotine auf dem Platze der Revolution errichten liessen. Sie sprachen sich damit zugleich selber das Urteil. Denn das Frankreich, dessen Lenkung sie nun übernommen hatten, hatte nichts mehr gemein mit dem Frankreich der Revolution, mit dem Frankreich Robespierres. Robespierre hatte von einem heroischen Frankreich, er hatte von einer heroischen Menschheit geträumt. Wohl musste das wirkliche Leben sich auflehnen gegen seinen Traum, musste ihn der zu scharf gewählten Mittel, der verstiegenen Anforderungen an die Menschennatur halber, musste ihn aus dieser Natur heraus, um ihrer selbst willen, bekämpfen. Aber es konnte dennoch gestehen: Dieser Traum war gross. Das Frankreich des Thermidor wich diesem Geständnis aus, es floh jede heroische Anwandlung, eilfertig kehrte es in den Alltag, in die alten Gleise zurück und bereitete sich darauf vor, seine neuen Herrscher zu empfangen: das Direktorium, das Kaisertum. Der Traum, in dem es eine kurze Zeit von der sich selbst bestimmenden Würde der Menschheit geträumt hatte, unter Blut und Tränen, aber auch in Schauern der freiwilligen Aufopferung aller Einzelnen für das allgemeine, dieser Traum war verweht.

Robespierres Haupt fiel, die Revolution war zu Ende.

Benützte Literatur.

Barère, Mémoires, herausgeg. von Hippolyte Carnot, Paris 1842.
Barras, Memoiren, herausgeg. von H. Duruy, Deutsch, Stuttgart 1896.
Barruel, Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme, London 1797—1803.
Beesly, Life of Danton, London 1899.
Belloc, Robespierre, a study, London 1901.
Billaud-Varennes, Mémoires, herausgeg. von Begis, Paris 1853.
Bongeart, Dantons documents authentiques, Brüssel 1861.
— , Les Cordeliers, documents pour servir à l'histoire de la révolution française Caën 1891.
— , Marat, l'ami du peuple, Paris 1865.
Bouchez et Roux, Histoire parlamentaire de la révolution française, Paris 1834—38.
Brissot, Mémoires, herausgeg. von Perroud, Paris 1911.
Brunnemann, Robespierre, Leipzig 1880.
Burke, Bemerkungen über die französische Revolution, Deutsch von Fr. v. Gentz, Braunschweig 1838.
Cabanès, Marat inconnu, Paris 1891.
Claretie, Camille Desmoulins, Paris 1875.
Courtois, Rapport fait an nom de la Commission chargée de l'examen des papiers trouvés chez Robespierre et ses complices avec les pièces justification, Paris l'an III de la République.
Denkwürdigkeiten aus dem öffentlichen und Privatleben des Maximilian Robespierre, Stuttgart 1795.
Denkwürdigkeiten des Generals Dumouriez, Berlin 1794.
Dahlmann, Geschichte der französischen Revolution, 3. Aufl., Berlin 1864.
Desmoulins, Oeuvres, Paris 1874.
Doniol, Lafayette dans la Révolution 1775—1799, Paris 1904.
Eckardt, J., Figuren und Ansichten der Pariser Schreckenszeit, Leipzig 1893.
Elsner, Robespierre, Diktator von Frankreich, Stuttgart 1838.
Erdmannsdörfer, Mirabeau, Bielefeld 1900.
Fink, Carnot, sein Leben und seine Werke, Tübingen 1894.
Fleischmann, Robespierre et les Femmes, Paris 1909.
Fouché, Mémoires, Paris 1824.
Funk, Beiträge zur geheimen Geschichte der französischen Revolution, München 1893.
Gallier, Robespierre, ses principes, son système politique, Paris 1896.
Hamel, Histoire de Maximilian Robespierre, Paris 1865—67.
— , Histoire de St. Just, Paris 1859.
— , Thermidor d'après les sources originales et les documents authentiques, Paris 1891.
d'Héricault, La Révolution du Thermidor, Paris 1876.
Hoche, Die Gironde und ihre Gegner, Zeitz 1846.
Kautsky, Karl, Klassengegensätze im Zeitalter der französischen Revolution, Stuttgart 1908.
Kritschewsky, J. J. Rousseau und St. Just, Berner Beiträge zur Geschichte der Nationalökonomie Nr 7, Bern 1895.

Lacour, Trois femmes de la Révolution, Paris 1900.
Lecesne, Arras sans la Révolution, Arras 1882—83.
Lotheisen, Literatur und Gesellschaft in Frankreich zur Zeit der Revolution 1789—1794, Wien 1872.
Michelet, Les Femmes de la révolution française, Paris 1876.
Montjoie, Histoire de la Conspiration de Maximilien Robespierre, Paris 1801.
Moreau, Une mystique révolutionnaire, Paris 1886.
Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur, Paris 1862—83.
Nemenyi, Die Journalisten der Revolution, Berlin 1881.
Nodier, Erinnerungen, Episoden und Charaktere aus der Zeit der Revolution, Aachen-Leipzig 1831.
Oelsner, Briefe aus Paris in den Jahren 1790—1792, herausgeg. von Merzdorf. Berlin 1858.
Pagès, Histoire secrète de la révolution française, Paris 1797—1801.
Perle, Briefe zur französischen Revolution, Halle 1889.
Pétion, Mémoires inedits, Paris 1866.
Proyart, La vie de Maximilian Robespierre, Arras 1850.
Robespierre, Charlotte, Mémoires, herausgeg. von Fleischmann, Paris 1909.
— , Maximilien, Mémoires authentiques, Paris 1830.
— , Maximilien, Lettres à ses commettans, Paris 1791—92.
— , Maximilien, Oeuvres, Ausgabe der Société des Etudes robespierristes, Tom I u. II, Paris 1910—11.
Roland, Manon, Mémoires, Paris 1864.
Rousseau, Gesamtwerke, Deutsch von Ellissen. Leipzig 1843—45.
Saint-Just, Esprit de la Révolution et de la Constitution de France, Paris 1791.
— , Fragments d'institutions républicaines. Paris 1800.
Schmitt, Adolf, Tableaux de la révolution française, Leipzig 1867.
Schumm, Anton, Robespierre, Freiburg 1885.
Schütte, Max, Aus dem Jahre des Schreckens, Stralsund 1894.
— , Kampf der Schreckensmänner, Stralsund 1894.
Sybel, Geschichte der französischen Revolution, Düsseldorf 1853—64.
Thiers, Geschichte der französischen Revolution, Leipzig 1854.
Tiersot, Les fêtes et les chants de la révolution française, Paris 1908.
Tocqueville, Das alte Staatswesen und die Revolution, Deutsch von Boscowitz Leipzig 1857.
Vermorel, Oeuvres de Robespierre, Paris 1866.
Villay, Discours et rapports de Maximilien Robespierre avec une introduction et des notes, Paris 1908.
Wallon, Histoire du Tribunal révolutionnaire, Paris 1880—82.
Ziemssen, Die französische Revolution, 2. Aufl., Berlin 1893.
Zinkeisen, Der Jakobinerklub, Berlin 1852—53.

Der Lebensprozess der Nervenelemente

Von

Dr. V. Franz
Leipzig-Marienhöhe



Wiesbaden
Verlag von J. F. Bergmann
1913

Vorwort.

Bekanntlich ist die Wissenschaft niemals imstande, ihre Aufgaben restlos zu erledigen, weil sich ihr immer neue Ausblicke auftun. Noch deutlicher als auf sonstigen Forschungsgebieten wird diesmal der Leser der folgenden Zeilen die Empfindung haben, dass hier die Forschung ihre Aufgabe fast überall erst halb gelöst hat. Die Gründe, weshalb die Nervenelemente der Untersuchung grössere Schwierigkeiten entgegensetzen als sonstige Teile des Organismus, sind in der folgenden Darstellung angedeutet. Leicht werden wir somit den Fehler vermeiden, im Aufstellen von Behauptungen und Hypothesen zu sicher aufzutreten. Dennoch hoffe ich, dass der Leser an entscheidenden Punkten ein eigenes Urteil des Verfassers nicht vermissen wird, wenn auch öfter dieses sich in einer gewissen Zurückhaltung bei der Frage, ob man sich zwischen zwei Ansichten für die eine oder die andere entscheiden wolle, dem Leser kundtun wird. Wir Forscher sind Suchende, und für mich persönlich hat es manchmal gerade einen Reiz, die verschiedenen gegenwärtig möglichen Annahmen hinzustellen, ohne einer von ihnen den Vorzug zu geben.

Erfreuliche Gewissheit haben wir jedoch gegenwärtig nicht nur über den allgemeinen Aufbau des Nervensystems, sondern neuerdings auch über die Entwicklung seiner Elemente gewonnen.

Leipzig-Marienhöhe, 1. Februar 1913.

Dr. V. Franz.

Einleitung. Grenzfragen.

Die psycho-physische Kardinalfrage, die Frage nach dem Verhältnis zwischen G e i s t u n d K ö r p e r, Seele und Leib, ist noch heute so ungelöst wie zur Zeit eines S p i n o z a oder wie im klassischen Altertume, und wenn alle Erörterungen über diese Frage überhaupt einen wissenschaftlichen Fortschritt aufweisen, so besteht dieser darin, dass man sich über die S c h w i e r i g k e i t des Problems, über verschiedene einstweilen g l e i c h b e r e c h t i g t erscheinende Lösungsversuche desselben und insbesondere auch über die Unmöglichkeit e i n e s Lösungsversuches klar wurde, des materialistischen. Im grauen Altertum, als noch klare physikalische Vorstellungen von der Natur gasförmiger Körper fehlten, konnte man wohl annehmen, dass die Seele etwa die Beschaffenheit eines Hauches habe; auch hat man sich bekanntlich in jenen Zeiten die Seelen der Abgeschiedenen als Schatten, also immerhin als sichtbare Gestalten vorgestellt. Dagegen hat der modernere Materialismus, wie er u. a. von C a r l V o g t, B ü c h n e r und H a e c k e l vertreten wurde, wohl niemals die Mehrzahl der zu einigem philosophischen Denken befähigten Köpfe befriedigt. In seiner handgreiflichsten Form, wie er bei C a r l V o g t erscheint, der da sagte: so wie die Nieren den Urin absondern, auf gleiche Weise erzeuge das Gehirn Gedanken, Bestrebungen und Gefühle, hat er schon aus ästhetischen Gründen viele abgestossen, was jedoch sachlich nicht berechtigt wäre, zumal für den rein naturwissenschaftlich denkenden C a r l V o g t die Niere nichts Schlechteres ist, als irgend eine andere Drüse auch. Immerhin widerlegt sich jene Formulierung und Auffassung vom Wesen des Psychischen nach der heute herrschenden Auffassung durch die g r u n d s ä t z l i c h e V e r s c h i e d e n h e i t, die nun einmal zwischen Psychischem und Physischem besteht. Eine andere Frage ist es jedoch, ob diese grundsätzliche Verschiedenheit, die nicht nur in erkenntnistheoretischen Tatsachen, sondern auch in dem Umstande, dass dem Psychischen mit physikalischen Messmethoden nicht beizukommen ist, wurzelt — auch das sogenannte W e b e r - F e c h n e r -

sche oder psycho-physische Grundgesetz, welches eine mathematische Relation zwischen Reiz und Empfindung aufstellt, liess sich nur dadurch schaffen, dass man „eben merkliche" Empfindungsunterschiede als Empfindungs*einheiten* gleichsam einschmuggelte — ob diese grundsätzliche Verschiedenheit die Annahme gewisser „*Kausalitätsbeziehungen*" zwischen körperlichen und seelischen, also zum Beispiel zwischen Gehirn- und Denkvorgängen gestattet, oder ob solche nicht denkbar sind.

Wenn der naivere Materialismus noch eine Daseinsberechtigung hätte, gehörten Darlegungen über den Lebensprozess in den Nervenelementen durchaus zu den *Kernfragen* des Nerven- und Seelenlebens. Aber wie schon angedeutet, hat der Materialismus augenscheinlich vollständig abgewirtschaftet, und an die psycho-physische Kausalität kommen wir mit den Methoden des Naturforschers, des Biologen, nicht heran — oder sollte es doch möglich sein, sich ihr auf diesem Wege zu nähern?

Wir werden auf diese Frage am Schlusse unserer ganzen Darstellung nochmals zurückkommen; hier wollen wir uns noch vergegenwärtigen, wie wir uns im Falle der *Ablehnung* der *psychophysikalischen Kausalität* oder „*Wechselwirkung*" das Verhältnis zwischen Psychischem und Physischem vorstellen müssten. Am einfachsten werden diejenigen mit der schwierigen Frage fertig, welche da sagen, Physisches und Psychisches seien untrennbar miteinander verbunden wie die Kraft mit dem Stoff, es gäbe nichts Psychisches ohne Physisches und umgekehrt vielleicht nicht einmal Physisches ohne Psychisches, ja es sei das eine ohne das andere nicht denkbar. Durch solche Behauptungen kommt man zu einem System des *Monismus*, leider aber basiert er dann nur auf Behauptungen, nicht auf Tatsachen. Tatsache ist und bleibt, dass das Psychische, welches wir ja nur aus unserem eigenen Innenleben kennen, und das Physische *zweierlei* Dinge sind, dass ein jeglicher scheinbare Monismus, der *Haeckel*sche wie der *Spinoza*sche oder der Hylozoismus des Altertums, im *Dualismus* stecken geblieben ist und sich hierüber nur durch Worte hinweggetäuscht hat. Man ist nicht gleich ein Mystiker, wenn man dieses zugibt; ja wenn man sich überhaupt zu einer der heutigen Zeitströmungen bekennen will, so wird gar mancher sich in die Reihe der „Monisten" stellen wollen, ohne indessen zu meinen, dass es heute irgend einen abgeklärten Monismus gäbe. Fast unumstritten wird ferner sein, dass trotz der Zweiheit von Physischem und Psychischem gewisse *Beziehungen* zwischen diesem und jenem bestehen, indem wir namentlich wohl für jeden psychischen Vorgang, der sich in unserem Gehirn abspielt, ein materielles „Substrat" oder einen physischen „Parallelvorgang" annehmen. Somit

dürfte für viele der heutigen Philosophen, insbesondere aber für die grosse Mehrzahl unter den Naturforschern die Lehre vom „psychophysischen Parallelismus“ die noch am besten befriedigende Lösung der psychophysischen Kardinalfrage sein. Freilich trägt auch sie zweifellos den Stempel des Provisorischen auf sich. Denn im Grunde ist das fortdauernde Nebeneinanderhergehen von psychischen und physischen Vorgängen sozusagen etwas kaum Glaubliches, etwas, was fernerhin auch zu schwer annehmbaren Konsequenzen führt. Müssten wir doch dann nicht nur für jeden psychischen Vorgang einen physischen Parallelvorgang fordern, sondern auch für jeden physischen Vorgang einen psychischen Parallelvorgang — in welchen Grenzen? Nur innerhalb des Grosshirns, wo doch schon bei uns Menschen im Grosshirn nicht Zellen und Fasern von anderer Art als im übrigen Gehirn und Rückenmark vorliegen, und gar manchem Tier das Grosshirn bis auf verschwindend geringe Spuren fehlt? Nur innerhalb des Nervensystems, wo doch dieses sich aus sonstigem Körpergewebe heraus entwickelt haben muss und auch zwischen Nervengewebe und sonstigem Gewebe nicht solch ein erheblicher Unterschied besteht wie zwischen Psychischem und Unpsychischem? Nur innerhalb des Tierreiches, wo doch die Grenze zwischen Tier- und Pflanzenreich eine vollständig unbestimmbare ist? Nach dem Grundsatze „natura non facit saltus“ sind manche Denker in vollständig konsequenter Weise zu der schon oben angedeuteten Vorstellung gelangt, dass nicht nur innerhalb des Organismenreiches, sondern auch in der anorganischen Natur alle Vorgänge mit psychischen Vorgängen verknüpft seien. Atombeseelung, Allbeseelung, so hat man derartige Anschauungen geheissen. Wir haben uns heute mit ihnen nicht näher zu befassen, dürfen aber darauf hinweisen, dass auf diesem Gebiete an unseren Grundvorstellungen noch vieles sehr unklar ist und wir möglicherweise einmal zu einem ganz anderen Weltbilde kommen werden, als wir es heute haben. Insbesondere betone ich gern, dass die Annahme, einfachere Lebensstufen, z. B. die Protisten oder Pflanzen oder die phylogenetischen Vorstufen der uns bekannten Organismenwelt, könnten ohne Psychisches, ohne Bewusstsein gedacht werden, und erst auf „höheren“ Stufen sei ausser dem rein physischen Leben das psychische erworben, in keiner Tatsache ihre Begründung findet. Vielmehr erleben wir nur täglich das Gegenteil, dass Vorgänge, die anfangs mit Psyche, mit Bewusstsein ablaufen, später zu unbewussten werden[1]). Am auffälligsten ist dies am Beispiel des allabendlichen Uhraufziehens, welches wir erst-

[1]) Mein Freund Dr. F. Jentzsch in Wetzlar hat mich zum ersten Male auf diesen merkwürdigen Gegensatz zwischen dem tatsächlichen Verhalten und der üblichen Annahme aufmerksam gemacht.

malig natürlich mit Bewusstsein und Willen vornehmen, nach wenigen Tagen jedoch bereits völlig unbewusst und unwillkürlich ausführen.

Der psychophysische Parallelismus ist also eher alles andere als eine vollbefriedigende Lösung der Frage nach dem Verhältnis von Seele und Leib, aber er ist eine zweckmässige „Arbeitshypothese", eine „Rastvorstellung", er gestattet eben wegen des Parallelgehens ohne Ineinandergreifen dem Physiologen, das Gesamtgebiet der Psychologie zu ignorieren, und ebenso erlaubt er dem Psychologen, solange dieser wenigstens ganz in seinem Fache bleibt, sich um die Physiologie nicht zu kümmern; er führt jeden, den Psychologen wie den Physiologen, um den Stein des Anstosses, die psychophysische Kardinalfrage, glücklich herum. Er ist damit sogar sehr anregend, wie jede gute Arbeitshypothese, denn aus seinem Boden ist jener Zweig der Tierpsychologie gewachsen, welcher das Verhalten der Tiere „erklären", auf seine Elemente zurückführen will, und sich dabei vornimmt, nur auf physikochemische, also auf physiologische, nicht auf psychologische Elemente zurückzugreifen. Auch bei Betrachtungen über den Lebensprozess in den Nervenelementen wird man sich kaum irgendwo zwingend genötigt sehen, das Gebiet der Psychologie zu betreten und ein besonders deutliches Exempel für das Gesagte liegt in der schon erwähnten Tatsache, dass die Ganglienzellen des menschlichen Grosshirns, welche doch für das Zustandekommen der so überaus reichhaltigen Bewusstseinsvorgänge, der kühnsten und schärfsten Gedanken, der stärksten Willensregungen und der zartesten Gefühle so überaus wichtig sind, für die Methoden des Naturforschers nicht im geringsten irgend etwas anderes bedeuten als sonst irgendwelche Ganglienzellen im ganzen Nervensystem. Betrachtungen über den Lebensprozess der Nervenelemente gehören also nicht zu den Kernfragen, wohl aber zu den Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Das Neuron, die Nervenzelle.

Ein grosser Teil der Biologie des Nervensystems ist besser an dessen Elementen (Elementarteilen) als an grösseren Teilen dieses Systems zu studieren, wie man überhaupt öfter in der Biologie die Arbeit nur als halb erledigt betrachten darf, solange man nicht die Eigenschaften oder die Tätigkeiten der einzelnen den Organismus zusammensetzenden Zellen genau festgestellt hat.

Welches sind nun die Elemente des Nervensystems? Die ältere Anatomie unterschied Nervenfasern und Nervenzellen, oder, wie man noch früher wohl auch sagte, Nervenröhren und Nervenkörperchen, eine Vorstellung, zu der schon Leeuwenhoek (1684), einer

der ersten Erbauer von Mikroskopen und der Entdecker der Infusionstierchen, den Grund gelegt hatte. Zu der Zellenlehre, nach welcher doch alles im lebenden Körper aus Zellen besteht, bis auf wenige, immerhin von Zellen abgeschiedene, zu einer nennenswerten selbständigen Tätigkeit jedoch nicht befähigte Massen (z. B. Knochensubstanz), würde offenbar obige Charakterisierung der Elementarteile des Nervensystems nicht recht passen, und heute müssen wir daher vor allem auf die Suche nach den zelligen Elementarbestandteilen des Nervensystems gehen. Die Biologie der Nervenelemente ist also die Zellenlehre des Nervensystems.

Nachdem der enorme Aufschwung der mikroskopisch-biologischen Technik in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Kenntnis der Nervenelemente nur verhältnismässig wenig gefördert hatte und nur soviel zur Gewissheit geworden war, dass die „Nervenkörperchen" echte Zellen sind, bestehend aus Zellplasma und Zellkern, nachdem auch die längere Zeit hindurch sehr beliebten Karminfärbungen (Gerlach 1858) keine definitive Aufklärung über die Beziehungen zwischen Nervenzelle und Nervenfaser bringen konnten, haben erst in den 60er, 70er und vornehmlich 80er Jahren die sogenannten spezifischen oder elektiven Nervenfärbemethoden, welche mit mehr oder weniger Exaktheit nur das Nervengewebe in den mikroskopischen Präparaten färben, die Erkenntnis gebracht, dass die Nervenfasern nichts Selbständiges, sondern stets Teile, und zwar Fortsätze von Nervenzellen sind. Damit kann natürlich eine Nervenzelle sehr erhebliche Grösse erlangen, sie kann eine Ausdehnung von 1 m und mehr gewinnen, wenn man bedenkt, dass beim Menschen wie auch bei noch grösseren Tieren z. B. die im Lendenmark und den benachbarten Spinalganglien gelegenen Nervenzellen Ausläufer — Nervenfasern — bis in alle Teile des Fusses entsenden.

Etwa in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde schon von Wagner an den grossen Ganglienzellen des elektrischen Lappens im verlängerten Rückenmark des Zitterrochens und von anderen, z. B. Hanover, Helmholtz an anderweitigen Nervenzellen (Ganglienzellen) der Beweis erbracht, dass diese Zellen in der Regel (wir können heute sagen: immer) eine Nervenfaser entsenden, was insbesondere von Deiters 1865 zur Gewissheit erhoben wurde. Inzwischen zeigte sich, dass diese „Nervenfortsätze" nicht die einzigen Fortsätze der Ganglienzellen sind, obwohl sie im allgemeinen das darstellen, was man „Nervenfasern" nennt, sondern dass vielmehr ausserdem jede dieser Zellen noch in verschiedener Anzahl „Protoplasmafortsätze" entsendet, welche fast ausnahmslos kürzer als der Nervenfortsatz sind und sich nicht weit von dem Zellkörper in feine Verästelungen auflösen. Gerlach, Golgi und Fritjof Nansen haben zeitweilig geglaubt,

dass diese Verästelungen in Form von Netzen untereinander in vielseitige Verbindung treten, und dass auch aus ihnen wiederum Nervenfasern entspringen bzw. mit ihnen solche in Verbindung treten können. An etwa derartigen Vorstellungen hält heute noch B. Haller fest, während bereits 1887 W. His und August Forel jeder aus anderen Gründen jene Lehre von den Nervennetzen und dem doppelten Ursprung der Nervenfasern verwarfen, und auch Ramon y Cajal (1888) die Netze vergeblich suchte.

Unter den zahlreichen Methoden, die Nervenelemente färberisch darzustellen, haben namentlich die Silberimprägnationen des italienischen Histologen Golgi und des spanischen Forschers Ramon y Cajal unsere Kenntnisse am bedeutendsten gefördert. Insbesondere hat die Golgische Methode, mit welcher nämlich Bilder, wie z. B. Fig. 2 und 3, gewonnen werden, zwar den Nachteil, die Nervenzellen und -fasern ganz schwarz zu färben, so dass man nicht das Geringste von der Struktur in ihrem Innern erkennen kann, dafür aber hat sie den enormen Vorteil, unter 100 Elementen immer vielleicht nur eins zu färben, dieses aber in der Regel mit grosser Vollständigkeit: 1. den Zelleib, 2. den Nervenfortsatz und dessen etwaige Abzweigungen oder „Kollateralen" und feinste Endverästelungen, sowie 3. die Protoplasmafortsätze bis in deren feinste Verzweigungen. Auch ohne dies wäre man wohl zu dem von Cajal konzipierten und von Waldeyer geprägten Begriff des „Neuron" (pl. die Neuronen) gekommen, mit welchem die Elemente oder Einheiten des Nervensystems gemeint sind, bestehend aus je einer Nervenzelle mit Nervenfortsatz (auch „Neurit" oder „Axenzylinder"[1]) oder Axon genannt) und Protoplasmafortsätzen oder „Dendriten", während die Frage, auf welche Weise die einzelnen Neuronen untereinander in Verbindung stehen, ob durch blosse Berührung mit ihren feinsten Fortsätzen oder geradezu durch Kontinuität, längere Zeit noch unentschieden war. Namentlich auf Grund der zahlreichen Ergebnisse mit der Golgischen Imprägnationsmethode, aber auch auf Grund der Wallerschen, schon aus den 50er Jahren stammenden, später hundert- und tausendfältig bestätigten Erfahrung, dass die vom Zelleib (und mithin auch vom Zellkern) abgetrennten Nervenfortsätze degenerieren, scheint es heute recht sicher festzustehen, dass das einzelne Neuron etwas in sich recht Abgeschlossenes ist, dass es nur durch Berührung („per contiguitatem"), nicht unmittelbar („per continuitatem") in Verbindung mit

---

[1]) Unter einem „Zylinder" verstehen wir natürlich den in der Geometrie mit diesem Worte gemeinten Körper, nicht eine hohle Röhre, wie ein Lampenzylinder sie darstellt. Mithin brauchen wir das Wort Axenzylinder nicht durch „Zylindraxis" zu vertauschen, und es ist dem Sinn nach völlig richtig gebildet, wennschon „Axenfaden" anschaulicher wäre.

anderen Neuronen tritt, so dass also der Begriff des Neurons mit dem der gesamten Nervenzelle durchaus zusammenfällt.

Zeitweilig hat man jeder Zelle eine gewisse Bipolarität oder wenigstens Polarität zuschreiben wollen, was in manchen Fällen allerdings sicher gekünstelt wäre. Den Nervenzellen ist jedoch eine gewisse Polarität zweifellos eigen, man findet sicherlich immer einen Fortsatz der Nervenzelle, den sogenannten Nervenfortsatz oder Achsenzylinder, der von einem kleinen „Kegel" am Zelleib ausgeht, ganz zu Anfang recht dünn und auch im übrigen schlank, glatt, lang und wenig verzweigt ist und sich somit von den übrigen Fortsätzen der Nervenzelle, den sogenannten „Protoplasmafortsätzen" oder „Dendriten" in charakteristischer Weise unterscheidet; und das Wichtigste hierbei ist dies, dass die Nervenleitung, die Reizleitung im Nervensystem bzw. in den Nerven, stets in der Richtung von den Plasmafortsätzen zum Zelleib und von hier in den Achsenzylinder hinein erfolgt. Die Leitung erfolgt also in Dendriten zellulipetal, im Achsenzylinder zellulifugal, und daher sind z. B. die von den motorischen Rückenmarkszellen ausgehenden motorischen Nervenfasern als Achsenzylinder aufzufassen, die Fasern der sensiblen Nerven jedoch, welche ihre Zelle in den Spinalganglien neben dem Rückenmark haben, können nur als Dendriten dieser Zellen gewertet werden, bzw. als ein ungemein langer Dendritenstamm, der sich erst in ungewöhnlich grosser Entfernung von seiner Zelle verzweigt.

Abgesehen von diesen Spinalganglienzellen, die bei Säugetieren wenigstens auch noch durch ihre ausgesprochene Birnenform charakteristisch sind, wobei ihre beiden hier sehr gleichartig beschaffenen Fortsätze nicht eigentlich vom Zelleib, sondern gleichsam erst vom Stiel der Birne abgehen, unterscheidet man zweckmässig zwei Typen von Ganglienzellen, 1. den Deitersschen Typ, bei welchem der Nervenfortsatz sehr lang ist und eben die schon öfter erwähnten Nervenfasern bildet, und 2. den Golgischen Typ, bei welchem der Nervenfortsatz wesentlich kürzer ist, ohne jedoch mit den Protoplasmafortsätzen verwechselt werden zu können. Dieser zweite Typus mit den kurzen Nervenfortsätzen findet sich nur innerhalb des Zentralnervensystems, wo diese Zellen dazu dienen, anderweitige Nervenzellen in Verbindung miteinander zu setzen, während jene langen Nervenfortsätze bei den Zellen vom Golgischen Typus häufig dazu dienen, das Zentralnervensystem mit seinen „peripheren" Organen, den Muskeln, in Verbindung zu setzen.

Wir stellen hier nochmals zusammen, was sich nach Vorstehendem als die heute gültige, nur wenig umstrittene Auffassung vom allgemeinsten Bau der Nervenelemente ergibt:

Die Nervenzellen (Fig. 1) oder Neuronen bestehen aus 1. Zelleib mit Zellkern (die Nervenzelle im engeren, aber unge-

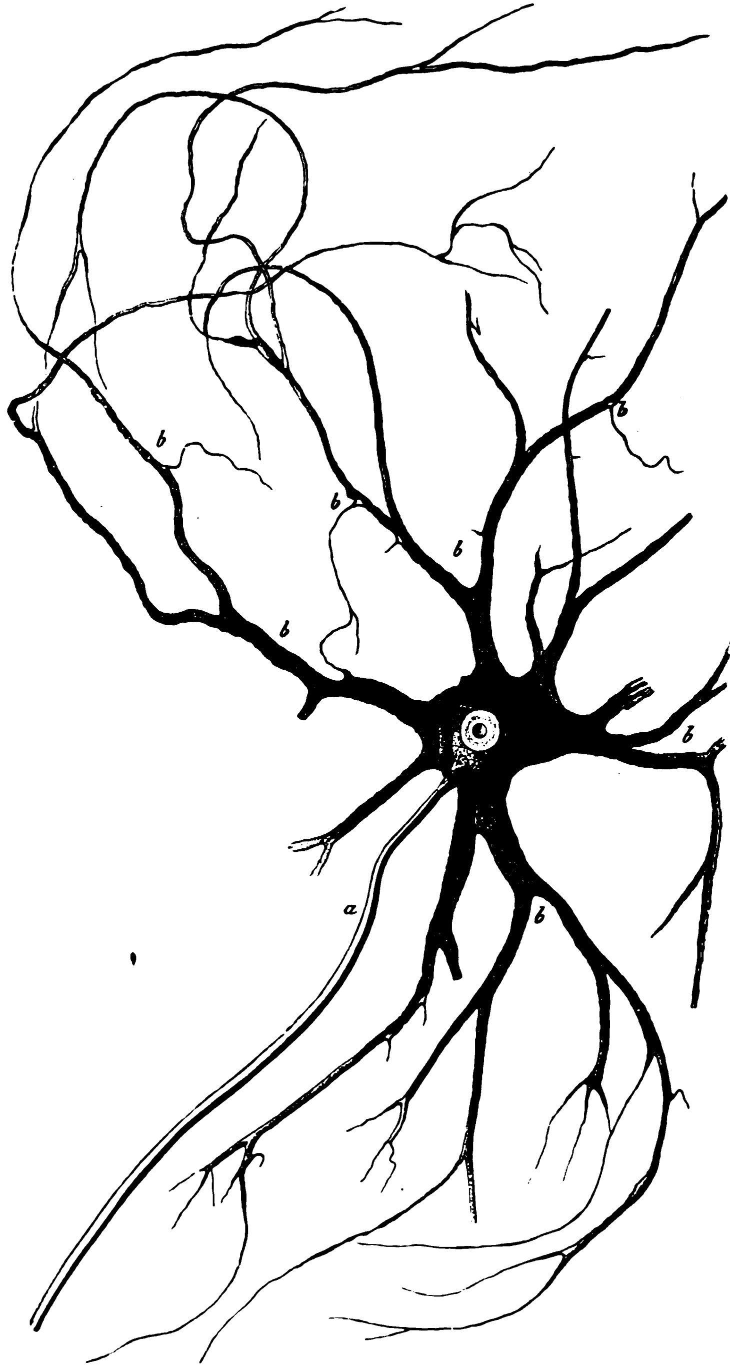


Fig. 1. Motorische Ganglienzelle aus dem Rückenmark des Rindes. Nach Gerlach (1865), aus Heidenhain, „Plasma und Zelle". a) Achsenzylinderfortsatz, Neurit oder Nervenfaser, b) Protoplasmafortsätze oder Dendriten. In der Mitte der Zelleib mit Zellkern.

naueren Sinne), 2. dem oft sehr langen Nervenfortsatz, Neuriten, Nervenfaser oder Achsenzylinder (auch Axon genannt) (Fig. 1a und 2a) mit seinen nicht zahlreichen Verzweigungen oder Kollateralen, 3. den in Einzahl oder Mehrzahl vorhandenen, meist viel kürzeren und dabei reicher verzweigten Dendriten oder Protoplasmafortsätzen (Fig. 1b, 2b).

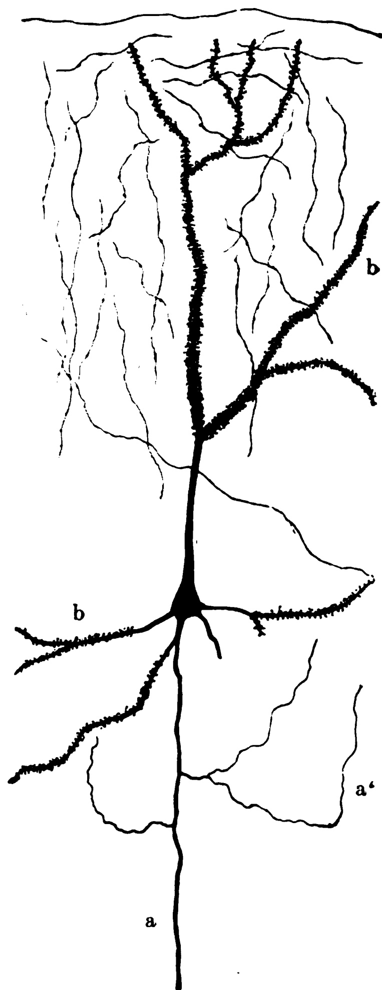


Fig. 2. Ganglienzelle aus dem Grosshirn. Silberimprägnation nach Golgi. a) Neurit. a') Kollateralen. b) Dendriten mit sog. „Spitzenbesatz“. Im Zentrum der Zelleib. Nach Querton und Verworn, aus Heidenhain, „Plasma und Zelle“.

Die Nervenzellen werden auch Ganglienzellen genannt, weil sie, speziell ihre Zelleiber mit den Zellkernen, die Hauptmasse der „Ganglien“[1]) bilden, jener Ansammlungen von Nervenzellen, welche entweder im Gehirn und Rückenmark selbst liegen, dann auch kurz „Kerne“ heissen, oder aber vom Zentralnervensystem gleichsam in den übrigen Körper des Menschen oder Tieres hineindetaschiert sind, daher in den Verlauf der Nerven eingeschaltet sich präsentieren und in diesem Falle auch manchmal „Nervenknoten“ genannt werden.

Die Endigungen der Neuriten wie der Dendriten sind in geeigneten Präparaten scharf erkennbar, die einzelnen Neuronen treten also miteinander nach der auch vom Schreiber dieser Zeilen geteilten Ansicht der meisten Forscher nur durch blosse Berührung in Verbindung.

Hierbei ist nun noch zu erwähnen, dass der im allgemeinen wenig verzweigte Neurit kurz vor seinem Ende sich meist in eine zierliche, öfter bäumchenförmige Endverästelung aufteilt (Fig. 3c).

Da, wie gesagt, der Leitungsvorgang im Neuron stets in der Richtung vom Dendriten über den Zelleib nach dem Neuriten hin erfolgt, und da ferner — bekanntlich — die Umsetzung der Sinneserregungen

[1]) Griechisch γάγγλιον = Anschwellung.

in motorische Wirkungen (Bewegungen des Körpers) oder allgemeiner effektorische Wirkungen (äussere Energieleistungen) nur im Zentralnervensystem (höchstens selten schon in detaschierten Ganglien) erfolgt, so ergibt sich als allgemeinstes Bild vom Wege der Leitungsvorgänge folgendes:

Die Endigung eines Dendriten eines sensiblen Neurons nimmt den sensiblen oder Sinnesreiz auf, und der Reiz[1]) wird dann durch

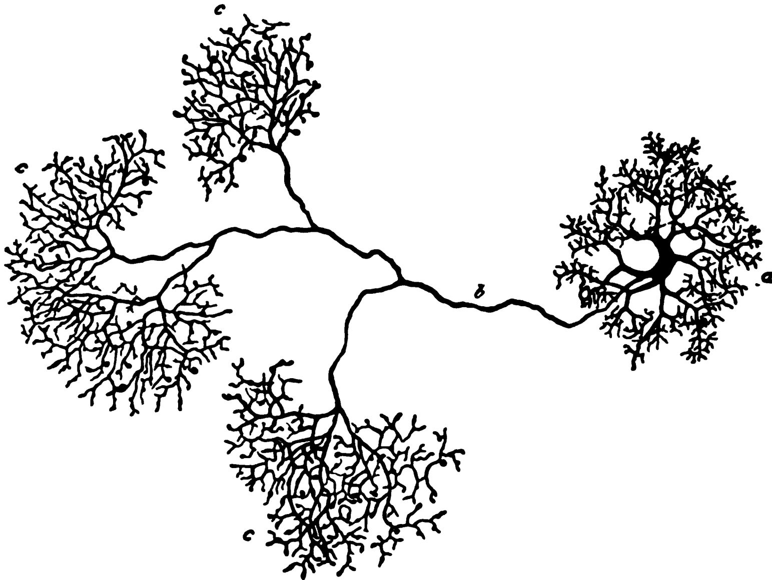


Fig. 3. Ganglienzelle aus der Netzhaut des Kalbes. Silberimprägnation nach Golgi. Nach Marenghi. a) Dendriten. b) Neurit. c) Endverästelungen desselben. Im Zentrum von a) der Zelleib. Aus M. Heidenhain, „Plasma und Zelle".

den Dendriten über den Zelleib und weiterhin durch den Neuriten bis in dessen Endigungen geleitet und von ihnen im einfachsten denkbaren

---

[1]) Was heisst Reiz? In erster Linie ist in der Wissenschaft wie auch im alltäglichen Sprachgebrauch ein Reiz dasjenige, was eine Empfindung verursacht. Mithin verwenden wir das Wort Reiz mit vollstem Rechte in der eigentlichen Psychophysik, z. B. beim Weber-Fechnerschen Gesetz. Soweit kann wohl keine Unklarheit herrschen. — Wie aber im täglichen Sprachgebrauche auch das, was Bewegungen des Organismus veranlasst, als Reiz bezeichnet wird, so ist dies auch in der Wissenschaft durchaus gebräuchlich, besonders beim Tier- und Pflanzenorganismus, bei dem wir doch von Empfindungen nichts wissen. Es wird aber auch dasjenige als Reiz bezeichnet, was elektrische Schläge (bei elektrischen Fischen), was das Leuchten der Organismen, was Drüsentätigkeit veranlasst, endlich spricht man von Reizen als den Ursachen des gesunden Wachstums wie auch krankhafter Erscheinungen, und so kann man sich manchmal fragen,

Falle im Zentralnervensystem auf ein motorisches Neuron übertragen: entweder auf dessen Dendritenverzweigungen oder — was auch vorkommt — direkt auf dessen Zelleib. Ungemein viel häufiger und beim Menschen wohl immer sind allerdings zwischen das sensible und das motorische Neuron noch eine Anzahl Neuronen eingeschaltet. Wie dem auch sein mag, immer fliesst der Reiz in jedem Neuron in der Richtung nach dem Neuriten hin, und schliesslich fliesst er durch den meist sehr langen Neuriten der motorischen Zelle hin in dessen Endigung, die einer Muskelzelle anliegt und somit den Muskel innerviert. In anderen Fällen wird nicht ein Muskel, sondern eine Drüse innerviert, in wieder anderen Fällen eine Farbzelle oder Pigmentzelle der Haut — hierauf beruht der Farbwechsel bei Reptilien, Amphibien, Fischen, Krebsen, Tintenfischen usw. — oder ein Leuchtorgan — bei Tieren der Tiefsee — oder schliesslich ein elektrisches Organ bei gewissen Fischen. Die letzteren Beispiele zeigen, dass es richtiger ist, statt von „motorischen" allgemeiner von „effektorischen" Wirkungen zu sprechen.

Die ungemein wechselreiche Gestaltung der Endigungen der Neuronen können wir wegen deren so interessanten Bedeutsamkeit für Reizempfang und -übertragung hier wenigstens mit einigen kurzen Worten zu streifen nicht unterlassen.

Was die sensiblen Endigungen betrifft, in denen sozusagen die Empfindung „zustande kommt", so können sich Dendritenenden direkt bis an die Oberfläche des Körpers erstrecken und aus ihr gleichsam tastend ein wenig hervorragen. Dieser Fall ist allerdings im Wirbeltierkörper nur sehr selten realisiert, er ist es jedoch bei den Riechendigungen in der Nasenschleimhaut. Man kann also sagen, dass die hier zur Aufnahme gelangenden Riechreize ganz unmittelbar auf Neuronen treffen. Ähnliches gilt von den allerdings tiefer im Körper, im Augenhintergrunde gelegenen Sehzellen oder Stäbchen und Zapfen: auch dies sind Nervenzellen, bei denen freilich der als Dendrit zu wertende Teil eine sehr charakteristische, durch die

---

wofür eigentlich der Ausdruck „Reiz" nicht passe. Die Reizerscheinungen sollen für das Lebende charakteristisch sein. Sie sollen der physikalischen Erklärung (bis jetzt) spotten. Sie sollen darin bestehen, dass oftmals kleine Ursachen unverhältnismässig grosse Wirkungen haben, im übrigen sehr schwer und nicht einheitlich zu charakterisieren sind. Demnach findet man schliesslich keinen Unterschied zwischen Reizerscheinungen und Lebenserscheinungen, keinen zwischen „Reiz" und „Einwirkung auf den Organismus", und es fragt sich, ob man hiernach den Ausdruck Reiz noch beibehalten oder ihn aus der Wissenschaft verbannen soll. Mein Standpunkt ist hierin folgender: wir wollen uns hüten, das Wort Reiz zu einem Terminus technicus zu machen, dann können wir uns die gelegentliche Benutzung dieses guten deutschen Wortes wohl gestatten. Insbesondere für Einwirkungen auf das Nervensystem ist der Ausdruck Reiz nicht missverständlich.

Namen Stäbchen und Zapfen beschriebene Gestalt erhalten hat und auch chemisch-färberisch sich mehr sonstigem Zellgewebe als dem Nervengewebe annähert, während der Neurit fast nur spezifisch neurologischen Färbemethoden, vorzugsweise den Silberimprägnationen zugänglich ist und er dann oft eine für Nervenzellen nicht überraschende, schöne Endverästelung erkennen lässt. Sonstige sensible Nervenendigungen liegen vielfach vorzugsweise in der Haut, aber auch in allen Teilen des Körpers und zeichnen sich wohl mitunter gar nicht durch besondere Formen, öfter durch reiche Verzweigungen, Ausbildung von Spiralen, Plättchenbildungen u. dgl. aus. Unter Umständen mag auch nicht nur die unmittelbare Nervenendigung der reizaufnehmende Teil sein, sondern dieselbe Aufgabe dürfte auch noch einem ihr ähnlich gebauten, nämlich etwas aufgeknäuelten Teil, der in die Faser — den Dendriten, ist hier gemeint — eingeschaltet ist, zufallen. Wenigstens nimmt dies Tretjakoff[1]) an, der solche „Schaltstücke" an der Wurzel von Tasthaaren der Rinderschnauze fand. In zahlreichen Fällen tritt der Sinnesreiz nicht unmittelbar an die sensiblen Nerven-(Dendriten-)endigungen heran, sondern nur durch Vermittelung von eigenen „Sinneszellen", welche ihrerseits erst von den sensiblen Nervenendigungen umsponnen werden. Ein ausgezeichnetes Beispiel hierfür sind die Schmeckzellen oder Geschmackszellen, welche, in der Zungenhaut gelegen, von ihr selbst abstammen — also mit den Nervenzellen ihrer Herkunft nach nichts zu tun haben; sie werden durch chemische Substanzen gereizt und übertragen erst den Reiz auf die an sie herantretenden Neuronen.

Unter den motorischen Nervenendigungen sind die „Endplatten", welche den Muskelfasern anliegen, die bemerkenswertesten. Die motorische Nervenfaser tritt also in der Regel mit plättchenförmiger Verbreiterung an die Muskelzelle heran.

Wir ersparen uns hier ein näheres Eingehen auf die Gestalt sonstiger effektorischer Endigungen, zumal darüber bis jetzt nur sehr Unvollständiges gesagt werden könnte, und heben uns noch kurze Ausführungen darüber, wie die Neuronen untereinander in Berührung treten, für späterhin (S. —) auf.

Die Dendriten haben bis in ihre feinsten Verästelungen wahrscheinlich fast überall eine glatte Oberfläche; hier und da, namentlich manchmal an den feinsten Endigungen, mögen sie wohl auch kleine knöpfchenartige Anschwellungen zeigen, dagegen dürften die bürstenartigen „Spitzchenbesätze" (siehe Fig. —), welche man öfter an ihnen auf Grund der histologischen Präparate beschrieben hat, wohl, wie

[1]) D. Tretjakoff: Die Nervenendigungen an den Sinushaaren des Rindes. Zeitschr. f. wiss. Zool., Bd. 97. 1911.

man sagt, „Kunstprodukte" sein, d. h. erst durch die Mikrotechnik hinzugefügte Bildungen.

Die Neuriten oder Achsenzylinder haben im allgemeinen noch mehr Schlankheit, Eleganz und Glattheit als die Dendriten, und komplizierter als diese werden sie durch ihre Scheiden oder Hüllen, von denen sie oft umgeben sind. Man unterscheidet zwei solche Hüllen, von denen bald die eine, bald die andere, bald beide fehlen oder vorhanden sein können, die Markscheide und das Neurilemm. Die Markscheide ist die wesentlich dickere von ihnen, sie umhüllt die Nervenfaser unmittelbar und wird ihrerseits erst von dem dünnen Neurilemm, falls es vorhanden ist, umhüllt. Der merkwürdige Name Markscheide, der in sich selbst einen Widerspruch zu enthalten scheint, beruht darauf, dass diese Hülle aus jener weissen, fettigen Substanz besteht, welche, wenn viele markscheidenführende, sogenannte „markhaltige" Fasern im Innern des Gehirns oder Rückenmarks dicht beieinander liegen, gleichsam ein „Mark" im Gegensatz zu der vorwiegend aus Zellen bestehende Rinde bilden. Das Mark ist die „weisse", die Rinde die „graue Substanz" des Zentralnervensystems. — Das Neurilemm oder die Schwannsche Scheide ist ein winzig dünnes Häutchen, dem an der Innenseite Zellkerne von noch nicht ganz aufgeklärter Herkunft anliegen. Ein Neurit kann in seinen verschiedenen Teilen bald eine, bald beide, bald keine von den zwei Scheiden haben. Markhaltige Fasern ohne Neurilemm sind die meisten Achsenzylinderfortsätze innerhalb des Zentralnervensystems, markhaltige Fasern mit Neurilemm die meisten peripheren Nervenfasern. Marklose Fasern ohne Neurilemm sind vielleicht die sogenannten Remakschen Fasern im Eingeweidennervensystem, sicherlich die peripheren Endigungen der sensiblen und motorischen Nerven. Hierbei ist jedoch nochmals daran zu erinnern, dass die sensible Nervenfaser eigentlich nicht dem Neuriten, sondern — wegen der zellulipetalen Reizleitung in ihr — dem Dendritenstamme sonstiger Ganglienzellen verglichen werden muss, obschon sie von sonstigen Dendriten durch die ungewöhnliche Länge und ausserdem durch ihre Umkleidung mit einer Marktscheide absticht. Marklose Fasern mit Neurilemm gibt es bei vielen Wirbellosen und Wirbeltieren im Verlaufe zerebrospinaler und sympathischer Nerven.

Aus den vorstehenden Ausführungen geht schon grossenteils hervor, dass das Nervengewebe manche Sondereigenschaften unter den tierischen Geweben hat, dass es, wenn auch nicht absolut, so doch relativ von ihnen sehr verschieden ist. In physiologischer Hinsicht wäre auch die Schnelligkeit der in den Fasern erfolgenden Reizleitung zu erwähnen, auf die wir noch besonders zu sprechen kommen, und deren hier zunächst gedacht sei, um zu erwähnen, dass dem Zwecke einer schnellen Reizleitung zwischen verschiedenen Teilen des Körpers zur

sinngemässen — koordinierten — Wirkungsweise der Organe das ganze Nervensystem überhaupt dient (Baglioni)[1]), und dass offenbar erhebliche chemische Umänderungen der lebenden Substanzen nötig waren, um diese Fähigkeit der schnellen Reizleitung zu erzeugen. Darauf beruht es offenbar, dass dem Nervengewebe histologisch so schwer beizukommen ist, und dass es noch heute nur in besonders günstigen Fällen und nie mit den für alle anderen Gewebe ausreichenden Methoden gelingt, die Nervenzellen samt ihren Fortsätzen und ihrer inneren Struktur deutlich zu färben. Gewöhnlich zeigen die Präparate entweder nur die Zelleiber oder nur die Fortsätze deutlich. Der Umstand, dass der Nervenzelle histologisch so schwer beizukommen ist, und die enorme Ausdehnung ihrer Fortsätze, welche übrigens gleichfalls eine Erschwerung für die Untersuchung darstellt, sind wohl die merkwürdigsten Eigentümlichkeiten an der allgemeinsten Beschaffenheit der Nervenzelle.

Entwickelung der Neuronen.

Auch entwickelungsgeschichtlich ist der Nervenzelle schwer beizukommen, oder vielleicht können wir sagen: hier ist schwer beizukommen gewesen. Die gröberen Grundtatsachen in der Entwickelung des Nervensystems sind allerdings mit den gewöhnlichen Methoden der mikroskopischen Technik zu ermitteln. Jedes Lehrbuch gibt darüber Aufschluss, dass das Zentralnervensystem, also Gehirn und Rückenmark, als Abkömmlinge von der Körperhaut entstehen, indem am Rücken des Embryo sich eine Hautrinne in die Tiefe senkt und sich schliesslich abschnürt, worauf sich natürlich die Haut, das „Ektoderm", wieder zusammenschliesst, und sich ebenso das abgeschnittene Stück zur Rinne, zum „Neuralrohr", schliesst. Dessen Wandungen verdicken sich und nehmen daher späterhin im Rückenmark, wie ganz besonders im Gehirn vielmehr Masse ein als der stets erhalten bleibende, mit Flüssigkeit erfüllte Hohlraum, der sogenannte „Ventrikel" des Gehirns bzw. Zentralkanal des Rückenmarks.

Neben der rinnenförmigen Ektodermeinsenkung wuchern massive ektodermale Zellmassen ins Innere des Embryo hinein und bilden hier die Anlagen der „Spinalganglien", welche einerseits die sensiblen Rückenmarksnerven zur Körperperipherie, andererseits kurze Fasern zum Rückenmark entsenden. Ähnliche Zellmassen, an verschiedenen Stellen am Kopfe gelegen, helfen die „Kopfganglien" bilden. Die motorischen Nerven des Rückenmarkes treten aus dem Rückenmark direkt ohne Vermittelung durch Ganglien heraus; ebenso die sensiblen und motorischen Nerven des Gehirns aus diesem.

[1]) Baglioni, Das Problem der Funktionen des Nervensystems. Jena 1912, G. Fischer.

Nicht jede Zelle des embryonalen Neuralrohres wird später zur Nervenzelle, sondern ausser Nervenzellen oder Ganglienzellen gehen aus ihm zahlreich Stützzellen oder Gliazellen hervor, von denen es dreierlei Typen gibt:

1. Die Ependymzellen, diejenigen Zellen, welche von Anfang an und dauernd den Hohlraum des Gehirns und Rückenmarks unmittelbar auskleiden und in der Regel mit einem langen Fortsatz die ganze Masse des Zentralnervensystems bis an dessen äussere Oberfläche durchsetzen, übrigens seitwärts allüberall kleine Fäserchen abgeben, mit denen sie wohl untereinander zusammenhängen und die verschiedenen Nervenfasern und Zellen, welche ja den wesentlichsten Bestandteil des Nervensystems bilden, umhüllen und voneinander isolieren, somit also dem Ganzen gleichsam als ein Skelett eine Stütze verleihen. Zum Stützgewebe gehören aber auch die in der Tiefe der Nervenmasse liegenden Gliazellen, unter denen man ähnlich wie bei den Nervenzellen 2. solche vom Deitersschen und 3. solche vom Golgischen Typus unterscheidet, je nachdem sie neben vielen kürzeren einen langen Fortsatz haben, der dann meist an der Oberfläche der Nervenmasse oder an einem Blutgefäss mit einer gewissen Anschwellung (Fuss) endigt, oder ob sie nur kürzere Fortsätze haben.

Die Tatsache nun, dass die in der Anlage des Zentralnervensystems gelegenen Zellen, die auf embryonalem Zustande, als sogenannte Neuroblasten, kaum etwas Besonderes an sich haben, nicht nur die im Zentralnervensystem gelegenen Nervenzellen und -fasern liefern, sondern auch die gesamten Nerven des Körpers, ist gewiss recht merkwürdig, und es ist nicht zu verwundern, dass man in früheren Zeiten dieses gar nicht recht hat glauben wollen. Auf dem Boden der Zellenlehre stehend, annehmend, dass alles, was unseren Körper zusammensetzt, Zelle oder Abscheidungsprodukt von Zellen ist, konnte man — wie bereits dem Begründer der Zellenlehre, Schwann (1828), klar wurde, die Nervenfaser nicht mehr als einen relativ selbständigen Teil des Organismus betrachten, aber man hielt sie dann — Schwann, Dohrn, Bethe — für ein Produkt von in ihrer Nachbarschaft liegenden Zellen und konnte dies um so eher tun, als ja die Fasern der peripheren Nerven meist in ihrem ganzen Verlaufe von Zellen begleitet sind, nämlich von den schon oben erwähnten Zellen der Schwannschen Scheide. In neuerer Zeit hält besonders Oskar Schultze zäh daran fest, dass die periphere Nervenfaser das Produkt zahlreicher Zellen sei, dass sie also nicht vom Zentrum her auswächst, sondern „in loco“ entsteht, und er lässt sich in dieser Ansicht auch nicht durch die doch sehr dagegensprechende Tatsache beirren, dass die ganze Nervenfaser nach Lostrennung von ihrer Zelle in ganzer Länge zugrunde geht, dass sie also physiologisch doch offenbar wesentlich

von ihrer Ursprungszelle und kaum von den sie begleitenden winzig kleinen Zellen abhängig ist.

Ich muss offen gestehen, dass ich diese Ansicht hauptsächlich ihres historischen Interesses wegen und aus Gründen der Objektivität erwähne. In demselben Sinne sei hier noch der Anschauung Karl Ernst von Baers (1828) gedacht, welcher einen von Anfang an bestehenden, freilich unsichtbaren Zusammenhang zwischen Zentralorgan und innerviertem Endorgan annahm, so dass also die Nerven schon auf frühesten Embryonalstadien vorhanden wären, wo wir im Nervensystem nur erst undifferenzierte Zellen erkennen können. Von Hensen stammte sodann die ergänzende Annahme, dass die später auswachsenden Nervenfasern ihren Weg durch vorgebildete Plasmawege nehmen, wie sie später viele Forscher, in neuester Zeit namentlich Held unter dem Namen der Plasmodesmen beschrieben, ohne jedoch durch die Abbildungen den einwandsicheren Beweis, dass diese „Plasmodesmen" auch im lebenden Zustande in dieser Form vorhanden wären, in zwingender Weise zu erbringen. Besonders ist diese Theorie, welche zu einer primären Zusammengehörigkeit von Nerv und Muskel führt und den letzteren als das Endorgan des Nerven betrachtet, von Gegenbauer und Fürbringer gelehrt worden, unter denen der erstere sie mit folgenden Worten verteidigt: „Die Auffassung des Muskels als Endorgan des Nerven hat vielen Widerspruch erfahren (Goette, His etc.). Muskel und Nerv sollen von Haus aus nichts miteinander zu tun haben, denn die Nervenfaser ist ursprünglich von der Muskelfaser getrennt und wächst erst sekundär zu ihr. Das lehrt die exakte Forschung. Exakt? Das Aktum, d. h. die Tatsache ist doch nur, dass eine Nervenfaser in einem bestimmten ontogenetischen Stadium uns bis zu einem gewissen Punkte erkennbar ist, und darüber hinaus erst später wahrgenommen wird. Woher weiss denn der „exakte" Forscher, dass seine technischen Hilfsmittel, die ihm ein Stückchen Nervenfaser zeigten, ausreichend waren, um das scheinbare Ende als ein wirkliches Ende, d. h. als etwas, das nicht mehr weiter geht, zu behaupten?"

Nun, der exakte Beweis ist geliefert worden, indem die Unvollkommenheiten der Technik nach und nach mehr und mehr behoben wurden. Wiederum müssen wir vor allem auf die Beobachtungen hinweisen, die in zahlreichen Fällen dem spanischen Gelehrten Cajal mit der Golgischen Methode, später auch anderen Untersuchern gelangen. Man bekommt an Embryonen mit dieser Methode unschwer die Enden der von den Neuroblasten in den Körper hinein auswachsenden Nervenfasern zu sehen (Fig. 4). Man bezeichnet sie als Endkeulen oder Wachstumskeulen, weil sie stets eine etwas keulenförmige Gestalt haben (Fig. 5). Noch genauer betrachtet lassen sie unregelmässige,

oft etwas zackige Umrisse erkennen, was schon Cajal zu der Annahme führte, die Wachstumskeule sei eine flüssige Masse mit amöboider Be-

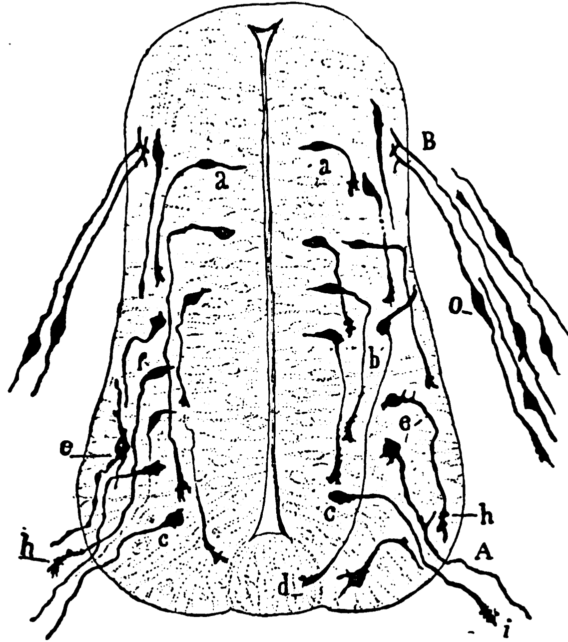


Fig. 4. Rückenmark des Hühnchens vom 3. Tage, aus welchem Nervenfasern auswachsen. a, b, c, e, f Zelleiber. d, h, i Wachstumskeulen. O Spinalganglienzellen, deren zentrale Ausläufer bei B ins Rückenmark eindringen. Nach Cajal, aus M. Heidenhain, „Plasma und Zelle".

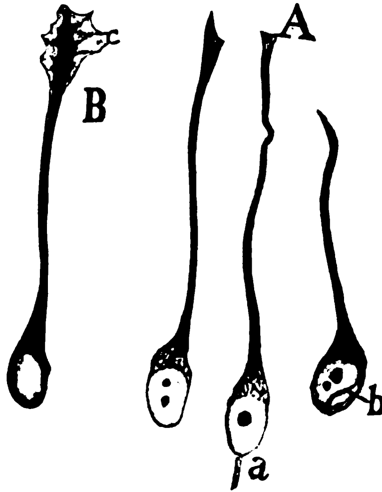


Fig. 5. Jugendliche Nervenzellen (Neuroblasten) mit den auswachsenden Neuriten. c) Wachstumskeule. Nach Cajal, aus M. Heidenhain, „Plasma und Zelle".

weglichkeit; tatsächlich sieht es ganz so aus, als bestünde sie aus einer flüssigen Substanz, die sich mehr und mehr in den feinsten Spalträumen zwischen den Körperzellen vorschiebt und dabei auch mit kleinen seitlichen Ausläufern in winzige Ecken und Lücken hineindringt.

Gegen diese seit 1890 datierenden Beobachtungen ist wohl nur selten im Anfang noch der Einwand erhoben worden, auch in diesen

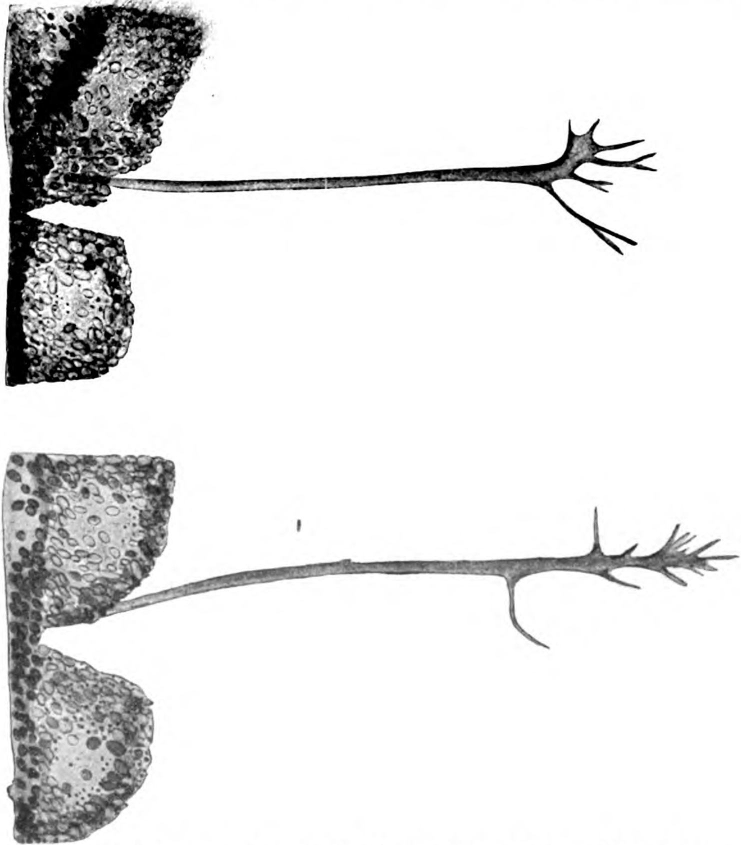


Fig. 6. Die Abbildung zeigt zwei Ansichten der nämlichen Nervenfaser, welche in einem Tröpfchen Lymphe auf dem Objektträger von einer Rückenmarkszelle her ausgewachsen war. Die beiden Bilder zeigen den Fortschritt des Wachstums in einem Zeitraum von 50 Minuten. Nach Harrison, aus M. Heidenhain, „Plasma und Zelle".

Fällen könne das scheinbare Ende vielleicht mit dem wirklichen nicht zusammenfallen. Dieser Einwand muss aber vollständig verstummen gegenüber gewissen Beobachtungen, die zu dem Erstaunlichsten gehören, was die neuere Zeit aus der experimentellen Biologie aufzuweisen hat. Es ist nämlich gelungen, kleine Stückchen lebender Substanzen aus erwachsenen oder embryonalen Körpern tagelang ausser-

halb des Körpers in Blutplasma zu kultivieren, sie also ohne Zusammenhang mit dem übrigen Körper fortleben zu sehen, wobei auch rege Zellteilungen stattfinden, gerade so wie beim Wachstum der Embryonen oder bei der Wundverheilung. Dem Amerikaner Harrison gelang es nun, in dieser Weise auch embryonales Rückenmark von Froschlarven zu isolieren, und in diesen „Deckglaskulturen", welche Reinkulturen embryonaler Nervenmasse sind, sah er aus den zunächst noch ganz indifferenten Zellen die Nerven tatsächlich in Form langer, meist ziemlich geradliniger Fäden auswachsen. Die wachsende Spitze

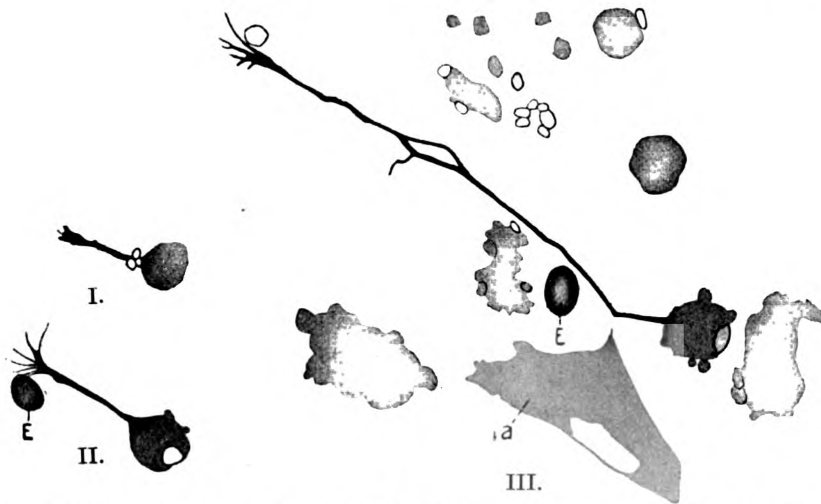


Fig. 7. Sukzessives Auswachsen des Neuriten aus einer einzigen, in einer Deckglaskultur lebenden Ganglienzelle. Nach Braus. I. am Tag nach der Herstellung des Präparates 12h 30' mittags, II. an demselben Tag 3h 30', III. am folgenden Tag 8h 55' morgens. E ein Blutkörperchen, a eine Bindegewebszelle. Nach Herm. Braus.

hatte genau die aus den Präparaten an gefärbten ganzen Objekten bekannte Form einer Keule mit kleinen Ausläuferchen, und die amöboiden Bewegungen derselben liessen sich unmittelbar beobachten (Fig. 6).

Hermann Braus in Heidelberg hat diese Versuche noch in gewisser Weise ergänzt, indem es ihm gelang, einwandfrei eine einzige Zelle aus der Anlage des Nervensystems zu isolieren und aus ihr den Nerven sukzessive hervorwachsen zu sehen (Fig. 7), „wie etwa aus einer isolierten Spore der Faden eines Schimmelpilzes". Am zweiten, oft auch erst an späteren Tagen nach Beginn des Versuches entsteht nämlich ein Auswuchs an der Zelle, dessen Ende amöbenartig Ausläuferchen aussendet und wieder einzieht, und der dann zu jenem Nervenfaden wird, dessen Länge das Vielfache des Zelldurchmessers

beträgt, dessen Wachstumskeule wir schon erwähnten und der sich noch verschiedentlich weit verzweigen kann.

Der strikte Beweis, dass es sich wirklich um Nervenfasern handelt, liegt darin, dass Harrison und Burrows in den Fäden feine Fäserchen verlaufen sahen, welche sich färberisch ganz wie die charakteristischen Fäserchen innerhalb aller sonstigen Nervenzellen und -fasern, die sogenannten „Neurofibrillen", verhalten, genau so, wie sie auch in geeigneten mikroskopischen, gefärbten Schnittpräparaten in den auswachsenden Nervenfasern schon bemerkbar sind, nur die Wachstumskeule freilassend.

Schneidet man den frisch ausgewachsenen Neuriten von seiner Ursprungszelle ab, so geht er langsam zugrunde, geradeso wie dies im erwachsenen Körper der Fall wäre und wie es auch für alle kernlosen Zell- oder Protistenfragmente nach den zellvivisektorischen Versuchen



Fig. 8. Eine Wachstumskeule, stark vergrössert. Nach Braus.

von Verworn und anderen zutrifft. Diese Beobachtungen konnten auch einen der ehemaligen Zweifler, nämlich den schon erwähnten H. Braus, zu der Überzeugung führen, dass die Ganglienzelle, der Neuroblast, der wahre und einzige Erzeuger des Nerven ist.

Die Länge des in den Deckglaskulturen wachsenden Nerven ist, absolut gemessen, freilich winzig; die längsten, welche bisher gemessen wurden, waren nur wenig länger als 1 mm. Da aber die Gesamtlänge des Embryo zu dieser Zeit nur wenige Millimeter beträgt, so hebt Braus mit Recht hervor, dass die Nervenlängen relativ ganz beträchtlich sind und ungefähr den Längen entsprechen, welche die Nerven in jenem Entwickelungsstadium innerhalb des Embryo selbst erreicht hätten.

Die Schnelligkeit des Wachstums in der Deckglaskultur beträgt in der Minute höchstens 0,001 mm (1 μ), erscheint aber natürlich bei mikroskopischer Vergrösserung auch selber beschleunigt, der Nerv wächst dann wirklich sichtbar, auch die Bewegungen der feinen Ausläufer an der Cajalschen Wachstumskeule sind mit dem Mikroskop unmittelbar zu sehen.

„Die Anschauungen", sagt Braus, „welche sich Wilhelm His vor einem Viertel-Säkulum vom Auswachsen der Nerven auf Grund seiner mikroskopischen Präparate bildete und vor 20 Jahren auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Nürnberg zur Grundlage seiner bedeutsamen Rede über den Ausbau unseres Nervensystems machte, sind also keine Annahmen mehr, wir können heute das Auswachsen des Nerven aus den Neuroblasten als einen lebendigen Wachstumsvorgang unmittelbar sehen. Ich zweifle keinen Augenblick, dass His, falls es ihm vergönnt gewesen wäre, Harrisonsche Kulturen zu studieren, darin die völlige Erfüllung seiner Reflexionen, den genau realen Ausdruck des ihm vorschwebenden Wachstumsbildes begrüsst hätte."

Es sind damit aber noch längst nicht alle Fragen über die Entstehung der Nervenbahnen gelöst, sondern nun handelt es sich noch um die Frage, wie der Nerv im Körper den Weg zu den von ihm zu innervierenden Organen finden könne. Was leitet z. B. den motorischen Nerven zum Muskel, den sensiblen zur Körperhaut, und zwar immer auf ganz bestimmten Wegen, so dass der Nervenverlauf bei einem Individuum derselbe wie bei einem zweiten ist und sogar von Art zu Art und von Gattung zu Gattung bei den Tieren nur geringfügige Änderungen aufweist?

„Wenn ich untersuchen will", sagt Braus, „ob jemand eine Richtung und ein Ziel aus Übung selbsttätig findet, oder ob irgendwelche Einrichtungen wie Signale, Gleise oder dgl. ihm den Weg anzeigen, so ist der einfachste Versuch, dies zu entscheiden, der, einen Fremden, der des Terrains sicher unkundig ist, desselben Weges ziehen zu lassen. Er wird nur dann so wie der Kundige das Ziel erreichen und die richtige Route einhalten können, wenn diese für ihn kenntlich vorhanden und ihm irgendwie von aussen vermittelt wird."

Auch zu derartigen Versuchen sind die Amphibienembryonen sehr geeignet. Man kann bei ihnen z. B. die eben hervorknospende Anlage eines Beinchens, die noch ganz nervenlos ist, auf eine andere Stelle verpflanzen: sie wird dann, während sie einheilt und zur normalbeschaffenen, nur an falscher Stelle sitzenden Gliedmasse auswächst, vollständig von dem fremden Mutterboden aus mit Nerven versehen. Nerven fremden Ursprungs bilden also in ihr durchaus diejenigen Verzweigungen, welche sonst nicht von diesen Nerven, sondern vielmehr von den Nerven der betreffenden Extremität gebildet werden. Sie vermögen also, obwohl fremd, den Weg zu finden, z. B. im Amphibienarm die Geflechtbildung, die Gabelung in Beuge- und Strecknerv an der richtigen Stelle und die Entsendung von motorischen und sensiblen Endästen in typischer Lage und mit richtigem Ende zu Wege zu bringen.

Auch Beobachtungen an der transplantierten Augenanlage sprechen in gleichem Sinne. Allerdings hat man gelegentlich auch einmal in einer solchen die Nervenfasern des Sehnerven ihren Weg durch den Glaskörperraum hindurch nach vorn einschlagen sehen, wahrscheinlich infolge einer Verletzung der Netzhaut. In anderen Fällen aber „findet" der Sehnerv wohl den Weg nach dem Zentralnervensystem hin, wie denn auch Lewis ihn manchmal in das Nachhirn und Uhlenhut einmal in ein Spinalganglion eindringen sah. Mit letztgenanntem Untersucher können wir also sicherlich sagen, dass der Auswachsungsprozess — mag er nun als ein Regenerationsprozess von der verletzten Nervenfaser, oder als histogenetischer Prozess vom embryonalen Neuroblasten ausgehen, seine alleinige Ursache in der betreffenden Nervenzelle oder Ursprungszelle des Nerven hat, dass dagegen dem auswachsenden Nerven durch das Substrat, in welchem er wächst, der Weg gewiesen wird. Man kann vielleicht die Zellen, welche im Gebiet der peripheren Nervenbahn liegen, nun freilich nicht mehr als Nervenbildner, aber doch als Nervenführer bezeichnen, und es ist zuzugeben, dass nach dieser Erkenntnis man auch in jener oben schon erwähnten Theorie, welche die Nerven als Abkömmlinge von Zellketten auffasste, ein Korn Wahrheit finden kann; immerhin aber doch nur soviel, wie sich schliesslich in jeder als unrichtig erwiesenen Lehre bei einigem guten Willen finden lässt. Als Quintessenz springt doch aus der ganzen Geschichte der Forschungen über die Entstehung der Nervenbahnen die durch eine Reihe von Beweisen, deren Höhepunkt die Deckglaskulturen der letzten Jahre bildeten, immer bestimmter gewordene Erkenntnis heraus, dass Nervenzelle und Nervenfaser eine genetische und funktionelle Einheit bilden, und dass wenigstens die Entstehung der Fasern von anderen als den Mutterzellen unabhängig ist. Es sind damit die Forderungen der genialen Neuronenlehre fast vollkommener, als man je erwartet hätte, erfüllt worden.

Vergleichend-Anatomisches.

Die vorstehenden Angaben sollten dazu dienen, die Nervenzelle ganz im allgemeinen zu charakterisieren, den Leser zunächst einmal mit ihr bekannt zu machen, also diejenigen Merkmale anzugeben, welche sie von anderen Zellarten sicher unterscheiden lassen, ohne damit schon eine genügende Beschreibung in sich zu enthalten.

Bevor wir nun uns genauer mit den Eigenschaften der Nervenzelle befassen, seien einige vergleichend-anatomische Angaben gemacht, um die vorstehenden Ausführungen, die sich ja in erster Linie auf die Menschen und die Wirbeltiere beziehen, etwas zu ergänzen.

Neuronen, in sich vollständig abgeschlossene Nerveneinheiten,

finden wir auch bei wirbellosen Tieren, und zwar mindestens bei einem grossen Teile derselben. Die Ganglienzellen haben bei den Krebsen und Insekten sowie mindestens bei der Mehrzahl der Würmer vielfach jene Birnenform, welche auch die Spinalganglienzellen der Säugetiere auszeichnet. Ich kämpfe — beiläufig bemerkt — für die Auffassung, dass das wirbellose Tier kein wirklich „niederes" sei, dass man überhaupt von „höheren" und „niederen" Organismen oder von Organisationsstufen nicht sprechen sollte, weil das vermeintlich Höhere in Wahrheit fast überall nur das menschenähnlichere Wesen ist und selbst dem Protist nicht mehr die grosse Einfachheit und Ursprünglichkeit der Organisation zugeschrieben wird. Im Sinne dieser Auffassung sei nun daran erinnert, dass gerade diese für die Wirbellosen so charakteristiche Birnform der Ganglienzellen, ihre unipolare Beschaffenheit, bei der Neurit und Dendriten nicht direkt vom Zelleib, sondern von

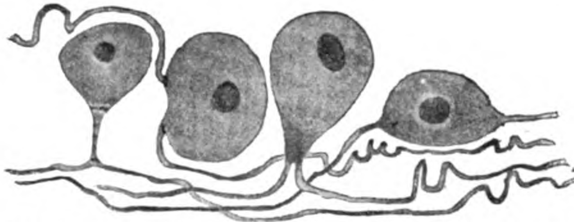


Fig. 9. Spinalganglienzellen des Hechtes. Nach Holmgren, aus M. Heidenhain, „Plasma und Zelle". Die Figur zeigt verschiedene Typen von Spinalganglienzellen sowohl bipolare (die oberste), wie für kaltblütige Wirbeltiere im allgemeinen charakteristisch, als auch birnförmige, unipalare, wie für Warmblüter und für Wirbellose charakteristisch.

einem gemeinsamen „Stiel" der Birne entspringen, als eine „höhere", kompliziertere oder weniger ursprüngliche Bildung erscheinen könnte — wenn man eben überhaupt derartige Abstufungen anerkennen will! — zumal man innerhalb der Wirbeltiere die unipolaren Spinalganglienzellen bei den warmblütigen, die viel einfacheren bipolaren bei den kaltblütigen Wirbeltieren, allerdings neben unipolaren und Zwischenstufen (siehe Fig. 9), findet.

Bei den Cölenteraten (z. B. Medusen), Echinodermen und manchen Würmern würde allerdings nach Bethe das Nervensystem eine anderweitige Beschaffenheit haben, es würde, wie auch M. Wolff und andere meinen, aus einem Zellnetz bestehen, aus Zellkörpern, deren stets in der Mehrzahl vorhandene lange Fortsätze untereinander in Verbindung treten und die Reize demgemäss in mehr oder weniger diffuser Art weiterleiten müssen, sofern nicht durch strangförmige Ausziehung der Netze eine gewisse Ausbildung von Bahnen wenigstens angebahnt wäre. Vor allem würde es hier keinen Unterschied zwischen Neurit und

Dendrit geben. Nach Auffassung mancher Autoren würden derartige Nervennetze auch bei Wirbeltieren z. B. in den Gefässwandungen und in der Darmwand anzutreffen sein.

Nun wäre es ja gar nicht erstaunlich, wenn wir bei „niederen", also — im Sinne des oben Gesagten — menschenunähnlicheren und der Pflanze schon näherstehenden Organismen nicht nur ganz anders beschaffene, sondern auch einfachere Nervensysteme und Neuronenstrukturen fänden als bei den Wirbeltieren, wie ja der Pflanze das Nervensystem ganz fehlt. Immerhin scheint es geboten, mit Heidenhain[1]) der Lehre von den Nervennetzen einige Skepsis entgegenzubringen, nachdem man bei den Wirbeltieren an Stelle jener Netze, die namentlich durch die vitale Methylenblaufärbung leicht vorgetäuscht werden können, auf Grund der Untersuchungen Dogiels nur reichlich verzweigte Bindegewebszellen anerkennen möchte.

Bei den Rippenquallen ist ein Nervensystem noch nicht gefunden worden, doch dürfte dies nur eine Frage der Zeit sein. Es ist nicht anzunehmen, dass ihnen fehlen wird, was allen übrigen Quallen und überhaupt Cölenteraten eigen ist; jedenfalls hat man im Gegensatze zu den früheren Beobachtungen Verworns auf Grund von physiologischen Studien eine Nervenleitung auch bei den Rippenquallen annehmen müssen.

Den Schwämmen (Spongia) aber dürfte das Nervensystem schon eher fehlen. Die einzigen Bewegungen, die man an diesen Tieren gesehen hat, Erweiterungen und Verengerungen der Mundöffnung, könnten auch wohl, wie Parker meint, durch direkte Reizbarkeit der zirkulären Muskelfasern zustande kommen.

Wenn das Nervensystem fehlt, so braucht deshalb noch keineswegs die Reizleitung zu fehlen. Es kann vielmehr auf dem Wege durch das undifferenzierte Protoplasma eine Reizleitung erfolgen, die ich im Gegensatze zu der an Nerven gebundenen, „nervösen Reizleitung" die „plasmatische Reizleitung" nennen möchte.

Bei den Protozoen kann man wohl von einer plasmatischen Reizleitung sprechen, denn bei einem Glockentierchen (Vorticella) schnurrt der Stiel spiralig zusammen, sobald nur der Wimpernkranz am „Köpfchen" des Tieres von einem Reiz getroffen wird. Da die Muskelfäden des Stieles sich auf den Glockenkörper fortsetzten und sie somit bis nahe an den Wimpernkranz selbst herankommen, könnte wohl die Übertragung des Reizes innerhalb dieser Fäden erfolgen. Für Reizleitung spricht auch die Beobachtung, dass eine Amöbe, die vorher im Wasser schwebend ihre Scheinfüsschen nach allen Rich-

[1]) M. Heidenhain, „Plasma und Zelle". II. Lief. Jena, Fischer, 1911. (19. Lieferung des „Handbuchs der Anatomie des Menschen", herausgegeben von Karl v. Bardeleben.)

tungen ausstreckte, von dem Moment ab, wo sie mit einem ihrer Füsschen einen festen Gegenstand berührt, alle übrigen langsam einzieht; hieraus ersieht man nämlich, dass die einzelnen Teile der Amöbe nicht ganz unabhängig voneinander arbeiten, sondern gleichsam den Erfordernissen des Ganzen gehorchen. Sollte es möglich sein, diese Erscheinungen „rein physikalisch" zu erklären, wie man es ja mit den Bewegungen der Amöbe überhaupt versucht hat, so würden sie darum von nicht geringerem Interesse für die Betrachtungen über die Reizleitung sein, da die letztere ja schliesslich auch ein rein physikalischer Vorgang ist, und überhaupt der Begriff des Reizes ganz strenge genommen von dem der Ursache oder der energetischen Einwirkung (Semon) nicht unterschieden ist. In dieser richtigen Erkenntnis hatten manche Physiologen den Reizbegriff, mit dem heutzutage noch so viel

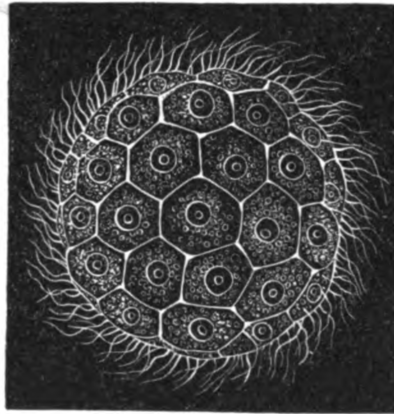


Fig. 10. Magosphaera planula. Aus Lang, Lehrbuch der vergleichenden Anatomie.

operiert wird, schon vollkommen fallen gelassen, was aus Gründen, die wir oben (S. 10, Fussnote) bereits andeuteten, durchaus statthaft wäre.

Es gibt nun auch noch plasmatische Reizleitung bei mehrzelligen Organismen, in erster Linie bei Pflanzen. Der harmonische Flimmerschlag einer Magosphära (Fig. 10) oder eines Volvox, wie man diese vielzellige chlorophyllhaltige Kugel nennt, beruht allgemeiner Annahme zufolge auf Reizleitung von Zelle zu Zelle, welche durch die von Arthur Meyer entdeckten plasmatischen Interzellularbrücken ermöglicht wird. Sie hat aber, wie M. Heidenhain mit Recht betont, ihr vollständiges Analogon in dem sychronen Schlag eines Flimmerfeldes, d. h. einer Fläche voller Flimmerzellen im tierischen Körper, die gleichfalls nicht nervös, sondern nur plasmatisch untereinander verbunden sind. Fraglich ist wohl noch, ob wirklich, wie oft behauptet

wurde, in der Herzspitze des Säugetieres die Reizleitung durch die Muskelfasern selbst ohne Innervierung geleistet werde. Ein sicheres Beispiel für die Reizleitung im Pflanzenreiche ist jedoch die leicht zu machende Beobachtung, dass nach Verletzung eines pflanzlichen Gewebes wie Plasmaströmung in den einzelnen Zellen zunächst in den der

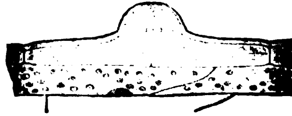


Fig. 11. Tastpapille auf einer Oberhautzelle einer Pflanzenranke (Eccremocarpus scabes). Reizung dieser Zellen bewirkt Krümmung der Ranke. Nach Haberlandt.

Verletzung anliegenden Zellen auftritt und später auch den ferner gelegenen induziert wird.

Am besten wird jedoch das Nervensystem als das Organ der Reizleitung bei Tieren in das rechte Licht gesetzt durch eine Vergleichung mit der Reizleitung in der Pflanze vom Sinnesorgan (Rezeptionsorgan)

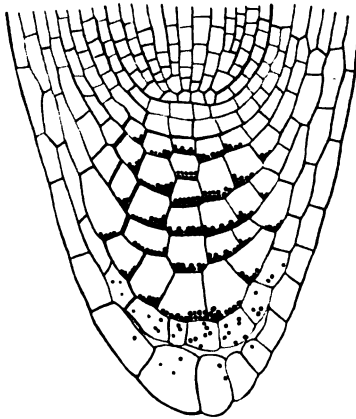


Fig. 12. Wurzelspitze einer Pflanze mit Stärkekörnern zur Empfindung (Perzeption) des Schwerereizes. Eine veränderte Lage der Körner bewirkt eine Krümmung der Wurzel weiter oberhalb. Nach Némec und Haberlandt.

zum Erfolgsorgan. Ich lasse hierüber Haberlandt[1]) sprechen: „So wie die Motte mit ihren Augen den Lichtreiz aufnimmt und mit den Flügeln der Flamme zueilt, so nimmt auch das junge Haferpflänzchen mit der Spitze der Keimblattscheide die Richtung wahr, in der die Lichtstrahlen einfallen, worauf dann in einer tiefer gelegenen Zone die heliotropische Krümmung erfolgt. Die Entdeckung dieser wichtigen Tatsache ist eines der vielen Einzelverdienste, die sich Charles Darwin als Pflanzenphysiologe erworben hat. Darwin war es auch, der als

[1]) Die Sinnesorgane der Pflanzen. Verhandlungen d. Gesellsch. deutscher Naturf. u. Ärzte. 1905. S. 75.

erster den allerdings noch nicht ganz einwandfreien Nachweis führte, dass eine horizontal gelegte Wurzel den Schwerkraftreiz mit ihrer Spitze wahrnimmt, während die geotropische Krümmung in einer dahinter gelegenen Zone vor sich geht. Das gleiche gilt für den Hydrotropismus der Wurzeln, für die durch Berührungsreize veranlasste Einkrümmung der Tentakel des Sonnentaues und noch in so manchen anderen Fällen. Die räumliche Trennung von Reizaufnahme und Reizreaktion setzt selbstverständlich die Möglichkeit einer Reizfortpflanzung voraus. Es ist ein eigentümlicher Zufall, man kann es nicht anders nennen, dass gerade

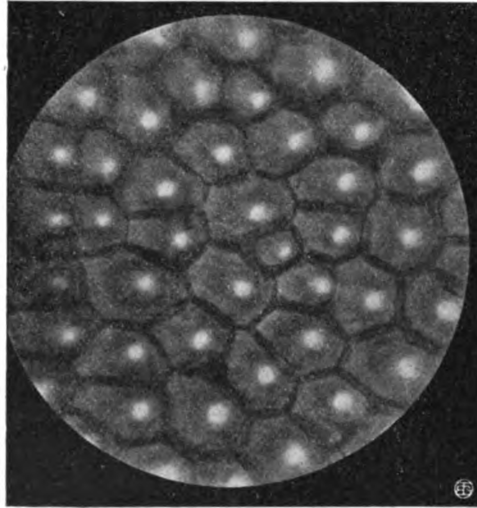


Fig. 13. Linsenförmig gewölbte und daher nach Linsenart wirkende Oberhautzellen auf einem Pflanzenblatte (Anthurium leuconeurum). Die Belichtung dieser Zellen bewirkt eine Biegung im Blattstiele. Nach Haberlandt[1]).

bei jener Pflanze, bei der die Reizleitung am sinnfälligsten vor sich geht und demnach zuerst bekannt wurde, der Leitungsprozess ein rein physikalischer Vorgang ist: hydrostatische Druckschwankungen in einem eigenen Röhrensystem vermitteln bei der Mimosa pudica die Übertragung von Stoss- und Wundreizen zu nahen und fernen Bewegungsorganen[2]). — In der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle beruht aber auch im Pflanzenkörper die Reizleitung auf der Ausbreitung rätselhafter Erregungszustände im lebenden Protoplasma. Solange man noch

[1]) Die in Figg. 12 u. 13 zum Ausdruck gelangenden Auffassungen dürften nicht ganz genau im Sinne Haberlandts zutreffen, wohl aber in ihrem Grundprinzip, so dass dieses durch die Abbildungen mit ihren Unterschriften gut verdeutlicht wird. Vgl. E. G. Pringsheim, Die Reizbewegungen der Pflanzen. Berlin, Jul. Springer, 1912.

[2]) Vgl. G. Haberlandt, Das reizleitende Gewebesystem der Sinnpflanze. Leipzig 1890.

der Ansicht war, dass die festen Zellmembranen der pflanzlichen Zellen die benachbarten Plasmakörper voneinander vollständig trennen, hing die Annahme einer plasmatischen Reizleitung von Zelle zu Zelle vollständig in der Luft. Es war daher eine im vollsten Sinne des Wortes bahnbrechende Entdeckung, als Eduard Tangl als erster die zarten Plasmafäden nachwies, die, die Wände durchquerend, benachbarte Plasmakörper miteinander in unmittelbare Verbindung setzen. Nun war das Vorhandensein kontinuierlicher Bahnen festgestellt, und der Vergleich der verbindenden Plasmafäden mit tierischen Nervenfasern liess nicht mehr lange auf sich warten."

Unsere vergleichenden Betrachtungen, bei denen wir allerdings vom Nervensystem und vom Neuron abkamen, wollen wir hier nicht abschliessen, ohne noch einige Angaben über allgemeine Grössenverhältnisse zu machen.

Was die Grösse der Wirbeltierganglienzellen betrifft, so mag, wie Erhard[1]) ausführt, einen Vergleich der einzelnen Gehirnzellen — gemeint ist jetzt nur der Zelleib, ohne Nervenfaser und Dendriten — wegen ihrer Verschiedenartigkeit schwer zu einem übersichtlichen Ergebnis führen. Wählen wir zum Vergleich die Spinalganglienzellen, so finden wir, abgesehen von den sehr kleinen Elementen des Lanzettfisches (Amphioxus) und der Cyclostomen, „dass kleine Tiere zwar meist kleinere Zellelemente in den Spinalganglien besitzen als grosse, dass aber die Grössenverhältnisse keineswegs proportional der Körpergrösse des Tieres sind. So sind zum Beispiel sogar die Spinalganglienzellen des Frosches oder des Molches annähernd so gross wie die des Kaninchens oder des Menschen". Letzteres ist freilich auch unter dem Gesichtspunkte zu betrachten, dass alle Zellelemente der Amphibien, besonders der Schwanzlurche, von ungewöhnlicher Grösse gegenüber denen anderer Tiere sind. „Das Rind oder Pferd besitzt nach Dogiel etwas grössere Elemente als zum Beispiel die Katze, Ratte, der Hund oder Mensch."

Ganz besonders grosse Ganglienzellen sind stets die „elektrischen" Zellen, welche aber bekanntlich nur sehr sporadisch im Tierreiche auftreten. So besitzt der Zitterroche, Torpedo, einen eigenen „elektrischen Lappen" an seinem Nachhirn, den „zitronengelben Körper" Alexander von Humboldts, wahrscheinlich eine Vergrösserung des Vagus- und Fazialiskerns, aus ganz ungewöhnlich grossen Ganglienzellen bestehend. Ähnliche liegen beim Zitteraal, Gymnotus und bei gewissen schwachelektrischen, übrigens durch eine vollständig einzig dastehende Gehirn- speziell Kleinhirngrösse ausgezeichneten afrikani-

[1]) H. Erhard, Studien über Nervenzellen. I. Allgemeine Grössenverhältnisse, Kern, Plasma und Glia. Archiv f. Zellforschung. Bd. 8. 1912.

schen Fischen, den Mormyriden, viel weiter hinten, im Rückenmark. „Elektrische" Zellen heissen sie, weil von ihnen die elekrtischen Nerven ausgehen und die elektrischen Organe innervieren, mit denen jene Tiere stärkere oder schwächere elektrische Schläge (Entladungen) austeilen können. Inwiefern aber diese Funktion solch grosser Ganglienzellen benötigt, darüber gibt es bis heute auch nicht einmal eine Vermutung. Die von Fritsch beschriebenen „Dorsalzellen" im Rückenmark des Anglers — dieses merkwürdigen Fisches —, die ebenso bei anderen Fischen aus der Familie der Pedikulaten vorkommen und bei allen diesen die aus Rückenflossenstacheln hervorgegangenen grossen „Angeln" innervieren, sind übrigens auch von nicht geringerer Grössenordnung und dasselbe gilt für die mit blossem Auge sichtbaren grossen Zellen im verlängerten Rückenmark des Schleimfisches Myxine (Petromyzon?). Alle diese Zellen aber werden an Grösse übertroffen von der elektrischen Zelle des Zitterwelses, Malapterurus, bei welchem jederseits im Halsmark eine grosse elektrische Zelle liegt, die einen mächtig dicken Achsenzylinder entsendet und deren Zelleib übrigens von zahlreichen kleinen Blutgefässen durchsetzt wird. Selbstverständlich sind so grosse Zellen auch mit blossem Auge sichtbar.

Unter den Mollusken besitzen die Muscheln — nach Erhard — im allgemeinen kleine Ganglienzellen, eine mittlere Stellung nehmen die Tintenfische ein, ganz ausserordentlich gross werden dagegen die Ganglienzellen bei den Schnecken (bis zu 500 μ), doch schwanken sie erheblich innerhalb eines und desselben Ganglions. Bei den Arthropoden richtet sich die Zellgrösse weder nach der systematischen Stellung, noch nach den oft hoch entwickelten intellektuellen und instinktiven Fähigkeiten, sondern fast ausschliesslich nach der Grösse des Tieres. So sind die Ganglienzellen bei den Ameisen und Termiten sehr klein, am grössten bei den grossen Krebsarten. Bei letzteren stuft sich allerdings die Grösse der Zellen nicht genau der Grösse der Tiere entsprechend ab, aber ganz allgemein dürften im Tierreiche kleinere Tiere relativ grössere Ganglienzellen haben als ceteris paribus grössere.

Die Cölenteraten besitzen zwar kleine Ganglienzellen, diese nehmen aber immerhin einen hervorstechenden Rang an Grösse unter den übrigen Zellen ein, welche nämlich bei den Cölenteraten von ganz besonderer Kleinheit sind.

Ganglienzellen von beträchtlicher Grösse finden wir bei Ringelwürmern und beim Spulwurm (Ascaris), viel kleinere bei anderen Würmern.

Die Frage nach den Gründen für die verschiedene Grösse der Ganglienzellen ist bis jetzt in keiner Weise zu beantworten. „Wenn eine Regel aufgestellt werden kann, so ist es höchstens die, dass bei

den Schnecken die Grösse der Ganglienzellen in Einklang steht mit der besonderen Wasserhaltigkeit dieser Tiere."

Die Bestandteile der Nervenzelle und ihre Funktion.

Da die Nervenelemente, wie wir im vorstehenden Kapitel gesehen haben, Zellen sind, so werden sie natürlich diejenigen Bestandteile aufweisen, welche ein für allemal den Zellen eigen sind, ausserdem noch solche, die nur in manchen Zellen vorkommen, und schliesslich solche, welche ganz speziell auf die Nervenzellen beschränkt sind und deren charakteristische Eigentümlichkeiten darstellen.

Wir wollen im folgenden die bemerkenswertesten Bestandteile der Nervenzelle behandeln, indem wir uns, soweit möglich, stets zugleich nach deren Funktion fragen. Ein derartiges Kapitel ist offenbar in einer Biologie der Nervenelemente unentbehrlich, obschon wir uns schliesslich in vielen Fällen mit dem Bekenntnis werden bescheiden müssen, dass wir über die Aufgaben der einzelnen Teile der Nervenzelle und gar über ihre Beziehungen zu den spezifisch nervösen Funktionen recht wenig wissen.

Von vornherein selbstverständlich ist dieses Bekenntnis eigentlich beim Zellkern und Zellplasma. Es ist bekannt, dass fast alles Lebende diese Zweiteilung aufweist, diese Zusammensetzung aus Kern und Plasma, welche beiden insgesamt die Zelle ergeben. Gleichviel ob wir den Körper des grössten Tieres vor uns haben, der aus Millionen und Abermillionen von Zellen besteht, oder ob wir es mit einer einzigen freilebenden Zelle, also mit einem mikroskopischen einzelligen Tierchen oder Pflänzchen zu tun haben, überall finden wir diese Differenzierung der lebenden Zellen in Plasma und Kern, deren ersteres meist das voluminösere ist, deren letzterer, im Innern von jenem gelegen, wie der Kirschkern in der Kirsche, sich namentlich durch besondere Färbbarkeit in fast jedem histologischen Präparat schon auf den ersten Blick abhebt. Auch bei einer Anzahl von den winzig kleinen Bakterien ist wohl bereits ein richtiger Zellkern nachgewiesen, und vielleicht ist die Zeit nicht mehr allzu fern, wo man jedem Bakterium einen Zellkern zuerkennen wird, nur dass er wegen seiner Kleinheit, die derjenigen der Bakterienzelle entspricht, auch für die schärfsten Mikroskope nur sehr schwer auffindbar ist.

Auf die Frage, warum diese Differenzierung der gesamten lebenden Masse in Plasma und Kern ausgebildet ist, wissen wir kaum eine Antwort zu geben. Der Kern ist jedenfalls sehr wichtig für das Leben der Zelle, denn Teile einer Zelle können nur dann fortleben, wenn in ihnen der Zellkern oder wenigstens ein Teil desselben enthalten ist. Ebenso ist wahrscheinlich das Plasma sehr wichtig für das Zelleben,

denn kaum dürfte — obwohl darüber nur sehr schwer ein Nachweis zu erbringen ist — ein von seinem Plasma isolierter Kern fortleben und neues Plasma ausbilden können. Immerhin finden sich doch einige Argumente, um derentwillen man den Kern als den wichtigeren Bestandteil ansprechen könnte. So sind wahrscheinlich in ihm diejenigen Bestandteile angehäuft, an welchen die Vererbbarkeit der wichtigsten Merkmale haftet, und vielleicht ist auf frühen Embryonalstadien des Organismus das den Kern umgebende Plasma der Zelle zunächst ein mehr indifferentes, teilweise als Reservestoff mitgeschlepptes Material, aus dem freilich späterhin sich die wichtigsten Bestandteile, die Muskelfäserchen in der Muskelzelle, die feinsten empfindlichen Endigungen in der Sinneszelle und die langen, für die Reizleitung so hochwichtigen Fortsätze der Nervenzelle herausformen. Dass alles sind aber nur recht allgemeine Erwägungen; was mit ihnen über die Bedeutung von Kern

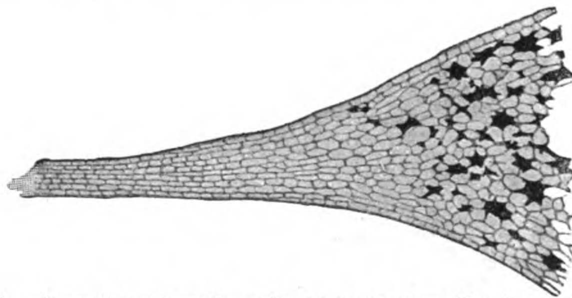


Fig. 14. Stück einer Ganglienzelle mit austretendem Neuriten. Schaum- oder Wabenstruktur des Plasmas. Nach Held, aus Heidenhain, „Plasma und Zelle".

und Plasma gesagt ist, steht in keinem Verhältnis zu dem so äusserst allgemeinen Auftreten dieser Dualität der lebenden Substanz.

Man kann daher wohl kaum verlangen, dass wir über Plasma und Kern der Nervenzelle etwas Genaueres aussagen. Das Plasma — gemeint ist hier nur die flüssige Grundsubstanz ohne die nachher zu besprechenden Einschlüsse in derselben — hat keine andere Beschaffenheit wie sonst überall, es wird als ganz homogen (d. i. durch und durch gleichförmig) beschrieben oder wohl richtiger als schaumförmig (Fig. 14), als „Emulsion", wie der physikalische Chemiker sagt.

Von Einschlüssen im Plasma der Nervenzelle seien hier zunächst eine Art erwähnt, die Farbstoffkörnchen oder Pigmentkörnchen, welche entweder gelb oder braunschwarz sind. Über ihre Bedeutung wissen wir nur wenig. Dass die Zellen dadurch eine gewisse Färbung bekommen, dieser Umstand selbst kann natürlich nur ganz unwesentlich sein, da dies niemand ausser dem Anatomen zu sehen bekommt. Vielleicht handelt es sich bei den Pigmentablagerungen grossenteils um eine Alterserscheinung oder etwas Ähnliches,

um eine dann allerdings schon sehr früh einsetzende, natürliche und unvermeidliche Degeneration. Der gelbe Farbstoff ist ausser in früherer Kindheit in den meisten Ganglienzellen vorhanden, der schwarze regelmässig namentlich in einigen bestimmten Gehirnteilen. Die „Substantia nigra“ („die schwarze Substanz“) und der „Locus coeruleus“ („die blaue Stelle“ haben ihren Namen wegen des durch das Pigment hervorgerufenen schwärzlichen oder bläulichen Aussehens. Auch dieses schwarze Pigment nimmt jedenfalls mit dem Alter an Menge ständig zu.

Wir erwähnen hier gleich noch einen anderweitigen Einschluss, der häufig in Nervenzellen vorkommt, vielleicht ihnen sämtlich und wahrscheinlich auch so mancher sonstigen Zelle eigen ist. Es ist der netzförmige Apparat, gewöhnlich nach seinem Entdecker, dem

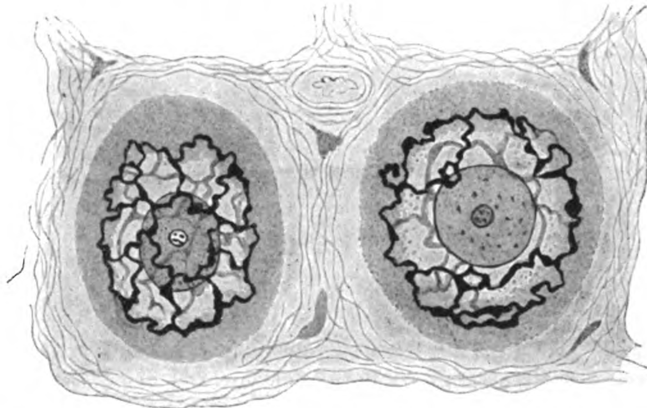


Fig. 15. Jugendliche Ganglienzellen einer neugeborenen Katze mit Kanälchensystemen. Nach Golgi, aus M. Heidenhain, „Plasma und Zelle“.

italienischen Gelehrten Golgi, der „Apparato reticolare“ genannt, welcher manchmal neben dem Zellkern, öfter rund herum um diesen gelagert ist. Er besteht aus Kanälchen, die sich verzweigen und untereinander in Verbindung treten, in ähnlicher Weise wie man in älteren Naturgeschichtswerken das Innere eines Maulwurfsbaues zeichnete (Fig. 15). Nach einer von manchen Forschern vertretenen Meinung würden diese Kanälchen nicht ein innerhalb der Zelle geschlossenes System bilden, sondern es würden von ihnen einige an der Oberfläche der Zelle ausmünden, d. h. hier in Verbindung stehen mit einem von Flüssigkeit, Lymphe, erfüllten Raume, der die ganze Zelle umgibt. Wenn dem so wäre — und dies wird besonders durch die Beobachtungen von Holmgren und Studnička nahegelegt — dann würde durch dieses System von Kanälchen Nährflüssigkeit in die Zelle eintreten können.

Kurz gedenken wir hier noch — um das für späterhin gleich zu erledigen — der Frage nach einem Zentrosom in den Nervenzellen. Es hat eine Zeit gegeben, wo man Zentrosomen noch nicht kannte. Späterhin fand man sie in vielen Zellen als winziges Pünktchen im Plasma, oft von einer konzentrischen, natürlich gleichfalls sehr kleinen „Sphäre" umgeben, oder das Zentrum einer deutlich sichtbaren Strahlung bildend, und man kam wohl auf die Idee, dass dieses in vielen tierischen wie auch pflanzlichen Zellen gefundene Element ein ebenso allgemein verbreitetes Gebilde in den Zellen, ein „integrierender Bestandteil" derselben sein könnte, wie Kern und Plasma selber. Obwohl es vor allem bei der Zellteilung eine bedeutende Rolle spielt, indem es zunächst sich selbst teilt und die beiden Abkömmlinge dann den Zellkern gleichsam in zwei Hälften auseinaderziehen, findet es sich auch in ruhenden, d. h. sich augenblicklich nicht teilenden Zellen. Auch in Nervenzellen hat man es finden wollen, jedoch ist es sehr fraglich, ob mit Recht. Erhard wenigstens, der die Frage aufs neue untersucht hat, weist darauf hin, dass Niederschläge, die durch die vom Mikroskopiker angewandten Chemikalien entstehen, sehr leicht Zentrosomen vortäuschen können, dass auch durch dieselben Mittel Strahlungen erzeugt werden können, dass letztere auch durch angeschnittene Bündel von den noch später zu besprechenden Neurofibrillen entstehen, und dass schliesslich wahrscheinlich manchmal ein einzelliger Parasit zu der Meinung geführt hat, es sei da ein Zentrosom vorhanden. Das Zentrosom in der Ganglienzelle ist also nicht sicher nachgewiesen und dürfte kaum in ihr vorhanden sein.

Weitere Zelleinschlüsse im Plasma uns für späterhin aufhebend, gehen wir zunächst zum Zellkern der Ganglienzelle über. Er weicht von sonstigen Zellkernen nicht allzu sehr ab. Oft erscheint er gross und relativ blass in färberischer Hinsicht, man nennt daher die Ganglienzellkerne auch oft bläschenförmig. Insbesondere ist er oft bei kleinen Ganglienzellen relativ gross. Wie andere Zellkerne auch, enthält er in sich ein kugeliges Körperchen oder einige solche, die „Nukleolen", welche vielleicht aus sich heraus die übrigen färbbaren Substanzen des Zellkerns hervorgehen lassen.

Die färbbaren Substanzen, auch die chromatischen oder chromophilen (d. i. farbliebenden) genannt, spielen eine besondere Rolle, weshalb wir auf sie etwas näher eingehen müssen. Es handelt sich insbesondere um Substanzen, welche eine Affinität zu basischen Farbstoffen zeigen. Es scheint aus manchen Gründen, als ob die Menge dieses Vorrates an einem bestimmten Stoffe, der auch Chromatin genannt wird, von grosser Bedeutung für den Lebensablauf der Nervenzelle ist. Die Tatsachen, welche hierbei zu berichten sind, sind folgende: das Chromatin, welches im Zellkern meist einem Gerüst oder Netzwerk

von feinen Fädchen aufliegt, soll sich zunächst nach einer oft wiederholten, durch Erhard allerdings bestrittenen Ansicht beim Winterschlaf der Tiere rückbilden, was dafür sprechen könnte, dass es nur für lebhafter funktionierende Zellen Bedeutung hat. Wenn nun diese Feststellung nicht ganz einwandsfrei erscheint, so ist sicher eine andere Behauptung richtig, dass nämlich um so weniger Chromatin im Zellkern vorhanden ist, je mehr davon im Plasma der Zelle sich findet, und umgekehrt.

Ob daraus zu folgern ist, wie einige wollen, dass die chromatische Substanz im Plasma aus dem Kerne hervorgeht, gleichsam aus ihm herausgepresst wird, bleibe unentschieden. Jedenfalls aber ist jene Tatsache, dass das Kernchromatin und das Plasmachromatin zueinander in den Nervenzellen in der Regel in umgekehrter Proportion stehen [1]), für uns um so wichtiger, als die betreffenden Substanzen im Plasma gerade bei der Nervenzelle eine ganz besonders hohe Bedeutung erlangen.

Diese Erkenntnis knüpft an Arbeiten Nissls an, denen später sehr zahlreiche folgten. Nissl machte zuerst auf die Schollen, Brocken oder Klumpen einer eigenartigen, in den Nervenzellen vorhandenen Substanz aufmerksam, welche den grössten Teil des Plasma einnimmt, nur dessen Randpartie und das Wurzelgebiet der Nervenfaser freilassend. Sie besteht wahrscheinlich aus kleinen Körnchen, die allerdings nur in den seltensten Fällen isoliert, häufiger in den schon erwähnten Schollen, Brocken usw. angehäuft sind, und zwar unter Umständen so dicht, dass sie eigentlich den ganzen Raum erfüllen und mithin ein Negativbild des noch genauer zu beschreibenden Neurofibrillennetzes ergeben. Da diese Substanz durch ihre Anhäufung in Brocken der Zelle sozusagen ein scheckiges Aussehen verleiht, nennt man sie auch das Tigroid, was nämlich nicht unbedingt so viel wie „tigerartig“ bedeutet, sondern auch auf das gescheckte Fell des Panthers passen würde. Endlich nennt man diese Substanz auch kurz das Cytochromatin oder nach seinem Entdecker die Nisslsubstanz. Bemerkt sei, dass ähnliches auch in anderen als Nervenzellen vorkommt, aber nicht in solcher Menge und Häufigkeit, und dass auch einigen Ganglienzellen (bei Schnecken) das Tigroid fehlen soll, was jedoch sehr vereinzelt dasteht. Es fehlt auch in den Körnerzellen des menschlichen bzw. Säugetier-Kleinhirns und in den Bipolaren der Netzhaut.

M. Heidenhain weist insbesondere darauf hin, dass Nervenzellen, von denen eine lange Nervenfaser entspringt, wesentlich mehr Tigroid enthalten als solche, zu denen nur eine kurze Faser gehört.

[1]) Hierbei ist abgesehen von Ermüdungserscheinungen, auf die wir noch zu sprechen kommen.

Auch diese Tatsache macht wahrscheinlich, dass das Tigroid für die Lebensfunktionen der Nervenelemente von erheblicher Bedeutung ist.

Noch eindringlicher aber wird dieses klar durch Versuche mit Durchschneidung und Regeneration der Nervenfasern. Durchschneidet man eine Faser, so kommt es zu einer vollständigen Auflösung des Tigroids in der zugehörigen Nervenzelle, es behält nicht mehr seine Form von Schollen oder Brocken, sondern es nimmt die ganze Zelle gleichmässig ein, so dass diese sich durch und durch gleichmässig färbt. Nach manchen Anzeichen scheint es, als ob es ausser zu dieser Verflüssigung auch noch zu einem vollständigen Schwunde des Tigroids in den Nervenzellen kommen könne. Nach einiger Zeit baut sich das Tigroid wieder in seinem alten Zustande auf. Die Vorgänge der „Tigro-

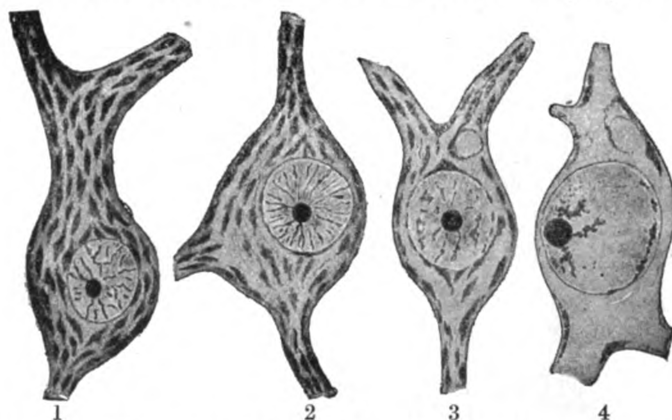


Fig. 16. Ganglienzellen vom Frosch, durch Strychninkrampf von verschieden langer Dauer verschieden stark erschöpft, was sich in der Abnahme der in Nr. 1 noch reichlich vorhandenen Tigroidschollen zeigt. Nach G. M. Holmes aus L. Edinger, „Bau der nervösen Zentralorgane“. 1 normal, 2 nach 2 Stunden, 3 nach 5¼ Stunden, 4 nach 11 Stunden.

lyse“, wie man die soeben beschriebene Tigroidauflösung nennt, erscheinen um so tiefer greifend, je mehr von der Nervenfaser weggeschnitten wurde, und auch dieses weist darauf hin, dass das Tigroid sehr wichtig für das Leben des Neurons und hier speziell für seine Wiederherstellung ist. Entfernt man die Nervenfaser unmittelbar an ihrer Ursprungszelle, so ist das Tigroid im Zelleib augenscheinlich der riesigen Regenerationsleistung nicht gewachsen, die Zelle stirbt ab.

Aber nicht nur für die Neubildung verloren gegangener Teile, sondern auch noch für die eigentlich nervöse Funktion der Ganglienzelle scheint das Tigroid gleichsam das Kraftreservoir darzustellen. Lässt man Hunde im Tretrad laufen, bis sie hochgradig ermüdet sind, so findet sich ein bemerkenswerter Tigroidschwund in den hierdurch angegriffenen Zellen des Rückenmarkes, ebenso ruft länger dauernde

von feinen Fädchen aufliegt, soll sich zunä ...ähnlich eine gewisse holten, durch Erhard allerdings bestr ...itenden Gehirnzellen schlaf der Tiere rückbilden, was daf ...ische Prozesse an den für lebhafter funktionierende Zellen ...en Schwund des Tigroids Feststellung nicht ganz einwandsfr ...Krampf zur Folge hat, zeigt Behauptung richtig, dass nämli ...dass bei Kälte, wo der Krampf kern vorhanden ist, je mehr und umgekehrt.

Ob daraus zu folger Substanz im Plasma a herausgepresst wird, sache, dass das K in den Nervenzel für uns um s gerade bei d langen.

Di sehr za oder Sub nu l

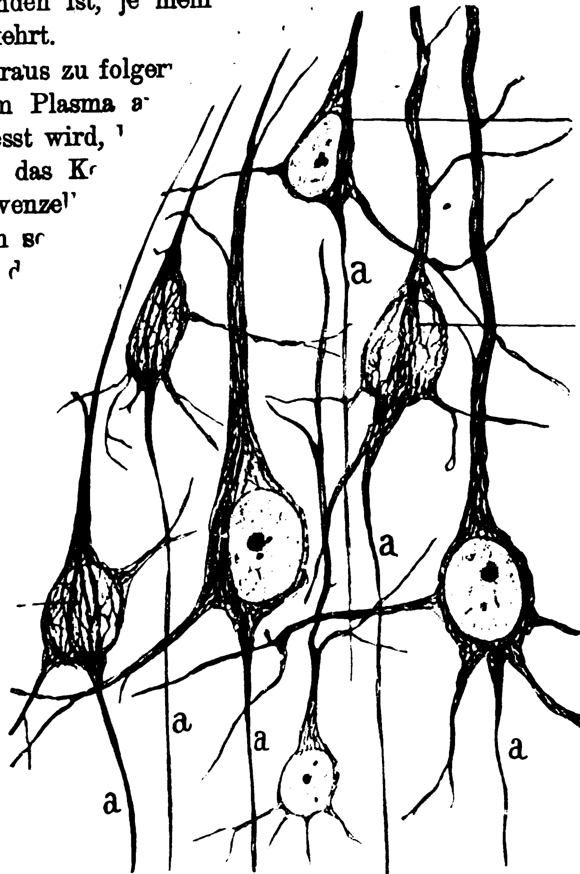


Fig. 17. Grosshirnzellen (wie solche auch in Fig. 12 dargestellt) mit ihren Neurofibrillen. a) Achsenzylinder mit Neurofibrillen. Nach Cajal, aus M. Heidenhain, „Plasma und Zelle".

ausbleibt, trotz des im Blute des Frosches kreisenden Strychnins die tigrolytischen Prozesse ausbleiben; sie beruhen also keineswegs auf der Vergiftung als solcher, sondern auf dem durch diese veranlassten Krampfzustande.

Nach diesen und anderen Versuchen dürfen wir wohl das Tigroid als eine wichtige chemische Kraftquelle der Nervenzelle betrachten,

und damit wäre über diese Substanz immerhin etwas Gewisseres gesagt als über die seit alters her im Vordergrunde der Diskussion stehenden, hinsichtlich ihrer Bedeutung aber noch nicht einwandfrei erkannten Neurofibrillen.

Leicht erkennt man manchmal namentlich in den Achsenzylindern, also in den langen Fortsätzen der Nervenzellen, aber auch in anderen Teilen und Fortsätzen derselben eine gewisse Längsstreifung, welche schon zu der Ansicht führen kann, dass äusserst feine Fäden noch innerhalb dieser Nervenfasern verlaufen. Sofort kommt man natürlich auch auf die Idee, welche demgemäss schon Max Schultze 1871 aussprach, dass diese allerfeinsten Fädchen in der Nervenfaser, die Neurofibrillen, wie man sie nennt, die eigentlichen Nervenfasern oder das leitende Element im Nervensystem bilden.

Manche späteren Untersuchungen haben scheinbar erneute Beweise für die Lehre von der Leitungsfunktion der Neurofibrillen erbracht. Insbesondere ist Apathy für diese Lehre mit grösster Entschiedenheit eingetreten, ja nach ihm wäre der Satz, dass in den Neurofibrillen allein die Reizleitung erfolge, so sicher, wie nur irgend einer in der ganzen Physiologie. Im einzelnen hätten wir uns nach den von Apathy mit der Färbung durch Methylenblau gewonnenen Ergebnissen die Neurofibrillen als Fäden vorzustellen, welche im Achsenzylinder, in der Nervenzelle selbst und in den vielverzweigten Dendriten verlaufen und sogar kontinuierlich aus den Endfortsätzen einer Nervenzelle in die einer anderen übertreten und somit die verschiedenen Neuronen miteinander in direkteste Verbindung setzten. Diese Lehre, wonach die Neurofibrillen der wesentlichste, spezifischste Bestandteil der Nerven seien, hat als Kehrseite die Behauptung, dass die Ganglienzellen bloss in den Lauf der Nervenbahnen eingeschaltet seien, ähnlich wie die einzelnen stromerzeugenden Elemente der elektrischen Batterie in den ununterbrochenen Lauf der Telegraphendrähte treten.

Diese Ansicht, wie überhaupt die Vergleichung des Nervensystems mit Telegraphendrähten ist doch wohl nicht in allem stichhaltig; mindestens müssen wir an Stelle der Bestimmtheit jener Behauptungen eine viel grössere Reserviertheit setzen.

Schon die Tatsache, dass die Neuronen überall, wo Untersuchungen an Wirbeltieren zu entscheidenden Ergebnissen darüber führten, miteinander gar nicht in der von Apathy angenommenen Weise in Kontinuität treten, dass vielmehr ihre Verbindung untereinander lediglich die eines Kontaktes ist, widerspricht geradezu der Annahme von dem ausschliesslichen Leitvermögen der Neurofibrillen. Niemals tritt nämlich eine Nervenfaser mit ihren feinsten Endverzweigungen auch nur in der Weise den Verzweigungen einer anderen Faser gegenüber, wie etwa die mit den Kuppen aneinander

gelegten Finger der beiden Hände. Wenn dem so wäre, dann wäre allenfalls noch ein isolierter Reizübergang von Neurofibrill zu Neurofibrill denkbar. In Wahrheit sind vielmehr die Kontakte ganz anderer Art: entweder sogenannte „Parallelkontakte" (Fig. 18), bei denen der Neurit einer Zelle sich mit seinen Verzweigungen den Dendriten

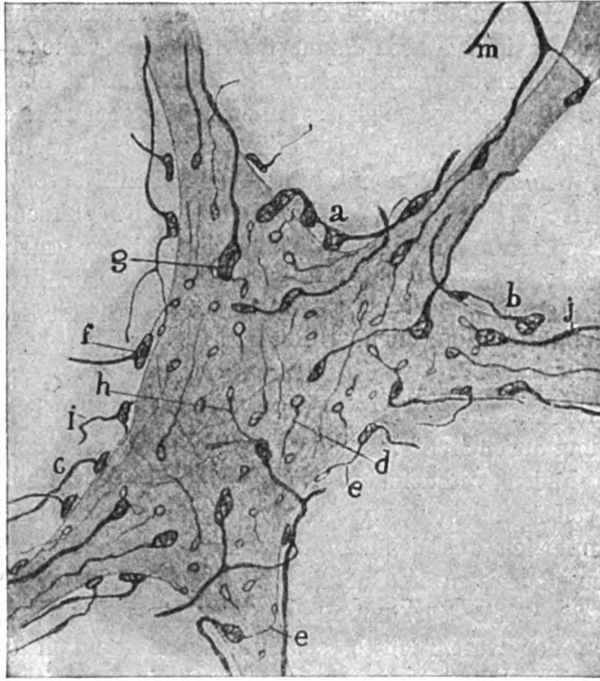


Fig. 18. Flächenhafter Kontakt. Zahlreiche Endfüsschen (a—g) anderer Ganglienzellen berühren diese eine Ganglienzelle. Nach Cajal, aus M. Heidenhain, „Plasma und Zelle".

einer anderen der Länge nach anlegt, seltener auch mit korbartigen Fasergeflechten den Zelleib anderer Zellen umschliesst; oder die Endigungen der Neuriten treten mit kügelchen- oder knopfartigen Endanschwellungen oder „Endfüssen" in grosser Zahl an den Leib anderer Nervenzellen heran und bilden dann die sogenannten „Flächenkontakte"[1]) (Fig. 19). In beiden Fällen ist von einem Übertritt der Neurofibrillen des einen Neurons in das andere keine Rede.

[1]) Noch ist wohl nicht in allen Fällen entschieden, ob es Neuriten oder Dendriten sind, die auf die beiden beschriebenen Arten an die Nervenzellen herantreten, ob also z. B. in den Füssen die Reizleitung von diesen auf den Zellkörper oder in umgekehrter Richtung erfolgt. In einigen Fällen ist allerdings das letztere ganz sicher, und in obiger Fig. 19 (Parallelkontakt) ist kein Zweifel, dass *a* einen Neuriten darstellt. Aber in anderen Fällen könnte es sich vielleicht auch anders verhalten.

Auch die Angabe, dass ein einzelner Neurofibrill stets vollständig isoliert vom Dendriten durch den Zelleib in den Achsenzylinder liefe, ist lebhaft umstritten, würde allerdings auch nicht unbedingt zu den Postulaten der Lehre von der Leitungsfunktion der Neurofibrillen gehören. Diese Angabe widerlegt sich schon durch die Tatsache, dass die Zahl der Neurofibrillen, die mit dem Dendritenstamm in den Zellleib eintreten, sehr viel grösser sein kann als die der mit dem Neuriten

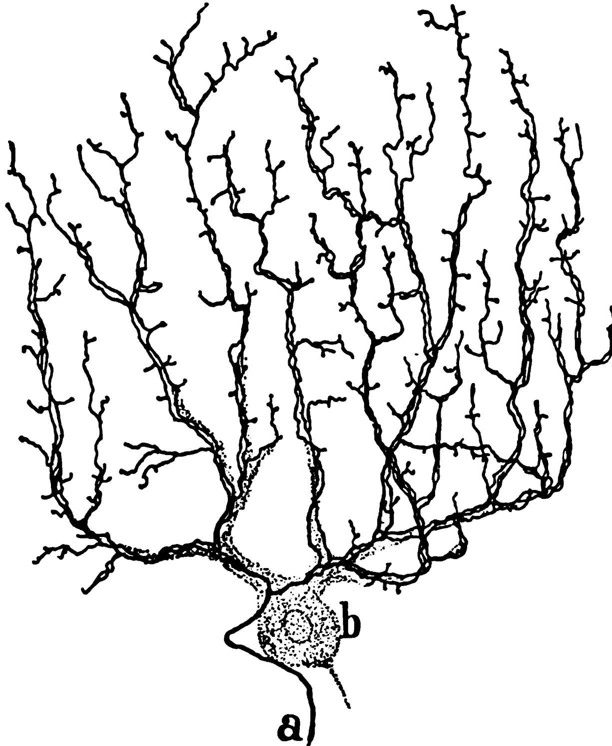


Fig. 19. Parallelkontakt. Eine Nervenfaser a begleitet mit ihren Endverzweigungen in innigster Berührung alle Dendriten einer Ganglienzelle b aus dem Kleinhirn. Nach Cajal, aus M. Heidenhain. „Plasma und Zelle".

austretenden. Erstere kann über 100, letztere dabei weniger als 10 betragen. Von der Ansicht, dass auch innerhalb des Dendritengeästes Neurofibrillen von Zweig zu Zweig verlaufen, ohne den Zelleib zu passieren, will ich nicht sprechen, weil sie kaum bestätigt erscheint. Während aber Apathy und in ähnlicher Weise Bethe mehr für den isolierten Verlauf der Neurofibrillen eintreten, hätten wir nach Cajal, dem die Färbung dieser Fäden mit seiner Silbermethode ganz vortrefflich gelang, eher an deren netzartige Verflechtung im Zelleib zu denken. Diese Angabe und die ihr zugrunde liegenden Präparate, die ausser von

Cajal späterhin noch von zahlreichen anderen Forschern gewonnen wurden, birgt nun wiederum vielfache Probleme in sich. Wird eine netzartige Verflechtung der Neurofibrillen vielleicht nur dadurch vorgetäuscht, dass die Wände der Schaumwaben des Plasmas sich manchmal etwas mitfärben und somit Verbindungen zwischen den einzelnen Fäden für unser Auge herstellen (vgl. Fig. 20)? Oder sind die Fäden nur durcheinander geflochten, so dass schliesslich doch jeder seine Identität behielte und es nur unserem Auge und unserem Mikroskop nicht gelänge, die Bündel zu entbündeln? Oder verschmelzen gar die Fäden wirklich vollständig miteinander? Dann könnte man fast daran denken, dass ihre Funktion derjenigen eines Skelettes der Zelle

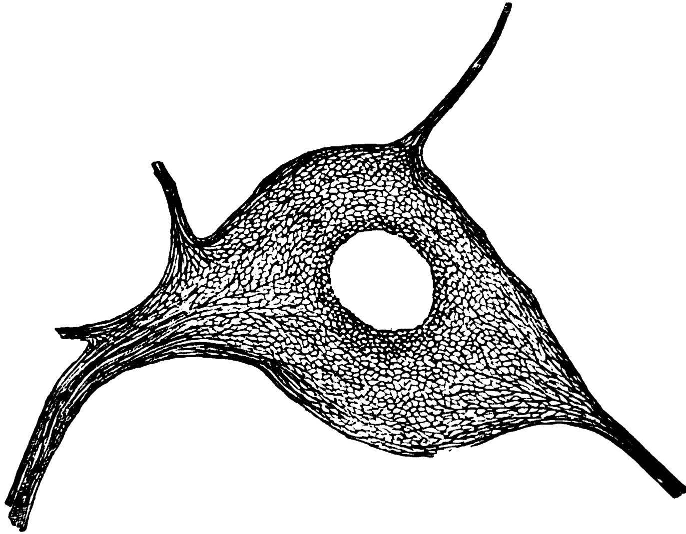


Fig. 20. Neurofibrillen und Schaum- oder Wabenstruktur des Plasmas in einer Ganglienzelle. Nach Donaggio, aus M. Heidenhain, „Plasma und Zelle“.

nahekäme. Hierbei wird man sich natürlich nicht dadurch irre machen lassen, dass wir sie bisher als Fäden bezeichnet haben. Bestehen sie nur aus einer festen Substanz, und das ist zweifellos, dann ist es nur Sache der Ausdrucksweise, ob man sie als Fäden oder als Stäbe bezeichnen will, und letzterer Ausdruck würde im Sinne der Annahme ihrer Skelettfunktion als der passendere erscheinen.

Wir sehen schon aus der blossen Möglichkeit, an eine Skelettfunktion der Neurofibrillen zu denken, dass die Frage nach ihrer Bedeutung noch keineswegs geklärt ist. Ich persönlich kann an dieser Stelle nicht unterlassen hervorzuheben, dass mir die Annahme einer Skelettfunktion der Neurofibrillen in mancher Hinsicht sympathisch ist.

Die bisher angeführten Argumente für die leitende Funktion der Neurofibrillen waren nur sehr allgemeiner Natur. Man hat auch speziellere, zum Teil unter Ausführung eigens darauf gerichteter Experimente hervorgebracht, doch nie mit durchschlagendem Erfolge. Allerdings erregt der elektrische Strom einen Nerven nicht, wenn er ihn der Quere nach durchfliesst (Pflüger), während er bei jeder anderen Durchströmungsrichtung den Nerven erregt (den innervierten Muskel zucken lässt). Diese an sich sehr interessante Tatsache hat aber wahrscheinlich mit der Nervenleitung nicht viel zu tun. Auch die Angabe, dass man sich die Nervenleitung und die seelischen Funktionen eher an die festen Substanzen der Neurofibrillen gebunden denken könne, als an die flüssigen des sie umschliessenden Plasmas, ist keineswegs stichhaltig; im Gegenteil könnte man heutzutage, wo die flüssige Natur der eigentlich lebenden Substanzen wohl ziemlich ausser Frage steht, eher mit Verworn und M. Wolff in dem festen Aggregatzustande der Neurofibrillen ein Argument gegen ihr Leitvermögen erblicken. Nicht besser stichhaltig erscheint mir der Hinweis Heidenhains, dass im Achsenzylinder das Zellplasma besonders wasserreich sei und somit nicht ihm die wichtige Aufgabe der Reizleitung zufallen könne. Wir wissen über den Vorgang der Reizleitung selbst viel zu wenig Bestimmtes, um nicht mit der Möglichkeit rechnen zu müssen, dass gerade das Entgegengesetzte von der erwähnten Schlussfolgerung zuträfe, und somit können wir in dieser Erwägung auch kein nur einigermassen sicheres Argument für die reizleitende Funktion der Neurofibrillen erblicken.

Eher könnte man vielleicht eine namentlich durch Bethe bekannt gewordene Versuchsanordnung für eine bestimmte Schlussfolgerung verwerten wollen. Bethe stellte bei einem Blutegel die Leitungsgeschwindigkeit in der Bauchganglienkette beim gespannten Zustande der Nerven und beim zusammengezogenen Zustande derselben (und des Wurmes) fest. Im ersteren Falle sind die Neurofibrillen gestreckt, im letzteren Falle aber liegen sie geschlängelt in dem Plasma des Achsenzylinders. Der letztere hat sich verkürzt und verdickt, die Neurofibrillen aber haben keine eigentliche Längenabnahme erfahren, weil sie ja, wie gesagt, jetzt infolge ihrer Schlängelungen nur einen kürzeren Weg bilden. Ist nun die Leitungsgeschwindigkeit in beiden Fällen eine und dieselbe, so wäre das allerdings ein Argument dafür, dass sie und mithin überhaupt die Leitung an den Neurofibrillen und nicht, wie namentlich Verworn und M. Wolff annehmen, am Plasma haftet. Und das war in der Tat der Befund Bethes. Nun kann aber hiergegen mit v. Lenhossek[1]) hervorgehoben werden, dass schon vier

[1]) M. v. Lenhossek, Über die physiologische Bedeutung der Neurofibrillen. Anatom. Anzeiger Bd. 36, 1910.

Jahre früher Jenkins und Carlson bei der Nacktschnecke Agriolimax genau das Entgegengesetzte festgestellt hatten: je mehr der Nerv sich verkürzt, desto schneller ist die Erregungsleitung[1]).

Wir finden also eher noch Argumente für die nichtleitende Funktion der Neurofibrillen und für die leitende Funktion des Plasmas als für das Entgegengesetzte.

Lenhossek und andere sind nun der Meinung, dass vielleicht die Neurofibrillen und das Plasma beide an der Nervenleitung beteiligt seien. Hierbei kann man sich namentlich auf die Tatsache stützen, dass man die Neurofibrillen im Achsenzylinder nicht durch elektrische Reizung ermüden kann, dass eine Ermüdung nur durch Reizung der Zelle zustande kommt.

In diesem Falle kann man jedenfalls auch schon annehmen, dass den Neurofibrillen mindestens teilweise eine stützende oder Skelettfunktion zukomme. Skelettfäden oder Skelettstäbe finden wir, wie sich neuerdings mehr und mehr gezeigt hat, in recht vielen Zellen. Koltzoff hat sie nicht nur in vielen Samenzellen (Spermatozoen) nachgewiesen, wo sie gleichsam wie die Drahtstäbe in einem der berühmten Plateauschen Modelle die flüssige Substanz der Zelle durch Oberflächenspannung an sich halten, sondern dieser Forscher hat auch den Satz aufgestellt, dass keine der uns bis jetzt bekannten Zellen völlig jeglichen festen Skelettes entbehre. Denn selbst bei manchen Amöben, deren Plasma flüssig sei, kämen während der Mitose Chromosomen und Zentrosomen vor, und beiderlei Gebilde haben ein Skelett. Mag auch dieser Hinweis auf die Amöben übertrieben erscheinen, wie ja auch den Pflanzenzellen ein inneres Skelett fehlt (allerdings sind sie stets in ein festes Zellulosekästchen eingeschlossen), so ist doch zweifellos, dass wir bei ziliaten Infusorien, roten Blutkörperchen, Epithel- und Bindegewebszellen derartige Skelettbildungen finden, auch gibt es solche schon in Form von Achsenstäben in den strahligen, aus- und einziehbaren Fortsätzen des Sonnentierchens (Actinosphärium), und wunderschön und höchst kompliziert sind die intrazellularen Skelette in den Radiolarien, jenen meist mikroskopisch kleinen Meerestieren, welche für Haeckel zu den schönsten „Kunstformen der Natur" gehören. Auch die vielverzweigten Farbzellen oder Pigmentzellen in der Haut der Wirbeltiere und der Krebse, auf denen die ganze Färbung und der lebhafte Farbenwechsel vieler dieser Tiere beruht, haben ein wunderschönes intrazelluläres Stäbeskelett, welches nicht selten mit dem Gesamtbilde der Neurofibrillen in der Ganglienzelle eine unverkennbare Ähnlichkeit aufweist. Nach allen diesen Tatsachen ist die Ansicht,

[1]) Mit Boruttau (siehe Biophysikal. Zentralbl. Bd. I, 1905) werden natürlich die Anhänger von der Lehre der Fibrillenleitung umgekehrt den Betheschen Befund gegen den Jenkins-Carlsonschen geltend machen.

dass auch die Neurofibrillen ein Stäbeskelett in der Ganglienzelle wären, nicht so leicht von der Hand zu weisen. Bei R. Goldschmidt nimmt sie die Gestalt an, dass es eine unabwendbar notwendige Schlussfolgerung wäre, dass die Nervenzellen und Fasern eines Skelettes bedürfen, welches einmal als formbestimmendes und sodann als formerhaltendes Element in den Zellen wirke; es folge dies schon aus den einfachsten physikalischen Gesetzen, es sei dies nur ein Spezialfall für die von Plateau in der Physik und von Koltzoff in der Zellmorphologie aufgewiesenen Prinzipien.

Sehen wir somit schliesslich, dass gegenwärtig die nichtleitende und lediglich stützende Funktion der Neurofibrillen mit derselben rückhaltlosen Entschiedenheit behauptet und angeblich bewiesen wird, wie vor 15 Jahren die leitende, so folgt daraus wohl für den objektiven Beurteiler, dass eine bestimmte Schlussfolgerung sich bis jetzt noch nicht ziehen lässt. Dessenungeachtet möchte ich nochmals in für die Zukunft unverbindlicher Weise betonen, dass mir persönlich die Annahme einer Skelettfunktion der Neurofibrillen im allgemeinen die besser begründete erscheint.

Ermüdung und Schlaf.

Von Ermüdungserscheinungen an der Nervenzelle haben wir bisher nur die Abnahme des Tigroids oder der Nisslsubstanz kennen gelernt, wie es nach erzwungener angestrengter oder gar krampfhafter Funktion zustande kommt (S. 34). Es ist jedoch über sichtbare Veränderungen an der ermüdeten Ganglienzelle noch einiges mehr zu sagen, ja es ist fraglich, ob jene nach abnormer Anstrengung eintretenden Erscheinungen überhaupt von prinzipiell derselben Art sind wie die, welche die gewöhnliche Ermüdung begleiten. Das Bemerkenswerteste hiervon ist nach Hodge[1]), Mann und Lugaro[2]) ein auffälliges Schrumpfen des Zellkerns, so dass seine im unermüdeten Zustande völlig gerundete, bläschenförmige Membran sich in unregelmässige Falten legt. Dies zeigte sich beim Sperling z. B. an den Ganglienzellen der Brachialganglien, welche die Flügelmuskeln innervieren, wenn man ihre Beschaffenheit am Morgen mit derjenigen am Abend verglich. Vielleicht sind gewisse Veränderungen in den Zellkernen in den Sehzellen (Stäbchenzellen) der Netzhaut des Auges gleichfalls vom Ermüdungsgrade abhängig. Übrigens ist ausser dem Schrumpfen der Kernmembran auch eine Abnahme der färbbaren Substanz, des Chromatins und manchmal der Schwund des Nukleolus (s. o.) bemerkbar. Da, wie

[1]) Hodge, C. F., A microscopical study of changes due to functional activity in nerve cells. Journal of morphology, Vol. 7, Nov. 1892.

[2]) Zitiert nach M. Verworn, Allgemeine Physiologie.

wir oben sahen, die Tigroidsubstanz des Plasmas hinsichtlich ihrer Entstehung möglichenfalls in naher Beziehung zum Chromatin des Kerns steht, und da ferner möglich wäre, dass ihr Abgang aus dem Kerne die Schrumpfung der Kernmembran schon teilweise zur Folge hat, so ist diese letztere Erscheinung allerdings nicht leicht gegen die tigrolytischen Vorgänge sicher abzugrenzen. Endlich soll auch das Plasma der Nervenzellen bei Ermüdung der letzteren eine gewisse Schrumpfung z. B. bei den Spinalganglienzellen erleiden in Verbindung mit auffälliger Vakuolisierung, während es z. B. in Kleinhirnzellen sogar eine beträchtlichere Volumverminderung erfährt.

Jedenfalls sind Ermüdungserscheinungen an der Nervenzelle sicher nachzuweisen, doch nur an der Zelle im engeren Sinne, am

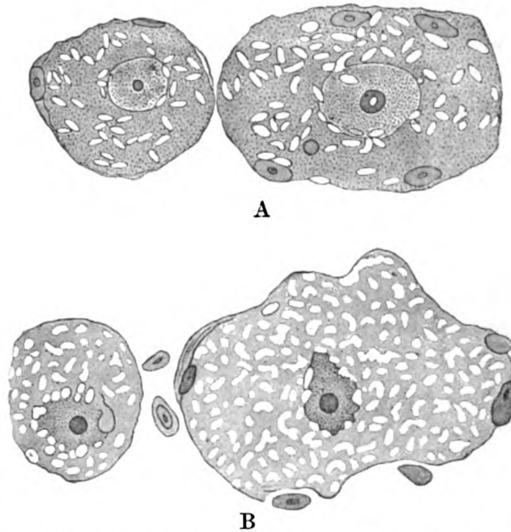


Fig. 21. Ganglienzellen vom Sperling A. morgens, B. abends. Nach Hodge aus Verworn, „Allgem. Physiologie".

Zelleibe, nicht an der Nervenfaser, dem Neuriten. Hiermit steht die Tatsache im Einklang, dass man auch durch andauernde elektrische Reizung eines Nerven, sofern in dessen Verlaufe keine Ganglienzelle liegt, keine Ermüdung erzielen kann. Die rasch eintretende Ermattung des Froschmuskels an dem üblichen Nervenmuskelpräparat, welche man nach wiederholter Reizung des Nerven konstatiert, ist in erster Linie eine Ermüdung des zuckenden Muskels, nicht eine solche des Nerven. Trifft man Vorsorge, dass die Reizung nicht auf den Nerven übergeht, was durch Vergiftung der motorischen Nervenendigungen mit Atropin oder dem Pfeilgift Kurare oder — nach Bernstein — mittels elektrischer Durchströmung des Nerven vor seinem Übertritt auf den Muskel geschehen kann, so erweist sich nach Aufhebung dieses Hindernisses

der Muskel wieder reizbar wie zuvor, auch wenn man inzwischen die Nervenfaser andauernd gereizt oder, richtiger gesagt: zu reizen versucht hat. Die Nervenfaser ermüdet also nicht[1]).

Für die soeben schon erwähnten motorischen Nervenendigungen gilt das Gesagte jedoch anscheinend nicht mehr. Wenigstens kann die bemerkenswerte Tatsache, dass, wenn nach Reizung des Nerven durch den Wechselstrom der Muskel nicht mehr arbeitet, er dennoch durch direkte Reizung zu erneuten Kontraktionen veranlasst werden kann, so gedeutet werden, dass die motorischen Endplatten sogar früher ermüden als der innervierte Muskel.

Man spricht oft von Ermüdungsstoffen. Solche sind, obschon ihre Natur schwer nachweisbar ist, sicher vorhanden, doch sind sie nicht an die Nervenelemente gebunden, sondern, wenn vorhanden, im ganzen Körper und namentlich im Blute verteilt. Dies wird aufs exakteste dadurch bewiesen, dass, wenn man einem nicht ermüdeten Hunde Blut von einem ermüdeten Tiere einspritzt, sich an jenem sofort die Ermüdungserscheinungen einstellen.

Diese Tatsache und die Ermüdbarkeit des Muskels besagen schon, dass das Nervengewebe nicht das einzige ist, welches Ermüdungserscheinungen unterliegt. Tatsächlich ermüden bekanntlich auch Drüsenzellen und werden durch anhaltende Reizung funktionsunfähig — und auch bei ihnen nimmt in diesem Falle der Zellkern unregelmässige, geschrumpfte Konturen an (M. Heidenhain), desgleichen ermüden Pigmentzellen sowie elektrische Organe, vermutlich auch Leuchtzellen bzw. Leuchtorgane, kurzum alle effektorischen Organe. Die Ermüdung ist also eine sehr allgemeine Erscheinung.

Eine viel speziellere Erscheinung ist dagegen die des Schlafes, welche mit der Ermüdung nicht verwechselt, noch auch nur als eine Folge der Ermüdung angesehen werden darf. Bemerkt sei nur, dass längst nicht alle Tiere schlafen, obschon neueren Datums die Erkenntnis ist, dass auch verschiedene Arten von Fischen in Schlaf verfallen können. Beim schlafenden Tier oder Menschen ruht bekanntlich nur ein Teil des Nervensystems, im wesentlichen derjenige, welcher den willkürlichen Funktionen vorsteht. Ein ausführlicheres Eingehen auf die Tatsachen und Theorien über den Schlaf kann hier um so

[1]) Nach neueren Untersuchungen von Cajal und Tello sollen auch die Neurofibrillen in der ruhenden Zelle dicker sein als in der übernormal gereizten, und im Zustande der Winterstarre sollen sie sich verdicken und sogar miteinander verkleben. Dies zugegeben, müsste, obwohl sich jene Untersuchungen in erster Linie auf die Neurofibrillen im Zelleib erstrecken, auch eine Ermüdbarkeit und Erholungsfähigkeit der Nervenfaser bemerkbar sein, denn in sie hinein setzen sich die Fibrillen ja fort. Doch sind keine Tatsachen bekannt, die das Erwartete eindeutig erkennen liessen.

weniger beabsichtigt sein, als dies unlängst in vortrefflicher Weise durch Trömmer in den „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens" geschehen ist. Es sei daher im Anschluss an den Genannten nur noch die ansprechende Auffassung erwähnt, dass man den Schlaf statt als die Folge der Ermüdung, besser als ein Vorbeugungsmittel gegen eine solche (oder gegen eine zu starke Ermüdung) betrachten sollte, dass er eine positive zweckmässige Instinktleistung sei, die sich im Organismenreiche — mutatis mutandis auch bei Pflanzen — vorwiegend in Anlehnung an den Tag- und Nachtwechsel ausgebildet habe. Nicht weil wir müde sind, müssen wir schlafen, sondern damit wir nicht müde werden.

Eine Zeitlang ist gelehrt worden, der Schlaf möge wohl von relativ groben Veränderungen der Nervenzellen, speziell ihrer Fortsätze abhängen: den Verzweigungen sei eine amöboide Beweglichkeit eigen, vermöge deren sie sich umlagern, alte Verbindungen lösen und neue eingehen können. Es ist wohl bemerkenswert, dass diese Lehre in letzter Linie lediglich auf eine Hypothese zurückzuführen ist, welche von Rabl-Rückhard ausging: ein abgerissener Gedankenfaden könne ein abgerissener Protoplasmafaden sein. Andere Autoren haben dann wiederholt versucht, durch tatsächliche Beobachtungen den sicheren Nachweis derartiger Veränderungen zu erbringen, doch ist etwas Überzeugendes in dieser Richtung durchaus nicht geliefert worden, und bis auf weiteres müssen wir daran festhalten, dass unmittelbar sichtbare Veränderungen der Nervenfortsätze nicht bekannt geworden sind[1]). Hypothetisch werden wir derartige amöboide Bewegungen für die Erklärung des Schlafes wenigstens ganz gewiss nicht in Betracht ziehen dürfen. Wohl aber sind derartige Annahmen zu erwägen bei Vorgängen, die wir im folgenden Kapitel zu besprechen haben.

Grundlagen der Übung und Assoziation.

Von der speziellen Gruppierung, in welcher die Nervenzellen mit ihren feinen Endigungen einander berühren, hängt es natürlich ab, welche Wege die weitergeleiteten Reize einschlagen werden. Üben wir uns in irgend einer Bewegung, so dass sie nachher geläufiger als zuvor von statten geht, oder nehmen wir eine veränderte Gewohnheit an: in diesen und ähnlichen Fällen muss sich irgend etwas in den Leitungswegen, die durch die Nervenzellen mit ihren Fortsätzen hergestellt werden, verändern. Die Veränderungen in den Leitungswegen, welche wir als Grundlage für das sogenannte „Ausschleifen der Bahnen", für die Übung und für die Neuerwerbung von Asso-

[1]) Vgl. den Abriss über dieses Kapitel der Forschung in H. Obersteiner, Anleitung beim Studium des Baues der nervösen Zentralorgane. 5. Aufl., Leipzig 1912.

ziationen, für das Lernen fordern müssen, können wir uns nun vielleicht als Umlagerungen der feinen Endverzweigungen denken, es könnten aber vielleicht auch gewisse Veränderungen in der Stärke der einzelnen Zweige hierfür ausreichen. Man will sogar, wie im vorigen Abschnitte erwähnt, aktive amöboide Bewegungen der Dendriten beobachtet haben, doch scheinen diese Angaben nicht hinreichend bestätigt. Was die Veränderungen in der Stärke der Nervenzellen oder ihrer Bestandteile betrifft, so sei zunächst daran erinnert, dass bei anderweitigen Gewebsarten, an denen sich dies leichter nachweisen lässt, namentlich bei Muskeln und Drüsen bei erhöhtem

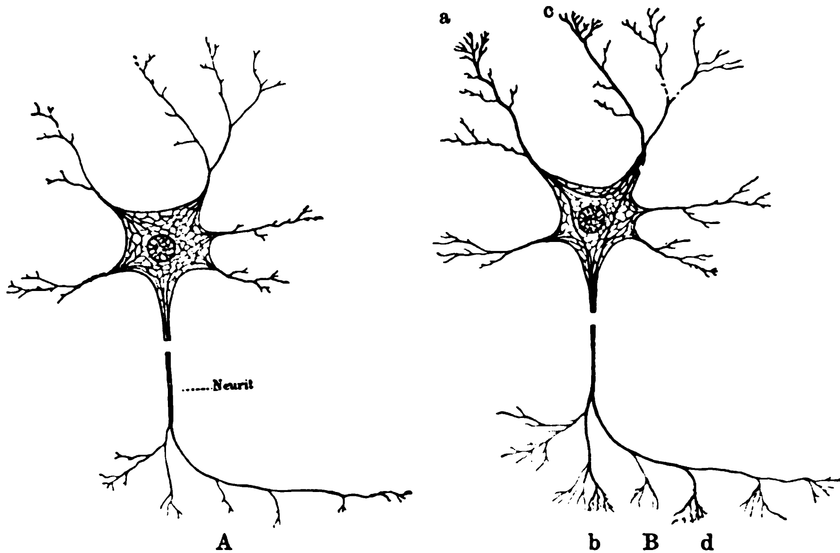


Fig. 22 A und B. Schematische Darstellung der Bildung neuer Assoziationsbahnen durch Veränderung der Ganglienzellen. Nach Ziegler.

Funktionieren die Bestandteile stärker, grösser werden und daraufhin dann auch auf Reize leichter ansprechen. In diesem Sinne denkt sich H. E. Ziegler[1]) zum Beispiel die Grundlage des Sprechenlernens bei einem Papagei in der durch Figur 22 A bis C dargestellten Weise. „Figur 22 A sei eine Zelle im Sprachzentrum eines jungen Papageis, welcher noch kein Wort sprechen kann. Die Endbäumchen an den Dendriten und am Neuriten sind dünn und schwach, und in der Zelle ist ein Netzwerk kleiner Fibrillen vorhanden. Das Tier werde nun in ein Zimmer gebracht, in welchem gewöhnlich auf Anklopfen „Herein" gerufen wird; der Papagei wird nun bald dieses Wort sprechen lernen, und das Wort wird bei ihm mit dem

[1]) Theoretisches zur Tierpsychologie und vergleichenden Neurophysiologie. Biologisches Zentralblatt Bd. 20, 1900.

Anklopfen assoziiert sein, so dass er gewöhnlich auf ein derartiges Klopfen mit diesem Worte antwortet. Der Lautkombination muss eine Bahn entsprechen, ebenso dem oft gehörten Gehöreindruck des Anklopfens, und diese beiden Bahnen müssen verbunden sein, so dass der Gehöreindruck das Aussprechen des Wortes veranlasst. Denken wir, die oben erwähnte Zelle gehöre einer dieser Bahnen an, sie enthalte z. B. einen Teil der Lautkombination des Wortes „Herein". In Figur 22 B sind einige Neurofibrillen und einige Teile der Endbäumchen verstärkt gezeichnet; bezeichnet man denjenigen Teil einer Bahn, welcher innerhalb eines einzigen Neurons geht, als Neuronstrecke, so erkennt man in der Figur die Neuronstrecken a—b, c—d und a—c. Die Bahn des genannten Wortes mag also durch eine dieser Strecken repräsentiert

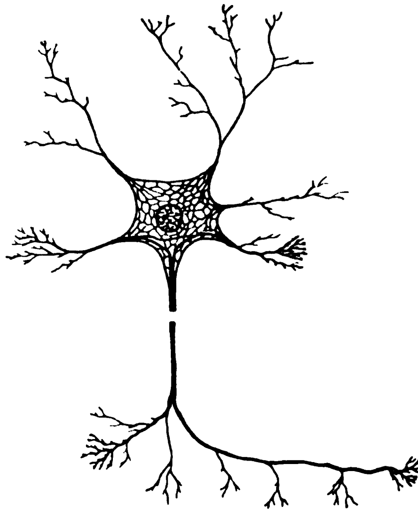


Fig. 22 C. Schematische Darstellung der Bildung neuer Assoziationsbahnen durch Veränderung der Ganglienzellen. Nach Ziegler.

sein, z. B. von der verstärkten Endverästelung a eines Dendriten zu verstärkten Endverästelungen b des Neuriten gehen. — Denken wir dann, das Tier werde in seinen heimatlichen Tropenwald zurückversetzt, so wird es das gelernte Wort vergessen, aber vielleicht die Rufe dortiger Vögel erlernen. Daher sind in Figur 22 C die früheren Bahnen wieder schwach gezeichnet, und sind neue Bahnen eingetragen; zwei andere Dendriten und zwei andere Äste des Neuriten sind verstärkt gezeichnet, und ebenso entsprechende Neurofibrillen im Innern der Zelle dargestellt".

Je nachdem wie man sich die Struktur der Nervenzelle und den Vorgang der Leitung in ihr vorstellt, würde obige Ausführung etwas zu modifizieren sein, ohne an Wert für die Verständlichmachung der

feineren Gehirnvorgänge zu verlieren. Wir sehen, Ziegler betrachtet die Neurofibrillen als das leitende Element in den Nervenzellen, es würde sich aber nicht viel ändern, wenn wir in den Zieglerschen Figuren 22 A bis C das Plasma der Zellen und nicht die Neurofibrillen in ihnen als leitend betrachteten. Wir werden uns ferner die Leitung immer nur vom Dendriten über den Zelleib zum Neuriten vorstellen, nie von einem Neuriten zum anderen. Endlich sei nochmals darauf aufmerksam gemacht, dass, wie schon Figur B gegen Figur A einige Veränderungen in der Form der feinsten bäumchenförmigen Endverzweigungen aufweist, so auch solche möglichenfalls noch zahlreicher vorkommen könnten, so dass die Neubildung von Assoziationen auch auf Umlagerungen dieser feinsten Zweiglein oder auf dem Hervorspriessen neuer solcher beruhen könnte.

Während es sich im vorstehenden lediglich um erdachte oder denkmögliche Änderungen in der Nervenzelle handelt, hat Verworn[1]) versucht, die „Spuren“ oder „Eindrücke“, die von ehemaligen Erregungen zurückbleiben, experimentell aufzufinden. Ganz entsprechend der zunehmenden Entwickelung in der Koordination der Bewegungen verläuft in den ersten Tagen die deutlich nachweisbare Entwickelung der Purkinjeschen Zellen im Kleinhirn, welche dafür wesentlich verantwortlich zu machen sind. Ihr Zellkörper sowie ihre Dendriten erfahren eine ganz erhebliche Substanzvermehrung. Derselbe Parallelismus zwischen Massenentwickelung des Ganglienzellkörpers und physiologischer Beanspruchung kommt auch in der Grösse der Ganglienzellen in den besonders stark beanspruchten Bahnen im Rückenmark zum Ausdruck. Ausserdem vermag der Ausschluss funktioneller Reize die nachembryonale Massenentwickelung der Ganglienzellen zu hemmen; so bewirkt frühzeitige Blendung, dass die Sehsphäre des Gehirns in der Grössenentwickelung zurückbleibt, weil ihre Zellen die für gewöhnlich eintretende Substanzzunahme nicht erfahren. Verworn möchte diese Erscheinungen, die also die materielle Grundlage dafür sind, dass die Assoziationsbahnen „ausgeschliffen“ werden, durchaus in Parallele setzen mit den sonstigen bekannten „tropischen“ Wirkungen; auch ein Muskel, eine Drüse usw. vergrössert sich, wie wir schon erwähnten, bei verstärkter Funktion und verliert durch Untätigkeit an Grösse.

Es kann jedoch erst noch fraglich sein, ob die Zunahme des Zelleibes der Nervenzelle bei der Übung und Assoziation wirklich eine so entscheidende Rolle spielt wie die Zunahme der Dendritenverzweigung. Dass diese namentlich von hoher Bedeutung ist, zeigen Untersuchungen

[1]) M. Verworn, Die zellularphysiologische Grundlage des Gedächtnisses. Zeitschrift für allgemeine Physiologie, Bd. 6, 1906.

an der menschlichen Hirnrinde, über welche ich Edinger sprechen lasse.

„Im späteren Leben werden immer ausgedehntere Bezirke markhaltig. Von besonderem Interesse sind hier die Entdeckungen von Kaes. Dieser konnte nämlich durch zahlreiche genaue Messungen nachweisen, dass die Hirnrinde noch weithin, bis in das 40. Lebensjahr und länger, an Faserreichtum zunimmt. Ganz besonders kommen in Betracht Züge, die innerhalb des basalen Abschnittes der

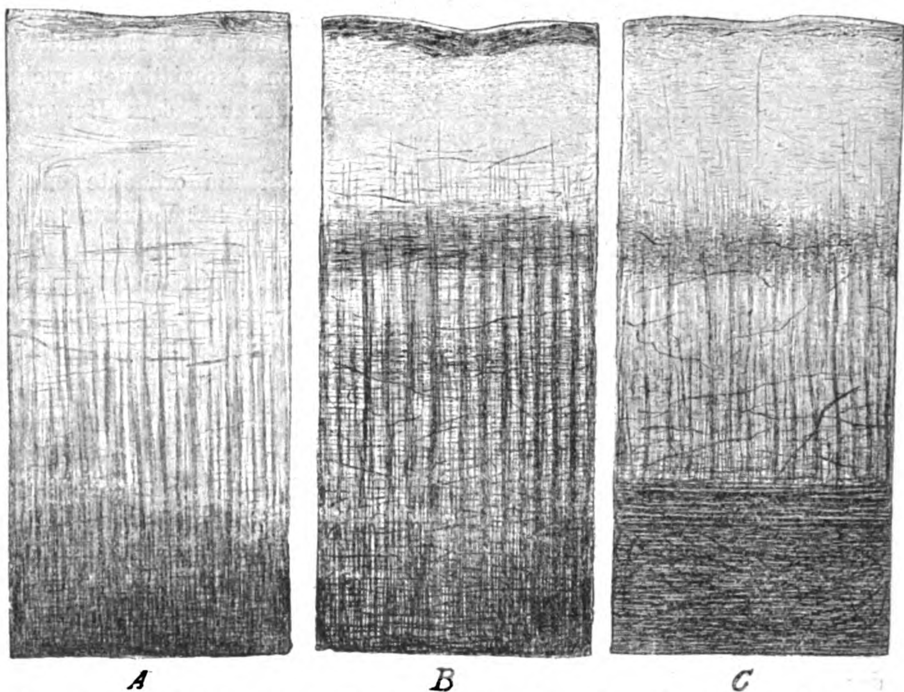


Fig. 23. Drei Schnitte durch die Rinde der vorderen Zentralwändung nach Kaes aus Edinger, „Bau der nervösen Zentralorgane“. A von einem 1¼ Jahre alten Kinde. B von einem 30jährigen Manne, C von einem Manne von 53 Jahren. Markscheidenfärbung.

Markstrahlen in zur Oberfläche paralleler Richtung einherziehen, Fibrae arcuatae intracorticales, und dann Faserzüge, welche, innerhalb des superradiären Flechtwerkes liegend, sich dicht an die Tangentialfaserschicht anschliessen. Hier kommt es in einigen Rindenpartien noch sehr spät zur Markumscheidung, so dass allmählich ein sehr grosser Teil der Rinde unter der Tangentialfaserschicht von feinen Fäserchen durchquert wird. Dazu gesellen sich noch dickere Markfasern, die man im Laufe der Jahre ganz allmählich aus den Schichten, welche dem Marke zunächst liegen, nach der Rindenoberfläche hin sich verbreiten sieht.

Es sind wohl die zum Teil recht starken Fasern dieses Plexus, welche Bechterew beschrieben, und von denen er einen eigenen, dicht unter den Tangentialfasern liegenden Streif — „Bechterewscher Streif“ — gebildet sah. Figur 23 A bis C lässt den verschiedenen Typus der Rinde an verschiedenen Stellen und zu verschiedener Lebenszeit gut erkennen.

„Soweit man bis jetzt sehen kann, sind das alles neue Assoziationsbahnen oder doch solche, die, spät erst in Gebrauch genommen, sich mit Mark umkleiden. Vielleicht auch handelt es sich nur um Kollateralen, die mit der grösseren Inanspruchnahme durch vermehrte Assoziationen erst nun ihre völlige Ausbildung bis zur Markscheidenumkleidung erhalten. Wir wissen, dass auch in anderen Geweben durch eine vermehrte Inanspruchnahme der Elemente Steigerung ihres Wachstums eintreten kann. So hätte der gleiche Vorgang in der Hirnrinde nichts, was von den bekannten Naturvorgängen abwiche. Man kann sich wohl vorstellen, dass der Mensch sich durch zerebrale Arbeit neue Bahnen in diesem Sinne schafft, dass der vermehrten Leistungsfähigkeit, der Übung des Gehirnes, als anatomisches Substrat die Neubildung oder Verstärkung vorhandener Bahnen entspräche.“

Der Vorgang der Nervenleitung.

Wir haben die Nervenelemente bisher auf den Höhepunkt ihrer Funktionsfähigkeit verfolgt, und jetzt dürfen wir es uns wohl nicht versagen, wenigstens das Hauptsächlichste über den Vorgang der Nervenleitung noch kurz zu erörtern. Ist doch die Leitung der Reize diejenige Funktion, um derentwillen die Nerven ausschliesslich da sind.

Die Nervenleitung erfolgt mit einer gewissen erheblichen Geschwindigkeit, mit einer Geschwindigkeit, die von Vorgängen in lebenden Geweben sonst nirgends aufgebracht wird, die aber wiederum viel geringer ist als die der elektrischen Leitung, mit welcher man den „Nervenstrom“ oder das „Nervenprinzip“ früher hat vergleichen und teilweise sogar identifizieren wollen.

Man kann die Geschwindigkeit der Nervenleitung auf eine nicht ganz unähnliche Weise messen, wie man die Zahl der Schwingungen einer Stimmgabel oder des schwirrenden Insektenfluges bestimmt. Letzteres ist aufs einfachste möglich, wenn man die Bewegungen auf einer sich in bestimmter Zeit herumdrehenden berusten Walze sich abzeichnen lässt. In ähnlicher Weise kann man auf einer Walze, die in bestimmter, sehr kurzer Zeit sich einmal umdreht, die künstliche elektrische oder mechanische Reizung des freipräparierten Nerven und

die Zuckung des Muskels sich abzeichnen lassen. Macht man den Versuch zweimal, indem man einmal den Nerven in möglichst weiter Entfernung vom Muskel, das zweite Mal dicht an dem letzteren reizt, so gibt die leicht ablesbare Differenz unmittelbar die Geschwindigkeit der Nervenleitung wieder. Nach dieser von Helmholtz ersonnenen Methode findet man, dass die Geschwindigkeit der Nervenleitung beim Menschen etwa 60 m pro Sekunde beträgt, beim Frosch schon viel weniger: 20—26 m, bei Fischen 14—24 cm, beim Oktopus, dem Kraken, 3—5 m, nach anderen Angaben 1 m, bei der Teichmuschel Anodonta nur 1 cm und bei der Schnecke Aplysia 40 cm. Die Unterschiede in der Geschwindigkeit der Nervenleitung sind also sehr gross und spielen natürlich auch bei Erörterungen über das Wesen der Nervenleitung eine Rolle.

Die ältesten Vorstellungen über die Funktionsweise der Nerven sind, wie Boruttau[1]) berichtet, innigst verknüpft mit den mangelhaften anatomischen Begriffen der Alten: bei ihnen war noch „Neuron“ oder „Nervus“ das gemeinschaftliche Wort für Sehnen und Nerven, und sie stellten sich vor, dass die Nerven analog den Sehnen wirken sollten, dass sie, etwa Klingelzügen gleich, vom Gehirn aus die Muskeln in Bewegung setzten. Zu anderen Zeiten wurden die Nerven mit den Blutgefässen verglichen, und man sprach von einem Nervenfluidum in den vermeintlichen Nervenröhren.

Sodann haben seinerzeit die ersten Erfolge auf dem damals noch neuen physikalischen Gebiete der elektrischen Erscheinungen dazu geführt, die Nervenleitung mit der Elektrizität in Parallele zu setzen, ja das Nervenprinzip mit den elektrischen Kräften geradezu zu identifizieren.

Diese unmittelbare Identifizierung der Nervenleitung mit der elektrischen Leitung konnte nun allerdings einer genaueren Prüfung nicht standhalten, fehlt es doch sowohl an geschlossenen Stromkreisen, als auch an nachweisbar elektrisch isolierenden Hüllen um die Nerven (die Nerven sind eben nicht einfach Leitungsdrähte), auch ist die Nervenleitung, wie schon erwähnt, viel langsamer als die elektrische Leitung. Wie der Vergleich des Nervensystems mit Telegraphenleitungen, so oder in noch höherem Grade ist auch der Vergleich der Nervenhüllen mit den verschiedenen Hüllen eines Telegraphenkabels ein sehr oberflächlicher und äusserlicher.

Die Zuversicht der Forscher, mit Hilfe der elektrischen Erscheinungen die Nervenleitung erklären zu können, hat mit der Zeit mehr und mehr abgenommen; eine gewisse „elektrische“ Vorstellung

[1]) H. Boruttau, Alte und neue Vorstellungen über das Wesen der Nervenleitung. Zeitschrift für allgemeine Physiologie, Bd. 1, 1902.

hat jedoch heute noch in den Augen mancher bedeutender Forscher Geltung, es ist dies die besonders von L. Hermann und Boruttau vertretene „Kernleitertheorie". Diese vergleicht die Nerven bis zu gewissem Grade mit feuchtumhüllten elektrischen Leitern, Drähten, betrachtet dabei übrigens nicht die oben beschriebenen „Hüllen" der Nerven, die ja übrigens oft fehlen, als die Hüllen im hier in Betracht kommenden Sinne, sondern sieht vielmehr in den Nervenfibrillen die Leiter, in der sie umschliessenden Flüssigkeit (Kittsubstanz) aber die feuchte Umhüllung, und kann sich damit rühmen, mit dem Baue der Nervenfaser in Einklang zu stehen. Es wird weiterhin angenommen, dass dieser feuchten Hüllsubstanz das Leitvermögen gleichfalls nicht abgeht. Ferner sind feststehende Tatsachen, mit denen die „Kernleitertheorie" rechnet, 1. dass beim Nerven wie auch beim Muskel sich eine Schnitt- oder Verletzungsstelle elektrisch negativ gegen die unverletzte Oberfläche verhält, so dass bei Verbindung der verletzten mit einer unversehrten Stelle ein elektrischer Strom von dieser nach jener verläuft, 2. dass verschiedene Veränderungen einer Stelle der Nerven, sowohl die natürlichen wie experimentellen, künstlichen Einwirkungen, ausser der Negativität der gereizten Stelle eine sich rasch fortpflanzende Erregung zur Folge haben. Letzterer Umstand unterscheidet den lebenden Nerven allerdings wesentlich von dem metallenen Kernleiter, der im übrigen als Modell der hier entwickelten Theorie gelten kann. Die Grundfrage ist nun: worin besteht die Fortleitung der Erregung, welche Veränderung schreitet dabei in der Nervenfaser vorwärts? Die Theorie antwortet: jeder Faserabschnitt werde durch den veränderten Zustand des angrenzenden Abschnitts erregt, während gleichzeitig dessen veränderter Zustand, hauptsächlich in der elektrischen Negativität bestehend, durch jenen erwähnten Strom beseitigt wird. Denken wir uns das eine Ende eines feucht umhüllten Kernleiters plötzlich negativ werdend (wie es nur im lebenden Gewebe, nicht im toten Modell möglich ist), so wird alsbald der durch den feuchten Leiter laufende elektrische Strom diese Negativität beseitigen und gleichzeitig eine solche, freilich schwächere, im nächstbenachbarten Abschnitt des Leiters hervorrufen, so dass ein Zustand von Negativität den ganzen Kernleiter — die ganze Nervenfaser — entlang schreitet. Die postulierte allmähliche Abnahme dieser Erregungswelle ist beim Nerven unter normalen Umständen nicht konstatiert worden, möglichenfalls aber nur deshalb nicht, weil nicht genügend lange Nervenstrecken zur Verfügung stehen.

Anderweitige Hypothesen über das Wesen der Nervenleitung knüpfen besonders an neuere Arbeiten von Verworn und seiner Schule an und möchten die Nervenleitung wie alle Vorgänge in der lebendigen Substanz als einen chemischen Stoffwechselvorgang auffassen. Als Argumente für diese Auffassung werden angeführt: zu-

nächst, dass der Nerv wie alle lebenden Zellen des Sauerstoffes bedarf, anderenfalls er binnen einer Stunde sein Leitungsvermögen verliert; sodann, dass bei der Atmung des Nerven Stoffwechselprodukte, Zerfallsprodukte entstehen, welche, wenn sie nicht durch Sauerstoff wegoxydiert werden können, wiederum die Leitfähigkeit des Nerven schwinden machen. Endlich — und das wohl das wichtigste Argument — ist die Leitungsgeschwindigkeit des Nerven bei verschiedener Temperatur eine verschiedene und wird durch Erwärmung etwa in gleichem Masse beschleunigt, wie die Geschwindigkeit sonstiger chemischer Vorgänge in Organismen und im Reagensglase, nämlich durch Temperaturerhöhung um 10 Grad wird die Geschwindigkeit etwa verdoppelt. Man kann auf diese Weise berechnen, dass die Leitungsgeschwindigkeit beim Frosch, wenn dieses Tier ein Warmblüter wäre, dieselbe sein würde wie beim Menschen. Namentlich diese Abhängigkeit von der Temperatur, die sich übrigens ganz allgemein darin zeigt, dass die Kaltblüternerven bei höherer Temperatur schneller arbeiten als bei geringerer, spricht für die Bedeutung chemischer Vorgänge bei der Nervenleitung.

Endlich ist ganz neuerdings noch eine Theorie der Reizleitung im Nerven aufgestellt worden, und zwar von E. Wilke[1]), welcher die Nervenleitung mit einer elastischen Wellenbewegung vergleichen möchte und hiermit sowohl dem Geschwindigkeitsgrade der Nervenleitung, wie auch manchen anderen Eigentümlichkeiten, z. B. der Erregbarkeit des Nerven durch mechanische Reize, gerecht werden könnte. Diese „elastische" Theorie der Nervenleitung geht von der Tatsache aus, dass mit grosser Empfindlichkeit und Leichtigkeit elastische Körper ganz schwache Stösse fortzuleiten vermögen, wovon man sich am leichtesten durch einen einfachen Versuch mit einem dickwandigen Gummischlauch überzeugen kann, welcher, an der Durchschneidungsfläche mit einem harten Körper schwach geklopft, am anderen Ende noch bei einer Länge von 1,5 bis 2 m ganz deutlich jeden Stoss verspüren lässt. Dem Verfasser gelingt es auch, auf Grund dieser Theorie eine Erklärung des Aktionsstromes experimentell zu finden, denn, wie er mitteilt, ladet sich, wenn man Gallerte, wie Gelatine oder Agar-Agar, einseitig zusammendrückt, der gedrückte Punkt gegenüber dem nichtgedrückten elektrisch auf. Der Verfasser hat nicht unterlassen, in Gemeinschaft mit einem anderen Autor späterhin seiner Theorie noch eine genauere mathematische Begründung zu geben[2]).

[1]) E. Wilke, Das Problem der Reizleitung im Nerven vom Standpunkte der Wellenlehre aus betrachtet. Pflügers Archiv für die ges. Physiologie, Bd. 144, 1912.

[2]) E. Wilke und E. Atzler, Experimentelle Beiträge zum Problem der Reizleitung im Nerven. Pflügers Archiv für die ges. Physiologie, Bd. 146, 1912.

In gewisser Weise ist damit ein Kreislauf der Theorien der Nervenleitung geschlossen. Die ältesten Vorstellungen waren, wie wir sahen, mechanische, und über elektrische und chemische Theorien kommen wir wiederum schliesslich zu einer mechanischen. Freilich hatten wir es anfangs mit durchaus grobmechanischen Vorstellungen und jetzt am Schlusse gewissermassen mit einer feinmechanischen zu tun. Die Tatsache jedoch, dass wir immer noch eine Mehrzahl von Theorien der Nervenleitung verzeichnen müssen, ist Beweis genug, dass keine vollständig genügt, und dass wir somit von einer sicheren Erkenntnis dieses Vorganges noch weit entfernt sind.

Alterserscheinungen.

Bevor wir uns einem allgemeinen Ausblick zuwenden, sind noch einige Angaben über die nicht so sehr auffälligen Rückbildungs- und Greisenerscheinungen an der Nervenzelle erforderlich, womit wir das Bild vom Ablauf ihres Lebensprozesses beschliessen. Ich gestatte mir, über diesen Gegenstand, der meinen eigenen Studien fernliegt, im Anschluss an Marinesco, „La Cellule nerveuse" zu berichten.

Lange Zeit bleibt das Volumen der Nervenzellen konstant, aber bei hohem Greisenalter glaubt Marinesco eine gewisse Grössenabnahme gewisser Zellen bemerkt zu haben, die Folge einer Autointoxikation (Selbstvergiftung), welche ihrerseits Einwirkungen auf die feinere Struktur der Zelle hat. Diese strukturellen Merkzeichen der eintretenden Rückbildung oder Involution der Nervenzelle sind vielfacher Art. Die chromophilen Elemente des oben erwähnten, für die Funktion so wichtigen „Tigroids" nehmen namentlich in der Zentralpartie der Zelle ab, und an ihrer Stelle erblickt man oft in der dem Kerne benachbarten Region feine, staubkörnige, wenig färbbare Körnchen, offenbare Abbauprodukte. Die Abnahme der chromophilen Elemente ist sowohl eine solche an Zahl als auch eine solche an Grösse. Ihre Form verändert sich dabei und rundet sich meist ab.

Eine andere Besonderheit der Seneszenz der Nervenzelle ist das Auftreten bzw. die stärkere Zunahme von farbigen Körnchen im Plasma, welche kurzweg Pigment genannt werden und als solches schon von uns erwähnt wurden.

Auch der Kern der Zelle wird zu einer Stätte von Veränderungen: seine Membran wird unregelmässig und verschwommen, zahlreiche färbbare Partikelchen erscheinen in ihm, die Nukleolen werden sparsamer und verschwinden nach und nach.

Das Pigment tritt jetzt vielfach in grossen Mengen und auch in solchen Fällen auf, wo man es im normalen Zustande nicht findet.

Schliesslich sind auch gewisse Schädigungen an den Neurofibrillen bemerkt worden.

Was die Verkleinerung der Zellen betrifft, so soll sie sogar bis zum vollständigen Schwunde fortschreiten können, so dass man ihrer schliesslich in sehr altem Nervengewebe weniger findet als in jüngerem.

Diese hochgradigen Seneszenz- oder Greisenerscheinungen der Nervenzellen bilden aber offenbar durchaus nicht die Regel. Das würde ja nahezu heissen, der Tod des Individuums müsse durch das Zugrundegehen seines Nervensystems veranlasst sein, oder die physiologische Altersdegeneration des Nervensystems müsse derjenigen anderer Gewebe und Organe vorangehen.

Mögen also gewisse Alterserscheinungen der Nervenzellen, wie sie soeben erwähnt wurden, dann und wann im gealterten Organismus sehr ausgeprägt vorkommen: die gewöhnliche Art des Todes der Nervenzelle ist jedenfalls keine andere als die, dass die Zelle abstirbt wie jede andere auch, wenn die ganze Maschine des Organismus stille steht, wenn Atmung und Blutzirkulation und nicht minder der ganze Stoffwechsel, die wesentlichste Quelle und Eigentümlichkeit des Lebens, eines Tages erloschen ist.

Dass bei Erkrankungen des Nervensystems die Degeneration der Teile desselben dem Absterben des übrigen Organismus vorangehen und dieses veranlassen kann, ist indessen ganz selbstverständlich, bleibt aber eine Sache für sich, auf welche einzugehen für diesmal nicht möglich wäre, ohne den Stoff zu verzehnfachen.

Nochmals Grenzfragen.

In so manchem Punkte haben wir im vorstehenden problematische Dinge erwähnen müssen, deren es eben im Gebiete des Nervensystems viele gibt. In diesem Zweige der Biologie ist so vieles wie in keinem anderen „geheimnisvoll am lichten Tag“.

Gerade deshalb aber sind wir wohl auch berechtigt, nun noch auf die allerproblematischste Frage, die hier in Betracht kommt, einzugehen, auf die Frage der „Umsetzung der Nervenvorgänge in Bewusstseinsvorgänge“. Einleuchtend wird zwar oft gesagt, dass dieses Problem überhaupt kein Problem der Naturwissenschaft sei, ja es sei überhaupt in gewisser Weise kein Problem. Letztere Auffassung lässt sich insofern rechtfertigen, als man sagen kann, das „Bewusstsein“ oder unser „Innenleben“ sei überhaupt nichts anderes als die Gesamtheit derjenigen Vorgänge, welche wir überhaupt gewahr werden, auch derer, welche zunächst ganz körperlich, ganz der Aussenwelt angehörig erscheinen. Dieser Standpunkt, welcher ein erkenntnistheoretischer ist und bei konsequenter Auffassung, z. B.

in Vorworns Psychomonismus, zu einer vollständigen Aufhebung der Zweiheit von Innenwelt und Aussenwelt, sowie der Zweiheit von Welt der Empfindungen und den Dingen an sich führt, hat nun immer noch einen Haken, nämlich denn, dass innerhalb dieser einheitlichen Welt nun doch nach wie vor der Unterschied zwischen den Bewusstseinsvorgängen im engeren Sinne und allen sonstigen Vorgängen bestehen bleibt. Wilhelm Ostwald ist es in seinen „Vorlesungen über Naturphilosophie" (Leipzig 1902) gelungen, vom Standpunkte seiner Energetik, die ja auch den Unterschied zwischen Kraft und Stoff beseitigt, auch jenen Unterschied zwischen Bewusstseinsvorgängen und sonstigen Vorgängen zu beseitigen, indem er einfach das Bewusstsein zu einer Art Energie macht. Da somit auch die „Umsetzung" der Nervenvorgänge in Bewusstseinsvorgänge ein Vorgang sein würde, der denjenigen, welche sonst Gegenstand der Naturwissenschaft sind, durchaus vergleichbar wäre, da das oft gebrauchte Wort „Umsetzungen" eigentlich erst in diesem Sinne Berechtigung erlangt, möchte ich hier auf die Ostwaldschen Ausführungen über diesen Gegenstand eingehen, möchte aber auch dabei betonen, dass ich mich selber in dieser äusserst schwierigen Frage nicht auf einen bestimmten Standpunkt stellen will.

Ostwald bezeichnet zunächst diejenige Energie, welche in den Nerven fortgeleitet wird, als Nervenenergie, eine zurzeit unbekannte Energieform, welche damit nur einen Namen bekommen soll.

„Verfolgen wir nun zunächst die Schicksale der Nervenenergie im Körper, so werden wir drei Vorgänge unterscheiden können. Es kann erstens durch den Zutritt äusserer Energien zu den Sinnesapparaten, allgemein zu den mit Nerven versehenen Körperteilen eine Entstehung von Nervenenergie stattfinden, welche den Nervenfaden entlang geleitet wird und an dessen anderem Ende ihre Wirkung ausübt."

„Diese Wirkung besteht zunächst immer in einer Umwandlung in andere Nervenenergie, welche dann in zwei verschiedenen Weisen sich weiter betätigt. Entweder dient sie zur Auslösung einer Handlung. Hierunter soll ganz allgemein die Bildung einer nach aussen tretenden Energie verstanden werden, welche auf Kosten der im Organismus vorrätigen Energie (welche meist als chemische anwesend sein wird) erfolgt. Bei weitem die meisten und wichtigsten Handlungen bestehen in mechanischen Zusammenziehungen. Aber wir haben gesehen, dass auch alle anderen Energieleistungen der Tiere, wie Wärme, Licht, chemische und elektrische Energie, durch nervöse Apparate ausgelöst und geregelt werden, und wollen also auch diese alle unter den Begriff der Handlungen fassen. Dass diese Handlungen bewusst erfolgen sollen, ist dagegen hierbei nicht vorausgesetzt."

„Die zweite Art der Umwandlung und damit die dritte Art der Vorgänge, an denen die Nervenenergie beteiligt ist, besteht in solchen Erscheinungen, die mit Bewusstsein verbunden sind. Anatomisch und physiologisch sind diese Vorgänge an die Beteiligung des Grosshirns gebunden. Sie entstehen nicht allein bei Betätigung der durch äussere Reize entstandenen Nervenenergie, sondern haben die Eigenschaft, sich selbst in fast beliebig langer Reihe auszulösen. Die ersten Bewusstseinsvorgänge nennt man Empfindungen, die anderen Gedanken."

„Die drei Funktionen, welche von der Nervenenergie abhängen, haben durch die Sprache seit langer Zeit ihre Kennzeichnung erhalten: sie werden als Empfinden, Denken und Handeln unterschieden. . . . . ."

An anderer Stelle in demselben Buche sagt dann Ostwald über denselben Gegenstand folgendes: „Diese neu entstandene Nervenenergie geht nun entweder in das Zentralorgan über, oder nimmt ihren Weg nach den Apparaten, in welchen der Körper nach aussen tretende Energie entwickelt. Im ersten Falle entsteht Bewusstsein, im anderen eine unbewusste Handlung oder ein Reflex. Diese Deutung der Nervenvorgänge ist durch die anatomischen und physiologischen Befunde so vielfältig nahegelegt worden, dass wir sie als richtig ansehen dürfen.

Hiernach schlage ich Ihnen vor, das Bewusstsein als eine Eigenschaft einer besonderen Art der Nervenenergie aufzufassen, nämlich der, welche im Zentralorgan betätigt wird."

Wenn es wirklich so glatt möglich sein sollte, die Bewusstseinsvorgänge in die Reihe der Energievorgänge einzureihen, dann hätte diese in gewisser Weise doch auch monistische Auffassung Ostwalds vor sonstigen erkenntnistheoretischen Auffassungen den Vorzug, dass sie nicht zu einem Solipsismus zu führen braucht, während sonst eigentlich jede Erkenntnistheorie bei ganz konsequenter Durchführung zum Solipsismus führen müsste, eine Tatsache, die aus einer auch den Philosophen nicht fremden Scheu vor den letzten Konsequenzen oft nicht hinreichend beachtet wird.

Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Geisteswissenschaften.

Von

Dr. Otto Rank und Dr. Hanns Sachs
in Wien.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1913.

Vorwort.

Auf den folgenden Blättern, die die Anwendbarkeit und Bedeutung der Psychoanalyse für die Geisteswissenschaften dartun sollen, konnte diese selbst nur in knappster Form abgehandelt werden: weder die Darstellung ihres Werdeganges, noch das ausgebreitete Tatsachenmaterial, auf dem ihre Beweiskraft ruht, durfte Berücksichtigung finden. Aber auch das Ausmaß, in dem die einzelnen Geisteswissenschaften von uns behandelt wurden, steht keineswegs im Verhältnis zu ihrer kulturellen Bedeutung, sondern nur zu der Grösse ihrer bisher feststellbaren Berührungsfläche mit der Psychoanalyse. Diese ist einerseits durch den Anteil bestimmt, den das Unbewusste an den Geistesprodukten der Menschheit hat, anderseits mit Rücksicht auf das jugendliche Alter unserer Wissenschaft auch von äusseren und zufälligen Einflüssen abhängig gewesen.

So war unsere Aufmerksamkeit wesentlich auf die Aussichten der Zukunft gerichtet, wobei uns die Frage der Methode, die in der Problemstellung und -Lösung anzuwenden sein wird, am wichtigsten schien. In der Bemühung um dieses prinzipielle Thema suchten wir die Ergänzung unserer Beschäftigung mit den Einzelproblemen, deren Bearbeitung wir in der von Professor Freud herausgegebenen und von uns redigierten Zeitschrift «Imago» zu fördern bestrebt sind.

Statt einzelner den Text unterbrechenden Zitate und Literaturangaben verweisen wir hier ein- für allemal auf die grundlegenden Schriften von Freud (10 Bände, erschienen bei F. Deuticke in Wien und S. Karger in Berlin) sowie die von ihm herausgegebenen Sammelwerke und periodischen Organe, in denen sich zu unserem Thema gehörige Arbeiten und die weitere psychoanalytische Literatur finden.

Wien, Ostern 1913.

Die Verfasser.

I.

Das Unbewusste und seine Ausdrucksformen.

Das Fundament, auf dem die ganze Psychoanalyse ruht, ist die Lehre vom Unbewussten. Darunter ist aber nicht ein aus abstrakten Denkfolgen abgeleiteter Begriff zu verstehen oder gar eine für die Zwecke eines philosophischen Systems geschaffene Hypothese; mit der Bedeutung, welche z. B. Eduard von Hartmann dem Worte gegeben hat, besitzt die Psychoanalyse gar keinen Zusammenhang. Die in der Bezeichnung hervortretende negative Eigenschaft des Phänomens — nämlich die fehlende Bewusstseinsqualität — ist zwar die wesentlichste und charakteristischeste, aber durchaus nicht die einzige. Wir kennen bereits eine ganze Reihe von positiven Merkmalen, welche das unbewusste psychische Material von dem übrigen, dem bewussten und vorbewussten, unterscheiden.

Eine Vorstellung, die in einem gegebenen Moment dem Bewusstseinsinhalt eines Individuums angehört, kann im nächsten daraus verschwunden sein; andere, neu auftauchende sind an ihre Stelle getreten. Sie erhält trotzdem auch eine dauernde Relation zum bewussten Seelenleben, denn sie kann durch irgendeine mir ihr verknüpfte Assoziationskette wieder zurückgeholt werden, ohne dass es eines neuen Sinneseindruckes bedarf; in der Zwischenzeit war sie also dem bewussten Seelenleben entrückt, aber doch dem Psychischen erreichbar geblieben. Solche Vorstellungen, denen die Bewusstseinsqualität zwar fehlt, die sie aber jederzeit wiedererlangen können, nennen wir vorbewusst und unterscheiden sie streng von den eigentlich unbewussten.

Diese sind nämlich nicht wie die vorbewussten vorübergehend dem bewussten Seelenleben entfremdet, sondern davon dauernd ausgeschlossen; die Fähigkeit, in das Bewusstsein oder genauer gesagt in das normale Wachbewusstsein des Subjekts einzutreten, mangelt ihnen völlig. Ändert sich der Bewusstseinszustand, so ändern sich auch seine Aufnahmsbedingungen. Nach solchen Umwälzungen, wie sie z. B. die den Neurologen bekannte Condition seconde mit sich bringt, ferner die Hypnose und in gewissem Umfange auch der Schlaf, wird dem Sub-

jekte eine Fülle von psychischem Material — Phantasien, Erinnerungen, Wünsche usw. — zugänglich, das ihm bisher unbekannt war. Dass diese Dinge erst durch die Änderung des Bewusstseins entstanden sein sollten, ist bei einigen, z. B. den Erinnerungen, von vorneherein ausgeschlossen. Bei anderen lässt es sich aus ihren Wirkungen schliessen, dass sie bereits vorher unbewusst vorhanden gewesen sein müssen.

An allem, was bei solchen Gelegenheiten aus dem Unbewussten zum Vorschein kommt, hat die Erfahrung die konstante Wiederkehr gewisser gemeinsamer Züge gezeigt. Zu diesen gehört in erster Linie ein Affektreichtum ungewöhnlich hohen Grades und weiters ein andauerndes Bestreben in das bewusste Seelenleben überzugreifen, das sich durch die natürliche Tendenz jedes Affektes und der von ihm besetzten Vorstellung, ein möglichst grosses Stück des Seelenlebens in Anspruch zu nehmen, als eine Konsequenz jener Affektstärke erklären lässt. Wenn jedem Bewusstseinszustand eine bestimmte Bedingung für die Zulassung oder Nichtzulassung der Vorstellungen entspricht, so kann diese Bedingung durch nichts anderes aufgestellt und durchgesetzt werden, als durch eine im Psychischen wirkende Energie, welche die ihr missliebigen Vorstellungen vom Bewusstsein ausschliesst oder die darin vorhandenen daraus verdrängt. Die Wirkung einer Kraft wird nur durch eine andere, ebenso starke oder überlegene, die ihr entgegenwirkt, aufgehoben; die psychischen Vorgänge, die wir beobachten können, sind also das Resultat dynamischer Verhältnisse, welche aus ihnen zu erschliessen sind. Wir haben das Bild eines gestrengen Torwartes vor uns, der ungeladenen Gästen die Türe vor der Nase zuschlägt. Da ein vorhandener Affekt nicht eine einmalige, sondern eine Dauerwirkung verursacht, ist es auch mit einer einmaligen Abweisung nicht getan. Es muss vielmehr eine ständige Grenzwache etabliert werden, d. h. mit anderen Worten, ein dauerndes Gegeneinanderwirken der Kräfte und als Folge davon eine gewisse psychische Spannung sind von unserem Seelenleben unzertrennlich. Jene Energie, deren Funktion es ist, das Bewusstsein vor der Invasion aus dem Unbewussten zu beschützen, nennen wir, je nachdem sie aggressiv oder defensiv in Erscheinung tritt, Verdrängung oder Widerstand.

Wir sind zu Zeugen eines Kampfes zwischen zwei psychischen Mächten geworden und müssen uns jetzt fragen, woher die Feindseligkeit zwischen ihnen stamme. Welchen Eigenschaften verdanken es die unbewussten Vorstellungen, dass ihnen mit solcher Hartnäckigkeit die Bewusstseinsqualität vorenthalten wird? Worin besteht ihre Unverträglichkeit mit den anderen psychischen Instanzen?

Es wäre zunächst fraglich, ob es überhaupt solche Charakteristika gibt. Die Abschliessung vom bewussten Seelenleben hängt, wie wir gesehen haben, von der jedesmaligen Bewusstseinseinstellung ab und,

da diese variiert, müsste ebenso auch das Unbewusste abwechseln, ganz abgesehen von der durch die Verschiedenheit der Erlebnisse bedingten individuellen Verschiedenheit des Vorstellungsinhaltes. Dagegen ist darauf zu verweisen, dass die dem bewussten Seelenleben angehörigen Grundtendenzen im ganzen konstant sind und sich nur langsam und unmerkbar von Epoche zu Epoche verändern. Die Mitglieder einer Kulturgemeinschaft haben in ihrer Auffassung der Aussenwelt das Wesentliche gemeinsam, gleichviel, ob diese Auffassung schliesslich in einer religiösen, moralischen oder philosophischen Weltanschauung gipfelt. Trotz aller Fortschritte in der Naturbeherrschung hat das Menschengeschlecht sich in psychischer Hinsicht seit Jahrtausenden so wenig weiterentwickelt, dass wir zunächst die gesamte Kulturmenschheit, auch jene der Antike inbegriffen, als eine grosse Einheit ansehen dürfen. Die bedeutsamen Wandlungen werden wir bei den Einzeluntersuchungen kennen lernen, im Gesamtbild treten sie zurück, besonders wenn wir es mit Jenen, die ausserhalb der Kulturgemeinschaft stehen, vergleichen. Die Stellung des primitiven Menschen, des sogenannten „Wilden" zur Aussenwelt ist vom Grund aus verschieden von der unserigen und auch in dem Verhältnis zwischen Bewusstem und Unbewusstem, das in seinem Seelenleben obwaltet, lassen sich wichtige Abweichungen vermuten.

Das Unbewusste ist also bei aller individuellen Mannigfaltigkeit nicht willkürlich und regellos, sondern gesetzmäßig mit bestimmten, stets wiederkehrenden Eigenschaften ausgestattet, die wir, soweit sie bereits erforscht sind, kennen lernen müssen.

Unsere erste Frage wird natürlich der Herkunft des Unbewussten gelten. Da es der bewussten Persönlichkeit völlig fremd und unbekannt gegenübersteht, so wäre es naheliegend, den Zusammenhang mit dieser überhaupt in Abrede zu stellen. So hat der Volksglaube auch von jeher gehandelt. Die Stücke des Unbewussten, die in abnormen Geisteszuständen sichtbar wurden, galten als Beweis der „Besessenheit", das heisst, sie wurden als Äusserungen eines fremden Individuums, eines Dämons, der von dem Kranken Besitz genommen habe, aufgefasst. Wir, die mit solchen übernatürlichen Einwirkungen nicht mehr rechnen dürfen, müssen den Tatbestand psychologisch zu erklären suchen. Der Hypothese, dass eine ursprüngliche Zweiteilung des psychischen Lebens von Geburt an bestehe, widerspricht die Erfahrung des fortwährenden Kampfes der beiden Instanzen, da bei einer von Anfang an vorhandenen Aufteilung die Gefahr einer Grenzverschiebung nicht gegeben wäre. Die einzig mögliche Annahme, welche denn auch durch die Erfahrung bestätigt wird, bleibt die, dass jene Scheidung nicht von vorneherein vorhanden sei, sondern sich erst im Laufe der Zeit herstelle. Dieses Herausbilden der Grenzlinie muss ein Prozess sein, der sich vor der völligen Erreichung des normalen Kulturniveaus abwickelt, der also in

der frühesten Kindheit beginnt und etwa um die Zeit der Pubertät einen ersten Abschluss gefunden hat. Das Unbewusste stammt aus der Kindheit des Menschen und dieser Umstand liefert die Erklärung für die meisten seiner Eigentümlichkeiten.

Wir sehen in der Kindheit eine Vorstufe für das vernunftfähige Alter und das ist sie ja auch in vieler Beziehung. Neben dem aber, was wir aus der Kindheit in das spätere Leben hinübernehmen, bleibt noch ein anderer Bestandteil, das eigentlich Kindliche, mit dem wir nachher nichts mehr anzufangen wissen und das wir deshalb auch vergessen. Nur so erklären sich die grossen Gedächtnislücken, die die eigene Kindheit für jeden Menschen aufweist, und zwar aus einer Zeit, wo er die Ereignisse ganz gut aufzufassen und zu werten wusste. Fast Jedermann erinnert sich aus seinen ersten Kinderjahren nur abgerissener Details gleichgültiger Szenen, während er jene Vorfälle, die ihm damals die wichtigsten waren, ganz vergessen hat. Die rein infantilen Seelenkräfte, die in das Bewusstsein des Erwachsenen nicht aufgenommen wurden, können aber nicht verloren gegangen sein. Im Psychischen gilt das Gesetz der Erhaltung der Energie wie in der Körperwelt; das Infantile, das aus dem bewussten Seelenleben verdrängt wurde, verschwand nicht, sondern bildete den Kern, um den sich das unbewusste Seelenleben kristallisierte.

In welchem Punkt unterscheidet sich der Erwachsene aber so fundamental vom Kinde, dass die Seelenzustände jener Entwicklungsepoche für ihn ganz unbrauchbar geworden sind? Dass dieser Punkt die Sexualität sei, wird wohl allgemeinen Widerspruch erwecken, denn gerade die Sexualität beginnt, wie uns versichert wird, normalerweise mit der Pubertät und kann also keine typisch infantilen psychischen Phänomene schaffen.

Die Tatsache der normalen kindlichen Sexualität, von deren Betätigungsformen hier nur die Säuglingsonanie erwähnt sei, ist von jedem, der mit Kindern in engere Berührung kommt, von Ärzten, Wärterinnen und Eltern so leicht konstatierbar, dass ihre hartnäckige Verleugnung nicht als objektives Urteil gewertet werden kann, sondern nur als Ausfluss eben jenes Verdrängungsvorganges, der die für die eigene Entwicklung erst wertlos, dann hinderlich gewordenen Bestandteile des Ich nicht wieder vor das Bewusstsein gebracht haben will. Es wäre sehr verwunderlich, wenn eine so wichtige Affektquelle, wie es die dem Bereiche der Sexualität angehörigen Triebe sind, die wir unter dem Gesamtnamen Libido zusammenfassen, erst bei Erreichung eines bestimmten Alters plötzlich hinzukäme. In Wahrheit ist sie von allem Anfang an dagewesen, nur verlaufen vor der Pubertät die ihr angehörigen Triebphänomene weder in der Form der Sexualäusserung des Erwachsenen noch in einer einheitlichen Richtung, vielmehr strebt

jedes, unabhängig von dem anderen, seinem Ziele zu, das mit dem späteren Sexualziele, dem Geschlechtsakt, keine Ähnlichkeit haben muss.

Auch innerhalb der Kindheit unterscheiden wir verschiedene Entwicklungsphasen, von denen nur die wichtigsten erwähnt werden sollen. Die erste umfasst jene Zeit, wo das Kind in der Erkenntnis der Aussenwelt noch nicht bis zur Annahme einer fremden Persönlichkeit gelangt ist. In dieser Zeit sucht es sexuelle Lust am eigenen Körper zu gewinnen (Autoerotismus). Neben dem Genitale kommen noch alle möglichen Körperstellen in Betracht, so vor allem die Lippenzone, die durch das „Wonnesaugen“, und die Analzone, die durch Zurückhaltung der Stuhlmassen gereizt werden kann.

Den entscheidenden Durchgangspunkt bildet ein Stadium, das sich normaler Weise zwischen die autoerotische Betätigung und die Objektliebe einschiebt und das wir mit Rücksicht auf später zu beobachtende pathologische Fixierungen dieses Zustandes als Narzissmus bezeichnen. Es ist dadurch charakterisiert, dass die Libido, die ja — im Gegensatz zu den Ichtrieben — von Anfang an sich an verschiedenen Körperstellen autoerotisch befriedigte, nunmehr bereits zu einer Einheit zusammengefasst, ihr Objekt zunächst am eigenen Ich, als Ganzes betrachtet, gefunden hat. In gewissem Maße bleibt der Mensch narzisstisch, auch wenn er äussere Objekte für seine Libido gefunden hat, und der Grad dieser Einstellung ist für die Entwicklung des Charakters und der Persönlichkeit von hervorragender Bedeutung.

Die nächste Phase kennt dann schon die Objektliebe, die aber unter eigentümlichen Bedingungen verläuft. Dem Genitale fällt erst durch die spätere, mit der Pubertät abschliessende Umbildung die Bedeutung eines ausschliesslichen Sexualorganes zu. Das mit diesem verknüpfte, für den geschlechtsreifen Normalen ausschliessliche Sexualziel, der Begattungsakt, kommt noch nicht in Betracht, an seine Stelle treten je nach der Triebanlage verschiedene Formen der Befriedigung: sexuelle Neugierde und Entblössungslust, das Zufügen oder Erdulden von Schmerzen usw. Was also durch seinen unveränderten Fortbestand beim Erwachsenen eine Perversion (Exhibitionismus, Voyeurtum, Sadismus, Masochismus) konstituieren würde, bildet eine Äusserung der normalen Sexualität des Kindesalters.

Sehr wesentlich unterscheiden sich auch die in dieser zweiten Phase der Infantilität hinzutretenden Sexualobjekte von jenen des Erwachsenen. Die verhältnismäßig geringe Bedeutung des Genitals für die auf andere Personen gerichtete Sexualbeziehung und die Unkenntnis der Verschiedenheiten im Baue und der Funktion des männlichen und weiblichen Sexualapparates machen es dem Kinde unmöglich, bei der Anknüpfung seiner erotischen Beziehungen auf den Geschlechtsunterschied Bedacht zu nehmen. Auch abgesehen davon gilt die Liebe des

Kindes am häufigsten solchen Personen, die für den reifen Kulturmenschen nicht in Betracht kommen dürfen, nämlich den Mitgliedern der eigenen Familie, vor allem den Eltern, weiters dem Pflegepersonal als Elternsurrogat.

Wer an der Feststellung, dass die ersten Neigungen des Menschen regelmäßig inzestuös eingestellt sind, Anstoss nimmt, sei daran erinnert, dass die kindliche Erotik, wenn sie auch noch so affektstark ist, sich nur mit gehemmtem Ziel in der harmlosen Form der Zärtlichkeit zu äussern pflegt. Für das im Schosse der Familie heranwachsende Kind sind andere Beziehungen von gleicher Innigkeit undenkbar und auch für die Eltern gilt es seit altersher als das schönste Vorrecht, dass ihnen die erste Zärtlichkeit ihrer Kinder zugewendet wird. Bald beginnt dann das Kind den einen Elternteil vorzuziehen, und zwar meistens, da sich die Anziehung der Geschlechter auch im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern geltend macht, jenen des entgegengesetzten Geschlechtes, von dem es selbst mit besonderer Zärtlichkeit bedacht wird. Mit dem anderen Teile, oft auch mit den Geschwistern gerät es leicht in ein Rivalitätsverhältnis, da es mit niemandem teilen will; neben die Liebe tritt dann Feindseligkeit und der heftige Wunsch nach Beseitigung des Nebenbuhlers.

In der Pubertät erlangt dann die Genitalzone ihr Primat, die einzelnen Triebe verlieren ihre Selbständigkeit und ordnen sich dem Zwecke der Erreichung des normalen Sexualzieles unter. Einzelne, wie der Bewältigungstrieb des Mannes, finden im Sexualakt selbst ihre Befriedigung, andere, z. B. der Schautrieb, dienen dazu, durch Gewährung von Vorlust die Spannung zu schaffen, durch welche der Sexualakt vorbereitet und die Endlust herbeigeführt wird. So wie auf die abgesonderte Befriedigung dieser Partialtriebe muss auch auf die erotische Neigung gegen die Familienmitglieder verzichtet werden; die gegen ein neues Ziel eingestellte Sexualität ist gezwungen, auch ein anderes ausserhalb der Familie liegendes, vollwertiges Objekt zu finden, was ihr normalerweise nach einigem tastenden Suchen auch gelingt.

Die Sexualität ist also demjenigen, der die Pubertät hinter sich hat, nicht nur nichts Neues, er muss sogar auf einige bis dahin gewohnte Arten der Befriedigung seiner Libido verzichten, so vor allem auf den Sexualgenuss am eigenen Körper und auf die inzestuöse Fixierung an die nächsten Verwandten. Wenn einer der Partialtriebe besonders stark ausgebildet war, so wird er unter dem neuen Regime nicht mehr hinreichend auf seine Rechnung kommen.

So wenig die Libido in das Seelenleben neu hineintritt, so wenig kann sie daraus wieder verschwinden. Jedes auf Erreichung von Lust gerichtete Streben ist unzerstörbar. Es kann unter dem Einfluss innerer oder äusserer Gewalten seine Gestalt ändern, aber der Trieb wird stets

noch aus seiner alten Quelle gespeist. Muss bei einer solchen Umänderung ein Lustgewinn ganz oder teilweise geopfert werden, weil der Trieb in der umgewandelten Form keine hinreichende Möglichkeit der Befriedigung mehr findet, so bleibt er trotzdem weiter bestehen und ist mit seinem ungestümen Heischen nach der alten Lust ein gefährlicher Feind der neuen Ordnung der Dinge.

Die Folge dieses Verhältnisses wäre ein nie enden wollender Kampf; das Bewusstsein, das im Dienste der Realitätsbeherrschung den von der Aussenwelt kommenden Eindrücken zugewandt sein soll, wäre durch die endopsychische Wahrnehmung dieses Kampfes vollkommen mit Beschlag belegt und die psychische Ökonomie dauernd gestört. Nur die Verdrängung der überwundenen Formen der Triebbefriedigung aus dem Gesichtsfelde des Bewusstseins macht es dennoch möglich, dieses für die Sinneswahrnehmungen offen und die Psyche im Gleichgewicht zu halten. Mit welchen Mechanismen diese Aufgabe ins Werk gesetzt wird, werden wir bald sehen.

Was wir bis jetzt kennen gelernt haben, bildet nur den Kern des Unbewussten, nicht etwa seinen ganzen Umfang. Zwar wird auf keinem Gebiete dem Menschen im Wege seiner Entwicklung so viel Verzicht zugemutet wie auf dem der Sexualität und kaum irgendwo ist dieser Verzicht schwerer durchsetzbar, doch bilden mit und neben ihr noch andere dauernd unerfüllt gelassene Wünsche, auch wenn sie den reinen „Ichtrieben“ entstammen, den Inhalt des Unbewussten. Noch oft tritt die Forderung auf, eine unliebsame Realität, in der unsere Wunscherfüllung keinen Platz findet, anzuerkennen und uns mit ihr abzufinden. Das ist nun eine Leistung, die der Normalmensch regelmäßig in seinem Bewusstsein zu erledigen vermag. Doch kann bei Auftauchen des Bedürfnisses, einem besonders peinlichen Konflikt zu entfliehen, die Anziehungskraft jenes ersten Verdrängungsvorganges so verlockend wirken, dass auch diese rezente Versagung auf dieselbe Weise, durch Verdrängung, ihre Erledigung findet. Mit Ausnahme jener Fälle, wo schon der ursprüngliche Verdrängungsvorgang nicht glatt verlaufen war, gelingt auch dies. Als Folge des Missglückens tritt die Neurose in Erscheinung. Aber auch bei Gesunden finden unter der begünstigenden Einwirkung des Schlafzustandes die unerfüllten Wünsche der Gegenwart den Zusammenhang mit jenen der Kindheit und aus dieser Verbindung entsteht das Gebilde des Traumes. Da nun jeder Mensch nicht nur Träumer, sondern auch in irgend einem Stück dem Neurotiker angenähert ist — sei es im Hinblick auf Angstaffekte, denen er unterliegt, sei es auch nur durch Produktion der kleinen Fehlleistungen des täglichen Lebens, — so lässt sich die Annahme rechtfertigen, dass auch der Normale einen Teil seiner seelischen Konflikte, die durch ihre Ähnlichkeit mit den infantilen dazu einladen, durch Verdrängung beseitigt.

Wir wenden uns jetzt jener Gruppe von Kräften zu, durch welche die Verdrängung zustande gebracht wird. Eine von ihnen haben wir schon kennen gelernt, nämlich die aus den organischen Veränderungen vor und in der Pubertät stammende, durch welche das der körperlichen Entwicklung entsprechende psychische Primat der Genitalien und der auf ihre Betätigung gerichteten Triebanteile erforderlich wurde. Der wichtigste Faktor aber sind die Anforderungen, welche das kulturelle Milieu an den Heranwachsenden stellt, dem er sich ohne Abwendung von seinen infantilen Wunschzielen nicht einordnen kann. Die Verdrängung bezeichnet das Maß des Opfers, das die kulturelle Entwicklung einer Gemeinschaft ihren Mitgliedern auferlegt. Die Mittel, durch welche sich die kulturellen Anforderungen dem Heranwachsenden bemerklich machen, sind mannigfaltig. Weitaus das wichtigste ist die Beeinflussung durch die Objekte der infantilen Liebeswahl — die Erziehung durch die Eltern oder deren Ersatzpersonen.

Hier müssen einige Triebmechanismen erwähnt werden, durch welche das Gelingen der Aufteilung zwischen Bewusstem und Unbewusstem erst ermöglicht wird. Wo Liebe und Hass, beide demselben Objekt geltend, sich entgegenstehen, muss der schwächere Teil ins Unbewusste weichen. Dieses ambivalente Verhalten lässt sich auch bei einigen Trieben nachweisen, die aus einem Gegensatzpaar zusammengesetzt sind (z. B. Sadismus und Masochismus). Da die beiden Gegentriebe nicht nebeneinander existieren können, übernimmt der stärkere die Führung und verweist den schwächeren ins Unbewusste.

In allen Fällen bewirkt die Ambivalenz, dass der siegreiche Teil, um seine Behauptung zu sichern, im bewussten Seelenleben eine ungewöhnliche Intensität zeigt (Reaktionsbildung), zu der auch der unterlegene einen Energiebeitrag liefert, da ihm durch die Verdrängung die Möglichkeit direkter Äusserung genommen wurde. Für die kulturelle Einordnung noch wichtiger ist die Fähigkeit mancher Triebe, ihre Befriedigungsweise zu ändern, indem sie statt des bisherigen ein anderes Ziel der Lustgewinnung akzeptieren, wenn die Befriedigungsweise ähnlich und zwischen dem alten und neuen Ziel ein assoziativer Zusammenhang möglich ist. So gelingt es, wenigstens einen Teil der grobsexuellen Triebe des Kindes auf höhere, kulturelle Ziele hinzulenken (Sublimierung). Der nicht verwandelbare Teil verfällt, soweit er nicht direkt befriedigt werden darf, der Verdrängung.

Daraus, dass ein Wunsch unbewusst und von der direkten Affektäusserung abgeschnitten ist, folgt also noch nicht, dass er gar keine Wirkung mehr entfalten kann; er übt im Gegenteil auf die wichtigsten Vorgänge des Seelenlebens bestimmenden Einfluss, soweit dies unter Wahrung der Bedingung des Ausschlusses vom Bewusstsein möglich ist. An diesem Sachverhalt sind zwei Punkte einer näheren Aufklärung

bedürftig: Erstens durch welche Mechanismen gelingt es dem Unbewussten wirksam zu werden, ohne doch gegen die von der Verdrängung aufgestellte Bedingung zu verstossen? Zweitens bei welchen psychischen Produkten sind unbewusste oder vom Unbewussten her gelenkte Vorgänge besonders stark beteiligt?

Was die Mechanismen betrifft, durch die es den verdrängten Triebregungen und unbewussten Wünschen gelingt, sich durchzusetzen und das Tun und Denken des real eingestellten Kulturmenschen zu beeinflussen, so dienen sie, wie es ja in der Natur des Konfliktes mit dem Bewusstsein liegt, sämtlich der Entstellung des Unbewussten und seinem Kompromiss mit dem Bewusstsein. Diese Entstellung wird je nach dem Verdrängungsstadium und dem psychischen Zustand des Individuums und je nach der Kulturhöhe der Rasse, kurz entsprechend der herrschenden Relation des Bewusstseins zum Unbewussten, verschieden stark ausfallen und in sozialer Hinsicht jeweils verschieden wertvolle Kompromissleistungen ergeben. Wie die Psychoanalyse überhaupt das Vorstellungsleben als Widerspiel des Trieblebens auffassen lehrt, so entsprechen auch die einzelnen psychischen Mechanismen der Entstellung und Kompromissbildung den verschiedenen Möglichkeiten der Triebschicksale, von denen wir ausser der Verdrängung noch andere, insbesondere Triebverwandlungen (darunter die Verkehrung ins Gegenteil) kennen. Für uns kommen hier vor allem jene Vorgänge in Betracht, welche nicht wie die Verdrängung mit der Verweisung ins Unbewusste einen Abschluss finden, sondern Ersatzbildungen ins Bewusstsein schicken, die aus den ursprünglichen Affektquellen erhalten werden. Diese Schicksale vollziehen sich an dem betreffenden Triebe selbst so gut wie an seinen sublimierten Anteilen. So kennen wir auf psychischem Gebiete den Mechanismus der tendenziösen Projektion, durch den eine innere unverträgliche Wahrnehmung nach aussen geworfen wird, und den Mechanismus der Auseinanderlegung (Spaltung), der die für gewöhnlich im Unbewussten anstandslos vereinigten Elemente, besonders Widersprüche (der Ambivalenz, des Gegensinnes etc.), in ihre Bestandteile zerlegt, gewissermaßen Gegensätze konstituiert, um dem Bewusstsein die gesonderte Annahme der mit einander unverträglich gewordenen Regungen zu ermöglichen. Auf der anderen Seite haben wir die sozusagen verinnerlichenden Mechanismen der eigentlichen Verdrängung und der Verdichtung (Kontamination), welche die für das Bewusstsein unverträglichen Elemente, besonders Gegensätze, zu verschmelzen oder aufzuheben suchen. Der Triebverkehrung endlich entspricht die Ersetzung durch das Gegenteil, wobei meist ein anstössiges unbewusstes Element durch seinen im Bewusstsein übermäßig betonten Widerpart vertreten ist. Andere Mechanismen wirken entstellend und kompromissbildend durch die Affektverkehrung, ferner die Ver-

schiebung des Affektes vom Bedeutsamen auf Unwesentliches, sowie endlich durch Verlegung körperlicher Sensationen oder deren Vorstellung von anstössigen auf harmlose Stellen (Verlegung von unten nach oben).

Arbeiten die genannten Mechanismen, wenn auch unter dem tendenziös entstellenden Zwang der bewussten Zensur, doch nach eigenen, dem Unbewussten infolge seiner nahen Beziehung zum Triebleben inhärenten Gesetzen, so gibt es andere von den logischen und formalen Ansprüchen des Bewusstseins ausgehende Beeinflussungen, die dem unbewussten Material weitere Modifikationen aufnötigen. Hierher gehört vor allem die beim Traum sogenannte sekundäre Bearbeitung, welche den in gewissen Partien zu stark, in anderen zu wenig entstellten und daher zunächst unverständlichen, lückenhaften oder zu anstössigen unbewussten Anteil den Forderungen der vollbewussten psychischen Instanz anzupassen sucht. Bei dieser Überarbeitung und Umordnung werden dem angestrebten Zusammenhang zuliebe einzelne nicht mehr verstandene Elemente des Unbewussten nunmehr nachträglich logisch motiviert — im Laufe der Entwicklung oft sogar mehrmals — und erhalten so einen neuen, sozusagen systemisierten Sinn. Diese Art der sekundären Bearbeitung, nämlich der Mechanismus der vom Bewusstsein ausgehenden Rationalisierung oder Systembildung, der für das Zustandekommen und das psychoanalytische Verständnis insbesondere der grossen Kulturleistungen von weittragender Bedeutung ist, stellt eine zweckmäßige Ergänzung der Mechanismen des Unbewussten dar, indem er die tendenziös entstellten unbewussten Beiträge der Phantasie- und Geistestätigkeit zu neuen, sinnvollen Zusammenhängen umordnet und überarbeitet. Die Kenntnis dieses Vorgangs und die Möglichkeit seiner Reduktion auf die treibenden Kräfte des Unbewussten gestatten der Psychoanalyse am Prinzip der Überdeterminiertheit alles psychischen Geschehens — soweit das Unbewusste daran teilhat — auch dort festzuhalten, wo ein logisch befriedigender Sinn und ein volles bewusstes Verständnis jede weitere Erklärung eines Phänomens überflüssig zu machen und auszuschliessen scheint. So wenig aber die Kenntnis des bewussten Anteiles für sich allein das volle Verständnis einer seelischen Leistung vermittelt, so wenig vermag die Berücksichtigung der unbewussten Motivierungen für sich allein ihre volle Bedeutung zu erschöpfen; doch machen erst sie die Genese des psychischen Produktes verständlich und auch den Prozess der Rationalisierung selbst in seiner Beziehung zur Ableugnung des Verdrängten.

Ein weiterer, formaler Faktor, dem das Unbewusste bei seinem jeweiligen Eintritt ins Bewusstsein Genüge leisten muss, ist die Rücksicht auf Darstellbarkeit, die in den kulturell wertvollen, ins-

besondere den künstlerischen Leistungen nicht minder eklatant wie im Traumleben hervortritt. Es ist ohne weiteres verständlich, dass das Material, in welchem eine unbewusste Regung sich manifestiert, nicht nur die Form bestimmt, sondern auch den Inhalt in gewissem Sinne beeinflussen muss, dass also beispielsweise der Dichter dieselbe Empfindung anders zum Ausdruck bringen muss als der Maler, der Philosoph denselben Gedanken anders als der Mythenbildner. Aber auch der jeweilige Zustand der Psyche wird sich in der Darstellung geltend machen, so dass etwa der religiös Inspirierte den gleichen Gefühlen anderen Ausdruck verleihen wird als der nüchterne Aufklärer und der Irre dieselben Impulse anders darstellt als der Träumer.

Ein letztes, wegen seiner besonderen Eignung zur Verhüllung des Unbewussten und zu seiner Anpassung (Kompromissbildung) an neue Bewusstseinsinhalte überall mit Vorliebe verwendete Ausdrucksmittel des Verdrängten ist das Symbol. Wir verstehen darunter eine besondere Art der indirekten Darstellung, die durch gewisse Eigentümlichkeiten von den ihr nahestehenden des Gleichnisses, der Metapher, der Allegorie, der Anspielung und anderen Formen der bildlichen Darstellung von Gedankenmaterial (nach Art des Rebus) ausgezeichnet ist. Das Symbol stellt gewissermaßen eine ideale Vereinigung all dieser Ausdrucksmittel dar: es ist ein stellvertretender anschaulicher Ersatzausdruck für etwas Verborgenes, mit dem es sinnfällige Merkmale gemeinsam hat oder durch innere Zusammenhänge assoziativ verbunden ist. Sein Wesen liegt in der Zwei- oder Mehrdeutigkeit, wie es ja selbst auch durch eine Art Verdichtung, ein Zusammenwerfen (*συμβάλλειν*) einzelner charakteristischer Elemente entstanden ist. Seine Tendenz vom Begrifflichen nach dem Anschaulichen stellt es in die Nähe des primitiven Denkens; durch diese Verwandtschaft gehört die Symbolisierung wesentlich dem Unbewusten an, entbehrt aber als Kompromissleistung keineswegs der bewussten Determinanten, die in verschieden starkem Anteil die Symbolbildung und das Symbolverständnis bedingen.

Will man die mannigfach abgestufte Schichten- und Reihenbildung der Symbolbedeutungen und der Symbolerkenntnis verstehen, so muss man sich einer genetischen Betrachtung zuwenden. Man erfährt dabei, dass die Symbolbildung nicht, wie es ihrer Mannigfaltigkeit nach zu erwarten wäre, willkürlich und nach individuellen Verschiedenheiten vor sich geht, sondern dass sie bestimmten Gesetzen folgt und zu typischen über Zeit, Ort, Geschlechts- und Rassenunterschiede, ja über die grossen Sprachgemeinschaften hinwegreichenden allgemein menschlichen Bildungen führt. Über die typische, allgemein menschliche Bedeutung sagt der Ästhetiker Dilthey: „Versteht man unter einem natürlichen Symbol das Bildliche, das in fester gesetzlicher Beziehung zu einem inneren Zustande steht, so zeigt die vergleichende Betrachtung,

dass auf Grund unseres psychophysischen Wesens ein Kreis natürlicher Symbole für Traum und Wahnsinn, wie für Sprache und Dichtung besteht". „Da die wichtigsten Verhältnisse der Wirklichkeit überall verwandt sind, und das Herz des Menschen überall dasselbe, gehen Grundmythen durch die Menschheit. Solche Symbole sind: das Verhältnis des Vaters zu seinen Kindern, die Beziehung der Geschlechter, Kampf, Raub und Sieg."

Die Erforschung der typischen Symbolformen und die Herstellung ihres untergegangenen Verständnisses durch das Zusammenarbeiten verschiedener Hilfswissenschaften (wie Kulturgeschichte, Linguistik, Ethnographie, Mythenforschung u. a.) ist allerdings kaum noch in Angriff genommen. Psychoanalytisch am besten studiert und auch kulturgeschichtlich am ehesten zu belegen ist jene grosse und hochbedeutsame Gruppe von Symbolen, die der Darstellung sexuellen Materials und erotischer Beziehungen dienen, der Sexualsymbole, wie wir kurz zu sagen pflegen. Das Prävalieren der sexuellen Symbolbedeutungen erklärt sich aber nicht nur aus der individuellen Erfahrung, dass kein Trieb in dem Maße der kulturellen Unterdrückung unterworfen und der direkten Befriedigung entzogen ist wie der aus den verschiedensten „perversen" Komponenten zusammengesetzte Sexualtrieb, dessen psychischer Bereich, das Erotische, daher in weitem Umfang der indirekten Darstellung fähig und bedürftig ist. Eine weit grössere Bedeutung für die Genese der Symbolik hat die Tatsache, dass den Geschlechtsorganen und -Funktionen in primitiven Kulturen eine für unsere Begriffe ganz ungeheure Wichtigkeit beigelegt war, von der wir uns durch die Ergebnisse der ethnographischen Forschung und die in Kult und Mythus erhaltenen Reste eine annähernde Vorstellung machen können[1]). Dieser Sexualüberschätzung des primitiven Menschen und ihrer einmal notwendig gewordenen Einschränkung verdanken wir die Grundlagen der Kultur so gut wie wir den weiteren Ausbau der fortgesetzten Sublimierung einzelner unbefriedigbar gewordener und verdrängter Triebkomponenten schulden. Wenn wir beispielsweise heute das Pflügen oder das Feuererzeugen als das einem Träumer vollkommen unbewusste Symbol des Geschlechtsaktes verwendet finden, so lehrt das Studium der Kulturgeschichte, dass diese Verrichtungen ursprünglich tatsächlich den Sexualakt vertreten haben, d. h. mit den gleichen libidinösen Energien, eventuell auch mit den zugehörigen Vorstellungen besetzt waren wie dieser. Ein geradezu klassisches Beispiel dafür bietet die Feuererzeugung in Indien, die dort unter dem Bilde der Begattung vorgestellt wird. Im Rigveda (III 29, 1) heisst es:

---

[1]) Vergl. R. Payne Knight: „Le culte du Priape". Bruxelles 1883 und Dulaure: „Die Zeugung in Glauben, Sitten und Bräuchen der Völker". Verdeutscht und ergänzt von Krauss, Reiskel und Ihm.

„Dies ist das Quirlholz; das Zeugende (das männliche Reibholz) ist zubereitet! Bring die Stammesherrin (das weibliche Reibholz) herbei; den Agni wollen wir quirln nach alter Art. In den beiden Reibhölzern ruht der Wesenkenner (Agni) gleich der Leibesfrucht, die schön hineingesetzt ist in die schwangeren Frauen . . . In sie, die die Beine ausgespreitzt hat, führt als ein Kundiger ein (das männliche Holz)." (Nach L. v. Schröders Übers. in „Mysterium und Mimus im Rigveda", S. 260). Wenn der Inder Feuer entzündet, dann spricht er ein heiliges Gebet, welches auf eine Mythe bezug nimmt. Er ergreift ein Stück Holz mit den Worten[1]: „Du bist des Feuers Geburtsort", legt darauf zwei Grashalme. „Ihr seid die beiden Hoden", darauf ergreift er das unten liegende Holz: „Du bist Urvaci". Darauf salbt er das Holz mit Butter und sagt dabei: „Du bist Kraft", stellt es dann auf das liegende Holz und sagt dazu: „Du bist Pururavas" usw. Er fasst also das liegende Holz mit seiner kleinen Höhlung als die Repräsentation der empfangenden Göttin und das stehende Holz als das Geschlechtsglied des begattenden Gottes auf. Über die Verbreitung dieser Vorstellung sagt der bekannte Ethnologe Leo Frobenius: „Das Feuerquirlen, wie es bei den meisten Völkern zu finden ist, repräsentiert also bei den alten Indern den Geschlechtsakt. Es sei mir erlaubt, gleich darauf hinzuweisen, dass die alten Inder mit dieser Auffassung nicht allein dastehen. Die Südafrikaner haben nämlich dieselbe Anschauung. Das liegende Holz heisst bei ihnen „weibliche Scham", das stehende „das Männliche"[2]. Schinz hat dies seinerzeit für einige Stämme erklärt und seitdem ist die weite Verbreitung dieser Anschauung in Südafrika u. z. bes. bei den im Osten wohnenden Stämmen aufgefunden worden." („Das Zeitalter des Sonnengottes." Berlin 1904, S. 338 f.)

Zwischen den beiden extremen Stadien, der realen Identifizierung (im Gebrauch) und der unbewussten Symbolverwendung (im Traum) liegen andere mehr oder weniger bewusste Symbolbedeutungen, welche in dem Maße, in dem sie unkenntlich wurden, in der Sprache Niederschlag gefunden haben. Noch deutliche Hinweise auf die sexualsymbolische Bedeutung des Feuerzündens finden wir im Feuerraubmythus des Prometheus, dessen sexualsymbolische Grundlage der Mythologe Kuhn (1859) erkannt hat. Wie die Prometheussage bringen auch andere Überlieferungen die Zeugung mit dem himmlischen Feuer, dem Blitz, in Zusammenhang. So äussert O. Gruppe[3] über die Sage

---

[1] Nach Schröder führen schon die ältesten Ritualtexte, die Jajurweden diese Formel an.

[2] Im Hebräischen bedeuten die Ausdrücke für „männlich" und „weiblich" geradezu: der Bohrer und die Gehöhlte.

[3] Griech. Mythol. u. Relig. Gesch. Bd. II (München 1906), S. 1415 ff.

von Semele, aus deren brennendem Leib Dionysos geboren wird, sie sei „wahrscheinlich einer der in Griechenland sehr spärlichen Reste des alten Legendentypus, der sich auf die Entflammung des Opferfeuers bezog", und ihr Name habe „vielleicht ursprünglich die ‚Tafel' oder den ‚Tisch', das untere Reibholz (vergl. Hesych. *σεμέλη τράπεζα)* bezeichnet . . . . In dem weichen Holz des letzteren entzündet sich der Funke, bei dessen Geburt die ‚Mutter' verbrennt". — Noch in der mythisch ausgeschmückten Geburtsgeschichte des Grossen Alexander heisst es, dass seine Mutter Olympias in der Nacht vor der Hochzeit träumte, es umtose sie ein mächtiges Gewitter und der Blitz fahre flammend in ihren Schoss, daraus dann ein wildes Feuer hervorbreche und in weit und weiter zehrenden Flammen verschwinde[1]) (Droysen: Gesch. Alex. d. Gr., S. 69). Hierher gehört ferner die berühmte Fabel vom Zauberer Virgil, der sich an einer spröden Schönen dadurch rächt, dass er alle Feuer der Stadt verlöschen und die Bürger ihr neues Feuer nur am Genitale der nackt zur Schau gestellten Frau entzünden lässt; diesem Gebot der Feuerzündung stehen andere Überlieferungen im Sinne der Prometheussage als Verbot derselben gegenüber, wie das Märchen von Amor und Psyche, das der neugierigen Gattin verbietet, den nächtlichen Liebhaber durch Lichtanzünden zu verscheuchen, oder die Erzählung von Periander, den seine Mutter unter der gleichen Bedingung allnächtlich als unerkannte Geliebte besuchte. Aber auch unsere heutige Sprache hat noch vieles von dieser Symbolik bewahrt: wir sprechen vom „Lebenslicht", vom „Erglühen" in Liebe, vom „Feuerfangen" im Sinne von Verlieben und bezeichnen die Geliebte als „Flamme".

Entsprechend dem unteren Reibholz gilt dann jede Feuerstätte, Altar, Herd, Ofen, Lampe etc., als weibliches Symbol. So diente beispielsweise bei der Satansmesse als Altar das Genitale eines entblösst daliegenden Weibes. Dem griechischen Periander wird nach Herodot (V, 92) von seiner verstorbenen Gattin Melissa eine Weissagung zuteil mit der Bekräftigung, er habe „das Brot in einen kalten Ofen geschoben", was ihm ein sicheres Wahrzeichen war, „da er den Leichnam der Melissa beschlafen". Das Brot ist hier dem Phallus gleichgesetzt; nach den interessanten Arbeiten von Höfler, namentlich über „Gebildbrote", ahmen noch unsere heutigen Wecken- und Strützelgebäcke den Phallus nach (vergl. bes. Zentralblatt f. Anthropol. etc. 1905, S. 78). Aber das im Backofen Erzeugte, das Brot, wird auch mit dem im Mutterleib Erzeugten, dem Kind, verglichen, wie noch der Name „Leib" (erst später in „Laib" unterschieden) und die Form (mit dem Nabel in der Mitte) erkennen lassen. Andererseits umschreibt man die Geburt

[1]) Ähnlich träumt die mit Paris schwangere Hekuba, sie bringe ein brennendes Scheit zur Welt, das die ganze Stadt in Brand setze. (Vergl. dazu den Brand des Tempels von Ephesus in der Geburtsnacht Alexanders).

noch heute in Tirol mit dem Ausdruck: der Ofen ist eingefallen, wie auch Franz Moor in Schillers „Räuber" die einzige brüderliche Beziehung zu Karl darin erblickt, dass sie „aus dem gleichen Ofen geschossen" seien. Aber die sexuelle Bedeutung greift auf alles über, was mit dem ursprünglichen Symbol in Beziehung tritt. Die Esse, durch die der Storch das Kind fallen lässt, wird zum weiblichen, der Schornsteinfeger zum phallischen Symbol, wie man noch an seiner jetzigen Glücksbedeutung erkennt; denn die meisten unserer Glückssymbole waren ursprünglich Fruchtbarkeitssymbole, wie das Hufeisen (Rosstrappe), das Kleeblatt, die Alraune u a. m., und so erscheint das Sexualleben wieder innig mit der Vegetation und dem Ackerbau verbunden.

Für die ursprünglich sexuelle Betonung des Pflügens war, ausser der phallischen Bedeutung fast aller Werkzeuge[1]), die Auffassung der Erde als Ur-Mutter maßgebend (vgl. das schöne Buch von Dieterich „Mutter Erde", 2. Auflage, 1913). Dem Altertum war diese Vorstellung so geläufig, dass sogar Träume, wie beispielsweise der von Julius Cäsar und Hippias berichtete, vom Geschlechtsverkehr mit der Mutter auf die Mutter-Erde und deren Besitzergreifung gedeutet wurden. Auch im Sophokleischen „Ödipus" spricht der Held wiederholt von der „Mutterflur, von wo er selbst entkeimet war." Und noch Shakespeare lässt im „Pericles" den Boult, der die widerspenstige Marina entjungfern soll, das Symbol vom Ackern gebrauchen (IV, 5): „An if she were a thornier piece of ground than she is, she shall be ploughed." Zu bekannt, um hier genannt zu werden, sind die Benennungen menschlicher Zeugungsvorgänge aus dem Bereiche des Ackerbaues (Samen, Befruchtung etc.). Die diesen sprachlichen Beziehungen zugrunde liegende Identifizierung der menschlichen und vegetativen Befruchtung ist offen erkennbar in dem bis in späte Zeit erhaltenen Befruchtungszauber, der darin besteht, dass ein nacktes Paar auf dem Acker den Geschlechtsakt ausübt, gleichsam um den Boden zur Nachahmung aufzumuntern. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass sowohl im Griechischen und Lateinischen wie in den orientalischen Sprachen „pflügen" für gewöhnlich im Sinne von Koitieren gebraucht wird (Kleinpaul, Rätsel d. Sprache S. 136)

[1]) Messer, Hammer, Nagel etc. Der Hammer Thors, mit dem insbesondere der Ehebund geweiht wurde, ist von Cox (Myth. of the Aryan Nations 1870, vol. II, p. 115), Meyer (Germ. Myth. 1891. S. 212) u. a. in seiner phallischen Bedeutung anerkannt und der entsprechende Donnerkeil Indras ist sein Phallos (Schlesinger: Gesch. d. Symbols, 1912. S. 438). Über den Nagel führt Hugo Winckler aus: „Der Nagel ist das Werkzeug der Fruchtbarkeit, der penis; daher dessen Gestalt in den altbabylonischen ‚cones' noch zu erkennen ist, welche den eingeschlagenen clavis der Römer vertreten; vergl. arabisch na'al = koitieren („Arabisch-Semitisch-Orientalisches", Mitt. d. Vorderasiat. Ges. 1901, 4/5). Noch im heutigen Volksleben der Bayern, Schwaben und Schweizer soll der eiserne Nagel als Symbol des Phallus und der Fruchtbarkeit eine Rolle spielen (Arch. f. Kriminalanthrop., Bd. 2). p. 122).

und dass nach Winckelmann (Alte Denkmäler der Kunst) die Ausdrücke „Garten", „Wiese", „Feld" im Griechischen scherzhaft den weiblichen Geschlechtsteil bezeichneten, der im Hohenlied Salomonis der „Weinberg" heisst. Das neurotische Gegenstück zu dieser symbolisierenden Vermenschlichung der Erde findet sich bei den Indianern Nordamerikas, deren Widerstand gegen die Pflugkultur sich nach Ehrenreich daraus erklärt, dass sie sich scheuen, die Haut der Erdenmutter zu verletzen; hier ist die Identifizierung sozusagen zu gut gelungen.

Andere Symbole von scheinbar individueller Bedeutung lassen ihre typische Form und Geltung aus entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhängen erkennen, wie beispielsweise die Symbolisierung des Vaters als Kaiser oder einer anderen mächtigen Autoritätsperson. Auch hier zeigt die Kulturhistorie die ursprünglich reale Bedeutung der später nur noch im Symbol fortlebenden Beziehung darin, dass der Vater in primitiven Verhältnissen seiner „Familie" gegenüber wirklich mit den höchsten Machtvollkommenheiten ausgestattet war und über Leib und Leben der „Untertanen" verfügen konnte. Über den Ursprung des Königtums aus dem Patriarchat in der Familie äussert sich der Sprachforscher Max Müller in folgender Weise: „Als die Familie im Staate aufzugehen begann, da wurde der König inmitten seines Volkes das, was der Gemahl und Vater im Hause gewesen war: der Herr, der starke Schützer [1]). Unter den mannigfachen Bezeichnungen für König und Königin im Sanskrit ist eine einfach: Vater und Mutter. Ganaka im Sanskrit bedeutet Vater von GAN zeugen; es kommt auch als Name eines wohlbekannten Königs im Veda vor. Dies ist das altdeutsche chuning, englisch king. Mutter im Sanskrit ist gani oder ganî, das griechische γυνή, gotisch quinô, slawisch zena, englisch queen. Königin also bedeutet ursprünglich Mutter oder Herrin und wir sehen wiederum, wie die Sprache des Familienlebens allmählich zur politischen Sprache des ältesten arischen Staates erwuchs, wie die Brüderschaft der Familie die φρατρία des Staates wurde." — Auch heute noch ist diese Auffassung des königlichen Herrschers und der göttlichen und geistlichen Oberhoheit als Vater im Sprachgebrauch lebendig. Kleinere Staaten, in denen die Beziehungen des Fürsten zu seinen Untertanen noch engere sind, nennen ihren Herrscher „Landesvater"; selbst für die Völker des mächtigen Russenreiches ist ihr Kaiser das „Väterchen", wie seinerzeit für das gewaltige Hunnenvolk ihr Attila (Diminutiv von got. atta = Vater). Das herrschende Oberhaupt der katholischen Kirche

---

[1]) Vater ist von einer Wurzel PA abgeleitet, welche nicht zeugen, sondern beschützen, unterhalten, ernähren bedeutet. Der Vater als Erzeuger hiess im Sanskrit ganitar (genitor). Max Müller: Essays, II. Bd., Leipzig 1869, deutsche Ausg., S. 2).

wird als Vertreter Gott-Vaters auf Erden von den Gläubigen „heiliger Vater" genannt und führt im Lateinischen den Namen „Papa" (Papst), mit dem auch unsere Kinder noch den Vater bezeichnen.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um das hohe Alter, den reichen Inhalt, den weiten und typischen Geltungsbereich, die kulturgeschichtliche wie individuelle Bedeutung der Symbolik zu kennzeichnen und auf das Fortleben der symbolbildenden Kräfte im Seelenleben des heutigen Kulturmenschen hinzuweisen.

Psychologisch betrachtet bleibt die Symbolbildung ein Regressivphänomen, ein Herabsinken auf eine bestimmte Stufe bildlichen Denkens, das sich beim vollwertigen Kulturmenschen in deutlichster Ausprägung in jenen Ausnahmszuständen findet. in denen die bewusste Realanpassung entweder teilweise eingeschränkt ist, wie in der religiösen und künstlerischen Ekstase, oder gänzlich aufgehoben erscheint, wie im Traum und den Geistesstörungen. Dieser psychologischen Auffassung entspricht die kulturhistorisch nachweisbare ursprüngliche Funktion der der Symbolisierung zugrunde liegenden Identifizierung als eines Mittels zur Realanpassung, das überflüssig wird und zur blossen Bedeutung eines Symbols herabsinkt, sobald diese Anpassungsleistung geglückt ist. So erscheint die Symbolik als der unbewusste Niederschlag überflüssig und unbrauchbar gewordener primitiver Anpassungsmittel an die Realität, gleichsam als eine Rumpelkammer der Kultur, in die der erwachsene Mensch in Zuständen herabgesetzter oder mangelnder Anpassungsfähigkeit gerne flüchtet, um seine alten, längst vergessenen Kinderspielzeuge wieder hervorzuholen. Was spätere Generationen nur noch als Symbol kennen und auffassen, das hatte auf früheren Stufen geistigen Lebens vollen realen Sinn und Wert. Im Laufe der Entwicklung verblasst die ursprüngliche Bedeutung immer mehr oder wandelt sich sogar, wobei allerdings Sprache, Folklore, Witz u. a. oft Reste des ursprünglichen Zusammenhangs in mehr oder weniger deutlicher Bewusstheit bewahrt haben.

Die weitaus umfassendste und bedeutsamste Gruppe primitiver, dem bewussten Denken ziemlich ferngerückter Symbole bilden diejenigen, welche Erscheinungen und Vorgänge der Aussenwelt ursprünglich im Dienste der Anpassung sexualisierten, um in späteren Stadien die diesem ursprünglichen Sinn wieder entfremdeten Anthropomorphismen als „Symbole" des Sexuellen zu verwenden. Ausser diesen scheint es noch andere Formen und Mechanismen der Symbolbildung zu geben, welche umgekehrt den menschlichen Körper, seine organischen Vorgänge und psychischen Zustände durch harmlose oder anschaulich leicht darstellbare Dinge der Aussenwelt symbolisieren. Hierher gehört die Kategorie der somatischen Symbole, am besten bekannt aus den Traumforschungen Scherners, welche Körperteile oder ihre Funktionen bildlich dar-

stellen (z. B. Zahnreihen als Häuserreihen, Urindrang als Überschwemmung etc.), und die Kategorie der (von H. Silberer) sog. funktionalen Symbole, welche endopsychisch wahrgenommene Zustände und Vorgänge des eigenen Seelenlebens (das jeweilige Funktionieren der Psyche) plastisch darstellen (etwa die trübe Gemütsstimmung durch das Bild einer düsteren Landschaft, das Einarbeiten in schwierige Gedankengänge durch das mühselige Aufsteigen auf einem sich immer mehr verengenden Pfad u. Ä.). Diese beiden Arten „introjizierender" Symbolbildung, welche der erstgeschilderten „projizierenden" der materialen Kategorie, die das psychisch Inhaltliche versinnbildlicht, scheinbar gegenüberstehen, sollten vielleicht besser nicht als besondere Arten der Symbolbildung angesehen werden, sondern als bildliche Darstellungsarten körperlicher und psychischer Vorgänge, die bei der eigentlichen Symbolbildung in gewissem Ausmaße regelmäßig mit unterlaufen. So wird z. B. im phallischen Symbol der Schlange neben der Form, Fähigkeit sich aufzurichten, Glätte, Geschmeidigkeit des Phallus besonders dessen Gefährlichkeit und Unheimlichkeit dargestellt, also nicht wesentliche Bestandteile desselben, sondern bestimmte psychische Einstellungen dazu (Angst, Abscheu), von denen andere auch tatsächlich zu anderen Symbolisierungen des männlichen Gliedes führen (z. B. als Vogel etc.), während in manchen wieder gewisse somatische Eigentümlichkeiten und Zustände (Stock = Erektion, Spritze = Ejakulation, leere Ballonhülle = Schlaffheit) Darstellung finden.

Zusammenfassend lassen sich für das eigentliche Symbol im psychoanalytischen Sinne, wie wir es am besten aus der Sprache des Traumes kennen, aber auch in einer Reihe anderer seelischer Produktionen wiederfinden, folgende Charakteristika aufstellen:

Die Stellvertretung für Unbewusstes, die konstante Bedeutung, die Unabhängigkeit von individuellen Bedingungen, die entwicklungsgeschichtliche Grundlage, die sprachlichen Beziehungen, die phylogenetischen Parallelen (in Mythus, Kult, Religion etc.). Das Zutreffen dieser Bedingungen, unter denen wir von einem Symbol sprechen und von denen bald diese, bald jene einwandfrei nachweisbar sind, bietet uns zugleich die Möglichkeit, die aus dem individuellen Seelenleben erkannten Symbolbedeutungen zu verifizieren und eine auf diesem vagen und vieldeutigen Gebiet besonders schätzenswerte Sicherheit. Weitere Unterstützung bei der Symbolerforschung gewährt das reiche im Folklore und Witz niedergelegte Material, das häufig genug auf anderen Gebieten nur unbewusst verwendete, besonders sexuelle Symbole so verwendet, als müssten sie jedem geläufig sein[1]). Eine sehr merkwürdige

[1]) Die gewissen Formen des Witzes nahestehenden abszönen Rätsel sind in ihrer überwiegenden Menge nach Schultz (Rätsel aus dem hellenischen Kultur-

Bestätigung und teilweise Bereicherung erfährt unsere Symbolkenntnis ferner durch das psychoanalytische Studium gewisser Geisteskranker, von denen ein Typus, die sog. Schizo- oder Paraphreniker, die Eigentümlichkeit hat, uns die geheimen Symbolbedeutungen offen zu verraten. Endlich haben wir in allerjüngster Zeit sogar ein experimentelles Verfahren gewonnen, das die Verifizierung bekannter und die Auffindung neuer, zunächst individueller Symbole in einwandfreier Weise gestattet und jeden Zweifel an der Existenz einer sexuellen Traumsymbolik zerstreut[1]). Als solche gleichsam von der Natur angestellte Experimente dürfen auch gewisse Träume betrachtet werden, in denen ein körperliches Bedürfnis sexueller oder anderer Natur sich in bestimmten typischen Symbolen zu befriedigen sucht, ehe der Reiz zum Erwachen und damit zur Feststellung der Symbolbedeutungen führt (Wecktraum). — Als ein nicht zu unterschätzendes, wenn auch nur heuristisches Prinzip der Symbolforschung ist schliesslich der Erfolg derselben anzusehen, der uns gestattet, unverständlichen Äusserungen des Seelenlebens einen guten Sinn und tiefe Bedeutung abzugewinnen. Was diese Art des wissenschaftlichen Beweises auf dem Gebiet der Symboldeutung betrifft, teilen wir voll und ganz die Auffassung des Mythen- und Sprachforschers Wilhelm Müller, die er vor mehr als einem halben Jahrhundert gegen seine Fachgenossen vertreten hat: „Wie wir die Bedeutung unbekannter Worte dadurch ermitteln, dass wir dieselbe zunächst aus dem Zusammenhange einer Stelle erraten und sie für richtig halten, wenn sie an allen Stellen, wo das Wort wiederkehrt, passt, so ist die Erklärung eines Symbols, abgesehen von anderen Stützpunkten, dann für richtig zu halten, wenn dasselbe allenthalben, wo es erscheint, oder doch in einer grossen Anzahl von Fällen, dieselbe Erklärung zulässt und diese in den Zusammenhang des Mythus passt."

Die Kenntnis des eigentlichen unbewussten Sinnes und das Verständnis ist weder bei allen Symbolen gleich, noch bleibt es im Laufe

---

kreise 1912, II. Teil) „ursprünglich keine Rätsel, sondern symbolische, zum Teil sogar dialogisch gestaltete Schilderungen der rituellen Vorgänge der Feuererzeugung und Rauschtrankgewinnung gewesen", die im Verein mit geschlechtlicher Zeugung „im Mittelpunkte altes arisches Rituales standen." — „Wenn sie bei der betreffenden Handlung gesungen wurden, konnte über den Sinn solcher Verse kein Zuhörer im Zweifel sein." „Erst später, als mit der religiösen Übung auch dieses Verständnis verblasste, wurden sie zu ‚Rätseln' und mussten sich an verschiedene überlieferte Lösungen anpassen lassen." (S. 117 f.)

[1]) Der Versuchsperson wird der hypnotische Auftrag erteilt, etwas Bestimmtes, etwa eine sexuelle Situation zu träumen. Sie träumt dieselbe aber nicht in direkter Darstellung, wie dies bei harmlosen Aufträgen der Fall ist, sondern in symbolischer Verkleidung, die vollauf der im gewöhnlichen Traumleben durch Psychoanalyse aufgedeckten entspricht. Vergl. Dr. Karl Schrötter: „Experimentelle Träume" (Zentralbl. f. Psa., II, 1912).

der Entwicklung und des Bedeutungswandels desselben Symbols konstant. Auch ist innerhalb eines durch den ungefähr gleichen Bewusstseinsinhalt zusammengefassten Kulturkreises das Symbolverständnis je nach den Gebieten der Anwendung, der Volksschichte, in der es auftritt, und dem psychischen Zustand des Auffassenden verschieden. Es zeigt sich, dass die Bedingungen des Symbolverständnisses zu den Tendenzen der Symbolbildung in einer gegensätzlichen Korrelation stehen. Indem die symbolische Darstellung in den Dienst unbewusster Strebungen tritt, um das anstössig Gewordene in verkleideter Form ins Bewusstsein zu schmuggeln, muss ihr eine gewisse Unbestimmtheit anhaften, die von der leicht zu durchschauenden Zweideutigkeit (in der Zote und im Witz) bis zur völligen Unverständlichkeit (in Traum und Neurose) abgestuft sein kann. Zwischen diesen beiden extremen Einstellungsmöglichkeiten des Bewusstseins zum Symbol und seinem Verständnis liegt eine Reihe sozusagen vollwertiger Symbolisierungen, wie sie Religion, Mythus und Kunst aufweisen, die einerseits eine verstandesmäßige Darstellung und Auffassung ermöglichen, anderseits aber doch nicht des tiefen unbewussten Sinnes entbehren.

Damit sind wir bei der zweiten der oben aufgeworfenen Fragen angelangt, nämlich bei welchen psychischen Produkten unbewusste oder vom Unbewussten her gelenkte Vorgänge sich mittels der geschilderten Mechanismen besonders deutlich geltend machen.

Wir haben schon einiger Bildungen Erwähnung getan, welche eine Störung der normalen Geistestätigkeit bedeuten und ihre enge Beziehung zum Unbewussten nicht verleugnen können. Es sind dies jene Fälle, wo der unbefriedigende Ausgang des Konflikts zwischen Unbewusstem und Verdrängung, unterstützt von anderen Umständen, eine Erkrankung verschuldet; solche Krankheiten infolge misslungener oder wieder rückgängig gemachter Verdrängung zählen wir zu den Psychosen, wenn sie dauernd das normale Verhältnis zur Realität aufheben; Psychoneurosen nennen wir sie, wenn trotz der teilweisen Rückkehr zur infantilen Einstellung die wesentlichen Züge der kulturellen Persönlichkeit intakt geblieben sind. Ein verwandter Fall ist die Hypnose und Suggestion, denen auch Normale und Gesunde unterliegen. Ein zeitweiliger Verlust der Realitätsfunktion tritt im Schlafe ein und die an ihn geknüpfte Seelentätigkeit, die als Traum vor das Bewusstsein tritt, wird hauptsächlich vom Unbewussten beherrscht. Schliesslich gehören in diese Reihe die Fehlhandlungen, wie Versprechen, Verschreiben, Namen-Vergessen, Vergreifen und dergleichen, die deutlich auf die Einwirkung einer der bewussten Einstellung entgegenwirkenden psychischen Instanz hinweisen.

Alle diese Phänomene haben das Gemeinsame, dass sie die Beziehungen zu den Mitmenschen abzureissen und zu schwächen suchen.

Der isolierende und den Menschen aus Beruf und Familie heraushebende Charakter der Neurosen und Psychosen ist allgemein bekannt. In der Hypnose wird der Hypnotisierte dem Einfluss eines einzigen Menschen unterstellt, so dass er von allen übrigen abgeschnitten erscheint. Im Schlafe ist diese Abschneidung in der denkbar vollständigsten Weise, ohne Ausnahme für irgend eine Person, durchgeführt. Die Fehlhandlungen des Vergessens und ähnliche haben meist das Resultat, dass sie die Mitteilungsfähigkeit, wenn auch in geringfügiger Weise, beeinträchtigen, andere, wie z. B. das Vergreifen, führen oft dazu, die Umgebung zu schädigen.

Es wäre begreiflich, wenn das Unbewusste, das ja im wesentlichen aus der vorsozialen Zeit des Menschen stammt, sich auch vornehmlich in asozialen oder antisozialen Phänomenen, wie es die bisher aufgezählten sind, äusserte. Tatsächlich ist aber das Unbewusste im Seelenleben von solcher Bedeutung, dass ein erheblicher kultureller Fortschritt sich gegen sein Widerstreben kaum hätte durchsetzen lassen. Es war im Gegenteil notwendig, die ausserordentlich intensiven Triebkräfte aus dieser Quelle zur Teilnahme an der sozialen und kulturellen Arbeit zu gewinnen, da ohne die von ihnen gelieferten Energiemengen kein Erfolg erzielbar gewesen wäre.

Die nützlichen, zur Verlängerung des Lebens und Erhöhung der Lebenshaltung dienenden Tätigkeiten waren meist unbequem und mühselig. Liess es sich aber so einrichten, dass dabei die verdrängten Wünsche eine, wenn auch nur symbolische, Befriedigung fanden, dann wurden diese wichtigen Handlungen lustvoll und damit war für ihre Ausübung ein wesentlicher Anreiz gegeben. Zu solcher Lustgewinnung in symbolischer Betätigung, bei der die Phantasie das Beste tun musste, eignen sich unter den versagten Wünschen die sexuellen am besten, da sich bei ihnen das Ziel von der Realität auf die halluzinatorische Befriedigung eher verschieben lässt als bei den „Ichtrieben“, deren reale Befriedigung für die Erhaltung des Individuums notwendig ist und die, wie z. B. der Hunger, keine andere Form derselben dulden können.

Wir haben gesehen, dass das Unbewusste derjenige Teil des Seelenlebens ist, der auf unmittelbare Lustgewinnung eingestellt, sich der Realitätsanpassung nicht fügen will. Soweit also die menschliche Geistestätigkeit sich ausschliesslich der Realität und ihrer Beherrschung zuwenden musste, konnte mit dem Unbewussten nichts angefangen werden. Aber auf allen jenen Gebieten, wo dem Geiste eine Abwendung von der Wirklichkeit gestattet war, wo die Phantasie ihre Flügel regen durfte, war ihm sein Anwendungsgebiet gesichert. Wenn wir deshalb auf älteren Kulturstufen Tätigkeiten, die für uns mit der Phantasie nichts mehr zu tun haben, wie z. B. den Ackerbau oder die Rechtsprechung, mit symbolisch-phantastischen Handlungen durchsetzt finden, so erklärt

sich dies daraus, dass in primitiveren Verhältnissen die Ansprüche des Unbewussten noch stärker ausgeprägt waren als bei uns.

Andere Kulturprodukte, bei denen die Phantasietätigkeit eine wesentliche Rolle spielte, haben ihren Charakter rein zu bewahren gewusst oder sogar die ihnen ehemals zukommende Realitätsfunktion aufgegeben; in diese Gruppe gehören Religion und Kunst, mit allen ihren Vorläufern und Nebenerscheinungen.

Vor uns steht also eine doppelte Reihe: auf der einen Seite die asozialen, auf das Individuum beschränkten und berechneten Äusserungsformen des Unbewussten, vor allem Traum und Neurose, die uns hier nicht weiter beschäftigen, auf der anderen die für Entstehung und Entwicklung des Kulturlebens bedeutsamsten Phänomene, Mythos und Religion, Kunst und Philosophie, Ethik und Recht. Der psychologische Anteil, den die diesen Gebilden zugewandten Geisteswissenschaften notwendig haben müssen, kann daher niemals völlig befriedigend ausfallen, wenn er nicht die Psychologie des Unbewussten miteinschliesst.

II.

Mythen- und Märchenforschung.

Die Berechtigung, Methodik und Ergebnisse der Psychoanalyse für das Verständnis der Entstehung, Wandlung und Bedeutung mythischer Überlieferungen fruchtbar zu machen, lässt sich durch den Hinweis begründen, dass mit derartigen Untersuchungen die Grenzen der eigentlich psychoanalytischen Domäne nicht im mindesten überschritten werden. Abgesehen davon, dass der Mythus seit jeher als deutungsbedürftig galt, ist wohl kaum zu verkennen, dass wir es in den mythischen und märchenhaften Erzählungen der Natur- wie der Kulturvölker, gleichgiltig welchen Sinn und Inhalt sie haben mögen, mit reinen Phantasieprodukten zu tun haben, und diese Feststellung bietet uns die Gewähr für den berechtigten und notwendigen Anteil psychologischer Betrachtung an der Mythenforschung. Gerade in der Durchleuchtung des menschlichen Phantasielebens und seiner Produktionen hat die Psychoanalyse ihre Hauptleistung vollbracht: nämlich in der Aufdeckung der mächtigen unbewussten Triebkräfte, die zur Phantasiebildung drängen, in der Klarlegung der psychischen Mechanismen, die an ihrer Entstehung beteiligt sind, und im Verständnis der vorwiegend symbolischen Ausdrucksformen, die dabei zur Verwendung gelangen.

Die erste Anregung für psychoanalytische Bemühungen um das Verständnis der Mythenbildung und Mythenbedeutuug ging von der Einsicht in die Entstehung und den Sinn der Träume aus, die wir Freud verdanken. Allerdings ist man nicht erst durch die Psychoanalyse auf die Beziehungen zwischen Traum und Mythus aufmerksam geworden; die ausserordentliche Bedeutung des Traumlebens für Dichtung und Mythus war, wie P. Ehrenreich[1]) betont, zu allen Zeiten anerkannt. Nicht nur sollen bei vielen Völkern, nach ihrer eigenen Angabe, Träume die einzige Quelle der Mythenbildung sein, auch namhafte Mythologen

[1]) „Die allgemeine Mythologie und ihre ethnologischen Grundlagen". Leipzig 1910, S. 149 (Mythol. Bibl. IV, 1).

wie Laistner, Mannhardt, Roscher und neuestens auch Wundt haben die Bedeutung des Traumlebens, namentlich des Angsttraumes, für das Verständnis einzelner Mythen- oder wenigstens Motiv-Gruppen eingehend gewürdigt. Und wenn diese Anschauungsweise auch in jüngster Zeit durch die in den Vordergrund gerückte „Naturdeutung“ einigermaßen in Misskredit geraten ist, so bleibt sie darum doch in den Augen einsichtiger Forscher, wie beispielsweise Ehrenreichs, als wertvolle Erkenntnis unbestritten. Man begreift aber die schroffe Gegenüberstellung der rein innerlichen, psychologischen Betrachtungsweise, die vom Traumleben ausgeht, und der Auffassung, welche ausschliesslich die reale Umwelt (Naturvorgänge) zur Grundlage nimmt, wenn man den engen Geltungsbereich einer Erklärungsweise ermisst, welche so ziemlich auf den Typus des Angsttraums beschränkt blieb und auch hiebei an dem unverstandenen Traumerlebnis und -Inhalt haftete.

War aber die Parallelisierung von Traum und Mythus und damit dessen psychologische Betrachtungsweise einmal in ihrer prinzipiellen Berechtigung anerkannt, so musste notwendig einem tieferen Verständnis des Traumlebens auch ein Fortschritt auf dem Gebiet der Mythenforschung entsprechen. Den ersten, zugleich wichtigsten und in vielfacher Hinsicht denkwürdigen Schritt in dieser Richtung erblicken wir in Freuds Deutung der antiken Ödipus-Mythe, die er auf Grund typischer Träume männlicher Individuen vom Tode des Vaters und dem geschlechtlichen Verkehr mit der Mutter als allgemein menschlichen Ausdruck dieser primitiven, in der Vorzeit aktuell gewesenen, seither aber intensiv verdrängten Wunschregungen aufklären konnte. Die Bedeutsamkeit dieser Entdeckung verdient näher gewürdigt und vor Missverständnissen bewahrt zu werden; eine Auseinandersetzung darüber vermag uns ein Stück weit in die Methodik der psychoanalytischen Mythendeutung einzuführen.

Wie man sieht, führt dieser Fortschritt weit über die vorherige bloss äusserliche Parallelisierung hinaus zu den gemeinsamen unbewussten Quellen, aus denen nicht nur die Traumproduktion in gleicher Weise wie die Mythenbildung, sondern alle Phantasieprodukte überhaupt gespeist werden. Die Psychoanalyse hat also nicht nur eine bestimmte Deutung vorzuschlagen, sondern sie begründet zugleich damit die Notwendigkeit der Mythendeutung überhaupt aus dem Anteil, den das Unbewusste an der Mythenbildung hat. Ferner setzt sie an Stelle der flächenhaften Vergleichung eine genetische Betrachtungsweise, welche gestattet, die Mythen als die entstellten Überreste von Wunschphantasien ganzer Nationen, sozusagen als die Säkularträume der jungen Menschheit aufzufassen. Wie der Traum in individueller Hinsicht so repräsentiert der Mythus im phylogenetischen Sinne ein Stück des untergegangenen Kinderseelenlebens und es ist die glänzendste

Bestätigung der psychoanalytischen Betrachtungsweise, dass sie die aus der Individualpsychologie geschöpfte Erfahrung des unbewussten Seelenlebens in den mythischen Überlieferungen der Vorzeit vollinhaltlich wiederfindet. Insbesondere der tragende Konflikt des kindlichen Seelenlebens, das ambivalente Verhältnis zu den Eltern und zur Familie mit all seinen vielseitigen Beziehungen (sexuelle Wissbegierde etc.), hat sich als Hauptmotiv der Mythenbildung und als wesentlicher Inhalt der mythischen Überlieferungen erwiesen. Ja es liesse sich zeigen, dass die Entwicklung der mythischen Vorstellungen in ihrem weiteren Umfang geradezu die kulturelle Einordnung des einzelnen in die Familie und dieser in die Stammesgemeinschaft widerspiegelt.

Es empfiehlt die Freudsche Deutung der Ödipussage ganz besonders, dass sie nichts in das Material hineinträgt und zu seinem Verständnis keiner Hilfsannahmen bedarf, sondern dass sie direkt in den gegebenen Elementen den Sinn der Mythe nachweist. Die einzige Voraussetzung ist das Stück unerschrockenen Forschermutes — wie es übrigens Ödipus selbst repräsentiert [1]) —, das den an der Einsicht in das Traumleben geschulten Psychoanalytiker in den Stand setzt, an die psychische Realität des Erzählten zu glauben. Wir haben damit den wichtigsten Grundsatz der psychoanalytischen Mythenauffassung festgestellt [2]), wenngleich wir uns darüber klar sind, dass die unverhüllte Naivität der griechischen Ödipusfabel, die seine Anwendung ohne weiteres zulässt, nur einen besonders deutlichen Ausnahmefall darstellt; übrigens weichen auch die zu ihrem Verständnis herangezogenen Traumbilder in ihrer Durchsichtigkeit vom regulären Typus der Traumbildung auffällig genug ab. Es ist hier nicht nötig, die von Freud erörterten Gründe hierfür zu wiederholen; für uns steht fest, dass die Mehrzahl der Mythen, wie auch die Mehrzahl unserer nächtlichen Träume, erst nach einer mehr oder weniger komplizierten Deutungsarbeit ihren tieferen Sinn verraten.

Auch dieser Gesichtspunkt ist, wie die Parallelisierung mit dem Traum, keineswegs erst durch die Psychoanalyse nahegelegt worden Die Anschauung, dass die Mythen ausser ihrem manifesten Sinn — der übrigens nicht immer ohne weiteres verständlich ist — noch eine

---

1) Man vergl. in Schopenhauers Schreiben an Goethe (v. 11. Nov. 1815) die Stelle: „Der Muth keine Frage auf dem Herzen zu behalten ist es der den Philosophen macht. Dieser muss dem Ödipus des Sophokles gleichen, der Aufklärung über sein eignes schreckliches Schicksal suchend, rastlos weiter forscht, selbst wenn er schon ahndet, dass sich aus den Antworten das Entsetzlichste für ihn ergeben wird. Aber da tragen die meisten die Jokaste in sich, welche den Ödipus um aller Götter willen bittet, nicht weiter zu forschen: und sie geben ihr nach . . . . ." (Ferenczi, „Imago" I. S. 276 ff.).

2) Es ist dies zugleich ein Fundamentalsatz der psychoanalytischen Betrachtungsweise überhaupt.

andere, geheime Bedeutung haben müssten, dass sie also erst zu deuten seien, ist uralt; vielleicht so alt wie die Mythen selbst, die schon bei ihrem Auftreten, ähnlich wie die Träume, ein befremdendes Unverständnis erweckt haben mochten, sodass man sich entschloss, dem von ihnen Erzählten objektive Realität zuzusprechen, also an sie zu glauben. Es ist nun nach verschiedenen psychoanalytischen Erfahrungen sehr wahrscheinlich, wenn auch nicht unbedingt beweisbar, dass der Prozess, den man auf einer frühen Stufe reicher Entfaltung als Mythenbildung bezeichnet und der sich später in kultische, religiöse, künstlerische, philosophische Bestrebungen sondert, seinen Anfang nahm zu einer Zeit, wo der Mensch den naiven Glauben an die psychische Realität seiner Wünsche und Begierden sich nicht mehr offen einzugestehen wagte, zu einem Zeitpunkt also, den wir in der individuellen Entwicklung als den Beginn der Verdrängungsperiode kennen.

Mit dieser Einsicht ist ein zweites wichtiges Prinzip psychoanalytischer Mythenforschung gegeben. Ist der Mythus, wie wir es vom Traum und anderen psychischen Leistungen wissen, ein Produkt mächtiger nach Ausdruck ringender seelischer Strebungen und gleichzeitig auch der Gegenregungen, die sie an der vollständigen Durchsetzung hindern, so muss sich in seinem Inhalt die Wirkung dieser Tendenz äussern, und eine psychologische Deutung wird in der Rückgängigmachung dieser Entstellungen ihre Aufgabe zu sehen haben. Allerdings muss ihr dabei immer Ziel und Absicht ihrer Forschung bewusst bleiben: durch Aufzeigung der ursprünglich an der Mythenbildung beteiligten unbewussten Triebkräfte den geheimen psychologischen Sinn des Mythus zu ergründen, womit keineswegs auch die älteste Form der mythischen Erzählung oder die ursprüngliche bewusste Bedeutung derselben rekonstruiert ist, deren Herstellung die Mythologie als ihre Aufgabe betrachtet. Wenngleich nun nicht zu leugnen ist, dass in manchen Fällen die ursprünglichere Überlieferung dem unbewussten Sinn näher steht, da mit dem Fortschreiten der Verdrängung immer weiter gehende Entstellungen verbunden sind, so darf doch nicht an das Prinzip von der allmählichen Wiederkehr des ursprünglich Verdrängten vergessen werden, das uns gestattet, oft noch in hochkomplizierten und späten Gestaltungen, wie beispielsweise in den Märchen, weniger verhüllte Stücke des unbewussten Sinnes zu entdecken. So weit wird auch die Psychoanalyse der vergleichenden Mythen- und Märchenforschung nicht entraten können; allerdings nicht zu dem Endzweck die ursprüngliche Gestaltung des Mythus zu eruieren, vielmehr in der Absicht den unbewussten Sinn zu erschliessen, der vermutlich auch in der ursprünglichsten Form nicht voll kenntlich gewesen sein wird. Denn das Bedürfnis nach Gestaltung und Erzählung von Mythen kann erst mit dem Verzicht auf gewisse reale Lustquellen und der Nötigung zu ihrem kompensatorischen Ersatz in der Phantasiebefriedigung

eingesetzt haben. Dieser reale Verzicht scheint das phylogenetische Gegenstück unserer psychischen Verdrängung zu sein und nötigt die Wunschphantasie zu ähnlichen, wenn auch noch nicht so raffinierten Entstellungen wie diese. Natürlich besteht auch bei der psychologischen Reduktion der entstellten mythischen Überlieferung auf die unbewussten Triebkräfte der zuerst aufgezeigte Grundsatz zu Recht, denn es wird hier die gleiche Anerkennung der erschlossenen Deutung als einer psychischen Realität erfordert, die bei den der Ödipus-Sage nahestehenden Formen bloss den offenkundigen Inhalt als eigentlichen Sinn zu sanktionieren hatte. Die Psychoanalyse rekonstruiert also die ehemals bewusst geduldete, dann verbotene und nur in Gestalt des Mythus wieder entstellt zum Bewusstsein zugelassene Wunschdurchsetzung, deren Aufgeben den Anstoss zur Mythenbildung bot. Sie ist sich dabei klar, letzten Grundes nichts anderes zu treiben als Psychologie, Analyse des Phantasielebens, das sich ebensowohl in anderen Formen manifestiert. Aber die dem Mythus eigentümliche, vielleicht für ihn charakteristische Beziehung psychischer Inhalte und Vorgänge auf Naturphänomene gehört selbst zum Teil schon vormythischen Perioden der „animistischen Weltanschauung“ an, deren Berücksichtigung uns wieder nur zu einem psychologischen Ausgangspunkt der Mythenbildung und Mythenforschung zurückführt. Mag es die Mythologie heutigen Tages immerhin als ihre Aufgabe betrachten, die zunächst in rein menschlicher Einkleidung überlieferten mythischen Erzählungen (und der „Mythos“ ist nichts anderes als „Erzählung“) auf die Darstellung von Naturvorgängen „zurückzuführen“, wie man etwa das prächtig sinnliche Hohelied Salomonis als Gespräch zwischen Christus und der Kirche „gedeutet“ hat, Aufgabe des Psychologen wird gerade das Umgekehrte bleiben: die menschlich eingekleideten Phantasieprodukte, auch dort wo sie direkt auf andere Vorgänge übertragen scheinen, aus ihren psychologischen Quellen abzuleiten und zu verstehen. Dies geschieht vermöge Kenntnis der Verdrängungs- und Ersatzbildungsvorgänge und der dabei verwendeten psychischen Mechanismen, wie sie uns aus dem psychoanalytischen Studium des menschlichen Phantasielebens bekannt geworden sind.

Entschliesst man sich in der angedeuteten Weise, diese dynamischen Faktoren als wesentlich für die Mythenbildung zu berücksichtigen, so versteht man nicht nur das frühzeitig auftretende Bedürfnis nach einer Deutung des entstellten und unverständlichen mythischen Produkts, sondern auch die Wege, auf denen man diese zunächst suchen musste. Wird der Mythus konstituiert als Ersetzung abgeleugneter psychischer Realitäten und ihre rechtfertigende Projektion auf übermenschliche Götter und Heroen, denen das dem Menschen anstössig Gewordene noch erlaubt sein darf, so wird das Deutungsbedürfnis, das quasi noch zum Mythus

dazugehört, notwendiger Weise diese Abwehr zu unterstützen und zu verstärken suchen. Die Deutung wird sich also nicht den zugrunde liegenden psychischen Realitäten, sondern im Gegenteil den Phänomenen der Aussenwelt zuwenden, die eine Beziehung auf das nur teilweise verstandene und vom Bewusstsein abgelehnte Phantasieprodukt gestatten. Dass sich besonders überragende Helden und aussergewöhnliche Menschen dazu eignen, die der allgemeinen Verdrängung unterliegenden Regungen gewissermaßen kollektivisch auf sich zu nehmen und als übermenschliche Heroentaten durchzusetzen, ist ja naheliegend und wird durch die Träger der mythischen Erzählungen sowie die ihnen zugeschriebenen Taten hinlänglich bewiesen. Minder einleuchtend scheint die Beziehung menschlich gefasster Mythen und Märchen zu den Naturvorgängen und Himmelskörpern, wie sie die naturmythologische Deutungsweise behauptet. Doch braucht man sich als psychologische Berechtigung für diese Auffassung nur gegenwärtig zu halten, dass der phantasiebegabte Mensch der Vorzeit auch den unbeseelten Naturerscheinungen, denen er mit bewunderndem Unverständnis gegenüberstand, je nach ihrer Eignung gewisse eigene Affekte beilegte und sie so mit seinem psychischen Leben verwob. Der Naturvorgang an sich wurde ihm allerdings nicht zum Motiv, sondern bot ihm nur Material für die Phantasiebildung, ähnlich wie der Träumer äussere Reize oft geschickt in sein Traumbild verwebt. Man darf die Bedeutung der Naturphänomene für die Mythenbildung vielleicht ähnlich einschätzen wie die Psychoanalyse das aktuelle Tagesmaterial für die aus unbewussten Motiven erfolgende Traumbildung wertet. Es ist wahrscheinlich, dass dem mythenbildenden Menschen die Projektion der versagten Befriedigungen auf vergöttlichte Heroen und vermenschlichte Götter nicht genügte, sondern dass er auch in anthropomorpher Weise die den göttlichen Willen repräsentierenden Naturvorgänge in die Mythenbildung einbezog. Der Umstand, dass die fertigen Mythen diesen Anteil bis zu einem gewissen verschieden deutlichen Grade erkennen lassen, scheint dafür zu sprechen, dass schon bei ihrer Gestaltung die vermenschlichte Auffassung der Naturvorgänge mitbestimmend war. Anscheinend in der Weise, dass die bereits früher im Dienste der Selbsterhaltung (Furcht) und auf dem Wege der Selbstdarstellung (Projektion des Ich auf die Umwelt) personifizierten Phänomene zur Zeit, da der Mensch nach äusseren Darstellungsobjekten für seine verdrängten Regungen suchte, als ein Material zur Mythenbildung verwendet wurden, während die Triebkraft für beide Prozesse aus dem unbewussten Affektleben stammt. Dieser Auffassung entspricht die Tatsache, dass die in ihrer Berechtigung — namentlich für die festen mythischen Kalenderzahlen — nicht zu bestreitende naturmythologische Deutung immer nur rein deskriptiv zu zeigen vermag, welche Naturvorgänge bestimmten mythischen Motiven entsprechen können, aber nicht zum dynamischen Verständnis

der psychischen Prozesse leitet, die zur anthropomorphischen Apperzeption äusserer Vorgänge überhaupt und weiterhin zu ihrer Ausgestaltung in Form menschlicher Erzählungen führen. Wenn dem gegenüber extreme Vertreter der Naturdeutungsmethode in starrer Weise daran festhalten, dass mit der Aufzeigung atmosphärischer, lunarer, astraler und ähnlicher Elemente des Mythus, die mitunter nur auf dem Wege gekünstelter und allegorischer Spielereien herausgelesen werden können, dessen „Deutung" voll gegeben sei, so erwacht jenseits dieser Feststellungen für den Psychologen ein erneutes Interesse. Er gewinnt den Eindruck, als befänden sich die Forscher, welche sich einer ausschliesslich naturmythologischen Deutungsweise — gleichviel in welchem Sinne — bedienen, bei ihrem Bemühen, den Sinn der mythischen Erzählungen zu ergründen, in einer den primitiven Mythenschöpfern ähnlichen Einstellung, indem sie sich bestrebten, gewisse anstössige Motive durch Beziehung auf die Natur, durch Projektion in die Aussenwelt ihrer Anstössigkeit zu entkleiden und so die der Mythenbildung zugrunde liegende psychische Realität durch Unterlegung einer objektiven Realität zu verleugnen. Diese Abwehrtendenz ist wahrscheinlich eines der Hauptmotive für die mythische Projektion anstössiger Gedanken auf kosmische Vorgänge gewesen und ihre Reaktivierungsmöglichkeit im Dienste der Mythenerklärung wird von den Begründern der naturmythologischen Deutungsweise ganz naiv als besonderer Vorteil ihres Verfahrens geschätzt. So gesteht Max Müller[1]), dass „durch dieses Verfahren nicht bloss bedeutungslose Sagen eine eigene Bedeutung und Schönheit erhielten, sondern dass man dadurch einige der empörendsten Züge der klassischen Mythologie beseitige und ihren wahren Sinn ausfindig mache." – Diesem naiven Eingeständnis gegenüber erinnert man sich gerne der scharfen Worte des Arnobius, der allerdings als Anhänger des Frühchristentums ein persönliches Interesse daran hatte, die heidnischen Götter so roh als möglich erscheinen zu lassen, und der darum die allegorisierenden Mythendeutungen seiner Zeitgenossen (etwa 300 n. Chr.) mit folgenden Worten zurückweist: „Inwiefern seid ihr denn wohl sicher, dass ihr in der Erklärung und Auslegung denselben Sinn wahrnehmt und darlegt, den jene Historiker selbst in ihren verborgenen Gedanken hatten, den sie aber nicht mit dem eigentlichen Ausdrucke, sondern in anderen Worten dargestellt haben? Es kann doch ein zweiter eine andere scharfsinnigere und wahrscheinlichere Auslegung ersinnen .... Da dem so ist, wie könnt ihr etwas Gewisses von vieldeutigen Dingen herleiten und eine bestimmte Erklärung dem Worte geben, das ihr durch zahllose Arten der Auslegung durchgeführt findet? .... wie wollt ihr denn wissen, welcher Teil der Erzählung

[1]) Essays (Bd. II. d. deutsch. Übersetzung. Leipzig 1869, S. 143). Ähnlich Cox: Mythology of the Aryan Nations, vol I.

in gewöhnlicher Darstellung abgefasst, was dagegen in ihr durch zweideutige und fremdartige Ausdrücke verhüllt ist. wo die Sache selbst kein Merkmal enthält, welches die Unterscheidung an die Hand gibt? Entweder muss alles in allegorischer Weise abgefasst sein, und von uns so erklärt werden oder nichts . . . . . Vordem war es üblich, allegorischen Reden den ehrbarsten Sinn zu geben, schmutzige und hässlich lautende Dinge mit dem Schmuck anständiger Benennung zu verhüllen; jetzt sollen sittsame Dinge zotig und garstig eingehüllt werden!" — Diese vor vielen Jahrhunderten niedergeschriebenen Worte gelten unverändert gewissen Ausschreitungen moderner Naturmythologen, die — wie beispielsweise Siecke — das mythische Motiv der Kastration als Darstellung der Mondabnahme, das des Inzests als eine bestimmte Konstellation des Mondes zur Sonne erklären. Der Psychoanalytiker, der die Überdeterminierung aller seelischen Erscheinungen kennt, ist sich von vornherein klar über den Anteil, den eine Reihe bewusster Faktoren des Seelenlebens an der Mythenbildung notwendigerweise haben muss, und leugnet durchaus nicht die Bedeutung naiver Naturauffassung für die Gestaltung der Mythen. Wie wenig die Berücksichtigung der unbewussten Triebkräfte eine Beachtung der Naturelemente ausschliesst, zeigt am besten die Tatsache, dass die modernen Mythologen, die sich der vergleichenden Forschung bedienen, in den wesentlichen Punkten der Mythenauffassung mit den Ergebnissen der psychoanalytischen Forschung übereinstimmen. So gesteht Goldziher[1]), wenngleich in naturmythologisch befangener Naivität, dass „Elternmorde oder Kindestötungen, Brudermorde und Geschwisterkämpfe, geschlechtliche Liebe und Vereinigung zwischen Kindern und Eltern, zwischen dem Bruder und der Schwester die Hauptmotive des Mythos ausmachen"; und Stucken, Jeremias u. a. bezeichnen direkt Inzest und Kastration als „Motiv der Urzeit", das sich allenthalben in der Mythologie finde. Während aber die Psychoanalyse diese Regungen, deren Bedeutung sie aus dem infantilen Aktualleben wie aus dem unbewussten Seelenleben des Erwachsenen würdigen gelernt hat, als psychische Realität anzuerkennen vermag, bleibt die Naturdeutung bei der ablehnenden Projektion dieser Regungen an den Himmel stehen. Dem gegenüber haben einsichtige Forscher die sekundäre Rolle der Naturbedeutung[2]) betont, und ein

1) „Der Mythos bei den Hebräern". Leipzig 1876, S. 107.

2) In diesem Sinne sagt Stucken (Mose S. 432): „Der von den Vorfahren überkommene Mythus wurde auf Naturvorgänge übertragen und naturalistisch gedeutet, nicht umgekehrt." — „Die Naturdeutung selbst ist ein Motiv" (S. 633 Anmkg.). Ähnlich äussert sich Meyer (Gesch. d. Altert. V. Bd., S. 48): „In zahlreichen Fällen ist die in den Mythen gesuchte Natursymbolik nur scheinbar vorhanden oder sekundär in sie hineingetragen, wie sehr vielfach in den vedischen und in den ägyptischen Mythen, sie ist ein primitiver Deutungsversuch so gut wie die bei den Griechen seit dem 5. Jahrhundert aufkommenden Mythendeutungen".

psychologisch orientierter Mythologe wie Wundt lehnt den von manchen Mythologen festgehaltenen Standpunkt eines himmlischen Ursprungs der Mythen als eine psychologisch unvollziehbare Vorstellung ab[1]), indem er den Helden als Projektion menschlicher Wünsche und Hoffnungen auffasst.

Aufgabe der psychoanalytischen Mythenforschung ist es, den durch Beziehung auf Naturvorgänge und anderweitige Entstellungen unkenntlich gewordenen unbewussten Sinn der dem Mythus zugrunde liegenden Phantasien aufzudecken. Das geschieht vermöge unserer Einsicht in den Inhalt und die Mechanismen des unbewussten Seelenlebens, das wir am Traum besonders deutlich studieren, aber auch in andern Äusserungen (wie Religion, Kunstwerk, Witz etc.) nachweisen können. Wir treten damit ausdrücklich dem Missverständnis entgegen, welches uns die Auffassung der älteren „Traumtheorie" zuschreibt, die gewisse mythische Motive direkt aus dem Traumerlebnis hervorgehen liess. Wir haben vielmehr Traum und Mythus als parallele Produktionen der gleichen seelischen Kräfte erkannt, welche auch andere Schöpfungen der Phantasie hervorbringen. Gleichzeitig sei betont, dass Traum und Mythus für uns keineswegs identisch sind. Schon der Umstand, dass der Traum von vorneherein nicht für das Verständnis bestimmt ist, während der Mythus zur Allgemeinheit spricht, schliesst eine derartige Identifizierung aus. Aber gerade die Bedingung der Verständlichkeit legt es nahe, den Unterschied zwischen dem poetischen Aufbau eines Märchens und der anscheinenden Absurdität eines Traumbildes aus dem besonders intensiven Anteil jener seelischen Kräfte zu verstehen, denen Freud die „sekundäre Bearbeitung" des Trauminhalts durch die bewusste psychische Instanz zuschreibt. Damit rücken die Mythen, ohne sich allzu sehr vom innern Aufbau des Traumes zu entfernen, in die Nähe besser bekannter psychischer Bildungen, die gleichsam — wie schon ihr Name andeutet — eine Mittelstellung zwischen dem Traum und jener Bewusstseinsinstanz einnehmen: nämlich in die Nähe der Tagträume. Die ehrgeizigen und erotischen Phantasien der Knaben- und Pubertätsjahre kehren in der Mythenbildung als Inhalt einer Reihe gleichlautender, vielfach voneinander unabhängiger Erzählungen wieder. So ist uns beispielsweise die Mythe von der Aussetzung des neugeborenen Helden im Körbchen und Wasser, seine Errettung und Pflege durch arme Leute und sein endlicher Sieg über die Verfolger (meist den Vater) als ehrgeizige, von erotischen Wünschen unterfütterte Phantasie der Knabenzeit bekannt, die dann im „Familienroman" der Neurotiker wiederkehrt und sich in mancher Beziehung mit den pathologischen Verfolgungs- und Grössenideen gewisser Geisteskranker deckt. Wenn wir dabei die Aussetzung in Körbchen und Wasser auf Grund unserer Symbolkenntnis als Darstellung der Geburt deuten können, so gibt uns das dadurch ermöglichte

[1]) „Völkerpsychologie". II. Bd. 3. Teil. 1909, S. 282.

Verständnis der Sage zugleich den Schlüssel zur Eröffnung ihrer geheimen Triebkraft und Tendenz in die Hand. Dabei zeigt sich, dass die Symbolisierung im allgemeinen dazu dient, die unter dem Druck der Verdrängung stehenden Wunschregungen in verhüllter Darstellung durchzusetzen, die dem Bewusstsein nicht mehr anstössig sein kann und doch den aus dem Unbewussten zur Äusserung drängenden Affekten eine fast gleichwertige Ersatzbefriedigung gewährt. Dies ist übrigens die allgemeinste Formulierung, unter die sich die Mechanismen der unbewussten Phantasiebildung, also auch die der Mythenschöpfung einordnen lassen. Sie dienen, allgemein gesprochen, der Festhaltung und entstellten Durchsetzung des psychisch Lustvollen, das zum Verzicht bestimmt ist, anderseits der wunschgemäß eingekleideten Anerkennung, d. h. eigentlich der Ableugnung des Unlustvollen, Peinlichen, das dem Menschen von der Realität aufgezwungen wird. Der Erfolg dieser beiden Bestrebungen, die ja Grundtendenzen der Psyche repräsentieren, lässt sich unter den Gesichtspunkt der Wunscherfüllung zusammenfassen, die sich zur Kompensation der versagten Befriedigung oder zur Umgehung eines aufgenötigten Verzichts in immer neuen raffinierteren Verkleidungen dieser Mechanismen bedient, die wir im einzelnen kurz darstellen wollen.

Der auch aus dem Traumleben bekannte Mechanismus der Spaltung einer Persönlichkeit in mehrere, ihre Eigenschaften repräsentierende Gestalten kehrt z. B. in der Form des Heldenmythus wieder, wo der aufrührerische Sohn die dem Vater geltenden feindseligen Regungen etwa an einem Tyrannen befriedigt, der die gehasste Seite der „Vaterimago" repräsentiert, während den kulturellen Anforderungen der Pietät durch gesonderte Anerkennung einer geliebten, verehrten, ja sogar verteidigten oder gerächten Vaterimago Rechnung getragen wird. Dieser Spaltung der mythischen Gestalten entsprechen offenbar im Helden selbst, von dessen Standpunkt der Mythus gebildet scheint, ähnliche „ambivalente" Einstellungen den betreffenden Personen gegenüber, so dass sich in letzter psychologischer Auflösung dieser Mechanismus auf eine, wie wir sagen könnten, „paranoide" Auseinanderlegung des im Psychischen Verbundenen und seine Projektion auf die mythischen Gestalten reduziert. Eine ganze Reihe komplizierter und mit einem reichlichen Personenaufgebot ausgestatteter Mythen lässt sich so auf das Familiendreieck von Eltern und Kind zurückführen und in letzter Linie als eine in rechtfertigender Weise verhüllte Darstellung der egozentrischen kindlichen Einstellung selbst erkennen.

Von der Spaltung, die ein, wie es scheint, unmittelbar im Wesen der mythenbildenden Phantasietätigkeit begründetes Darstellungsmittel ist, empfiehlt es sich, den ähnlichen Mechanismus der Doublettierung ganzer mythischer Gestalten (nicht bloss einzelner von ihnen abgespaltener

Regungen) zu unterscheiden, der einzelnen modernen Mythologen (Winckler, Stucken, Hüsing u. a.) bereits bekannt ist und sich durch die ganze Mythen- und Märchengeschichte verfolgen lässt. Auch hier gewährt uns erst die psychoanalytische Vertiefung in das Sagengefüge Einblick in die Tendenz dieses Mechanismus als eines Mittels zur Wunschdurchsetzung und Triebbefriedigung, die auch in der Realität niemals am ursprünglichen Wunschobjekt stattfinden kann, sondern erst nach entsprechenden Ersetzungen im Sinne einer Reihenbildung. Wie manche Träume in einer Reihe aufeinanderfolgender Situationen immer das gleiche Wunschmotiv in verschiedener Einkleidung und Entstellung möglichst adäquat zu erfüllen suchen, so wiederholt auch der Mythus ein- und dieselbe psychische Konstellation solange, bis sie gewissermaßen in allen ihren Wunschtendenzen erschöpft ist. Der Fall der Doublettierung liegt beispielsweise vor in einer Reihe von Überlieferungen, welche den verpönten Inzest mit Mutter, Tochter oder Schwester durch Doublettierung des männlichen oder weiblichen Partners annehmbar zu machen wissen. Beispiele für Doublettierung des männlichen Partners bieten die zahlreichen Märchen und Sagen, in denen ein König zunächst im vollen Bewusstsein seiner Sünde die eigene Tochter heiraten will, die sich ihm aber durch die Flucht entzieht und nach mannigfachen Abenteuern einen König heiratet, in dem man leicht eine Doublette des ursprünglich abgewiesenen Vaters wiedererkennt. Ein klassisches Beispiel von Doublettierung des weiblichen Partners zum Zwecke der Inzestdurchsetzung stellt die Lohengrinsage dar, in deren erstem Teil der Sohn die geliebte Mutter aus der Gewalt des grausamen Vaters errettet, die anschliessende Heirat mit der Geretteten aber erst in einem zweiten Teil vollzogen wird, nachdem die ganze Rettungsepisode sich nochmals mit einer fremden Dame, einer Mutterdoublette, abgespielt hat.

Diese und viele ähnliche Beispiele zeigen, dass die Doublettierung, manchmal auch Vervielfältigung einzelner mythischer Figuren in der Regel mit der Verdoppelung oder Vervielfachung ganzer Sagen-Episoden einhergeht, die man erst wieder zur Deckung, man möchte sagen zur Verdichtung zu bringen hat, die ihnen im unbewussten Phantasieleben ursprünglich zukam. Mit der Spaltung, Doublettierung, symbolischen Einkleidung und Projektion dieser psychischen Elemente ist also der anstössige, etwa inzestuöse Inhalt der Erzählung im Sinne der Verdrängungstendenz verwischt, zugleich aber wird in der verhüllten Form die ursprüngliche Befriedigungstendenz festgehalten.

Bei diesen im Laufe des Verdrängungsfortschritts immer mehr komplizierten Prozessen tritt auch eine allmähliche Verschiebung des affektiven Akzents vom ursprünglich Bedeutsamen auf Nebensächliches, bis zur völligen Umkehrung des Affekts oder Vorstellungsinhalts, wie wir sie von der Traumbildung kennen, ein.

Dies ist eine notwendige Folge der an den Verdrängungsfortschritt geknüpften Unverständlichkeit der Mythen, denen doch immer noch irgend eine bewusste, wenn auch missverständliche, Bedeutung untergelegt werden musste.

Die angeführten psychischen Entstellungsmotive und -Mechanismen geben dem Mythologen wie dem Forscher, der sich auf mythologisches Material zu stützen gewohnt ist, beherzigenswerte Winke, dass bei Verwertung dieses Materials noch mehr Vorsicht geboten ist, als die vergleichende Mythenforschung bereits mit Recht fordert, und dass noch andere, einflussreichere und schwerer zu durchschauende Faktoren Berücksichtigung verlangen, als die historische Grundlage und die äusseren Schicksale der mythischen Überlieferung. Wie der gewissenhafte Forscher heute kein mythisches Gut mehr verwertet, ohne den Gesichtspunkten der vergleichenden Forschung Rechnung zu tragen, so wird es zu einer Forderung der wissenschaftlichen Sicherheit gehören, keinen Mythus, der nicht auch psychologisch als gedeutet gelten kann, zum Zwecke einer einwandfreien Beweisführung zu verwenden.

Die Mythen sind aber nicht nur durch Auflösung der verhüllenden Symbolik und der Gegensatzdarstellung, durch Aufhebung der Spaltung und Doublettierung, durch Zurückführung der Auseinanderlegung und Projektion auf die egozentrische und dem Bewusstsein anstössige Einstellung des Unbewussten psychologisch zu verstehen. Es ist dabei noch ein anderer Faktor zu berücksichtigen, der — abgesehen von der besprochenen Auseinanderzerrung der Mythen in der Längen- und Breitendimension — auch eine Schichtung in der Tiefendimension bewirkt, die dem Mythus in noch viel höherem Grade als beispielsweise dem Traum zu eigen ist. Der Mythus ist ja kein individuelles Produkt wie der Traum, aber auch kein sozusagen feststehendes wie das Kunstwerk. Vielmehr ist die Mythenbildung stets im Fluss, niemals vollendet, und wird von den aufeinanderfolgenden Generationen ihren religiösen, kulturellen, ethischen Ansprüchen, das heisst aber psychologisch gesprochen dem jeweiligen Verdrängungsstadium, angepasst. Diese Generationsschichtung lässt sich in weitgehendem Maße noch in gewissen formalen Eigentümlichkeiten der Mythenbildung erkennen, indem besonders anstössige Greuel, die ursprünglich dem Träger der mythischen Begebenheiten allein zugeschrieben waren, allmählich in verschieden abgeschwächter Form innerhalb derselben Erzählung auf seine Vor- und Nachfahren verteilt oder in gesonderten Versionen des Mythus dargestellt werden.

Als Urheber, Fortpflanzer und Ausschmücker der sogenannten Volksproduktionen müssen wir uns begabte Einzelindividuen denken, an denen sich der Verdrängungsfortschritt besonders deutlich und wohl auch früher manifestiert. Die Erzählung geht dabei im Laufe ihrer Aus-

gestaltung anscheinend durch eine Reihe ähnlich eingestellter Individualpsychen hindurch, von denen jede in der gleichen Richtung an der Hervorhebung der allgemein menschlichen Motive und der Abschleifung manches störenden Beiwerks oft generationenlang arbeitet. Auf diesem Wege kann es in langen Zeiträumen und unter geänderten Kulturbedingungen möglich werden, dass späte und in ihrer ganzen Anlage der Kulturhöhe angepasste Fassungen doch in einzelnen Punkten dem unbewussten Sinn der Erzählung näherkommen. Wie anderseits die ursprünglich mit realer Glaubwürdigkeit ausgestatteten religiösen Mythen in aufgeklärten Zeitaltern den Anspruch auf ernste Beachtung allmählich einbüssen und schliesslich ganz verlieren, zeigt ja die Geschichte der griechischen, vedischen und eddischen Überlieferungen deutlich genug. Mit der realen Entwertung des Mythus muss aber, da seine psychische Realität auf höherer Kulturstufe noch weniger anerkannt werden kann, auch eine psychologische Entwertung einhergehen: er wird aus dem Gebiet der sozial wertvollen Funktion in das Reich der Fabel verwiesen, und da sich, wie bereits angedeutet wurde, auch der Anteil des unbewussten Phantasielebens allmählich wieder deutlicher durchsetzt, so kann der Mythus, der sich ebensowenig aus der Welt schaffen lässt wie die mythenbildenden Faktoren aus dem Seelenleben, auf einer gewissen Kulturstufe als Märchen wiedererscheinen und wird von besonders entwickelten Kulturvölkern mit herablassender Überlegenheit in die Kinderstube verwiesen, wohin es ja auch in einem tieferen Sinne, als ein Rückschlagsprodukt, gehört und wo es eigentlich nur noch richtig verstanden werden kann. Es verhält sich damit ähnlich wie mit den primitiven Waffen, z. B. Bogen und Pfeilen, die, vom Kulturmenschen durch zweckentsprechendere ersetzt, in der Kinderstube als Spielzeug fortleben. Ebensowenig wie diese Waffen ist aber das Märchen, wie die wissenschaftliche Forschung längst fest gestellt hat, für Kinder geschaffen, denen es übrigens bei einer Reihe von Völkern bis zum heutigen Tage vorenthalten wird; es dürfte vielmehr eine „herabgesunkene“ Form des Mythus darstellen, wie die vergleichende Forschung vermuten lässt. Psychologisch betrachtet ist es die letzte Form, in der das mythische Produkt dem Bewusstsein des erwachsenen Kulturmenschen noch erträglich ist. Dem phantasiebegabten und von primitiven Affekten erfüllten Kinde tritt aber auch das Märchen als objektive Realität entgegen, weil es der Zeit noch nahesteht, in der es an die psychische Realität seiner ähnlichen eigenen Regungen glauben musste. Die Erwachsenen dagegen wissen schon, dass es „nur ein Märchen“ ist, das heisst, ein Phantasieprodukt. Führt uns so das Märchen selbst zu einem psychologischen Ausgangspunkt der Mythenforschung zurück, so verrät es uns zugleich den menschlichen Ausgangspunkt der Mythenbildung, indem es die Götter und Heroen auf irdisches Maß reduziert und ihre vermenschlichten

Schicksale im Rahmen der Familie sich abspielen lässt. Mit dieser vollen Ausgestaltung der bereits dem Mythus zu Grunde liegenden rein menschlichen Züge hat das Märchen der psychologischen Auffassung und Deutung selbst vorgearbeitet und wird daher bei der Analyse des Mythus als wertvolles Hilfsmittel willkommen sein, welches nicht nur das mythische Material ergänzt, sondern oft eine Bestätigung der daraus gezogenen Schlüsse gestattet. Der einfache Mythus liefert das Material in noch relativ rohem Zustand, weil er es auf übermenschliche Verhältnisse beziehen kann; das komplizierte Märchen reduziert es auf menschliche Dimensionen, aber in vielfach verhüllter, zum Teil ethisch gemilderter Weise. Beide Formen ergänzend zusammengehalten ergeben ein volles Verständnis im Sinne der psychoanalytischen Auffassung, die das für unser Empfinden anstössige Motiv als allgemein menschliche Regung beim Primitiven und im unbewussten Seelenleben des erwachsenen Kulturmenschen aufzeigt und in seiner psychischen Realität anerkennt.

* * *

Um die Anwendung der methodisch dargelegten Grundsätze zu erläutern, greifen wir als Beispiel eine weitverbreitete Gruppe von Überlieferungen heraus, innerhalb der sich die Resultate der psychoanalytischen Deutungsarbeit durch die Ergebnisse der vergleichenden Märchenforschung vom mythologischen Standpunkt erhärten lassen. Es handelt sich um den Roman der zwei Brüder, der bei verschiedenen Völkern alter und neuer Zeit in mannigfacher Gestaltung erscheint und aus dessen hochkomplizierter Fassung im Grimm'schen Märchen (Nr. 60) wir den Kern der Erzählung herausschälen wollen, um ihn auf die zugrunde liegenden psychologischen Triebwurzeln zurückzuführen. Dabei werden sich uns durch Vergleichung mit minder entstellten oder anders eingekleideten Fassungen der Geschichte unmittelbare Einblicke in die dargelegten Mechanismen der Mythenbildung eröffnen.

Das Grimm'sche Märchen lautet in gekürzter Fassung: Von zwei Brüdern, einem reichen bösen und einem armen redlichen, hat dieser zwei Kinder, „das waren Zwillingsbrüder und sich so ähnlich wie ein Tropfen Wasser dem andern". Ihr Vater hat einst das Glück, auf einen Goldvogel zu stossen, dessen Federn und Eier der reiche Bruder gut bezahlt und durch den Genuss von dessen Herz und Leber er die Eigenschaft des „Goldlegens" erlangen will. Die kostbaren Bissen werden aber nichtsahnend von den beiden hungrigen Zwillingsbrüdern verspeist, von denen nun jeder morgens ein Goldstück unter dem Kopfkissen findet. Auf Anstiften des neidischen Oheims werden darum die Knaben von ihrem Vater im Walde ausgesetzt.

Dort findet sie ein Jäger, der sie aufzieht, sie im Waidwerk unterrichtet und, als sie herangewachsen sind, reichlich ausgestattet in die Welt schickt. Er begleitet sie ein Stück Weges, gibt ihnen beim Abschied noch ein blankes Messer und spricht: „Wann ihr euch einmal trennt, so stosst dies Messer am Scheideweg in einen Baum, daran kann einer, wenn er zurückkommt, sehen wie es seinem abwesenden Bruder ergangen ist, denn die Seite, nach welcher dieser ausgezogen ist, rostet, wann er stirbt; so lange er aber lebt, bleibt sie blank." — Die Brüder kommen in einen grossen Wald, wo sie, vom Hunger zur Jagd genötigt, sich durch Schonung des mitleidheischenden Wildes einige Paare hilfreicher Tiere erwerben. — Schliesslich müssen sie sich aber trennen, „versprachen sich brüderliche Liebe bis in den Tod und stiessen das Messer, das ihnen ihr Pflegevater mitgegeben, in einen Baum; worauf der eine nach Osten, der andere nach Westen zog."

„Der jüngste[1]) aber kam mit seinen Tieren in eine Stadt, die war ganz mit schwarzem Flor überzogen." Als Grund erfährt er von einem Wirt, dass alljährlich einem vor der Stadt hausenden Drachen eine reine Jungfrau geopfert werden müsse und es sei niemand mehr übrig als die Königstochter, die am nächsten Tage dem schmählichen Schicksal entgegengehe. Viele Ritter hätten schon versucht, dem Drachen beizukommen, aber alle hätten ihr Leben eingebüsst und der König habe dem, der den Drachen besiege, seine Tochter zur Frau und das Reich als Erbe versprochen. Am andern Morgen besteigt der Jüngling den Drachenberg, findet dort in einer Kapelle den kräftigen Trank, der ihn befähigt, das an der Schwelle vergrabene mächtige Schwert zu schwingen, und erwartet so die Ankunft des Untiers. Da kommt die Jungfrau mit grossem Gefolge. „Sie sah von weitem den Jäger oben auf dem Drachenberg und meinte der Drache stände da und erwartete sie, und wollte nicht hinaufgehen." Endlich aber muss sie den schweren Gang antreten. Der König und die Hofleute kehren heim und nur der Marschall soll von Ferne alles mit ansehen. Der Jäger empfängt sie freundlich, tröstet sie, verspricht sie zu retten und verschliesst sie in der Kirche. Bald darauf kommt der siebenköpfige Drache daher gefahren und stellt den Jäger zur Rede. Es entspinnt sich ein Kampf, in dem der Jüngling dem feuerspeienden Ungeheuer mit zwei Hieben sechs Köpfe abschlägt (Hydren-Motiv). „Das Untier ward matt und sank nieder, und wollte doch wieder auf den Jäger los, aber er schlug ihm mit der letzten Kraft den Schweif ab, und weil er nicht mehr kämpfen konnte, rief er seine Tiere herbei, die zerrissen es in Stücke. Als der Kampf zu Ende war, schloss der Jäger die Kirche auf, und fand die Königstochter auf der Erde liegen, weil ihr die Sinne vor Angst und

[1]) Wörtlich, trotzdem es sich um Zwillingsbrüder handelt.

Schrecken während des Streites vergangen waren.“ (Todesschlaf). Als sie zu sich kam, sagte er ihr, dass sie nun erlöst wäre. Sie freute sich und sprach: „Nun wirst du mein liebster Gemahl werden.“ Ihr Korallenhalsband verteilte sie zur Belohnung unter die Tiere, „ihr Taschentuch aber, in dem ihr Name stand, schenkte sie dem Jäger, der ging hin und schnitt aus den sieben Drachenköpfen die Zungen aus, wickelte sie in das Tuch und verwahrte sie wohl.“

Der vom Kampf ermattete Ritter legte sich nun mit der Jungfrau zur Ruhe; aber auch die Tiere schliefen bald alle ein, nachdem eines dem anderen den Wachedienst übertragen hatte. Als der Marschall, nachdem er eine zeitlang gewartet hatte, nachsehen kam und alle in tiefem Schlaf fand, hieb er dem Jäger das Haupt ab, trug die Jungfrau auf seinen Armen den Berg hinab und zwang ihr das Versprechen ab, ihn als den Drachentöter auszugeben. Sie bedang sich aber von ihrem Vater die Gunst aus, dass erst über Jahr und Tag die Hochzeit gefeiert werde; „denn sie dachte in der Zeit etwas von ihrem lieben Jäger zu hören.“ Auf dem Drachenberg waren inzwischen die Tiere erwacht, sahen, dass die Jungfrau fort und ihr Herr tot war, und schoben einander die Schuld zu, die endlich am Hasen haften blieb. Dieser entzog sich der Strafe, indem er binnen 24 Stunden eine Wurzel herbeischaffte, die den Herrn wieder lebendig machte. Doch wurde ihm in der Eile der Kopf verkehrt aufgesetzt, „er aber merkte es nicht bei seinen traurigen Gedanken an die Königstochter; erst zu Mittag, als er etwas essen wollte, da sah er, dass ihm der Kopf nach dem Rücken zu stand, konnte es nicht begreifen und fragte die Tiere, was ihm im Schlafe widerfahren wäre?“ — Sie müssen nun alles gestehen, der Kopf wird wieder richtig aufgesetzt, und der Jäger zieht mit seinen Tieren traurig in die Welt.

Nach Ablauf eines Jahres kommt er in dieselbe Stadt, die aber diesmal, zur Hochzeitsfeier der Königstochter, mit rotem Scharlach ausgehängt war. Der Jäger lässt der Braut durch seine Tiere Botschaft sagen, worüber verwundert der König deren Besitzer selbst holen lässt. Er tritt gerade ein, als die sieben Drachenköpfe zur Schau gestellt werden, und bringt den angeblichen Drachentöter mit der Frage nach den fehlenden Zungen in Verlegenheit; auf dessen Ausflüchte erweist er sich selbst durch Vorweisung dieser Siegestrophäen sowie des Taschentuchs und des Korallenhalsbands als Anwärter auf die Hand der Prinzessin. Der ungetreue Marschall wird gevierteilt, die Königstochter aber dem Jäger zur Frau gegeben und dieser zum Statthalter des Reiches ernannt. „Der junge König liess seinen Vater und Pflegevater holen und überhäufte sie mit Schätzen. Den Wirt vergass er auch nicht.“ [1])

[1]) Auffälliger Weise aber den Bruder gänzlich.

Der junge König lebt mit seiner Gemahlin vergnügt und zieht oft in Begleitung seiner Tiere auf die Jagd. Einst jagt er in einem nahen Zauberwald einer weissen Hirschkuh nach, verliert seine Begleitung, schliesslich auch das Wild und den Weg und muss im Walde übernachten. Es naht ihm eine Hexe, die unter dem Vorwand, sich vor seinen Tieren zu fürchten, ihm eine Rute zuwirft, durch deren Berührung die Tiere und dann auch der König selbst in Stein verwandelt werden (Todesschlaf).

Zu dieser Zeit kommt zufällig der andere Bruder, der bis dahin mit seinen Tieren ohne Dienst umhergezogen war, in das Königreich, sieht nach dem Messer im Baumstamm und erkennt daran, dass seinem Bruder ein grosses Unglück widerfahren, er aber doch noch zu retten sei. In der Stadt wird er wegen der grossen Ähnlichkeit für den vermissten König gehalten und von der besorgten Königin freudig als der vermisste Gemahl empfangen. Er spielt die Rolle in der Hoffnung, den Bruder dadurch am ehesten retten zu können; nur abends, als er in das königliche Bett gebracht wird, legt er ein zweischneidiges Schwert zwischen sich und die junge Königin, die sich nicht getraut, nach der Bedeutung dieser ungewohnten Zermonie zu fragen (Enthaltungsmotiv).

Nach einigen Tagen macht er sich in den Zauberwald auf, es begegnet ihm alles wie dem Bruder, nur weiss er der Alten richtig zu begegnen und zwingt sie, den Bruder samt seinen Tieren wieder zu beleben (Wiederbelebung). Die Zwillingsbrüder verbrennen hierauf die Hexe, umarmen einander freudig und erzählen ihre Schicksale. Als aber der eine erfährt, dass der Bruder an der Seite der Königin geschlafen habe, schlägt er ihm in einer eifersüchtigen Regung den Kopf ab, bedauert aber sogleich, seinen Retter so belohnt zu haben. Wieder bringt der Hase die Lebenswurzel, mit deren Hilfe der Tote belebt und die Wunde geheilt wird.

Hierauf trennen sich die Brüder neuerdings, beschliessen aber zur selben Zeit von verschiedenen Seiten in die Stadt einzuziehen. Der alte König fragt seine Tochter nach dem richtigen Gemahl, aber sie vermag ihn zunächst nicht zu erkennen; erst das Korallenhalsband, das sie seinen Tieren gegeben hatte, bringt sie auf die richtige Spur. Abends, als der junge König zu Bett geht, fragt ihn seine Frau, warum er in den vorigen Nächten immer ein zweischneidiges Schwert ins Bett gelegt habe. „Da erkannte er wie treu sein Bruder gewesen war.“

Wird an den naiven Hörer die Frage nach dem Sinn dieses Märchens gestellt, so wird er ohne viel Bedenken die Darstellung der edeln, aufopferungsvollen Bruderliebe als Tendenz der Erzählung erkennen. Es kann ihm aber nicht entgehen, dass dieser Hauptinhalt mit einer

Reihe von Abenteuern verknüpft ist, die in mehr oder weniger losem Zusammenhang damit stehen, dass ferner die simple Moral der Geschichte mit einem unverhältnismäßig komplizierten Apparat in Szene gesetzt ist und dass endlich die ziemlich dick aufgetragene moralische Schichte selbst an mehr als einer Stelle von einer ethischen Skrupellosigkeit durchbrochen wird, wie sie auch sonst das Märchen als urzeitlich-infantiles Produkt charakterisiert. Mag man nun auch einige dieser Eigentümlichkeiten, wie die Ausschmückung mit wunderlichen Zügen, die mehrmalige Wiederholung einzelner Details, die Verquickung verschiedener Motive u. a. als bedeutungsloses Ergebnis jener tagträumerischen Lust zum Fabulieren ansehen wollen, die an der Weiterbildung der Märchenstoffe gewiss Anteil hat, so bleibt doch immer eine Reihe typischer Grundmotive, die nachweislich aus mythischer Zeit stammen, wo die Erzählung oft genug einen ganz anderen Sinn und eine uns befremdiche Tendenz hatte. Das Märchen ist in seiner heutigen Gestalt nichts Ursprüngliches, aber auch nichts Einheitliches, weshalb es auch niemals in seiner Gänze gedeutet, gleichsam Satz für Satz auf den unbewussten Sinn zurückgeführt werden kann; es ist vielmehr notwendiger Weise so geworden, wie es uns vorliegt, und die Rückverfolgung seines Entwicklungsganges wird uns am ehesten auch Aufschluss über seine eigentliche Bedeutung und den Grund des Bedeutungswandels liefern, dem es im Laufe der Zeiten unterworfen war. Wegen dieser vielfachen Kompliziertheit der uns überlieferten mythischen Gebilde können wir immer nur eine Deutung nach einzelnen Motiven unternehmen und müssen daher das vorliegende Produkt, ähnlich wie einen zur Deutung bestimmten Traum, in einzelne, zunächst selbständig zu behandelnde Elemente zerlegen, zu denen uns die vergleichende Forschung quasi die Einfälle liefert, welche die mythenbildende Gesamtheit zu den einzelnen Themen im Laufe ihre Ausgestaltung beigesteuert hat.

An dem vorliegenden Märchen unterscheidet man leicht eine in den Mittelpunkt gerückte Erzählung: die Befreiung und Heirat einer zum Opfer für ein Ungetüm bestimmten Jungfrau durch einen kühnen Jüngling (Rettungsmotiv) von einer Vorgeschichte und einem mit ihr in Zusammenhang stehenden Abschluss, welche beiden Rahmenteile das eigentliche Brüdermotiv enthalten.

Die Vorgeschichte der beiden von ihrem Vater ausgesetzten Zwillingsbrüder (Aussetzungsmotiv) hat selbst wieder eine Einleitung in einem Bericht von zwei durchaus verschiedenen Brüdern der vorigen Generation, in denen man zunächst die einer ausschmückenden Tendenz zuliebe eingeführten Doublettierungen der eigentlichen Zwillingshelden sehen darf. Tiefere Analyse erkennt aber in ihnen, nach dem bekannten Schema des Mythus von der Geburt des Helden, Abspaltungen der Vaterimago, von denen der „böse Vater“ für die Aussetzung verantwortlich gemacht

wird, während der „gute Vater" sie, wenn auch ungern, zulässt [1]) und im Verlauf der Erzählung als hilfreicher Jäger wieder erscheint, der die Knaben liebevoll aufzieht, sie aber dann gleichfalls in die Welt hinausschickt (Aussetzungsmotiv). Der Eingang des Märchens würde also in direkter und unverhüllter Darstellung besagen, dass ein Vater seine Kinder, nachdem er sie liebevoll aufgezogen und für die Welt vorbereitet hatte, im erwachsenen Alter aus dem Vaterhause stösst [2]).

Mit dieser aktuellen Aussetzung [3]) der Söhne in die rauhe Wirklichkeit des Lebens beginnt die eigentliche Vorgeschichte des Heldenabenteuers: nämlich die notwendige Trennung der Brüder (Trennungsmotiv) und das gegenseitige Treuegelübde am Zeichen des blanken Messers, welche Motive erst später in ihrer Bedeutung klar werden können.

Es folgt nun eine besondere Ausgestaltung des ganz selbständigen Motivs vom Drachenkampf und der Befreiung einer Jungfrau, das wir als typischen Bestandteil in den Mythologien verschiedener Völker kennen. Wir dürfen daher die Rettungsepisode zunächst ohne Rücksicht auf das Brüdermotiv betrachten — um so eher, als der Bruder darin gar nicht vorkommt —, um uns daran über einige Eigentümlichkeiten der Märchenbildung Rechenschaft zu geben. Liest man die ausführliche Schilderung des jungfräulichen Opfers im Märchen mit einer

[1]) Mit dem zur Begründung der Aussetzung aus einem fremden Zusammenhang eingeführten Motiv des „Goldlegens" haben wir uns hier nicht weiter zu beschäftigen. In einem gewissen naheliegenden Sinne repräsentiert der geldspendende Vogel auch den Vater und die Eigenschaft des Goldlegens bei den Söhnen ihre materielle Selbständigkeit.

[2]) Im Anfang des Märchens hat dieses urzeitliche Motiv in der Aussetzung der Kinder durch ihren Vater noch direkte Darstellung gefunden: im Verhältnis zu ihrem gütigen Pflegevater erscheint es bereits ins Gegenteil verkehrt, da die beiden Brüder selbst die Annahme von Speise und Trank verweigern, bis ihnen der Jäger den Auszug in die Welt gestattet: Da sprach der Alte mit Freuden „was ihr begehrt, ist mein eigner Wunsch gewesen".

[3]) Den geheimen Sinn der Aussetzung können wir hier, wo die Geburtsgeschichte des Helden nicht weiter verfolgt werden soll, ausseracht lassen, verweisen aber darauf, dass andere Fassungen dieses weit verbreiteten Märchens die typische Aussetzung der durch den Trank aus einer Wunderquelle empfangenen Knaben in Kästchen und Wasser enthalten, sowie darauf, dass auch die hilfreichen Tiere des Heldenmythus in unserem Märchen wiederkehren und hier wie dort bedeutsame Repräsentanten für die hilfreichen Eltern-Imagines darstellen, die vom Kind in pietätvoller Weise geschont werden, nachdem sie je zwei Junge (Zwillingsmotiv) den Helden zur Verfügung gestellt haben. Auf die „Wassergeburt" weisen die Namen der Knaben hin, die bald Wasserpeter und Wasserpaul, Johannes und Kaspar Wassersprung, Wattuman und Wattusin, bald Brunnenstark und Brunnenhold heissen. Als Nachklang davon ist in unserem Märchen der Hinweis anzusehen, dass die beiden namenlosen Knaben einander glichen „wie ein Tropfen Wasser dem anderen".

gewissen Geneigtheit zum psychologischen Verständnis, so ist es schwer, den rein menschlichen Inhalt zu verkennen. Die Ausschmückung der Stadt, der feierliche Zug, der die reine Jungfrau zur Kapelle begleitet und sie dort ihrem unvermeidlichen Schicksal überlässt, all das mutet so an, als bezöge es sich im Geheimen auf die Hochzeit der Prinzessin, die sich in jungfräulicher Scheu vor ihrem künftigen Gatten ängstigt und in ihm, in Erwartung der bevorstehenden geheimnisvollen Ereignisse, nur ein Untier sieht, das es auf ihre Vernichtung abgesehen hat. Dass diese Auffassung dem Märchen selbst noch nicht ganz fremd geworden ist, verrät die Stelle, wo die Prinzessin, als sie „von weitem den Jäger oben auf dem Drachenberg sah, meinte, der Drache stände da und erwartete sie, und sie wollte nicht hinaufgehen". Sie identifiziert also direkt den Drachen mit ihrem späteren Bräutigam und Gemahl, allerdings nur in flüchtiger und irrtümlicher Weise, aus der wir aber den leisen Nachklang einer tieferen psychologischen Bedeutung des Motivs vernehmen. Wir können diese Auffassung aber auch direkt aus parallelen Überlieferungen belegen, die dasselbe Motiv im Sinne unserer Deutung verwerten. In dem alten und volkstümlichen milesischen Märchen, das uns der römische Dichter Apulejus unter dem Titel „Amor und Psyche" überliefert hat, befiehlt das Orakel dem königlichen Vater der Psyche seine Tochter mit vollem Hochzeitsschmuck und in feierlichem Zug auf die Spitze des Berges zu führen und dort dem „aus Drachengeschlecht entsprossenen Eidam" zu überlassen; so „wohnt Psyche unter Tränen nicht ihrer Hochzeit, sondern ihrem Leichenbegängnisse bei" (auch in unserem Märchen ist die Stadt zuerst schwarz ausgeschlagen)[1]. Aber auch hier fällt die Jungfrau nicht dem erwarteten schrecklichen Drachen anheim, der sich gar nicht zeigt, sondern wird die Gemahlin Amors, des Liebesgottes selbst, der sie jede Nacht als unsichtbarer Gatte besucht, bis die neugierige und von ihren Schwestern aufgestachelte Psyche sich eines Nachts gegen das Gebot des Geliebten davon überzeugt, dass statt des vermeintlichen Scheusals ein herrlicher Jüngling an ihrer Seite ruht, der sich ihr nun zur Strafe entzieht. Dieses Märchen zeigt mit aller erwünschten Deutlichkeit, dass es sich bei der Auslieferung der unberührten Jungfrau an den abscheulichen Drachen zunächst um eine Hochzeit handelt, die von der ängstlichen Jungfrau in unverkennbar neurotischer Weise als gefürchtete Überwältigung durch ein abstossendes Untier halluziniert wird. Repräsentiert also der Drache in einer Schichte der Deutung die gefürchtete und verabscheute tierische Seite des künftigen Gatten, so kann kein Zweifel daran aufkommen, dass es die geschlechtliche Seite des Mannes ist,

[1]) Das hier angeschlagene Todesmotiv hat natürlich auch seine eigene Bedeutung, die jedoch in diesem Zusammenhang übergangen werden muss. Teilweise Erklärung findet es in dem später zu besprechenden Motiv der Wiederbelebung.

welche im Drachensymbol zunächst Ausdruck gefunden hat. Dass diesem Drachen, hier wie in anderen Mythen, im Laufe der Zeit alle reinen Jungfrauen des Landes geopfert werden müssen, macht uns an seiner phallischen Bedeutung gerade nicht irre; dass er daneben noch andere Bedeutungen hat, ja haben muss, da diese eine nur ein Stück weit den Sinn des Märchens enthüllt, werden wir in anderen Schichten der Deutung zu zeigen haben, heben jedoch schon hier hervor, dass diese verschiedenen Bedeutungen einander (und auch andere Bedeutungen) nicht im geringsten ausschliessen, ja vielmehr bis zu einem gewissen Grade nach einem Punkte konvergieren. Dass aber die virginale Angst vor dem Vollzug des Sexualverkehrs die Drachenepisode in dieser Deutungsebene beherrscht, zeigt auch der Abschluss der Szene, die nicht, wie man erwarten sollte, mit der wirklichen Hochzeit endigt, sondern mit einer einjährigen Abstinenz, die sich die Braut ausbedingt, oder die der Held in manchen Überlieferungen freiwillig auf sich nimmt (Motiv der Enthaltung). Erst nach Ablauf dieser Zeit erfolgt die Hochzeit, die logischerweise, wie im Märchen von Amor und Psyche, unmittelbar folgen sollte, so dass es den Anschein gewinnt, als wären die lust- und unlustbetonten Einstellungen dem Sexualakt gegenüber hier miteinander so unverträglich, dass sie in zwei auch zeitlich gesonderte Szenen auseinander gelegt werden müssten, die sonst verbunden erscheinen. Die tiefere Bedeutung dieses Zuges, sowie der ganzen zu seiner Begründung eingeführten Episode vom ungetreuen Marschall, kann erst verständlich werden, wenn wir das eigentliche Brüdermotiv, dessen Analyse wir uns nunmehr zuwenden wollen, auf seine unbewussten Grundlagen zurückgeführt haben werden.

Der letzte, besonders widerspruchsvolle Teil des Märchens mit dem der Tendenz der Erzählung so krass opponierenden Brudermord bedarf am meisten der Aufklärung, verspricht aber auch am tiefsten in das zugrunde liegende seelische Gefüge einzuführen. Ehe wir daran gehen, dies durch Vergleichung mit weniger entstellten Fassungen desselben Motivs zu erweisen, wollen wir versuchen, inwieweit die Anwendung unserer Grundsätze auf das vorliegende Material selbst uns dem Sinn der Erzählung näher bringt. In der ehelichen Stellvertretung des einen Bruders durch den andern sowie in der darauf folgenden eifersüchtigen Ermordung des brüderlichen Nebenbuhlers erkennen wir, trotz der sentimentalen Abschwächung, die diese Motive hier erfahren haben, primitive Züge urzeitlichen Liebes- und Seelenlebens, deren Krassheit durch das „gute Ende“ der Geschichte künstlich verdeckt wird. Der üble Lohn, der dem Retter für die Erlösung des Bruders zu teil wird, lässt vermuten, dass es sich ursprünglich um ein durchaus feindseliges Verhältnis der beiden Brüder und um eine begründetere Eifersucht gehandelt haben muss. Scheuen wir aber nicht davor zurück, diese mächtigen Affekte

des eifersüchtigen Bruderhasses und den notwendigen Verzicht auf ihre Erledigung in der Realität als eine der Triebkräfte für die Märchenbildung anzuerkennen, so wird mit einem Male sowohl der Drachenkampf wie auch die anschliessende Episode vom ungetreuen Marschall als noch weiter entstellte Doublettierung derselben Urmotive klar, die in der Schlussepisode in sentimentaler Abschwächung zum Durchbruch gelangen. In allen drei Szenen handelt es sich ja um die Beseitigung eines Gegners, der den siegreichen Bruder des Lebens und der Braut zu berauben sucht, um dann dessen Stelle im Ehebett einnehmen zu können. Stellt aber der böse Drache wie auch der böse Marschall eine Personifikation der gehassten Bruder-Imago dar, welche die sexuelle Eifersucht erregt, so verstehen wir auch, warum sich die geliebte Bruder-Imago vor dem Drachenkampf vom brüderlichen Gefährten trennt (Trennungsmotiv) und in den beiden folgenden Episoden nicht vorkommt: sie ist nämlich durch die beiden Ersatzfiguren des Drachen und Marschalls vertreten, mit deren Tötung ja auch der Bruder beseitigt ist. Deswegen lässt der junge König in seinem neuen Glück alle seine Verwandten, sogar den Wirt kommen und belohnt sie, während der getötete „Bruder" folgerichtig nicht erwähnt wird. Dass der ungetreue Marschall die gehasste Seite des „getreuen" Bruders personifiziert, ist auch darin angedeutet, dass beide Personen dem erfolgreichen Bruder gegenüber in dieselben Situationen gebracht werden, wie z. B. in der doublettierten Erkennungsszene, wo sich der Held als Besitzer des Halsbandes sowohl dem Marschall wie auch dem Bruder gegenüber als der richtige Gatte erweist. Dass auch der Drache den zu bekämpfenden Bruder vertreten soll, hat nichts sonderbares. Wir kennen ein ähnliches Verhältnis beispielsweise aus der Siegfriedsage, wo der Held auf Anstiften seines Ziehvaters Regin dessen Bruder, der in Drachengestalt den Hort bewacht, tötet und im weiteren Verlaufe gleichfalls die Jungfrau für sich gewinnt. Andere Beziehungen der Siegfriedsage zu unserem Märchen sollen später erwähnt werden. — Auffällig ist nur die dreimalige Wiederholung ein- und derselben Grundsituation, die — wie in manchen Träumen — in immer deutlicherer Darstellung des Gegners (Drache, Marschall, Bruder) das Motiv der Rivalität mit dem Bruder um den Besitz derselben Frau und die Beseitigung des Nebenbuhlers variiert.

Wie sehr dieses Motiv ursprünglich im Mittelpunkt der Erzählung stand, zeigt deutlich eine andere, in manchen Punkten weniger entstellte Fassung desselben Märchens, die uns auch das Verständnis für einige bisher ungedeutete Motive eröffnen wird. Es ist dies das sogenannte älteste Märchen der Weltliteratur, die vor etwa 2000 Jahren literarisch fixierte ägyptische Geschichte der Brüder Anup und Bata. „Anup nun besass ein Haus und hatte eine Frau, während sein jüngerer Bruder bei ihm wie ein Sohn lebte." Eines Tages

versucht die Frau des älteren, den jungen Schwager zu verführen. Dieser aber weist sie entrüstet zurück, ohne seinem Bruder davon zu sagen. Sie verleumdet nun Bata, dass er ihr Gewalt getan habe. „Da wurde der ältere Bruder wütend, wie ein Panther, er schliff sein Messer und nahm es in die Hand“, um den jüngeren Bruder meuchlings zu töten, wenn er abends nach Hause käme. Dieser aber wird von den Tieren seiner Herde gewarnt (Motiv der hilfreichen Tiere)[1]) und flieht. „Sein älterer Bruder lief hinter ihm her mit dem Messer in der Hand.“ Der jüngere Bruder ruft Re an; der Gott erhört ihn und lässt ein grosses Wasser zwischen den beiden entstehen, an dessen Ufern sie getrennt die Nacht verbringen. Als die Sonne aufgeht, verteidigt sich Bata vor ihrem Angesicht, erzählt Anup die niederträchtigen Anträge seiner Frau, beschwört seine Unschuld und entmannt sich zum Zeichen seiner Reinheit. „Er zog hierauf ein scharfes Messer hervor, schnitt seinen Phallus ab und schleuderte ihn in den Fluss, wo er von einem Fisch verschlungen ward.“ Als Anup nun reuevoll zu weinen anfängt, bittet Bata um eine Gunst. „Ich werde mein Herz nehmen und es auf die Blume der Zeder legen und wenn man dir einen Krug Bier geben wird und er schäumt, das geht dich an, dann komm und suche mein Herz!“ (Motiv des Treuegelübdes.) Anup geht heim, tötet sein Weib und wirft ihre Leiche den Hunden vor; dann sitzt er, Staub auf dem Haupt, und trauert um seinen Bruder.

Dieser lebt inzwischen im Zederntal. Die Götter loben seine Keuschheit und gewähren ihm einen Wunsch. Er bittet um ein Mädchen, und sie schaffen gemeinsam eins für ihn. Er lebt mit ihr und vertraut ihr sein Geheimnis von dem Herzen in der Zedernblüte an. Aber ihr leichter Sinn, ihre Neugier und Lüsternheit lassen sie dem einzigen Verbot ihres Mannes zuwiderhandeln: sie kommt dem Meer zu nahe, die Wogen entreissen ihr eine Locke, die zu den Wäschern des Königs von Ägypten treibt. Der König lässt die Besitzerin suchen, macht sie schliesslich zu seinem Weib und lässt, um sie Batas Rache zu entziehen, auf ihren Wunsch die Zeder fällen.

Bata fällt tot nieder (Todesschlaf). Sein Bruder merkt das Unglück, wie ihm vorausgesagt war, am Schäumen seines Bieres und eilt ins Zederntal. Drei Jahre sucht er das Herz; im vierten findet er es endlich und gibt es dem toten Bata zu trinken. Da erwacht dieser und umarmt seinen Bruder (Wiederbelebung).

Dann verwandelt sich Bata in einen Apisstier und lässt sich von seinem Bruder an den Hof des Königs von Ägypten treiben. Der Stier gibt sich der Königin als Bata zu erkennen. Die Königin erschrickt

[1]) Die Kuh, die ihn zuerst warnt, vertritt die reuige Frau selbst, wie überhaupt die meisten Tiere des Märchens, in der Gestalt hilfreicher oder verderblicher Wesen, nahestehende Menschen vertreten.

und erreicht in einer Liebesstunde, dass der König den Stier töten lässt. Zwei Blutstropfen fallen am Tor des Palastes zur Erde; zwei riesige Sykomoren schiessen in einer Nacht auf (Hydren-Motiv). Wieder gibt sich in ihnen Bata zu erkennen, wieder bewirkt die Königin, dass die Bäume gefällt werden. Dabei fliegt ihr ein Splitter in den Mund, sie wird schwanger und gebiert Bata als ihren Sohn (Wiedergeburts-Motiv). Der König stirbt, Bata wird sein Erbe und lässt die Königin hinrichten. Nach dreissigjähriger Herrschaft hinterlässt er sterbend seinem Bruder Anup die Krone.

Ehe wir die einzelnen Motive auf ihre Verwandtschaft mit dem deutschen Brüdermärchen untersuchen, wollen wir zunächst den ganzen Inhalt und Aufbau dieser merkwürdigen Geschichte zu verstehen suchen, von der H. Schneider[1]) sagt: „Sieht man ganz von einem historischen oder mythologischen Kern ab und betrachtet die Geschichte ganz isoliert und für sich allein, so kann man zunächst versucht sein, nichts als eine äusserliche Verbindung heterogener Elemente, ein ideenflüchtiges Phantasiespiel in ihr zu sehen. Jede Einheit und Logik scheint zu fehlen . . . . Die Gestalten wechseln wie im Traum . . . . der Schauplatz ist ebenso unklar . . . . Trotzdem werde ich der Dichtung gegenüber nirgends die Empfindung vollkommenster innerer Einheitlichkeit, vollkommenster künstlerischer Beherrschung, vollkommenster logischer Entwicklung los. Nur liegen Einheit und Notwendigkeit nicht im bunten Bilderreigen an sich, sondern dahinter.“ Versuchen wir mit den Mitteln unserer psychoanalytischen Grundauffassung diesen verborgenen Sinn der Erzählung herzustellen, so erkennen wir zunächst in den verschiedenen Episoden der ägyptischen Erzählung gleichfalls Doubletten der einen Grundsituation, deren minder verhüllte Darstellung hier, zum Unterschied vom deutschen Märchen, vorangeht, während die entstellten Variationen im zweiten Teil folgen, um in immer erneuten Versuchen endlich die ersehnte Befriedigung des verpönten Wunsches doch durchzusetzen. So erweist sich der König des zweiten Teiles als sozial erhöhte Doublette des älteren Bruders und die böse Königin ist eine so deutliche Doublette der bösen Frau Anups, dass Schneider zu dem Schluss kommt: „Diese beiden Frauen sind geradezu eine Person.“ (S. 260). Und wie im deutschen Märchen der gehasste Bruder in immer neuer Gestalt, als Drache, Marschall und schliesslich in seiner wirklichen Rolle auftritt, so erscheint auch Bata als Stier, Baum und schliesslich in menschlicher Gestalt als Wiedergeburt seiner selbst, indem er sich aus der Mutter als sein eigener Sohn erzeugt. Sein nomineller Vater wäre dann der König, in dem wir eine Doublette des älteren Bruders erkannt haben, der ja nach dem Wortlaut des Märchens wirklich

[1]) „Kultur und Denken der alten Ägypter“, 2. Ausg., Leipzig 1909, S. 257.

an ihm Vaterstelle vertritt. Bata strebte also von Anfang an danach, die „Mutter“ zu verführen, die er ja im zweiten Teil in symbolischer Einkleidung immerfort verfolgt, was deutlich verrät, dass die Verleumdung durch sie am Anfang der Erzählung nur als eine Projektion seines Inzestwunsches aufzufassen ist. Enthüllt uns so der ägyptische Bericht den Grund der erbitterten Rivalität der Brüder als Neigung zu dem einzigen unersetzlichen Inzestobjekt[1]), so kennt er auch noch die entsprechende Strafe für die verbotene Realisierung dieser Neigung: die Entmannung. Dass diese ursprünglich durch den eifersüchtigen Nebenbuhler (Bruder, Vater) — und nicht in einer Art Geständnis des verbotenen Wunsches durch eigene Hand — erfolgte, zeigt uns nicht nur die vergleichende Mythengeschichte, sondern das ägyptische Märchen selbst, wenn auch nur in verhüllter und gemilderter Form. Dem in einen Apisstier, dem Symbol der männlichen Kraft, verwandelten Bata wird auf Befehl des Königs der Kopf abgeschlagen und die aus den Blutstropfen aufspriessenden, mit wunderbarem Wachstum begabten Sykomoren, deren Splitter die Fähigkeit menschlicher Befruchtung haben, werden gleichfalls unerbittlich gefällt. In beiden Motiven müssen wir auf Grund zahlreicher individualpsychologischer Erfahrungen und mythologischer Parallelen symbolische Darstellungen der bereits im ersten Teil vorgenommenen Kastration erblicken, welche die ursprüngliche Rache des eifersüchtigen Nebenbuhlers ist. Insbesondere das Abschlagen des Kopfes, das uns hier zunächst interessiert, ist schon an einem äusserlichen Detail als Ersatz für die Kastration kenntlich, nämlich an den fruchtbaren Blutstropfen, die sonst folgerichtig dem abgeschnittenen Phallus entspringen[2]). Ist aber das Köpfen des Apisstieres durch den König ein symbolischer (verkleideter) Ausdruck der am Nebenbuhler vorgenommenen Kastration, so dürfen wir diese Be-

---

[1]) In einem albanesischen Märchen, das die Befreiung der einem Ungeheuer (Lubia) geopferten Königstochter (entsprechend dem Drachenkampf des deutschen Märchens) behandelt, stellt sich heraus, dass der Held seine eigene Mutter gerettet (Rettungsphantasie) und zum Weibe genommen hat, während er den König, ihren Vater (= Ungeheuer) zufällig tötet und dessen Erbe antritt (Hahn, Griech. u. alb. Märchen, Leipzig 1864, Nr. 98). — Hier sei darauf hingewiesen, dass die Heroen der griechischen Sage: Perseus, Apollo, Bellerophon u. a. immer ein Ungeheuer (Gorgon, Minotaurus etc.) töten, wie der Sphynxtöter Ödipus seinen Vater.

[2]) Bei der Entmannung des Uranos entsteht so Aphrodite — ähnlich wie Batas „künstliches“ Göttermädchen. Deutlichere Anklänge an das ägyptische Märchen zeigt die Erzählung von dem Zwitterwesen Agdistis, bei dessen Entmannung aus dem Blut ein Granatbaum (= neuer Phallus) entsteht; die Früchte desselben steckt Nana in ihren Busen, wovon sie schwanger wird und den Attis gebiert, der sich später, von seiner eifersüchtigen Mutter in Wahnsinn versetzt, unter einer Fichte selbst entmannt (wie Bata). Aus dem Blut entsprossen Veilchen. — An den Frühlingsfesten der Göttermutter wurde als Symbol der Kastration eine mächtige

deutung auch in das deutsche Märchen eintragen und finden es nun entsprechend, dass der junge König dem Bruder den „Kopf" abschlägt, als er von dessen Stellvertretung in seinem Ehebett Kenntnis erhält. Die Wiederbelebung im deutschen Märchen entspricht der Wiedergeburt im ägyptischen. Aber auch die vorhergehende Köpfung des Bruders durch den Marschall werden wir im gleichen Sinne als Kastration des unerwünschten Nebenbuhlers fassen, wie anderseits das Abschlagen der Drachenköpfe[1]), und noch deutlicher das Ausschneiden der Drachenzungen, auf die Revanche hinweist. In diesem Zusammenhange glauben wir auch das Motiv des Treuegelöbnisses bei dem in den Baum gestossenen Messer als letzten, bereits ethisch umgewerteten Rest des alten Kastrationsmotivs zu erkennen. Das Messer entspricht demjenigen, mit dem Anup seinen Bruder verfolgt, aber auch dem zweischneidigen Schwert, das der Eindringling später zwischen sich und die Frau seines Bruders legt. Das Hineinstossen in den Stamm erscheint so als letzter Nachklang der Baumfällung (Kastration) und es wird begreiflich, wieso jeder der beiden an diesem Instrument wunschgemäß erkennen kann, dass der Bruder gestorben ist.

Wie im ägyptischen Märchen, so unterschieden wir auch im deutschen eine Reihe von aufeinanderfolgenden Szenen, die immer wieder in verschieden deutlicher Einkleidung die Rivalität mit dem Bruder um das gemeinsame inzestuöse Liebesobjekt und die Kastration des gehassten Nebenbuhlers darstellen.

In wie aufdringlicher Weise diese Urmotive den Märchenstoff ursprünglich beherrschen, zeigt in manchen Punkten noch deutlicher als das ägyptische Märchen die diesem zugrunde liegende Mythe von Isis und Osiris, an deren Hauptzügen wir uns orientieren wollen, ohne im einzelnen auf die ihr selbst anhaftenden Entstellungen und Komplikationen Rücksicht zu nehmen.

Fichte gefällt, wie im ägyptischen Märchen die aus dem Blut entsprossenen Sykomoren. — Agdistis selbst entsteht dadurch, dass des Zeus Same von der sich gegen die Gewalt sträubenden Kybele zur Erde floss; ebenso entsteht Erichthonios und andere Wesen aus verspritztem Samen, dem andere Male das Blut entspricht. Dass auch die Früchte dieses Phallusbaumes, die Nana in ihren Busen steckt, rein sexuell zu deuten sind, zeigt die Mythe von Zagreus, der unter dem Vorwand, sich zu entmannen, die Hoden eines Widders in den Busen der geschwängerten Deo warf.

[1]) Psyche, von der es charakteristisch heisst: „in demselben Wesen hasst sie das Untier und liebt sie den Gemahl", wird von den Schwestern eröffnet, „dass ein schrecklicher, in vielen Knoten sich windender Drache mit giftgeschwollenem, blutrünstigen Halse und scheusslichem Kropfe heimlich des Nachts bei dir ruht." Die Schwestern raten ihr, nachts, wenn er schlafe, an sein Lager zu schleichen: „hebe kühn die Rechte empor und mit aller Kraft durchschneide mit jener zweischneidigen Waffe dem Drachen den Knoten, der Hals und Kopf verbindet."

Der Erdgott Keb und die Himmelsgöttin Nut haben vier Kinder: zwei Söhne, Osiris und Set, und zwei Töchter, Isis und Nephthys. Isis ward das Weib ihres Bruders Osiris, Nephthys das des Set; Osiris aber beherrschte die Erde als König und wurde von seinem Bruder Set tödlich gehasst, der ihn durch List in eine Kiste lockte und diese in den Nil warf. Plutarchs Bericht begründet diese Feindschaft des Set gegen Osiris damit, dass dieser der Gattin des Set, seiner eigenen Schwester Nephthys also, unwissentlich beigewohnt hatte. Isis macht sich auf die Suche nach dem Leichnam des Gatten, findet ihn endlich und verbirgt ihn im Walde. Set entdeckt das Versteck und zerstückelt den Leichnam des Bruders. Isis sammelt die verstreuten Teile und setzt sie wieder zusammen; nur der Phallus fehlte, er war ins Meer getragen und von einem Fisch verschlungen worden (wie bei Bata). Sie ersetzt dieses fehlende Glied des Toten durch ein nachgebildetes aus dem Holz des Sykomorus (Baumphallus) und stiftet zum Andenken das Phallusidol. Mit Hilfe ihres Sohnes Horus, der nach späterer Überlieferung erst nach Osiris Tode von diesem erzeugt worden war, rächt Isis die Ermordung ihres Gatten und Bruders. Zwischen Horus und Set, die ursprünglich selbst Brüder waren, entspinnt sich ein erbitterter Kampf, wobei die Gegner einander gewisse Teile als kraftspendende Amulette entreissen; Set schlägt dem Gegner ein Auge aus und verschlingt es, verliert aber dabei die eigenen Genitalien (Kastration), die — nach einer Bemerkung Schneiders — ursprünglich gewiss auch von Horus verschlungen worden waren. Schliesslich wird Set gezwungen, das Auge wieder von sich zu geben, das Horus dem toten Osiris eingibt und ihn damit belebt, so dass er als Herrscher ins Totenreich eingehen kann.

Der Osirismythus, auf dessen Deutung wir hier nicht eingehen können, zeigt deutlich, dass der Nebenbuhler den Platz im Ehebett des Bruders ursprünglich wirklich ausgefüllt hat und dass seine Kastration durch den eifersüchtigen Bruder erfolgt. Ferner bestätigt sich hier die phallische Bedeutung der Sykomoren sowie die Auffassung ihrer Fällung als Entmannung, denn Isis lässt an Stelle des fehlenden Gliedes, welches wie das des Bata von einem Fisch verschlungen worden war, ein nachgebildetes aus Sykomorenholz anfertigen. Aber auch in symbolischer Einkleidung findet sich dieses Motiv in der Osiris-Sage. An der Stelle, wo die sterblichen Reste des Osiris ruhen, spriesst (nach Plutarch c. 15 squ.) eine Tamariske empor, die der König zu fällen befiehlt, um eine Säule daraus anfertigen zu lassen. Isis, die am Hofe dient, fordert die Säule und belebt den zerstückelten Leichnam des Osiris mit ihren Küssen, so dass er wieder Zeugungskraft erhält; sie wird Mutter eines Kindes mit schiefen und kraftlosen Beinen (Symbol der Kastration), einer Neuinkarnation des Osiris. Wir finden also auch

hier die inzestuöse Wiedergeburt aus der eigenen Mutter, wie bei Bata, Attis und vielen anderen, als wichtiges Motiv und verstehen auf Grund dessen auch das Motiv der Wiederbelebung im Märchen. Ist das Kopfabschlagen ein Symbol der „nach oben verlegten“ Kastration, so bedeutet das Wiederaufsetzen desselben den Ersatz des Phallus, wie in der Osiris-Sage; erfolgt die Wiederbelebung im deutschen Märchen durch Essen einer Wurzel, im ägyptischen durch Eingeben des auf dem Zedernbaum liegenden Herzens und in der Osirissage durch Verschlingen des ausgerissenen Auges, so verrät uns ein Rest des ursprünglichen Motivs im Horus-Set-Kampf, dass es sich eigentlich um die Einverleibung, das Wiedererlangen der verlorenen Genitalien handelt, welche die Wiedergeburt aus der eigenen Mutter und damit die Überwindung des Todes ermöglichen. So erklärt es sich, dass der Held nicht nur den toten Bruder (als seinen Sohn, d. i. aber als sich selbst) wiederbelebt, sondern auch die Prinzessin dem Reich der Unterwelt (das der Drache auch repräsentiert) entreisst. Nun wissen wir aber aus analytischer Erfahrung und mythischen Belegen, dass die Rettungsphantasie regelmäßig die Mutter betrifft und dürfen daher auch die darauf folgende erste Wiederbelebung des Helden als inzestuöse Wiedergeburt auffassen. Dies ist um so eher gestattet, als sowohl die Osiris-Mythe wie auch das Märchen von Bata die inzestuöse Bedeutung des umworbenen Sexualobjekts deutlich bezeugen. Setzen wir diese Deutung ins deutsche Märchen ein, so verstehen wir, dass von der Mutter der Brüder gar nicht die Rede sein kann, da sie hinter den anderen weiblichen Personen der Erzählung verborgen ist; wir begreifen aber auch die freiwillige Entsagung (Motiv der Enthaltung) vom Geschlechtsverkehr, wie sie in der einjährigen Abstinenz und im Motiv des Schwertlegens (symbolum castitatis)[1]) zum Ausdruck kommt, einerseits als Inzestablehnung, andererseits als ambivalente Busseinstellung nach erfolgter Tötung des Nebenbuhlers (Vater, Bruder). Aber nicht nur in der freundlichen Gestalt der Lebenspenderin und des ersehnten Sexualobjekts erscheint

[1]) Die allgemein übliche Zurückführung des Motivs der Schwerttrennung auf den historischen Brauch des Brautwerbers und der mit diesem symbolisch vollzogenen Ehezeremonie erklärt vor allem nicht die dabei verwendete spezielle Symbolik und scheint darum vielfach einer mythischen Auffassung weichen zu müssen, deren Grundlage F. v. Reitzenstein (Zeitschr. f. Ethnol. 1909, S. 644—683) in den Hochzeitsbräuchen von Naturvölkern nachgewiesen hat. Darnach dient das in den angeführten Überlieferungen als symbolum castitatis verwendete Schwert ursprünglich der Befruchtung in Form eines Holzes oder Stabes, den der Gatte in den ersten drei Nächten, deren er sich des Beischlafs enthält, zwischen sich und sein junges Weib legt. Aus Unkenntnis des Kausalzusammenhanges von Geschlechtsverkehr und Empfängnis überlässt er in den ersten Nächten gewissermaßen einem Gotte das jus primae noctis zur wunderbaren Befruchtung, nach deren vermeintlichem Eintritt er sich erst dem Geschlechtsgenuss hingeben darf.

die Mutter im Märchen, sondern auch in Gestalt der furchtbaren Todesgöttin, die einen wieder in den ewigen Schlaf (todesähnlicher Zustand des Drachenbesiegers; Versteinerung) versetzen will, und die der Held überwinden muss wie die anderen bösen Mächte. Darum lässt Bata seine Mutter und Gemahlin, nachdem sie ihn wiedergeboren hat, hinrichten und im deutschen Märchen wird die Hexe verbrannt, nachdem sie den versteinerten Bruder wiederbelebt hat.

Wir brechen hier die Deutung ab, die sich im einzelnen noch weiter verfolgen liesse [1]), um einen allgemeineren Gesichtspunkt für die Psychologie der Mythenbildung zu gewinnen. Zu diesem Zwecke brauchen wir nur in der Reduktion der mythischen Personen auf die egozentrale Gestalt des Mythenbildners fortzufahren. Es muss uns auffallen, dass die beiden Brüder Zwillinge sind, die einander nicht nur körperlich „wie ein Tropfen Wasser dem andern“ gleichen, sondern auch in ihren Eigenschaften und Attributen (sie haben dieselben Tiere, gleiche Kleidung etc.), und auch nicht durch Namen unterschieden sind, sodass die Königin ihren Gemahl nur an einem künstlichen Zeichen erkennt. Wenn auf irgend etwas der Begriff der Doublette passt, so ist es auf die beiden Brüder, von denen der eine ein genauer Abklatsch des andern ist. Mit dieser Reduktion der beiden Brüder auf eine Person [2]) ginge aber der Hauptsinn der Erzählung, die Rivalität der Brüder um das gemeinsame Liebesobjekt verloren, wenn wir uns nicht erinnerten, dass ursprünglich der eine Bruder ein älterer gewesen ist und am jüngeren Vaterstelle vertrat, wie im Märchen von Bata noch deutlich gesagt ist. (Als Rest dieser älteren Fassung spricht das deutsche Märchen an einer Stelle noch vom „jüngeren“ Bruder, obwohl es Zwillinge voraussetzt). Aber auch im deutschen Märchen repräsentiert der Drache, der Ansprüche auf die Prinzessin erhebt, und der alte König, der sie nicht hergeben will, den Vater, wie ja die umworbene Frau nach unserer Deutung die Mutter vertritt. Beide Annahmen werden vollauf bestätigt durch Varianten

1) Abgesehen von weiteren psychologischen Deutungen verzichten wir auch auf jede naturmythologische Interpretation, die etwa möglich wäre. So ist nicht auszuschliessen, dass die im Zeitabstand eines Jahres bald schwarz bald rot ausgeschlagene Stadt auf eine bestimmte Sonnen-Konstellation (oder Mondphänomen?) Bezug hat, ebenso wie es auffällig bleibt, dass die Herbeischaffung des Krautes zur Wiederbelebung des Sonnenhelden genau 24 Stunden in Anspruch nimmt. Berücksichtigt man noch das verkehrte Aufsitzen des Kopfes beim Erwachen und seine Umkehrung am Mittag (wo die Sonne sich zum Abstieg wendet), so wird die Gestaltung einzelner Motive durch Anlehnung an Naturvorgänge wahrscheinlich. Doch schliessen diese Bedeutungen den psychologischen Sinn der Erzählung keineswegs aus, erfordern ihn vielmehr zum Verständnis der menschlich eingekleideten Erzählung und der mythenbildenden Triebkräfte, die sich kaum in der Schilderung von Naturvorgängen erschöpfen können.

2) In einzelnen Märchen dieser Gruppe tritt tatsächlich nur ein „Bruder“ auf. Vgl. z. B. in „Schwedische Volkssagen“ übers. v. Oberleitner S. 58 ff.

des Brüdermärchens, die damit beginnen, dass ein eifersüchtiger König seine Tochter von der Welt abschliesst, diese aber doch auf wunderbare Weise (Inzest-Befruchtung) empfängt und Mutter der Zwillingsbrüder wird, die sie aussetzt; einer der Brüder heiratet dann, wie im mitgeteilten Märchen von der Lubia (S. 47, Anmerkg. 1), in der Königstochter seine Mutter und erbt nach dem Tode des alten Königs (des Vaters) das Reich. Es handelt sich also in diesen Märchen um eine Verschiebung der ursprünglich dem Vater geltenden feindseligen und eifersüchtigen Regungen auf den älteren, bevorzugten Bruder (und auf die Schwester, statt der Mutter), welche Ersetzung sich im Osirismythus mit seiner aneinander gereihten Familiengeneration noch verfolgen lässt[1]). Diese mythische Verschiebung spiegelt ein Stück primitivster Kulturleistung wider, die mit der Nivellierung der früher so ungleichen Gegner zu Zwillings-Doubletten einen ethisch befriedigenden Abschluss in den pietätvollen Brüdermärchen gefunden hat.

Aber die auf der fortschreitenden Verdrängung dieser primitiven Regungen beruhende Entwicklung macht bei dieser Form der Milderung nicht halt, sondern schafft weiter verhüllte Ausdrucksformen, die uns auf Grund der psychologischen Deutung des Brüdermotivs verständlich werden. Auf die innigen Beziehungen der Siegfriedsage zu unserem Märchen haben bereits die Brüder Grimm in ihren Anmerkungen hingewiesen[2]). Hier sei nur hervorgehoben, dass Siegfried die vom Drachen erlöste Jungfrau[3]) verlässt, wie der Held des Märchens, dass er aber dann wie dieser versucht, die Stelle im Ehebett des Nebenbuhlers einzunehmen, ja schliesslich von Gunther direkt aufgefordert wird, ihm die übermächtige Magd zu bezwingen. Auch Siegfried legt ein zweischneidiges Schwert zwischen sich und das Weib, aber der schmähliche Tod, den er erleidet, spricht noch deutlich dafür, dass er ursprünglich wirklich der begünstigte

---

[1]) Der Osirismythus zeigt auch noch bei Verfolgung seiner Entwicklung wie aus dem ursprünglichen Mörder des Bruders sein Rächer wird. Ursprünglich ist Thout, neben Set, der Mörder des Osiris; später tritt er im Kampfe des Horus gegen Set als Arzt und Schiedsrichter auf, der aber schon zu Gunsten des Horus entscheidet. Schliesslich ist er direkt zum Parteigänger des Osiris geworden und kämpft für ihn gegen Set (vgl. Schneider l. c. S. 445 ff.)

[2]) W. Mannhardt (Germ. Mythen S. 214 ff) hat die Übereinstimmung unserer Märchengruppe mit der im Mahabhârata erzählten indischen Sage aufgezeigt, die erzählt, „dass Indra nach des Drachen Ahi Tode (nach Vritras Ermordung) sich in die Verbannung begibt, ein anderer nimmt seinen Platz ein und will sich mit des Gottes Gattin vermählen, da kommt Indra zurück und tötet den Eindringling". Mannhardt meint, dass „der andere auf eine dem Indra so nahe verwandte und verbrüderte Gestalt wie Agni zurückgehen" werde. Agni heisst Indras Zwillingsbruder und ein „Enkel der Fluten" (apâm napât). -- Ferner macht Mannhardt auf ähnliche Züge in den Mythen von Freyr, Thor und Odhin aufmerksam (S. 221—223).

[3]) Ihr todesähnlicher Schlaf entspricht dem Motiv der Versteinerung im Märchen und weist auf ihre mütterliche Rolle gegenüber dem Helden hin, die auch aus anderen Anzeichen ersichtlich ist.

Nebenbuhler sein musste. Nur ist hier das Verhältnis der Rivalen zur Blutsbrüderschaft abgeschwächt[1]). Noch weiter geht die Milderung des anstössigen Verhältnisses in einer Gruppe deutscher Sagen, die uns nur in späten Handschriften überliefert sind: den Ortnit-Wolfdietrich-Epen. Ortnit gewinnt mit Hilfe seines Vaters, des Zwergkönigs Alberich, die keinem Freier zugängliche Tochter des Heidenkönigs Machorel und entführt sie in seine Heimat (Gardasee). Der alte Heidenkönig sendet, Versöhnung heuchelnd, reiche Geschenke, darunter zwei junge Lindwürmer (Zwillingsmotiv), die herangewachsen das Land verwüsten. Ortnit will die Ungeheuer, trotz Abratens seiner Gattin bestehen und heisst sie, wenn er fallen solle, seinem Rächer die Hand reichen. Ohne Gefolge reitet er in den Wald versinkt aber in so tiefen Schlaf (Versteinerung), dass ihn weder das Nahen des Ungeheuers noch das Bellen und Scharren seines Hundes (hilfreiches Tier) weckt. Er findet durch den Lindwurm den Tod.

Ihn rächt in der uns überlieferten Sagenverknüpfung der junge Held Wolfdietrich, in dessen Kindheitsgeschichte die Motive des Vaters, der seine Tochter abschliesst, die Verleumdung der Frau durch den abgewiesenen Freier, die Aussetzung u. a. in bekannter Bedeutung hineinspielen. Im Kampf mit seinen Brüdern um das Erbe flieht Wolfdietrich zu Ortnit um Hilfe. Als er dessen Tod erfährt, zögert er nicht, ihn zu rächen. Wie der zweite Bruder im Märchen verfällt er fast dem gleichen Schicksal, vermag sich aber im entscheidenden Moment durch das Schwert Ortnits zu retten. Er besiegt den Drachen, wie auch die aufrührerischen Vasallen und erhält zum Lohne dafür die Hand von Ortnits Witwe, mit deren Unterstützung er die Brüder besiegt und sein Reich erobert. — Wir erkennen leicht die bekannten Züge unseres Märchens wieder und müssten daraus schliessen, dass Wolfdietrich den Tod seines Bruders rächt und dessen Witwe heiratet. Das ist nun allerdings, wenn auch nicht in der oberflächlichen historischen, so doch

---

[1]) In diese Gruppe gehört nach Grimms Anmerkungen auch die Sage von den Blutsbrüdern, von denen der eine die Stelle bei der Frau des andern einnimmt, aber ein Schwert dazwischen legt, und schliesslich vom Aussatz befallen wird (nach Grimm = Versteinerung), wovon ihn der treue Freund durch das Blut der eigenen Kinder befreit. Diese werden dann vom Geretteten durch ein Wunder wieder belebt. Ebenso gehört hierher das Märchen vom „treuen Johannes" (Nr. 6), zu dessen Rettung aus der Versteinerung (Wiederbelebung durch Blut) der König seinen eigenen Söhnen den Kopf abschlägt, den ihnen der treue Johannes wieder aufsetzt. In einer Version ist dieser selbst des Königs Ziehbruder. — Auch das Märchen vom „Lebenswasser" (Nr. 97) und manches andere würde auf Grund unserer Deutung in vielen Punkten verständlich. — Der Einreihung all dieser Überlieferungen in die Gruppe der Brüdermärchen entsprechend nimmt Wundt (Völkerpsych. II. Bd. 3. Teil, Leipzig 1909, S. 271 ff) den „Begriff des Zwillingsmärchens in einem weiteren Sinne", indem er darunter „alle die Märchen- und Mythenstoffe zusammenfasst, in denen zwei Persönlichkeiten, die der gleichen Generationsstufe angehören, durch ihre Handlungen in ein freundliches oder feindliches Verhältnis treten . . ."

in der zugrunde liegenden mythischen Schichte der Erzählung nachweisbar und den Forschern längst bekannt. Wenn wir Jiriczeks zusammenfassender Darstellung der „Deutschen Heldensage" folgen (Sammlg. Göschen Nr. 32)[1]), so erfahren wir, dass in der uns vorliegenden Überlieferung zwei Sagen verschiedenen Ursprungs, die miteinander nichts zu tun hatten, verbunden seien: eine mythische von Ortnit und die historische von Wolfdietrich, wobei dieser an Stelle einer der Ortnitsage angehörigen mythischen Figur getreten sei. Eine reinere Fassung der Ortnitsage wäre bruchstückweise in der Thidreksage erhalten, wo König Hertnit im Kampf mit einem Drachen erliegt, ein Held (Thidrek von Bern) den Drachen besiegt und die Witwe heiratet. „Aus Andeutungen und Sagentrümmern skandinavischer Überlieferung lässt sich eine ältere Gestalt der Sage erschliessen, wonach der Bruder des Gefallenen die Rächerrolle übernimmt. Dieses mythische Brüderpaar heisst im Nordischen ‚Haddingjar', deutsch lautgerecht „Hartungen", vgl. den Namen Hartnit (Hertnit), woraus das mhd. Ortnit entstellt ist. Von diesen Namen geleitet, hat Müllenhoff in scharfsinniger Weise den Zusammenhang der Hartungensage mit einem ostgermanischen Dioskurenmythus erschlossen" (Jiriczek S. 146 f.)[2]). Ist hier das ursprünglich brüderliche Verhältnis der beiden Helden durch vergleichende Mythenforschung festgestellt, so erkennen wir auf Grund unserer Deutung hinter dem pietätvollen Rächeramt das eigentlich rivalisierende Verhältnis und wissen, dass im tieferen Sinne einer psychologischen Deutung der benachteiligte Bruder den begünstigten Nebenbuhler in Drachengestalt erschlägt, um dessen Witwe zu besitzen, ganz wie der Ödipus der griechischen Mythe. Die Ersetzung des Bruders durch ein Ungeheuer stellt dabei eine besondere Form des Zweikampfes mit dem unkenntlichen Vater dar, der in zahlreichen Überlieferungen — auch von Ortnit und seinem übermächtigem Vater Alberich — berichtet wird[3]). Dieser unerkannte Zweikampf selbst ist das Gegenstück zum unerkannten (inzestuösen) Geschlechtsverkehr, der in unserer Märchengruppe durch das Motiv des Gattentausches (abgeschwächt durch das symbolum castitatis) vertreten ist.

---

1) Man vgl. auch die jüngste Spezialarbeit von H. Schneider: „Die Gedichte und die Sage von Wolfdietrich". München 1913.

2) Auch das Dioskuren-Motiv selbst, die Rächung der geraubten und geschändeten Schwester durch ein Brüderpaar, das sich bei verschiedenen Völkern findet, hat ursprünglich den Kampf zweier (Zwillings-) Brüder um die gemeinsam geliebte Schwester (resp. Mutter) zum Inhalt, der mit der Kastration des Gegners geendet haben mag, wovon ein Nachklang im Sinne der scharfsinnigen Vermutung des Naturmythologen Schwartz noch im Namen des griechischen Dioskuros Kastor (von castrare) enthalten sein soll.

3) Dies zeigt hübsch ein (v. R. Köhler, Kl. Schr. I, 21 ff mitgeteiltes) gälisches Märchen (Variante zum Grimmschen Märchen Nr. 21), wo zwei Brüder um eine Ritterstochter freien und unerkannt miteinander kämpfen.

So führt also das Märchen in letzter Linie auf den primitiven Familienkonflikt mit dem übermächtigen Vater zurück und stellt für den benachteiligten Sohn oder Jüngsten in verhüllter Einkleidung eine Wunschkorrektur der unlustvollen Realitätsanpassung dar. Wenn wir darum bemerkt haben, dass die Mythenbildung mit der fortschreitenden Milderung urzeitlicher Greuel zu pietätvoller Menschenachtung und Nächstenliebe ein Stück der ethischen Kulturentwicklung widerspiegle, so darf nicht unerwähnt bleiben, dass daneben unbedenklich alte Reste primitiven Affektlebens im Märchen fortleben. Es zeigt so allerdings die Entwicklung ethischen Empfindens, aber nicht in der Form, wie sie sich wirklich vollzogen hat, nämlich mit Verzicht auf ehemalige Lustquellen und endlicher Anpassung an die harten Forderungen der Realität, sondern immer noch mit Festhaltung an den alten primitiven Befriedigungsarten, die in der Form verhüllter Wunschphantasien unter der moralischen Oberflächenschichte symbolisch Erfüllung finden.

Ein für das Märchen typisches Beispiel hierfür, das zugleich den primitiv-menschlichen Kern der mythischen Einkleidung enthüllt, hat uns die Aufzeigung des Stammbaums der Brüdermärchen geliefert. Es lebt darin, wie letzten Endes in fast allen mythischen Gebilden, die alte unumschränkte Macht des Pater familias fort, gegen die sich der Sohn in einer ursprünglichen Schichte der Phantasiebildung erfolgreich auflehnt. Stand dem Vater, wie es die primitiven Verhältnisse voraussetzen, unumschränktes Recht über das Leben der männlichen Familienmitglieder (einschliesslich der Söhne) und über den Leib der weiblichen (einschliesslich der Töchter) zu, so ist es begreiflich, dass das Streben des Sohnes dahin ging, diese Vorrechte des „Vaters“ für sich in Anspruch zu nehmen, und zwar zunächst durch entsprechende Handlungen, welche jedoch die väterliche Machtentfaltung noch stärker herausforderten. Der Vater kann von dem Recht, die ihm unbequemen erwachsenen Söhne als Nebenbuhler um die Macht aus dem Verband auszustossen oder als sexuelle Rivalen zu kastrieren, ausgiebigen Gebrauch gemacht und auf diese Weise die entsprechenden Revanchegedanken des Sohnes zu intensiven Rachegelüsten gesteigert haben. Dieses Stadium der Kulturentwicklung spiegeln nach einem Gedanken Freuds die zahlreichen Märchen wieder, in denen die herangewachsenen Söhne, wie in unserer Gruppe, vom Vater (oder älteren Bruder) ausgetrieben werden (Aussetzung), um sich in fremden Reichen Ruhm und Weib zu erringen. Während aber in früher Kulturentwicklung die Wirklichkeit tatsächlich diese Opfer und Anstrengungen vom Sohn gefordert hat, sucht er sich in der Phantasiebildung gleichsam dafür zu entschädigen, indem er die neue Heimat nach dem Bilde der alten verlorenen, den fremden König, in dessen Dienste er tritt, mit den Zügen des eigenen Vaters (Familienroman), die begehrten und eroberten Liebesobjekte

nach dem Typus der vergebens ersehnten inzestuösen bildet. So wird der Held des ägyptischen Brüdermärchens, der die Mutter verführen will, vom bevorzugten Rivalen (Vater, Bruder) ausgetrieben (Verfolgung mit gezücktem Messer), oder entmannt (Selbstkastration), oder getötet (Aufenthalt im Zederntal). Das Bild der Mutter folgt ihm aber überall hin; er lebt mit dem Götterweib, bis sie ihm durch den König entzogen wird, in dem wir eine Vaterimago erkannten. Der Held folgt ihr an den Hof, was nichts anderes darstellt als die wunschgemäße Wiederkehr in das (unkenntlich gemachte) Elternhaus, wo der Sohn nunmehr am Deckbild fremder Personen die unerlaubten und von der Realität versagten Wunschbefriedigungen durchsetzen kann. Das gleiche Schema von der rücksichtslosen Durchsetzung des am meisten benachteiligten jüngsten Sohnes zeigt eine Reihe von Märchen, sowie die Mehrzahl der Mythen in einer ursprünglichen Schichte, die jedoch im Verlauf des Kulturfortschritts und der damit verbundenen Ein- und Unterordnung des Menschen unter die obrigkeitlichen Gewalten von den ambivalenten Gegenregungen der Reue und Pietät im Sinne der väterlichen Einstellung überlagert wird[1]). Auf dieser Stufe der Mythenbildung treten dann die ethisch hochwertigen, psychologisch sekundären Motive der Vaterrache, der Bruderliebe, der Verteidigung der Mutter oder Schwester gegen lästige Angreifer in den Vordergrund. So lange die rücksichtslos sexuellen und egoistischen Urmotive das bewusste Handeln und Denken des Menschen beherrschen dürfen, hat er weder die Nötigung, noch die Fähigkeit zur Mythenbildung. Erst dem allmählichen Verzicht auf reale Durchsetzung dieser Regungen geht die Ersatzbefriedigung in der Phantasiebildung parallel, deren jeweilige Kompensationen es gewissermaßen dem Menschen ermöglichen, einzelne Regungen fortschreitend und erfolgreich zu unterdrücken. Die mythische Erzählung, wie sie ins Bewusstsein eintritt, ist jedenfalls kein unentstellter Ausdruck der primitiven Regungen, da sie sonst nicht bewusstseinsfähig werden könnte, andererseits wird sie aus demselben Grunde nicht von der menschlichen Familie erzählt, was noch immer zu anstössig wäre, sondern

[1]) Gewiss gibt es, wenn auch in beschränkterem Maße, ursprünglich von gehemmten Wunschregungen des Vaters ausgehende Phantasiebildungen. Besonders scheinen hierher die zahlreichen Mythen und Märchen zu gehören, welche die sexuelle Verfolgung der Tochter durch den Vater zum Inhalt haben und deren oft hochkomplizierte Wunschmechanismen Zeugnis davon ablegen, wie schwer diese primitiven Verzichte dem Menschen fallen. Das Schema ist in ähnlicher Weise wie beim Sohnesmythus die Ersetzung der Familie: Ein König verfolgt seine Tochter mit Liebesanträgen, sie flieht und gelangt nach mancherlei Abenteuern zu einem König, der sie heiratet, in dem man aber eine mehr oder weniger deutliche Doublette des Vaters erkennt. — Auch in Wirklichkeit wird die Tochter, die sich der sexuellen Gewalt des Vaters durch die Flucht entzogen hat, dem Manne gegenüber, der sie aufnimmt und schützt, in ein kindliches Abhängigkeitsverhältnis geraten.

auf überirdische Wesen bezogen, seien es nun die rätselhaften, mächtigen Himmelskörper, oder die dahinter waltend gedachten Götter oder die zu solchen erhöhten Heroen. So erklärt sich vielleicht der Widerspruch, dass die Mythen bewussterweise naive Naturerkenntnis darstellen und vermitteln konnten, während die Form der mythischen Erzählung rein menschliche Elemente bilden, deren besondere affektive Stauung die eigentliche Triebkraft für die Mythenbildung abgibt.

Unter diesem Gesichtspunkt wäre die Mythen- und Märchenbildung eher als ein Negativ der Kulturentwicklung zu betrachten, gewissermaßen als Ablagerungsstelle der in der Realität unverwendbar gewordenen Wunschregungen und unerreichbaren Befriedigungen, auf die das heutige Kind zugunsten der Kultur ebenso, wenn auch schwer und ungern, verzichten lernen muss, wie seinerzeit der primitive Mensch. Diese Funktion der Aufnahme und symbolisch eingekleideten Befriedigung sozial unverwendbarer Triebregungen teilt aber der Mythus mit der Religion, mit der er lange eine untrennbare Einheit gebildet hat. Nur haben es die wenigen grossen Religionssysteme der Menschheit in der Umwandlungs- und Sublimierungsfähigkeit dieser Triebe, in dem Grade der Verhüllung ihrer Befriedigung und in der dadurch ermöglichten ethischen Höhe der Gesinnung zu einer Vollkommenheit gebracht, die sie weit über den primitiven Mythus und das naive Märchen, mit denen sie doch die wesentlichen Triebkräfte und Elemente gemeinsam haben, hinaushebt.

III.

Religionswissenschaft.

Die Religion ist nicht von jeher die unzertrennliche Begleiterin der Menschheit gewesen, vielmehr hat in der Entwicklungsgeschichte ein präreligiöses Stadium einen breiten Raum eingenommen und mit diesem müssen wir uns zunächst beschäftigen, um einen Einblick in die psychische Genese der Religion zu erlangen.

Die den Menschen beherrschende Einstellung war in dieser Epoche die animistische, d. h. die Primitiven bevölkerten die Welt mit Wesen, denen sie Leben und Beseeltheit, wie sich selbst zuschrieben; die Erkenntnis unbelebter Objekte der Aussenwelt ging ihnen noch ab. Um zu dieser Auffassung zu gelangen, musste sich der Mensch erst die Fähigkeit erwerben, zwischen den Vorgängen der Aussenwelt und den endopsychischen Wahrnehmungen scharf zu unterscheiden. Solange die Zweiteilung in Innen- und Aussenwelt, Ich und Nicht-Ich nicht vollständig ausgebildet war, konnte sich die Erkenntnis nicht befestigen, dass die auf halluzinatorischem Wege herstellbare psychische Realität von der mit den Sinnen wahrgenommenen objektiven verschieden ist. Erst schrittweise erzwingt sich die Realität nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch die Anerkennung ihrer selbständigen Existenz, so dass der Notwendigkeit, sie mit den ihr angemessenen realen Mitteln zu beherrschen, nicht blos reflektorisch Folge geleistet wird. Mit fortschreitender Realanpassung musste auf das bisherige, durch die Vertauschung der objektiven mit der psychischen Realität begründete Allmachtsgefühl zum grossen Teile verzichtet werden und dasselbe rettete sich nun auf das Gebiet der endopsychischen Befriedigung, ins Phantasieleben.

Hier ist also der Ausgangspunkt aller jener Bildungen zu suchen, welche darauf abzielen, dem Menschen die Lustbefriedigungen, die er dem Kulturfortschritt opfern musste, auf einem der Realität entzogenen, psychisch autonomen Gebiet zu gewährleisten. Die Phantasiebefriedigung hat zunächst wohl noch keine differenzierten Formen, erst allmählich gewinnt sie fest umrissene Gestalt.

Als unmittelbare Vorstufen der Religion gelten der Totemismus und die Tabuvorschriften. Für beide ist charakteristisch, dass ihnen die Voraussetzung der Existenz höherer Wesen nicht innewohnt, sondern dass ihre Gebote und Verbote als selbstverständlich und in sich begründet auftreten. Wenn wir die in ihnen enthaltenen Einschränkungen und Verbote in ihren wesentlichen Formen betrachten, so finden wir, dass sie dazu dienen, der Realisierung bestimmter Wünsche die Gelegenheit zu entziehen. Die Aufstellung dieser Regeln lässt also einerseits erkennen, dass man das allgemeine Vorhandensein dieser Wünsche annahm, andererseits, dass man jede Versuchung nach Kräften vermeiden wollte. Sie sollen einen mit grosser Mühe und Energieaufwand zustande gebrachten, für das Wohl der Gesamtheit auch sehr wichtigen Verzicht sichern. Wenn die Auffassung der Psychoanalyse richtig ist, dass die wesentliche Voraussetzung der Kultur in der Verdrängung intensiv lustbetonter, aber jeder sozialen Entwicklung entgegenwirkender Strebungen besteht, so muss das durch die primitiven Verbote Betroffene als tiefste Schichte des Unbewussten wiederkehren. Tatsächlich stellt sich als eine der wichtigsten Funktionen des Totemismus die Verhinderung des Inzestes dar und der bedeutsamste Fall des Tabu, das Tabu der Herrscher, ist deutlich darauf berechnet, die Gewaltanwendung gegen das Oberhaupt, das ja ursprünglich mit dem Familienoberhaupt zusammenfiel, unmöglich zu machen.

Als Folge dieser Verbote und der stets aufs neue andrängenden Auflehnung dagegen stellte sich eine psychische Spannung her, die von dem Individuum als Angst empfunden wurde. Als Mittel zur psychischen Ausgleichung dieser Spannung bot sich der Mechanismus der Projektion in die Aussenwelt dar, wodurch der Konflikt erledigt und die bisher unbestimmte Angst auf imaginäre Objekte geworfen werden konnte. Dies war um so leichter möglich als die animistische Anschauung den Projektionsmechanismus vorgebildet hatte, so dass die auf Grund dieser Anschauung entstandenen, die Aussenwelt bevölkernden beseelten Wesen dadurch zu Dämonen wurden, dass man ihnen den Willen und die Macht zu schaden zuschrieb. Mit dem Dämonenglauben ist die erste religiöse Stufe erreicht. Hand in Hand mit ihm geht die Ausgestaltung der Magie und Zauberei als Techniken, welche die Beeinflussung der Dämonen erzielen sollen, teils in der Absicht sie zu verscheuchen, teils um sie unterwerfen oder gnädig stimmen zu können.

Der Dämonenglaube erhielt dadurch eine neue Richtung, dass die Geister zu eindrucksvollen Naturvorgängen und den Himmelskörpern in Beziehungen gesetzt wurden; damit begann der Aufbau der Mythologie, während die Magie ihre Fortsetzung in Kult und Ritus findet. Überall aber lassen sich noch bis in die feinsten Ausläufer die ursprünglichen Totem- und Tabuanschauungen erkennen.

Die Bedürfnisse, einerseits die Vorgänge der Natur sich durch Vermenschlichung näher zu bringen und andererseits die eigenen menschlichen Gefühlskonflikte durch das Hinausverlegen in die Natur zu erledigen, trafen in der Tendenz zur Mythenbildung zusammen. Die bisher unbestimmt vorgestellten Dämonen nehmen die charakteristischen Züge der einzelnen Naturphänomene an und werden in Beziehungen zu einander gebracht, die den menschlichen nachgebildet sind und gleichzeitig die gegenseitige Einwirkung jener Naturvorgänge aufeinander darstellen sollen. Dadurch werden die Dämonen nach und nach zu Göttern erhoben. Da die versagten und später verdrängten Wünsche die Phantasie immer aufs neue anspornen, werden, solange der mythenbildende Prozess überhaupt noch im Flusse ist, denselben Naturvorgängen stets neue Gestalten und Geschichten unterlegt und daraus erklärt sich die Vielgestalt im Pantheon aller antiken Religionen.

Die soziale Funktion der Mythologie ist es also, die schädlichen verdrängten Triebe soweit es geht auf den Weg der Phantasiebefriedigung zu leiten und ihre Hinausweisung aus der Realität zu befördern. Da aber auch ein Stück der ursprünglichen tatsächlichen Befriedigung gebieterisch ihr Recht fordert, werden dazu nach dem Prinzip der Wiederkehr des Verdrängten aus dem Verdrängenden gerade jene Einrichtungen benützt, welche zur Verhütung der Durchsetzung geschaffen worden waren. So wurden die Strebungen, denen die mythenbildende Phantasie einen Ausweg eröffnet hatte, der die Gesamtheit — Horde, Stamm, Volk, Staat — vor ihrer Verwirklichung schützen sollte, durch die andere Hälfte der Religion, nämlich durch Kult und Ritus erst recht wieder zurückgeführt. Die Religion ist eben, wie jedes Produkt des Konfliktes zwischen Unbewusstem und Verdrängung, eine Kompromissbildung. Der Zwiespalt, der darin liegt, dass sie den Weg zur Gesittung frei macht und doch das Kulturfeindlichste unter gewissen Bedingungen gestattet, begleitet sie auf ihrem ganzen Entwicklungsgange. Zuzeiten kann der Kompromiss auch völlig missglücken und der religiöse Fanatismus, der dann zur Herrschaft gelangt, ist ein Werkzeug der Vernichtung für alles, was die Existenz der menschlichen Gesellschaft ermöglicht.

Aber schon auf der allerersten Stufe begegnen wir diesem inneren Zwiespalt. Noch ehe es religiöse Mythen oder Ritual gab, wurde das Tabu der Herrscher nicht nur dazu benützt, um ihre Person zu schützen, sondern auch um sie durch das strenge Zeremoniell auf das gründlichste zu quälen. Die Tötung des Totemtieres, die gewöhnlich streng verboten ist, wird an gewissen Festtagen nicht nur gestattet, sondern geradezu als religiöse Pflicht gefordert. Aus diesem Brauch entwickelt sich das Opfer, wobei als Motivierung hinzutritt, dass der Mensch das, was er sich versagen musste, dem Gotte abtrat, um es später zu feier-

lichen Anlässen sich selbst als Diener und Stellvertreter des Gottes zu gestatten[1]. Das Opfer geht daher auf die Voraussetzung der Identifizierung mit der Gottheit zurück; ganz in diesem Sinne sagt auch S. Reinach (Orpheus p. 63): „Si les legendes humanisent les dieux, les rites tendent a diviniser les hommes.“ So konnte bei den zu göttlicher Ehrung gefeierten Festen auch der streng verpönte Inzest als heilige Orgie wieder aufleben.

Diese Wiederkehr des Verbotenen ist kein einfacher Rückfall, der das Antisoziale wieder aufleben lässt, sondern zu ihrer Ermöglichung ist der Umweg über Phantasievorstellungen Bedingung; und wenn sie auch den Bereich des rein Psychischen verlassend schliesslich in Handlungen auslaufen, so sind diese doch ganz mit phantastisch-symbolischen Elementen durchsetzt. Zur Erleichterung dieses Kompromisses zwischen Phantasie und Wirklichkeit wird die kultische Handlung in Hinsicht auf Zeit und Ort aus dem Alltag herausgehoben und über ihn erhöht. Dadurch wird das Übergreifen in die gewöhnlichen sozialen Beziehungen gehindert, so dass trotz Durchsetzung des Unerlaubten keine Friktion mit den kulturellen Anforderungen droht.

Alle diese religiösen Übungen haben als Kompromissprodukte ein Doppelantlitz: Ihre Wirkung besteht in der Ermöglichung des Verzichtes auf gesellschaftsfeindliche Triebbefriedigung, ihr Wesen liegt in deren Gestattung, teils bloss in der mythenschaffenden Phantasie, teils durch kultische und rituelle Ausübung der in dieser Phantasie dargestellten verbotenen Akte.

Mit den steigenden Ansprüchen der Verdrängung wird auch die eingeschränkte festliche Art der Begehung als anstössig empfunden und nicht mehr in unverhüllter Form gestattet. An ihre Stelle treten eine Reihe ritueller Akte, welche in mannigfacher Variation die ursprünglichen Handlungen in symbolischer Umschreibung wiederholen. Ähnlich erfährt das religiöse Zeremoniell bei seiner Entwicklung aus den primitiven Vorschriften immer weiter gehende Entstellungen, die nicht selten die vollständige Ablösung vom ursprünglichen Sinn erreichen können. Unter diesen Zeremonien heben wir eine besonders interessante Gruppe hervor, die wir überall, von den primitivsten bis zu den höchst entwickelten Verhältnissen antreffen. Es sind dies die verschiedenen Reinigungs- Sühne- und Busshandlungen, welche das unterirdisch alle Religionen durchziehende Schuldgefühl verraten. Dieses vollkommen regelmäßige Vorhandensein des Schuldgefühls beweist uns, dass das ganze Gebäude der Religion auf der Grundlage der Triebverdrängung errichtet ist.

[1] „Was der Mensch nicht ist, aber zu sein wünscht, das stellt er sich in den Göttern als seiend vor.“ (Feuerbach.)

Eine andere Ausgestaltung der religiösen Akte knüpft an die bereits erwähnte Magie an. Die magische Beeinflussung besteht darin, dass ein gewünschter Effekt durch Handlungen oder Reden (Formeln) herbeigeführt werden soll, welche irgend einen assoziativen Zusammenhang mit ihm haben, aber keineswegs ausreichend sind, um ihn nach den Naturgesetzen zu erzeugen; z. B. die Schädigung eines Feindes durch Verletzung seines Abbildes. Dieses Hinwegsetzen über die Naturgesetze ist der Rest des Allmachtsgefühles, das seine Quelle in der Überschätzung der psychischen Realität hatte und auf das der Mensch, soweit die Realitätsanpassung ihn dazu zwang, verzichten musste. Die Magie hat zur Voraussetzung den Glauben, dass die Kraft der Wünsche allein ausreiche, um schwierige, oft unmögliche Veränderungen in der Aussenwelt zu erwirken. Der Glaube an die Allmacht der Gedanken gipfelt in der Überzeugung an die Macht des Wortes, die so tief wurzelte, dass man es für genügend hielt, den Namen einer Person auszusprechen, um auf sie im gewünschten Sinne einzuwirken. Diese Vorstellung von der Zauberwirkung des Wortes ist die Grundlage des Gebetes; denn mit Aufgeben der Vorstellung einer direkten Beeinflussung durch das Wort tritt an deren Stelle die an ein persönlich gedachtes, übernatürliches Wesen gerichtete Bitte, welche sich auf zweifache Weise als direkte Fortsetzung des Glaubens an die Allmacht der Wünsche verrät. Einerseits erwartet der Betende, dass das feierliche Aussprechen seiner Wünsche hinreiche, um den Gott zu deren Vollziehung zu veranlassen, andererseits hat er sich damit das Allmachtsgefühl, auf das er verzichten musste, indirekt durch Abtretung an die Gottheit bewahrt, mit der er sich unbewusst identifiziert. Der letzte Schritt in der religiösen Durchdringung des Gebetes drückt dann die Bedeutung des Wortes herab und verinnerlicht das Verhältnis zum Gott, indem es den Glauben in den Mittelpunkt stellt und von ihm den Erfolg des Gebetes abhängig macht.

Der primitiven Menschheit erschien es selbstverständlich, dass alles dasjenige, was ihr verboten war, der Gottheit oder dem Menschen im Dienste der Gottheit erlaubt sein sollte. Diese ausnahmsweise Freiheit galt sogar als ein wesentliches Attribut des Gottes und seiner auserwählten Diener, der Könige und Priester. Dadurch wurden dieselben mit der Glorie des Übermenschentums umgeben, insbesondere, wenn ihnen die inzestuöse Ehe erlaubt oder sogar geboten war, wie z. B. den persischen Priestern und den ägyptischen Herrschern.

Mit dem Aufstieg vom Dämon zur Gottheit geht ein Umschwung in der Einstellung einher, die auf der Ambivalenz der an allen religiösen Bildungen beteiligten Triebkräfte beruht. Während ursprünglich nur die Feindseligkeit gegen den Vater und die Rivalität mit seiner Übermacht, sowie der daraus entspringende Wunsch ihn zu beseitigen zum

Ausdruck kam, zeigen höhere Entwicklungsstufen immer deutlicher die Einwirkung von Liebe und Verehrung, die der Sohn dem Vater gegenüber empfindet. Deshalb sind die Götter nicht wie die Dämonen nur feindliche Gestalten, die zürnen und strafen, sondern auch huldvolle, die beschützen und belohnen können. Insbesondere waren, seitdem sich zwischen Mutter und Sohn die Inzestschranke gefestigt hatte, aus übertriebener Scheu vor deren Überschreitung nicht bloss die rein libidinösen Begehrungen, sondern auch die damit untrennbar verbundenen zärtlichen Regungen unerlaubt geworden, wie die zahlreichen Tabuverbote beweisen, die den Verkehr zwischen Mutter und Sohn oft aufs äusserste beschränken. Auch diese im Liebesleben nicht voll verwertbare Zärtlichkeit sucht jetzt in der religiösen Phantasiewelt Befriedigung und erschafft die Figur der mütterlichen Gottheit — Istar, Isis, Rhea, Maria —, mildert aber zugleich die strengen Züge des Vatergottes. Diesen geliebten und verehrten Gestalten konnte man nunmehr alle jene dem Bewusstsein als Greuel erscheinende Eigenschaften und Handlungen nicht mehr zuschreiben. In diesem Sinne setzt eine sekundäre Bearbeitung ein, welche die einzelnen Legenden in einem dem ethischen und rationalen Niveau der Epoche angepassten Religionssystem zusammenfasst. Mit einem vollständigen Gelingen kann aber dieses Bemühen, wenn es auch mit dem grössten Eifer durch Jahrhunderte fortgesetzt wird, nie gekrönt sein, da die dabei wirksamen Triebkomponenten die Tendenz haben, immer wieder auf die krasse Urmythologie zurückzugreifen, wie noch bei einzelnen christlichen Sekten unserer Tage erkennbar ist.

Derselben Systembildung unterliegen mit der Zeit auch Kult und Zeremoniell, die ihrem Ursprung dadurch so entfremdet werden können, dass oft kaum eine Spur ihrer eigentlichen Bedeutung mehr zu erkennen ist. Eine Reihe der für die Systemisierung nicht tauglichen Gebote und Verbote fallen dann aus dem Rahmen der Religion ganz hinaus und verschwinden entweder oder leben, ihres religiösen Gehalts entkleidet, als hygienische Vorschrift, Sitte oder Gesetz fort.

Die in mythischer und kultischer Hinsicht sehr weit getriebene Ausgestaltung eines Religionssystems nimmt keine Rücksicht mehr auf Geschlecht, Alter und individuelle Einstellung der Einzelnen, sondern zwingt jedem Bekenner seinen gesamten Inhalt auf, obgleich der jeweils besonders ausgeprägte Triebanteil nur an einem bestimmten Stück desselben Befriedigung finden kann. Infolgedessen hat der Einzelne, wenn er auch das Religionssystem in seiner Gänze akzeptiert, doch immer nur zu bestimmten Teilen, die seiner individuell ausgeprägten Triebrichtung entgegenkommen, ein besonders inniges Verhältnis. So wird derjenige, in dessen eigenem Seelenleben die Lust am Zufügen oder Erdulden von Schmerz eine besondere Rolle spielt, die Passion mit viel grösserer Inbrunst aufnehmen und gläubig verehren als irgend

ein anderes Stück der christlichen Glaubenslehre. Wer die sexuelle Rivalität mit dem Vater intensiv empfunden hat, dem wird die Gestalt der jungfräulichen Mutter als Ebenbild der Erfüllung seiner eigenen kindlichen Wünsche besondere Verehrung abgewinnen. So zeigt sich, dass hinter der scheinbaren Einförmigkeit, welche die grossen Religionssysteme über ihre Bekenner ausbreiten, eine persönliche Verschiedenheit Platz hat, die in der mehr oder weniger bewussten Privatreligion des einzelnen ihren Ausdruck findet.

In den eben erwähnten Fällen dienen die religiösen Phantasien der Darstellung nicht nur verbotener, sondern auch verdrängter, dem Individuum fremd gewordener Wunschregungen. Diese können nur in entstellter und verhüllter Einkleidung vor das Bewusstsein treten und die Religion liefert die sozial anerkannten Formen, durch die dem Gläubigen das religiöse Zeremoniell erläutert wird. Wo aber individuelle Momente sich so stark in den Vordergrund drängen, dass sie sich weder der normalen Verdrängung, noch der durch die Religion ermöglichten sozialen Einordnung gefügt haben, dort setzt eine intensivere Form der Abwehr ein, welche nicht nur die Wünsche, sondern auch die entstellten Phantasien verdrängt und nur das dazu gehörige Zeremoniell unabhängig davon bestehen lässt. Das ist der Fall der Zwangsneurose, bei welcher der unmotivierte Impuls zur fortwährenden Wiederholung gewisser Zeremonien auftritt. Der Mechanismus des zwangsneurotischen Zeremoniells ist dem des religiösen auffällig parallel, nur dass die Zwangshandlungen dem Kranken, und noch viel mehr seiner Umgebung, vollkommen sinnlos erscheinen, während bei den Akten des religiösen Zeremoniells die allgemeine Anerkennung den fehlenden realen Zweck und Sinn ergänzt.

Die äusserste Konsequenz der von der sekundären Bearbeitung ausgehenden Systembildung ist die Dogmatik. Dieser rationalisierende Faktor schiebt sich durch sein Überwuchern trennend zwischen das Gefühlsleben des einzelnen und die für dasselbe geschaffenen religiösen Bildungen. Die Folge davon ist, dass von Zeit zu Zeit religiös besonders tief veranlagte Naturen diesen Zwiespalt fühlen, den erkältenden Umweg über das Dogma scheuen und aufs neue einen persönlichen Weg direkter Entladung suchen. Damit stellen sie zunächst für sich selbst ein Stück des alten verloren gegangenen Religionsinhalts wieder her. Haben solche Inspirierte dann noch die Fähigkeit auf ihre Mitwelt suggestiv zu wirken, so entsteht der Typus des Religionsgründers oder Erneuerers, dem ein stark mystischer Einschlag niemals fehlt, wie die Gestalten Christus', Mohammeds, Luthers bezeugen.

Auch wo es nicht zur Gründung einer neuen Sekte kommt, wird ein mystischer Gefühlsstrom unablässig in die Religion einmünden. Der Grundgedanke der Mystik ist das Wiederaufleben der uralten, schon

in der Idee des Opfers verwirklichten Vorstellung der Identifizierung mit der Gottheit, und zwar in der höchsten und innerlichsten Form, als unmittelbare Vereinigung der Seele mit ihrem Schöpfer. Aber auch in dieser späten und hochsublimierten Gestalt machen sich noch die Ansprüche des ursprünglich Verdrängten geltend, indem diese Identifizierung leicht die Züge einer sexuellen Vereinigung mit der Gottheit annimmt; dies ist bei vielen Mystikern durch die analytische Erforschung ihrer Bekenntnisse bis in die feinsten intellektuellen Ausläufer nachzuweisen und bei einzelnen, besonders bei ekstatischen Frauen, selbst bis zur bewussten Phantasie (Christus als Seelenbräutigam) fortgeschritten. In Erkenntnis der weiblichen und passiven Einstellung des Mystikers sagt Ludwig Feuerbach (in den Noten zum „Wesen des Christentums", Kröners Volksausgabe, S. 181) über ihn: „Sein Kopf ist stets umnebelt von den Dämpfen, die aus der ungelöschten Brunst seines begehrlichen Gemüts aufsteigen." — „Er setzt sich einen Gott, mit dem er in der Befriedigung seines Erkenntnistriebes unmittelbar zugleich seinen Geschlechtstrieb, d. h. den Trieb nach einem persönlichen Wesen befriedigt." — Die mystische Verzücktheit kann sich bis zu jenen Formen der Exaltation steigern, von denen uns die Religionsgeschichte zahlreiche Beispiele berichtet.

So wie ehemals der Animismus in der Magie, so besitzen auch die zur Regression ins Primitive neigenden Formen der Mystik gewisse Techniken zur Beherrschung der aus der Projektion des Unbewussten erschaffenen übernatürlichen Welt im Spiritismus, Okkultismus und Ähnlichem.

In der bisherigen Darstellung haben wir die psychoanalytische Stellungnahme zum Entwicklungsgang des religiösen Gefühls in den gröbsten Zügen skizziert. Es erübrigt uns noch ein wichtiges Problem, das in unseren Ausführungen keinen Platz gefunden hat, nachzutragen.

Wie erwähnt, stellen die primitiven Kulte einen teilweisen Durchbruch der verbotenen Wunschbefriedigungen in ein über den Alltag hinausgehobenes Stück der Realität dar. Es stimmt mit den psychoanalytischen Grundsätzen gut zusammen, dass uns als eine der bedeutsamsten und häufigsten kultischen Überlieferungen die inzestuöse Verbindung zwischen der Muttergöttin und ihrem Gatten-Sohne entgegentritt, wie in Babylonien Istar und Tammuz, denen Astarte und Adonis entsprechen, ferner in Ägypten Isis und Osiris, resp. Horus, dann Griechisch Kybele und Attis, Indisch Maja und Agni, Tanit und Mithra, endlich Japanisch Izanami und Izanagi u. v. a. Auch noch in der Apokalypse Johannis heisst die Himmelskönigin die Mutter des Siegers (12, 1), während sie an anderer Stelle als dessen Braut gefeiert wird (21, 9 fg). Robertson (Evang. Myth., S. 36) spricht direkt die Vermutung aus, dass die Beziehung Christi zu den Marien wahrschein-

lich auf einen alten Mythus hinweise, „wo ein palästinensischer Gott, vielleicht des Namens Joschua, in den wechselnden Beziehungen von Geliebter und Sohn gegenüber einer mythischen Maria auftritt." — Die teils unverhüllte, teils symbolisch unter gewissen Voraussetzungen gestattete Verübung des Inzests scheint diesen Kulten vielfach den geheimnisvollen Nimbus verliehen zu haben, wie wir es beispielsweise vom Attiskult durch eine Notiz bei Clemens Alexandrinus (Protr. 2) überliefert haben. „Der Sohn wird zum Geliebten, was der Inhalt der Mysterien des Attis und der Kybele gewesen zu sein scheint." (Roschers Lexikon d. griech. u. röm. Myth.)

Dieses zeitweilige Aufleben des Inzests in feierlicher und mystisch-symbolischer Weise erfuhr mit der Abschwächung und Ausgestaltung der Phantasiebildungen im Laufe der Entwicklung mannigfache Schicksale, von denen wir eines, das für die Religionsbildung besondere Wichtigkeit gewonnen hat, hier kurz verfolgen wollen.

Die Verdrängungsneigung gegen den Inzest macht sich in den angeführten Mythen und Kulten insofern geltend als der jugendliche, gewöhnlich schon mit Eintritt der männlichen Reife in geschlechtliche Beziehung zur Mutter-Gattin gebrachte Sohn unmittelbar nach diesem Höhepunkt der Befruchtung in der Blüte seiner Jahre einem frühen Tode verfällt. Dieses traurige Schicksal erweist sich deutlich in den Überlieferungen als Strafe für den verpönten Inzest, wo der Gattensohn, sei es von sexuellen Rivalen, sei es durch eigene Hand das Schicksal der Kastration erleidet, wie in den Berichten von Uranos, der mit seiner Mutter Gäa die Kinder der Welt zeugte, Attis, Adonis, Osiris u. a. m.

Dieses tragische Hinscheiden des jugendlich kräftigen Gottes wurde an die entsprechenden eindrucksvollen und bedeutsamen Naturvorgänge, wie Sonnenuntergang und Schwinden der Vegetation angeknüpft, und damit zunächst das psychische Bedürfnis nach regelmäßiger Wiederholung dieser der Triebbefriedigung dienenden kultischen Akte mit Berufung auf die Naturgesetze motiviert. Bei dieser Vergleichung des individuellen Schicksals mit den kosmischen Vorgängen kam aber noch eine andere, allen Menschen tief innewohnende und für die Religion- und Mythenbildung sehr bedeutsame Wunschregung auf ihre Rechnung: nämlich die Tendenz, die harte Notwendigkeit des Todes vor dem eigenen Bewusstsein abzuleugnen und ihre Anerkennung zu umgehen. Indem dieses Bedürfniss sich an die Kehrseite der für den Menschen traurigen Naturvorgänge anheftete, also an Sonnenaufgang, an die Wiederkehr der fruchtbaren Jahreszeiten etc., war für den im Dienste der Befruchtung geopferten Gott die Möglichkeit seiner Auferstehung gegeben, die tatsächlich in all den angeführten Überlieferungen ein wesentliches Element bildet. Hier setzt nun eine

weitere Phantasie ein, welcher die Symbolik der Erde als Mutter aller Lebewesen zu Grunde liegt, und die damit der individuellen Inzestphantasie eine breitere Grundlage und einen neuen Sinn verleiht. Aus dem abgeschnittenen Zeugungsglied des Gattensohnes, das die Muttergattin sorgfältig bewahrt (Isis, Kybele, Astarte etc.), spriesst die neue Vegetation und so erhebt sich auch aus der Mutter-Erde, in die der geopferte Gott oder sein wesentlichstes Attribut, der Phallus, eingesenkt wird, der wiedererstandene Gott zu neuem Leben [1]). Diese Auferstehung wird an den Inzestwunsch angeknüpft mit Hilfe der alten und typischen Phantasie, welche das Sterben als eine Rückkehr in den Mutterleib, den Tod als eine Fortsetzung des Zustandes vor der Geburt auffasst. Darum halten sich die geopferten Gottheilande vor ihrer Auferstehung in einer, oft von Wasser umspülten, Höhle auf, die den Mutterleib symbolisiert und bereits in der Geburtsgeschichte dieser Gottmenschen im gleichen Sinne verwendet ist. Auf diese Weise erschafft die religiöse Phantasie durch immer weitere Ausgestaltung der der Mutterlibido angehörigen Symbolik die typische Gestalt des geopferten und wiedererstandenen Gottheilands, dem die Phantasie der inzestuösen Wiedergeburt aus der eigenen Mutter zugrunde liegt (Jung).

Durch das allmähliche Zurücktreten dieser inzestuösen Bedeutung der Muttergottheit und das stärkere Vordringen des den einzelnen mit zunehmender Erkenntnis der Notwendigkeit des Todes immer mehr beherrschenden Unsterblichkeitswunsches kommt es zur Ausgestaltung der schon frühzeitig auftauchenden Jenseitsvorstellungen [2]), zu grossartigen Phantasien, die den Aufenthalt der Verstorbenen in einer der realen Welt mehr oder weniger angenäherten Unter- oder Überwelt zum Inhalt haben und dem Menschen nach Ablauf einer gewissen Zeit ein neues Leben auf Erden oder ein Fortleben im Jenseits verheissen. Damit wird der Trost, der ursprünglich dem einzelnen nur auf dem Umweg der unbewussten Identifikation mit dem Gottheros möglich war, offen und ausdrücklich gewährt.

Der Unsterblichkeits- und Auferstehungsglaube, in dem die meisten philosophisch geläuterten Religionssysteme gipfeln, zeigt, wenn man ihn auf die inzestuöse Wiedergeburt zurückverfolgt, die denkbar vollständigste Ablehnung des Vaters, an dessen Stelle sich ja der Sohn versetzt. Diese Ablehnung ist, — was sich in dem aus jeder Religion herausfühlbaren Schuldgefühl zeigt —, eine Folge der infantilen Rivalität und der Feindseligkeit, die sich im Unbewussten erhalten und von dort aus im religiösen

---

1) Feste, bei denen die verschiedensten Völker den Phallus verehrten, wurden in späterer Zeit auf die Wiedergeburt im Jenseits bezogen. (Nach Liebrecht Zur Volkskunde, 1879).

2) Vergl. Edm. Spiess: „Entwicklungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode auf Grund vergl. Religionsforschung dargestellt.“ Jena 1877.

Leben durchsetzen. Der spätere Dualismus vieler Religionen, in denen neben den Schöpfer der Zerstörer tritt, die ursprünglich in einer Gestalt vereinigt waren, ist eine Folge der Gefühlsspaltung, welche die Gegensätze in der unbewussten Einstellung zum Vater, wenn sie aufhören verträglich zu sein, durch gesonderte Darstellung (Zerlegung) in zwei oder mehrere Figuren erledigt (Ormuzd-Arhiman, Gott-Teufel). Der extremste Ausdruck der Überwindung des Vaters ist der Atheismus, bei dem sich das Individuum rein auf sich selbst stellt und keinen Schöpfer und Herrn anerkennt.

Daneben versiegt aber niemals die ambivalente Gefühlsströmung, welche an der Gestalt des Vaters festhält und Verehrung wie Dankbarkeit gegen ihn als die erste religiöse Pflicht empfindet. Für den einzelnen bleibt das Verhältnis, das er in der Kindheit zum Vater eingenommen hat, vorbildlich für die Stellung, die er später zum Weltenschöpfer und Vater im Himmel einnimmt. Auch wenn er sich, wie es zur Vollendung des Entwicklungsganges notwendig ist, vom Vater emanzipiert oder gegen seine Autorität auflehnt, kann er die in seiner infantilen Einstellung vereinigten Empfindungen der Liebe und Abhängigkeit vom Vater unbewusst beibehalten und in der Religion zum Ausdruck bringen.

Damit ist der Kreis geschlossen, da die Religion, die vom Verhältnis des Kindes zu den Eltern ausgegangen ist, in einem grossartigen Kompromissprodukt der darin enthaltenen ambivalenten Gefühlsregungen gipfelt.

IV.

Ethnologie und Linguistik.

Die für die ethnologische Betrachtung bedeutsamen Tatsachen können sowohl durch physische wie durch psychische Einwirkung bestimmter Faktoren, wie Abstammung, Religion, ökonomische Verhältnisse, Klima u. dergl. auf eine Volksgruppe hervorgebracht werden; die Mehrzahl dieser Determinanten machen ihren Einfluss gleichzeitig auf beiden Wegen geltend. Dadurch wird eine scharfe Sonderung zwar erschwert, doch darf trotzdem die Untersuchungsmethode nicht unterschiedslos dieselbe sein, da die physischen Konsequenzen jeder Beeinflussung durch die Biologie, die psychischen durch die Psychologie aufgeklärt werden müssen. Umgekehrt ist wieder jedes ethnologisch interessante Phänomen der Durchforschung nach beiden Richtungen hin bedürftig, da eine einseitige Auffassung keine vollständige Problemlösung liefern kann.

Die Psychoanalyse kommt selbstverständlich nur für den psychologischen Teil in Betracht, für diesen aber kann sie hervorragende Bedeutung gewinnen. Wir wissen, dass sehr Vieles in den Anschauungen und Gewohnheiten einer Volksgesamtheit, sei es auf dem Gebiete von Brauch und Sitte, sei es auf jenem von Religion und Sittlichkeit, sich nicht auf Vorgänge in dem bewussten Seelenleben ihrer Mitglieder zurückführen lässt. Wenn wir dem mystischen Begriff einer nicht durch Summation der Einzelpsychen entstandenen, über ihnen schwebenden „Volksseele“ fernbleiben wollen, werden wir zu der Annahme gedrängt, dass es sich um unbewusste Regungen handle. Diese müssen sich dann bei fast allen Individuen einer Kulturgemeinschaft in typischer Form wiederholen, weil sonst die Bereitwilligkeit der Gesamtheit, sich den von ihnen ausgehenden Beeinflussungen zu unterwerfen, unerklärlich wäre. Das grösste Verdienst der Psychoanalyse ist es eben, uns zur Bekanntschaft mit diesem typischen, unbewussten Seeleninhalt verholfen zu haben. Vor ethnologisches Material gestellt, werden wir uns geradeso wie bei einer individualpsychologischen Untersuchung fragen, welches

Stück des Unbewussten darin verkörpert sei und durch welche Mechanismen es seinen Ausdruck gefunden habe, wobei wir natürlich nie vergessen werden, dass nach Abschluss dieser Untersuchung noch weitere von anderen Seiten her notwendig sein werden.

Die Förderung der Ethnologie durch die Psychoanalyse gehört zum grössten Teile noch der Zukunft an; bisher wurde die Tatsache, dass eine Reihe von Gesamtheitsprodukten dem unbewussten Seelenleben nahestehen, mehr in umgekehrter Richtung ausgenützt, das heisst die Psychoanalyse gewann dadurch eine wertvolle Unterstützung, dass sie ihre Sätze auf einem ganz anderen Wissensgebiet anwendbar und durch den Erfolg der Anwendung bestätigt fand. In den Sitten und Gebräuchen der verschiedensten Völker wiederholt sich völlig getreu die Symbolik, die bei der Traumdeutung festgestellt worden war. So sind z. B. die mannigfaltigen Zeremonien, die Aussaat und Ernte begleiten, ebenso wie die Hochzeitsfeierlichkeiten fast ausnahmslos nur eine Häufung jener Symbolik, durch welche im Traum die Akte oder Organe der Fruchtbarkeit und Zeugung dargestellt werden. In dieser Hinsicht erwies sich die jüngere Schwesterwissenschaft der Ethnologie, die Folkloristik, besonders wertvoll, umsomehr als sie sich intensiv mit der Sexualität beschäftigte, an der die Ethnologie bisher oft achtlos vorbeigegangen war. Das folkloristische Material zeigt uns nicht nur den Aberglauben und die sonderbaren Vorschriften, die an die erotische Betätigung so häufig geknüpft waren, sondern darüber hinaus auch den Einfluss, den das mehr oder minder gehemmte Geschlechtsleben eines Volkes auf seine sonstige Sittlichkeit üben kann, und ergänzt damit die psychoanalytische Kenntnis von der Wirkung der Sexualverdrängung auf das Seelenleben des Einzelnen.

Wenn die Symbolik der Volkssitte und des von den Vorfahren überlieferten Brauches mit jener, in die sich das Unbewusste im Traum und verwandten Äusserungsformen kleidet, in vielen Fällen übereinstimmt, so müssen wir darin wohl mehr als ein blosses Spiel des Zufalls sehen. Das im I. Kapitel über die wesentlichen Züge und die Entstehung der Symbolik Gesagte genügt, um uns den Weg zur Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit dieser Erscheinung anzudeuten. Die Symbolik ist der Rest einer einstigen Identität zwischen dem Symbol und dem Dargestellten, die im primitiven psychischen Leben bestanden hat; diese kommt deshalb dort wieder zum Vorschein, wo einfachere Seelenvorgänge sich abspielen, die dem ersten Prinzip des psychischen Geschehens, der Lustgewinnung, unterstellt sind und dem Zwang der Realitätsanpassung nur wenig oder gar nicht Rechnung tragen. Die Symbole des Volksbrauches wären also wie jene der Traumsprache als Residuen einer untergegangenen Vorzeit anzusehen. Beim Traum hat die Analyse diese Annahme vollkommen verifiziert, denn als seine

Wurzel erwies sich das Zurückstreben ins Infantile, das sich durch die Wiederbelebung von Kindheitserinnerungen, aber auch durch die Anwendung infantiler Denkformen auf rezente Eindrücke (Tagesreste) durchsetzt. Die Vorzeit, auf welche das ethnologische Material hinweist, kann nicht dem Einzelnen angehören, sondern nur dem Volk in seiner Gesamtheit, in letzter Linie, da die Grenzen zwischen Volk und Volk in der fernsten Vergangenheit verschwimmen, der Menschheit. Diese Gleichsetzung zwischen individueller und Volks-Vergangenheit ist zwar bei der Symbolik am meisten in die Augen fallend, aber keineswegs auf sie beschränkt. Eine eingehende Untersuchung ergab hinreichende Anhaltspunkte, um die Vermutung zu rechtfertigen, dass die sämtlichen primitiven Formen des Seelenlebens, wie sie dem Kinde eignen und im Unbewussten des Erwachsenen aufbewahrt bleiben, unter gewissen Einschränkungen mit den Vorgängen im Seelenleben der Wilden, soweit diese als Abbild der Urmenschheit gelten dürfen, identisch sind; ebenso, dass der weitere Entwicklungsgang, den das Kind durchmacht, um das Niveau des Kulturmenschen zu erreichen, als eine aufs äusserste verkürzte Wiedergabe des Weges aufgefasst werden kann, den die ganze Menschheit bis zur kulturellen Gegenwart durchschritten hat.

Wir haben gleich anfänglich die Verdrängung als das Resultat der auf das Individuum einwirkenden Gesamtkultur gekennzeichnet. Nunmehr sehen wir, dass auch ihr Gegenpart, das Unbewusste, über die Grenzen des Individuums hinausreicht und die Wiederkehr der Uranfänge unserer Gattung darstellt, bei denen jeder als Kind frisch beginnen muss, und die bei fortschreitender kultureller Anpassung dem Bewusstsein entzogen, aber niemals vernichtet oder wirkungslos gemacht werden. Vom Überbau des höheren Seelenlebens verdeckt, bleibt das Unbewusste dennoch lebendig und repräsentiert, da es gleichzeitig die Vergangenheit des Individuums wie die der Gattung in sich fasst, das Allgemein-Menschliche der Persönlichkeit, die Verbindung, die den Höchstentwickelten wie den Zurückgebliebenen mit der Gesamtheit verknüpft.

Diese durch die Psychoanalyse ermöglichte Hypothese ist nichts anderes als eine Übertragung des von Häckel aufgestellten, sogen. biogenetischen Grundgesetzes, demzufolge die Entwicklung des Individuums die Artentwicklung wiederholt, auf das psychische Leben. Die Frage liegt nahe, warum die Psychoanalyse als Voraussetzung einer solchen Hypothese unentbehrlich sein sollte, da doch die gründliche Beobachtung des Kinderseelenlebens dazu auszureichen scheint. Darauf ist zu erwidern, dass die in dieser Hinsicht bedeutungsvollsten Stadien bereits durchlaufen sind, wenn das Kind einer deutlichen Äusserung fähig und dadurch ein taugliches Studienobjekt geworden ist. Weitaus das Wichtigste kann man nur durch Er-

schliessung der im Unbewussten erhalten gebliebenen Reste aus jener Vorzeit, d. h. durch Psychoanalyse erfahren und gegebenen Falles mit den Mitteln einer durch diese Erfahrung geschärften Beobachtung beim Kinde bestätigt finden. Übrigens ist das Kinderseelenleben auch noch auf späteren Stufen keineswegs gründlich gekannt wie das allgemeine Fehlurteil in der Frage der Kindersexualität beweist. Mit der Psychoanalyse hat die vorurteilsfreie Beobachtung des Kindes erst begonnen, da der über die eigene Verdrängung nicht aufgeklärte Forscher kaum imstande ist, den ganz oder teilweise verdrängungsfreien Geisteszustand des Kindes im wahren Lichte zu erblicken.

Eine wichtige Stütze für die hier entwickelte phylogenetische Hypothese liegt in der Tatsache, dass der Parallelismus sich in gewissen Fällen nicht bloss auf das Innenleben beschränkt, sondern auch nach aussen hin in Erscheinung tritt. Wir zielen damit auf einzelne typische Symptome der Neurotiker, insbesondere der Zwangskranken, welche die abergläubischen Gebräuche der primitiven Völker genau wiederholen. Sowohl die für das Verhalten der Wilden geltenden Vorschriften wie die den Symptomen zugrunde liegenden Impulse waren völlig unverständlich und zwar den Personen, die unter ihrer Einwirkung handeln, ganz ebenso wie dem sie untersuchenden Forscher. Die Psychoanalyse führt beide Phänomene auf denselben Ursprung zurück, der diese Seltsamkeit erklärt, nämlich auf das Unbewusste, unter dessen Herrschaft der Neurotiker und der Primitive in weit höherem Grade stehen, als der normale Kulturmensch.

So entspricht z. B. der oft zu beobachtenden neurotischen Scheu vor offenen Klingen, spitzen Gegenständen u. dergl. eine Tabu-Vorschrift, die verbietet, die Waffen an bewohnter Stätte aufzubewahren; die Zwangsvorstellung, dass der Tod eines Menschen durch die eigenen bösen Wünsche verursacht werden könne, wird durch den Glauben an die Möglichkeit der Schädigung des Feindes durch magische Formeln wiederholt; die der Lebensfreude absagende Trauer der Neurotiker um geliebte Personen findet in der Angst der Wilden vor ihrer Wiederkehr als feindliche Dämonen Ausdruck[1]); wie die Beziehungen des Neurotikers zu den für ihn bedeutungsvollen Personen zwischen maßloser Liebe und Hass abwechseln, ist auch der Wilde gegen einige für ihn besonders wichtige Personen, vor allem gegen seinen Herrscher und die Stammesfremden ambivalent eingestellt, so zwar, dass ihnen bald hingebungsvollste Verehrung, bald erbarmungslose Feindseligkeit entgegengebracht wird; vor allem aber lassen die zahllosen strengen Vorschriften, die ein ungestörtes Beisammensein von verschiedengeschlechtlichen Familienmitgliedern —

1) „Jeder Tote ist ein Vampyr, die ungeliebten ausgenommen". Friedrich Hebbel, Tagebuch vom 31. Januar 1831.

Mutter und Sohn, Schwiegermutter und Schwiegersohn, Bruder und Schwester — verhindern sollen, erkennen, dass beim Wilden die für die Ätiologie der Neurose maßgebende überstarke Inzestangst besteht, die nur aus einer höchst intensiven Inzestversuchung zu erklären ist.

Die Komplexe, die das Familienleben des Neurotikers stören, spielen also auch in der primitiven Familie eine kulturhistorisch bedeutsame Rolle.

Die Parallele zwischen psychischer Onto- und Phylogenese ist mehr als ein interessantes Aperçu; in zahlreichen Fällen kann gezeigt werden, dass das, was die Psychoanalyse als bedeutungsvollen Faktor der Individual-Entwicklung erwiesen hat, auch für die kulturelle Entwicklung von besonderer Wichtigkeit gewesen ist und deshalb in sinngemäßer Anwendung zur Lösung der schwierigsten ethnologischen Probleme beitragen kann. Freilich muss dabei behutsam vorgegangen und der Verschiedenheit des Materials ausreichend Rechnung getragen werden. Zwar ist der grösste Teil der Entwicklung der Menschheit von innen heraus, durch die aus psychischen Quellen gewonnenen Energiemengen bewirkt worden, wie etwa die Aufrichtung der Tabu-Verbote mit ihren ethischen, religiösen und ästhetischen Nachfolgern samt den Bildungen, die zur Kompensation des durch diese Verbote auferlegten Verzichtes geschaffen wurden. Aber diese Entwicklung ist durch äussere Einwirkungen ausserordentlich stark beeinflusst, bald beschleunigt, bald verlangsamt, manchmal sogar in ganz andere Bahnen gelenkt worden. Die für die Einwirkungsweise der Aussenwelt maßgebenden Momente sind nun bei der Einzel- und Art-Entwicklung sehr oft fundamental verschieden. So ist z. B. die Feuererzeugung ein nicht nur für die physischen, sondern mittelbar auch für die psychischen Existenzbedingungen höchst bedeutungsvoller Akt gewesen. Wir dürfen annehmen — und die in der Ethnologie aufbewahrten Erinnerungsspuren beweisen es auch —, dass diese für den Urmenschen eminent wichtige Tätigkeit bei ihm grosse Affektquantitäten auszulösen imstande war und entsprechende Verschiebungen in seiner Libido-Besetzung der Aussenwelt zur Folge hatte. Die psychische Ökonomie konnte, nachdem diese neue Art der Affektabfuhr sich auf Grund des damit verbundenen grossen praktischen Vorteils fest etabliert hatte, auf eine neue Basis gestellt werden. Ebenso hat die Einführung des Ackerbaues überall einen psychischen Umschwung mit sich gebracht. Das Recht, die Mutter Erde aufzuwühlen und zu befruchten, brachte zahllose das Leben beengende Tabu-Verbote in Wegfall, ein Beweis, dass mit und durch diesen Fortschritt in der äusseren Kultur sich die Menschheit auch ein Stück innerer Freiheit, das ihr bisher noch entzogen war, zu erobern wusste. Die Bekanntschaft mit der Feuererzeugung und dem Ackerbau kann aber auf die psychische Entwicklung unserer Kinder kaum einen ähnlich umwälzenden Einfluss ausüben und beide haben für unser Un-

bewusstes nur durch ihre Sexual-Symbolik Bedeutung, die allerdings einen letzten Rest ihres einstigen phylogenetischen Wertes darstellen mag.

Diese den Parallelismus störenden Einwirkungen sind bei der Anwendung der psychoanalytischen Methode und ihrer Resultate auf die Ethnologie genau in Erwägung zu ziehen; wer, ohne sie gebührend zu berücksichtigen, eine glatte Übertragung von der einen Problemreihe auf die andere versuchen will, dem kann die Rechnung unmöglich stimmen. Sehr ungerecht wäre es, der Psychoanalyse die Schuld daran zu geben, oder etwa gar, den Spiess umdrehend, zu behaupten, dass der oder jener Grundsatz der Psychoanalyse unrichtig sei, weil er sich nicht ohne weiteres auf die Urgeschichte der Menschheit anwenden lasse. Für die Psychoanalyse sind die auf diesem Gebiet begonnenen Untersuchungen von ausserordentlichem Wert als Probe auf ihr Exempel, als Unterstützung der durch sie aufgestellten, viel umstrittenen Thesen. Ihre eigentliche Beweiskraft beruht nach wie vor auf dem individualpsychologischen Material, mit dem sie sich niemals in Widerspruch setzen darf. Wird dadurch ihre Anwendbarkeit auf andere Wissenschaften erschwert, so ist dies als notwendige Konsequenz der andersartigen Zusammensetzung des Materials zu betrachten, das eine eigene Methodik erfordert. Ein „Sesam, tu dich auf", mit dem ohne Sorge und Mühe alle Türen geöffnet werden, ist die Psychoanalyse nicht.

Mit den obigen Ausführungen im engen Zusammenhang steht die Frage, ob man sich den phylogenetischen Parallelismus so vorzustellen habe, dass infolge eines uns noch unbekannten Gesetzes die sämtlichen psychischen Entwicklungsstufen der Art im Individuum von Anfang an als Dispositionen enthalten seien und dann mit dem Fortschreiten der organischen Entwicklung, sozusagen automatisch, in Erscheinung treten, oder ob nur deswegen, weil auf das Kind der Reihe nach die gleichen Ursachen einwirken wie auf die primitive Menschheit — Übergang vom Lust- zum Realitätsprinzip, animistische Weltauffassung, Inzestschranke usw. — die gleichen Folgen hervorgebracht werden. Es lässt sich einsehen, dass man die Beantwortung dieser Frage, die erst, wenn die Erforschung des ganzen Problems recht weit gediehen ist, mit einiger Sicherheit gegeben werden kann, nicht bei Beginn der Untersuchung fordern darf. Jedenfalls muss die *erste* Möglichkeit, die viel weiter ausgreift und eine Reihe anderer Probleme in sich schliesst, als Arbeitshypothese einstweilen zurückgestellt werden.

Die Spuren früheren psychischen Lebens werden uns noch in einer anderen Bildung aufbewahrt, die sich in ununterbrochenem Flusse von der Urzeit her bis in unsere Gegenwart fortsetzt und für das Geistesleben der Menschheit von höchstem, ja entscheidendem Wert ist, nämlich durch die *Sprache*. Über die Sprachentwicklung des Kindes ist bisher vom

Standpunkt der Psychoanalyse aus noch keine Untersuchung angestellt worden. Dagegen hat hinsichtlich des grossen Problems der Entstehung der menschlichen Sprache der Philologe Dr. Hans Sperber [1]) eine Hypothese aufgestellt, die, ohne von psychoanalytischen Prämissen auszugehen, sich mit den Resultaten psychoanalytischer Denkweise vollkommen deckt. Nach Sperber ist es zur Entdeckung des Ursprungs der Sprache notwendig, diejenige typische Situation aufzufinden, welche es am ehesten einem Menschen nahelegte, durch beabsichtigte Laute einen anderen Menschen im Sinne seiner Wünsche zu beeinflussen. Solcher Situationen gibt es nur zwei: das Kind, dem die Nahrungszufuhr fehlt, und der sexuell erregte Mensch werden die Wahrnehmung machen, dass die bei ihnen zunächst rein reflektorisch ausgestossenen Schreie einen Anderen, dessen Gegenwart sie wünschen, herbeirufen und werden daraus lernen, diese Schreie absichtlich zu wiederholen, wenn sie den Betreffenden in ihrer Nähe haben wollen. Vom Falle des Kindes, das seine Mutter ruft, führt kein Weg zur Sprachbildung, wohl aber vom sexuellen Lockruf. Die ersten Tätigkeiten des Urmenschen sind nämlich für ihn Surrogate des Geschlechtsaktes, er wird dabei, z. B. beim Feueranzünden, denselben Lockruf ausstossen und, wenn er dessen Wirkung einmal kennen gelernt hat, durch ihn auch zur Teilnahme an dieser Tätigkeit auffordern. Später wird dann dieselbe Lautfolge überhaupt nur im abgeleiteten Sinne benützt, da die jüngere Generation sie gebrauchen lernt, ehe der Begattungstrieb in ihr erwacht. Kam dann nach jahrhundertelanger Pause die Erfindung einer neuen Tätigkeit, etwa Graben oder Hämmern hinzu, so hatte sich inzwischen ein anderer sexueller Lockruf fixiert, der nun auf die neue Entdeckung überging. So lässt sich die Entstehung mehrerer primitiver Verbal-Wurzeln erklären, mit denen dann der Anfang der Sprache gegeben ist. Hinsichtlich der Substantiva soll nur kurz darauf verwiesen werden, dass die wichtigste Einteilung, die wir heute noch machen, nämlich nach dem Geschlecht, darauf deutet, wie sehr an allen Dingen ihre Beziehungen zu den Sexualcharakteren beachtet wurde [2]).

Zu der Hypothese Sperbers stimmt es ausgezeichnet, dass in den meisten Sprachen die Wurzeln der Bezeichnungen für die primitiven Tätigkeitsformen: Feueranzünden, Graben, Ackern usw. die Nebenbedeutung coire haben. Diese Wurzeln sind allerdings nicht mehr mit den alten Lockrufen identisch, aber die durch diesen Umstand in die

[1]) Imago, 5. Heft, Jahrgang 1912 „Über den Einfluss sexueller Momente auf Entstehung und Entwicklung der Sprache".

[2]) Erstaunlich nennt Erich Schmidt den im Geschlechtsunterschied ausgesprochenen Trieb der Naturkinder, der über Mensch und Tier hinaus mit sinnlicher Personifikation auf alle Erscheinungen erstreckt wird. (Schlesinger, Geschichte des Symbols, S. 417).

Beweisführung gerissene Lücke lässt sich durch eine andere, von Sperber mit reichem etymologischen Material belegte Beobachtung ausfüllen. Es besitzen nämlich gerade Worte, die zur Bezeichnung sexueller Gegenstände oder Tätigkeiten dienen, die Eignung, dass sich für alle nur erdenkbaren Bedeutungsgebiete Ableitungen und Umformungen ihres eigentlichen Sinnes anwenden lassen. Als Ursprung für grosse und weitverzweigte Sprachfamilien findet sich daher ausserordentlich häufig ein Ausdruck der Sexual-Sphäre. Da die Sprachbildung nur so gedacht werden kann, dass einige wenige Urformen (Wurzeln) eine Reihe von Bedeutungen annehmen und im Laufe der Zeit durch Hinzutreten von Bildungsformen variiert werden, kann es als erwiesen gelten, dass diejenigen Wurzeln, welche dem Bedeutungswandel am besten entgegenkamen, zur Sprachbildung am tauglichsten waren und dies sind, wie wir gesehen haben, unzweifelhaft die sexuellen. Wurzeln mit ursprünglich nicht sexueller Bedeutung, die in späteren Stadien auftreten, werden eine grosse Ausbreitungsfähigkeit dadurch gewinnen, dass sie die sexuelle Vorstellungssphäre passiert haben.

Von einem Stammwort mit der Bedeutung vulva finden wir z. B. Abkömmlinge, die zur Bezeichnung von so wenig verwandten Vorstellungen wie Gebäck, zottiges Kleidungsstück, Gefäss und anderen dienen. So heisst mittelhochdeutsch „kotze“ vulva, ferner Hure und endlich grobes Wollenzeug, kötze „Rückenkorb“. Dazu gehören elsässisch „Kutt“ podex, bayrisch „Kütz“ Eingeweide, thüringisch „Küttel“ Sack (wovon „Kutte“ sackförmiges Kleidungsstück), englisch „cod“ Kissen (altdänisch kodde) und das in mehreren deutschen Dialekten belegte „Kutt“ Grube. Damit sind die Ableitungen durchaus noch nicht erschöpft: schweizerisch „chutz“ Eule, dann „Kotz“ Blütenbüschel, schwedisch „Kotte“ der rundliche Blütenstand der Nadelbäume, althochdeutsch „chutti“ agmen, niederländisch „kudde“ grex. Ausserdem hat eine grosse Anzahl dieser Worte daneben noch den alten Sinn „vulva“ aufbewahrt.

Wenn die Wichtigkeit eines Vorstellungsgebietes für die Sprachbildung davon abhängt, dass von den daraus entnommenen Ausdrücken Ableitungen auf möglichst zahlreiche und möglichst weit auseinanderliegende andere Gebiete leicht zustande kommen können, so lässt es sich auch theoretisch rechtfertigen, dass dies Gebiet die Sexualität ist. Die allgemeine Tendenz, bei jeder aufs praktische gerichteten Tätigkeit einen Lustnebengewinn zu erzielen, kann vorausgesetzt werden. Diese wurde jedenfalls am besten verwirklicht, wenn es gelang, für eine solche Beschäftigung eine Ähnlichkeit mit einer nicht auf praktische Zwecke, sondern nur auf Lustbefriedigung gerichteten Tätigkeit zu finden; war dieser Erfolg erzielt, so wurde er dadurch festgehalten und stets aufs neue betont, dass man der praktischen unlustvollen Tätigkeit die Bezeichnung jener anderen lustvollen anheftete und so die Einsetzung der

einen für die andere durch den Namen sanktionierte. Derartig lustbetonte Betätigungen gibt es für den primitiven Menschen nur zwei, nämlich die Stillung des Nahrungs- und des Sexualtriebes; während aber die Stillung des Nahrungstriebes ein Akt ist, der auf höchst einfache und stereotype Weise vollzogen wird und kaum den Anhaltspunkt für zahlreiche Analogien bietet, dem übrigens auch der soziale Charakter anfänglich vollkommen fehlt, liegt der Fall beim Geschlechtstrieb weit günstiger. Ein anderer, sehr erheblicher Umstand ist es, dass der Nahrungstrieb, dem nur mit sofortiger realer Befriedigung gedient ist, der Phantasietätigkeit ungleich ferner steht als der Sexualtrieb. Der tiefere Grund der Bevorzugung dieses letzteren endlich liegt in der Verdrängung, welche ihn in erster Linie trifft und ein dynamisches Moment hinzufügt, das dem Nahrungstrieb vollkommen fehlt. Da der Mensch infolge der Aufrichtung der Inzestschranke und anderer kultureller Anforderungen auf einen grossen Teil der vorher gewohnten sexuellen Befriedigung verzichten musste, wurde bei ihm eine beträchtliche Libido-Quantität disponibel, für die er keine Verwendung mehr fand. Das aus dieser Libido-Stauung entstehende Unlustgefühl veranlasste ihn, jede Gelegenheit zu ihrer Ablagerung zu benützen, d. h. er sexualisierte seine Umwelt und insbesondere seine eigenen Tätigkeiten. Während also die Herstellung einer Analogie mit der Stillung des Nahrungstriebes, abgesehen von der grösseren Schwierigkeit, bloss eine positive Lustprämie gewährte, konnte die Sexualisierung noch ausserdem durch Milderung der Spannungs-Unlust wohltuend wirken.

Das vollkommene Gegenstück zu dieser ursprünglichen Art der Entwicklung lässt sich auf höheren Kulturstufen und bei intensiverer Verdrängung beobachten. Wenn die unverblümte Bezeichnung des Sexuellen schamverletzend und deshalb unlustvoll zu wirken beginnt, wird statt seiner eine Stellvertretung eingesetzt z. B. statt des Wortes für Vagina eines für den Mund oder eine andere harmlose Körperöffnung oder für den Begattungsakt irgend eine Arbeitsleistung. Diese gleichnisweise Bezeichnung erhält oft durch ständige Verwendung zum gleichen Zwecke mit der Zeit selbst die sexuelle Bedeutung. Es werden also durch diesen Prozess ursprünglich harmlose Worte in sexuelle verwandelt, während die primitive Entwicklung darin besteht, dass ein für das Sexuelle gebrauchter Ausdruck sich durch Bedeutungswandel zur Benennung einer kulturell wichtigen Beschäftigung oder eines Werkzeugs ausbildet. Durch die wechselnde Anziehungs- und Abstossungskraft der Sexualität wird ein Teil der Sprachentwicklung in beständigem Flusse erhalten.

Auch abgesehen von den Beziehungen zur Sexualität ist die Kenntnis des Unbewussten für das Verständnis des Ursprunges und der frühesten Entwicklung der Sprache von hohem Wert, weil darin jene

primitiven Denkformen aufbewahrt sind, welche bei den ersten Ansätzen zur Sprachbildung mitwirkten. Bei dem innigen Zusammenhang, der zwischen Denken und Sprache besteht, lässt sich über ihr Werden kaum eine Hypothese aufstellen, wenn man sich von der Denkweise des Urmenschen, die jedenfalls von der gegenwärtigen sehr verschieden war, keine bestimmte Vorstellung gebildet hat.

Der Einfluss einiger dem Unbewussten angehöriger psychischer Mechanismen lässt sich schon heute behaupten, obgleich wir erst am Anfang der einschlägigen Untersuchungen stehen. So gehört es zu den bereits erwähnten Eigentümlichkeiten des Unbewussten, das ihm das Gefühl für die Unverträglichkeit der Gegensätze abgeht, ja dass es sie, auch wenn sie ganz diametral gegenüberstehen, mit Vorliebe miteinander verlötet. Genau dasselbe hat schon vor mehreren Dezennien ein hervorragender Philologe [1]) als durchgängige Eigenart der ältesten Sprachen festgestellt; diese bezeichnen häufig Gegensatzpaare mit demselben Ausdruck, der sich erst später in zwei verschiedene Worte mit entgegengesetzter Bedeutung teilt. So heisst das von uns mehrfach herangezogene Wort „tabu“ und das gleichbedeutende hebräische „kodausch“, wie das lateinische „sacer“ gleichzeitig „heilig“ und „unheimlich, verflucht“.

Die Fähigkeit zu abstrahieren und begrifflich zu denken hat sich erst langsam herausgebildet und war in den ersten Stadien der Sprachentwicklung gewiss nur rudimentär vorhanden. Auf die Frage, mit welchen Denkformen die primitiven Menschen dort, wo ihnen die Begriffe mangelten, am ehesten operiert haben mögen, gibt uns die Analogie mit dem Unbewussten ebenfalls Aufschluss. Auch dieses kennt die Begriffsbildung nicht, dafür bedient es sich in weitem Ausmaße eines anderen, der Anschauung näherstehenden Hilfsmittels, um der Eigenart und dem Zusammenhang der Dinge wenigstens einigermaßen psychisch gerecht zu werden, nämlich der Symbolik. Es können also zwei in unserem Denken weit auseinanderliegende Vorstellungen im unbewussten Geistesleben und ebenso in dem der Primitiven dadurch sehr enge verknüpft sein, dass sie beide als Symbole für dasselbe Darstellungsobjekt benutzt wurden oder dass sogar die eine der beiden dem darzustellenden Gegenstand selbst entsprach, die andere dem darstellenden Symbol [2]). Auf diese Möglichkeit sollte die Etymologie bei Erforschung der ältesten Ableitungen stets Bedacht nehmen. Zahlreiche Symbole sind durch ihre Verwendung im Folklore und im Kunstwerk allgemein bekannt. Von ihnen macht auch die Etymologie bereits Gebrauch und die Psychoanalyse braucht nur auf ihre besondere Bedeutung im un-

[1]) Karl Abel: „Über den Gegensinn der Urworte“. Leipzig 1884.

[2]) Nach Gerber (Die Sprache der Kunst, 1885) wurden die Wurzeln auf der Stufe der unbewussten Symbolik geschaffen.

bewussten Seelenleben als einen bisher unbekannten Faktor hinzuweisen. Andere Symbole, und gerade diejenigen, die für das primitive Seelenleben am meisten charakteristisch sind, verloren ihre Beziehungen zum bewussten Verständnis und verschwanden fast vollständig aus jenen Formen der Symbolanwendung, die auf die Aufnahme durch einen anderen berechnet sind. Sie zogen sich auf diejenigen Äusserungsarten des Unbewussten zurück, die auf Verständnis gern verzichten, wie es vor allem beim Traum der Fall ist. Die Symbole dieser Gruppe lassen sich überhaupt erst durch gründliche Erforschung des Unbewussten kennen lernen und für ihre etymologische Verwertung ist deshalb die Kenntnis der Psychoanalyse unumgängliche Bedingung.

Wir müssen noch einen flüchtigen Blick auf das Material der Sprache, die Lautbildung werfen. Für das Kind sind die Zusammenfügungen artikulierter Laute, die es nach und nach beherrschen lernt, etwas Selbständiges, das sich von den Dingen, die es bezeichnet, dadurch vorteilhaft unterscheidet, dass es viel leichter dem eigenen Willen unterworfen werden kann, als jene. Das Kind ist deshalb geneigt, den Zusammenhang zwischen der Sache und ihrer Bezeichnung, den es intellektuell ohnehin nicht ganz fassen kann, dahin misszuverstehen, dass es den Namen für die Sache nimmt, ihn als einen Ersatz der Sache selbst ansieht. Ähnliches finden wir bei den primitiven Menschen, die der Meinung sind, dass man eine gewisse Gewalt über eine Sache habe, wenn man deren Namen wisse. Daher rührt die Neigung zum Euphemismus, namentlich bei Personen- und Ortsnamen; zahlreiche Reste dieses Glaubens finden sich in Mythen und Märchen.

Eine Folge dieses Irrtums ist es, dass im kindlichen und auch sonst im primitiven Denken die Annahme vorwaltet, der Ähnlichkeit der Bezeichnung müsse ein sachlicher Zusammenhang entsprechen. Die lautliche Assoziation tritt auf dieser Stufe der Geistestätigkeit leicht an die Stelle der faktischen Relation; auch im Unbewussten ist dasselbe der Fall, was besonders an der Traumarbeit sehr deutlich wird, die sich mit Vorliebe zur Herstellung von Zusammenhängen der Klang-Assoziation mit Hinwegsetzung über die inhaltliche Verknüpfung bedient. Für die Entstehung der Sprache ist die im Traume hervortretende Tendenz, die Ähnlichkeit der Sache mit der Lautähnlichkeit der Bezeichnung in Zusammenhang zu bringen, von hervorragender Bedeutung [1]).

Eine Analogie zu diesem Mechanismus bietet uns die Entstehung der Schrift. Von den ägyptischen Hieroglyphen wenigstens wissen wir

[1]) „Zwischen das Wort und seinen Gegenstand tritt das Bild und deutet zufällig gleichlautende Gegenstände, zwischen denen kein anderer Zusammenhang als phonetische und Lautsymbolik besteht. Wo an sich verschiedene Wörter im Laut zusammentreffen, täuschen sie das Volk, so dass es eine gleiche Beziehung annimmt. Dieser Glaube an die Verwandtschaft der Laute und ihre Doppelbedeutung hat Anteil an der Gestaltung der griechischen Religion". Welcker (Griech. Götterlehre, 1857).

bestimmt, dass ihre allmähliche Umwandlung aus einer Aneinanderreihung von Bildern zu einer Lautschrift daher ihren Ausgang nahm, dass man bestimmte Zeichen nicht nur für den Gegenstand, den sie darstellten, verwendete, sondern auch für andere Objekte, mit denen sie gar keine innere oder äussere Gemeinsamkeit besassen, deren Namen aber denselben oder einen ähnlichen Wortlaut hatten. Man benutzte also ebenfalls nicht die Basis der sachlichen, sondern die der klanglichen Assoziation. So bezeichnete man den Sohn mit dem Bilde der Gans, weil beide Worte etwa gleich lauteten, den Richter schrieb man als Wolf, weil beide den Namen „seb“ führten[1]). Die Deutung des Horapollo, der um jeden Preis inhaltliche Beziehungen als die zugrundeliegenden darzustellen versuchte, führte zu demselben Unsinn, wie ihn eine Traumdeutung, die sich dieser Technik bedienen wollte, zu Tage fördern würde.

Selbstverständlich kommt die Psychoanalyse nur für den Ursprung der Sprache und die Etymologie in Betracht. Darin liegt nicht ein Übersehen der Wichtigkeit der höheren Ausgestaltung und noch weniger eine Unterschätzung der ihrem Studium gewidmeten Philologie. Für den Standpunkt unserer Betrachtung jedoch kommen diese Stufen nur als sekundäre Bearbeitung des primitiven psychischen Materials in Betracht, denn unsere Aufgabe beschränkte sich darauf, den Einfluss des Unbewussten auf die Sprachbildung in den Grundzügen darzulegen und darauf hinzuweisen, wieviel durch die Erreichung einer besseren Einsicht in dieses Problem für die Sprachwissenschaft zu gewinnen ist.

---

[1]) „Die Hieroglyphen“ von Prof. Dr. A. Ermann, Sammlung Göschen, Nr. 608. Nach Conrady war diese Bezeichnung mittels „Lautrebus“ auch bei anderen verwandten Bilderschriften wie der chinesischen und sumerischen die Regel (Veröffentlichungen des städt. Museums für Völkerkunde in Leipzig, 1907, H. 1, Einl.).

V.

Ästhetik und Künstler-Psychologie.

Die Möglichkeit eines psychologischen Verständnisses ist bei der Poesie jedenfalls leichter als auf jedem anderen Kunstgebiete. Wir wollen deshalb auch bei unseren ästhetischen Betrachtungen diese vorzüglich ins Auge fassen und die anderen Kunstgattungen nur gelegentlich streifen.

Stellen wir nun zwei ästhetische Grundfragen, nämlich welcher Art der Genuss ist, den ein Werk der Dichtkunst bereitet, und auf welche Weise es ihn hervorzurufen vermag, so zeigt schon die erste Überlegung Widersprüche, die sich kaum lösen lassen, solange die Betrachtung nur auf die Vorgänge im Bewusstsein beschränkt bleibt. Denn auf die erste Frage müssen wir antworten, dass der Inhalt der Dichtungen zum grossen Teile danach angetan ist, in uns peinliche Affekte zu erregen: Unheil und Trauer, das Leiden und der Untergang edler Menschen sind für die Tragödie das einzige, für das Epos, den Roman, die Novelle das häufigste Thema; auch dort, wo Heiterkeit erweckt werden soll, ist das nur möglich, wenn Missverständnisse oder Zufallstücke die Personen für eine Weile in schwierige und unerquickliche Situationen bringen. Aber den Gipfel des Kunstgenusses finden wir darin, wenn uns ein Werk vor Spannung fast den Atem raubt, vor Schreck die Haare sträubt, um uns zuletzt Tränen des tiefsten Leidens und Mitleidens abzufordern. Alles dies sind Empfindungen, die wir im Leben fliehen und in der Kunst sonderbarerweise aufsuchen. Die Wirkungen dieser Affekte sind offenbar, wenn sie vom Kunstwerk ausgehen, ganz anderer Art als sonst, obgleich sie vom Bewusstsein ebenso aufgenommen werden und diese ästhetische Abänderung der Affektwirkung, vom Peinlichen zum Lustvollen, ist daher ein Problem, bei dem wir von der Kenntnis des unbewussten Seelenlebens Förderung erwarten dürfen.

Diese veränderte Einstellung zu unseren Affekten kann keineswegs allein dadurch erklärt werden, dass der Zuschauer oder Hörer weiss, nicht die Wirklichkeit, sondern nur ihr Widerschein stehe vor ihm.

Dadurch lässt sich zwar verstehen, warum Tatsachen, die uns peinlich berühren würden, wenn sie wahr wären, in dieser Scheinwelt vorfallend uns zur Heiterkeit stimmen, wie es eben für das Lustspiel und Verwandtes erwähnt wurde; in den wesentlichsten Fällen handelt es sich aber um etwas ganz anderes. Die normale Wirkung dieser Tatsachen auf unser Empfinden wird durch die fehlende Realität nicht aufgehoben, vielmehr erregen sie genau dieselben Affekte wie Furcht, Entsetzen, Abscheu, Mitleid etc., werden also, wenigstens im Hinblick auf ihre Wirkung, völlig ernst genommen, den realen gleichgestellt. Die Affekte selbst sind es, die sich von den durch die Wirklichkeit erregten unterscheiden, und zwar nicht in ihrer Entstehungsursache und nicht in ihrer Äusserungsform, wohl aber durch das in sein Gegenteil verkehrte, dem Inhalt inadäquate Lustvorzeichen.

Damit hängt die Beantwortung der zweiten Frage zusammen. Das Hauptmittel, durch das die Dichtkunst ihre Wirkung übt, ist die eigentümliche Lage, in welche der Zuhörer versetzt wird. Wie durch Suggestion wird er gezwungen, Dinge, die ihm von einem anderen vorerzählt werden, zu erleben, d. h. in subjektive Wirklichkeit umzusetzen, wobei ihm doch die Kenntnis des richtigen Sachverhaltes nie völlig verloren geht. Der Grad der Täuschung, der erzielt werden soll, ist in jeder Kunstgattung verschieden und danach richten sich die Suggestivmittel, deren sie sich bedient. Diese sind teils von innen her durch den Stoff bedingt, teils sind es technische Hilfsmittel, die sich mit der Zeit zu typischen Formen entwickelt haben und das Erbe früherer Generationen darstellen, das für den schaffenden Künstler bereit liegt. Dagegen gehören jene Veranstaltungen, bei welchen die Illusion durch direkte Nachbildung der Wirklichkeit erreicht werden soll, wie etwa die auf der modernen Bühne gebräuchlichen, nicht hierher, weil sie mit dem Wesen der Dichtkunst nichts zu tun haben. Von den beiden anderen wird noch später zu handeln sein.

Wir verweilen zunächst bei der sonderbaren Mittelstellung, in die jeder versetzt wird, auf den ein Werk der Dichtkunst die volle und richtige Wirkung ausübt. Er wird die Wahrheit dieses Werkes fühlen, seine Unwahrheit wissen, ohne dass ihn dieser fortwährende Zwiespalt zwischen Schein und Sein, der doch die peinlichste Unentschiedenheit hervorrufen müsste, im Mindesten anficht. Wenn wir den Vergleich mit anderen Phantasieprodukten ziehen, insbesondere mit dem oft zur Poesie in Parallele gestellten Traum, so finden wir, dass bei diesem die Täuschung vollkommen ist. Von einem besonders begründeten Ausnahmsfall abgesehen (das Gefühl des Traumes im Traum), glaubt der Träumer bis zum Schluss an die Realität der Vorgänge. Dass der Geisteskranke seine Wahnbildungen an die Stelle der Wirklichkeit setzt, ist bekannt. Aber auch wenn wir die unmittelbaren Vorläufer der

Poesie, die Mythen, ins Auge fassen, finden wir dasselbe Phänomen. Der Mensch der mythenbildenden Zeitalter, die auf unserer Erde noch keineswegs ganz vorüber sind, glaubt an seine Phantasiebilder und vermag sie gelegentlich als Objekte der Aussenwelt wahrzunehmen. Dass die Dichtkunst für uns dasselbe nicht mehr voll zu leisten vermag, bedeutet ein Absinken ihrer Funktion, dem ihre mindere Geltung innerhalb unseres sozialen Zustandes entspricht; dass sie dazu doch noch teilweise imstande ist, macht sie zur letzten und stärksten Trösterin der Menschheit, der der Zugang zu den alten, verschütteten Lustquellen immer schwieriger wird.

Die Phantasiebildung, der das poetische Werk in dieser sowie mancher anderen Hinsicht am nächsten steht, ist der sogenannte „Tagtraum", dem sich ziemlich alle Menschen gelegentlich hingeben; insbesondere vor und in der Pubertät nimmt er im Innenleben grossen Platz und einschneidende Bedeutung in Anspruch. Der Tagträumer kann aus diesen Phantasien einen erheblichen Lustbetrag gewinnen, ohne doch je an die reale Existenz der geträumten Situationen zu glauben. Andere Merkmale trennen diese Produkte allerdings scharf vom Kunstwerk: Der Tagtraum ist form- und regellos, er kennt die Hilfsmittel nicht, deren sich, wie wir gesehen haben, das Kunstwerk zur Erreichung seiner suggestiven Wirkung bedient und kann sie auch leicht entbehren, da er nicht für die Wirkung auf andere berechnet, sondern rein egozentrisch ist. Dafür können wir bei ihm die Umkehrung der Affektwirkung wiederfinden, die uns beim Kunstwerk so rätselhaft schien, allerdings nicht in demselben Ausmaße. Meist bilden dem Träumer genehme, seine bewussten Wünsche erfüllende Situationen den Inhalt des Tagtraums; besonders die Befriedigung des Ehrgeizes durch ungeheuere Erfolge als Heerführer, Staatsmann oder Künstler, dann die Erringung des Gegenstandes seiner Liebe, die Sättigung der Rache für die ihm von einem Mächtigeren zugefügte Unbill malt sich der Tagträumer in aller Breite aus. Dazwischen kommen auch, wenngleich seltener, Situationen vor, die in Wirklichkeit höchst peinlich wären, die aber der Tagträumer mit demselben Behagen ausführt und wiederholt. Der häufigste Typus ist die Phantasie vom eigenen Sterben, aber auch andere Leiden und Unglücksfälle: Verarmung, Krankheit, Einkerkerung und Schande sind nicht selten vertreten; nicht minder auch die Vorstellung von der Begehung eines ehrlosen Verbrechens und dessen Entdeckung.

Wir werden uns nicht wundern zu finden, dass der Durchschnittsmensch als Tagträumer bei der Produktion solcher Phantasien den gleichen Genuss findet wie als Zuhörer einer Dichtung bei ihrer Aufnahme. Beide Funktionen sind ja in wesentlicher Hinsicht identisch, insoferne als die Aufnahme einer Phantasie nur darin besteht, dass sie nacherlebt wird. Voraussetzung für die Möglichkeit dazu ist allerdings, dass

bei dem Aufnehmenden die Tendenzen ebenfalls vorhanden sind, zu deren Befriedigung die Phantasie geschaffen wurde. Die erste Forderung an das Kunstwerk, das über zeitliche und räumliche Beschränkung hinaus zu wirken bestimmt sein soll, ist daher seine allgemein menschliche Grundlage. Nun wird bei der grundsätzlich gleichartigen Triebanlage der Menschheit auch der Tagtraum einer solchen Basis kaum völlig entbehren; der Unterschied liegt darin, dass die gemein-menschlichen Züge, bei denen ein Miterleben anderer möglich ist, in der Phantasie des Künstlers ohne sein Zutun hervortreten und die Führung übernehmen, während sie beim Tagträumer von seinen höchstpersönlichen Ansprüchen an das Leben verdeckt werden. So sehen wir, um ein Beispiel zu geben, im Tagtraum des Ehrgeizigen einen Mann auftreten, dessen ungeheure Erfolge uns kein Interesse abnötigen, da sich der Traum an der Tatsache genügen lässt und jede innerliche Motivierung verschmäht, durch die der Fall an das allgemein Psychische angeschlossen würde. In „Macbeth“ sehen wir zwar auch einen Ehrgeizigen und seine Erfolge, aber die psychologischen Prämissen sind bis zu den Wurzeln jedes Ehrgeizes verfolgt, so dass jeder, der ehrgeizige Wünsche gehegt hat, unwiderstehlich hingerissen die ganzen Schrecken der Mordnacht mitempfinden muss.

Hiermit ist uns ein Fingerzeig zum Verständnis der suggestiven Kraft des Kunstwerkes gegeben, aber dem Problem der Umkehrung der Affektwirkung sind wir noch nicht näher gerückt. Dazu können wir erst gelangen, wenn wir die Affekttheorie der Psychoanalyse zu Hilfe nehmen. Diese lehrt nämlich, dass sehr grosse Mengen von Affekt unbewusst bleiben können, ja in gewissen Fällen unbewusst bleiben müssen, ohne dass die Lust- oder Unlustwirkung dieser Affekte, die notwendigerweise dem Bewusstsein angehört, verloren ginge. Die so ins Bewusstsein gelangende Lust und Unlust wird dann an andere Affekte, resp. an die zu denselben gehörigen Vorstellungen gelötet; manchmal gelingt diese Verlötung so vollkommen, dass nichts Auffälliges übrig bleibt, sehr oft ist aber diese Lust oder Unlust dem Affektkomplex, aus dem sie zu stammen scheint, inadäquat oder, wie in unserem Falle, entgegengesetzt. Die pathologischen Beispiele ungeheuer starker Freude- oder Schmerzäusserungen bei anscheinend nichtigen Anlässen sind bekannt. Die Lage der Dinge ist nun allerdings komplizierter als sie bisher dargestellt wurde. Es ist nämlich nicht ohne weiteres richtig, dass die von den unbewussten Affekten abgelöste Lust beliebigen Stellvertretern angehängt wird. Dies würde der strengen Determination im Psychischen widersprechen und liesse die irrige Voraussetzung aufkommen, als ob ein vom Bewusstsein ausgeschlossener Affekt auf seine Durchsetzung verzichten würde. Vielmehr sind jene bewusstseinsfähigen Vorstellungen und Affekte, die jetzt mit so starkem Lust- und Unlust-

gewinn arbeiten, nichts anderes als die Ausläufer und Ersatzbildungen der ursprünglichen, nun verdrängten Affekte. Zwischen beiden muss ein enger assoziativer Zusammenhang nachweisbar sein und auf der durch diese Assoziation hergestellten Bahnung verschiebt sich die Lust und die mit ihr zusammenhängende Energiebesetzung.

Ist diese Theorie richtig, so muss ihre Anwendung auf unser Problem möglich sein und hätte dann ungefähr so zu lauten: Durch das Kunstwerk werden neben den bewussten Affekten auch unbewusste von viel grösserer Intensität und oft entgegengesetztem Lustvorzeichen erregt. Die Vorstellungen, mit deren Hilfe dies geschieht, müssen so gewählt sein, dass sie nebst den vor dem prüfenden Bewusstsein bestehenden Zusammenhängen auch ausreichende Assoziationen zu den typischen unbewussten Affektkonstellationen besitzen. Die Fähigkeit, dieser komplizierten Aufgabe gerecht zu werden, gewinnt das Werk daher, dass es bei seiner Entstehung für das Seelenleben des Künstlers das zu leisten hatte, was es bei seiner Reproduktion für die Zuhörer leistet, nämlich die Abfuhr und Phantasiebefriedigung der ihnen gemeinsamen, unbewussten Wünsche.

Hier muss daran erinnert werden, was im ersten Kapitel über Widerstand und Zensur und die damit zusammenhängende Notwendigkeit der Verhüllung (Entstellung) gesagt wurde. Die unverhüllte Darstellung des Unbewussten würde die ganze Abwehr der sozialen, moralischen und ästhetischen Persönlichkeit hervorrufen, also nicht Lust, sondern Angst, Ekel und Abscheu erregen. Die Poesie macht deshalb von allen jenen Masken und Darstellungsmitteln — Umstellung der Motive, Verkehrung ins Gegenteil, Abschwächung des Zusammenhanges, Zerlegung einer Gestalt in mehrere, Doublierung der Vorgänge, Verdichtung des Materials, insbesondere aber von der Symbolik — den allerreichlichsten Gebrauch. So entsteht aus den verdrängten Wunschphantasien, die als typisch notwendigerweise auf eine geringe Anzahl beschränkt bleiben und daher des öfteren wiederholt recht gleichförmig wirken müssen, die unendliche, nie zu erschöpfende Mannigfaltigkeit der Kunstwerke. Für diese sorgt nebst der individuellen Verschiedenheit auch die variierende Intensität der Verdrängung, die mit dem Wechsel der Kulturepochen ihren stärksten Widerstand bald gegen das eine, bald gegen das andere Stück des Unbewussten richtet.

Der Konflikt zwischen Verdrängung und Unbewusstem findet im Kunstwerk als in einer Kompromissbildung eine zeitweilige Beilegung. Das Unbewusste gelangt zum Durchbruch, ohne dass ein direkter Ansturm gegen die Schranken der Zensur notwendig wäre, die vielmehr auf geschickte Weise umgangen werden. Aus der Welt geschafft wird der Konflikt damit freilich nicht, das beweist eben das häufig verkehrte Lustvorzeichen, mit dem die Phantasien vor das Bewusstsein treten.

Selbst in ihrer Verhüllung haftet den ersehnten Situationen noch ein peinlicher Charakter an, der sie als aus dem Orkus des Unbewussten emporgestiegene Gespenster kennzeichnet. Dieser Zug, der geeignet wäre, den Kunstgenuss aufzuheben, wird nun in das Kunstwerk eingearbeitet, indem der bewusste Zusammenhang so gefügt wird, dass die Hauptsituationen gern den Charakter des Traurigen, Furchtbaren, Verbotswidrigen annehmen; insbesondere in der Tragödie ist dies regelmäßig der Fall und in ihr wird auch die Reinigung des Gemütes der Zuhörer am vollständigsten erreicht. Dass die meisten Werke der Dichtkunst in unserem Bewusstsein unerfreuliche Affekte wecken, ist also kein Widerspruch gegen ihre lustvolle Funktion, wie wir anfangs glauben mussten, sondern eine Unterstützung dabei; denn einerseits werden dadurch die Unlustaffekte im Bewusstsein verarbeitet und in den Dienst der künstlerischen Form gestellt, anderseits wird die aus unbewussten Quellen gespeiste verbotene Lust ohne Verstoss gegen die Zensur unter der Maske des fremden Affektes genossen [1]).

Die Fähigkeit, aus peinlichen Affekten Lust zu schöpfen, und das auf diese Weise ermöglichte Verweilen der Poesie bei den dazu gehörigen Vorstellungen muss aber noch eine zweite Wurzel haben, denn der Tagtraum, der das Unbewusste nicht in den Dienst der künstlerischen Spannung zu stellen vermag, verwertet sie ebenfalls, wenn auch seltener wie das Kunstwerk. Tatsächlich lässt sich aus diesen Leidens-Phantasien auch primär ein Lustgewinn ableiten. Wir wissen bereits, dass zu den infantilen Triebanlagen, die in die Sexualbetätigung des Erwachsenen nicht ganz aufgenommen werden können, auch die sexuelle Lust am Zufügen und Erdulden von Schmerzen (Sadismus-Masochismus) gehört. Im Tagtraum, wo ihre Befriedigung weder mit physischem Schmerz, noch mit übeln sozialen Folgen verknüpft ist, finden sie auch nach vollzogener Verdrängung ihre Pflegestätte und von dort aus wandern sie ins Kunstwerk über, wo sie aufgenommen und für seine sekundären Tendenzen ausgenützt werden.

Ein wichtiges Moment ist auch, dass sich der ästhetische Genuss völlig abseits von dem in die Realität gestellten, handelnden und wirkenden Ich abspielt. Dadurch wird es dem Zuhörer ermöglicht, sich mit jedem Empfinden, mit jeder Gestalt ohne Zaudern zu identifizieren und diese Einverleibung immer wieder mühelos aufzugeben. In diesem Sinne hat das Gebot „L'art pour l'art“ seine volle Berechtigung, da das tendenziöse Kunstwerk, bei dem sich der Autor und sein Publikum von vornherein für gewisse Gesinnungen und Figuren einsetzen, so dass für die Gegen-

[1]) „Ich habe es oft gesagt und werde nie davon abweichen: die Darstellung tödtet das Darzustellende, zunächst im Darsteller selbst, der das, was ihm bis dahin zu schaffen machte, durch sie unter die Füsse bringt, dann aber auch für den, der sie geniesst“ (Friedrich Hebbel).

spieler nur Ablehnung übrig bleibt, nicht ebenso alle Seiten des Seelenlebens ins Spiel zu ziehen vermag. In solchen Fällen besteht ein Rest der Realitätseinstellung fort, der die Schwingen der Phantasie lähmt. Nur wer sich an ein Kunstwerk vollkommen verliert, kann seine tiefste Wirkung fühlen und dazu ist die vollständige Abwendung von den Gegenwartszielen notwendig.

Es erübrigt uns noch die Betrachtung der Mittel der ästhetischen Wirkung, die wir oben in innere und individuelle einerseits, in äussere und technische andererseits eingeteilt haben. Für die erste Kategorie gilt vor allem der Grundsatz der Ökonomie der Affektverteilung. Um mit dem Kunstwerk einen stärkeren Eindruck hervorzurufen, als es mit einem tatsächlichen Ereignis oder mit einem Tagtraum der Fall wäre, ist ein Aufbau notwendig, der den Affekt nicht sogleich unnütz verflackern lässt, sondern ihn langsam und gesetzmäßig von einer Stufe zur anderen steigert, bis der höchste Grad erreicht und der Affekt dann möglichst restlos abreagiert wird. Die „innere Kunstform", die den Künstler zwingt, für jeden Stoff eine andere Art der Behandlung zu wählen, ist nichts anderes als die unbewusste Einsicht, wie das Maximum der durch den Gegenstand erzeugbaren Affektmenge durch die richtige Abwechslung zwischen Fortschreiten und Retardation zu erreichen wäre. Je nach dieser Einsicht wird der Künstler dann den Stoff als Tragödie oder Epos, Novelle oder Ballade behandeln und auch innerhalb der Gattung die Mittel genau nach dem Ziele bemessen. Die Affektökonomie ist geradezu das Kennzeichen des Genies, das mit ihrer Hilfe die stärksten Wirkungen erzielt, während gegen ihre Gesetze die schönste Deklamation und die schauerlichste Handlung keinen tieferen Eindruck hervorbringen.

Neben der Affektökonomie steht an zweiter Stelle die Denkökonomie, der zu Liebe im Kunstwerk alles Geschehen streng gesetzmäßig und lückenlos motiviert sein muss, während doch das wirkliche Leben mit seinem bunten und tumultarischen Treiben uns kaum hie und da den abgerissenen Fetzen einer Motivation in der Hand lässt. In der Dichtung kann der Faden der Handlung nie unvermittelt abreissen, der Ablauf der Tatsachen innerhalb des Werkes ist vollkommen übersehbar und nach dem Satze vom zureichenden Grunde ohne weiteres zu verstehen, d. h. unsere Denkgesetze müssen sich nicht mühselig gegen die Aussenwelt behaupten, sondern sie finden eine Welt vor, die nach ihren Regeln harmonisch gebaut ist. Die Folge davon ist, dass die Zusammenhänge des Kunstwerkes mühelos verstanden werden, ohne dass die Gedankenbahnen und die Tatsachen sich überkreuzen; die Denkökonomie ist die Ursache, dass bei der Aufnahme des Kunstwerkes bedeutend weniger Kraftaufwand notwendig ist als bei der Aufnahme eines gleich umfangreichen Stückes der Aussenwelt, und das Resultat dieser Kraftersparnis ist ein Lustgewinn. Durch Hilfsmittel, welche die

Denkökonomie noch weiter fördern, z. B. mittels Durchführung eines konsequenten Parallelismus oder das Nebeneinandersetzen scharfer Kontraste in den Motiven, Vorgängen und Gestalten kann dieser Lustgewinn noch gesteigert werden.

Es ist ohne weiteres einzusehen, dass an dieser Stelle die engeren ästhetischen Probleme einsetzen, die zum grossen Teil durch die Anwendung dieser Grundsätze auf bestimmte Gruppen und Gattungen der Lösung näher gebracht werden können. Wir dürfen darauf nicht eingehen und wenden uns den äusserlichen Kunstmitteln zu; diese bestehen, da das Medium der Poesie die Sprache ist, in Klangwirkungen, die wir in zwei Gruppen teilen können: Rhythmus und Gleichklang.

Der Gleichklang hat in verschiedenen Formen, als Stabreim, Anfangsreim, Innenreim und so weiter, existiert, bis er sich für unseren Kulturkreis als Endreim fixiert hat. Die Grundlagen der Lustwirkung sind überall gemeinsam: Die Wiederkehr derselben Lautfolge verursacht eine Aufmerksamkeitsersparnis u. z. besonders dann, wenn das Reimwort beidemale für den Sinn wesentlich und kein blosses Flickwort ist; die Kraftanstrengung, auf die man gefasst sein musste und die plötzlich überflüssig wird, setzt sich beim Wiedererkennen des Gleichen in Lust um [1]). Andererseits ist das Spiel mit Worten, wobei dem Klang die eigentliche Wichtigkeit zugeteilt und auf ihm die assoziative Verbindung aufgebaut wird, eine Quelle der Kinderlust, die also durch den Reim für den Bereich der Kunstübung wieder erweckt wird.

Der Rhythmus wird schon auf primitiven Kulturstufen als Mittel der Arbeitserleichterung erkannt und verwendet; diese Funktion ist ihm erhalten geblieben und sie dient dort, wo die Überwindung realer Widerstände ausser Betracht bleibt, neben unserem Fall z. B. auch beim Tanz und Kinderspiel, zur direkten Lustgewinnung oder Lusterhöhung. Doch ist hinzuzufügen, dass die wichtigsten Formen der Sexualbetätigung, insbesondere des „Wonnesaugen“ des Kindes, dann aber auch der Sexualakt selbst, aus physiologischen Gründen rhythmisch sind. Durch die Einführung des Rhythmus bei einer bestimmten Tätigkeit wird dieselbe also den Sexualvorgängen ähnlich gemacht, sexualisiert. Die Lust am Rhythmus hat demnach wahrscheinlich ausser dem Motiv der Arbeitsökonomie noch eine gleich bedeutsame sexuelle Wurzel.

Was hier vom Kunstwerk gesagt wurde, stützt sich auf die Untersuchung, die Freud über das Problem des Witzes angestellt hat. Auch der Witz dient der straflosen Befriedigung unbewusster Tendenzen. Auch er kann sich, um für seinen Inhalt die Gunst der Hörer zu gewinnen, der Kinderlust am Wortgleichklang bedienen, der sich bei ihm gelegentlich bis zum — scheinbaren — Wortunsinn steigert. Alle derartigen Hilfsmittel, also bei der Poesie die durch Affekt- und Denk-

[1]) Ähnliches hat Dr. Karl Weiss (Wien) in einem Vortrag vertreten.

Ökonomie geforderte Kunstform, dann Reim und Rhythmus, dienen als Vorlust. Das heisst sie reichen dem Hörer eine leicht zu erlangende Lustprämie dar und locken ihm so das erste Interesse ab. Mittels einer Kette solcher Lustprämien wird eine psychische Spannung hergestellt und stufenweise gesteigert, die ihn veranlasst, die Anstrengungen, welche die Aufnahme des Werkes von seiner Einbildungskraft fordert, zu leisten, die Widerstände zu überwinden, bis die Endlust und mit ihr die Abfuhr der Affekte und die Erledigung der Spannung erreicht wird. Für den oberflächlichen Beobachter scheint der ganze Lustbetrag, den ein Kunstwerk erweckt, durch die Mittel erzeugt zu werden, welche zur Herstellung der Vorlust dienen; aber in Wirklichkeit bilden sie nur die Fassade, hinter der die eigentliche, aus dem Unbewussten stammende Lust versteckt ist.

Der Mechanismus der „Vorlust" ist nicht auf diese beiden Fälle beschränkt. Wir haben ihn schon bei der Verfolgung des Entwicklungsganges der Sexualität kennen gelernt; dort sahen wir die früher selbständigen Partialtriebe die Vorlust liefern, welche zur Erreichung der Endlust (im Sexual-Akt) anstachelt. Fernerhin mag sich noch auf anderen Gebieten eine ähnliche Einrichtung nachweisen lassen.

Die Verwandtschaft mit der Sexualität ist nicht nur auf Äusserlichkeiten beschränkt; es gilt ja als Binsenwahrheit, dass die Frage „ob Hans seine Grete kriegt?" das Hauptthema der Poesie sei, das in unzähligen Varianten stets aufs neue vorgetragen wird, ohne die Dichter und ihr Publikum je zu ermüden. Dass nicht nur der Stoff, sondern auch die schöpferische Kraft in der Kunst überwiegend sexuell sei, ist schon mehr als einmal in intuitiver Erkenntnis ausgesprochen worden. Die Psychoanalyse muss diese Anschauung insoferne einschränken, als sie statt der schlechthin sexuellen die Triebkräfte des Unbewussten einsetzt. Wenn im Unbewussten auch der Sexualität die weitaus grösste Bedeutung zukommt, so füllt sie dasselbe doch nicht restlos aus; auf der anderen Seite darf nie ausser Acht gelassen werden, dass die sexuellen Triebfedern, welche die Psychoanalyse anerkennt, einen ganz besonderen Charakter, nämlich den des Unbewussten haben müssen. Das bewusste Begehren lässt sich mit der Phantasie nicht lange genügen, es zerstört den Schein und strebt nach Befriedigung in der Realität; durch sein Auftreten wird sowohl die Schaffenslust des Künstlers wie der ästhetische Genuss des Zuschauers aufgehoben und zu nichte gemacht. Das unbewusste Begehren unterscheidet nicht zwischen Phantasie und Realität, es wertet die Geschehnisse nicht danach, ob sie objektive Tatsachen oder nur subjektive Vorstellungen sind und dieser Eigenschaft verdankt es seine Fähigkeit, die psychologische Basis für den Aufbau der Kunst zu bilden. Insbesondere ist es der Ödipus-Komplex, aus dessen sublimierter Triebkraft die Meisterwerke aller Zeiten und Völker geschöpft haben; die Spuren

davon bilden die mehr oder minder verhüllten Darstellungen der Ödipus-Situation, die der Analytiker immer wieder auf den Urtypus zurückführen kann. Bald wird, wie im Ödipus selbst, die Tat in aller Krassheit begangen, aber durch die subjektive Unkenntnis des Täters gemildert; bald wieder umgekehrt das Verbotene bewusst angestrebt, aber dadurch entsühnt, dass die Verwandtschaft sich als irrig herausstellt (Familienroman); am häufigsten wird die Situation abgeschwächt, indem statt der Mutter die Stiefmutter, die Frau des Herrschers oder eine andere Figur, die sich nur in den feineren Details als Mutter-Imago verrät, eintritt und die Figur des feindlichen Vaters einer ähnlichen Entstellung unterliegt.

Wenn wir unsere Beobachtungen auf die bildende Kunst ausdehnen, finden wir unschwer einzelne verwandte Züge. Als eine Wurzel der Anlage zum Maler lässt sich z. B. die Sublimierung des im Triebleben eines Individuums besonders stark entwickelten Schautriebes annehmen. Die Schaulust ist in ihrer primitivsten Form, beim Kinde, an die ersten Lustobjekte geknüpft, unter denen die sexuellen — im weiteren Sinne der Psychoanalyse — den ersten Platz einnehmen. Es ist bekannt, dass die Darstellung des Menschen, insbesondere des nackten menschlichen Körpers, lange Zeit hindurch als die einzige Aufgabe des Malers und Bildhauers galt. Die von keiner Figur belebte Landschaft trat erst in neuerer Zeit hinzu, nachdem ein weiterer Verdrängungsschub die Anforderung der Zensur auf Ablenkung vom ursprünglichen Ziel verschärft hatte. Doch gilt noch heute der Menschenleib als das eigentliche und edelste Thema, das kein Künstler völlig vernachlässigen darf. Das zugrundeliegende ursprüngliche, beim Kulturmenschen verdrängte Interesse lässt sich auch noch in der sublimierten Form deutlich erkennen.

Die Stelle der Denkökonomie nimmt bei der bildenden Kunst die Okonomie der Anschauung ein. Das ideale Ziel ist, jedes Phänomen frei von den verwirrenden Zufallseigenschaften in seiner für die künstlerische Wirkung wesentlichen und charakteristischen Form, wie sie sich dem Geiste des Künstlers darbietet, dem Beschauer zu zeigen und ihm dadurch die Mühe zu ersparen, selbst das für den Eindruck Wichtige vom Nebensächlichen zu sondern.

Noch deutlicher als bei den allgemeinen Grundlagen des künstlerischen Schaffens ist der Zusammenhang mit dem Unbewussten bei der Produktion des Einzelwerkes. Die Tatsache, dass die Konzeption eines Kunstwerkes und der damit verbundene Zustand geistiger Erhöhung nicht vom Bewusstsein ausgehe, ist ausnahmslos von allen, die imstande waren, in diesem Punkte Erfahrungen zu machen, bezeugt worden. Die Inspiration ist ein plötzliches Erfassen von Gestalten und Zusammenhängen, die dem Künstler selbst bis zu diesem Momente

entweder ganz unbekannt waren, oder doch nur in neblig unbestimmter Form vor seinem Geiste wogten und sich jetzt mit einem Schlag in leibhafter Deutlichkeit vor ihn hinstellen. Das Rätselhafte dieses Vorganges hat zunächst zu der Annahme geführt, dass der Künstler einer göttlichen Eingebung das verdanke, was er nicht aus seinem Bewusstsein geschöpft haben kann. Die Psychologie hat schon seit langem die Vorstellung eines Un- oder Unterbewussten zur Erklärung nicht entbehren können, ohne sich jedoch bisher mit der Natur dieser bewusstseinsfernen Instanz zu befassen und sich die Frage vorzulegen, ob die Produkte der Inspiration nicht von dieser Instanz her determiniert sein müssen, so dass man aus der Untersuchung ihrer gemeinsamen Charaktere etwas über die ohne Bewusstsein ablaufenden psychischen Akte erfahren könnte.

Die Frage, woher der Künstler das ihm bisher unbekannte psychische Material nehme, ist für die Psychoanalyse nicht schwer zu beantworten. Anders steht es allerdings mit dem Problem der Veranlassung, durch welche der Übergang vom Bewussten zum Unbewussten ins Werk gesetzt und des Mechanismus, durch den dieser Übergang ermöglicht wird. Die Tatsache, dass es sich um eine Flucht aus der Realität und um die Regression auf infantile Lustquellen handelt, ist das einzig feststehende. Wie sich die Art der Benützung dieses Weges von jener, die der Neurotiker vornimmt, unterscheidet, für den ja genau dieselbe Formel gilt, ist noch wenig erforscht. Die Frage ist umso interessanter, weil sich die Züge beider Typen sehr oft mischen, da derselbe Mensch Künstler und Neurotiker zugleich sein kann, also einen Teil seiner regressiven Lustgewinnung durch das Medium der künstlerischen Inspiration und einen anderen Teil mittels neurotischer Symptome besorgt. Nach welchen Grundsätzen die Auswahl vorgenommen wird, ob etwa einzelne Triebe der Verbindung mit gewissen anderen bedürfen, um für die eine oder andere Methode geeignet zu werden, darüber müssen uns erst spätere Untersuchungen belehren.

Eine fundamentale Unterscheidung wurde bereits im I. Kapitel angedeutet. Die Neurose macht es der Umgebung des Kranken nicht möglich, ihr einen Sinn beizulegen. Die Symptome rufen den Eindruck des Willkürlichen und Unsinnigen hervor und sind überdies gewiss nicht darnach angetan, um von den Angehörigen des Kranken als Annehmlichkeit empfunden zu werden oder Fernerstehende an ihn zu fesseln. Die Krankheit trübt und hindert die sozialen Beziehungen des Neurotikers. Beim Künstler ist die Sachlage wesentlich verschieden. Zwar erschwert auch die Hingabe an die Kunst die Anpassung an das soziale Milieu; die Beispiele dafür, dass Künstler als Gatte, Vater, Freund oder Staatsbürger nicht für vollwertig galten, brauchen nicht erst aufgezählt zu werden. Zum Loos des Künstlers gehört es, dass er

dort, wo er unmittelbar durch seine Persönlichkeit wirken soll, meist erfolglos oder unverstanden bleibt; doch seinen Werken weiss er eine Gestalt zu geben, die nicht nur Verständnis findet, sondern tiefe, lustvolle Wirkung hervorruft. Der Neurotiker verliert also dadurch, dass er sich auf seine infantile Einstellung zurückzieht, wenn auch gegen seinen Willen, den sozialen Anschluss, während der Künstler das, was er aus demselben Grunde aufgeben musste, auf einem neuen, nur für ihn gangbaren Weg wiederzugewinnen weiss. Er wirbt um Liebe und Bewunderung nicht auf die gewöhnliche Weise, sondern auf eine kompliziertere und mehr geistige Art, er erobert die Anderen auf dem Umweg durch die Tiefen der eigenen Persönlichkeit.

Immerhin bleibt noch genug Gemeinsames bestehen, um die oft beobachtete Ähnlichkeit zwischen den Künstlern auf der einen und den Nerven- und Geisteskranken auf der anderen Seite — Genie und Irrsinn — psychologisch zu begründen.

Die Neigung zu plötzlichen Stimmungsumschlägen, die Maßlosigkeit in Liebe und Hass und die Unfähigkeit zur stetigen Verfolgung praktischer Ziele lassen sich durch die verstärkte Einwirkung des Unbewussten auf die bewusste und gewollte Lebensführung erklären. Das stets erneute Empordringen der primitiven Seelenkräfte, die zur Herrschaft gelangt alle von der Kultur geschlungenen Bande zerreissen und entweihen würden, erzeugt ein tiefes andauerndes Schuldgefühl, das sich durch „Rationalisierung“ in moralische Überfeinerung umsetzt, die gelegentlich wieder mit dem Überspringen ethischer Schranken abwechselt. Überhaupt werden unausgeglichene psychische Gegensätze im Bewusstsein besser vertragen als von den Durchschnittsmenschen, worin ebenfalls eine Assimilierung an das unbewusste Seelenleben zu erblicken ist, welches die Gegensatzpaare nicht einander aufheben, sondern nebeneinander bestehen lässt.

Beiden Typen gemeinsam ist die hohe Reizbarkeit oder Reizempfindlichkeit; das heisst, sie reagieren oft auf wenig beträchtliche äussere Anlässe mit unangemessenen und unverständlich scheinenden Affektmengen. Die Ursache dieses Charakterzuges liegt darin, dass die Möglichkeit einer Reaktion aus unbewussten Affektquellen als Folge einer zufälligen Berührung dorthin führender Assoziationsketten bei ihnen leicht gegeben ist.

Das Verhältnis des Künstlers zur Aussenwelt ist schon darum durchaus eigentümlich, weil sie für ihn nicht so sehr als Tummelplatz seiner Leidenschaften wie als Antrieb für seine schöpferische Phantasie in Betracht kommt. Dazu genügt schon eine sehr geringe Menge äusseren Erlebens. Sehr oft ist die Arbeitsweise des Genies bewundert worden, das in seinen Werken die genaueste Kenntnis des Menschengeistes in seiner ganzen Fülle und Tiefe zeigt, ehe es seine Beobach-

tungen über den kleinsten Kreis hinaus ausdehnen konnte. Die Erklärung liegt darin, dass die Menschenseele unendlich weiter ist als der Bezirk, der sich dem Bewusstsein darbietet. Im Unbewussten liegt die ganze Vergangenheit unseres Geschlechtes begraben; es gleicht einer Nabelschnur, die den Einzelnen an die Gesamtheit anschliesst. Je grösser das verwertbare Stück des Unbewussten ist, desto mehr Möglichkeiten bestehen für den genialen Menschen sein bewusstes Ich abstreifend sich in fremde Persönlichkeiten zu verwandeln. Wenn Shakespeare den Seelen der Weisen und Narren, der Heiligen und Verbrecher bis auf den Grund sah, so war er nicht nur unbewusst alle diese — das gilt vielleicht für jedermann — sondern er besass auch die uns anderen fehlende Gabe, für sich selbst sein Unbewusstes sichtbar zu machen, indem er scheinbar selbständige Gestalten von seiner Phantasie erschaffen liess. Diese Gestalten sind alle nur das eigene Unbewusste des Dichters, das er, um sich davon zu befreien, hinausgestellt „projiziert" hat.

Der Künstler kann an sehr kleinlichen Ereignissen mehr erleben als der Durchschnittsmensch in den buntesten Abenteuern, weil sie für ihn nur der Anlass dazu sind, seinen inneren Reichtum kennen zu lernen. Seine Reizbarkeit ist nur die Kehrseite dieses Phänomens und muss auftreten, soweit er diese Überfülle nicht für sein Werk verwertet, sondern den Alltagsweg wählt, seine Affekte in der Realität ablaufen zu lassen.

Versuchen wir schliesslich, aus den bisherigen Betrachtungen einen Standpunkt für die Erkenntnis der Bedeutung der Kunst in der kulturellen Entwicklung zu gewinnen, so kommen wir zu dem Schlusse, dass die Künstler zu den Anführern der Menschheit im Kampfe um die Bändigung und Veredlung kulturfeindlicher Triebe gehören. Wenn eine der gewohnten Äusserungsformen veraltet, das heisst unter dem Kulturniveau zurückbleibt und mit ihrer allzu verräterischen Gestalt dem Aufstieg im Wege steht, dann sind es die mit künstlerischer Schöpferkraft begabten Individuen, die es ihren Mitmenschen möglich machen, sich von der Schädlichkeit zu befreien, ohne auf die Lust verzichten zu müssen, indem sie den alten Trieb in eine neue, unanstössige, edlere Form giessen und diese an die Stelle der alten setzen. Wird umgekehrt die Verdrängung an einer Stelle in ihrer bisherigen Intensität überflüssig, so fühlen sie zuerst die Milderung des Druckes, der auf ihrem Geist am schwersten lastete und, das neugewonnene Stück Freiheit für die Kunst ausnützend, bevor es sich noch im Leben durchgesetzt hat, weisen sie der Mitwelt den Weg.

VI.

Philosophie, Ethik und Recht.

Wie die Philosophie zu den übrigen Wissenschaften ein ganz eigenartiges Verhältnis hat, so nimmt auch die psychoanalytische Betrachtungsweise ihr gegenüber eine besondere Stellung ein. Die bisher behandelten Disziplinen gestatten dem Analytiker das Zurückgreifen auf ihr Objekt und eröffnen ihm in dem mehr oder weniger phantastischen, den unbewussten Anteil kaum verleugnenden Wunschmaterial den Zugang zum besseren Verständnis der Phänomene und damit zur Bereicherung der betreffenden Wissensgebiete. Die philosophischen Systeme dagegen treten uns selbst in Gestalt von Erkenntnismaterial mit dem Anspruch entgegen, als rein wissenschaftliche und letzte Erklärungen der Stellung des Menschen zur Aussenwelt und zum Universum gewertet zu werden.

Scheint diese Sonderstellung der Philosophie zunächst jeden psychoanalytischen Zugang auszuschliessen, so bieten doch zwei andere bei Betrachtung der philosophischen Systeme und ihrer Schöpfer hervortretende Eigentümlichkeiten uns einen Anlass, dem Problem der Philosophie und des Philosophen näher zu treten. Zunächst muss auffallen, dass in der Philosophie die Persönlichkeit ihres Schöpfers in einem Maße hervortritt, wie es einer Wissenschaft eigentlich nicht ansteht und auch auf keinem andern Erkenntnisgebiet, wohl aber in der Kunst, anzutreffen ist. Dieser Umstand mahnt uns daran, die eigenartige psychologische Struktur des Philosophen, die ihn über den reinen Wissenschaftler erhebt und dem Typus des Künstlers nähert, doch aber von diesem selbst wieder scharf differenziert, vom Standpunkt der Psychoanalyse zu durchleuchten. Damit ist uns auch das Verständnis für einen wesentlichen Teil der Systembildung gegeben, die anerkanntermaßen durch individuelle Besonderheiten der Persönlichkeit beeinflusst, ja oft von rein subjektiven Momenten bestimmt ist. Die Verfolgung dieser individuellen Bedingtheit des Systems bis in das Triebleben und die Schicksale der Libido einerseits, die Aufzeigung seiner

innigen Beziehungen zu Charakter, Persönlichkeit und Lebenseinflüssen anderseits, bildet die Aufgabe einer psychographischen Untersuchung, wie sie sich aus der Anwendung psychoanalytischer Grundsätze und Gesichtspunkte auf Leben und Werk genialer Geister zu entwickeln beginnt.

Diese Forschungsmethode eröffnet uns sozusagen einen inneren Zugang aus den Tiefen der Persönlichkeit in das dem System zugrunde liegende Wunschmaterial; eine Reihe philosophischer Lehrgebäude bietet zudem der psychoanalytischen Forschung eine breite Angriffsfläche in ihren Systemen selbst, in denen das Unbewusste ihres Schöpfers, das ihnen viel von ihrer allgemeinen Geltung verleiht, entweder als metaphysische Projektion in eine übersinnliche Welt oder als mystischer Ausdruck endopsychischer Wahrnehmung oder endlich direkt, in sozusagen metapsychologischer Erkenntnis, als Objekt der philosophischen Betrachtung erscheint.

Wir wollen nun diese verschiedenen Möglichkeiten einer Anwendung psychoanalytischer Gesichtspunkte auf das Gebiet der Philosophie methodisch kurz erörtern und beginnen mit der psychographischen Betrachtung der philosophischen Persönlichkeit, von der wir, die extremen Ausgestaltungen herausgreifend, drei Haupttypen unterscheiden möchten:

1. den Typus des intuitiven Schauers, des eigentlich künstlerischen Metaphysikers, wie ihn am reinsten Plato repräsentiert und wie er sich bei den Mystikern und den ihnen nahestehenden spekulativen Naturphilosophen deutlich ausgeprägt findet;

2. den Typus des synthetischen Forschers, wie ihn die positivistischen Systeme Comte's, Spencer's, und bis zu einem gewissen Grade auch die empiristischen Lehren eines Locke voraussetzen;

3. endlich den Typus des analytischen Denkers, wie ihn in seiner schärfsten Ausbildung Kant und Spinoza darstellen, wie er aber auch bei Descartes, Hume u. a. deutlich überwiegt.

Diese Typen sind natürlich, wie schon unsere z. T. artifizielle Unterordnung der Systeme unter sie zeigt, im einzelnen Falle selten rein anzutreffen, behalten aber ihren heuristischen Wert auch in den weitaus häufigen Mischformen dieser beim einzelnen Philosophen verschieden ausgeprägten Züge.

Der Typus des analytischen Denkers, der vorwiegend auf erkenntnistheoretische Sicherheit ausgeht, welche die Grundlagen und Grenzen des bewussten menschlichen Erkenntnisvermögens zu eruieren sucht, wird in seinen Lehren kaum ein psychoanalytisches Forschungsobjekt darbieten. Die Einmengung unbewusster Wunschelemente ist in weitgehendem Maße ausgeschaltet, das Bewusstsein arbeitet an der Selbsterkenntnis seiner eigenen Fähigkeiten. Bei diesem Typus wird sich

unser Interesse auf die eigenartige Charakterbildung und Persönlichkeit konzentrieren, die darin zum Ausdruck kommt, dass sich der Philosoph, wie vielfach bezeugt, vom praktischen und Liebesleben so gut wie auszuschliessen, von der täuschenden Einmengung der Realität in die Denkvorgänge so gut es geht freizuhalten sucht, um in weitgehender Weise die Denkrealität zur Geltung zu bringen.

Das psychoanalytische Studium der Zwangsneurotiker hat ein erstes Verständnis dieser philosophischen Neigungen, sowie der aus ihnen folgenden Einstellung zu Welt und Menschen, zu Tun und Denken, d. h. zur Einschränkung des Tuns und zur Überwucherung des Denkens, eröffnet. Diese Kranken stehen nicht nur durch ihre überscharfe Intelligenz, ihr Interesse für übersinnliche Dinge und ihre ethischen Skrupel dem Typus des Philosophen nahe, sondern verraten uns auch die narzisstische Natur der Selbstbespiegelung des eigenen Denkens und dessen intensive Sexualisierung, die immer weiter weg vom ursprünglich sinnlichen Inhalt der Vorstellungen zur Lustbetonung der Denkoperationen selbst tendiert. Dem neurotischen Grübelzwang, der pathologischen Erklärungssucht, dem die Tatkraft lähmenden Zweifel der Zwangskranken entspricht die philosophische „Verwunderung“ über sonst unbeachtetes Geschehen, die logisch motivierte, pedantische Gedankenordnung nach dem Prinzip der Symmetrie, das strenge Kausalitätsbedürfnis, das sich mit Vorliebe an die unerforschbaren, von ewigen Zweifeln umwogten tiefsten Probleme des individuellen und kosmischen Daseins heftet. Alle diese Züge erweisen sich der psychoanalytischen Forschung als Resultat verschiedener Schicksale bestimmter infantiler Triebanlagen und Neigungen, unter denen die von libidinösen Komponenten getragene Schaulust und Wissbegierde, sowie der mit grausamen Regungen verknüpfte Bemächtigungstrieb die Hauptrolle spielen. Insbesondere macht sich die frühzeitige und energische Verdrängung, welche die intensive Sexualforschung des Kindes durch äussere und innere Momente erfährt, in entsprechend mannigfacher Weise geltend. Entweder es wird mit dem verbotenen Objekt der Forschung die Wissbegierde selbst so gut verdrängt, dass sie von da an gehemmt bleibt; oder die Verdrängung der sexuellen Neugierde missglückt und sie kehrt als neurotischer Grübelzwang aus dem Unbewussten wieder, wobei nunmehr das Denken und Forschen selbst die ursprünglich dem Ziel desselben geltende Lust annimmt; endlich ist noch der ideale Fall möglich, dass die zur Wissbegierde sublimierte Libido den Forschungstrieb unterstützt und anspornt, so dass es ihm möglich ist, im Dienste der intellektuellen Interessen zu arbeiten.

Wir erkennen leicht, dass der Typus des analytischen Denkers der zweiten Ausgangsmöglichkeit der Verdrängung des infantilen Forschungstriebes am nächsten steht, indem er, auf rein intellektuellem Gebiet

verbleibend, die Denkvorgänge selbst — vermöge einer weitgehenden Introversion der Libido — mit Lust besetzt und der Realität die Gesetze des eigenen Denkens aufzwingt, wie es der subjektive Idealismus eines Kant[1]), Schopenhauers[2]) u. a., aber auch der in den Solipsismus ausmündende extreme Phänomenalismus tut. Diese egozentrische Einstellung zur Aussenwelt erweist sich als Folge einer narzisstischen Überschätzung des eigenen Ich[3]) und der Denkrealität, welche in die Aussenwelt projiziert wird.

Dem gegenüber steht der Typus des positivistischen Forschers, der sein sublimiertes Erkenntnis- und Kausalitätsbedürfnis in zweckentsprechender Weise der objektiven Realität zuwendet und damit dem Lustprinzip am meisten entsagt hat. Wie ersichtlich, stellt er die dritte der angeführten Ausgangsmöglichkeiten infantiler Triebverdrängung dar und wird der psychoanalytischen Untersuchung in seiner Persönlichkeit und seinem Werk am wenigsten Material darbieten, da bei ihm libidinöse Triebkräfte, im Sinne Nietzsches, nur als Motor des Denkens fungieren[4]).

Weitaus unser grösstes Interesse beansprucht der erste Typus des eigentlich metaphysischen Philosophen, der nicht nur in seiner künstlerischen Persönlichkeit psychoanalytisch am ehesten zugänglich ist, sondern auch im Inhalt seines Werkes das phantastische Wunschmaterial oft so deutlich verrät, dass schon dem Aristoteles die Verwandtschaft dieser Art des Philosophierens mit dem Erdichten von Mythen auffiel. Während also die beiden ersten Typen für uns vorwiegend charakterologisches Interesse haben, indem die unbewussten Triebregungen und libidinösen Energien nur auf dem Umweg der Charakterbildung als Motor des Denkens und Forschens dienen, ist bei diesem dritten Typus auch der Inhalt des Systems deutlich vom Unbewussten determiniert und beeinflusst, worauf uns schon die wenigen typischen, im Laufe der philosophischen Entwicklung immer wiederkehrenden Grundanschauungen und Systeme aufmerksam machen könnten, deren vielfach überraschende Übereinstimmung in Aufbau und Inhalt mit den verunglückten Systembildungen gewisser Geisteskranker die Psychoanalyse aufgedeckt hat.

[1]) Kant: „Bisher nahm man an, alle unsere Erkenntnis müsse sich nach den Gegenständen richten; .... Man versuche es daher einmal, ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik damit besser fortkommen, dass wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserer Erkenntnis richten."

[2]) Schopenhauer: „Die Welt ist meine Vorstellung."

[3]) Bekanntlich stellt am deutlichsten Fichte das Ich und seine Betrachtung in den Mittelpunkt der Philosophie und Weltauffassung und leitet alles übrige daraus ab. — Der metaphysische Unterschied zwischen reinem und empirischem Ich kommt für unsere psychologische Betrachtung nicht in Frage.

[4]) Auch Plato bezeichnet das Denken als „sublimierten Geschlechtstrieb."

Steht diese Art des Philosophierens dem künstlerischen Schaffen nahe, so ist doch nicht zu übersehen, dass diese beiden Typen geistiger Produktivität eine scharfe Differenzierung, ja in gewisser Hinsicht eine psychoanalytisch interessante Gegensätzlichkeit aufweisen. Schon äusserlich ist der Künstler ohne ein starkes Attachement und Werbungsbedürfnis der Um- und Mitwelt gegenüber kaum denkbar, während den Philosophen eine starke Introversion seiner Libido und ein „autistisches Denken" (Bleuler) charakterisieren. Die banale Auffassung von der erotischen Freiheit des Künstlers und der sexuellen Gebundenheit (Keuschheit) des Philosophen kennzeichnet diese Gegensätzlichkeit, wenn auch grob, so doch nicht unzutreffend. [1]) Der Künstler knüpft seine allgemein menschlichen Gestaltungen immer an den Einzelfall an, der Philosoph strebt zum Allgemeinen; der Künstler will gefallen und verwendet demnach suggestive Mittel, der Philosoph will überzeugen und bedient sich logischer Mittel. Einen über die Deskription hinausgehenden Unterschied hat Schopenhauer in dem Ausspruch festgestellt: „Ein Dichter ist man nicht ohne einen gewissen Hang zur Verstellung und Falschheit; hingegen ein Philosoph nicht ohne einen gerade entgegengesetzten Hang". Die tieferen Differenzen lassen sich letzten Endes zurückführen auf eine Verschiedenheit der sexuellen Konstitution, die beim Künstler eine Hypererotik, beim Philosophen eine Anerotik zeitigt, auf verschieden ausgeprägte Partialtriebe und die mannigfachen Schicksale derselben, besonders aber auf eine beim Philosophen viel weiter getriebene Abwendung vom Sexuellen ins Geistige, Übersinnliche, Unreale.

Dementsprechend äussert sich auch das Unbewusste in diesen Systembildungen auf andere Weise als in der künstlerischen Produktion. Wir unterscheiden zweckentsprechend zwei Ausdrucksformen desselben beim Philosophen, die als metaphysische gekennzeichnet sind, da sie durch keine objektive Erkenntnis begründet erscheinen: nämlich die religiöse und die mythologische Systembildung. Die erste, von der es verschiedene Ausgestaltungen gibt, postuliert einen Schöpfer, der die Welt aus sich selbst oder aus dem Nichts hervorgebracht haben soll (Heraklit, Stoiker, Neuplatoniker, Mystiker). Wie in der Religionsbildung erkennt die Psychoanalyse auch hierin die unbewusste Universalprojektion einer im infantilen Leben mächtig gewesenen Vater-Imago und kann feststellen, dass das beim „Denker" vorherrschende Gefühl der Allmacht hier auf dem Wege der Projektion dem Vater-Gott überlassen scheint. In anderen Systemen wird das Weltall in animistischer Weise belebt und der Dualismus der toten

[1]) Sowohl Schopenhauer wie Nietzsche heben die typische Ehelosigkeit des Philosophen, die sie selbst demonstrieren, am Beispiel des Cartesius, Leibniz. Malebranche, Spinoza, Kant u. a. hervor.

Körperwelt und des sie durchdringenden Geistes wird unter dem Bilde der geschlechtlichen Befruchtung angeschaut; die reiche Ausgestaltung dieser sexuellen Symbolik bei einzelnen Mystikern verrät diese Systeme deutlich als Projektionen innerer Libidovorgänge. In bewusster Erkenntnis dieser Sexualisierung nicht nur der Denkfunktionen, sondern auch der Denkinhalte hat Ludwig Feuerbach einmal die philosophische Gegenüberstellung und spekulative Ausbeutung des Verhältnisses von Subjekt und Objekt auf das geschlechtliche Verhältnis von Mann und Frau zurückgeführt.

Die mythischen Systembildungen sind charakterisiert durch die Annahme einer übersinnlichen Welt, die, wie der subjektive Idealismus, als Entwertung, Ablehnung oder Verneinung der peinlich empfundenen Realität und als Flucht zu den aus dem Unbewussten hinaus projizierten infantilen Wunschsituationen gelten kann. Hierher gehört auch der Glaube an die Präexistenz, die Seelenwanderung und die Wiederkehr des Gleichen, der in letzter Linie, wie die entsprechenden religiösen Glaubenslehren, von unbewussten Mutterleibs- und Wiedergeburts-Phantasien ausgeht.

Diese metaphysischen Vorstellungen sind in ihrem Absehen von jeder Realitätsprüfung der psychoanalytischen Zergliederung als Phantasieprodukte am leichtesten zugänglich und erweisen sich dann als Projektionsphänomene des unbewussten Seelenlebens in eine übernatürliche Welt, die natürlich den Wünschen des betreffenden Individuums und denen vieler anderer in hohem Maße entgegenkommt, da sie psychologisch betrachtet nur eine narzisstische Selbstspiegelung des Individuums im Kosmos darstellt. Diese metaphysische Projektion bildet gewissermaßen die primitivste und häufigste Form, in der das Unbewusste in die Systembildung einströmt. Den ersten Schritt in der Richtung zur Erkenntnis des Unbewussten bilden dann die rationalistischen und mystischen Lehrgebäude, die, so gegensätzlich sie auch erscheinen mögen, doch das gemeinsam haben, dass sie das tiefste Wesen der Welt und die letzte Erkenntnis der Dinge im eigenen menschlichen Seelenleben zu finden erwarten; trotz dieser Tendenz können sie in die Gebiete des Unbewussten nicht direkt Einblick gewinnen, sondern sie nur in endopsychischer Wahrnehmung erfassen und in Symbolen darstellen. In diesem Stadium der Erkenntnis tritt uns das Unbewusste in den philosophischen Lehren als etwas Mystisches, Ungreifbares und Unerkennbares entgegen. Im Laufe der weiteren Entwicklung ist es endlich zur scharfen begrifflichen Erfassung des Unbewussten gekommen, von dem einzelne Philosophen, wie beispielsweise Hartmann, wenn auch in anderem Sinne als die Psychoanalyse, sprechen, während andere es in seiner Bedeutung und Wirksamkeit erkannt und dargestellt haben, wie Schopenhauer in der Willens-

lehre oder Nietzsche, an dessen psychoanalytische Zurückführung der metaphysischen und ethischen Bedürfnisse auf primitive Triebregungen hier nur erinnert zu werden braucht.

Um Missverständnissen vorzubeugen heben wir, obwohl ja in diesem Zusammenhang die ausschliessliche Betonung psychoanalytischer Gesichtspunkte keiner Entschuldigung bedürfte, doch ausdrücklich hervor, dass wir mit diesen skizzenhaften Bemerkungen weder das Wesen der Philosophie erschöpft noch ihre Entwicklungsgeschichte überblickt, noch die Persönlichkeit des Philosophen voll verständlich gemacht zu haben glauben. Es konnte sich nur darum handeln, flüchtig anzudeuten, von welchen Punkten aus die psychoanalytische Betrachtungsweise imstande sein wird, an diese Probleme heranzutreten. Erst eingehende Detailuntersuchungen werden zu zeigen haben, inwieweit solche Versuche zum psychologischen Verständnis der Philosophie fruchtbar sein können[1]. Zur kritischen Würdigung eines Systems werden sie natürlich niemals ausreichen und prätendieren dies auch gar nicht; sie können nur bestimmte Winke und Andeutungen über die persönliche und subjektive Bedingtheit philosophischen Denkens und Schauens geben, wodurch aber die objektive Wertung der philosophischen Ergebnisse nicht im geringsten tangiert werden muss.

Ähnliche Gesichtspunkte und Einschränkungen wie für unser Studium der Metaphysik gelten auch für die psychoanalytische Durchleuchtung der Ethik, so weit sie als philosophische Disziplin in den Systemen abgehandelt wird. Es geschieht dies meist mit dem Anspruch, dass die Philosophie auf Grund ihrer Einsichten in das Weltgeschehen und Menschenleben auch am ehesten zur Aufstellung ethischer Normen für das Verhalten des Individuums in seiner Beziehung zur Sozietät berufen sei. Wir haben hier von dieser Tendenz, welche übrigens auf die rationalistische Auffassung des Sokrates von der Lehrbarkeit der Tugend zurückgeht, vollkommen abzusehen und die ethischen Lehren der einzelnen Philosophen zunächst als den Ausdruck individueller Bedürfnisse und Forderungen psychologisch zu betrachten. Ein solches Studium lehrt, dass die Geschichte der ethischen Entwicklung innerhalb der Philosophie ein Spiegelbild der Verdrängung der krass egoistischen, gewalttätigen und grausamen Regungen des Menschen darstellt, und dass sich der Kampf gegen diese asozialen Regungen auf dem Gebiet der Ethik abspielt, wie der Kampf gegen die libidinösen Regungen im Bereiche der Metaphysik. Für die spezielle Ausgestaltung der Ethik werden also die Schicksale der infantil vorherrschenden Triebregungen der Grausamkeit und Bemächtigungslust

[1]) Vgl. die Arbeiten von Dr. phil. Alfr. Frh. v. Winterstein und Dr. Eduard Hitschmann in „Imago", II. Jahrgang 1913, H. 2, April.

maßgebend sein, die von ihrer Vermengung mit libidinösen Komponenten (Sadismus) abhängen. Zur Aufstellung ethischer Normen kommt es durch Verdrängung dieser Regungen mittels Reaktionsbildung, woraus die Forderungen des Mitleids, der Menschenliebe und Gleichachtung des Nebenmenschen resultieren. Dass diesen ethischen Postulaten ursprünglich die entgegengesetzten asozialen Regungen zugrunde liegen, zeigt sich deutlich in den von Zeit zu Zeit hervortretenden ethischen Revolutionären, welche die verweichlichende Mitleidsmoral verspotten und die skrupellose Hingabe an den krassen Egoismus, den Willen zur Macht, als Heilmittel preisen, wie Stirner und Nietzsche. Aber auch ein so tiefer Ethiker wie Schopenhauer kann sich nicht genug tun in der detaillierten Schilderung der boshaften, grausamen und eigensüchtigen Triebregungen, von Spinoza wird sogar berichtet, dass er — angeblich zu wissenschaftlichen Zwecken — Insekten aufs Grausamste gequält habe, und der wohl anspruchsvollste Ethiker unter den Philosophen, Kant, begann seine philosophische Laufbahn mit einer Abhandlung: „Über das radikale Böse in der menschlichen Natur."

So zeigt die Geschichte der Ethik den unaufhörlichen Wechsel zwischen dem Vordringen der Reaktionsbildungen gegen die egoistischen Triebe und der Tendenz, sie rücksichtslos durchzusetzen; beide Arten der Einstellung sind von der individuellen Triebanlage des einzelnen und der mehr oder minder gelungenen Verdrängung bestimmter Triebgruppen bedingt. Ähnlich verhält es sich auch mit der in vielen ethischen Systemen aufgestellten Forderung des ganzen oder teilweisen Verzichts auf den Geschlechtsverkehr und den mannigfachen Einschränkungen des Sexualgenusses (Sexualethik).[1] Die Tugend ist also nichts weniger als lehrbar, jeder ist vielmehr notwendig so weit „ethisch" als seine Verdrängung zur Schaffung und Erhaltung von Reaktionsbildungen ausreicht und die Forderungen der einzelnen Philosophen können zunächst nur für sie selbst und eine Anzahl ähnlich eingestellter Individuen Bedeutung und Geltung beanspruchen. Dass unter solchen Umständen auch das eminent wichtige Problem der scheinbaren Willensfreiheit im Sinne der psychoanalytischen Weltanschauung einer Revision bedürftig ist, mag hier nur erwähnt sein.

Wenn wir es versuchen wollen, von unserem Gesichtspunkte aus eine Einsicht in die Genese der Ethik zu gewinnen, so müssen wir davon ausgehen, dass ihr Wesen im Verzicht auf eine Lustbefriedigung besteht, den sich das Individuum freiwillig auferlegt. Insofern sind die alten Tabu-Verbote die direkten Vorläufer der ethischen Normen. Freilich ist die Motivierung in beiden Fällen ganz verschieden. Denn

---

[1]) Vgl. Christian v. Ehrenfels: „Sexualethik" (Grenzfragen Nr. 56). Wiesbaden 1908.

die Einschränkungen durch das Tabu gehen, soweit sich eine bewusste Motivierung für sie gebildet hat, auf einen durchaus egoistischen Grund, die Angst vor einem dem Übertreter drohenden Übel, zurück. Die unbewussten Gründe sind hingegen die sozialen Rücksichten auf jene Einrichtungen, insbesondere auf die primitive Familie, deren Bestand durch die Versuchung, welche das Tabu hindern soll, bedroht würde. Die Versuchung selbst wurde verdrängt und mit ihr zugleich musste auch die richtige mit ihr verbundene Motivierung bewusstseinsunfähig werden. Da das Wohlergehen des Einzelnen enge mit dem des Stammes zusammenhängt, gehen die sozialen Gründe zum grossen Teil wieder auf egoistische zurück. Zum andern Teil aber wirken libidinöse Strebungen mit, die dem Verzicht im Seelenleben erst Haltbarkeit verleihen, indem sie ihn wenigstens auf indirektem Wege lustvoll machen. Solche von der Libido ausgehende, meist wohl sekundäre Motivierungen sind z. B. die Erfahrung des grösseren Lustgewinnes durch Aufschiebung der Befriedigung oder die Liebe zu einer Person, deren Ansprüche und Gefühle durch den Verzicht geschont werden sollen.

Im Gegensatz hierzu darf bei der ethischen Einstellung der Egoismus als Motiv, etwa als Angst vor Strafe, gar keine Rolle mehr spielen. Er wird unterdrückt, im weitestgehenden Falle des „Heiligen" sogar aus dem Bewusstsein verdrängt, wie die asozialen Wünsche beim Tabu. Die soziale Motivierung hingegen, die heute, wo die Familie nicht mehr mit Staat und Menschheit zusammenfällt, farblos und unanstössig geworden ist, wird nun in den Vordergrund gestellt und für die einzige und ausreichende ausgegeben. Über die Quellen dieser sozialen Pflicht haben sich in der Wissenschaft zwei Hauptmeinungen herausgebildet, von denen die eine, durch Rousseau vertretene, eine voluntaristische Determinierung in der „ursprünglichen Güte der Menschennatur" sucht, während die andere, intellektualistische, im kategorischen Imperativ Kants gipfelt. Auf die unbewusste Motivierung der Ethik als Reaktionsbildung gegen verdrängte Triebe wurde bereits hingewiesen. Die Haupttendenz der Tabuschranke war es, das Verbotene physisch unmöglich zu machen, indem es jede Gelegenheit dazu abschnitt, während die Wirkungsweise der Ethik darin besteht, dass psychische Energien den Willen auf ihre Seite zu ziehen suchen.

Am weitesten entfernt von der direkten Einflussphäre des Unbewussten scheint das Recht zu stehen, da es der Lustbefriedigung den mindesten Spielraum gönnt und am stärksten die sachliche und logische Zweckmäßigkeit, also die Realanpassung vertritt. Das Recht in seiner reinen Form verzichtet ganz darauf, die Bundesgenossenschaft des Gefühls anzurufen, seine Formel ist nicht das „Du sollst" der Ethik, sondern das Nüchterne „Wenn du dieses tust und jenes nicht lässt, wird dir von der Gemeinschaft ein bestimmtes Übel angetan, oder

ein bestimmter Vorteil vorenthalten", wobei es der praktischen Erwägung des Einzelnen überlassen bleibt, wofür er sich entscheiden will. Damit stehen die Rechtssätze dem Tabu näher als die Ethik, nur dass das Tabu ein unbestimmtes Übel von unbestimmter Seite her androht. Blieb dieses aus, so wurde wohl die Bestrafung von der Gemeinschaft verhängt und so der Übergang vom Tabu-Verbot zum Gesetz geschaffen.

Wir lassen das Privatrecht völlig bei Seite und wollen nur dem Strafrecht eine kurze Betrachtung widmen, das infolge seiner Durchdringung mit ethischen und religiösen Anschauungen dem unbewussten Seelenleben näher steht. Diese Verwandtschaft tritt auch äusserlich in Erscheinung durch die vielgestaltige Symbolik, mit welcher Rechtssprechung und Strafvollzug bei allen Völkern ausgestattet waren[1]). Selbst in unserer Zeit, die sonst die für den praktischen Zweck unbrauchbare Symbolik beseitigt, hat sich ein Stück davon im Strafprozess erhalten. Die Bedeutung dieser Symbolik hat J. Storfer[2]) in einem Fall, bei der Bestrafung des parricidium im alten Rom, mit Glück erforscht. Es gelang ihm nachzuweisen, dass die Symbolik der Ausdruck der allgemeinen unbewussten Annahme gewesen sei, das Motiv für den Vatermörder (der Grundfall des parricida) sei immer das Streben nach dem Alleinbesitz der Mutter. Von einer solchen hypothetischen Form der Beteiligung des Unbewussten bei der Bestrafung lässt sich natürlich nur im übertragenen Sinne sprechen. In Wahrheit muss es sich darum handeln, dass jeder Einzelne sich unbewusst in die seelische Situation des Verbrechers versetzt, sich mit ihm identifiziert. Das Verbrechen, das die Gemeinschaft bestraft, wurde also unbewusst von jedem einzelnen ihrer Mitglieder mitbegangen. Die Bestrafung gibt ihr dann willkommene Gelegenheit das sonst Verbotene Grausame unter einer sozialen Sanktion ihrerseits zu tun. Die Vorliebe, mit der bei solcher Gelegenheit dem Verbrecher das Gleiche angetan wurde, was er getan und das Unbewusste der anderen gewünscht hatte (ius tàlionis), ist als schliessliche reale Durchführung des durch das Verbrechen geweckten Wunsches anzusehen.

Der Verbrecher, der diejenigen Handlungen begeht, auf welche die Anderen bereits verzichtet haben, stellt also eine niedrigere Stufe der Triebbeherrschung dar, vom Standpunkt der gegenwärtigen Kultur gesehen ein Rückschlagsphänomen in primitivere Epochen. Die von Lombroso betonte anthropologische Ähnlichkeit des Verbrechers mit dem Wilden hat eine psychologische Parallele, welche aber auch auf den Neurotiker Bezug nimmt, der, wenn auch auf andere Weise, durch missglückte Triebverdrängung an der sozialen Einordnung scheitert.

---

[1]) Max Schlesinger: „Die Geschichte des Symbols". Berlin 1912, III. Buch, Kap. 2, sowie die hier verzeichnete Literatur (S. 267 ff).

[2]) J. Storfer: „Zur Sonderstellung des Vatermordes". Wien u. Leipzig 1911.

Die Kriminalpsychologie hat von den Einsichten der Psychoanalyse bisher noch wenig Gebrauch gemacht[1]). Ein Weg, der einen Zusammenhang mit dem Unbewussten erkennen lässt, wurde durch das Assoziations-Experiment angebahnt. Die dabei gewählte Form ist die von der Schweizer Schule der Psychoanalyse (Jung u. a.) ausgebildete, wobei die Erfahrung gemacht worden war, dass die Gefühle und Erlebnisse der Versuchsperson durch die Reaktionen auf eine Reihe ausgewählter Reizworte häufig ans Licht gebracht werden konnten. Da für den Verbrecher seine Tat zu den stark gefühlsbetonten Komplexen gehört, so ergab sich die Aussicht, den Tatbestand festzustellen und den mutmaßlichen Verbrecher zu überführen[2]).

Wir haben vorhin vom Verbrechen als einem Rückschlagsphänomen gesprochen und müssen uns nun auch die Frage vorlegen, unter welchen Bedingungen eine Tat zuerst so gewertet werden konnte. Auch in dieser Hinsicht gibt die bereits erwähnte Arbeit Storfers wertvollen Aufschluss. Im Frühstadium der sozialen Entwicklung, in der Epoche der Vaterrechtsfamilie, war der Vatermord mit Hochverrat gleichbedeutend; da die sonst übliche primitive Art der Sühnung, die Blutrache, in diesem Falle nicht möglich war — innerhalb der Familie nicht, weil der Sohn durch das Gelingen seiner Tat Geschlechtsoberhaupt geworden war und nicht von Sippe zu Sippe, weil keine Verletzung eines fremden Geschlechtsgenossen vorlag — wurde das Bestreben, das Leben des wichtigsten Gliedes der Gemeinschaft zu schützen, zum ersten Anlass der Statuierung der Strafbarkeit einer Handlung vom Gesichtspunkte des öffentlichen Rechts. Der Vatermord ist daher als Archityp des Verbrechens anzusehen.

In primitiven Verhältnissen ist das Motiv einer solchen Tat in der wirtschaftlichen Rivalität zwischen Vater und Sohn zu suchen. Tatsächlich findet sich bei vielen Völkern die Institution der Beseitigung des Vaters durch den zu Kräften gelangten Sohn. Unter den wirtschaftlichen Gütern steht das Weib in erster Reihe und das ausschliessliche Recht des Vaters auf alle Frauen der Familie hat in dem jus primae noctis der patriarchalisch gebliebenen Gemeinwesen seine Spuren hinterlassen. Die Parallele mit dem, was die Psychoanalyse im unbewussten Seelenleben des einzelnen gefunden hat, lässt sich also auch in der Entstehung und Entwicklung des Strafrechtes nachweisen.

---

1) Hinweise vergl. bei Erich Wulffen: „Der Sexualverbrecher". Berlin 1909.

2) C. G. Jung: „Die psycholog. Diagnose des Tatbestandes". Juristisch-psychiatrische Grenzfragen IV, 2. Marhold, Halle 1906.

A. Stöhr: „Psychologie der Aussage". „Das Recht". Sammlung v. Abhandlungen f. Juristen und Laien, Bd. IX/X. Berlin 1912.

VII.

Pädagogik und Charakterologie.

Die Psychoanalyse ist nicht nur eine Wissenschaft, welche eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntnis des menschlichen Geisteslebens darstellt; vielmehr wurde sie zunächst als praktische Behandlungsmethode zur Beeinflussung seelischer Störungen ausgebildet.

Das Wesen dieser therapeutischen Technik besteht darin, den Kranken von der zwanghaften Herrschaft gewisser mit seinem Ich unverträglicher, aber unzureichend verdrängter Triebregungen, die aus dem Unbewussten ihre übermächtige Wirkung entfalten, zu befreien, indem der unzweckmäßige Prozess der vom Lust-Unlustprinzip automatisch ausgehenden Verdrängung in der Analyse rückgängig gemacht und durch die der Realanpassung entsprechende bewusste Beherrschung dieser Regungen ersetzt wird.

Die Mittel dieser Beeinflussung sind, der Natur des Leidens entsprechend, weniger intellektueller als affektiver Art und werden vom Heilungswunsch des Patienten, sowie seinem intellektuellen Interesse an der Analyse gefördert. Durch die Einfälle des Patienten, seine Träume, Symptomhandlungen, Fehlleistungen und andere Äusserungen werden Zugänge zu seinem Unbewussten geschaffen und schrittweise erweitert, wobei dem Arzt die Intensität der ursprünglichen Verdrängung als Widerstand gegen die Aufdeckung des Unbewussten entgegentritt. Die Beseitigung dieser Widerstände ist die Hauptaufgabe der Kur. Sie gelingt nur mit Hilfe eines dynamischen Faktors, von dessen richtigem Eingreifen die Möglichkeit und der Erfolg der Behandlung abhängen. Es ist dies der Einfluss des Arztes, der auf Grund einer bestimmten affektiven Einstellung des Patienten möglich wird, die wir Übertragung heissen, weil sie einer auf die Person des Arztes transponierten Affektlage der Zu- und Abneigung entspricht, welche ehemals bedeutsamen und autoritativen Personen der Kindheit gegolten hatte (Eltern, Verwandte, Pflegepersonen, Lehrer, Priester). In der Verwendung des suggestiven Faktors unterscheidet sich die Psychoanalyse von allen anderen psychotherapeutischen Methoden darin, dass sie sich der eigentümlichen Art seiner Wirksamkeit fortwährend bewusst bleibt und die gefügige Gläubigkeit des Patienten dazu benützt, um

dauernde Veränderungen in seinem Seelenleben herbeizuführen, die ihm auch nach der notwendigen Auflösung des Übertragungsverhältnisses seine psychische Leistungsfähigkeit und Selbständigkeit gewährleisten.

Die Wirkung der psychoanalytischen Beeinflussung setzt sich aus zwei Faktoren zusammen: die Befreiung der verdrängten Triebregungen aus der falschen symptombildenden Einstellung und ihre neuerliche zweckmäßige Anpassung an reale Befriedigungsmöglichkeiten, d. h. Hinlenkung in sozial wertvolle Betätigungsbahnen (Sublimierung), welche Unterordnungen in einem früheren Stadium der Entwicklung missglückt waren. Die psychoanalytische Therapie ist so einer „Nacherziehung zur Überwindung von Kindheitsresten“ (Freud) gleichzustellen und hat als solche ein Anrecht auf pädagogische Wertung.

Allerdings ist die für den erwachsenen und gemütskranken Menschen ausgebildete Therapie nicht ohne weiteres geeignet, in direkter Anwendung auf das gesunde heranwachsende Kind übertragen zu werden. Die Natur der psychoanalytischen Aufgabe und ihrer Lösung brachte es mit sich, dass sie zunächst nur auf eine sozusagen negative Seite der Erziehungsaufgabe Licht wirft, indem sie uns lehrt, welche Einflüsse vom Kinde fernzuhalten sind, um es vor dem späteren Verfall in Neurose, dem Zusammenbruch aller Erziehungserfolge, zu bewahren.

Die Grundlage zur Durchführung der positiven pädagogischen Aufgaben muss eine verständnisvolle sexuelle Erziehung, einschliesslich sexueller Aufklärung sein. Diese sollte nicht, wie so häufig noch, durch grobe Verführung, brüske Einweihung oder zufällige Belauschung sexueller Akte (bes. der Eltern) erfolgen. Vielmehr sind alle diese schädigenden Einflüsse fern zu halten, anderseits aber jedes Aufdrängen auch von gesundem Sexualwissen, insbesondere aber jede Art von Geheimnistuerei in sexuellen Dingen zu vermeiden. So weit es geht soll man das Kind, bei möglichster Fernhaltung direkt schädigender Einwirkungen, für sich gewähren lassen und es so wenig als möglich in seiner natürlichen Entwicklung hemmen. Das Kind nimmt die sexuellen Dinge, von denen es durch Vorgänge am eigenen Körper und seine scharfsichtige Beobachtung des ihn umgebenden Stückes Natur Kenntnis erhält, zunächst wie andere Erfahrungstatsachen hin und so muss sie auch der Erwachsene wieder nehmen lernen, wenn er dem Kinde ein hilfreicher Berater sein will. Eine eigentliche Aufklärung hätte erst zu erfolgen, sobald das Kind selbst durch spontane Fragen ein intensiveres Interesse für die Bedeutung der sexuellen Vorgänge verrät, die ihm infolge seiner geringen Erfahrung nur teilweise oder garnicht verständlich sein können.

Der heranwachsende Mensch, der sich dafür interessiert, woher die Kinder kommen, hat ein Recht, wenn auch nicht auf vollständige,

so doch auf unentstellte Auskunft, deren Vorenthaltung oder Verfälschung sich später schwer rächen kann. Aber auch eine unmittelbar verhängnisvolle Folge kann sich bei dem in der Regel schon vor dem Fragen einigermaßen informierten Kind einstellen, wenn es sich von den Eltern belogen und hintergangen fühlt. Es verliert nicht selten alle Achtung und jedes Vertrauen den Erwachsenen gegenüber und wird der Beeinflussung durch den Erzieher schwer zugänglich.

Denn schon beim Kind stellt sich jenes bedeutungsvolle Übertragungsverhältnis libidinöser Regungen auf die Personen der nächsten Umgebung her, das wie in der psychoanalytischen Kur so auch in der normalen Erziehung als wichtigster Hebel der suggestiven Beeinflussung erkannt wurde. Wie das Kind den Eltern, insbesondere dem Vater gegenüber eingestellt war, so wird es sich den diese Autoritäten später vertretenden Respektspersonen (Lehrer, Priester, Vorgesetzter, Chef etc.) gegenüberstellen, und darum bleibt die wichtigste Bedingung aller späteren Erziehungsarbeit die Herstellung und Erhaltung guter Beziehungen in der Familie, die leider gegenwärtig nur die Ausnahme, nicht die Regel sind. Andererseits dürfen diese Beziehungen aber auch nicht zu innig werden, da sonst die Übertragungs-, Sublimierungs- und Ablösungsfähigkeit der Elternlibido erschwert und bis zur neurotischen Fixierung eingeschränkt werden kann. Die glatte Ablösung von der Autorität der Eltern und der sie vertretenden Persönlichkeiten ist eine der wichtigsten, aber auch schwierigsten Leistungen, welche dem Kinde beim Abschluss der Erziehungsarbeit obliegen, wenn es zu psychischer und sozialer Selbständigkeit gelangen soll. Hier hat die Pädagogik aus dem Übertragungsverhältnis und seiner schrittweisen Lösung in der psychoanalytischen Kur noch viel zu lernen.

Die Psychoanalyse gestattet aber nicht nur die Aufzeigung und Vermeidung von bisher begangenen Erziehungsfehlern, sondern vermag auch in positiver Weise zur Erzielung besserer Resultate anzuleiten. Das psychoanalytische Studium der Neurosen hat das Problem der Charakterbildung und -Entwicklung von der dynamischen Seite beleuchtet, die bisher fast völlig im Dunkel geblieben war. Zwar kann sie über die den Charakter des Menschen beeinflussende Anlage nichts aussagen, was über die spärlichen und unsicheren Ergebnisse der Vererbungslehre hinausginge, weiss aber um so mehr von dem Prozess ihrer Ausgestaltung, der durch äussere und innere Vorgänge des individuellen Lebens entscheidend bestimmt wird. Der Charakter kann wohl als eine besonders ausgeprägte, in typischer Art erfolgende Reaktionsweise des Individuums aufgefasst werden; die analytische Forschung hat nun ergeben, dass bei seiner Ausbildung den intellektuellen Momenten ein weit geringerer Anteil zukomme, als man bisher anzunehmen geneigt war. Vielmehr beruht die Charakterbildung auf einer für das Individuum

zweckmäßigen Ökonomie des psychischen Kräftespiels, welche jeweils eine ganz bestimmte Verteilung von Affektmengen, ein gewisses Maß von Triebbefriedigung, -Unterdrückung und -Sublimierung erfordert. Die bleibenden Charakterzüge eines Menschen sind entweder unveränderte Fortsetzungen der ursprünglichen Triebregungen, Ablenkungen derselben auf höhere Ziele oder Reaktionsbildungen gegen dieselben. So kann etwa ein ursprünglich grausames Kind, das sich an Tierquälereien sadistisch befriedigte, später ein Metzger oder ein passionierter Jäger werden, und damit die alte Triebbetätigung und -Befriedigung in wenig modifizierter, wenn auch sozial nützlicher Weise fortsetzen; es kann aber auch einen Beruf wählen, der ihm dies im Dienste höherer, intellektueller und wissenschaftlicher Interessen gestattet, und etwa als Naturforscher die Vivisektion mit besonderem Interesse betreiben, oder als Chirurg der Wissenschaft und seinen Mitmenschen wertvolle Dienste leisten; in einem dritten Falle kann die allzu mächtige Triebregung intensiver Verdrängung verfallen und auf dem Wege der Reaktionsbildung in humanitären und ethischen Betätigungen Befriedigung suchen, die dem ursprünglichen Triebziele entgegengesetzt sind, indem das grausam-sadistische Kind im späteren Leben äusserst mitleidig wird und sich mit besonderer Vorliebe etwa dem Tierschutz widmet. Schliesslich sind bei Verstärkung der ursprünglichen Triebanlage im Laufe der Reifung und mangelnder Ausbildung von Hemmungen die antisozialen Ausgänge in Perversion (Sadismus) und Verbrechen (Messerheld) möglich, wie andererseits eine allzu intensive Verdrängung zum missglückten Ausgang in die asoziale (Zwangs-) Neurose führen kann.

Andere Charaktereigenschaften zeigen weniger einfache Beziehungen zu den ihnen zugrunde liegenden Triebkomponenten oder den aus diesen zusammengesetzten Strebungen; manche sind in ihrer Entstehung nicht eindeutig bestimmt, da einzelne Triebanteile verschiedene Schicksale erfahren können, andererseits mehrere Teiltriebe zur endgültigen Konstituierung eines Charakterzuges zusammengewirkt haben, einander verstärkend, paralysierend, verschränkend. Doch hat die psychoanalytische Triebanalyse übereinstimmend ergeben, dass unsere besten Tugenden, viele unserer wertvollsten geistigen Leistungen und sozialen Institutionen der Umwandlung ursprünglich böser, niedriger und asozialer Triebe ihre Entstehung verdanken.

Auch für die spätere Berufswahl des Kindes und die Vermeidung der oft so verhängnisvollen Irrtümer dabei gibt die psychoanalytische Betrachtungsweise dem Erzieher gewisse Anhaltspunkte, die der Beachtung wert sind, wenn auch im einzelnen Falle häufig genug äussere, der Beeinflussung widerstrebende Faktoren unerbittlich ihr Recht fordern. Im allgemeinen wird das Individuum dem Erziehungsideal:

subjektiv am glücklichsten zu sein und zugleich seinen Beruf im Dienste der Sozietät am vollkommensten auszufüllen, am nächsten kommen, wo ihm gestattet wird, die infantilen Lustquellen der Triebbetätigung in einer sublimierten und für die Gesellschaft nützlichen Form zu verwerten, wie das etwa für das angeführte Beispiel vom Chirurgen zutrifft.

Neben der dynamischen Auffassung beruht ein weiteres Stück des psychoanalytischen Verständnisses der Charakterbildung auf der Einsicht, dass insbesondere die im normalen Sozial- und Liebesleben unbrauchbaren Partialtriebe der Sexualität solcher Verwandlungen und Veredlungen am ehesten fähig sind, dass es daher Aufgabe der Erziehung ist, die Äusserungen dieser asozialen und „perversen“ Triebe beim Kinde nicht zum Anlass ihrer schärfsten gewaltsamen Unterdrückung zu nehmen, sondern als Anzeichen dafür, zu welcher Zeit und an welchen Stellen eine günstige Beeinflussung der Triebrichtung erforderlich ist. Besonders sind es die in früher Kindheit mit den Exkretionsfunktionen verknüpften Lustgefühle (Anal- und Urethral-Erotik), welche beim heutigen Kulturmenschen der intensivsten Verdrängung unterliegen und vorwiegend durch Reaktionsbildungen gegen diese „animalischen“ Interessen wesentliche Beiträge zur Konstitution des Charakters liefern. Das Verhalten des Menschen gegen seine animalischen Funktionen (zu denen übrigens auch die Sexualität gerechnet wird) und die Art seiner psychischen Reaktionsbildungen darauf sind nicht nur für den einzelnen überaus charakteristisch, sondern scheinen auch wesentliche Rassenunterschiede und -Abneigungen zu begründen.

Für den Erzieher ergibt sich aus den psychoanalytischen Erfahrungen die Forderung, neben den intellektuellen Komponenten der Charakterbildung insbesondere die affektiven Momente der Übertragung, ferner die dynamischen des sexuellen Triebanteils und seines Schicksals schärfer ins Auge zu fassen und durch zielbewusste Leitung nutzbar zu machen. In diesem Sinne muss die Psychoanalyse zunächst eine Erziehungsmethode für die erwachsenen Gesunden werden, wie sie es für die erwachsenen Kranken bereits ist, mit denen die Gesunden das Stück Amnesie für die bedeutungsvollsten Vorgänge der Kindheit gemeinsam haben, welches ihnen das Verständnis für das Seelenleben des Kindes erschwert und verwehrt. Aufgabe einer psychoanalyitschen Propaganda wird es sein, die Erzieher zur Selbsterkenntnis, zur psychischen Freiheit und Offenheit zu erziehen, die zum intimen Verkehr mit Kindern und zu ihrer günstigen Beeinflussung erforderlich sind.

Im Ganzen warnt die Psychoanalyse davor, an das Kind zu strenge Verdrängungsanforderungen zu stellen, legt vielmehr stärkere Berücksichtigung der individuellen Leistungsfähigkeit nahe, die allerdings auf ein gewisses gemeinsames Kulturniveau gehoben werden soll. Aufgabe der Erziehung kann es im allgemeinen nicht so sehr sein, Verdrängungen

auf gewaltsame Weise neu zu schaffen, als vielmehr die auf Grund innerer Vorgänge und der allgemeinen Einwirkung des Kulturmilieus bei einzelnen Regungen bereits spontan einsetzende Verdrängungsneigung bei ihrem Auftreten und Fortschreiten sorgsam zu beobachten und in zweckentsprechender Weise zu unterstützen; insbesondere darauf zu achten, dass sie nicht übermäßig intensiv beansprucht werde und den Trieb in falsche und schädliche Bahnen lenke. Sie empfiehlt Triebbeherrschung an Stelle von Triebunterdrückung anzustreben, dem Kinde den Verzicht auf momentane Lustbefriedigung zugunsten einer späteren, höherwertigen, der Realforderung angepassten, zu erleichtern durch gewisse Lustprämien, die aber nicht in herkömmlicher Weise in materiellen (Spielsachen, Zuckerwerk, Geld etc.), sondern in ideellen Werten zu bestehen hätten. Das Kind ist nur durch Liebe zu erziehen und wird sich unter dieser Bedingung auch durch die zeitweilige Entziehung derselben genügend gestraft fühlen. Nur einer geliebten Person zuliebe gibt es unerwünschte Betätigungen und Ziele auf, nimmt es nachahmend auf dem Wege der Identifizierung mit den Erwachsenen an, was die Kultur in Gestalt dieser Liebesobjekte von ihm fordern darf.

Ausser den negativen und positiven Winken und Anregungen, welche die Erziehungslehre aus den Resultaten der psychoanalytischen Erforschung des Seelenlebens erwachsener, in der Erziehung verunglückter Menschen gewinnen und sich zu Nutze machen kann, bietet die pädagogische Praxis nicht selten Gelegenheit, die psychoanalytischen Gesichtspunkte und technischen Hilfsmittel in direkte Anwendung zu bringen, wo es sich nämlich darum handelt, Kinder und Jugendliche, die sich bereits auf falscher Bahn befinden, günstig zu beeinflussen und vor weiteren, vielleicht schweren Schädigungen zu bewahren, noch ehe sie Gelegenheit haben, verheerend ins soziale Leben überzugreifen. Auszuschliessen von der pädagogischen Beeinflussung in diesem Sinne sind schwachsinnige, moralisch schwer defekte oder degenerierte Individuen, ebenso wie ausgesprochene Neurotiker, deren Behandlung dem analytisch geschulten Arzte überlassen bleiben soll. Trotz dieser Einschränkungen eröffnet sich für den Pädagogen und, wie vielversprechende Arbeiten des Züricher Pastors Dr. Oskar Pfister zeigen, auch für den Seelsorger ein reiches und fruchtbares Arbeitsfeld, das jetzt so gut wie brach liegt. Eine Menge von kindlichen Eigenheiten, die entweder gar nicht oder nur falsch verstanden und durch die üblichen pädagogischen Maßnahmen meist nur verschlimmert werden, enthüllen sich dem psychoanalytisch geschulten Erzieher auf den ersten Blick als vom Unbewussten determinierte neurotische Züge, die, im Stadium ihres Auftretens und im jugendlichen Alter erkannt, leicht unschädlich gemacht werden können; zugleich wird das neurotisch disponierte Individuum durch solches Eingreifen befähigt, den späteren Kampf zur Beherrschung seines

Trieblebens besser gerüstet anzutreten. Jeder, der nur in ein paar Fällen die Genugtuung erlebt hat, kindliche Fehler, die als Bosheit, Eigensinn, Verschlossenheit, als Lügenhaftigkeit, Stehltrieb, Arbeitscheu, jeder pädagogischen Beeinflussung hartnäckig widerstanden hatten, durch psychoanalytische Zurückführung auf neurotische Einstellung zu den Eltern oder falsche Triebverschiebung schwinden, ja nicht selten den gegenteiligen Tugenden weichen zu sehen, musste der Überzeugung Ausdruck geben, dass die Psychoanalyse der Erziehungslehre unschätzbare Dienste zu leisten bestimmt ist. Aber auch einzelne klinisch schwerer wiegende Symptome, wie Angstzustände bestimmter Art (Tierphobien, Pavor nocturnus u. a.), Idiosynkrasien (gegen Speisen, Personen, Gegenstände), Verschrobenheiten und leichte nervöse Symptome körperlicher Natur (Stottern, nervöses Husten, Räuspern), erweisen sich durch ihren neurotischen Charakter und die unter Umständen von Seiten des Erziehers leichter erzielbare Beeinflussung als pädagogisch zugängliche Objekte der Psychoanalyse; zumindest aber sind sie dem analytisch geschulten Erzieher in statu nascendi erkennbar und können, wo es nötig ist, frühzeitig der ärztlichen Behandlung zugeführt werden.

Im allgemeinen darf man sagen, dass die Psychoanalyse, wie sie bereits weit über ihre ursprünglich rein therapeutische Bedeutung hinaus zu einer Wissenschaft, ja zu einer geistigen Bewegung geworden ist, auch ihre pädagogische Verwendung über das Gebiet der individuellen Prophylaxe hinaus als positive Erziehungslehre soziale Bedeutung gewinnt. Und wenn auch ihre Forschungsrichtung sie notwendiger Weise immer wieder vom unbewussten Seelenleben ausgehen heisst, so ist doch nicht zu übersehen, dass sie in letzter Linie die bessere Beherrschung dieses Unbewussten durch ständige Erweiterung des bewussten Gesichtskreises anstrebt. Damit ist freilich dem Menschen, der mit Beginn der Zivilisation auf direkte Ausnützung gewisser Lustquellen, mit fortschreitender Kultur allmählich auch auf die in den vorhergehenden Kapiteln erörterten Wunschkompensationen derselben verzichten lernen muss, eine weitere Versagung auferlegt, die durch den intellektuellen Faktor lustbetonter Erkenntnis und bewusster Beherrschung des eigenen Ich wie der Aussenwelt allerdings bis zu einem gewissen Grade wettgemacht wird. In diesem der Menschheit aufgezwungenen Verzicht des Lustprinzips zu Gunsten der Realitätsanpassung ist die Erziehung unser wertvollstes Hilfsmittel, da sie das junge und heranwachsende Menschenkind rechtzeitig darauf vorbereiten, ihm zweckmäßige Wege der Ersatzbefriedigung weisen und so für das kulturelle Leben tauglich machen kann, indem sie ihm die Flucht in die alten, als unzweckmäßig verlassenen Einstellungsweisen erspart und verwehrt.

Buchdruckerei Carl Ritter, G. m. b. H., Wiesbaden.

Verlag von J. F. BERGMANN in Wiesbaden.

Über den nervösen Charakter.

Grundzüge einer vergleichenden Individual-Psychologie und Psychotherapie.

Von

Dr. Alfred Adler,
Wien.

Preis Mk. 6.50, gebunden Mk. 7.70.

Aus Besprechungen.

Grundzüge einer vergleichenden Individualpsychologie und Psychotherapie nennt Verf. selbst sein Buch. Dasselbe stellt sich als organischer Weiterbau dar auf Basis jener Anschauungen, welche er in der Studie über Minderwertigkeit von Organen seinerzeit niedergelegt. In einem aus drei Kapiteln bestehenden theoretischen Teil gibt Verf. seine Überzeugung wieder: „Am Anfang der Entwicklung zur Neurose steht drohend das Gefühl der Unsicherheit und Minderwertigkeit und verlangt mit Macht eine leitende, sichernde, beruhigende Zwecksetzung, um das Leben erträglich zu machen. Was wir das Wesen der Neurose nennen, besteht aus dem vermehrten Aufwand der verfügbaren psychischen Mittel. Unter diesen ragen besonders hervor: Hilfskonstruktionen und Fiktionen im Denken, Handeln und Wollen . . . Wie die tastende Geste, wie die rückwärts gewandte Pose, wie die körperliche Haltung bei der Aggression, wie die Mimik als Ausdrucksformen und Mittel der Motilität, so dienen die Charakterzüge, insbesondere die neurotischen, als psychische Mittel und Ausdrucksformen dazu, die Rechnung des Lebens einzuleiten, Stellung zu nehmen, im Schwanken des Seins einen fixen Punkt zu gewinnen, um das sichernde Endziel, das Gefühl der Überwertigkeit, zu erreichen".

Die Durcharbeitung der Gedankengänge des Verf. im einzelnen, ist in einem kurzen Referate nicht zu erfassen; das Buch verkörpert eine Weltanschauung mit Deutungen und Symbolisierungen, welche Verf. in die Natur hineinlegt. Auch im zweiten praktisch genannten Teil des Buches steht Verf. auf hoher, philosophischer Warte, er leitet Charakterzüge, wie wir sie bei Nervösen, richtiger Minderwertigen finden, von der fiktiven Idee ab und schliesst: „Minderwertige Organe und neurotische Phänomene sind Symbole von gestaltenden Kräften, die einen selbstgesetzten Lebensplan mit erhöhten Anstrengungen und Kunstgriffen zu erfüllen trachten".

Wiener Klinische Wochenschrift.

Die Sprache des Traumes.

Eine Darstellung der Symbolik und Deutung des Traumes in ihren Beziehungen zur kranken und gesunden Seele

für

Ärzte und Psychologen

von

Dr. **Wilhelm Stekel,**

Spezialarzt für Psychotherapie und Nervenleiden in Wien.

Preis M. **12.60**, geb. M. **14.**—.

Aus Besprechungen:

Das Werk ist in der Literatur der Träume einzig in seiner Art. Der bekannte Wiener Verfasser bringt in diesem Buch aus seiner Erfahrung, die das Studium von nicht weniger als zehntausend Träumen umfasst, die Analyse von fünfhundertvierundneunzig Träumen. Allein vom Standpunkt der Empirie betrachtet, kann ein Werk, das über das klassifizierte Material einer solchen Anzahl Träume verfügt, nur nützlich sein. . . . . . Ein anderer Vorzug des Buches ist die grosse Zahl von Beweismaterial, das aus vielseitigen Quellen zusammengetragen und reich mit Anmerkungen versehen ist. Ein anderes anregendes und charakteristisches Merkmal des Buches sind die Verallgemeinerungen, zu denen der Verfasser von seinem Material ausgehend gelangt. Es ist wohltuend zu sehen, wie diese Verallgemeinerungen immer das Resultat des eigenen Denkens des Verfassers sind und nicht sklavische Wiederholungen der Ansichten des Meisters, welche, so wahr sie auch sein mögen, Material in die Hände der Kritiker gegeben haben. Zum Schluss empfiehlt der Referent das Werk als einen äusserst wertvollen Beitrag zur modernen Psychopathologie. Der Traum wird in seiner Bedeutung ins rechte Licht gerückt. Man erkennt seine Bedeutung als Quelle unschätzbaren Materials. Dieses ermöglicht uns das Verständnis der geistigen Verfassung unserer Kranken — ja es ermöglicht uns sogar die Anwendung einer rationellen Psychotherapie.

Journal of Nervous and Mental Diseases.

In seinem Buche „Die Sprache des Traumes“ bringt Stekel ausführlich alles Bemerkenswerte über das Wesen und die Deutung des Traumes. Ihm kommt es im wesentlichen darauf an, die Symbolik des Traumes zu ergründen und zu zeigen, dass das primitive Denken ursprünglich symbolisch gewesen sei. Im Traume spielen hauptsächlich zwei Faktoren eine überwiegende Rolle: das Erotische und das Kriminelle, so dass man nahezu sagen kann: der geheime Verbrecher in uns tobt sich im Traum aus, doch es steht das Kriminelle fast stets im Dienste des Sexuellen. Die Analyse des Traumes muss von der Deutung der einzelnen Traumelemente ausgehen, wobei es nach Freud zweifelhaft ist, ob das Traumelement: a) im positiven oder negativen Sinne gewonnen werden soll (Gegensatzrelation); b) historisch zu deuten ist (als Reminiszenz); c) symbolisch oder ob d) seine Verwertung vom Wortlaut ausgehen soll. An der Hand von 594 Träumen, die eingehend analysiert und in ein bestimmtes System eingegliedert werden, führt uns Stekel in dies Gebiet ein. Er zeigt die Bedeutung der Traumentstellung, der Reden im Traume, der Affekte im Traume, er erklärt besonders ausführlich die Bedeutung der Todessymbolik. Zum Schlusse beschreibt er die Technik der Traumdeutung, indem er den Gang einer Psychoanalyse vorführt.

Zentralblatt für Physiologie.

GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

BEGRÜNDET VON
Dr. L. LOEWENFELD UND Dr. H. KURELLA.
IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON
Hofrat Dr. L. LOEWENFELD
IN MÜNCHEN.

XCIII.

Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Geisteswissenschaften.

Von

Dr. Otto Rank und Dr. Hanns Sachs
in Wien.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1913.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03476 4434

